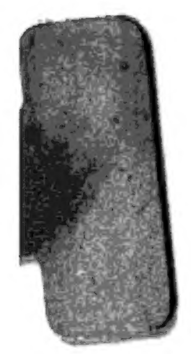
PALATINA: HEIMATBLATT DES PFÄLZER ANZEIGERS. 1873





Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 1. | Speyer, Donnerstag, den 2. Januar | 1873.

Neujahrslied.

Fröhlich begonnen,
Halb schon gewonnen,
Liebe Freunde thut mir Bescheid;
Seid mit der Stunde,
Der guten, im Bunde,
Macht Euch um Künft'ges kein Herzeleid.

Wonnen und Wehen,
Müssen vergehen,
Also lenkt es die göttliche Hand,
Nicht nur in Tücke,
Nein auch im Glücke
Taugte uns nimmer ein ew'ger Bestand.

Blickt auf das Leben,
So Euch gegeben,
Dornen genugsam wand es zum Strauß;
Doch was wir litten
Und in uns stritten,
Freunde, möchten wir's missen daraus?

Rehe im Walde
Flieh'n nicht so balde,
Schneller kein Vogel die Lüfte durchkreist
Als die Minute
Fliehet, die gute,
Die ein Röslein am Wege uns weist.

Drum in's Vergeh'nde
Nimmer verweh'nde
Saat Eures Geistes streut sie hinein,
Wiedergeboren,
Frisch, unverloren,
Wird jeder Tag Eures Lebens sein.

Was dann auch dräue,
Haltet die Treue;
Unter der Fahne wird Keiner zum Spott.
Fröhlich begonnen,
Halb schon gewonnen —
Fröhliches Ende, das gebe uns Gott!

Gotha. C. von Schwarzkoppen, geb. von François.

---

* Das Thurmkätherlein. *)

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

Erstes Buch.

Der Preislauf.

Erstes Capitel.

Junker Fritz.

An einem heitern Herbsttage des Jahres 1447 ritt eine kleine Gesellschaft ritterlicher Herren, denen einige Knappen und Knechte folgten, von Rappoltsweiler über die Rebenhöhen nach Süden, durch eine der schönsten Landschaften des Elsasses. Noch schauten ihnen die drei stolzen Rappoltsteiner Bergschlösser nach, während rechts und links andere adelige Burgen, wohl erhalten oder schon damals gebrochen, von den Vorhöhen des Wasgaugebirges oder von den Weinhügeln aufragten, an deren Fuß die reichen Winzerdörfer lagen. Das Laub im Rebengefilde war schon herbstlich gefärbt, die Traubenlese zumeist vorüber. Nur da und dort ertönte noch der verspätete Jubel einer Winzergruppe; dann und wann hielt eine Mostfuhre auf dem Wege, um die edeln Reiter vorüberzulassen, und manchmal holten diese feiertäglich gekleidete Mädchen und Bursche ein, welche schäkernd dahin wanderten, aber mit schüchterner Ehrerbietung zu den Reitern aufgrüßten, bei denen sie auch den edlen Herrn von Rappoltstein gewahrten. Durch einen schönen Winzerort waren die Reiter stets durch Reben auf eine Anhöhe hinan gelangt, von der man über weite Weingelände auf die Thürme einer größeren Stadt in der Ebene sah, näher aber und gebirgseinwärts in ein mit Weinbergen eingefaßtes, herrliches Thal, in dessen Grund nahe beisammen drei bewährte Städte lagen. Einer der Reiter, der um eine halbe Pferdelänge den andern voraus war, hielt sein edles Roß auf jener Höhe an, indem er einen Blick in das reiche Land hinaus warf. Es war noch ein junger Herr, kaum vierundzwanzig Jahre alt. Aber seine hohe, kräftige Gestalt, der offene, kluge und zugleich kühne Ausdruck seines länglichen Gesichtes, die ritterliche Haltung zu Roß, in Ton und Geberden zeichneten ihn vor seinen älteren Begleitern aus, die ihm auch sichtlich den Vorrang willig einräumten. Seine

*) Nachdruck ist untersagt.

Kleidung hatte den Schnitt, wie er damals von dem tonangebenden burgundischen Hofe schon bei den vornehmen jungen Edelleuten in den Rheinlanden angenommen war. Der kurze, enge Rock von weißer Farbe legte keine Falte um die schlanke, jedoch kräftige, breitschulterige Figur, während der rothe, an den Rändern ausgezackte Mantel noch über den Rücken des Pferdes hinunter wallte. Gürtel, Spangen und Schwertesknauf glänzten goldfarben, so daß der Anzug des jungen Herrn die Wappenfarben des pfälzischen Hauses, der hohen Pfalzgrafen und Kurfürsten bei Rhein zusammenstellte. Das war nun weiter nicht auffallend. Denn außer Herrn Smaßmann von Rappoltstein ließ sich diese Farbenzusammenstellung auch in der Kleidung der übrigen Reiter erkennen. Zählten doch die mächtigen Kurfürsten von der Pfalz als Oberrichter im Reiche und Landgrafen des Elsasses auch hier zu Lande der Ergebenen viele neben ihren Lehensleuten. Was nun den jungen Herrn noch von seinen Begleitern unterschied, war das lose gekräuselte Haar und das bartlose Gesicht, während die Andern Bart und Haar nach der ältern Weise trugen.

Als er auf der Kuppe des Rebhügels anlangend sein Pferd angehalten und für einen Augenblick die Aussicht genossen hatte, wandte er sich zu einem seiner Begleiter um und sprach lächend: „Gestatten Euer Majestät den Blick in Euer schönes Königreich. Wie weit reicht es, Herr Smaßmann?“

„Vom Rhein bis in's Gebirg, vom Hauenstein bis hinunter zum Hagenauer Forst — von Alters her!“ antwortete der Rappoltsteiner im nämlichen Ton.

„Also umfaßt es Sundgau und Elsaß, das ganze Land“, fuhr der junge Edelmann fort. „Ihr seid ein beneidenswerther Mann, Herr Smaßmann. Wollte Gott, ich wäre an Eurer Stelle.“

„Möchtet Ihr Pfeiferkönig heißen?“ fragte der Freiherr von Rappoltstein ungläubig zurück, indem er an den seltsamen Titel und die wunderliche Würde erinnerte, welche den Rappoltsteiner Dynasten von Alters her zustanden, da sie Schutzherren der musicirenden Brüderschaft waren, die in der heiligen Maria von Tusenbach im Felsenthal hinter Rappoltsweiler, ihre Patronin verehrte. „Würdet Ihr Euch mit dem Königthum über Geiger und Pfeifer begnügen? Ich kenne Euch anders, Junker Fritz — so wollt Ihr ja von mir genannt sein — ich kenne Euch anders.“

„Hoho, Herr Smaßmann! Meint Ihr, es lüstet uns nicht, die Leute nach unsern Pfeifen tanzen und der Welt was aufgeigen zu lassen?“ fragte der junge Edelmann mit klugem Lachen.

„Dazu habt Ihr bessere Spielleute und Instrumente! Oder meint Ihr nicht, Herr von Gemmingen?“ sagte der Rappoltsteiner, indem er sich dabei an einen der übrigen Reiter wandte.

Als dieser statt aller Antwort grimmig in den Bart lachte und wie unwillkürlich nach dem Knauf seines Schwertes griff, fing der junge Edelmann, welcher die Unterhaltung führte, wieder an: „Ja, wohl, Hanns! Mit dem scharfen Stahl und der Faust kannst Du trefflich aufspielen. Von dem feinern, künstlichen Spiel verstehst Du aber nichts. Während wir einfachen Edelleute über Nichts gebieten und Alles nur von dem guten Willen unserer Freunde erhoffen dürfen, führt Herr Smaßmann, unser edler Gastfreund, sein königliches Scepter gar lieblich. Seine Leute pfeifen, wie er ihnen vorpfeift, und alle Welt tanzt nach seinen Pfeifern.“

„Ihr wißt zu spotten, Herr!“ entgegnete jetzt der von Rappoltstein mit einem unwillkürlichen Seufzer. „So glatt und sanft geht es in meinem Königreich nicht ab, und meine Krone drückt schwerer als ein Kurfürstenhut. Leichter als dies ungeberdige fahrende Volk der nimmer nüchternen Spielleute wäre ein Heer trotziger Vasallen zu lenken. — Blieb mir denn auch nur Einer übrig, der Euch gestern Abend die lange Weile vertrieben hätte? Sind Sie nicht sammt und sonders fort nach Colmar gelaufen, um beim Küferfest den Handwerkern aufzuspielen? Hätt' ich sie aufhalten wollen, so würden die Zünfte gegen mich bei Kaiser und Reich geklagt haben. So mußt' ich den Dingen ihren Lauf lassen, obwohl mir die Colmarer Schelme den Niederwald und das Ried abgeschworen haben —“

„Welche Streitsache, wie Ihr uns gestern berichtet, schon seit langen Jahren beim Hofgericht in Rottweil liegt, wo wir sie liegen lassen wollen“, fiel Junker Fritz ein, indem er dann fort fuhr: „Nun aber, Herr Smaßmann, nehmt unsern Dank für freundliche Aufnahme und Geleit. Wir können des Wegs nicht mehr verfehlen. Von den Städten hier unten im Thal wird wohl eine Kaisersberg sein, wohin wir zunächst uns wenden wollen. Und dort unten in der Ebene liegt Colmar, wohin wir aus dem Münsterthale reiten werden. Für jetzt aber, edler Herr, habt nochmals Dank und behaltet uns in gutem Andenken.“

Handschlag und Abschiedsgruß folgte für Jeden. Der Herr von Rappoltstein aber wiederholte mehrmals: „Reiset mit Glück und laßt mich bei der Heimkehr meinem landgräflichen Herrn, dem Kurfürsten und Pfalzgrafen, gnädigst empfohlen sein.“

Darnach hielt er noch zu Pferde auf der Höhe, während die Andern den Hohlweg durch die Reben hinunter ritten. Längere Zeit schaute er den Reitern nach, und als er dann sein Roß wandte, um nach Rappoltsweiler zurückzukehren, versank er in Gedanken über den muthmaßlichen Zweck ihrer Reise, der ihm weder blos darin zu bestehen schien, das obere Land kennen lernen zu wollen, noch den frommen Conrad von Bußnang in Ruffach oder die Stadt Basel während des Concils zu besuchen. „Dieser Junker Fritz“, sagte er bei sich, „fliegt jetzt als Sperber über das Land und vielleicht als Adler wieder heim.“

Während er mit dieser Rede heimwärts ritt, waren die reisenden Edelleute in den schönen Thalgrund gekommen, der sich, nur etwas nördlicher als das Münsterthal, nicht weit von Colmar in die Rheinebene öffnet. Seine Wiesen und Weinberge umspannen drei nahe beisammen gelegene Städte. Ohne weiteres ritten sie durch das nächstgelegene Thor von Kientzheim, um durch diese Stadt nach Kaisersberg zu

gelangen, welches als freie Stadt des Reichs zur Landvogtei gehörte. Mit Nachfragen um den Weg wollten sie sich nicht aufhalten und sprengten über die Brücke nach der andern Thalseite, von welcher eine zweite Stadt aus den Reben leuchtete. Unter deren Thor erkundigten sie sich nach der Vogtei, worauf sie an eine Würdensperson gewiesen wurden, welche eben aus der Stadt daher kam, um über Land zu gehen. Der Mann trug ein dunkelfarbiges Gewand und einen schwarzen Hut mit weißer Feder. Mit lebhaftem Blick grüßte er rechts und links nach den Fenstern empor, während er seinen langen, geraden Sonntagsdegen in der Hand trug. Er handhabte denselben wie einen Wanderstab und maß mit ihm gleichsam die eigenen Schritte ab, indem er während des Gehens dessen Spitze regelmäßig auf der Gasse aufsetzte. Als er der berittenen Gesellschaft am Stadtthore ansichtig wurde, faßte er sie scharf in's Auge. Daß sie zu friedlichem Zwecke da hielt, war ersichtlich, ebenso daß es Edelleute waren, und zwar vornehme, deren Erscheinung sich von den Junkern, wie sie da im Lande umher wohnten, sehr unterschied. Immerhin war Vorsicht jeder Zeit angewandt, nachdem Ueberfälle friedlicher Orte durch den übermüthigen Adel keine seltenen Vorkommnisse mehr waren. Waren doch seit den entsetzlichen Bedrängnissen des Landes durch die „armen Gecken" erst zwei Jahre verflossen und *zwischen Städten und* Adel schwebte noch großer Argwohn. Hatten doch viele Edelknechte des oberen Landes zu dem grausamen Feinde gehalten und begegneten seitdem bei den Bürgern einem unbesieglichen Mißtrauen. (Forts. folgt.)

Eine interessante Encyklopädie.

An Anekdotensammlungen hat auch unsere deutsche Literatur keinen Mangel. Wir haben sowohl allgemeine Anekdotenblumenlesen, die bunt durcheinander merkwürdige Einfälle, Aussprüche, Begebnisse, Zerstreutheiten berühmter und berüchtigter Menschen aller möglichen Zeiten und Länder mittheilen, als auch Zusammenstellungen von Anekdoten, welche sich an eine bestimmte Persönlichkeit, wie Friedrich den Großen, Napoleon I., Bismarck &c. knüpfen und neben dem Wahren eine meist noch größere Menge Unrechtes, Erfundenes, Verändertes und Ausgeschmücktes in den Kauf geben. Uns mit einem systematisch geordneten, die verschiedensten Völker und Zeitabschnitte berücksichtigenden Anekdotenlexicon, einer alphabetisch geordneten Anekdotenencyklopädie zu beschenken, ist einem Franzosen vorbehalten gewesen, einem Herrn Edmond Guérard, welcher vor Kurzem in der Verlagsbuchhandlung von Firmin Didot frères et Cie. in Paris ein „Dictionaire Encyclopédique d'Anecdotes Modernes, Anciennes, Françaises et Etrangères" in zwei stattlichen Bänden mit einem das Aufsuchen erleichternden genauen Index veröffentlicht hat. Auf diese Weise wird uns ganz bequem gemacht, uns alphabetisch je nach den Namen von Orten, Ländern und Personen einen in der That unerschöpflich scheinenden Schatz von Anekdoten zuzulegen.

Schlagen wir, um mit dem Anfang des Anfangs zu beginnen, zunächst den ersten Buchstaben der meisten Alphabete auf, das A, ohne welches alle übrigen Lettern einen Rumpf ohne Kopf vorstellen würden, so finden wir, daß dies wichtige A selbst Anlaß zu interessanten Anekdoten bietet. So setzt es sich ein französischer Advokat, Namens Marchant, in den Kopf, einen mehrere Seiten langen Liebesbrief zu schreiben, in dem kein einziges A vorkommen darf. Ein merkwürdiges Unternehmen, um so merkwürdiger, als die Hauptworte aller Liebesbriefe, Amour und Aimer, ja mit dem grausam verbannten Buchstaben A beginnen. Im Jahre 1816 fiel es einem andern schnurrigen Kauze, einem gewissen Ronden ein, eine Comödie sonder jegliches A vom Stapel zu lassen; und dies Stück ist auf dem Variététheater zu Paris auch wirklich zur Aufführung gekommen. Das Haus war überfüllt, denn alles wollte das Kunststück mitansehen und anhören. Der Vorhang geht in die Höhe. Duval tritt von der einen Seite auf die Bühne, Mengozzi von der andern, und der erste Satz, welchen der letztere ausspricht, lautet: „Ah! Monsieur, vous voilà!" Das ganze Publikum bricht in ein homerisches Lachen aus über diesen sonderbaren Anfang eines Stückes ohne A. Die allgemeine Heiterkeit gab dem Souffleur Zeit, den vergeßlichen Schauspieler zu corrigiren. „Eh! eh!" rief er, „eh! Monsier, vous voilà!" So erzählt man sich. Die hübsche Geschichte hat nur einen Fehler — der ganze Satz nämlich findet sich nicht in dem nachmals erschienenen Lustspiele vor. Uebrigens gesteht Ronden in seiner Vorrede offen ein, daß das Auditorium das Stück nicht zu Ende spielen ließ.

Nach dem A folgt B; zusammen heißen sie „Abbé". A propos desselben berichtet unsere Encyklopädie: Der berühmte Fontenelle hatte einen Bruder welcher Abbé war. Eines Tages fragt man den Ersteren, welches Amt dieser Bruder bekleide? „Mein Bruder", gibt er zur Antwort, „ist Priester." — „Hat er eine Pfründe?" — „Nein auch nicht die entfernteste Aussicht dazu." — „Wie verbringt er alsdann seine Zeit?" — „Er spricht jeden Morgen sein Gebet." — „Und seine Abende?" — „Ach, Abends weiß er nicht mehr was er spricht."

Von Schauspielern und Schauspielerinnen (Acteurs u. Actrices) weiß wie sich denken läßt, die Encyklopädie eine Fülle von Anekdoten zu erzählen. Gobert war berühmt durch die lebenswahre Art und Weise, wie er den ersten Napoleon auf der Batterie darzustellen verstand. Eines Abends spielt er den Kaiser im alten Cirque Olympique; sein Stab umgab ihn. Ein alter Grenadier, der seinen Sohn Napoleon vorstellen wollte, sollte in der Scene erscheinen, allein der Schauspieler, welcher die Rolle dieses Veteranen hatte, kam nicht. Schon wartete man mehrere Minuten auf ihn, und bereits begann das Publicum sehr orastische Beweise seiner Ungeduld an den Tag zu legen. Gobert, der schon seine Worte gesprochen hatte und nicht mehr wußte, wie er die fatale Pause ausfüllen

sollte, wandte sich endlich an seinen Generaladjutanten, den Schauspieler Gautier: „Melden Sie es mir, Marschall“ sagte er würdevoll, sobald der Grenadier da ist“, und verschwand darauf hinter den Coulissen. Gautier verneigte sich bis zur Erde, trat seinerseits an einen der Officiere heran und sprach: „Melden Sie es mir, General, sobald der Grenadier da ist.“ Darauf folgt er dem von Gobert gegebenen Beispiel — er verschwand hinter den Coulissen. Und so thaten nach dem General die Obersten, nach den Obersten die Majore und so fort. Das Beste an der Sache war, daß der Grenadier überhaupt gar nicht zum Vorschein kam; erst am Morgen tauchte er in einer Weinstube der Straße auf. Die ganze Scene, in der er mitzuwirken hatte, mußte folglich ausfallen. Zum Glück verhielt sich das Publicum ruhig dabei; vermuthlich hatte es die Lücke gar nicht bemerkt.

Schon wenn Gobert als Kaiser Napoleon aus der Coulisse trat, in seinem grauen Ueberrocke, den kleinen dreieckigen Hut lüftend, und die Tabaksdose aus der Tasche ziehend, gerieth das Haus in lautes Entzücken. Leider war sein Gedächtniß nicht das sicherste. Deshalb unterließ man nie, ihm den abgeschriebenen Wortlaut in die Hand zu geben, sobald er einen Befehl zu schreiben oder einen Brief vorzulesen hatte. Eines Abends sollte er einen solchen von seinem Adjutanten entgegennehmen und dann das Schreiben den versammelten Offizieren vorlesen. Den Adjutanten gab der erwähnte Gautier, der, wie wir hier bemerken müssen, der Spaßmacher des Theaters war. So kam es ihm denn in den Sinn, anstatt des abzulesenden Textes dem Kaiser ein sorgsam zusammengefaltetes Stück unbeschriebenen Papiers einzuhändigen. Gobert nahm das Schreiben, brach das Siegel auf, schlug das Papier auseinander und gab es, sowie er des Streichs gewahr wurde, der ihm gespielt werden sollte, ohne eine Miene zu verziehen, an Gautier zurück mit den Worten: „Lesen Sie es General!“ Gautier war völlig verblüfft. Er wußte kein Wort von dem, was in dem Brief stehen mußte, und da er nicht die Geistesgegenwart besaß, irgend eine Mittheilung sofort zu erfinden und der ursprünglichen zu substituiren, ward er, zum Lohn für sein Schelmenstück, gehörig ausgezischt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Paris, 28. Dec. Die Kunstgegenstände der Cora Pearl, die sich nach Monaco begeben hat, werden dieser Tage öffenlich versteigert werden. Es sind größtentheils werthvolle Gegenstände. Es befindet sich darunter ein Apollo in Lebensgröße aus weißem Marmor, den sie vom Prinzen Napoleon zum Geschenk erhielt, und eine silberne Statue, die sie 1867 von einem der in Paris anwesenden Souveräne bekam. Die Möbel sind prachtvoll. Das Bett ist ein wahres Wunderwerk. — Ein neues Wildpret macht Glück auf dem französischen Markte: das Murmelthier. Früher wurde es nur in den Läden für Lebensmittel in Piemont und mehreren südfranzösischen Orten feilgeboten, dann wurde es in Mailand auf großen Tafeln beliebt. Im Naturzustande lebt das Murmelthier von Pflanzenstoffen, in der Gefangenschaft liebt es Milch und Butter, wird sehr fett und hat ein Fleisch, das französische Zungen an Frischlinge erinnert. Ueber den Geschmack herrschen bekanntlich sehr weite Begriffe in der Welt: so findet eine chinesische Zunge gemästete Ratten sehr fein.

Eisenbahn-Torpedos. Eine hübsche und wirksame Erfindung für die größere Sicherheit des Eisenbahnverkehrs ist der „Torpedo“ ein Allarmsignal. Es besteht aus einem Zinnbüchschen nach Größe und Gestalt einem kleinen Wichsschächtelchen ähnlich. Das Büchschen wird mit einer explosiblen Materie gefüllt; zwei Zinnstreifen an den entgegengesetzten Seiten der Büchse dienen dazu, letztere an die Schienen zu befestigen. Mittelst einer Percussionscapsel wird die Büchse unter Entwicklung eines lauten Knalls zum Explodiren gebracht. Diese Torpedos sind auf mehreren amerikanischen Bahnen als Nachtsignale oder bei neblichtem Wetter in Anwendung, wenn Lichter oder Flaggen nicht schnell genug wahrgenommen werden könnten, um Unfälle zu vermeiden. Die Bahnwächter sind mit solchen Torpedos versehen, und im Falle einer drohenden Gefahr werden sie von ihnen auf die Schienen gelegt, weit genug, daß ein anfahrender Zug noch halten kann, bevor er den Ort der Gefahr erreicht. Gewöhnlich werden drei Büchschen in einer Entfernung von einigen Fuß von einander aufgelegt; sie explodiren bei der Berührung des Rades, selbst wenn dieses noch langsam geht. Die Reading-Compagnie in Amerika soll jährlich 35,000 solcher Torpedos auf ihren Linien verbrauchen. Dies ist ein Beweis der Zweckmäßigkeit dieser Erfindung und sind durch deren Anwendung ganz unzweifelhaft viele Unglücksfälle vermieden worden. (Wie man mittheilt, sollen dergleichen Knallsignale schon seit einigen Jahren in Oesterreich gebräuchlich sein.)

Sonderbare Industrie-Entwickelung. In einer Cortessitzung erklärte der spanische Finanzminister, in keinem Lande sei man so weit, in der Kunst, Papiergeld zu fälschen, wie in Spanien; auch die Briefmarkenfälschung ist hier ein blühendes Gewerbe. In Sevilla kam es vor, daß ein Schullehrer seinen ganzen Gehalt in gefälschten Banknoten empfing. Indeß scheint Italien nicht ohne Erfolg in dieser Beziehung mit Spanien zu concurriren. Als in Rom vor Kurzem eine übermäßige Häufung von falschen Noten Nachforschungen veranlaßte, ergab sich, daß ein Gefangener der Verfertiger war und die Beamten des betreffenden Gefängnisses eine ihrer Hauptaufgaben in der umfassenden Verbreitung jener Noten erblickten.

Die Controle der chinesischen Bevölkerung in Saigon wird vermittelst der Photographie bewerkstelligt. Da man Eingangs- und Ausgangszölle für eine Beeinträchtigung des cochinchinesischen Handels hält, wird jeder Chinese im Lande mit einer Kopfsteuer belegt; der Kuli bezahlt jährlich 25 Franken, die Vornehmsten zahlen 300 Fr. Die chinesischen Arbeiter sind im Lande sehr gesucht. Um sie zu controliren, hat das Gouvernement mit einem chinesischen Photographen einen Contract abgeschlossen; jeder Chinese, der sich in Cochin-China aufhalten will, wird photographirt; ein Abdruck kommt in die Registratur, ein zweiter wird auf die Aufenthaltskarte geklebt. Für diese beiden Abdrücke erhält der Unternehmer 25 Cents oder 10 Silbergroschen.

Räthsel.

Mit o verschwand's und kehrt nie wieder,
mit i strahlt's ewig auf Dich nieder.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 2. Speyer, Samstag, den 4. Januar 1873.

* Auf zu den Palmen dort, ihr Hoffnungsschwingen!

Verfolgt von des Geschickes Zornesruthen
Zerrinnt von Tag zu Tag mein armes Sein,
Und auch die Nacht hat nur des Trostes Schein,
Daß in der Stille darf die Seele bluten.

Mir ist's, als wate ich durch hohe Fluthen,
Kalt stürmt der Schlag der Wellen auf mich ein,
Doch keine löscht des Herzens Flammenpein,
Heiß lodern drinnen fort die wilden Gluten.

In eines Lebens Garten stand ein Baum,
Von dem so reich die Blüthentrauben hingen,
Das Herz erquickend wie in sel'gem Traum.

Nun alle welkten und zu Grabe gingen,
Ach, spendend eine bittre Frucht mir kaum —
Auf zu den Palmen dort, ihr Hoffnungsschwingen!

L. Maurer.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Mittlerweile hatte sich die Würdensperson im dunkelfarbigen Gewande mit gemessenem Schritt und forschendem Blicke den fremden Reitern genähert. Der junge Edelmann, welcher der vornehmste derselben zu sein schien und sich von seinen Begleitern „Junker Fritz“ nennen ließ, lenkte sein Roß dem nahenden Manne entgegen und wiederholte seine Frage nach der Vogtei. Die Antwort lautete für's Erste ausweichend: „Ihr seid wohl fremd im Lande, edler Herr. Das verräth Eure Frage und Sprache.“

„Wenn das zur Beantwortung meiner Frage nöthig ist, so nehmt an, guter Freund, ich sei es!“ erwiderte der Junker.

„Seit Ihr nicht aus dem untern Lande, edler Herr, aus dem Pfälzischen?“ fragte die Würdensperson weiter. „So wie Ihr sprachen die Leute des hohen Pfalzgrafen, da er zu Basel weilte. Und auch Euer Antlitz erinnert mich an Züge, die ich schon gesehen.“

„In der That mag ich Aehnlichkeit mit andern Menschen haben“, versetzte der junge Edelmann, seine Ungeduld in leisen Spott kleidend. „Aber das wird Euch, mein günstiger Freund, hoffentlich nicht abhalten, auf meine Erkundigung nach der Vogtei endlich Auskunft zu geben, wenn Ihr überhaupt nur wollt und könnt.“

„Ob ich kann? Allerdings kann ich als Stadtschreiber und kaiserlicher Notarius in dieser guten Stadt Ammersweier . .“

„Ammersweier?“ fiel der junge Edelmann erstaunt ein, indem er einen fast unwilligen Blick um sich warf, welcher dem Notarius Anlaß gab, zu fragen, ob die Stadt dem Herrn mißfalle. „Keineswegs!“ fuhr Junker Fritz fort. „Aber wir glauben nach Kaisersberg gekommen zu sein.“

„Das dacht' ich mir“, sagte der Stadtschreiber und Notar. „Kann leicht verwechselt werden, — ist auch nicht weit hin, nur eine Viertelstunde thaleinwärts. Meines Hänsleins Großvater wohnt dorten. Wenn Ihr aber bei dem adeligen Vogte daselbst einkehren wollt“ — und der Mann ließ dabei einen musternden Blick über die Begleitung des wortführenden Junkers gleiten — „so macht Ihr einen unnützen Ritt.“

„Und warum das?“

„Darum, weil derselbe schon in der Frühe mit denen vom Rath heraus geritten kam, um unsere hiesigen Meister mit nach Colmar zu nehmen, wo heute die Festlichkeiten zu Ende gehen und wohin ich ebenfalls nachfolgen will, nachdem meine Hausfrau mit dem kleinen Hänslein schon gestern dahin geritten ist. Dort findet Ihr die vornehmen Leute aus Stadt und Land beisammen, und wollt Ihr einen Tag in Lust verbringen, so reitet nach Colmar. Es ist nur eine Meile dahin und der Ritt wird Euch nicht gereuen!“

Junker Fritz drehte sich nach dieser Auskunft zu seinen Begleitern um und sagte: „Ich glaube, der Mann hat Recht. Wollten wir uns auch in den übrigen freien Orten der Landvogtei umschauen, zu Türkheim und Münster im Gregorienthale, so würden wir doch Niemanden daselbst treffen. Da wir ohnehin auch nach Colmar wollten, so reiten wir jetzt gleich dahin, um alle unsere Freunde daselbst zu treffen.“

Wenige Worte der Zustimmung folgten von Seiten seiner Begleiter, die sehr damit zufrieden waren, noch zu den Festlichkeiten nach Colmar zu gelangen. So wandte sich denn Junker Fritz wieder zu dem Stadtschreiber von Ammersweier und fragte, ob derselbige Johannes Geiler, kaiserlicher Notarius sei, von dessen Klugheit und männlichem Gemüthe der edle Herr Smaßmann von Rappoltstein ihm viel Rühmliches

berichtet habe. Der Stadtschreiber bejahte und meinte, wenn die Herren von dem edlen Smaßmann kämen, so seien sie hier willkommen. Dabei erbot er sich, sie in seine Behausung zu einem Trunk alten Weins und schlichter Zehrung zu führen, was jedoch mit Dank abgelehnt wurde. Junker Fritz fragte dagegen, ob er mit ihrer Gesellschaft bis Colmar fürlieb nehmen würde, und lud ihn ein, das Pferd eines der Knappen zu besteigen, der so lange bei den Packrossen verweilen könne. Das ließ sich Johannes Geiler, der Stadtschreiber von Ammersweier, nicht zweimal sagen, schnallte sich seinen Sonntagsdegen um und schwang sich auf das gutmüthige Thier, um neben Junker Fritz einher zu reiten. Während sich so der Zug stets durch weite Rebengefilde weiter in der Richtung gegen Colmar hin bewegte und so manche Gruppe festlich gekleideter Jungfrauen einholte, welche verwundert nach dem Stadtschreiber von Ammersweier oder vielmehr nach dem jungen Edelmann an dessen Seite schauten, hatten sich bald in ein lebhaftes Gespräch vertieft. „Euer schönes Land, Johannes Geiler, und die Mägdelein, welche es bewohnen, sind wahrlich werth, daß man es ferner vor jedem Ueberfall der französischen Schelme schirme und bewahre", sagte Junker Fritz. „Im Uebrigen sehe ich das Land in einer Blüthe, daß ich nachgerade glauben möchte, die Berichte über die Uebelthaten der Schaaren Armagnacs seien übertrieben."

„Glaubt das nicht, edler Herr", antwortete der Notar Johannes Geiler eifrig. „Auch das Erschrecklichste ist wahr. Zwar hielten wir Städte von der kaiserlichen Landvogtei die Thore verschlossen und schützten das arme Landvolk, das sich zu uns geflüchtet hatte. Aber auf dem offenen Lande und in den Wäldern wurden die Bauern mit Hunden gehetzt, und auch in den Städten und Flecken, wo man die armen Gecken einließ, verdienten sie sich den Namen Kirchendiebe, Schinder, Kehlabschneider. Schonten sie doch weder Alter noch Geschlecht und schlitzten den Kindern, die sich nicht aus der Gefangenschaft lösen konnten, den Leib auf. Es waren böse Leute und ein böses Wesen."

„Aber, beim Himmel!", fuhr der junge Edelmann auf. „War der Dauphin nicht im Stande, diese Banden vom Aergsten abzuhalten?"

„Der wollt' es wohl nicht anders," versetzte der Notar. „Sah er doch zu, wie sein Gefolge vor den Thoren der Städte Bürger und Bauer in Reben erschoß. Wollt Ihr mehr hören von dem edeln Königssohn?"

„Ich wäre Euch dankbar für weiteren Bericht," war des Junkers Antwort.

„Vielleicht ist Euch der fromme und weise Herr Conrad von Bußnang zu Ruffach bekannt, der als Domherr zu Straßburg von einem Theil des Capitels zum Bischof gewählt worden war, aber aus Liebe zum Frieden der Wahlen zu Günsten des jungen Pfalzgrafen Ruprecht entsagte. Er behielt sich nur die Verwaltung der oberen Mundat vor, die ebenfalls von den Gecken schmählich verheert wurde. Da brach der fromme Herr nach Ensisheim auf, wo der Delphin weilte, und lag mit weinenden Augen zwei Stunden lang vor dessen Füßen, um Erbarmen für seine armen Leute zu flehen; aber es half ihn nichts. Gar schlimm erging es den Ensisheimern selbst, die den Gecken halfen, anderer Leute Wein und Frucht in ihrer Stadt zu sammeln, dann aber von den Räubern aus der eigenen Stadt gejagt, alles Guts beraubt oder erschlagen wurden. Aehnlich geschah es denen zu Rosheim, die sich anfänglich als wackere Männer der Gecken erwehrten, sie jedoch später in die Stadt einließen, indem sie sich Gutes von ihnen versahen. Aber sie trauten dem Teufel, wurden arg gemartert, an den Bettelstab gebracht und ernteten dafür noch Spott im Lande. — Bevor der Delphin nach Dambach zog, wo ihm in das Knie geschossen wurde, kam er auch nach Herlisheim zwischen Colmar und Ruffach. Das Städtlein, das dem Junker von Hattstadt gehört, wollte sich den Gecken nicht überliefern. Da fingen diese den Junker, führten ihn vor's Thor und drohten, ihm den Kopf herunter zu hauen, wenn die Pforte nicht geöffnet würde. Da ließ sich der Pförtner erweichen und ließ sie ein. Vorher aber verbarg er seine Kinder, zwei freundliche Mägdelein, in einer geheimen Thurmkammer und reichte ihnen das Essen durch eine Mauerritze. Einmal trieb aber die Neugierde das ältere Mägdelein heraus, wobei es von einigen Gecken bemerkt wurde, die alsbald in die Wohnung des Pförtners stürmten, der für einen Augenblick die Stube verlassen hatte. Da verfolgten sie das fliehende Mägdelein von Treppe zu Treppe bis zum Dache des Thurmes hinan, auf das sich dasselbe in seiner Angst geschwungen hatte. Der Delphin war gerade zur Stelle und sah von unten lachend der Wieseljagd zu, wie er die Verfolgung scherzhaft genannt haben soll, bis ihm plötzlich von oben etwas vor die Hufe seines Rosses fiel: eine zerschmetterte Leiche, — des Thorwärters Töchterlein. Der arme Mann begrub sein todtes Kind in der Nacht, hütete aber sein lebendiges um so sorgsamer in der Thurmkammer, bis die Gecken abgezogen waren."

„Und das geschah vor den Augen des Dauphin von Frankreich?" fragte der junge Edelmann.

„Wie ich erzählt habe," versetzte der Stadtschreiber Geiler von Ammersweier.

„Beim Ritter St. Georg, das ist zu arg!" sprach jetzt Junker Fritz, indem er mit zornigem Muthe die Hand an den Griff seiner Wehr legte. „So lang dieß gute Schwert noch aus der Scheide geht, soll kein Franzose mehr in's Land kommen, und würde ihr Heer von dem Kaiser selbst geführt!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine interessante Encyklopädie.

(Schluß.)

Dagegen zeichnete sich der englische Schauspieler Hind durch eine seltene Geistesgegenwart und Erfindungsgabe aus. Unter anderem zog er sich, als er in einem jetzt längst vergessenen und verschollenen Melodrama auftrat, mit allen Ehren aus einer argen Verlegenheit. Er hatte den Helden des Stückes darzustellen, einen verstockten Bösewicht und Briganten, der, endlich von der Nemesis erreicht, in einer dunkeln

Zelle sein Verhängniß erwartet. Einem seiner Mitschuldigen ist es gelungen, ihm eine Strickleiter und und eine Feile zuzustecken. Mit der letzteren sollte er nun die Fenstereisen seines Kerkers durchfeilen und durch die dadurch entstandene Oeffnung seine Flucht versuchen. Im Augenblicke aber, wo er aus dem Fenster stieg, hatten drei Soldaten aus den Coulissen hervorzubrechen, auf ihn zu feuern und ihn todt zu schießen. Hind spielt pünktlich seine Rolle, allein im kritischen Momente, anstatt die erwartete Katastrophe herbeizuführen, versagten die Gewehre der Soldaten. Bestürzt zogen sich die Krieger zurück, um alsbald mit neuen Waffen zu erscheinen, die — ebenfalls versagten. Hind's Situation fing an, einigermaßen unbehaglich zu werden. Mit einem Male stürzte er sich schwerfällig bis zu den Lampen hin und stöhnte wie im letzten Todeskampfe: „Gott im Himmel! Ich habe die Feile verschluckt!" Und nach einigen weiteren gelungenen Convulsionen und neuem Aechzen und Stöhnen brach er todt zusammen. Bereits war das Publicum etwas unruhig geworden, jetzt aber beklaschte es den anschlägigen Mimen mit aller Kraft seiner Hände.

Ein berühmter Schauspieler hatte sich zu Gastrollen in einer kleineren Provincialstadt herabgelassen. Wahrscheinlich hielt er es nicht für nöthig, sich irgendwie anzustrengen; und derart geschah es ihm, daß er in einem schlecht geschriebenen Stücke in aller Form ausgepfiffen wurde. An dergleichen unliebsame Kundgebungen nicht gewöhnt, konnte er sich nicht enthalten, seinem Aerger Luft zu machen. „Dummköpfe!" rief er laut aus, und schritt stolz von der Bühne. — „Um Verzeihung bitten! Um Verzeihung bitten!" brüllte das Auditorium. Der Polizeicommissar suchte zu vermitteln, allein das Publicum war nicht zu beschwichtigen es wollte von dem Beleidiger durchaus um Verzeihung gebeten sein. — „Messieurs, ich habe gesagt, Sie wären Dummköpfe, das ist wahr. Entschuldigen Sie!" sprach der Schauspieler gelassen. Diese zweideutigen Worte riefen jetzt eben so viel Applaus hervor, wie ihre Ursache Mißbilligung erfahren hatte.

Böse Zungen wollten wissen, daß die Mademoiselle Laguerre von der französischen Oper sich Begeisterung im Champagner und anderen edlen Weinen trank und daß dieser Inspirationsquell nicht selten auf der Bühne bemerklich war. Eines Abends, als sie die Iphigenie in Tauris sang, flüsterte ein Zuhörer seinem Nachbar in's Ohr: „sie gleicht mehr einer Iphigenie in der Champagne (en Champagne, im Champagner).

Natürlich hat auch die französische Akademie ihr ansehnliches Anekdotencontingent gestellt, die trotz ihrer Exclusivität und Würde, nicht allezeit eine friedliche Gelehrtenrepublik gewesen ist. Eines Tages disputirten die weisen Herren so laut und heftig mit einander, daß schließlich Niemand ein Wort mehr hörte von dem was vorgebracht wurde. Da rief endlich Herr von Mairan die Versammlung zur Ordnung, indem er sagte: „Wie wäre es, wenn wir immer nur vier zu gleicher Zeit sprächen?" Bekanntlich ist es der Ehrgeiz jedes wissenschaftlich gebildeten Franzosen, Mitglied der Akademie zu werden. Indeß gibt es doch auch ab und zu einen Literaten, der sich besinnt, ehe er die Mitgliedschaft annimmt. Mably, in den man drang, sich als Candidaten zu präsentiren, antwortete: „Wäre ich Mitglied der Akademie, so würde man vielleicht fragen: „Warum ist er aufgenommen worden?" Es ist mir aber viel lieber, wenn man fragt: „Warum er nicht aufgenommen worden?" Nicht jeder Candidat zeigt sich so bescheiden. Einmal wurden die Verdienste eines Akadamieaspiranten im Beisein eines Herrn B. discutirt. Die Mehrzahl erklärte sich gegen den Candidaten. „Ich gebe meine Stimme", meinte B. „Es ist ein außerordentlich feiner und höflicher Mann; was gegen ihn spricht, das sind einzig und allein seine Schriften, und das sind ja, wie sie Alle wissen, die unbedeutendsten Kleinigkeiten."

Gar wundersam sind, wie wir wohl sammt und sonders schon erfahren haben, zuweilen die Adressen auf den Briefen. Victor Hugo empfing einst einen Brief mit der einfachen Adresse: „Dem größten Dichter seiner Zeit." Ohne die Epistel zu öffnen, sandte er den Brief ohne Weiteres an Larmatine. Dieser aber brachte ihn seinerseits unverzüglich an Victor Hugo zurück. Wer von den beiden berühmten Schriftstellern schließlich das Schreiben geöffnet hat, sagt unsere Encyklopädie nicht. Wir unsererseits hätten am allerwenigsten Victor Hugo, der sich ja als Orakel und Apostel der neuen Menschheit gerirt eine solche Bescheidenheit zugetraut.

Einen reichen Stoff für Frage und Antwort bietet das menschliche Lebensalter (Age) dar. „Wie alt sind Sie?" fragte Ludwig XIV. einen seiner Höflinge. „So alt wie Eurer Majestät beliebt", entgegnete der geschmeidige Cavalier.

Der nämliche Monarch klagte gegen den Marschall von Gramont, daß er nun schon sechzig Jahre alt sei. „Ach, Sire!" versetzte der Andere; „alle Welt ist ja nur sechszig Jahre alt."

Einst bat ein ältlicher Officier den König, ihn doch im Dienste zu behalten und nicht zu den Invaliden zu schicken. „Aber Sie sind sehr alt, mein Herr", erwiderte Ludwig. „Sire", wandte der Officier ein, „ich bin bloß drei Jahre älter als Ew. Majestät und hoffe Ihnen wenigstens 20 Jahre länger zu dienen."

Ludwig XV. traf eines Tages Moncrif bei der Königin. „Wissen Sie, Moncrif", sagte er, „daß man behaupten will, Sie seien mindestens achtzig Jahre alt?" — „Ja Sire", antwortete er, „man behauptet es, aber ich glaube es nicht."

Voltaire ward einmal gefragt, wie alt wohl die Welt sein möge. „Das weiß ich nicht", sagte er, „allein ich halte die Welt für eine alte Kokette, die ihre Jahre verhehlt."

Als unter Ludwig XV. das Cabriolet in Mode kam, erheischte der gute Ton, daß jede Dame ihr Vehikel kutschire. Die schönsten Hände waren nicht immer auch die geschicktesten, und Unfälle ereigneten sich fast jeden Tag. Da schickte der König nach seinem Polizeiminister d'Argenson und ersuchte ihn, Vorkehrungen zu treffen, daß Leben und Gesundheit der die Straßen

Passirenden gesichert werde. „Herzlich gern will ich das Meinige dazu thun", antwortete d'Argenson. „Wünschen Sie aber daß die Vorfälle gänzlich aufhören. „Parbleu! versteht sich." — „Nun so lassen sie mich machen."

Am nächsten Tage erschien eine königliche Ordonnanz, daß keine Dame unter dreißig Jahren ein Cabriolet lenken dürfe. Vier und zwanzig Stunden danach ließ sich auf keiner der Pariser Straßen ein einziges von Frauenhänden gelenktes Vehikel mehr blicken. Keine Pariserin hatte ja den Muth, sich zu dem Alter von dreißig Jahren zu bekennen.

Alles was hier mitgetheilt, fällt auf den Buchstaben A: Acteurs, Adresses, Académie, Age, Argenson — unsere Leser können daraus entnehmen, welchen Anekdotenschatz Edmond Guérard in den beiden umfänglichen Bänden seiner Encyklopädie zusammengehäuft hat. Das Werk ist in der That ein Universallexikon des Witzes, der Komik und der guten Laune, zugleich von historischem Werthe. Was nicht wahr davon, das ist zum größeren Theile mindestens gut, oft vortrefflich erfunden. H. Sch.

Die Todten des Jahres 1872.

Lassen wir, der Etikette gemäß, die ja selbst auf die Todten ihr Ceremoniel ausdehnt, auch in dieser Rundschau den regierenden Familien den Vorrang. Am 28. Mai starb die Mutter des Kaisers von Oesterreich, Erzherzogin Sophie, in ihrem 67. Jahre. Auch ein gekröntes Haupt ward hinweggerafft, Karl XV. von Schweden, der am 19. September auf der Heimreise von den Aachener Bädern seinen Leiden im 46. Lebensjahre erlag. Am 14. Oktober starb Prinz Albrecht von Preußen, der jüngste Bruder des Kaisers Wilhelm, im 63. Jahre. Im Januar 1872 verschied Fürstin Karoline Reuß, Wittwe des verstorbenen Fürsten Heinrich XX.; im Februar Feodora, Herzogin von Sachsen-Meiningen, zweite Gemahlin des regierenden Herzogs. Weiters sei auch hier verzeichnet das Hinscheiden des Prinzen von Orleans, einzigen Sohnes des Herzogs von Aumale; der Prinzessin Amalie der Niederlande, Gemahlin des Prinzen Heinrich von Luxemburg, und des Prinzen Gholam Mahomed, letzen überlebenden Sohnes Tippo Sahib's, Beherrschers von Mysore. In die Reihen der staatlichen Würdenträger oder politisch markanten Persönlichkeiten riß der Tod in diesem Jahre starke Lücken. Deutschland verzeichnet unter seinen Todten: Theodor Bracklow, Gründer und Führer des nach ihm benannten schleswig-holstein'schen Freicorps von Scharfschützen aus dem Jahre 1848, 89 Jahre alt; W. v. Dönniges, bayerischer Gesandter am italienischen Hofe, gestorben in Rom am 4. Januar im 60. Jahre; Ludwig Simon von Trier, das bekannte Mitglied des Frankfurter Parlaments, gest. am 2. Febr. zu Montreux in der Schweiz im 60. Jahre; am 16. April A. v. Bonin, General der preußischen Infanterie, General-Adjutant des Kaisers Wilhelm; im August Graf Eberhard v. Stolberg-Wernigerode, Präsident des preußischen Herrenhauses; am 9. Nov. J. Chr. Lenschau, bekannt durch die mit Lebensgefahr bewirkte Rettung einer versprengten Abtheilung Lützow'scher Jäger nach dem Ueberfall bei Kitzen, 90 Jahre zählend; endlich Riemann, Pastor zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz, Mitbegründer der deutschen Burschenschaft. In Frankreich starben: D. Henon, Maire von Lyon, einer der fünf oppositionellen Abgeordneten des gesetzgebenden Körpers aus den Jahren 1863—1869; Charles Stephan Conti, der korsikanische Deputirte und Cabinet-Chef Napoleon's; Gräfin de Beaugé et de Melgueil, ehem. Ehrendame der Königin Maria Antoinette, welche sie bei deren Hinrichtung bis zum Schaffot begleitete, im Alter von 102 Jahren. Es verloren: Italien seinen großen Patrioten und Agitator J. Mazzini, im 64. Jahre, und den Generallieutenant Govonde (1866 als italienischer Bevollmächtigter bei dem geheimen Vertrag zwischen Preußen und Italien). Rußland: Fürst Paul Gagarin, stellvertretenden Präsidenten des Reichsrathes und Präsidenten des Minister-Conseils. Griechenland den Deputirten Palamides, einen der wenigen Ueberlebenden aus der Zeit des Unabhängigkeitskampfes, und die Türkei ihren neuernannten Minister des Auswärtigen, früheren Botschafter in Paris, Djemil Pascha. Jenseits des Oceans starben Benito Juarez, der Präsident der Republik Mexiko, sowie der Führer der Opposition gegen Juarez, der mexikanische General Porfirio Diaz; Horace Greeley, der Gegen-Candidat des Präsidenten Grant; Oberst J. F. Balte, der Präsident der Republik Peru, durch die mörderische Hand des General-Inspectors der Armee, Oberst J. Gutierrez, welchen das Volk darauf zu Tode lynchte, endlich der Generalmajor Henry Wager Halleck, kommandirender General der Militärdivision des Südens, in Nordamerika. Auch dem Reiche der Wissenschaft ist eine ansehnliche Zahl von Koryphäen entrissen worden. Der Raum gestattet uns nicht, Alle anzuführen. Am 2. Jan. starb Dr. E. Buchner, Universitätsprofessor von München; am 26. Jan. Professor Kopeletti, hervorragender Arzt und Operateur in Triest; einige Tage später der treffliche medicinische Gelehrte der Lütticher Universität, Dr. J. R. Spring; am 14. Februar der bedeutende Zoologe R. Pattersohn in Belfast; am 1. April der bedeutende Botaniker Dr. Hugo v. Mohl in Tübingen, der dritte der vier Brüder, im 71. Lebensjahre; am 4. April zu Newyork, der Professor Samuel Morse, der Erfinder der elektro-magnetischen Drucktelegraphen; am 23. Mai Frhr. v. Hingenau in Wien, eine bekannte Autorität im Bergwesen; im September zu Stockholm, J. Nobel, Erfinder des Nitro-Glycerins und theilweise auch des Dynamits; am 21. Oct. der französische Astronom und Geograph Jaques Babinet; im December der Geologe Rittinger in Wien. Das Todtenregister enthält ferner folgende der Wissenschaft angehörige Namen: P. v. Kandler, der Director des Museums der Triestiner Alterthümer; Prof. Trendelenburg zu Berlin, einer der namhaftesten deutschen Philosophen, am 24. Jan.; Dr. M. A. Levy in Breslau, Sprachforscher von Ruf; Prof. Goldstücker, berühmter Orientalist, Professor des Sanskrit am Londoner Universitäts-College; Constant Duhamel, berühmter Mathematiker in Paris; K. E. Delaunay, gleichfalls bedeutender Mathematiker, verunglückte bei einer Bootfahrt im Meer bei Cherbourg; Fr. Eggers, Prof. der Kunstgeschichte in Berlin, am 11. August; K. Vietz, Universitätsprofessor der Geschichte in Prag, vordem Lehrer des Herzogs von Reichstadt; Paul v. Denis, Erbauer der ersten Eisenbahn auf europäischem Festlande, am 3. Sept. in Dürkheim; Ludwig Andreas Feuerbach, der große deutsche Philosoph, am 13. September; der Philosoph Dr. G. Schilling, hervorragender Schüler Herbart's, am 17. Nov. zu Gießen. (Schluß folgt.)

Miscellen.

München, 30. Dec. In der Versuchsstation zu München sind zur Zeit Versuche im Gange, welche wohl in dem Kreis der praktischen Landwirthe Interesse erregen dürften. Die Gesellschaft, welche in Südamerika die große Fabrik zur Bereitung des Fleischectractes besitzt, hat eine Quantität der Rückstände des Fleisches in Pulverform hergestellt und versucht sie in den Handel zu bringen. Da diese Rückstände von dem besten, schönsten und gesundesten Fleisch herrühren, so lag der Gedanke nahe, dieses stickstoffreiche Material als Futtermittel zu verwerthen. Gegenwärtig werden Fütterungen mit diesem Fleischmehl auf der Münchener Versuchsstation vorgenommen, indem mehrere Loose junger Schweine mit Kartoffeln und einer Zugabe dieses Futtermittels genährt werden. Die bis jetzt gewonnenen Resultate sind sehr befriedigend; das Futter wird von den Thieren gern aufgenommen und die Gewichtszunahme ist eine sehr bedeutende.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 3. Speyer, Dienstag, den 7. Januar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Es war ein unwillkürlicher Ausdruck innerer Erregung. Der junge Edelmann erröthete lebhaft ob seiner Aufwallung, als er bemerkte, daß ihn sein Begleiter überrascht und erstaunt ansah. Um seine Verlegenheit zu verbergen, fuhr er jetzt zu reden fort, indem er sich an seinen Nachbar wandte: „Ihr wißt wohl selbst, daß leider unser kaiserlicher Herr die Banden Armagnacs in's Land gerufen hat.“

„Ja, leider“, versetzte der Stadtschreiber Geiler. „Nun schmäht man den hohen Herrn arg darum, thut ihm aber doch wohl zu viel Schuld beimessen. Er begehrte vom Delphin 6000 Mann gegen die Schweizer, und der brachte 60,000 Mörder ins Land und ging auch nicht wieder, als ihm der Kaiser hinaus gebot. Die Kurfürsten von Cöln und Trier wollten dem Franzosen Frieden vermitteln, während der von der Pfalz rüstete und zuletzt mit den Straßburgern die armen Gecken überzog. Nur etwas spät. Das Land war verheert, das Volk verderbt oder schon aufgestanden, um sich selbst zu helfen und zu rächen. Ja, stünde Pfalzgraf Friedrich, des Kurfürsten jüngerer Bruder am Ruder, wären wohl die Gecken gleich von Anfang an aus dem Lande gefegt worden. Denn Pfalzgraf Friedrich ist ja ein gar mannlicher junger Held, wie man hört.“

Wieder überflog das offene Antlitz des Junkers Fritz eine merkliche Röthe, die erst verschwand, als er sagte: „Bedenkt, als kluger Mann, das Mißtrauen des Kaisers, wenn Pfalz früher ausgezogen wäre, als es der Majestät gut däuchte. Warum aber sammelte keiner der Fürsten dieses Landes dessen Kraft gegen das wälsche Volk?“

„Kennt Ihr die Herrn nicht besser?“ fragte der Notar entgegen. „Bischof Ruprecht, des Pfalzgrafen Vetter, geht nicht gern in's Feld. Dem Oesterreicher im oberen Lande waren die Gecken Bundesgenossen, und Conrad von Bußnang ist ein Mann des Friedens, gut für den Rath, nicht für die blutige That. Was aber die kleinen Edelleute betrifft, so pflegten die Gecken zu dem gepeinigten Bauer zu sagen: Dein Herr hat Dich verkauft! Nur die Herren von Lichtenberg schlugen als Kriegshauptleute der Straßburger tapfer in den Feind, und mit Walther von Dahn die Brüder von Lützelstein.

„Wie?“ rief hier Junker Fritz, indem er sich heftig auf seinem Pferd aufrichtete. „Glaubt Ihr, daß diese ehr- und schwurvergessenen Brüder sammt dem von Dahn anderer Ursach wegen, als um der Beute willen, gegen die Wälschen ausgezogen sind? Haben sie nicht im vorigen Jahre hier im Lande auf offener Straße den Cardinal von Arelat überfallen und ausgeraubt, der aus dem Reiche auf das Basler Concil zurück reiste? Und haben sie nicht, ohne Ansage der Fehde, nächtlicher Weile Bitsch erstiegen, daß der Burgherr nur auf den Strickleitern des Feindes selbst sich seines Lebens retten konnte?

„Man hat von der Geschichte gehört,“ antwortete der Notar Johannes Geiler. „Es mag ihnen schlecht bekommen. Denn Pfalzgraf Friedrich, des Kurfürsten Bruder, soll ihnen darum Rache geschworen haben.“

„Ihnen und allen Ehrlosen von Adel!“ rief Junker Fritz lebhaft, indem seine Augen funkelten und seine Hand den Schwertgriff faßte. „Das Land soll von diesen pflichtvergessenen Junkern gesäubert werden, und dabei sollten die Städte redlich zu — dem Pfalzgrafen stehen.“

Des Stadtschreibers Augen hingen jetzt mit eben so viel Ueberraschung als Aufmerksamkeit an dem jungen Nachbar, der solchen hohen Ton angeschlagen hatte. Offenbar wollte er jedoch sein Erstaunen nicht zu sehr hervor leuchten lassen. Deßwegen sagte er: „Die Städte, edler Herr, werden nicht zurück bleiben, sobald sie einmal Ernst sehen. Haben sie doch schon gegen die armen Gecken für sich und das Land das Beste geleistet.“

„Straßburg, ja, das ist ein mächtiger Reichsstand!“ warf hier Junker Fritz ein. „Was aber vermochten die kleineren Städte der Landvogtei?“

„Vergeßt nicht, edler Herr, was die Schlettstädter geleistet haben,“ entgegnete der Notar von Ammersweier. „Sie sammelten die zornmüthigen Bauern des Leberthals, überfielen die Gecken allerorts, erschlugen Tausende und jagten ihnen den Raub und die Paniere ab, die man noch in der Stadtkirche hängen sieht.“

„Und wer war der Schlettstädter Hauptmann?“

„Conrad Lang, ein redlicher Mann, der mir wohl bekannt ist. Wie er mir einmal gesagt hat, habe je-

doch das Beste der junge Schwarz gethan, seiner Schwester Sohn, der den Küfermeistern zu Colmar in die Lehre gegeben und eben beim Einfall der Gecken Gesell geworden war. Der kam in seine Vaterstadt zurück und war immer der erste an dem Feind. Und gleich ihm gab es damals noch Andere aus dem jungen Volk. Als ich einmal durch Herlisheim kam, erzählte mir der Thorwärter Sträuchlein selbst, beim Begräbniß seiner Tochter in jener Nacht sei bei der Capelle im Feld ein junger, unbekannter Geselle hinzugetreten, habe mit ihm geweint über dem Grabe, dann aber mit erhobener Hand Rache geschworen und sich in die finstere Nacht entfernt. Er wird wohl sein Wort auch gehalten haben, denn so manchen Wälschen fand man von unbekannter Hand erschlagen in Feld und Wald."

Mit diesen Reden, denen Junker Fritz aufmerksam lauschte, war die reitende Gesellschaft durch das weite Rebengefilde nach Ingersheim hinaus gelangt, wo sich über Türkheim hin das schöne Münsterthal öffnete, aus welchem Städter und Bauern dem festlichen Colmar entgegen wanderten, das auch als Ziel für unsere Reiter seine Thürme aus der Ebene erhob. Junker Fritz war im Anblicke der Stadt und der zuströmenden Gäste etwas stiller geworden. Nur dann und wann stellte er an seinen landeskundigen Begleiter eine Frage nach den Verhältnissen der freien Stadt des Reiches, deren Gast zu werden er im Begriffe stand. Und der Notarius schien es nachgerade für seine Pflicht anzusehen, offene und ausführliche Auskunft zu geben, während er nicht aufhörte, den jungen Edelmann mit aufmerksamen Blicken zu betrachten, so oft er dies, ohne daß es auffiel, thun konnte.

Zweites Capitel.

Die Knöpfler verlieren.

Unter den Reichsstädten des oberen Elsasses blühte damals keine fröhlicher auf, als Colmar. Seine Freiheit war in der trüben Zeit des Interregnums von dem wackern Schultheißen Hans Rösselmann gegründet und mit dessen Blut besiegelt worden, da er bei einem Ueberfall des bischöflichen Adels in den Straßen der Stadt erschlagen wurde. Seitdem war manche Bedrängniß über die Bürger gekommen, aber der Blick auf Rösselmanns steinernes Antlitz über dem Tränkthore feuerte sie immer wieder an, die blutig errungene Freiheit zu wahren und fest beim Reiche zu stehen. Erst jedoch, als die benachbarte Stadt Ruffach durch hohe bischöfliche Auflagen in Abgang gerieth und viele Bürger nach Colmar übersiedelten, kam dieses in großen Aufschwung. Jetzt führte der weise und fromme Conrad von Bußnang eine milde Verwaltung in Ruffach, was jedoch Niemanden bewog, von Colmar zurück zu kehren. Denn hier waltete die Freiheit des Reiches.

Am Ausgang der volkreichen Thäler mit den Reichsstädten Kaisersberg, Türkheim und Münster, in der fruchtbaren Ebene vor dem weingesegneten Gebirg gelegen, galt Colmar gleichsam als Vorort der Gegend, und war der Hauptstapelplatz des Weinhandels, auf welchem in jener Zeit großentheils der Wohlstand des Landes beruhte. Er bewegte sich besonders die Ill hinunter in den Rhein, bis nach Holland, Flandern und Brabant und brachte Reichthum und Kunstsinn in die Stadt. Konnte sie sich auch nicht mit dem mächtigen Straßburg messen, so gestattete sie doch sonst keiner andern Stadt im Elsasse den Vorrang, wenn ihr dieser auch seit dem Einfall der armen Gecken durch Schlettstadt streitig gemacht wurde. Dieses lag nur wenige Meilen nördlich, schon jenseits des Landgrabens, der das obere vom untern Elsaß schied, sonst aber unter gleich günstigen Bedingungen an der Ill in der Ebene, vor dem Weinlande und am Ausgang zweier volkreichen Thäler, durch welche, wie bei Colmar, die Straßen über's Gebirg nach Lothringen führten. Hier wie in Colmar hatte sich bei dem vorhandenen Reichthum an Wein besonders das Handwerk der Küfer ausgebildet und deren Zunft zur einflußreichsten der Stadt aufgeschwungen. Sie besonders hatte damals den glorreichen Kampf gegen die armen Gecken geführt und die Augen des Landes auf Schlettstadt gezogen. Dagegen fehlte der althergebrachte Ruf, welcher den Küfern von Colmar gebührte, der nämlich: dem Lande sein schönstes und heiterstes Fest zu schaffen.

Das Küferfest von Colmar fiel stets mit dem Ende der Weinlese zusammen und war zugleich ein Fest der Winzer und Rebleute weit und breit. Seit dem Einfall der Gecken war es ausgefallen; denn im Herbste des Jahres 1444 lag noch das böse Volk im Lande und man mußte, bis unter die Zähne bewaffnet, die Trauben ernten, die noch übrig gelassen waren. Das Jahr darauf gab es zwar vielen, aber so sauren Wein, daß ihn fast Niemand trinken wollte, als die fahrenden Spielleute des von Rappoltstein. Und ein Jahr nachher erfroren im Lenz die Reben, so daß der Wein fast ganz ausblieb und allerorts im Lande Vierbrauereien entstanden. Nun aber war wieder ein gesegneter Herbst eingetroffen, und Colmar hatte sich beeilt, nicht blos sein altberühmtes Küfer- und Winzerfest zu feiern, sondern auch ein Freischießen damit zu verbinden, zu welchem vorzüglich an die Zünfte der befreundeten Städte Einladungen ergangen waren.

Da richteten sich nun die Blicke aller Wanderer schon seit Tagen nach dem Thurm der St. Martinskirche nach Colmar, und noch immer strömte es zu auf allen Wegen und Straßen. Wenn auch für die geladenen Festgäste freundliche Aufnahme in den Bürgerhäusern bevorstand und die Nichtgeladenen sich mit einem Unterschlupf bei befreundeten und verwandten Leuten trösteten, so blieb es doch für die weither Kommenden eine Frage, ob sie eine Herberge fänden. Für solche war es immerhin ein Glück, wenn sich ihnen auf der Reise ein zu Colmar bekannter Gefährte zugesellte. Selbst zureitenden Edelleuten mochte der Zweifel kommen, ob ihnen der Schlüssel noch öffnen würde; denn so hieß die vornehmste Herberge der Stadt schon damals, wie noch jetzt nach vierhundert Jahren. Am besten waren die Bürger der benachbarten Reichsstädte daran; denn die von Kaisersberg und Ammersweier

konnten leicht zur Nacht wieder daheim sein, und die von Türkheim hatten kaum eine Stunde Wegs durch die Reben, weßwegen viele von Münster und anderen Orten des volkreichen Thals Pferd und Wagen daselbst einstellten, um zu Fuß nach dem Festplatze zu wandern. Täglich kam das Volk vom Lande und aus den kleineren Städten der Umgebung, und nahm dann Abends wohl auch solche Standesgenossen mit heim, die, weither gekommen, keine Aussicht auf ein Obdach in der überfüllten Stadt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Börsenschwindel

schreibt man dem „Actionär" aus **Wien:** Jedermann weiß, daß ein Cartel ein Uebereinkommen zwischen zwei Individuen oder zwei Instituten auf gegenseitige Betheiligung an Gewinn und Verlust ist, entweder für eine bestimmte Reihe von Geschäften oder für eine bestimmte Reihe von Jahren geschlossen wird. Der Begriff „Cartelvertrag" ist also ein vollkommen klarer, wenn auch das Wort, wie es jetzt bei uns gang und gäbe ist, nicht eben zu den glücklichst gewählten gehört. Doch es handelt sich hier nicht um Wortklaubereien. Es handelt sich darum, der staunenden Welt die Kniffe und Pfiffe zu zeigen, mit welchen hier mitten im *constitutionellen, aufgeklärten* und liberalen Wien fast täglich Millionen mit unerhörter Verwegenheit aus den Taschen des Publicums practicirt werden. Gehen wir zur Definition des Begriffes von „Cartelvertrag" über, wie ihn unsere Gründer und Verwaltungsräthe verstehen, so finden wir dieselbe in einer Conglomeration von Ansichten und Bedingungen, nicht wie diese dem Gesetze, sondern dem jeweiligen Vortheile der Herren am meisten entsprechen. Zunächst wurden diese Verträge zwischen bereits fungirenden und noch nicht existirenden Gesellschaften geschlossen; die bereits existirenden Interimsscheine der älteren Institute sollten dadurch von dem Damoklesschwerte der Weitereinzahlung befreit werden und wurden dadurch um 40—50 fl. im Agio getrieben; die Interimsscheine der noch ungebornen Unternehmungen sollen durch die Verbindung mit den prosperirenden Instituten — und die Prosperität ist hier mit dem geschwollenen Agio bedeutend — zu einer kostbaren Waare gestempelt werden, die sofort bei der Emission mit einem Aufgelde von 50—60 fl. belegt und später noch weiter getrieben wurde. Der ganze Brei wurde dann noch mit allerlei Reclamen gewürzt und den Actionären des bereits existirenden Institutes als ein Weihnachtsgeschenk von Seiten der vorsorglichen Verwaltungsräthe mit dem ausschließlichen Privilegium des Bezugrechtes präsentirt.

Der Vereinsbank und der Hypothekar Rentenbank, die Interimsscheine mit 80 fl. Einzahlung haben und sich wieder mit Instituten ähnlicher Kategorie liirten, sind die verschiedenen Baubanken gefolgt, die etwas von einem Cartel in dem betreffenden Emissions-Inserat munkelten, in der That aber mit den unter ihre Fittige genommenen Instituten nur einen Gewinnstvertrag auf kleinster Dimension abgeschlossen, und dafür — 40 bis 50 fl. Agio! Dann kamen wieder die Maklerbanken, von denen sich nur die eigentliche auch in Berlin notirte Maklerbank mit einem 80 fl.-Institute verband, während die Börsenbank und die Börsencreditbank sich wieder mit Unternehmungen liirten, deren 200 fl.-Actien angeblich voll eingezahlt sind. Endlich ging die Wechslerbank vor, während die selbst mit 200 fl. eingezahlte Tramway sich wieder mit der 100guldigen Tramwaybaugesellschaft zusammenschnallte. Da haben Sie die saubere Arche Noah, in der es von Wesen aller Art wimmelt und krabbelt, die alle nur den ephemeren Zweck des Schwindels hatten, nun aber zu einem weiteren Zusammenleben, zu der mühseligen Erzeugung von vervielfältigten Dividenden verurtheilt sind. Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang! Doch jetzt ist davon noch nicht die Rede, jetzt handelt es sich um die Cotirung der neuen Werthe an der Börse, welche der Finanzminister durchaus nicht gestatten will. Allmälig verfallen die Termine auf die Vollzahlungen und der gemeine Haufe, der sich zu den Anmeldungen drängte, um Spielmarken in die Hände zu kriegen, soll nun bedruckte Maculatur hinnehmen, von der man sich wohl Erträgnisse zu versprechen scheint, in Wirklichkeit aber keine erwartet.

Allerdings hätte die Börsenkammer dem Treiben steuern können; sie war vom Anfang an darüber unterrichtet, daß die Regierung es mit scheelen Augen ansehe und daß der Minister die Cotirung nicht gewähren werde. Die Kammer hätte nun ihr Hausrecht zu handhaben und den Verkehr in den nichtcotirten Werthen gleich anfangs auf das strengste zu untersagen gebraucht, um den Unfug im Keime zu ersticken und die blinde Nachahmungswuth zu zügeln. Es geschah dies aber leider erst vorige Woche, jedenfalls viel zu spät. Und jetzt will der Minister die Cotirung nicht gewähren, wenn die Fusion der durch Cartelverträge gebundenen Institute nicht früher durch die Doppel-Generalversammlungen genehmigt und das auf die jüngeren Actien eingezahlte Capital als weitere Einzahlung auf Interimsscheine des älteren Institutes abgestempelt wurde.

Um dies durch ein Beispiel zu erhärten, so sollen die Actionäre der Vereinsbank und der mit ihr verbundenen Escompte- und Depositencasse Generalversammlungen abhalten, in denen beschlossen wird, daß die auf die Interimsscheine der letzteren eingezahlten fl. 80 als weitere Einzahlung auf die Actien der Vereinsbank abgestempelt werden sollen. Nun sind Escompte- und Depositencasse mit fl. 135 eingeführt und notiren heute 170; es würde sich also um einen Verlust von fl. 90 per Actie, und da es 50,000 Stück solcher gibt, um einen Verlust von 4½ Millionen handeln. Ein solches Project ist zu hart, als daß es durchgeführt werden könnte, der ganze Vorgang aber ist bezeichnend für die Situation unseres Platzes.

Die Todten des Jahres 1872.

(Schluß.)

Der Literatur wurde zu Anfang des Jahres eine der leuchtendsten Erscheinungen, der Dichter Franz Grillparzer, durch den Tod genommen. Er starb am 21. Jan., nachdem das ganze gebildete Europa ihm an seinem achtzigsten Geburtstag gehuldigt. In der letzten Woche des Januar starb zu Darmstadt die Dichterin Louise v. Plönnies, besonders durch ihre Uebersetzungen englischer Lyriker bekannt; Ende April starb Don Eugenio de Ochna, einer der talentvollsten spanischen Dichter; am 13. Mai in Wien nach leidensvoller Prüfung der Dichter Moriz Hartmann; Mitte Mai der englische Romanschriftsteller Marmion Savage; am 18. Mai zu Speyer Hippolyt Schauffert, der dramatische Dichter, welcher seinen Erfolg so wechselvoll auf- und abwogen sah; am 31. Mai der glänzende Reiseschilderer Friedrich Gerstäcker im 56. Jahre; Anfangs Juni der englische Romanschriftsteller Charles Lever; am 22. Juni der Dichter und ausgezeichnete Literar-Historiker Robert Prutz, 50 Jahre alt, in seiner Vaterstadt Stettin; am 26. Juni zu Blasewitz bei Dresden, der Journalist und Romanschriftsteller C. M. Oettinger im 64. Jahre. Ferner starben: der Schriftsteller und Uebersetzer von Ruf August Kretzschmar; am 21. Aug. David Kalisch, der humoristische Schriftsteller, Mitbegründer des „Kladderadatsch"; Generalmajor Preradovitsch, einer der bedeutendsten südslavischen Dichter; am 9. Sept. Gräfin Dash, französische Romanschriftstellerin; am 29. Sept. der humoristische Schriftsteller Dr. Ferd. Stolle, Gründer des „Dorfbarbier"; am 23. Oct. der französische Dichter und Kritiker Theophile Gautier im 61. Jahre. Weiter sei an dieser Stelle zu verzeichnen das Hinscheiden der Wittwe des einzigen Sohnes Goethe's, Ottilie v. Goethe, am 26. Oct. und der jüngsten Tochter Schiller's, Henriette Freiin v. Gleichen-Rußwurm, am 25. November. Unbarmherzig hat auch der Tod auf dem Gebiete der Kunst gewaltet. Die Schauspielkunst hat zwei glänzende Repräsentanten verloren: Bogumil Dawison und Emil Devrient. In derselben Woche, am 3. August, verschied Karl August Devrient, Mitglied der hannover'schen Hofbühne, ältester der drei Brüder Devrient und erster Gatte der gefeierten Wilhelmine Schröder-Devrient. Von der Schauspielkunst starben ferner: im Juli R. Felix, Bruder der französischen Heroine Rachel; am 11. Oct. der Hofschauspieler Denk in Karlsruhe, 71 Jahre alt; am 14. Oct. Ferd. Heine, sächs. Hofschauspieler in Pension; im Dec. Arnal, ehemals gefeierter Komiker des Palais Royal. Im Gebiete der Musik und des Gesanges sind geschieden: am 17. Jan. zu Berlin R. Tschirch; Anfangs Febr. Th. Kaufmann, berühmter Akustiker; am 3. Juni in Salzburg der feinkünstlerische Dirigent und Liedercomponist Esser; am 24. Juni der Direktor der Warschauer polnischen Oper, St. Moniuszko, einer der hervorragendsten polnischen Tonkünstler; am 28. Juni in Turin die Sängerin Charlotta Marchese-Kuh; am am 26. Juli der italienische Operncomponist M. Caraffa; am 14. Sept. Karoline Seidler, geborene Wrantzky, ehemalige preuß. Hofopernsängerin, im 77. Jahre; am 31. Okt. zu Berlin der Concertmeister F. Spohr, ausgezeichneter Violinist, im 31. Jahre; am 28. Nov. Sabina Marquet, als Sabina Heinefetter einst berühmte Sängerin. Maler und Bildhauer starben: am 14. Febr. in Rom Ferd. Pettrich, Schüler Thorwaldsen's; am 14. Febr. in München der Thier- und Landschaftsmaler J. Koch; am 13. März in Wien der Professor an der Akademie der bildenden Künste, Fr. Bauer; Ende März der Maler Elster; Mitte April in Florenz A. Perfetti, Meister der Kupferstecherkunst; Ende April in Berlin der Historien- und Porträtmaler Prof. Remy; am 1. Mai in Wien der Maler Bitterlich; am 24. Mai J. Schnorr v. Carolsfeld, der gefeierte Historienmaler; am 22. Juli in Wien der Historienmaler und Direktor der Harrach'schen Bildergalerie, A. Gruß; am 8. August in Berlin Prof. Ed. Magnus, bekannter Genre- und Porträtmaler; am 15. Oct. in Berlin Prof. A. Hoffmann, vortrefflicher Kupferstecher; in Wien Th. Vetter, Hofmaler, am Antiken-Kabinet angestellt; am 30. Sept. der Aquarellen- und Blumenmaler J. Alt, im 84. Jahre; am 2. Nov. in Wien der Kupferstecher P. Gleditsch; Mitte Nov. Th. Sully, einer der besten amerikanischen Maler; am 30. Januar starben in Chicago der Architekt J. Gindele, ein geb. Schwabe, Schöpfer großartiger Bauten in Chicago. An hervorragenden Industriellen und Finanziers hat das Jahr 1872 endlich folgende Opfer gefordert: Am 4. Januar in Frankfurt am Main Frhr. M. v. Haber, Gründer einer großen Zahl finanzieller und industrieller Unternehmungen; am 5. Januar R. v. Haase, einer der Chefs der bekannten Firma Gottlieb Haase's Söhne in Prag, und J. Gillot in England, der zuerst die Stahlfeder-Fabrikation mit Maschinen einführte; am 6. Januar Dr. Melchiors, eine Zeit lang Director der Creditanstalt, im Jahre 1848 Parlamentsmitglied; am 21. Januar Arles-Dufour, Freund und Strebensgenosse Cobden's; im Febr. A. Waddington, Gründer der Canada und Pacific-Eisenbahn; am 27. April J. Königswarter; am 8. Mai Reithofer in Wien, Begründer der Gummi- und Guttaperchawaaren-Fabrikation; im August im Irrenhause bei Dartford P. v. Klausser, Verbesserer der Baumwollspinnerei; am 9. Oct. in Berlin Grünberg, Erfinder der Erbswurst; am 23. Oct. Baron v. Rever, Miteigenthümer des Hauses Rever und Schlick in Triest; am 11. Juli der Director der österreichischen Nationalbank, M. v. Löwenthal.

Miscellen.

Wien, 2. Jan. Ein entsetzliches Unglück hat sich in der Sylvesternacht auf der Turnau-Krapuler Bahn ereignet. Der von Berlin kommende Courierzug N. 2 der österreichischen Nordwestbahn stieß in der Nähe des Wächterhauses Nr. 53 zwischen den Stationen Josephsthal und Balow um 12 Uhr 18 Minuten Nachts in den Lastzug Nr. 37 der Turnau-Krapuler Bahn. Der Zusammenstoß war von traurigen Folgen begleitet. Nicht nur, daß die Maschinen der beiden Züge bedeutenden Schaden gelitten, die Hüttelwagen und mehrere Waggons des Lastzuges zertrümmert worden — ist leider auch der Verlust mehrerer Menschenleben zu beklagen, und zwar blieb der Ober-Conducteur Czerny von der Nordwestbahn todt, ein Revident derselben Bahn wurde schwer, ein Manipulant leicht verwundet; von dem Personale der Turnau-Krapuler Bahn sind fünf Personen schwer beschädigt und sollen bereits zwei den Wunden erlegen sein. Von den Reisenden wurde nur einer verwundet.

Räthsel.

Es nennen zwei Silben
Dir zahllose Schwestern,
Verschieden an Schöne
Und ungleich gesinnt.
Oft naht Dir die Eine
Im rosigen Scheine,
Wenn tückisch die And're
Das Unglück Dir spinnt.
Sie reichen ohn' Ende
Zum Abschied die Hände
Und scheiden, um immer
Sich wiederzusehen.
Es hascht sie der Weise,
Wenn rastlos im Kreise,
Dem unaufhaltsamen,
Die flücht'gen sich drehn.

Auflösung des Räthsels in No. 1:

Gestern — Gestirn.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 4. Speyer, Donnerstag, den 9. Januar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Da herrschte nun in jenen Tagen ein buntes, bewegtes Leben zu Colmar und auf dem Ried, das der Stadt von den Herren von Rappoltstein noch immer streitig gemacht wurde. Hier waren die Schranken um die Schützenstände und Zielstatt gezogen, welche, in Form eines Doms aufgebaut, zierliche Malereien in den Farben der Stadt zeigte. Um den Reichsadler in den Schildern und um den Streitkolben des Colmarer Wappenbildes waren die sechszehn Zunftwappen gebildet, in der Mitte der Schießwand aber auf dunkelm Grund die umkränzte silberne Zielscheibe. Dort und um den Vogel trieb sich das gaffende Volk umher, von dem buntgekleideten Pritschenmeister und seinen Jungen mit feinem und grobem Scherz abgehalten, in die „Freiheit" des umsteckten Raums dringen oder die Schützen zu stören. Dafür entschädigte sich das zulaufende Landvolk an den aufgeschlagenen Schenkbuden zwischen dem Tännicht, wo man singend und spielend sich fröhlichem Lärm überließ. Tag für Tag hatte sich der Festzug aus der Stadt hinaus auf das Ried bewegt; Trommeln und Pfeifer und das Narrenvolk voran, dann der hohe Rath mit den Schützen und feingekleideten Knaben, welche die Preisfahnen schwenkten; zum Schlusse die Zünfte mit ihren Bannern, die Stadttrabanten und die Träger der Gewinne, — alle in festlichem Gewande. Dazwischen waren auch die Winzer und Winzerinnen aufgezogen, um die Zuschauer durch einen Wettlauf mit vollen Butten und Kufen zu ergötzen, während die Jugend aus Stadt und Land ihre Kletterkunst an den glatten Mastbäumen zeigte. Rebleute und Weinstecher hatten mit umkränzten Mostfässern und eingehüllt in traubenschwere Rebenschößlinge ihre Umzüge gehalten und unter die Menge süßen Most und gebratene Kastanien ausgetheilt. So hatte jeder Tag seine Lust gehabt, der letzte des Festes war angebrochen. Dieser sollte das Beste bringen, — nicht nur den Schluß des Freischießens mit Vertheilung der Preise, sondern auch die Ueberreichung des Kränzleins durch die schönsten Jungfrauen der Stadt, und zur Krönung des ganzen Festes: Reifentanz und Schwingen der ganzen Küferzunft und den Preislauf der Gesellen von Colmar und Schlettstadt.

Es war ein schöner Herbsttag. Freundlich beschien die Sonne das weinreiche Gebirg, mit seinen Burgen, die beflaggte Stadt und die bunte Menge auf dem Ried, die heute besonders zahlreich aus Nah und Fern dahin geströmt war. Da standen erwartungsvoll umher oder saßen an den Schenktischen die Männer und Frauen aus den Wasgauthälern und vom offenen Lande, die Rebleute von Rappoltsweiler und die Wäldler des Urbisthals, die streitbaren Bauern aus dem Leber- und Weilerthal und das Hirtenvolk von den Bergen des Münsterthals. Ja selbst die Thalbauern von St. Amarin und die Unterthanen des Abtes von Murbach aus dem Blumenthal waren vereinzelt gekommen und mischten ihr grünes Berglergewand unter die bunten Trachten der Ebene, welche durch die rothen Röcke der Mädchen und die rothen Brusttücher der Bauern sich schon damals auszeichneten. Da begegneten sich viele Bekannte, die sich lange nicht gesehen, und wurde auch von den Freuden des Festes gesprochen, so erzählte man sich doch beim Wein noch mehr von dem Ungemach und Verlust an Gut und Blut, den man im oberen und unteren Lande von dem bösen Volke der Gecken erlitten. Andere trösteten sich für das Elend der vergangenen Jahre mit der Spielfreude der Kegelbahnen auf dem Festplatze oder an den Liedern und Schwänken der fahrenden Leute. In langer Reihe umstanden die Landleute die Schranken des Schießplatzes, lauschten dem Aufschrei der Zieler bei preiswürdigem Schuß oder dem possenhaften Gebahren des Pritschenmeisters und seines närrischen Gefolges, das sich gleich einer Meute auf das Bäuerlein stürzte, wenn solches dummdreist sich über die Schranken wagte, über den Schützenplatz und den Narren unter die Flederwische lief.

Vor einer der Schenkbuden spielten trunkene Pfeifer und Geiger dem jungen heißblütigen Winzervolke zum frohen Reigen auf; und während vorsichtige Landleute und Städter schon jetzt an dem Seile, welches den Schauplatz des erwarteten Küfersprungs einfriedigte, gute und bequeme Schauplätze aussuchten, schwangen auch einige fremde Armbrustschützen, die nicht gerade im Schießstande zu thun hatten, die fröhlichen Mägdlein im muntern Tanz. Mit spöttischen Mienen und höhnischen Bemerkungen, die jedoch nicht zu laut wurden, hielt da auch eine Gruppe adeliger Reiter, denen mancher ungünstige Blick zugeworfen wurde, während

sie hochmüthig, wenn auch aus guten Gründen immer noch mit einiger Vorsicht, ihre Rosse durch das Getriebe der Menge hinlenkten.

„Was thun sie hier?" fragte ein älterer Schütze an wohlbesetztem Schenktisch, indem er unmuthig den Kopf schwenkte und den Becher so hart aufstieß, daß der edle Firnwein herausspritzte. „Sind die Junker etwa geladen? Wir wären in Mülhausen geblieben, wenn man uns gesagt hätte, dieser Heinz Grefe, der lahme Bastard von Lützelstein, sei Festgast beim Colmarer Schießen."

„Das ist er ja nicht!" berichtigte ein einheimischer Schütze. „Wer hat ihn geladen? Niemand hat ihn geladen. Er ist eben zugeritten, wie ein anderer Mann."

„Ihr seht doch, er kam in Gesellschaft der Edeln von Hattstadt", suchte noch ein anderer von Colmar zu beschwichtigen, „desselben Edelmannes, dem die Gecken vor Herlisheim den Kopf abschlagen wollten.

„Abgekartet Spiel!" sagte der Mülhausener kurz.

„Schade, daß der Kopf stehen blieb und der arme Sträuchlin am Thor sein Kind verlor", meinte ein kräftiger Weinbaß.

„Nun, ein Töchterlein ist ihm ja noch geblieben", bemerkte einer der Colmarer Bürger. „Ich sah das hübsche junge Ding vorhin irgendwo auf dem Platze."

„Habt Ihr wirklich das Thurmkätherlein gesehen?" fragte jetzt ein alter, knochiger, langer Geselle von der Schlettstadter Küferzunft leise, indem er sich herüber neigte.

„Ja, gewiß, und den jungen Schwarz, Eures Meisters Sohn, nicht weit davon!" versetzte der Einheimische absichtlich laut und nicht ohne höhnischen Nachdruck. „Die Beiden kennen sich wohl noch von der Zeit her, wo der junge Schwarz hier beim reichen Störlin das Handwerk lernte und als junger Ziegenschurz des Abends gern hinaus nach Herlisheim lief, bis er zum Gesellen geschliffen wurde."

Der lange Schlettstadter nahm diese Auskunft stumm und ohne Erwiderung auf, wenn es ihn auch sichtlich verdroß, daß der Bericht so laut und Allen vernehmbar gegeben wurde. Der Mülhausener Schütze dagegen wollte entweder über diese Angelegenheit hinwegkommen, oder seine Gedanken waren bloß mit den zugerittenen Junkern beschäftigt. Er fragte: „Wer ist denn der Dritte in der Gesellschaft, der mit dem aufgedrehten Bart und der hoffärtigen Miene!"

„Kennt Ihr den Walther von Dahn nicht, der damals mit gegen die Gecken gezogen?" lautete die Auskunft, die von dem Colmarer nicht ohne beruhigende Absicht gegeben wurde.

„Ja, der ist immer da, wo es rauben gilt", bemerkte einer der fremden Schützen. „Wir in Straßburg kennen ihn. Er ist aus dem Unterland, aus dem Pfälzischen, hält sich aber aus guten Gründen dort nicht auf. Wir Straßburger kennen das."

„Ja, man kennt das bei uns!" fiel ein ärmlich gekleideter Mann vom Nebentische her bestätigend ein.

„Bei Euch? Wo seid Ihr denn her?" fragte der Straßburger stolz.

„Von Rosheim", war die kleinlaute Antwort.

„Ah, von Rosheim", fielen jetzt mehrere Stimmen mit spöttischer Verwunderung ein. „Nun, habt Ihr die Gecken eingelassen? Ja, ja! Die Rosheimer haben die Gecken eingelassen!"

„Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen", sagte jetzt der arme Mann von Rosheim. „Ueberall im Elsaß geht die Spottrede und wird noch lange gelten. Und doch habt Ihr im oberen Lande die Gecken auch eingelassen. Der Ensisheimer da kann auch davon reden."

„Ah so!" hieß es jetzt. „Auch ein Ensisheimer ist da. Nun, wie hat Euch denn der Wein geschmeckt, den ihr den Gecken stehlen halft?"

„Sauer, liebe Männer, sauer!" versetzte der Mann von Ensisheim, gegen den sich jetzt der Spott gewendet hatte. „Und seitdem können wir keinen andern mehr trinken, als sauren."

Man lachte, aber nicht gutmüthig. Eine böse Erinnerung war geweckt, und der Straßburger Schütze gab derselben Ausdruck, als er sich also vernehmen ließ: „Ihr verdient euer Leben lang keinen andern. Seht, dort hinter Euch, da sitzen Männer aus der Leberau und von Weiler bei gebratenen Kastanien und süßem Moste. Den haben sie wohl verdient, denn sie ließen sich's sauer werden und schwitzten Blut, als sie zu Karst und Flegel griffen und die Mörder zu Hunderten erschlugen. Die haben die Gecken nicht eingelassen, sondern ebenso, wie wir Straßburger, das böse Volk aus dem Lande geworfen."

„Das ist wohl wahr", meinte jetzt einer der streitbaren Männer aus dem Leber- und Weilerthal. „Und es ist schön von den Straßburger Zünften, daß sie so gut von uns reden. Ohne die Schlettstädter aber wär's uns übel ergangen, — die haben uns den Streit gelehrt. Das kann Euch der lange Kunz dorten besser sagen, als ich, denn seines Meisters Schwager war unser Hauptmann, und seines Meisters Sohn, der junge Schwarz, war überall der Nächste am Feind."

„Ist das der Hermann Schwarz von Schlettstadt, der hier mit schießt?" fragte der Mülhausener Schütze.

„Derselbe, und er wird auch mit den Küfern springen", bestätigte Jemand aus der Gesellschaft.

„Und wird da wie dort den ersten Preis davontragen", setzte ein Anderer hinzu. „Schlettstadt wird gewinnen."

(Fortsetzung folgt.)

Die linksrheinischen Festungen.

Hierüber schreibt man der „Köln. Zeitg.": Durch den Frankfurter Friedensvertrag ist Deutschland in Besitz der wichtigen linksrheinischen Festungen gelangt. Metz wurde schon von den Franzosen zu einem der bedeutendsten Waffenplätze verstärkt und Straßburg wird, da dessen Wichtigkeit sowohl für Metz als auch für die Vertheidigung der Westgrenze überhaupt von höchster Bedeutung ist, zu einem verschanzten Lager umgeändert. Bisher war Straßburg durch eine basti-

onirte Enceinte mit nassen Gräben, verstärkt durch Grabenscheeren und Enveloppen, befestigt. Die dem Rheine zugekehrte Front war durch eine mit fünf Bastionen versehene Cidatelle verstärkt. Die Stadt liegt 3,5 Kilometer vom Rhein und wird von der Ill (die vor Straßburg den Breuschcanal aufnimmt) und dem Rhonecanal durchschnitten. Die Eisenbahn führt um die Süd- und Westfront in die Stadt, nachdem sie sich unmittelbar vor dem Zaberner Thor mit der elsässer und pariser Bahn vereinigt hat. Der Bahnhof, in dem sämmtliche Schienenwege zusammenlaufen, liegt hinter der Nordwestfront, die durch Vorwerke gestärkt ist. Um diese Front, als nicht von der Inundation geschützt zu verstärken, hatte die französische Regierung den Bau von drei Forts projectirt, nämlich 1. im Norden bei Wanzenau, 10 Kilometer von der Enceinte, an der Straße von Straßburg nach Lauterburg; 2. und 3. rechts und links der Straße von Straßburg nach Zabern auf den Höhen von Oberhausbergen. Doch es blieb dies, wie so Manches unter der früheren Regierung, nur Project. Die Südfront ist durch ein Inundationssystem, zu dem Ill und Rhone das Wasser liefern, vor feindlicher Annäherung geschützt. Von wichtigen Communicationen vereinigen sich in Straßburg die Straßen 1. Straßburg-Zabern-Nanzig, 2. durch das Breuschthal Mutzig-St.-Die-Epinal, 3. die Bergstraße Belfort-Mülhausen-Straßburg-Weißenburg, die Rheinstraße Straßburg-Basel, 4. Straßburg-Hagenau-Bitsch-Saargemünd. Außerdem münden im Bereiche der Stadt Rhein-, Breusch- und Marnecanal, welch letzterer Ill und Rhein verbindet, und ferner ist noch von großer Wichtigkeit die Linie Straßburg-Hagenau-Bitsch-Saargemünd-Forbach-Metz. Diese werthvollen Communicationen ausbeuten zu können, hat die deutsche Regierung, wie bekannt, die Errichtung eines verschanzten Lagers von acht detachirten Werken oder Forts beschlossen, wovon links des Rheines fünf, rechts desselben drei zu liegen kommen. Von den linksrheinischen ist das nördlichste das Fort Reichstett 6,5 Kilometer von der neuen Enceinte, die um etwa 3 Kilometer bis zum Marnecanal zwischen Ill und Rhein vorgeschoben wird, an der Straße von Bischweiler-Lauterburg gelegen; es beherrscht die Bahnlinien Vendenheim-Hagenau-Bitsch einer- und Hagenau-Weißenburg anderseits. Das Fort Suffelweyersheim, etwa 2 Kilometer südlich von jenem, ist 6 Kilometer von der Enceinte entfernt, beherrscht die Straße Straßburg-Hagenau-Weißenburg und die pariser Bahn. Etwa 3 Kilometer südöstlich wird das Fort Niederhausbergen auf dem 191 Meter hohen Westabhange der Vogesen errichtet. Es befindet sich etwa 6 Kilometer von der Enceinte und schützt mit dem etwa 2,5 Kilometer davon entfernten Fort Oberhausbergen das verschanzte Lager gegen Westen. Letzteres Fort liegt ebenfalls 191 Meter hoch, vom Zaberner Thor 4,5 Kilom. entfernt und schützt die Straße Straßburg-Zabern-Nanzig. Das südliche und letzte Fort liegt bei Wolfisheim 3,5 Kilometer von der Enceinte und beherrscht die Straße Wolfisheim-Mutzig-St. Die und den Breuschcanal. Seine Entfernung bis zum rechtsrheinischen Fort Marlen beträgt 11,5 Kilometer. Mit ihm schließt sich der linksrheinische Festungsgürtel, da, wie schon bemerkt, die Südfront durch die Inundation geschützt ist. Durch die Errichtung dieses verschanzten Lagers ist für Deutschland ein Festungsgürtel vollendet, wie einen solchen kein anderes Land mehr besitzt, nämlich Diedenhofen, Metz, Straßburg, Rastadt, Mainz und Coblenz. Die Hauptbedeutung von Straßburg in Verbindung mit Rastadt, Mainz und Coblenz liegt darin, daß die Communication mit dem großen verschanzten Lager Metz stets zu unserer Verfügung steht. Coblenz wird immer das Moselthal als Zufuhrstraße nach Diedenhofen und Metz sichern. Metz und Straßburg aber werden beim Vertheidigungs- und Offensivkriege stets solche Stützpunkte abgeben, daß wir Belfort leicht entbehren können. Nehmen wir für beide verschanzte Lager nur 200,000 Mann, so bleiben für den Vertheidigungskrieg als Feldarmee immer noch 700,000 Mann, die, gestützt auf Straßburg und unterstützt durch Metz, jedem Angriffe mit Erfolg entgegentreten werden. Und sollte es dem Gegner gelingen, ins Elsaß oder in Süddeutschland einzudringen, so wird er, um seine Flanken und den Rücken zu decken, sich immer um 2-—300,000 Mann schwächen müssen.

Bruder Mierike und Bruder Schirner.

Die „Tribüne" brachte vor einigen Tagen nachstehenden Bericht über das Treiben einer Berliner Secte, der fast unglaublich klingt, doch aber, wie der „Germ." von einem Augen- und Ohrenzeugen, welcher aus Neugierde auchan jenem „Gottesdienst" Theil genommen, versichert wird, keineswegs übertrieben ist. Es heißt daselbst:

„Der Einladung eines Freundes folgend, fand ich mich gestern Abend 8 Uhr in einem Locale der Landsbergerstraße ein. Bei meiner Ankunft wurde ich zusammen mit andern eben eingetroffenen „Brüdern" eine geheimnißvolle Wendeltreppe zu einem höher gelegenen, abgeschlossenen Saal hinaufgeführt, in welchem schon ca. 50—60 Personen, meist ältere Leute, versammelt waren. Jetzt erst erfuhr ich, um was es sich handelte. Die beiden Propheten waren noch nicht anwesend, wurden jedoch jeden Augenblick erwartet. Endlich kam Bruder Mierike, ein kleiner schmächtiger Mann mit dunklem Vollbart und fanatisch blitzenden Augen. Bei seinem Eintritt erhob sich die Versammlung, um ihn zu begrüßen. Er umarmte viele seiner Freunde und setzte sich abseits allein an einen Tisch. Kurze Zeit später erschien Bruder Schirner, welcher mit wahrem Enthusiasmus empfangen wurde. Die gebückte Gestalt mit dem langen Bart, dem baumwollenen Parapluie und dem großen, in ein rothes Schnupftuch eingebundenen Packet erinnerte mich lebhaft an Helmerding's „Vater Isaac" in „Tricoche und Cacolet." Nachdem die Propheten sich durch zwei mächtige Gläser „Weihwasser", aus steifem Grog bestehend, gestärkt hatten, wurde die Versammlung durch eine kurze Rede des Bruders Bl . . . . n eröffnet, welcher vorschlug, zunächst das Bundeslied Nr. 1 („Preisend mit viel schönen Reden") zu singen. Bruder Schirner begleitete dies auf dem Clavier und erhob sich nach jedem Verse, um den Text des folgenden vorzusprechen. Nachdem der Gesang vorüber und endlich zur Ruhe gellingelt war, erhob sich Mierike. „Geliebte Brüder! Himmlischer Friede komme über Euch! Gestattet mich zunächst, Euch mitzutheilen warum ich heut' zu Euch gekommen bin. Drei Jahre lang habe ich gekämpft und gerungen zum Wohle der Menschheit, aber sie hat mir nicht verstanden und mir dumm und lächerlich gemacht. Die Polizei hat mir jedesmal aufgehoben, aber jetzt kann sie mich nichts mehr anhaben. Jetzt will ich wieder aufstehen, denn es ist über mir gekommen, daß jetzt der Zeitpunkt wieder da ist. Einen Bund von Brüdern

wollen wir gründen. (Rufe: Oller Jränder!) Ruhe, liebe Brüder, bitt schön! Ja, einen Bund von christlicher Bruderliebe. Was nützt uns all' der schnöde Mammon, der Mammon des Geldes und die anderen Mammone, wenn die Liebe fehlt? Seht hier den Bruder Schirner, ich habe ihn gefunden im Prenzlauer Garten und habe erkannt, daß er ein von Gott gesandter Bruder ist. Er wird mich beistehen in meinem großen Werke, und die Saat, die wir säen, wird zur herrlichen Ernte gedeihen! Darum, geliebte Brüder, erhebet Euch und verneigt Euch für den großen Mann hier und legt Euch in den Staub für ihm!" — Dies wurde dann auch von der Versammlung wortgetreu dreimal ausgeführt, Bruder Schirner, der bereits mehrere Gläser genossen hatte, sprach mit lallender Zunge unter endlosen Verbeugungen seinen Dank aus, wies aber hin auf Mierike, der erst etwas aus ihm gemacht hätte; ihm gebühre die Ehre, denn das Flämmchen, welches in seinem Busen geglimmt, habe Mierike erst zum feurigen Berge gemacht, der nun weithin strahle mit lieblichem Schein. Sodann erhob sich Bruder F . . . . r und hob in geist- und schwungvoller Rede die Verdienste des Bruder Mierike hervor. Wie er mit Grausen und Schaudern bemerke, daß sein Bierglas sich schon seit einiger Zeit, so tief das menschliche Auge reiche, in einem Zustande vollständiger Leere befinde, so sähe er auch hinab in den Abgrund, vor welchem die böse Welt jetzt stände. Kant sage zwar, es gibt keinen leeren Raum in der Welt, aber er müsse wohl dies Bierglas nicht gesehen haben. Die Brüder möchten also in sich gehen und andächtig den Worten des gottgesandten Propheten lauschen. — Es wurde der Antrag gestellt, Bruder F . . . . r heilig zu sprechen, angenommen. Nun folgten einige Bundeslieder, worauf Bruder Schirner ein Solo nach bekannter Melodie zum Besten gab. Ein Vers, der mir noch im Gedächtniß geblieben ist, lautete:

„O hört, o hört,
Bald wird Berlin zerstört;
Der Jesuiten Chor
Der sorgt ja schonst davor.
Zum Tinglingeling, sie schleichen
Im Schafspelz rum und streichen
Als Wölfe durch das Land.
Zum Tinglingeling ꝛc."

Die Stimmung war jetzt eine so animirte, daß die beiden Propheten, nachdem sie sich weinend in den Armen gelegen hatten, einen graciösen Cancan zum Besten gaben. Die Versammlung schloß mit der Vertheilung einer von Schirner verfaßten gedruckten Broschüre; „Die Liebe. Bibelenthüllende Zeitschrift u. s. w." Die nächste Zusammenkunft sollte am Dienstag Abend bei Bruder und Schwester Delff, Kesselstr. 12 stattfinden, denn, sagte Mierike, es ist diese Nacht über mich gekommen, daß Schwester Delff die Mutter Gottes ist!!"

Miscellen.

München, Ende Dec. Bekanntlich war im vergangenen Sommer (71) Se. Majestät der König von den Passionsdarstellungen in Oberammergau in dem Grade befriedigt, daß er der dortigen Gemeinde ein kolossales Bildhauerwerk zu verehren beschloß, mit dessen Herstellung er Professor Halbig hiefür beauftragte. Die Gesammthöhe dieser kolossalen Kreuzigungs-Gruppe wird 40 Fuß betragen, die ganze Breite des Unterbaues mit Sockelplatte 25 Fuß, die Sockelhöhe der beiden Nebenfiguren 12 Fuß, die Höhe der Figuren selbst mit Plinthe 13 Fuß. Jede derselben hat eine Schwere von 400 Centnern, die Figur des Heilandes mit Kreuz und Aufsatz aus einem Stück hat im Bruchmaß ein Gewicht von 1400 Centnern, überhaupt wird für das ganze Werk eine Marmormasse von 4000 Kubikfuß erfordert. An den beiden Nebenfiguren wird schon tüchtig im Atelier des Meisters gearbeitet, und es kann voraussichtlich schon im Sommer 1874 die Aufstellung der ganzen Gruppe auf dem vom König selbst ausgewählten Platze, der eine herrliche Rundsicht bietet, erfolgen. Gegenwärtig ist man schon in der dritten Woche damit beschäftigt, den Marmor-Koloß für die Christus-Figur aus dem Ihrler-Bruche des Gutsbesitzers Lang, der sogenannten Brant bei Kelheim, an den Canal im sogenannten Ziegelthal, der 1½ Stunde entfernt ist, zu verbringen. Es ist dies der größte Block, welcher überhaupt hier gebrochen wurde, und hat seiner Zeit der Transport der Steine zu den Figuren am Ludwigscanal-Monument bei Erlangen großes Aufsehen gemacht, so wird man um so mehr über diese Steinmasse staunen, zu deren Fortbewegung, nachdem bereits 600 Centner Masse weggemeißelt wurden, man baumdicke Walzen und 3 Zugmaschinen anwenden muß. Die Fortbewegung des Colosses ist um so schwieriger, als er bei einer Steigung von 200 Fuß über Ackerfeld, welches mit Baumstämmen belegt ist, transportirt werden muß. Die meisten Schwierigkeiten jedoch und die gefährlichste Arbeit wird das Ausladen bei der hohen Lände in Regensburg bieten, wohin der Block auf einem hiezu eigens erbauten Transportschiff geschleppt wird, sowie das Aufstellen desselben, um ihn auf jene speziell hiefür beschafften Eisenbahnwagen überzuladen, auf denen die Krupp'sche Riesenkanone nach Paris geschafft wurde. München hat gewiß noch nie einen solchen kolossalen Stein in seinen Mauern gesehen, und es wird gewiß an Zuschauern nicht fehlen, wenn derselbe mittelst der Maffei'schen Straßenlocomotive vom Ostbahnhof in das Atelier des Meisters geschafft wird. (Allg. Ztg.)

Einem längeren Artikel der Gazette médicale über die Ursachen des Zurückbleibens der Volkszahl in Frankreich entnehmen wir folgende Mittheilungen: Die Frage der Entvölkerung Frankreichs wird seit Jahren besprochen, und man kann sagen, daß die Geschichte und die Ursachen derselben jetzt bekannt sind und daß man dazu übergehen kann, dem Uebel entgegenzutreten. Bei der letzten Versammlung der französischen Association médicale in Lyon hat man als die Hauptursachen derselben die „Verminderung der Geburten" und „Sterblichkeit der Neugebornen" angegeben. Was die ersten anbetrifft, so ist statistisch festgestellt, daß Frankreich eine Geburt auf 37,1, Preußen auf 26,5, England auf 29,3 Einwohner zählt; während Frankreich unter 10,000 Einwohnern 5373 von 20 bis 60 Jahren zählt, beträgt die gleiche Verhältnißzahl in Preußen 4935, in England 4696. Aus dem mittleren Heirathsalter scheint dieses Mißverhältniß nicht zu entspringen, denn dieses beträgt (für den Mann) in Frank- 28½, in England 28 Jahre und es verhält sich das französische Heirathsalter zum preußischen wie 80: 85. In verschiedenen Beziehungen ist sicherlich die Armee ein Factor in der Entvölkerung. Abgesehen von der Verzögerung der Heirathen durch die lange Dienstzeit kommt hier z. B. die Verbreitung gewisser Krankheiten in Betracht, deren Zahl in der französischen Armee 93 pro Tausend, in der preußischen nur 54 pro Tausend beträgt. Die allgemeine Dienstpflicht wird zwar die Thatsache nicht aufheben, daß dem Lande die Schwachen und Kranken bleiben, während die Gesunden eingezogen werden, aber es bewirkt eine gleichmäßige Heranziehung aller Bezirke, während früher einzelne übermäßig belastet zu werden pflegten. Die Sterblichkeit ist in der Armee geringer in Preußen als in Frankreich.

Logogryph.

Kennst Du das Wort, das Herzen mächtig bindet?
Kennst Du der Liebe trauliches Symbol?
Das feste Band, das sich um Freunde windet,
Des Fürsten Heil, des Vaterlandes Wohl?

An Stärke muß ihm Stahl und Eisen weichen;
Doch hat es einen mächt'gen stillen Feind;
Streichst Du des hohen Wortes erstes Zeichen,
Hast Du die finstere Macht, die ich gemeint.

So lang die Welt steht, liegen diesen beiden
Im Kampf um höchstes Leid und höchste Lust;
Halt fest am Ganzen; laß sie nimmer streiten.
In Deiner stillen und zufried'nen Brust.

Auflösung des Räthsels in No. 2:
Stunden.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 5. Speyer, Samstag, den 11. Januar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Ihr seid dessen sehr gewiß!" fing jetzt einer der Bürger von Colmar an. „Und doch solltet Ihr nicht so zuversichtlich reden. Das Freischießen ist noch nicht zu Ende, die Schreiberlisten werden es zeigen, wer den Meisterschuß gethan und — —"

„Ihr wohl", warf hier der lange Kunz dazwischen, der dem Colmarer seine vorwitzige Plauderei von vorhin nicht vergessen hatte.

„Bin ich's nicht, so wird's ein Anderer sein, aber sicher keiner von Schlettstadt, und wär' er noch länger, als Ihr!" war die gereizte Antwort.

„Nun, nicht jeder ist ein so grober Klotz, wie der Kolbenmann von Colmar", bemerkte der lange Kunz mit einer Anspielung auf das Wappenbild der Stadt und zugleich mit einer Anzüglichkeit auf die dicke Kürze seines Gegners, der ihn mit einem grimmigen Blicke ansah, dann aber dennoch vorzog, zu thun, als habe er es nicht vernommen.

Denn vom Rath der Stadt war den Bürgern streng und mehrmals eingeschärft worden, bei allem Stolz auf die eigenen Vorzüge und bei allem wohlberechtigtem Ehrgefühle, die Gäste nicht zu necken und ein Wort im Scherz nicht gleich übel zu nehmen. Man fürchtete von Raths wegen besonders die ohnehin schon bestehende Eifersucht zwischen der eigenen Stadt und derjenigen, deren Küferzunft sich heute noch mit der einheimischen in Reifenschwung, Tanz und Wettlauf messen sollte.

So wäre denn auch die gereizte Stimmung wohl zu keinem weiteren Ausbruch gekommen, wenn nicht der Schütze von Mülhausen seinen Colmarer Gastfreund gefragt hätte: „Ihr habt ja hier in der Küferzunft einen frommen Gesellen aus meiner Vaterstadt und von gutem Hause, der schon als Ziegenschurz der beste Springer und Tänzer war und den Reif gar zierlich zu treiben und zu handhaben wußte."

„Ja wohl, der Wenzel bei Meister Störlin", antwortete einer von Colmar. „Er ist der beste Reifenschwinger im Lande."

„Der beste Reifenmörder mag er sein", setzte der lange Kunz entgegen, der nun einmal in seine grimmige Laune gekommen war. „Unser Herman wird es ihm schon zeigen, und Meister Störlins Gertraud wartet nur darauf."

„Ja, der Herman Schwarz wird es denen von Colmar zeigen", riefen mehrere Stimmen von den Tischen, wo die Männer aus dem Leber- und Weilerthale saßen.

„Den Teufel wird er!" polterte jetzt der Bürger von Colmar heraus.

„Colmar gewinnt!" riefen Andere aus der Stadt, die zu ihm hielten.

„Und ich sag', die Knöpfler verlieren!" schrie jetzt der lange Kunz, indem er mit seiner mächtigen Faust auf den Schenktisch schlug, daß alle Becher auf demselben herumtanzten. „Und abermals: die Knöpfler verlieren!"

Er hatte den Spitznamen derer von Colmar gebraucht, die wegen der Gewohnheit eines klugen Stadtvorstandes, sich von seinem Büttel an den Rockknöpfen die Stundenzahl oder auch die Zahl der bereits versammelten Rathsherren andeuten zu lassen, noch heute Knöpfler heißen. Das war nun aber das Stichwort, das allen anwesenden Bürgern der Stadt die Zornröthe in's Gesicht trieb. Aufsprangen sie von ihren Sitzen und drangen gegen den kühnen Sprecher vor, während dessen Freunde, zumeist Leute aus dem untern Elsaß und Rappoltsteiner Rebleute, sich ebenfalls von den Bänken aufmachten. Der Kunz hatte sich in seiner ganzen Länge erhoben und sah mit einem Hohnblicke auf seinen kurzen, dicken Gegner, der von seinem Platze her mit wein- und zornrothem Gesichte gegen ihn schrie: „Ihr Schlettstädter Hungerleider! Ihr mögt noch zehnmal gröbere Filzen sein, als Du lang bist, wir schlagen Euch doch zum Land hinaus."

„Versucht es nur einmal, nur einmal! Komm nur heran, Du Dicksack!" rief der lange Kunz, bereit, alle Folgen auf sich zu nehmen, nachdem es einmal so weit gekommen war. Schon griffen die Fäuste nach dem Stahl an den Hüften, um den Streit blutig auszufragen, als der Straßburger Schütze dazwischen sprang, sich auf die Bank schwang und mit dröhnender Stimme zu reden begann.

„Seid ihr unsinnig geworden?" sprach er. „Was sollen die hoffärtigen Reden und trutziglichen Geberden zwischen Festgenossen und Bundesverwandten? Laßt

die Finger von der Wehr, sag' ich, und steht ab von dem Streit wider alle Vernunft, oder so wahr ich Wilhelm Herter heiße, wir Straßburger kehren alsbald dem Platz den Rücken auf Nimmerkommen. Wollt ihr euch die Köpfe blutig schlagen zum Gespötte der hoffärtigen Junker, die nur darauf warten? Seid weise, lieben Brüder und Reichsverwandte, hütet euch vor unüberlegter Rede und fahrt nicht wie Kampfhähne gegen einander los bei jedem Wort, das im Eifer gesprochen ward. Wir sind in Frieden hier zusammen gekommen, um friedlich uns zu versuchen und unser Bestes zu thun als redliche Männer, der mehr, der weniger, wie es das Glück gibt, und wollen Jedem das seinige gönnen. Darum streitet nicht länger, — macht Frieden beim Becher und bewahrt die Schläge für Andere, die sie verdienen. Es gibt deren noch genug."

„Gut gesagt, Wilhelm Herter", fing ein junger Schütze an, der hinzugetreten war. „Bedenkt es wohl, ihr von Schlettstadt und ihr von Colmar, — fort mit aller harschen Red' und Antwort und laßt Euch einen guten Rath geben. Der Wirth hat ein Fäßlein aus meines Vaters Keller. Zu Türkheim im Brand wächst der beste Wein im Land, und da bin auch ich, Peter Stützel, gewachsen. Also trinkt mit mir auf der frommen Küfergesellen Wohl, die mit einander springen sollen in Lieb' und Ehre, gewinn' wer will, Colmar oder Schlettstadt."

„Mir ist's recht," sagte der einheimische Bürger, „und will der Schlettstädter meine Red' vergessen, ist mir's noch lieber."

„Dann wollet mein Wort nicht für übel haben", sprach der lange Kunz. „Es reut mich jetzt, daß ich von dieser trefflichen Stadt, die uns so gastlich aufgenommen und von dem Wenzel, der ein wackerer Küfer ist, nicht besser gesprochen habe."

„Guter Gesell", erwiderte der Bürger Colmars, indem er dem langen Kunz die Rechte hinstreckte, „wie darfst Du so reden, nachdem ich die Schuld am Streit habe! Ich kenne eures Meisters Sohn wohl, und wollte Gott, das Land hätte mehr seiner Art. Ich will's ihm wohl gönnen, wenn er gewinnt."

„Wein her! Türkheimer Brand!" rief der junge Peter Stützel. „Setzen wir uns warm zusammen und reden von den Gecken und wie wir sie jagen wollen, wenn sie wieder kommen sollten."

Und bald saß der Kreis beim guten Trunk und vertiefte sich in die Erinnerungen der bösen Zeit der armen Gecken. Der Eine wußte dies, der Andere jenes, wie die bösen Leute Mann und Weib zu Tode gepeinigt, die Kinder an die Sattelbögen gehängt und ihnen die Kehlen abgeschnitten, wenn sie sich nicht mit Geld lösen konnten. Von mancher noch ärgern Greuelthat wurde berichtet, aber auch von bloßem Muthwillen, wie sie den Waldbruder vom Wasserfall in Honig gebadet, in Federn gewälzt und so als seltenen Vogel in die Stadt Ruffach getrieben. Mit grimmiger Befriedigung wurde jedoch auch besonders von dem Thalvolk aus der Leberau mitgetheilt, wie viel tausend Gecken einzeln, heimlich, oder zu Haufen in offenem Feldstreit erwürgt wurden, obwohl sie von dem Kaiser zum Schaden der Städte in's Land gerufen, von den Fürsten geduldet und vom Adel gehegt und gepflegt waren, da ihnen die Edelleute als Hehler und Helfer dienten.

Der Wein hatte die Zungen gelöst, die Erinnerung den Grimm geweckt. Für die zugerittenen Junker war es nicht mehr geheuer in dieser Umgebung. Eine Stimmung, wie sie sich in erregten Zeiten zechender Kreise zu bemächtigen pflegt, war unter die Umsitzenden gekommen, so daß Niemand auf die Weisen eines fahrenden Spielmanns hören wollte, der eben vor die Bude getreten war und zu singen begonnen hatte.

„Kannst Du nur Deine Buhlliedlein, Fiedelhans, so pack Dich!" rief man ihm zu.

„Kannst Du einen Spottreim auf die Edelleute, so bleib und trink einen Becher Wein!" meinten Andere.

„Mit Gunst, ihr Leute und Männer, wollt ihr die Cantilen von den armen Gecken hören?" fragte der Spielmann, indem er seine begonnenen Weisen unterbrach.

„Heraus! Heraus damit! Wir singen mit!" schrieen ein Dutzend Stimmen.

„So reicht mir einen Becher Wein, und ich will beginnen", sagte der Fiedelhans.

„Zwei sollst Du haben," rief der Peter Stützel von Türkheim, indem er ein Paar hölzerne Becher mit Wein füllte. „Hier, schwenk' Deine Kehle und sang' an!"

Der Spielmann setzte alsbald den einen Becher an und nicht wieder ab, bis er ihn auf die Neige geleert hatte. Dann goß er den andern Becher dem ersten nach, so daß die Bemerkung inzwischen fiel:

„Wahr bleibt wahr: Spielleut', durstige Leut'. Aber jetzt hast Du Deine Kehle gehörig eingesalbt: Laß die Cantilen hören!"

Der Fiedelhans setzte behaglich stöhnend den zweiten Becher ab, schmatzte noch mit den Lippen, strich mit dem Bogen über die Saiten und begann dann im derben, ungefügen Tone seiner Zeit ein damals viel gesungenes Lied, worauf alsbald die Umsitzenden mit rauhen Stimmen einfielen, indem sie die knorrigen Reime dann und wann mit kräftigen Faustschlägen auf den Schenktisch begleiteten. Der Gesang schwoll brausend an, indem sich mehr und mehr auch die entfernter Sitzenden betheiligten, während Viele hinzu drängten, um an dem Chore theilzunehmen. Andere blieben stehen, um bloß zu horchen, und bald sammelte sich eine große, bunte Menge vor der Bude, wo man in steigender Erregung das Lied von den armen Gecken sang, welches von einem unbekannten Sänger verfaßt von Mund zu Mund durch das Land lief und in folgenden Strophen wiedergegeben sein mag:

Ihr Fürsten und Ihr Knecht',
In deutschen Landen gesessen,
Wo habt ihr hin das weltlich' Recht?
Ihr habt sein gar vergessen.
Die Augen habt ihr zugethan
Und habt die Feinde eingelan:
Es ist noch unvergessen.

Du willst ein Kaiser sein,
Das römisch Reich zu mehren?
Schäm' Dich! Du bist es nur zum Schein
Und hilfst es gar verheeren.
Kam doch der Feind auf Dein Gebot!
Nun liegen Kind und Mutter todt:
Wir konnten es nicht wehren.

Delphin, was hast gedacht
Und was Dich unterstanden,
Daß Du die Gecken hergebracht
In mörderlischen Banden?
Du weißt es wohl und läßt es thun:
Sie wägen den Menschen als ein Huhn.
O weh, der großen Schande!

Der Adel auf dem Rhein,
Dem war doch hoch zu Muthe!
Nun möcht' er gar unschuldig sein
An dem vergoß'nen Blute.
Gib Rath und Hilf', o reicher Christ!
Da Weib und Mann erschlagen ist, —
Halt uns in Deiner Huthe!

Ihr Städte insgemein
Ihr sollt den Frevel rächen!
Kommt treu und fest deß überein,
Des Reiches Noth zu brechen.
Steht auf, steht auf! In hellem Hauf',
Und schlagt in Gottes Namen drauf!
Der hilft mit Haun und Stechen.

Wer Singen wehren will,
Der soll sich baß bedenken.
Ich fürcht' sein nit um ein Birnenstiel:
Das Lied will ich ihm schenken.
Klingt's ihm nicht gut, ist's seine Schuld.
Uns aber bleibe Gottes Huld.
Es wird zum Heil noch lenken!

(Fortsetzung folgt.)

Vom Sprach- und Völkerstreit in Ungarn.

Ungarn ist ein gar merkwürdiges Versuchsland verschiedener Völkerschaften. Nicht weniger als sechs, ungerechnet die kleinen und die Juden, sehen einander in die Kochtöpfe, soweit sie nicht ohne dergleichen Geschirr sich behelfen. Mehr als tausend Jahre haben sie ziemlich friedlich zusammengesessen hinter dem Schirm von Ungarns Flüssen und Bergring, eine jede unbehelligt in ihrer Muttersprache und heimischen Sitte, und wenn sie miteinander zu thun hatten, redeten sie lateinisch. Das Latein wurde ihnen zuletzt gar zu gelehrt: selbst in Ungarn, dem letzten dunkeln Winkel des Mittelalters, mußte man es verabschieden. Als aber diese Magyaren und Slovaken und Serben und Walachen wieder in ihrer natürlichen Sprache reden wollten, da verstand keiner den andern. Der eine sagte: ich bin ein Magyar und lerne nur meine eigene Sprache — die andern sagten: wir verstehen nur noch die Sprache unseres nächsten Nachbars. Nun zeigte sich zwar, daß sie alle ein wenig Deutsch konnten; denn das eine Völklein wie das andere hatte hauptsächlich von der obern Donau her sein bißchen Cultur überkommen, und da die Handelsleute alle Deutsch redeten, auch so viele Deutsche im ganzen Lande zerstreut wohnten, so hatten sich überall deutsche Wörter und Sätze, Lehrer und Bücher angesiedelt. Man meinte deßhalb in Wien: es sei das einfachste und natürlichste, sie machten statt des Lateins jetzt das Deutsche zu ihrer Mittelsprache. Da rief aber der Magyaren-Adel: Ich bin Herr im Lande! Lernt magyarisch, wollt ihr öffentlich reden, und laßt eure Muttersprachen zu Hause! Seidem ist Ungarn von Wirrwarr und Feindseligkeit, von hochmüthigem Zugreifen und knirschendem Unwillen erfüllt. Die Magyarische Forderung aber welche sofort in That umgesetzt wurde, klingt so einzig in ihrer Art so kühn und seltsam, daß die Sache — abgesehen davon daß sie uns auch ein wenig angeht — besondere Aufmerksamkeit verdient. Noch niemals hat ein Volk das versucht, was jetzt der feurige Magyar mit aller Gewalt durchsetzen will, nämlich im Handumkehren aus einem Reich von sechs oder sieben Völkerschaften ein festes gleichartiges Staatsganze zu schaffen, in welchem der Magyar und seine Sprache herrscht.

Je mehr man die Volksnaturen, die Mittel zu Angriff und Widerstand, die Weltlage und Verkehrsströmung sich vergegenwärtigt, um so großartiger, aber auch um so wunderlicher erscheint das heldenhafte Beginnen der Magyaren. Für sie selbst ist es das natürlichste Ding von der Welt. Derselbe Adel der in hochherziger Begeisterung seine eigenen Vorrechte zu Boden warf, bietet seit einem Menschenalter die höchste Energie auf um von 15 Mill. 10 in seine Sprache einzujochen. Als man noch vor zwanzig Jahren darüber stritt, ob der Bauer in Ungarn freien Grundbesitz kaufen dürfe, schlug ein Herr vom Ufer des Plattensees vor: jeder Bauer solle Grundbesitzer sein, jedoch nur dann, wenn er magyarisch spreche. So nahe lag ihm die Verwechselung des Magyars mit dem freien Manne. Wenn aber der ungarische Adel laut verkündigte: der Niedrigste habe bürgerliche Freiheit gleichwie der Vornehmste, so gehorchte er der Strömung des Jahrhunderts, die auch in Ungarn an die Bauernhütten wie an den Edelhof anklopfte.

Stellen wir zunächst fest, wie es mit den verschiedenen Volksmengen in Ungarn aussieht. Es umhüllt sie eine eigenthümliche Dämmerung. Denn das tiefe stockende Dunkel das sich über Ungarn lagerte, ist erst durch die Gewitterblitze der modernen Zeit zerrissen, es fängt eben an Tag zu werden. Man sieht wohl, gleich als wäre man irgendwo bei Tungusen oder Kirgisen, die Völkerhaufen im Blachfeld stehen, und berechnet Umfang und Dichtigkeit dieser Haufen: die Einzelnen darin kann man noch nicht zählen. Ich lasse hier die neuesten Seiltänzerstückchen magyarischer Statistiker beiseite, und will nur einen Magyar, Fényes, einen magyarisirten Deutschen, Hunfalvy ehemals Hundsdörfer, und einen deutschen Forscher, Ficker, reden lassen. Fényes rechnete für Ungarn im Jahre 1842:

Deutsche	1,262,000
Magyaren	4,870,000
Slovaken mit Tschechen und Polen .	1,687,000
Slovenen, Croaten und Serben . . .	2,143,000
Walachen	2,311,000
Ruthenen oder Kleinrussen	442,000

Juden zählte Fényes 1864 in Ungarn

allein	342,000
Zigeuner	36,000
Bulgaren, Griechen, Armenier	33,000

Zwölf Jahre später rechnete derselbe Fényes schon 6,555,124 Magyaren heraus, von denen er 5 1/2 Mill. auf Ungarn, über 800,000 auf Siebenbürgen, 40,000 auf Croatien, Slavonien und die Militärgrenze und 65,000 außerhalb dieser Länder zählte. Hunfalvy stellte 1857 für das ungarische Reich und Dalmatien folgende Annäherungstabelle auf:

Deutsche	1,484,000
Magyaren	4,869,000
Juden	413,000
Slovaken	1,631,000
Slovenen, Croaten und Serben	2,616,000
Walachen	2,416,000
Ruthenen	424,000
Zigeuner	143,000
Bulgaren, Griechen, Armenier	13,000

Ficker *) zählt dagegen in Ungarn mit Siebenbürgen.

Deutsche	1,810,000
Magyaren	5,413,000
Juden	456,000
Slovaken und Ruthenen	2,222,000
Slovenen, Croaten und Serben	2,441,000
Walachen	2,648,000
Zigeuner	150,000

Es fällt auf, je mehr der Statistiker magyarisch gesinnt ist, um so mehr Magyaren rechnet er heraus, um so weniger Deutsche, Juden und Zigeuner. Jedoch nach den jüngsten Veröffentlichungen des statistischen Bureau's im ungarischen Hundelsministerium wäre die Zahl der Juden bereits auf 541,000 angewachsen: dem Anschein nach ist sie wohl noch größer. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß wir uns an die Angaben des sorgfältigen deutschen Statistikers halten, bis auf sicheren Grundlagen und streng thatsächlich, ohne nationale Vorliebe oder Abneigung, eine Bevölkerungszählung in Ungarn möglich wird. In runder Zahl genommen haben wir in Ungarn 15 Millionen Menschen, davon sind etwas über ein Drittel Magyaren. Dieses eine Drittel trachtet nun die andern zwei Drittel mehr oder minder sich gleichartig zu machen, noch lieber ganz mit sich zu verschmelzen. Wenn in allen Aemtern magyarisch gesprochen und geschrieben, wenn in allen Schulen in magyarischer Sprache unterrichtet, wenn Presse und Vereine, Pfarren, Schulen und Stiftungen kurz jegliche Bestrebung, wenn sie magyarischen Sinnes ist, unterstützt und alles andere vernachlässigt oder unterdrückt wird, dann, so rechnet man, muß sich allmählich alles magyarisiren was in die Höhe will. Nichts kann richtiger sein als dieser Schluß. Wer will immer Amboß bleiben, wenn er mit leichter Mühe Hammer werden kann? (Forts. f.)

*) Adolf Ficker. „Die Völkerstämme der österreichisch-ungarischen Monarchie, ihre Gebiete, Grenzen und Inseln." Wien 1869.

Miscellen.

Ueber die Werthschätzung der verschiedenen Componisten von Seite des Publicums gibt eine Zusammenstellung der Einnahmen im Hofopern-Theater in Wien einen interessanten Aufschluß. Es stellt sich nämlich heraus, daß die Opern Meyerbeer's immer noch die höchste Durchschnittseinnahme erzielen; denn es beträgt die Abend-Einnahme (ohne Abonnementsquote) bei Meyerbeer 2735 fl., Wagner 2621 fl., Thomas 2559 fl., Gluck 2526 fl., Flotow 2524 fl., Mozart 2317 fl., Weber 2294 fl., Donizeti 2265 fl., Gounod 2119 fl., Auber 1739 fl. Die höchste durchschnittliche Einnahme per Abend ergaben: „Die Nachtwandlerin" 3322 fl., „Lohengrin" 3213 fl., „Dom Sebastian" 3186 fl., „Robert der Teufel" 2885 fl., „Die Meistersinger" 2655 fl., „Martha" 2524 fl., „Der Postillon von Lonjumeau" 2250 fl., „Weibertreue" 2208 fl.

Berlin, 2. Jan. „Vor einigen Tagen", erzählt das „Fremdenbl.", „erschien in dem Bankgeschäfte des Geh. Commerzienrathes B. eine alte Dame, welche zum Besten der verunglückten Bewohner der Ostseeküste ein sorgfältig verschnürtes Paketchen mit einem Briefe an das Centralcomite abgab. Auf die Frage des expedirenden Beamten, ob er nicht, wie sonst üblich, das Packet öffnen dürfe, erhielt derselbe die Antwort, er möge dieses nach dem Weggange der Dame thun. Dies sollte denn auch gleich geschehen. Man löste einen Zeitungsbogen nach dem andern und stieß endlich auf ein Hemd von außerordentlich feinem Leinstoffe. Die Verwunderung der jungen Leute über die sonderbare Dedikation war außerordentlich groß und konnte erst dann erklärt werden, nachdem der Chef den Begleitbrief gelesen. Derselbe, von einer verwittweten Frau Oberst v. W. unterzeichnet, enthielt folgende interessante Mittheilung: „Nicht im Besitze von Geldmitteln, bringe ich den unglücklichen Bewohnern an der Ostseeküste dieses Hemd dar, welches mein verstorbener Mann persönlich in der Schlacht bei Belle-Alliance von den Wäschegegenständen Napoleons erobert hat. Ein zweites Hemd habe ich bereits im Jahre 1870 einem Verein für Verwundete und Kranke im Felde übergeben, das bei der Versteigerung desselben einen Ertrag von über 50 Thaler erzielte. Dasselbe kann mit diesem Hemde geschehen." Zur Bestätigung der gemachten Angaben beruft sich Frau Oberst v. W. auf die Zeugnisse eines noch lebenden Generals v. H—n und eines Geh. Justizraths K."

Paris, 5. Jan. Nach der neuesten Zählung hat Paris 1,851,792 (gegen 1,825,274 im Jahre 1866); Lyon 323,417; Marseille 312,864; Bordeaux 194,055; Lille 158,117; Toulouse 124,852; Nantes 118,517; Saint-Etienne 110,814; Rouen 102,470 Einwohner. Dann folgen sogleich Le Havre mit 86,835; Roubaix mit 75,987; Rheims mit 71,994; Nancy 52,978 (gegen 49,993); Toulon mit 69,127; (in Abnahme um 7,999); Brest mit 66,272; Amiens mit 63,747; Versailles mit 61,686 (in Zunahme um 17,665) u. s. w.

* Räthsel.

Ich trage die Krone seit alter Zeit,
Doch kleid ich mich in ein einfach Kleid,
Das ohne Respect vor der Krone zumeist
Man mir muthwillig vom Leibe reißt,
Und, wie sonst Schlösser zu ihrem Schutz,
Umzieht mich ein Graben, doch mir zum Trutz;
Denn meinen Räubern er neue Kraft
Mit seinem Wasser im Bade schafft.
Mein Kleid mit farbigem Band geschmückt,
Hat manchen zu Nachtgedanken entzückt,
Die doch höchst selten so frommen Schwung
Genommen haben wie die von Young.
Obgleich ich auf dem Dreifuß bin,
Zieht kein Orakel doch durch mich hin,
Spektakel aber erlebt ich genug,
Eh' man mich endlich nach Hause trug.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 6. Speyer, Dienstag, den 14. Januar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Wer soll das Kränzlein haben?

Das Lied von den armen Gecken, welches vor einer der Schenkbuden angestimmt worden war, klang noch lange fort, und auch das Freischießen an der Zielstatt war noch nicht geendet, als sich mit einem Male die Aufmerksamkeit der Menge zu theilen anfing und nach der Stadtseite hin gelenkt wurde, woher lauter Trommel- und Pfeifenklang erscholl. „Sie kommen! Sie kommen!" hieß es jetzt, und die Menge drängte in der Richtung hin, aus welcher die Musik erscholl, während ein Theil derselben vor der Bude verharrte, wo die „Cantilen" abgesungen wurden. „Wer kommt?" fragt halb erschrocken ein Bäuerlein.

„Wer? Hört einmal den Karsthans, wer! Dem liegen noch die Gecken in den Gliedern!" spottete ein Handwerker.

„Die Kränzleinjungfern kommen, guter Geselle," berichtete darauf ein Bürger, der mit Weib und Kind vorüber kam und sich Bahn schob. „Die Kränzleinjungfern und die Küfer, welche die Reife schwingen sollen."

Und sie kamen. Von der Stadt her bewegte sich ein glänzender Zug nach dem sogenannten kleinen Ried, das zum Festplatz auserlesen war; voran die jungen Herrn von den Geschlechtern in prunkenden Gewändern, zu Pferd und zu Fuß, — mit ihnen viele vornehme Fremde, welche sich ihnen angeschlossen hatten, um auf dem Festplatze selbst den ganzen Zug an sich vorüber zu lassen. Dann eröffneten den eigentlichen Festzug wie immer die Spielleute, Preisträger, junge Knaben in den Farben der Stadt, denen die Herrn vom Rath in Sammt und Seide und mit goldenen Ketten auf der Brust folgten, vornehme Männer mit nickenden Federn auf dem Baret und würdige Zunftmeister mit der Wehr an der Seite. Sie alle mit weit auseinander gesetzten Füßen in stolzem Gange sich wiegend, während die linke Hand unterm Mantel auf die Hüfte sich stützte. So schritten sie einher voll Selbstgefühls, zur Ehre ihrer Stadt und ihrer eigenen Person.

Gleich hinter ihnen schritten züchtiglich und mit holdem Anstande die schönsten und vornehmsten Jungfrauen der Stadt in rauschender Seide und wallenden Obergewändern, deren Schleppen sie im Arme trugen, während die goldgestickten Gürtel die anmuthigen Gestalten umspannten. Mit offenem, fliegendem Haare, das nur ein perlengesticktes oder güldenes Band zurückhielt, von welchem lange Schleifen niederflatterten, glichen sie einer Schaar vorüberschwebender Feen, wie sie sich das Volk heute noch vorzustellen gewohnt ist. Eine edle Jungfrau aus den Geschlechtern trug die schöne Preisfahne.

„Wer aber trägt das Kränzlein?"

„Wer ist das stolze Mägdlein mit dem gelben Haar und dem prächtigen Gewande?"

„Störlins Gertraud! Kennt ihr des reichen Störlins Kind nicht?"

„Seht doch, wie sie schön ist!"

„Freilich ist sie's. Sie weiß es auch."

So gingen die Reden im Volke, als des einflußreichen Zunftmeisters schöne Tochter vorüber kam. Das zierlich eingelegte Kästchen, das sie in ihren Händen trug, war von kostbarer Arbeit und zog alle Augen auf sich. Und die Trägerin wußte allerdings, daß alle diese Blicke auch ihr selbst galten. In dem Kästchen lag aber der silberne, mit Edelsteinen besetzte Kranz, der dem besten Schützen oder beliebtesten Manne einer benachbarten Stadt sammt der Preisfahne überreicht werden sollte. Damit war nämlich seiner Vaterstadt die zarte Verpflichtung auferlegt, das nächste Freischießen zu veranstalten und zwar in nicht zu langer Frist, „damit das Kränzlein nicht verwelke."

„Ja, sieh nur, wie die reiche Gertraud schön ist, Aennelein", flüsterte wieder ein junges Mädchen ihrer Gefährtin zu, die mit ihr dorten stand und zwischen den Köpfen der Leute hin den Zug der Jungfrauen betrachtete.

„Geputzt ist sie, ja, und stolz und reich, Kätherlein", war die Antwort. „Und darum ist sie schön. Es gibt schönere, Kätherlein! Ich weiß eine!"

„Ach nein, sieh sie nur an!" bemerkte das Mädchen wieder, und ein leiser Seufzer mischte sich in ihre Bewunderung. „Sie ist die schönste von Allen. Drum trägt sie auch das Kränzlein. — Wer mag das Kränzlein erhalten?" setzte das Mädchen nach einer kleinen Pause fragend hinzu.

„Wie kann ich das wissen, Kätherlein?“ fragte die Gefährtin zurück, indem sie dabei ihrer Freundin in das Gesicht schaute. „Was hast Du denn, Liebe? Du verfärbst Dich ja!“

Das junge Mädchen zeigte in der That eine besondere Bewegung, als nun allmälig hinter den festlich gekleideten Jungfrauen der Stadt ein Zug junger Gesellen zu erblicken war, der sich langsam heran bewegte. Man unterschied schon die rothen, silberverzierten Jacken, die dunklen Sammthosen, die hellen Strümpfe und gelben Schuhe, das schwarze Baret auf den Häuptern der Bursche und den glänzenden Ziegenschurz der Jungen, welche die bekränzten Reifen trugen. Sowohl die Blicke der Umstehenden, als jene der Jungfrauen im Zuge wandten sich schon zurück. Selbst die blonde Gertraud des reichen Störlin warf bei jeder Stockung einen forschenden Blick durch die Reihen ihrer Gefährtinnen, in deren Mitte sie als Königin schritt, um wo möglich unter den Gesellen der Zunft einen heraus zu finden, den ihr Auge zu suchen schien.

„Nach wem schaut sie sich nur um?“ fragten Stimmen im Publikum.

„Wohl nach dem, der das Kränzlein erhalten soll!“ ward als Antwort gegeben.

„Das Kränzlein ist aber nur für einen Schützen bestimmt“, entgegnete man.

„Die Küfer haben auch mit geschossen“, lautete die Erwiderung. „Einer von den Gesellen hat sogar die meisten Zweckschüsse — ich glaube drei — und Störlins Tochter wird ihm auch gerne das Kränzlein überreichen.“

„Wer ist der glückliche Geselle?“ ging das Zwiegespräch fort.

„Kätherlein, Du hast Herzklopfen“, sagte eines der beiden Mädchen dazwischen zu seiner Gefährtin, während die Stimme, welche die Auskunft gegeben hatte, fortfuhr. „Derselbe, von dem man sagt, daß er auch beim Küfersprung unsern Besten von Colmar ausstechen will. Aber schaut nur, da kommen sie heran!“

Und da schritten nun die Küfer von Schlettstadt und Colmar nach einander in zwei Abtheilungen daher, gleich gewandet, nur mit dem Unterschiede, daß die Einen dunkelgrüne, die Andern dunkelblaue Sammthosen trugen; und gelbe Binden mit dem schwarzen Doppeladler die Colmarer vor den Schlettstädtern kennzeichneten, welche weiße Binden mit den drei Adlern ihres Stadtwappens um ihren Arm geheftet hatten.

„Welches ist denn der Herman Schwarz von Schlettstadt?“ fragte Jemand in der Nähe, während vielstimmiger Zuruf die frommen Küfergesellen begrüßte, deren Spiel das Fest krönen sollte.

„Kätherlein, was faßt dich an? Du zitterst wie Espenlaub!“ sagte eines der Mädchen wieder zum andern.

„Welches der Herman Schwarz ist? Der frische Geselle dorten, — er sieht eben herüber, schau', wie seine Augen blitzten! ich glaube, er kennt mich noch von früher, als er hier beim reichen Störlin das Handwerk lernte. War's doch, als wollt' er aus dem Zuge springen, um mich zu begrüßen. Ja, wir standen einmal gut zusammen, wir!“

In dieser Weise ging das Gespräch unter den Umstehenden fort, als Kätherlein zu seiner Gefährtin sagte, es fühle sich nicht wohl unter den vielen Leuten, worauf diese die Freundin hinwegführte. Auch viele Andere hatten schon ihren Platz gewechselt, indem sie zurückliefen, um den Anblick des Zugs noch einmal haben zu können. Besonders in der Nähe der Schenkbude, vor welcher noch immer die Cantilen von den armen Gecken erschollen (allerdings in mehr Strophen, als oben mitgetheilt wurden), war das Gedränge groß, da sich hier auch verschiedene Edelleute zu Pferd aufgestellt hatten, um den vorübergehenden Zug zu betrachten. Derselbe hatte mit seiner Spitze auch bereits sein Ziel erreicht, worauf sich die Jungfrauen, von dem Zuruf des Volks und ihrer Freunde begleitet, in einen für sie besonders bestimmten Pavillon zurückzogen — nach altem Gebrauch zur letzten Berathung darüber, wem das Kränzlein gebühre. Während nun Manche von den Schönen flüchtig vor den Pavillon heraustrat, um noch Grüße und flüsternde Worte mit einer Mutter und Schwester oder einem zudrängenden jungen Vetter zu wechseln, begaben sich jene von den Küfern, deren Abtheilung eben im Schießstande aufgerufen wurde, dahin, um den letzten Schuß nicht zu versäumen. Die Andern dagegen bildeten Gruppen, die sich zur Schau des gaffenden Volkes ausstellten oder traten zu diesem und jenem Bekannten, um über die Wahrscheinlichkeit des Siegs beim Küfersprung zu sprechen, der erst nach Ueberreichung des Kränzleins stattfinden konnte. Auch fremde Schützen und Schiedsrichter trieben sich in der Nähe des Damenpavillons umher, von welchem die Entscheidung über den Ort des nächsten Bundesschießens ausgehen sollte. Dieser Entscheidung sah man besonders erwartungsvoll von Seiten der jüngeren Schützen schon deßwegen entgegen, weil mit der Ueberreichung des Kränzleins auch der Augenblick kam, wo man sich den holden Jungfrauen der Stadt nähern konnte und der Ehrentanz seinen Anfang nahm.

Unterdeß hatte sich, wie schon bemerkt, der Andrang besonders auf dem Platze vor der Schenkbude gesteigert, wo die Zecher das Lied von den armen Gecken angestimmt hatten. Man genoß dorten den besten Ueberblick auf das Treiben der Menge und den Festzug, befand sich dazu noch in der anziehenden Nähe des Damenpavillons, welcher immer wieder die erwartungsvollen Blicke anzog, und dabei tausendmal die Frage anregte, wer das Kränzlein erhalten würde. Rechnete man noch hinzu, daß der Wirth auf einen guten Trunk hielt, so ist es begreiflich, daß trotz der Stimmung der bürgerlichen Gäste, wie sie sich im Gesange äußerte, der Ort eine große Anziehungskraft auf den einheimischen wie auf den fremden Adel übte, der zu dem Feste gekommen war. „Gott straf' dies Volk für sein Gebrüll!“ bemerkte Herr Walther von Dahn von seinem Rosse herab, indem er von dem Wirthe einen frischen Becher Wein entgegen nahm. „Schade für den guten Tropfen, daß man ihn in solcher Gesellschaft trinken muß.“

„Die Gesellschaft habt ja Ihr gesucht, und nicht sie Euch", sagte der Wirth, indem er das Geld entgegen nahm, während Herr Walther eine Geberde machte, als wolle er demselben den Becher an den Kopf schleudern. Dann nahm jedoch seine Miene den Ausdruck hochmüthiger Verachtung an, indem er sprach:

„Wäre Dein Wein nicht, grober Bauer, würdest Du Deine Keckheit mit einem blutigen Kopfe büßen."

„Versucht es nur, Herr Junker!" sprach der Wirth entgegen, ohne sich einschüchtern zu lassen. Doch zog er vor, nicht selbst Anlaß zum Ausbruch von Händeln vor seiner Bude zu geben, da es nur ein Wort gekostet hätte, um es zu einem blutigen Tumult kommen zu lassen, wohin die Stimmung seiner übrigen Gäste ohnehin nur allzu sehr neigte.

Er zog sich also zurück und überließ den Edelmann seinem Grimm, der sich auch ferner in wegwerfenden Bemerkungen über das „versoffene" Volk äußerte, während sein eignes, vom Wein geröthetes Antlitz dabei mit herausfordendem Uebermuth über die finstern, feindseligen Blicke der Menge hinschweifte.

„Zähm' Deine Zunge, Walther, und spar' Deine bittern Worte," bemerkte jetzt ein Herr von Rathsamhausen, der sich mittlerweile den ihm bekannten Edelleuten zugesellt hatte. „Wir sind hier nicht unter uns, die Leute blicken unheimlich herüber. Du brauchst dieß Volk nicht noch unnöthig zu reizen! Ja, zuck' nur die Achsel und streiche grimmig den Bart auf!" fuhr der Warner mahnend und beschwichtigend fort. „Der Heinz Grefe hat sonst auch sein Maul und hält es jetzt klüglich. Gelt Du! — Runzle Du nur die Brauen, Walther. Ich kenne Deinen hochgemutheten Sinn und weiß, wie gern Dein Schwertlein ein und aus geht. Aber hier mußt Du nun doch einmal Frieden halten. Denn das Feld gehört heut' den Zünften."

„Weil Du und Deines gleichen es ihnen überlaßt!" antwortete der hochmüthige Edelmann auf die wohlgemeinten Mahnungen seines Freundes, der zu einem Geschlechte gehörte, welches das Bürgerrecht in Colmar, sowie in Straßburg hatte. „Du hast gelernt mit den Wölfen zu heulen, oder vielmehr mit den Hunden, die bellen mögen, aber nicht beißen!"

„Hinsichtlich des Hundes irrst Du, Walther," entgegnete mit verfinstertem Gesichte der von Rathsamhausen, welcher eine Anspielung auf die Form der Helmfigur seiner Familie zurückweisen zu müssen glaubte. „Du weißt wohl, welcher Hund auch beißt und daß der Hundskopf unsers Helms nie bellt."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Sprach- und Völkerstreit in Ungarn.

(Fortsetzung.)

Wie aber? Lassen sich denn von fünf Millionen doppelt so viel Zwang und Gewalt anthun in ihrer altererbten Gewöhnung, in ihren heiligsten Rechten und Gefühlen? Die Sache ist ungemein einfach. Ungarn war viele lange Jahrhunderte hindurch ein bloßes Adelsreich, und ist es im wesentlichen noch heutzutage. Eine einzige große und fest gegliederte Genossenschaft ist überall hin vertheilt, und führt und beherrscht das Ganze. Früher stand dem magyarischen oder magyarisch geschulten Adel und der Geistlichkeit allein die legitime Vertretung des Landes zu: jetzt sind zwar Bürger und Bauer dem Adel rechtlich gleichgestellt, allein bei der zähen Macht der Gewöhnung, bei der unglaublichen geistigen Dürftigkeit und Trägheit der Massen, bei dem vollständigen Mangel an Organisation in jeglichem was außerhalb seiner Kreise liegt, hat jener Adel noch heutzutage die Regierung, den Reichstag, das gesammte politische Getriebe in Händen. Schlimmer noch, an den echten Adel hängt sich eine ganze Woge von halbem und falschem Adel an, dessen Bedeutung gerade in der Nationalitätsfrage so groß und unheilvoll ist, daß wir mit ein paar Worten ihn schildern müssen.

Sehr geringer Grundbesitz, adelige Großmannssucht und unüberwindliche Arbeitsscheu sind drei Eigenschaften, aus welchem sich in Ungarn fort und fort eine Classe von Menschen erzeugt die sich des Getriebes der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigen, um alles das zu befriedigen, was sie in ihrem Innern treibt und verzehrt. „Ich bin zum Herrn geboren" — das ist früh und spät des Mannes Fühlen und Denken, wenngleich sein ganzes Besitzthum ihm jährlich bloß ein paar hundert Gulden abwirft. Des Volkes Meinung bestärkt dieses Gefühl. „Ist denn das ein Herr?" fragen die Leute, wenn sie jemanden in schwarzem Anzug arbeiten sehen. Wenn der Heiduk ihm Pfeife und Tabak nachtrüge, so würden sie das viel eher in der Ordnung finden. Lieber, als echt bürgerlich arbeiten, will unser Mann alles andere wagen, bis zum Aeußersten. Was aber bleibt nun jenen „Herrn" übrig, als sich auf die öffentlichen Fragen in Gemeinden, Comitat und Reichstag zu werfen? Man wird Abgeordneter oder man macht Abgeordnete. Dabei gibt's Aufregung, endlos hallendes Klagen über Ungarns Leiden und jahrhundertlange Unterdrückung, brausende Phantasien von des Vaterlandes Ruhm, Größe und Freiheit, glänzende Befriedigung des Ehrgeizes, und schließlich erreicht man das Ziel der heißen Jagd: lohnende Stellen und Aemter. Dann legen sich die Herren vollends auf die Bärenhaut, und verwalten ihre Stellen und Aemter nach eigenem Behagen. „Denn," so denkt ein jeder, „wofür habe ich mich gequält, wenn ich auch jetzt noch arbeiten soll?" Ein großer Theil dieses armen, begehrlichen, tumultuarischen Adels widmet sich der juristischen Laufbahn, diese gilt vor allen andern als standesgemäß und gibt das erste Anrecht auf Staatsämter. Die Zahl unbeschäftigter Advokaten in Ungarn wächst dadurch zu seltsamer Größe, und, was noch schlimmer ist, die jungen Männer, welche aus den mittleren und unteren Classen sich zu diesem Stand empor arbeiten, werden verdorben für ruhiges gediegenes Arbeiten durch die adeligen Genossen, welche den Ton angeben. Ihnen schließt sich, gern oder ungern, alles an, was an Amtsschreibern und Publicisten, an Notaren und jüngeren Beamten in

einem Comitat vorhanden. Denn wollen sie gefördert sein, so müssen sie im Strome mitschwimmen, womöglich es den anderen zuvorthun. Unsäglich, unheilvoll wirkt nun die hier geschilderte Volksclasse, die überall in Menge vorhanden, überall wie Kletten zusammenhängt, überall aus gleichem inneren Antrieb einhellig handelt, auf die sittliche, geistige und staatliche Entwicklung Ungarns zurück. Ihre Masse ist zu groß, ihr Gemeingefühl zu mächtig. Wehe dem, der es mit diesen Leuten verdirbt! Durch Lästern und Verschreien und Verfolgung jeder Art sieht er sich den Boden fortgerissen unter den Füßen. Ueberschlägt man, mit welch höchst ansehnlichem Kern und Gefolge sie die Comitatsversammlungen und den Reichstag und die Staats- und Gemeinde-Aemter besetzen, so löst sich das Räthsel, warum bei all dem Reden und Sturmlaufen in Ungarn verhältnißmäßig so wenig herauskommt. Das Redenhalten und Agitiren, das Klagen, Plänemachen und Projectiren ist gar zu vielen die Hauptsache — das andere überläßt man getrost der Zukunft oder auch dem günstigen Zufall, welcher deutsche Arbeitskräfte ins Garn führt.

Alle diese Leute beseelt ein großer Hunger nach Geld und Gut, ein noch größerer Hunger nach persönlicher Auszeichnung, und der allergrößte Hunger nach Ruhm, Macht und Ausbreitung ihres Stammes. Am ersten zu ertragen wäre noch die geringschätzige, mißwillige, feindselige Behandlung der Anstalten und Unternehmungen der Nichtmagyaren. Dieß erstreckt sich auf ihre Straßen und Eisenbahnen und Landesverbesserungen. Empfindlicher wirkt, daß die Nichtmagyaren aus den Ländern vertrieben und ausgeschlossen werden, es sei denn sie verständen sich zum Frohndienst der Magyarisirung. Am tiefsten aber und nachhaltigsten schneidet ein das Nationalitätengesetz, und doch habe ich niemals einen Magyaren gesprochen, der nicht mit dem größten Nachdruck dieses Gesetz gepriesen hätte als himmlisches Recht und äußerste Billigkeit gegen die Völkerschaften Ungarns: nur das Allerwenigste und Allerleichteste sei ihnen auferlegt, und zwar nothgedrungen, weil ohne das der ungarische Staat gar nicht bestehen könne. Wir wollen nun dieses Gesetz einer näheren Prüfung unterwerfen, um an diesem einen Beispiel zu zeigen, wie man in Ungarn majorisirt und magyarisirt.

Höchst auffällig muß schon erscheinen, daß sämmtliche Reichstagsabgeordnete, deren Muttersprache nicht die magyarische war, gegen das Gesetz protestirten, und zwar einhellig und entschieden. Was half es? Der magyarische Adel, der mit seinem Anhang die große Mehrheit auf dem Reichstag bildet, durchbrach und zertrat im Sturmschritt den Widerstand der sechs andern Völkerschaften, gerade als wären es schwächliche Halme auf dem Felde. Und doch handelte es sich nicht um ein gemeinnütziges Gesetz für alle, sondern um ihr eigenes nationales Leben. Am 6. December wurde das Gesetz vom Kaiser unterzeichnet, schon Tags darauf in beiden Häusern des Reichstags publicirt. Obwohl nun sein erster Paragraph verkündigte, die Gesetze sollten in authentischer Uebersetzung erscheinen, ließ der deutsche Text doch noch Monate lang auf sich warten. Das war entweder ungarische Saumseligkeit oder magyarische Verachtung gegen die Deutschen. Vielleicht war auch Berechnung dabei: sie sollten die Schlingen und Fallstricke dieses Gesetzes, das ihrer Sprache Recht in Ungarn erwürgen sollte, nicht zu früh studiren.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber die jüngste gräßliche Eisenbahn-Katastrophe in Amerika enthält ein im „New-York-Herald" abgedrucktes Telegramm aus Westfield vom 25. Dec. folgende Einzelheiten: „Heute Nachmittags um 3 Uhr ereignete sich auf der Croß-Cut-Eisenbahn in der zwischen Brodton und Mayville gelegenen Station Prospect ein fürchterliches Unglück. Als der nach Norden bestimmte, aus der Locomotive, einem Gepäck- und zwei Passagierwagen bestehende Eilzug, der Corry um 1 Uhr verlassen hatte, Goose Creek passirte, entgleiste die Locomotive, und die Wagen stürzten durch die Trestle-Brücke 40 Fuß tief hinunter. Die Wagen überkugelten sich völlig und hatten kaum den Boden erreicht, als sie zu brennen begannen. Wie man vermuthet, befanden sich ungefähr 60 Passagiere im Zuge. Kein einziger entkam unversehrt. 27, darunter 4 Frauen, wurden lebend aus den brennenden Trümmern gerettet. Man glaubt daß 35 Personen getödet wurden. Wasser zur Löschung der Flammen war nicht vorhanden, auch konnten nur zwei Aerzte beschafft werden, um die Wagen in Stücke zu zerschlagen. In dieser Lage wurden ungefähr 25 Personen lebendig geröstet, welche die Luft nahezu eine Stunde lang mit ihrem herzzerreißenden Hülferufen erfüllten. Man glaubt, daß mehrere der Geretteten an ihren Verletzungen sterben werden."

Gegen saumselige Zahler ist neulich in Amerika ein originelles Mittel erfunden worden. In der Stadt Philadelphia lebt und wirkt nämlich ein Mann, der einen hohen Hut trägt, mit der weithin sichtbaren Inschrift: „Schlechte Ausstände kollektirt". Der Mann empfängt die Rechnungen und begibt sich in möglichst auffallender Weise nach der Wohnung des schlechten Zahlers. Bekommt er das Geld nicht gleich, so postirt er sich ebenso auffallend vor das Haus, und um den unangenehmen Gesellen los zu werden, erfolgt gewöhnlich die Zahlung. Der Collektor nimmt für seine Mühe die Hälfte des Ertrages in Anspruch, wobei seine Auftraggeber immer noch gute Geschäfte machen, da sie selbst höchst wahrscheinlich in vielen Fällen gar Nichts bekommen würden.

* Anagramm.

In großen Städten komm ich vor,
Doch öfters noch in kleinen.
Wer auf mich schwört, ist stets ein Thor,
Will er auch weise scheinen.
Wie könnte heute ohne mich
Ein Zeitungsblatt erscheinen!
Und doch verwahrt der Autor sich,
Wenn wir's bei ihm vermeinen.
Nimm nun ein einz'ges Zeichen mir,
Lies wie ein Jud' das ganze,
Dann steht ein arger Schelm vor dir
Oft in des Witzes Glanze.

H. v. M.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 4:
Treue — Reue.
Auflösung des Räthsels in No. 5:
Kunkel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 7. Speyer, Donnerstag, den 16. Januar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Das wollte Herr Walther auch nicht abgeleugnet haben," beschwichtigte jetzt Heinz Grefe, der Bastard von Lützelstein, der neben seinen Söhnen zu Pferde daneben hielt. „Aber muthe man uns nur nicht immer zu, vor Bauern und versoffenen Handwerkern zu weichen."

„Bauern oder Handwerker," versetzte der von Rathsamhausen. „Gleichviel, sie haben harte Fäuste und schlagen gern zweimal auf einen Fleck."

„Nimm nicht übel, lieber Hundskopf", fiel auch Walther von Dahn nun wieder ein. „Aber laß Dir rathen und von dem Bürgervolke nicht Kette noch Maulkorb anlegen, während wir dergleichen für diese unsauberen Köter bereit halten. Wie die Straßburger Meisenlocker schauen werden, wenn sie heimkehren! Indeß sie hier mit der Armbrust auf der Bärenhaut liegen und darauf spannen, wer das Kränzlein haben soll, waren wir — Gottes Tod, ich will es meinen! — nicht willig, ihnen Milch und Fleisch theuer zu machen!"

„Bst, Walther!" machte der von Hattstatt, indem er, zur Vorsicht mahnend, umherschaute. „Rede Dich nicht um Deinen Hals!"

„Ei laß mich! Was scheert mich das Volk!" versetzte der übermüthige Junker, indem er mit der freien Hand ein Schnippchen schlug. „Ich will den Schnabel wetzen, wenn die Klaue da in der Scheide ruht," setzte er hinzu, indem er an sein Schwert schlug. „Ist es doch eine Schande für den Adel, wie die Geschlechter und die adeligen Vögte da, der von Kaisersberg, von Münster und anderen Nestern, die Köpfe mit den Zünftlern zusammen stecken. Ihr athmet mit diesen Krämern und Schreibern so lange dieselbe Luft, bis ihr selbst nicht besser oder höchstens noch ein Kleiderstock für ihre Schneider seid. Seht' nur, da kommt solch' ein fader Geselle, wie gerufen und sieht' drein, als wisse er schon, wer das Kränzlein haben soll."

In der That hatte sich jetzt gegen die Stelle, wo die Edelleute hielten, eine Figur gedrängt, welche die Worte des Junkers rechtfertigen zu wollen schien. Es war ein junger Herr von den Geschlechtern der Stadt, spindelbeinig, geschnürt und die damals vom burgundischen Hof ausgehende Modethorheit noch übertreibend. Auf dem bunten, seltsam geformten Baret, das über den langen gekräuselten Locken schwebte, stack eine rothe, steife, ausgezaserte Feder; während die rechte Seite des engen Rockes und das linke Bein blau und grün gestreift waren, trug die linke Rockseite und das rechte Bein das grellste Gelb, der Ueberwurf aber mit tief ausgeschlitzten, herabhängenden Zotteln war rosenfarben. Um Hals und Kniee hingen Schellen, die bei jedem Schritte klingelten, während auch die langen, gesteiften und aufwärts gekrümmten Spitzen der hellgrünen Schuhe mit solchen Glöckchen versehen waren. Hierzu kam, daß das Männchen den damals beliebten gespreizten Gang bis in's Ungeheuerliche übertrieb und, da seine Hand auf der Hüfte stützte, die spitzen Ellenbogen im schärfsten Winkel aufwärts kehrte.

„He da, Junker Würmlein, was geht Ihr so stolz da vorüber?" rief ihm der von Dahn zum geheimen Vergnügen der Söhne des Heinz Grefe zu.

„Ich will nach dem Schießplatze, Herr Walther von Dahn, und nach dem Damenpavillon," sprach das Männchen mit zierlicher Würde und Wichtigkeit.

„Ja, ja, Ihr wollt den Jungfräulein die Köpfe verrücken und habt Euch deßwegen so herausgeputzt, Ihr schlimmer Galan!" meinte einer der Söhne des Bastards. „Euch sagen sie gewiß, wer das Kränzlein haben soll."

„Nein," berichtigte Herr Walther, „Junker Würmlein weiß es wohl schon, denn seht, er ist Pritschenmeister geworden!"

„Pritschenmeister?" versetzte Würmlein verletzt. „Gebt Acht, Herr Walther, daß nicht ein Anderer über Euch kommt, wenn Ihr so gröblich spottet."

„Ein anderer Pritschenmeister, hoho!" rief der spöttische Edelmann. „Was denkt Ihr, Junker Würmlein! Warum nicht gleich Ihr? Ei, Ihr wollt den Rath zur That machen!"

„Bei meinem Bart," sprach das bartlose Männchen, indem es an seine Schwertscheide schlug. „Ich werde Euren Witz nicht dulden."

„Nun denn, heraus mit Eurem Flederwisch! Oder wißt Ihr, laßt ihn lieber stecken und sagt, wer das Kränzlein — — Gottes Tod, was seh' ich!" unterbrach sich der von Dahn im Tone unangenehmer Ueberraschung, indem sein übermüthiger Blick fast er-

schrocken an einem Punkte in der Menge der Zudrängenden haften blieb.

„Was hast Du, Walther?“ fragte der von Hattstatt.

„Ist das nicht Hans von Gemmingen, der pfälzische Hofjunker?“

„Es sind allerdings einige ritterliche Herren vom kurfürstlichen Hofe zu Heidelberg — so sagt man — heute hier eingetroffen“, bemerkte der von Rathsamhausen. „Aber warum macht Dich das so betroffen?“

„Ja wohl sind es ritterliche Herren, des Raths Gäste, habe selbst mehrere davon gesprochen,“ bemerkte Junker Würmlein wichtig, indem er noch verweilte und mit einiger Befriedigung zu dem von Dahn aufblickte.

Herrn Walther's Antlitz verfinsterte sich, als er nun, mehr für sich, als für die Anderen, sagte: „Wo der ist, haben wir den bösen Fritz auch nicht weit!“

„Den bösen Fritz? Wen nennst Du den bösen Fritz?“ fragten die älteren Edelleute mit erwachter Neugierde, indem sie mit Verwunderung die Betroffenheit ihres Genossen gewahrten. Ehe jedoch die Antwort erfolgen konnte, hatte einer der Ritter, welche mit dem Stadtschreiber von Ammersweier nach Colmar gekommen waren, sein Pferd so gelenkt, daß es im Nu neben demjenigen des Junkers von Dahn hielt. „Walther,“ fing er erstaunt an, „Du hier?“

„Ja, Hans!“ war die kurze Antwort.

„Dich findet man überall, wie schlechte Münze!“ sagte der von Gemmingen, worauf Walther von Dahn trotzig erwiderte: „Vor den Gecken sah ich mich vergeblich nach Einem um, der sich jetzt für bessere Münze hält, immerhin aber von den schmutzigen Händen dieser Gerber und Schmiede sich abgreifen läßt.“

„In deren Schutz und Frieden Du hier bist, sonst, bei Gott! dürfte es schlecht um Dein Wohl stehen!“ sprach Hans von Gemmingen mit großem Ernst. „Wie? Zuckt es Dir in den Fingern? Laß die Hand vom Griff, sag' ich Dir! Mit mir spielt man nicht, und zur Abrechnung mit Dir! wegen Bitsch und anderem Unfuge, gibt's gelegenere Zeit. Es wird Dir noch immer zu früh kommen. Und hör', Walther, wenn Du auch noch nicht weißt, wer das Kränzlein haben soll: nimm guten Rath und — reit' in aller Stille davon!“

Das Letztere hatte der Ritter etwas leiser, aber eindringlich und nicht ohne durchleuchtendes Wohlwollen gesprochen, worauf er sein Pferd wieder nach einem dichten Knäuel von Reitern lenkte, welche in der Nähe anhaltend von der wogenden Menge umdrängt wurden.

Seine Mahnung schien nicht wirkungslos an dem trotzigen Sinne des Junkers von Dahn vorüber gehen zu wollen. Denn dieser ließ sich und sein Roß für einige Augenblicke willenlos von der Wucht des Andranges so weit zurücktreiben, daß er durch die Massen von seinen Freunden getrennt wurde und dicht an die Schranken des Schießplatzes gerieth. Nahezu in Gefahr über die Umfriedigung geworfen zu werden, stieß er seinem Roß die Sporen so heftig in die Weichen, daß das feurige Thier sich wüthend aufbäumte, ohne jedoch vom Platze kommen zu können, während die Menge ob des rücksichtslosen Reiters murrte. Zugleich fiel der Federhut vom Kopfe des Edelmanns über die Schranken auf den eingefriedigten Schießplatz. „He da, Geselle, sprach er zu einem Handwerker, der ihm zunächst an der Schenke hielt, während er selbst noch Mühe hatte, sein Roß zu beruhigen. „Heb' mir mein Hütlein auf!“

„Holt es Euch selbst, Herr Junker,“ war die Antwort. „Ich werde mich nicht für Euch auf den Rabenstein schleppen lassen.“

„Was sagt der Schelm?“ fuhr Herr Walther sich verfärbend auf.

„Er meint des Pritschenmeisters Stuhl,“ bemerkte Würmlein, dessen kostbare Figur von dem Strom der Masse ebenfalls an diese Stelle verschlagen worden war. „Dort wird Euch nur der Kopf abgeschlagen, der nicht auf den Schultern sitzt,“ fügte der städtische Galan zierlich hinzu, indem er so in feiner Weise die Macht des Pritschenmeisters umschrieb, jeden Einbrecher in die „Freiheit des Schießplatzes,“ ohne Ansehen der Person, hinlegen und mit der Pritsche bearbeiten zu dürfen. Walther von Dahn sah ein, daß sich schwerlich Jemand finden werde, der ihm den Dienst, sein Federhütlein aufzuheben, leisten würde. Da nun von einem Pritschenmeister und seinem Gefolge weit und breit nichts zu bemerken war, entschloß er sich, selbst nach seinem Baret zu gehen. Rasch schwang er sich vom Pferde, bat Junker Würmlein, die Zügel zu halten, und sprang dann keck über die Schranke. Im Nu hatte er sein Baret vom Rasen aufgerafft und war im Begriffe, schon wieder die Einfriedigung nach auswärts zu überspringen, was er auch mit ritterlicher Gewandtheit ausführte, als er einen kräftigen, lauten Klaps auf die Stelle empfing, wo der Kopf nicht auf den Schultern sitzt. Wüthend und mit blutrothem Gesicht wandte er sich nach dem Frevler um, der hinter einem hölzernen Posten hervor huschend, seines Amts gewartet hatte und nun, unter dem brüllenden Gelächter der Menge, sich mit lustigen Grimassen zurückzog.

Den Schlag, den Walther von Dahn unter allen andern Umständen zweifellos sogleich und blutig gerächt haben würde, mußte er ohne augenblickliche Wiedervergeltung, zwar beschämt, aber doch mit Geduld von der Pritsche des Narren hinnehmen. Was wollte er auch beginnen, ohne noch mehr zur Zielscheibe des Hohns und Gelächters der Menge zu werden! Mit der Gluth der Scham und des ohnmächtigen Zornes im Antlitze und mit heftigem Grimm im Herzen gegen die Stadt, wo ihm dies widerfahren, schwang er sich auf sein Pferd und warf dem gefälligen Würmlein nur noch einen bösen Blick zu, als dieser fast die Worte Gemmingen's am Schlusse der Mahnung desselben wiederholte, indem er dem Wegreitenden nachrief: „Wenn Euch der Pritschenmeister einen Deuter gegeben, wer das Kränzlein haben soll, so plaudert's ja nicht aus, edler Herr von Dahn, sondern nehmt guten Rath und — reitet in aller Stille davon.“

Obwohl der zu jeder Gewaltthat geneigte, fehde-

lustige und unruhige Sinn Walther's von Dahn im ganzen Lande bekannt war, hatte doch Junker Würmlein schwerlich eine Ahnung davon, wie schwer er noch seinen Vorwitz büßen sollte, der ihn dazu getrieben, in spöttischer Weise kundzugeben, daß er die leise Warnung Gemmingen's ebenso wohl vernommen, als der, welchem sie gegolten. War der hochmüthige Edelmann auch wegen seiner Spottsucht wohl bekannt, so verzieh er doch niemals, wenn solche sich je einmal gegen ihn kehrte, und noch weniger mochte er dem Junker Würmlein vergessen, daß dieser Augen- und Ohrenzeuge von zwei ihm widerfahrenen Demüthigungen war. Zu der Bitterkeit gegen die Stadt, wo er sich dem Gelächter der Menge ausgesetzt gesehen, kam nun noch der Trieb, sich persönlich zu rächen. Und wenn er auch lange seine Rache aufschob, so nährte er sie doch bis zur gelegenen Stunde und führte sie dann in einer Weise aus, welche die Mit- und Nachwelt von sich reden machte.

In jenem Augenblicke aber hätte er ohne die unkluge und vorwitzige Spottrede Würmleins der Mahnung Gemmingen's Folge geleistet. Nunmehr jedoch war sein Trotz geweckt, so daß er sich nicht entschließen konnte, den Festplatz gänzlich zu verlassen, wenn er auch aus dem Bereich derjenigen hinweg ritt, welche über sein Ungemach lachten. Ingrimmig und zu jedem Unfug aufgelegt, suchte er nach seinen Freunden, während auch Würmlein die Stelle verließ, indem er sich mit seinen spitzigen Ellenbogen den Weg durch die Umstehenden bahnte.

„Seht nur den schedigen Galan!“ murrte die Menge. „Wer ist nur der Distelfink, daß er uns die Rippen durchstechen darf! Brecht ihm die scharfen Knochen nur gleich entzwei.“ Aber Würmlein ruderte rücksichtslos vorwärts und kam auch glücklich durch in die Nähe des Damenpavillons. In dessen Nähe standen noch immer in plaudernden Gruppen die Küfergesellen umher, welche heute noch ihre Kraft und Gewandtheit zeigen sollten. Ebenso hatten sich verschiedene Herren vom Rath und Meister von der Zunft, sowie einige einheimische und fremde Preisrichter vom Schießplatze da zusammengefunden, um sich zu besprechen, während die Jungfrauen in größerer Anzahl und eifrig im Gespräch an der Gallerie beisammen standen. Eine ziemliche Unruhe gab sich kund. Eine gewisse Unschlüssigkeit schien obzuwalten. Sah doch selbst die blonde Zunftmeisterstochter, welche mit der Ueberreichung des Kränzleins betraut worden war, fast rathlos nach allen Richtungen hin, während sie mit ihrem Vater und einem ernsten, älteren, bedenklich blickenden Manne sprach, welcher das Abzeichen der Schlettstadter Schützen trug. Dabei sah sie kaum um, als sich einer von den Colmarer Küfergesellen näherte, ein Wort an sie richtete und sich dann mit unbefriedigter, fast verdrossener Miene wieder zu seinen harrenden Kameraden zurückzog.

„Nun,“ rief einer der Zudrängenden über die Schranken hinüber, „Wenzel, woran hängt es noch? Warum stockt die Geschichte?“ Der Küfergeselle zuckte ohne weitere Antwort die Achseln. „Schönste Jungfrau Gertraud Störlin,“ rief jetzt eine andere Stimme „wer soll nun das Kränzlein haben?“ „O, allerschönster Junker Michel Würmlein, Euch würde ich es sicher anvertrauen, wenn ich es nur selbst erst wüßte,“ war die Antwort der reichen Zunftmeisterstochter, worauf sie ihrem Vater etwas zuflüsterte, der sich dann der Stelle näherte, wo Junker Würmlein hinter der Schranke stand. Beide wechselten einige leise Worte, worauf sich Würmlein mit wichtiger Miene und der Aeußerung entfernte: „Ich kenne ihn wohl und werde ihn finden!“ Und als in demselben Augenblicke von der Schenkbude her, wo das Lied von den armen Gecken angestimmt worden war, ein lauter Jubelruf erscholl, richtete Junker Würmlein, indem er seine Ellenbogen den Umstehenden in die Rippen bohrte, seine Schritte eiligst dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Sprach- und Völkerstreit in Ungarn.

(Fortsetzung.)

Wohl niemals trat eine Gesetzeslüge mit so lustiger Frechheit in die Welt. Das Edict führt den Titel „Nationalitäten-Gleichberechtigung,“ und erklärt den Völkerschaften Ungarns: sie sollten das schönste gleiche Recht haben, nur ihre Sprache sollten sie, in allem was wichtig und öffentlich, vor der einen magyarischen zurückziehen. Gleich der erste Paragraph setzt mit einem „Weil“ als schon vorhanden an die Spitze was das Gesetz erst schaffen soll, und folgert aus diesem erdichteten „Weil“ alles was ein Magyarenherz nur verlangt. „Weil zufolge der politischen Einheit der Nation die Staatssprache Ungarns die magyarische ist,“ so ist

1. im Reichstag die Berathungs- und Geschäftssprache fortan ausschließlich magyarisch;

2. deßgleichen ist das Magyarische allein die amtliche Sprache der Landesregierung in allen Zweigen;

3. deßgleichen werden die Gesetze in magyarischer Sprache geschaffen, in die andern Sprachen nur authentisch übersetzt;

4. deßgleichen sollen die Acten der weltlichen Gerichte nur in magyarischer Sprache geführt werden. Zwar darf daneben, wenn ein Fünftel der Mitglieder welche den Gerichtsbezirk amtlich vertreten, es verlangt, das Protokoll auch in einer andern Sprache geschrieben sein, und man kann auch wenigstens bei dem Gericht seiner eigenen Gemeinde der Muttersprache sich vernehmen und protokolliren lassen. Allein da das authentische Protokoll immer magyarisch ist, da das Appellationsgericht alles, selbst die Urkunden, sich erst ins Magyarische übersetzen läßt, und auf Grund des magyarischen Textes sein Urtheil fällt, so liegt auf der Hand wie sehr den Parteien, wollen sie es nicht auf große Uebersetzungskosten und auf die außerordentlich naheliegende Möglichkeit ankommen lassen daß unrichtig übersetzt wird — schon von selbst daran liegen muß, daß Urkunden und Protokolle von vorn-

herein magyarisch abgefaßt werden. Ob freilich im ganzen Gerichtsbezirk irgend ein Mensch richtig magyarisch schreiben oder sprechen kann, ist eine andere Frage. Doch was liegt den Magyaren daran? „Lernt's!" herrschen sie den übrigen zu. Zu allem Ueberfluß hinkt noch ein ganz kleiner Paragraph nach, welcher lautet: „Die Amtssprache aller von der Staatsregierung ernannten Gerichte ist ausschließlich die magyarische." Da jetzt die Staatsregierung, was bei Erlaß des Gesetzes schon in Aussicht stand, wirklich fast alle Richter ernennt, so kann sie mit diesem Paragraphen bei den Gerichten nicht nur jede andere Sprache todt machen, sondern auch jeden Beamten der nicht classisches Magyarisch spricht, zurückdrängen.

5. Für die niedere Verwaltung ist ein verfänglicher Artikel eingesetzt. „Im eigenen Jurisdictionsbezirk gebrauchen die Jurisdictionsbeamten im amtlichen Verkehr mit den Gemeinden, Versammlungen, Vereinen, Instituten und Privaten nach Möglichkeit die Sprache dieser." Die armen Beamten! Nach oben müssen sie magyarisch schreiben, nach unten in vielerlei Sprachen zugleich. Wer den niederen Bildungsgrad so vieler ungarischer Beamten kennt, macht sich schon einen Begriff was dabei herauskommt. Doch sie brauchen ja unbequeme Sprachen nur „nach Möglichkeit" zu handhaben.

6. Für die Kirche bestimmt die Gemeinde die Sprache, die höheren Kirchen- Corporationen und Behörden aber verkehren entweder in magyarischer oder in einer andern Protokollsprache. In letzterem Falle muß aber immer eine magyarische Uebersetzung vorliegen, was nicht wenig Kosten und Umständlichkeit verursacht. Die deutsche Regierung unter Bach verlangte keine deutschen Uebersetzungen kirchlicher Eingaben und Protokolle.

7. Die Unterrichtssprache in den Pfarrschulen bestimmen die Gemeinden, jedoch innerhalb der Schranken des Landesschulgesetzes, welches dem Magyarischen gar hold ist. In allen Lehranstalten welche der Staat errichtet, schreibt der Minister die Unterrichtssprache vor, jedoch „hat er die Pflicht" dafür „zu sorgen" daß die „in größeren Massen Zusammenlebenden jeder Nationalität in der Nähe" der von ihnen bewohnten Gegend sich in ihrer Muttersprache bis zum Punkt ausbilden können wo die höhere akademische Bildung (in Ungarn) anfängt. In Gebieten wo mehr als eine Sprache „üblich" ist, sind, wie an der rein magyarischen Landesuniversität zu Pest, Lehrstühle für jede dieser Sprachen zu errichten, also fast überall auch für die magyarische Sprache, denn sicher finden sich überall ein paar adelige Grundbesitzer bei denen sie üblich ist. Uebrigens kann jedermann auf seine Kosten Lehranstalten errichten, und sie seinen „legitimen Nationalitätsbedürfnissen" entsprechend verwalten und bezahlen, natürlich „unter Ueberwachung" von Seiten der magyarischen Staatsregierung.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

München 11. Jan. Dem hiesigen Nationalmuseum ist kürzlich ein Modell des Denkmals einverleibt worden, welches den bei Sedan gefallenen Bayern errichtet wurde. Es ist ein Obelisk auf einem Sockel ruhend, dessen Vorderseite die Inschrift trägt: „Hier ruhen 500 tapfre Söhne Bayerns." Unter dem Kreuze auf der Rückseite stehen die Worte: „Den am 1. September 1870 bei Sedan gefallenen tapferen Söhne Bayerns." Das Denkmal selbst ist mit einem hohen eisernen Gitter umgeben und von der Occupationsarmee bei La Moselle (in der Nähe von Bazeilles) hart an der Straße nach Sedan, woselbst die Franzosen die deutsche Armee durchbrechen wollten — ein Unternehmen, woran sie bekanntlich durch die bayerische Tapferkeit verhindert wurden — errichtet worden.

(Falsche Diamantfelder in Nordamerika.) Im Sommer d. J. brachte der Telegraph die Nachricht, daß im Staate Wyoming, nordöstlich vom Salzsee, unermeßliche Rubinen- und Diamantfelder aufgefunden worden seien. Die glücklichen Finder derselben waren Yankees, Shad und Arnold, welchen es gelang, Californische Finanzgrößen für den Gegenstand zu interessiren. Sofort wurden die vorzüglichsten Ingenieure von San Francisco an Ort und Stelle abgesandt, durch deren Bericht die ursprünglich gemachten Mittheilungen in allen Theilen bestätigt wurden. Die Gründung einer Actiengesellschaft mit einem Capitale von 10 Millionen Dollars bot hierauf keine Schwierigkeiten mehr dar, jedoch wurde vorläufig nur der achte Theil der Actien ausgegeben. Wie billig fiel hierbei für die glücklichen Finder Shad und Arnold ein Nutzen ab, der sich im Laufe der Zeit auf 600,000 Dollars steigerte, da der Cours der Actien beständig stieg. Da jedoch nach kurzer Zeit die Ausbeute nicht vom erwünschten Fortgange begleitet war, so schickten die Actionäre vor etwa zwei Monaten eine II. Comission von Sachverständigen an Ort und Stelle ab, deren genauen Untersuchungen es gelungen ist, die ganze Inscenirung der Diamantenfeldergesellschaft als bodenlosen Schwindel zu entlarven. Die von Shad und Arnold nach San Francisco gebrachten ächten Proben, sowie auch diejenigen, welche der zuerst abgesandte Ingenieur mitgebracht hatte, waren in höchst geschickter Weise in die sogenannte Rubinenschlucht ausgestreut, resp. einen Schuh tief im Boden vergraben worden. Sowie man tiefer grub, fanden sich nur werthlose Eisenstücke mit Quarzcrystallen vor. Die Schwindler Shad und Arnold hatten sich wohlweislich aus dem Staube gemacht, als die Commission in San Francisco über das Resultat ihrer Inspectionsreise Bericht erstattete. Zum verwundern bleibt nur, wie die sonst so „smarten" Amerikaner in so plumper Weise in die Falle gehen konnten. Allerdings ist es wahr, daß der Betrug in sehr geschickter Weise von langer Hand eingeleitet worden war, indem die Betrüger à fonds perdu circa hunderttausend Dollars darauf verwendet hatten, um mit Hilfe von afrikanischen Diamanten, Rubinen und anderen Edelsteinen, ihren Landsleuten Sand in die Augen streuen zu können.

Räthsel.

Es ist das erste Wort im Morgenland
Ein Führer kleiner Heere,
Das zweit' der Pelide wuthenbrannt,
Durchbohrte mit dem Speere.
Das Ganze, heimgekehrt vom Streite, fand
Im Bad den Tod durch seines Weibes Hand.

Auflösung des Anagramms in Nr. 6:

Klatsch — Schalk.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 8. Speyer, Samstag, den 18. Januar 1873.

Laß die Einzelwelle tanzen. . . .

Laß die Einzelwelle tanzen,
Freiheitstolz, mit Eigensinn:
Muß sie zieh'n doch mit dem Ganzen,
Mit dem Strom zum Meere hin.
Laß sie wallen, laß sie springen:
Ob sie flüstert, ob sie braust,
Weiß der Stromgott sie zu zwingen
Leise mit der starken Faust.

Laß die muntern Vöglein hüpfen
Bei des Lenzes gold'nem Fest,
Dieses unter Blumen schlüpfen,
Jenes bau'n sein Felsennest.
Laß sie flattern, laß sie schweben:
Nah'n des Herbstes Stürme bang,
Müssen über's Meer sie streben
Alle doch in gleichem Drang!

Daseinsschranken abzuschütteln,
Mit der Hölle selbst im Bund,
Laß der Fauste Geister rütteln
An des Himmels ew'gem Grund.
Laß sie folgen ihrem Drange;
Auch der kühnsten Seele Flug
Lenkt an goldnem Zauberstrange
Tiefgeheimer Schicksalszug.

Robert Hamerling.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Ein Zweckschuß.

Die „Cantilen von den armen Gecken“ trafen so sehr die damalige Stimmung des Volkes im Elsaß; daß das langathmige Lied die Geduld und die Lungen der Singenden auf dem Festplatze zu Colmar weniger erschöpfte, als sonst begreiflich gewesen wäre. Wurde eine Kehle trocken, so fehlte es nicht an Wein, sie wieder anzufeuchten. Und als die Reime zu Ende waren, rief man nach Wiederholung der letzten Strophen. Offenbar lief auch die Absicht mit unter, den anwesenden Edelleuten zu Gehör zu singen, damit ihnen kein Zweifel bliebe, wessen sie sich von der Gesinnung der Masse hier eigentlich zu versehen hätten, wenn das Gastrecht und der Friede eines städtischen Festes nicht geehrt würden. So sorgte man wenigstens durch hinreichende Anstrengung der Kehlen dafür, daß den adeligen Reitern, welche sich da gesammelt hatten, Sinn und Inhalt des Liedes nicht entginge.

Wenn man dem Fiedelhans dazwischen nur immer Wein reichte, der ihm denn auch nicht versagt blieb, so war er jederzeit bereit zu spielen, zu singen und sein Lied zu wiederholen. So fing er nach einigen einleitenden Strichen mit dem Fiedelbogen wieder an, während sich noch einige andere fahrende Fiedler zugesellt hatten und die Menge mit Begeisterung einfiel:

„Dem Adel von dem Rhein,
Wie war ihm hoch zu Muthe!
Nun möcht' er gar unschuldig sein
An dem vergoss'nen Blute.
Gib Rath und Hilf', o reicher Christ,
Da Weib und Mann erschlagen ist; —
Halt' uns in Deiner Huthe;

Ihr Städte insgemein
Sollt nun den Frevel rächen!
Kommt treu und fest deß überein,
Des Reiches Noth zu brechen.
Steht auf! Steht auf! In hellem Hauf!
Und schlagt in Gottes Namen drauf!
Der hilft mit Haun und Stechen.“

Endlich aber, als der letzte Reim verklungen war, ergriff ein junger fremder Schütze seinen gefüllten Becher und sprang auf die roh gezimmerte Bank und von dieser auf den Tisch, von welchem er die Menge übersehen konnte. Es war der Straßburger Wilhelm Herter, derselbe, der dreißig Jahre später im Kriege gegen Karl von Burgund, mit Hans Waldmann von Zürich die Hauptmacht der Schweizer und Straßburger siegreich bei Granson und Murten führte. Jetzt hob er seinen Becher mit Wein, winkte, und das Volk harrte seinen Worten. „Wer ein guter deutscher Mann ist und mit uns Eines Sinnes,“ rief er laut, „der leere seinen Becher auf die Einigkeit und Macht der Städte, auf das Wohlergehen des Reichs und der deutschen Nation! Möge es nie an dem Manne fehlen, der uns zum Siege führt!“ Ein lauter Jubelruf brauste auf, daß die Luft erzitterte. Des jungen Straßburgers Augen glänzten. Vielleicht sah er sich in diesem Augenblicke schon selbst als solchen Mann.

Unterdessen gab sich in dem Knäuel von adeligen Reitern, welche zur nämlichen Zeit in der Schenkbude zusammen getroffen waren und da verweilten, eine besondere Bewegung kund. Einer derselben, ein junger ritterlicher Herr, war vom Rosse gesprungen und trat durch die Masse der Umstehenden hervor an den Schenktisch, nahm kurzweg einen Becher Wein, den der Wirth eben auf's Gerathewohl gebracht hatte, hob diesen empor und sprach mit lauter, deutlicher Stimme, wenn auch mit unterländischer Aussprache. „Den Städten geb' Gott Heil und Glück, dem Reiche Ruhm, der deutschen Nation einen starken Arm, dem schönen Elsaß aber und dieser guten Stadt Colmar Fried' und Gedeihen. Tod und Verderben jedoch den Ehrlosen und Räubern mit oder ohne Schild! Darauf will ich trinken!"

Zuerst hatte die Menge ein großes Erstaunen gefaßt, als sie so den ritterlichen Jüngling sprechen hörte, der ein Bild frischer und sorgloser Kraft mitten unter dem zechenden Volk stand, auf dem gekräuselten Haupthaar das Baret mit drei nickenden Federn, die schlanken Hüften von dem weißen, goldverbrämten, kurzen Rock umspannt, während von den breiten Schultern der rothe Mantel wallte. Sobald man sich jedoch von der Ueberraschung über das Auftreten des jungen Edelmannes erholt hatte, erfolgte ein zustimmendes, freudiges Jauchzen, unter welchem sich derselbe auch so rasch wieder zurückzog, als er gekommen war. Gleich darauf bewegte sich der Reitertrupp, welcher eine Zeit lang dort gehalten hatte, von der Stelle hinweg. „Hat Niemand den wackern jungen Herrn gekannt?" wurde jetzt gefragt. „Ein vornehmer Edelmann ist es, das sieht man gleich."

„Es ist derselbe, der heute Morgen mit dem Stadtschreiber von Ammersweier in die Stadt kam," bemerkte Peter Stützel von Türkheim. „Habt Ihr gesehen? Er trug die Farben von der Kurpfalz, des hohen Pfalzgrafen bei Rhein, der von Reichswegen unser Oberlandvogt ist."

„Und ein redlicher deutscher Fürst, das muß man ihm lassen," fügte Wilhelm Herter von Straßburg hinzu. „Er allein schickte uns Hülfe gegen die Gecken, und das böse Volk hätte wohl noch früher aus dem Lande weichen müssen, wäre nur des Kurfürsten jüngerer Bruder, Pfalzgraf Friedrich, mit dabei gewesen."

„So war der Sprecher," fing jetzt ein Colmarer Bürger an, „wohl einer der Ritter vom Hofe zu Heidelberg, die heute erst gekommen und nun des Raths Gäste sind."

„Euer Rath nimmt alle Welt auf und den Teufel selber, wenn er vom Adel ist," warf jetzt der Mühlhausener Schütze dazwischen. „Auch in den Schützenständen kann man sich kaum rühren vor Junkern, die mitschießen."

„Nun, sie fügen sich doch alle in die Schießordnung, stehen unter unsern Schützenfahnen und mögen somit nach altem Brauch mitschießen, wie jeder andere Mann," entgegnete jetzt einer der Bürger von Colmar. „Und was habt Ihr gegen die pfälzischen Ritter?"

„Ich? Viel und Wenig!" versetzte der Mühlhausener, „Mich gehen sie nichts an. Ich sage nur: hütet euch! Wißt ihr: die Rosheimer haben die Gecken eingelassen!"

„Was soll das heißen?" riefen jetzt mehrere Stimmen. „Mühlhausen würde nicht anders thun, als wir!"

„Meine Vaterstadt würde keine Gecken einlassen, weder wälsche noch deutsche," erwiderte der Schütze.

„Aber wohl die von Bern und Uri!" entgegneten eifrig die Bürger von Colmar, welche da umhersaßen. „Seht Euch vor, liebe Brüder, daß Mühlhausen kein Schweizer Kuhstall wird."

„Es wäre das Schlimmste nicht!" bemerkte der mürrische Schütze kurz, indem er den Rest seines Weines austrank, um aufzustehen und den Platz zu verlassen.

„Laßt das Mühlhausener Lästermaul," fing jetzt der lange Kunz an. „Ich bleib' dabei, wenn ich auch sonst die adeligen Großhanse nicht mag, daß der junge Herr, der so trefflich gesprochen, ein wackerer Edelmann ist. Das war eine andere Art, als die unserer tölpischen Landjunker oder unserer städischen Pflastertreter. Es muß wirklich was Vornehmes sein!"

„Errathen, guter Gesell, wie ich genauer sagen könnte, wenn es kein Geheimniß wäre," warf jetzt Junker Michel Würmlein dazwischen, indem er sich mit Gönnermiene an den langen Kunz wandte, der verwundert auf die seltsame Erscheinung niedersah. „Aber nun," fuhr Würmlein fort, „man ist doch von Schlettstadt und von der Küferzunft, guter Geselle?"

„Allerdings ist man von Schlettstadt und von der ehrsamen Zunft," antwortete der lange Kunz. „Aber woher und von welcher Zunft seid denn Ihr, daß man Euch kreuzweis gefleckt und mit Schellenklang unter den Leuten umherlaufen läßt?"

„Fragen ist an mir, guter Gesell," entgegnete Würmlein stolz. „Man kennt doch wohl den Hermann Schwarz, des Zunftmeisters Sohn von Schlettstadt?"

„Man kennt ihn, ja! Und was wollt Ihr von ihm?"

„Das werd' ich ihm selbst mittheilen. Wo kann ich ihn wohl finden?"

„Gebt Euch nur selbst die Mühe, ihn zu suchen," war die Antwort des langen Kunz, indem er sich umdrehte. Aber Würmlein ließ nicht so leicht nach, indem er sich auf die Wichtigkeit seiner Person und seines Auftrags nicht wenig zu gut that. Sich auf die Zehen stellend, legte er dem langen Kunz die Hand auf die Schulter und sprach: „Hör' alter Geselle, wenn Du auch zu Ehrentanz und Reifensprung zu steif geworden bist, muß Dir doch daran liegen, daß Deiner Vaterstadt die Ehre wird, die ihr zugedacht ist. Bedenk'! Es ist keine kleine Sach'! Und so frag' ich zum andern Mal: wo kann ich den jungen Schwarz finden?"

„Müßt Ihr ihn wirklich haben, so sucht ihn bei seinen Mitgesellen am Pavillon," sprach jetzt der lange Kunz.

„Dort ist er nicht. Er hat sich gleich bei der Ankunft daselbst wegbegeben und ist nicht wieder gekommen.“

„So wird er sich nach dem Schießplatze gewendet haben. Seine Fahne kommt da noch zum Schuß und da ich zu derselben gehöre, gehe ich nunmehr selbst dahin,“ sagte der lange Kunz.

„Gleichviel,“ bemerkte Junker Würmlein. „Der junge Schwarz ist dorten nicht gesehen worden, sondern hat sich unter das Volk gemischt, als ob er Jemanden suche. Vielleicht ist er hinter einem Grasmägdlein her, das zu dem Feste gekommen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Vom Sprach- und Völkerstreit in Ungarn.

(Fortsetzung.)

8. Die Gemeinde wählt selbst die Sprache ihrer Protocolle und Geschäftsführung. Sobald aber ein Fünftel stimmberechtigter Mitglieder es verlangt, muß das Protocoll daneben in ihrer Sprache (als besondere Protocollsprache) geführt werden. Diese Bestimmung scheint von der Gerechtigkeit selbst dictirt zu sein, sie ist auch für die Verhandlungen der Comitate gegeben, und ihr Werth scheint noch dadurch erhöht, daß man sich, wenn nicht in der magyarischen Staatssprache, an ein Comitat, eine Gemeinde oder Kirche in irgend einer von deren Protocollsprachen wenden darf. Das alles ist aber gut ausgedacht. Denn magyarische Gutsbesitzer und Beamte sind am meisten durchs Land zerstreut, und fast durchgängig sind sie vorzugsweise stimmberechtigt, und gewohnt überall das große Wort in ihrer eigenen Sprache zu führen.

9. Endlich ist den Privatpersonen in ihren Eingaben an die Regierung, sowie an die eigene Gemeinde, die Muttersprache zwar erlaubt, der Bescheid aber erfolgt von der Regierung auf Magyarisch, und wird eine beglaubigte Uebersetzung in der Sprache des Gesuches beigefügt, welche die Kosten erhöht. Man wird daher vorziehen, seine Eingaben an Gemeinden und Behörden magyarisch zu machen: dieß gestattet das Gesetz noch ausdrücklich für ganz Ungarn.

Kurzum, dieses sogenannte Gesetz der Nationalitäten-Gleichberechtigung gibt von den sechs altberechtigten Sprachen Ungarns der einen ein so durchherrschendes Uebergewicht und zwängt zugleich die andern fünf mit soviel Tücken und Schranken ein, daß sie nothwendig schwer darunter leiden und allmälig verderben müssen; denn die politische Herrschaft ist ja ganz und gar in Händen von Magyaren, die feurig für ihre, blind gegen jede andere Nationalität sind. Außer der magyarischen erscheinen fortan die andern Sprachen Ungarns nur noch geduldet, und, was noch schlimmer, ihr Gebrauch wird bei Gericht und Behörden ebenso theuer als gefährlich. Dergleichen maßten sich nur die Franzosen an wider Deutsch-Elsäßer und Lothringer, kaum die Engländer gegenüber den Gälen und Wallisern. Und doch sind Französisch und Englisch die Sprachen großer Culturvölker: hier aber handelt es sich blos darum Deutschen, Slaven und Walachen eines kleinen turanischen Steppenvolkes Sprache aufzuzwingen, die mit germanischen, slavischen und romanischen Sprachen verglichen, innerlich ebenso trocken als arm ist.

Spaßhaft aber klingt es wenn der letzte Paragraph erklären muß, auf Croaten, Slavonier und Dalmatiner finde das Gesetz keine Anwendung. Damit ist schon ein weites Stück, wo das Gesetz nicht gilt, herausgerissen. Andere breite Ausnahmen ergeben sich dort, wo nicht nur unbesieglicher Widerwille der Bevölkerung und in Folge dessen Lauheit oder Trägheit der Beamten in Anwendung der magyarischen Sprache, sondern auch die reine Unmöglichkeit besteht, genug Männer zu finden, welche Protocolle und amtliche Schreiben magyarisch abzufassen verstehen.

Die Magyaren rechnen und hoffen, die Zukunft werde das Gesetz zu allgemeiner Kraft und Geltung bringen. Geschieht das, so muß es nothwendig dahin wirken, fünf von Ungarns alten Landessprachen, wie in Staat und Reichstag, so in Gericht und Gemeinde auszumerzen, ja allmälig selbst aus Schule und Kirche und allem öffentlichen Leben zu verdrängen. Es ist nun nicht bloß von wissenschaftlichem Interesse, wenn man sich über die Lage, welche die verschiedenen Völkerschaften Ungarns gegen einander einnehmen, über ihre Verbreitung auf seinem Gebiet, ihre größere und geringere Dichtigkeit, sowie über ihr geschichtliches Ausdehnen oder Zurückziehen einigermaßen zu belehren sucht. Denn alles das ist von Winken für die Zukunft begleitet.

Da ist zuerst auffällig, wie gleichsam spottend der Geschlossenheit des Landes, von Ungarns sechs Völkerschaften nicht weniger als fünf von außen hineinragen. Das deutsche Volk tritt im Südosten, der tschechisch-mährisch-slovakische Stamm im Nordwesten, die Ruthenen schieben sich vom Nordosten, die Walachen vom Südosten, die Serben vom Süden her hinein. Von jedem dieser fünf Völkerstämme lagert die Hauptmasse außerhalb Ungarns, jeder aber treibt einen starken Keil nach der ungarischen Mitte, um sie von allen Seiten fest zu fassen. Man kann daher sagen: bei den Magyaren herrscht das umgekehrte Verhältniß wie bei uns. Das große Centralvolk Europa's treibt rings über seine Grenzen breite Volksäste vor, welche sich in andere Völker hineinverzweigen. Rings um unser Gebiet entstanden deutsche Vor- und Uebergangslande. Das kleine Centralvolk Ungarns befindet sich dagegen in der sonderbaren Lage, dulden zu müssen, daß ringsumher die verschiedensten Völker in sein Land kommen, als wollten sie an das wilde Steppenvolk einmüthig ihre Zangen anlegen. Dieß hat seine große Bedeutung. Die Magyaren müssen jeden Antrieb, jede Kräftigung aus sich selbst nehmen, und sie haben es dabei mit fremdartigen Völkern nicht an der Grenze, sondern im eigenen Land, auch nicht mit einem, sondern mit fünf zugleich zu thun. Diese fünf aber, soweit sie in Ungarn wohnen, brauchen sich wenig anzustrengen. Für ihr geistiges und literarisches Bedürfniß, insbesondere für ihr nationales

Leben, wird von ihrem Volke, das außer Ungarns Grenzen wohnt, schon gesorgt, und diese Grenzen hindern nicht, daß alles, was in ihrem Stamme sich regt und treibt, lebendig sich bis zu ihnen fortpflanzt und sie immer wieder anfrischt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Die letzten Stunden Napoleon's III.) Die Mittheilungen aus Chiselhurst betreffen zumeist die letzten Stunden des Exkaisers. Nach der zweiten Operation durch Sir Henry Thompson, welche sehr schmerzhaft war und eine Chloroformirung nöthig gemacht hatte, traten nur die nicht zu vermeidenden örtlichen Entzündungen hervor, die aber bald zu weichen versprachen. Der Schmerz aber blieb sehr heftig, und die Aerzte wandten daher ein starkes narkotisches Mittel an, unter dessen Einfluß der Patient die letzte Nacht seines Lebens so ruhig verbrachte, daß man schon Hoffnung auf seine Genesung faßte. Am folgenden Morgen um 11 Uhr sollten die Aerzte Thomson, Gull, Corvisart und Conneau eine Berathung abhalten, deren Ergebniß unter anderen Umständen wohl die Vornahme einer dritten Operation gewesen wäre. Als jedoch Sir H. Thompson um 10 Uhr die Krankenstube betrat, war er erstaunt, daß der Pulsschlag, welcher bis dahin regelmäßig gewesen, plötzlich schwach wurde. Er erkannte sofort, daß Napoleon nur noch wenige Minuten zu leben hatte; die Kaiserin wurde sofort von der schlimmen Aenderung, die eingetreten, benachrichtigt und eilte an das Krankenlager. Napolen schien sie nicht zu erkennen, seine Kräfte schwanden rasch, trotz der kleinen Gaben Branntwein, welche ihm eingeflößt wurden und die eine augenblickliche Reaction hervorgebracht hatten. Sofort ließ die Kaiserin nach Woolwich telegraphiren, damit ihr Sohn unverzüglich nach Chiselhurst komme, und sandte dann zu dem katholischen Ortspfarrer Goddard. Letzterer erschien bald und ertheilte dem Sterbenden das hl. Sacrament. Die Kaiserin, der Herzog von Bassano, Vicomte Clary, Graf Davilliers, M. Pietri und Frau Lebreton knieten vor dem Bette, und man hörte in dem Zimmer nur das Gebet des Priesters und das Schluchzen der Frauen. Als die religiöse Ceremonie, während deren der Kaiser einige Zeichen von Bewußtsein gab, beendigt war, näherte sich die Kaiserin und umarmte ihren Gemahl, welcher durch Geberden andeutete, daß er ihr den Scheidekuß geben wollte. Er machte eine schwache Bewegung, stieß zwei Seufzer aus und war todt. Die Kaiserin, welche ihre Gefühle nicht mehr beherrschen konnte, mußte in ihr Gemach gebracht werden. Der kaiserliche Prinz kam erst um 11½ Uhr, drei Viertelstunden nach dem Eintritte des Todes, mit seinem Lehrer Filon und dem jungen Conneau in Camden Park an. Die Aerzte sind der Meinung, daß der Tod herbeigeführt wurde durch Erstickung in Folge eines Blutknotens, der zum Herzen aufstieg; jedenfalls schien der Sterbende nicht mehr zu leiden. Es trafen Beileidstelegramme von den Mitgliedern des königlichen Hauses und vielen anderen Seiten in Chiselhurst ein. — Den Telegrammen des „Gaulois" entnehmen wir Folgendes: Als der kaiserliche Prinz gestern Mittag von Woolwich in Chiselhurst eintraf, sprang er mit den Worten ans dem Wagen: „Und mein Vater?" Graf Davilliers ergriff seine Hände und sagte: „Monseigneur, haben Sie Muth; es geht dem Kaiser sehr, sehr schlecht." In diesem Augenblicke gewahrte der Prinz den Pfarrer von Chiselhurst; er erblaßte und zitterte am ganzen Leibe, dann nahm er sich zusammen und sagte mit noch wankender Stimme, aber mit festem Blicke: „Man sage mir die Wahrheit, ich bin stark genug, sie zu ertragen." Er erhielt nur Schluchzen zur Antwort; endlich kam die Kaiserin und schloß ihn mit den Worten in ihre Arme: „Louis, mein armes Kind, ich habe nur noch dich auf der Welt!" Keine Thräne zeigte sich in den Augen des Prinzen; ohne ein Wort hervorzubringen, stürzte er sich nach dem Zimmer seines Vaters. Dort warf er sich auf die Knie und betete mit lauter Stimme das Vater unser in lateinischer Sprache. Dann flüchtete er mit dem Rufe: „Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr!" nach seinem Zimmer. Die Doctoren Conneau und Corvisart folgen ihm dahin und bei ihrer Erzählung konnte sich erst sein gepreßtes Herz in Thränen Luft machen. Seitdem hat er und die Kaiserin mehrmals an der Leiche Napoleon's gebetet. Dieselbe ruht in dem schlichten Zimmer des Kaisers auf dem eisernen Bette, auf welchem er verschieden ist; zu ihren Füßen eine Hostie und in einem mit Weihwasser gefüllten kupfernen Kessel ein Buchszweig. Das Antlitz des Verblichenen ist ruhig und unverändert. Um 10 Uhr Abends (am Sterbtage) wurde von Hrn. Brucciani, einem Mitgliede der königl. großbritanischen Akademie, eine Gypsmaske abgenommen; am folgenden Tage wurde der Kopf des Kaisers von dem Dr. Thompson abgezeichnet, dann photographirt. Die Autopsie erfolgte ebenfalls am 10. unter Leitung von Professor Saunderson: der Stein hatte die Größe eines kleinen, länglichen Eies; er bestand aus mehreren Schichten, deren jede eine andere Störung des Organismus bezeichnete.

Zur Tilgung der so schädlichen Erdflöhe (Haltica oleracea, Halt. flexuosa und Halt. lepida) kann ich, da voraussichtlich die Anzahl dieser Thiere im nächsten Frühjahr eine ganz abnorme sein wird, das Taschenberg'sche Mittel nicht genug empfehlen. Dieses Mittel, welches ich mit sehr großem Erfolg im Hannover'schen anwenden sah, ist ein Wermuth-Absud. Man läßt einen Eimer kochenden Wassers 12—18 Stunden über einer Hand voll Wermuth stehen und begießt mit diesem Auszug, der seiner Billigkeit halber auch leicht in größeren Quantitäten hergestellt werden kann, die von Erdflöhen angegriffenen Pflanzen. Durch dieses Mittel werden nicht nur die Käfer selbst, sondern auch Eier und Larven getödtet. - Ferner ist als Vorbauungs-Mittel Folgendes zu beachten: Bei der Einzäunung von Gärten entferne man die Rinde von den Pfählen, da diese der Lieblings-Aufenthalt der überwinternden Käfer ist. Unter der lockeren Rinde eines einzigen Pfahles habe ich über 50 Käfer der Art Haltica flexuosa gefunden. Es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß die überwinternden Thierchen solche Pfähle als Sammelplätze am liebsten benutzen und hier den Winter durchbauern, während sie, wenn die Pfähle abgeschält sind, dem betreffenden Garten fern bleiben oder bei der Ueberwinterung in der Erde oder unter abgefallenem Laube durch Nässe und Kälte wenigstens zum Theil zu Grunde gehen.

Dr. Kalender.

Die Karbolsäure scheint berufen, eine immer wichtigere Rolle auch in den Gewerben und im Handel zu spielen. Die „Chronique de l'Industrie" entnimmt einem Vortrag des Dr. Calvert, daß die Karbolsäure außer zur Erhaltung des Holzes, dem Desinficiren der Kanäle ꝛc. neuerdings auch in Südamerika und Australien zum Verfrachten der Häute und Knochen verwendet wird, die abgesehen von ihrem gefährlichen Geruche seither oft halb verfault und unbrauchbar ankamen. Früher mußten die Häute durch eine sehr umständliche und kostspielige Manipulation eingesalzen werden, jetzt taucht man sie 24 Stunden in eine Lösung von 2 pCt. Karbolsäure und trocknet sie dann, was vollständig hinreicht, sie unversehrt nach Europa zu bringen.

Räthsel.

Ein jedes eine Hälfte,
Und dennoch sind wir zwei,
Und bilden wir ein Ganzes
So ist auch Glück dabei!

Auflösung des Räthsels in No. 7:
Agamemnon.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 9. Speyer, Dienstag, den 21. Januar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Hört, lieber Schellenmann, redet so nicht weiter, wenn Euch an unserer Freundschaft gelegen ist," fing jetzt der lange Kunz an. „Mancher hat schon weniger geredet und doch fuhren ihm meine Finger da — seht, es sind keine Schneiderhände — so behend um das Gesicht, daß er's Feuer auf dem Schwarzwald brennen sah. Ist es Euch jedoch ernst mit dieser Sach', so kommt mit mir nach den Schießständen, wo der, den Ihr sucht, jetzt wohl zu finden sein wird. Denn horcht nur, schon geben sie das Zeichen und rufen die Schützen in den Stand! Haltet Euch hinter mir!"

In der That ward jetzt der Lärm der Menge von Trommeln und Pfeifen übertönt, mit welchen der Pritschenmeister über den Schießplatz zog, um die verschiedenen Abtheilungen zum letzten Schuß aufzurufen. So folgte denn Junker Würmlein mit den spitzigen Ellenbogen ohne Weiteres dem langen Kunz durch das Gewühl des zulaufenden Volkes, eifrig bemüht, gleichen Schritt mit seinem kurzangebundenen, aber langbeinigen Führer zu halten, der wie ein Thurm vor ihm her schwankte.

Von allen Seiten strömten auf das Zeichen hin die Schützen herbei, und auch die Schlettstadter „Fahne" stand nahezu vollzählig an ihrem Stande. Die wenigen, welche noch fehlten, drängten eilig herzu; denn nachdem der Vogel längst heruntergeschossen war, wollte Keiner mehr die letzte Gelegenheit zum Schuß auf die Scheibe versäumen. Nur Einer ward noch vermißt und zwar derjenige, der unter den Schlettstädtern bis jetzt am besten geschossen hatte.

„He da, langer Kunz, wo steckt der junge Schwarz?" fragten mehrere, während dieser mit peinlicher Spannung über das Getreibe der Schützen hinsah und bereits bedenkliche Blicke mit Conrad Lang wechselte, welche heute nicht im blutigen Streit, sondern im friedlichen Wettkampf mit der Armbrust seine Schlettstädter anfeuerte, da er eben wieder in das mühsame Amt eines Preisrichters einzutreten hatte. Junker Würmlein harrte indeß in begreiflicher Ungeduld. Denn wer nach dem Beginn des Schießens noch auf dem Schützenraum betroffen wurde, verfiel unbedingt der Gewalt des Pritschenmeisters und wurde auf dem „Rabenstein" mit der Lederklappe abgewandelt. Für's erste tröstete ihn nur noch die Anwesenheit einiger Herren vom Rath, welche mit wenigen fremden Gästen, die man besonders ehren wollte, so lange auf dem Schießplatze verweilten, als sie geduldet werden konnten; denn nach der strengen Schießordnung mußten auch sie das Feld räumen, sobald daß Schießen seinen Anfang nahm. Nun quälte aber Junker Würmlein den langen Kunz unterdeß mit beständigem Antupfen, Zupfen und leisem Fragen nach dem Fehlenden, bis der ärgerliche Altgeselle nicht üble Lust bekam, durch einen Fußtrit rückwärts seinen Peiniger zum Schweigen zu bringen. Er hätte auch ohne Zweifel zu diesem Mittel gegriffen, wenn nicht zu guter Letzt der Schütze gekommen wäre, den man vermißt hatte.

Er war ein junger Geselle in der Festtracht der Küfer von Schlettstadt, der von den Fragen und Vorwürfen seiner Genossen bestürmt, sich nun zu diesen gesellte, ohne daß er sich mit seinen Worten und Entschuldigungen zu beeilen schien. Während Jeder sich mit seinem Ausbleiben und späten Eintreffen beschäftigte, bewahrte er selbst seinen schweigsamen, nachdenklichen Ernst, der dem wohlgestalteten Jüngling übrigens in den Augen des Beobachters nicht schadete. Erst als Conrad Lang zu ihm hintrat und mit unverkennbarem Unmuthe äußerte, er habe von seiner Schwester Sohn mehr Achtung für die Schützenordnung und mehr Eifer für den Ruhm seiner Vaterstadt erwartet, versuchte sich der Verspätete mit einigen Worten zu entschuldigen, wobei er zugleich den strengen Vetter aufrichtig um Verzeihung bat. Als nun aber der lange Kunz zu ihm trat und ihm einige Worte zuflüsterte, sah er mit einem gleichgültigen Blick nach der Stelle, wo Junker Würmlein des Augenblicks harrte, mit dem Gesellen sprechen zu können. Der lange Kunz hatte aber dem Sohne seines Meisters noch etwas zugeraunt, das diesen innerlich mehr zu bewegen schien, als alles Vorhergegangene. Denn er erröthete sichtlich und suchte dem forschenden Blick des Altgesellen auszuweichen, wie Junker Würmlein wohl bemerkte, da er seine Augen an der Gestalt des jungen Küfers beobachtend haften ließ. Hatte er doch diesen um mehrere Dinge zu beneiden, die ihm selbst fehlten und die er durch alle möglichen Künste nicht zu ersetzen vermochte: Wohlgestalt des Körpers und Antlitzes, schlanke Hüften bei kräftigen Schultern, starkes blondes Lockenhaar und

eine Haltung, die eines wohlgefälligen Eindruckes niemals verfehlte. Junker Würmlein kam nicht zu der erstrebten Unterredung. Denn nachdem der lange Kunz mit dem Sohne seines Meisters zu Ende war, trat er herbei und erklärte dem Junker, daß nun länger kein Zweifel mehr darüber obwalten könne, wo sich der Gesuchte befinde, und somit sei es wohl Zeit, diejenigen davon zu benachrichtigen, welchen daran gelegen sei, es zu erfahren. Und ohne sich noch weiter um Junker Würmlein zu kümmern, wandte der lange Kunz, wie alle übrigen Schützen, jegliche Aufmerksamkeit nur der Armbrust, der Bezeichnung der Zielbogen und Verloosung der Plätze zu.

Bei den Freischießen unserer Altvordern waltete nämlich der Brauch, auf verloosten Plätzen neben einander — im Sitzen — zu schießen, und zwar Jeder nur je mit einem Bolzen, auf den der Name des Schützen geschrieben wurde. Von dem Augenblicke an, wo die Schießbahn geräumt und das Zeichen gegeben war, durfte keiner mehr seinen Stand verlassen, noch durch ein Wort oder eine Bewegung den Nachbar stören. Ohne anzulehnen oder aufzulegen, mußte dann innerhalb einer Frist geschossen werden, welche durch eine eigene Schützenuhr hoch oben am Giebel der Zielstatt bestimmt und abgegrenzt wurde.

Nun war endlich Alles so weit in Ordnung, daß Jeder mit seiner Armbrust den Platz im Schießstande seiner „Fahne" bereits eingenommen hatte, der ihm durch das Loos zugefallen war. Ohne Unterschied des Ranges saßen da Herren von den Geschlechtern der Städte und — in der großen Mehrzahl — Handwerker und Zunftgenossen, Bauern und Edelleute aus Breisgau und Elsaß. Der Schießstand machte alle andern Stände gleich. Unter heiterm Geplauder harrte man des Zeichens, mit welchem einer der Pritschenmeister die Schießbahn frei machen und den Platz räumen würde. Dieser jedoch trieb sich unschlüssig und mit allerhand Geberden der Ungeduld vor dem Pavillon umher, welcher jenem der Damen gegenüber, als Versammlungsort der Schützen und als Berathungssaal der Vorstände, Richter und Veranstalter des Festes diente.

Nur eine kleine Weile dauerte es noch, und aus dem Pavillon traten mehrere ältere würdige Herren, Rathsglieder von Colmar und Würdeträger aus den benachbarten kleineren Reichsstädten. Der adelige Vogt von Kaisersberg, der Stadtschreiber von Ammersweier und Conrad Lang von Schlettstadt befanden sich darunter, aber auch der junge Edelmann, welcher mit dem kaiserlichen Notarius Johannes Geiler nach der Stadt geritten war.

„Sie da, lieber Geselle," sprach jetzt der lange Kunz zu seines Meisters Sohn, neben welchem das Loos ihm seinen Sitz bestimmt hatte. „Dieß ist der junge, ritterliche Herr, der vorhin drüben an der Bude so trefflich gesprochen, wie ich Dir gesagt habe."

Während nun der Pritschenmeister von den Vorständen und gewählten Richtern seine Befehle empfing, trat einer der Leiter und Veranstalter des Festes vor die Schießstände und sprach mit lauter Stimme: „Mit Verlaub, lieben Brüder und Schützengenossen! Ein edler Gast, den Rath und Stadt ehren wollen, bittet um die Gunst, in diesen letzten Schuß noch eintreten zu dürfen. Es handelt sich dabei nun darum, ob man ihn durch Wahl oder Loos einer der Schützenfahnen beiordne, worüber Willensmeinung zu äußern wäre, oder, weil damit ein unvermeidlicher Aufschub verbunden sein möchte, ob vielleicht einer der Schützengenossen, der Stadt zu Lieb und Dank und aus besonderer Neigung des Gemüths, unserm werthen und geehrten Gast seinen Sitz im Stand freiwillig überlassen wollte!"

Die Rede war besonders an die Colmarer Fahne gerichtet, von den Meisten aber entweder überhört, oder nicht verstanden worden. Während nun die Einen noch überlegten und die Andern fragten, worum es sich handle, hatte sich ein Schütze von der Schlettstadter Fahne erhoben und sprach laut aus dem Stande heraus, indem er sich an den jungen Edelmann wandte, der sich inzwischen zu seinem Fürsprecher gesellt hatte: „Tretet heran, edler Herr, in meine Stelle, wenn Ihr mit dem Platze fürlieb nehmen wollt!"

Freudig überrascht sah der junge Edelmann nach dem freundlichen Schützen auf. Indem seine Adleraugen hellleuchtend auf der Gestalt desselben hafteten, näherte er sich rasch dem Stande.

„Und wem danke ich diese Gunst?" fragte er.

„Keinen Dank, Herr! und keine Gunst. Wollt Ihr meinen Namen wissen, so ist der: Hermann Schwarz von der Schlettstadter Küferzunft!"

„So will ich dreifach mein gutes Glück preisen," sprach der junge Edelmann mit aufrichtiger Freude. „Eines bessern Mannes Sitz konnte mir nicht werden. Und nun vergönnt mir, lieber junger Freund, Euch nachzustreben, wie im Felde, so hier auf der Schießstatt!"

„Wollt Ihr mich schamroth machen?" entgegnete der junge Schwarz. „Es ist ja keine große Sach' und nicht viel davon zu reden. Geschossen habe ich genug mir und meiner Vaterstadt zur Ehr', und im Küfersprung und Reifenschwung soll ich es noch mit Andern wagen. Freut Euch das Schießen, so soll es mir lieb und der Meisterschuß Euch gegönnt sein!"

„Ein Zweckschuß soll es allerdings werden, und träfe mein Bolz auch nicht den Nagel der Blattscheibe!" versetzte der Edelmann nachdrucksvoll. „Hat aber keiner der Schützengenossen etwas dawider, wenn ich für Euch eintrete?"

Obwohl die Schlettstädter im Schießstande den jungen Schwarz, welcher sonst der eifrigste Schütze war, nicht begriffen und auch nicht besonders günstig dazu sahen, daß beim letzten Schuß unter den Bolzen an der Scheibe gerade derjenige fehlen solle, welcher den Schützenruhm ihrer Stadt und Fahnen nur vermehren konnte, so redete dennoch keiner dagegen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Sprach- und Völkerstreit in Ungarn.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Magyaren waren und werden nimmermehr

ein Culturvolk. Nur Culturvölker drängen andern ihr Rechts- und Staatswesen, ihre Sprache und Sitte auf. Wenn die Römer Spanien und Gallien romanisch machten, wenn Karl der Große den Sachsen lateinisches Christenthum aufnöthigte, wenn die deutschen Fürsten, Städte und Ordensritter ein slavisches Volk nach dem andern germanisirten — stets war dieß ein Werk der höheren Cultur. Sind aber die Germanen, welche in der Völkerwanderung den ganzen Westen und Süden Europa's eroberten, nicht aufgegangen in den besiegten Culturvölkern? Wo sind die Mongolen, oder wo sind selbst die ritterlichen Araber geblieben, die einst die ganze Welt stürmen wollten? Weil sie nichts in sich trugen, was die Cultur der überwundenen Völker überbot, deßhalb vermochten sie ihre Reiche nur zu kurzer Blüthe zu bringen, und dann verschwanden sie von der Weltbühne. Und die Türken, dieses kleine Volk, das noch immer durch politische Energie wie durch Ehrlichkeit und manche Privattugend sich auszeichnet, weiß nicht jeder, daß seine Tage in Europa gezählt sind? Armselige Griechen und Bulgaren werden noch die Erben der mohammedanischen Gutsbesitzer, weil türkische Cultur noch immer unter dem niedrigsten Stande der christlichen sich befindet.

Hier haben wir nun ein Völklein von ein paar Millionen, das, im stärksten Gegensatz zum Völklein der alten Griechen oder alten Hebräer, *keine höhere Gesittung, keine eigene* Rechts- oder Religionsbildung, *keine besondere* Literatur, keine Kunst und Industrie *hat*, das auch niemals die Fähigkeit zeigte, fremde Bildungsstoffe rasch in sich aufzunehmen, zu pflegen und zu verpflanzen, das selbst immer des geistigen Anfrischens und Befruchtens bedurfte. Aus diesem Völklein, das am Cultur-Fortschritt der Mensch so unschuldig ist wie der Mann im Monde, haben sich die Führer und Sprecher auf einmal erhoben, um einer Reihe anderer Völkerschaften ihre nationalen Gefühle, ihre Sprache und Sitte zu entreißen. Wo sie Volksarten gleicher oder niedrigerer Culturstufe antreffen, vermögen sie Einzelnen größere politische Rührigkeit mitzutheilen. Wo ihr Arm Bruchtheile aus ältern Culturvölkern umschlingt, erdrückt er die Cultur. Ist es glaubhaft, ist es nur zu denken, daß eines solchen Völkleins Sprache in unserer Zeit noch herrschend und allmächtig werde über so viele Völkerschaften, an denen sie früher keinen Theil hatte? Diese Sprache klingt auf dem ganzen Erdenrund nirgends an Verwandtes an als bei den Finnen und dem armen turanischen Gesindel, das sich auf den sibirischen Steppen umhertreibt. Mit dem Erobervolke, das Konstantinopel noch besetzt hält, möchten die Magyaren gern noch näher verwandt sein; allein die Sprachforschung ist unerbittlich. Da nun weder Finnen, noch Türken, noch irgend sonst ein Turanier die geringste Lust bezeugen, das Magyarische zu lernen, so wird es außer Ungarn nirgends verstanden als höchstens von ein paar Leuten in Wien und Bukarest. Aussicht von andern gebildeten Völkern gelesen zu werden, ist nicht vorhanden; was darin geschrieben, ist wie versunken und verloren. Selbst für die Zukunft ist jede Hoffnung abgeschnitten, in das magyarische Gefäß den gesammten Culturinhalt einzufüllen; das Gefäß bleibt stets zu klein und zu eng. Die stolze Sprache der Arpadssöhne entnahm das Frühstücken aus dem Deutschen, das Mittag- und Abendessen aus dem Slavischen. Stieße man diese drei Fremdwörter aus, so bliebe nur das schlichte urmagyarische Essen und Trinken übrig. Hätte in der Magyarensprache irgendwie culturgeschichtliche Berechtigung gelegen, so müßte sie unabwendbar sich im langen Laufe der Jahrhunderte Bahn brechen, die Magyaren waren ja ebenso lange das herrschende Volk. Es geschah aber nicht, sondern etwas sehr Seltsames geschah. Unter Völkern eines Reiches, die sämmtlich nichts weniger als Gelehrte waren, wurde eine todte Schriftsprache, das Lateinische, die Amts- und Verkehrssprache. Das kam nicht zufällig so, sondern aus innerer Nothwendigkeit vermöge der Lage und Natur dieser Völkerschaften insgemein.

Was sind nun die Mittel, um das Magyarische den fünf andern Nationalitäten Ungarns aufzunöthigen? Es sind Waffen, die entweder alsbald stumpf werden, wenn man sie braucht, oder denjenigen, der damit einen tüchtigen Streich vollführt, selbst tödtlich verwunden. Man kann nur Gesetze machen und die Nichtmagyaren aus den Aemtern und Schulen vertreiben: aber man hat weder Witz noch Ausdauer um die Gesetze gründlich durchzuführen, und man hat keine Männer um die Vertriebenen zu ersetzen. In Pancsova, dem Hauptorte des bisherigen serbisch-österreichischen Militärgränzbezirkes, bestand eine sehr besuchte Realschule mit deutschen Lehrern. Das ungarische Ministerium vertrieb diese Deutschen, und es wurde durch die Trommel in der Stadt verkündet: jedermann könne sich zu den offenen Stellen anmelden wenn er auf Magyarisch lehren könne. Der jetzige Cultusminister Trefort hatte den Muth im Reichstag zu sagen: „Wir müssen uns endlich der Vorurtheile entschlagen und uns Lehrkräfte vom Auslande verschaffen, das haben auch andere Völker gethan, denn die Wissenschaft hat keine Nationalität." — „Was? Deutsche berufen?" polterte ein anderer Abgeordneter. „Gründen wir sogleich eine magyarische Professoren-Bildungsanstalt, da werden wir Professoren in Hülle und Fülle haben, die unsere Kinder nicht verderben." Da solch ein magyarisches Professoren-Treibhaus nur eine ungarische Idee ist und da die deutschen Professoren nicht in der Sprache eines zurückgebliebenen Völkleins lehren mögen, auf Deutsch aber nicht lehren sollen, so geht es mit den Schulen in einem Lande, wo die Rohheit so zu sagen jedermann auf der Ferse sitzt, um ihm im unbewachten Augenblick auf den Nacken zu springen, reißend abwärts. Die Magyaren befinden sich in der unseligen Lage eines Dürftigen, der den größten Hunger hat nach Bildung und Reichthum zugleich, dem aber Stolz und Unverstand verbieten bei dem reichen und gebildeten Nachbar in Dienst und Lehre zu gehen. (Allg. Ztg.)

Franz von Löher.

Miscellen.

Ueber die Aufbewahrung der Leiche Napoleons III. lesen wir in der „E. C.": Die Leiche, welche bis dahin der Operationen halber auf einem kleinen Bette gelegen hatte, sollte, so wurde beschlossen, in Parade dem Publicum gezeigt werden. Der Kaiser wurde in die französische Marschallsuniform gekleidet, welche er in der Schlacht bei Sedan getragen, und in welcher er sich zwischen Frenois und Donchery dem Fürsten Bismarck ergeben hatte. Die Uniform, welche Napoleon, seitdem er sie in Wilhelmshöhe abgelegt hatte, niemals getragen, wurde ihm nun von treuen Dienern und alten Freunden, wie Graf Clary, Rouher, Marquis de la Grange angelegt. Der innere Sarg ist von Blei, der äußere von Mahagoni. Letzterer ist mit weißem Atlas besetzt, mit Purpursammt bedeckt und mit silbernen Nägeln und Handgriffen verziert. Auf dem Deckel ist eine kaiserliche Krone, ein großes silbernes Kreuz und befindet sich folgende Inschrift:

NAPOLEON III.,
Empereur des Français.
Né à Paris
le 20, Avril 1808,
Mort à Camden Place
Chiselhurst
le 9. Janvier 1873.
R. I. P.

Nachdem der Kaiser in den Sarg gelegt war, und dieser in dem Sterbezimmer — einer Schlafstube im ersten Stockwerke — ausgestellt war, begaben sich die Prinzen Lucain, Jerome, Joachim, Charles und Achille dahin. Alsdann besuchte der Prince Imperial — so wird nämlich der Sohn des verstorbenen Kaisers in Camden Place angeredet — in Begleitung des Grafen Clary und später die Kaiserin Eugenie allein das Zimmer. Endlich wurden noch der Prinz von Wales und Prinz Christian von Schleswig-Holstein, welche der Kaiserin einen Condolenzbesuch zu machen kamen, aber von ihr nicht empfangen werden konnten, in das Zimmer, in welchem der Todte lag, geführt. In später Nachmittagsstunde gestattete man allen Bewohnern von Camden House, die Diener mitgerechnet, den todten Kaiser zu sehen. Der Leichnam liegt in voller Uniform mit Stiefeln und Handschuhen, Schnurrbart und Knebelbart sind in bekannter Weise gewichst, und der Kaiser, aus dessen Gesichtszügen der Tod manche Kummerfalte, welche namentlich in letzter Zeit sich eingestellt hatte, ganz merkwürdig verwischt hat, sieht im Tode jünger und besser aus, als je während der letzten zehn Jahre. Photographien wurden und werden aufgenommen und auch eine Wachsmaske ist besorgt worden. Spät Abends langte Benedetti in Chiselhurst an und etwas früher Prinzessin Murat und Gefolge.

Die Gemäldehalle, in welcher der Leichnam in Parade ausgestellt ist, ist ein hohes, geräumiges Zimmer in Gestalt eines langen Parallelogramms. Es war dies ein Lieblingszimmer des Kaisers, der stundenlang in demselben mit der Kaiserin, seinem Sohne und dem Dr. Conneau auf- und abzugehen pflegte. Das Licht wird gedämpft werden, die Wände mit schwarzem Sammt ausgeschlagen und mit dem Buchstaben N. und der Kaiserkrone verziert sein. Die Polizei hat Erlaubniß, Abtheilungen zu 200, die jedoch alle in Trauer gekleidet sein und anständig aussehen müssen, hinzuzulassen. Der Ausgang befindet sich auf der entgegengesetzten Seite.

Napoleon's III. Leichenbegängniß (15. Jan.) Noch im Laufe des 14. kamen viele Franzosen über Dieppe, Calais und Boulogne herüber, um beim Begräbnisse zugegen zu sein. Der Andrang zu diesem war ein sehr starker, das Wetter begünstigte die ungeheure Masse von Neugierigen, die sich auf der kurzen Strecke von Camdenhouse nach der katholischen Ortskirche aufgestellt hatten, und abermals waren viele Extrazüge bereit gehalten worden, um der Zahl der Hinausfahrenden zu genügen. Daß der Prinz von Wales bei der Bestattung nicht zugegen war, erklärt sich einfach daraus, daß der englische Hof den Präcedenzfall von Louis Philipps Begräbniß genau einhalten wollte, um nach keiner Seite hin Anlaß zu unliebsamen Glossen zu geben. Prunklos, wie das Begräbniß auch gewesen ist, war es durch die Menschenmassen, die sich zu demselben einfanden, doch großartig im Vergleiche mit dem Louis Philipps. Schon um 9 Uhr diesen Morgen (15. Januar) begannen sich zahlreiche Menschengruppen vor dem Trauerhause zu sammeln, von dessen Dache die französische Tricolore auf halber Masthöhe wehte. Vom Gitterthore des Hauses bis zum Kircheneingange, einem Wege, der sich in etwa zehn Minuten zurücklegen läßt, machte Polizeimannschaft Spalier, um die Straße frei zu halten. Hinter den Polizisten stand Kopf an Kopf gedrängt eine gewaltige Menschenmasse, und hinter dieser war eine vollständige Wagenburg aufgefahren, auf der Zuschauer ebenfalls Kopf an Kopf standen. Der Leichenzug selber ordnete sich theils unmittelbar vor dem Hause, theils in der zu ihm führenden Buchenallee. Es mögen ungefähr 800 bis 1000 Personen an ihm Theil genommen haben und es dauerte geraume Zeit, bis der Letzte an den Zuschauern vorüber war. Der Leichenwagen wurde von acht schwarz aufgezäumten Pferden gezogen und war mit den kaiserlichen Wappen geschmückt. Es war 11 Uhr, als er sich in Bewegung setzte, vor und hinter ihm Priester im Ornate, als Hauptleidtragender der Sohn des Verstorbenen in langem Trauermantel, mit dem Großcordon der Ehrenlegion auf der Brust. Etwas hinter ihm die Prinzen Jerome und Lucain Bonaparte, Joachim und Achille Murat, Rouher, die Herzoge von Gramont und Palikao, Marschall Canrobert, die Generale Fleury und Failly, Paul Cassagnac, der Lord Mayor von London mit seinem Sheriff und Untersheriff, die Lords Budhurst und Ranelagh, die Vertreter Italiens, des englischen Hofes, etwa dreißig Vertreter der Pariser Arbeiter (von den Bonapartisten gesendet) mit Immortellen und einem großen Kranz, der die Inschrift trägt: „Erinnerung und Bedauern der Pariser Arbeiter." Schließlich aus dem Civil- und Militärstande viele andere Freunde des Verstorbenen. Die Damen, für die Plätze in der Kirche vorbehalten worden waren, hatten sich schon früher dahin begeben, auch sonst konnten nur die zunächst Betheiligten des beschränkten Raumes wegen eingelassen werden. Um 12½ Uhr war die Trauerfeier zu Ende. Die Leidtragenden kehrten in das Trauerhaus zurück. Noch geraume Zeit dauerte es, ehe die große Menge sich nach allen Seiten hin zerstreute.

Die Kaiserin hat nicht, wie es in einigen Blättern geheißen, die ganze Nacht betend am Sarge ihres verstorbenen Gemahls zugebracht, sondern sich nur nach Mitternacht eine Stunde lang in der Trauercapelle aufgehalten, sodann auf dringendes Anrathen der Leibärzte sich zur Ruhe begeben und am nächsten Tage an der Begräbnißfeierlichkeit keinen öffentlichen Antheil genommen. Bei letzterer fungirte Rouher als Ceremonienmeister im Hause. Er war es, der den kaiserlichen Prinzen zum letzten Male in die Trauercapelle geleitete, woselbst er mit den übrigen Prinzen der Familie wenige Minuten verweilte, bevor der Sarg auf den Leichenwagen gehoben wurde. Nachdem der Sarg in seiner zeitweiligen Ruhestätte niedergelassen worden war, verließen die Prinzen und Prinzessinnen zu Wagen, die Uebrigen zu Fuß die Kirche; im Trauerhause selbst aber hielt der kaiserliche Prinz eine Art Levée unter seinen hervorragendsten Getreuen, worauf er sich in die zum Hause führende Allee begab, woselbst sich über tausend seiner Landsleute zu beiden Seiten reihenweise aufgestellt hatten. Grüßend ging er die Reihen entlang, wofür ihm mit wiederholtem Rufe „Vive Napoléon, Vive l'Empereur und Vive Napoléon IV.!" gelohnt wurde. Dies war der letzte öffentliche Actus, der sich am 15. Januar in Chiselhurst abspielte. Ob die Leiche Napoleon's III. ewig in England bleiben werde, ob mit ihr auch die Zukunft der napoleonischen Familie für immer bestattet worden sei? Niemand, der sich die Geschichte Frankreichs in den letzten 50 Jahren vergegenwärtigt, wird es leicht wagen, darauf heute mit einem bestimmten Ja oder Nein zu antworten. Einstweilen aber zeigten die Bonapartisten durch ihr Auftreten und Zusammenhalten an jenem Tage, daß sie ihrer Fahne treu bleiben wollen; was jedoch vom jungen kaiserlichen Prinzen bis jetzt bekannt wurde, deutet nicht darauf hin, daß er mit allzu großer Begabung nach irgend einer Seite hin gesegnet sei.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 10. Speyer, Donnerstag, den 23. Januar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Es ist seine Sach', wenn er zu Gunsten Andern Verzicht leistet," sagte man, und Hermann Schwarz bot dem jungen Edelmann nur noch seine Armbrust an, was jedoch dankend abgelehnt wurde.

Auf einen Wink brachte ein bereit stehender Knappe Armbrust und Bolzen, welche dann einigen Schiedsrichtern zur Prüfung überreicht und in Ordnung befunden wurden. Jetzt fragte einer der Männer vom Schiedsgericht: „Wie soll der Bolzen heißen?"

„Junker Fritz!" antwortete der junge Edelmann.

„Schreiber, schreib' auf: Junker Fritz!"

Nachdem der Schaft des Geschosses mit dem Namen des Schützen beschrieben worden war, empfing es dieser mit dem Glückwunsche zurück, daß der Bolzen am Zweck wieder gefunden werden möge. Dann aber trat Conrad Lang herzu und sprach: „Junker Fritz! Tretet nun hinter die Fahne, der Ihr zugetheilt seid, edler Herr! Hermann Schwarz aber weich' aus dem Stande! Und Du, Pritschenmeister, schwinge Deine Klappe!"

Das war das Zeichen für jeden, der nicht beim Schießen betheiligt war, den eingehegten Platz zu verlassen. Alle beeilten sich dieß zu thun, denn die Scheue vor der Pritsche war groß. Rathsherrn von Colmar und fremde Würdenträger weichen vor derselben, und die vornehmen Männer aus Stadt und Umgegend zogen sich mit den ritterlichen Begleitern des Junkers Fritz in den Pavillon zurück, hinter welchem die Knappen mit den Pferden hielten.

Auch Hermann Schwarz hatte sich entfernt, während ihm sein Oheim, der als Schiedsrichter auf dem Platze weilen mußte, mit bedenklicher aber unzufriedener Miene nachblickte. Was war in ihn gefahren, das sein frisches und festfreudiges Wesen so ganz verändern konnte, und gerade heute wo er mit den Küfern von Schlettstadt noch um den Preis des Tages springen sollte? Hatte er wirklich seinen sonst eifersüchtig bewahrten Schuß nur in der guten Absicht aufgegeben, den Gast der festgebenden Stadt zu ehren, oder war ihm nicht vielmehr der Fall nur gelegen gekommen, um seiner theilnahmlosen Laune und der auffallenden Lust am Umhertreiben fröhnen zu können? Solchen Gedanken hing auch der lange Kunz nach, während er kopfschüttelnd auf der Schützenbank saß, gegen alle Fragen der Andern stumm blieb, dabei jedoch ein Gesicht machte, als wisse er ungefähr, was den Sohn seines Meisters in dieser Angelegenheit geleitet habe und wo derselbe jetzt zu finden sein möge. Inzwischen hatte Junker Fritz sich mit einigen kurzen, wohlgesetzten und warmen Worten bei den Schützen eingeführt, welche mit ihm unter einer Fahne schießen sollten. Wie jetzt im friedlichen Wettkampf, so dereinst im heißen Streit, wünsche er in so tapferer Männer Reihe zu stehen zu des Reiches Schutz und Ruhm und für die Freiheit der deutschen Nation. Offenbar machten seine Worte guten Eindruck, wenn auch sein Eintritt in den Stand nicht besonders günstig angesehen worden war. Und als er sich dann an den langen Kunz wandte, ihn um freundliche und nachsichtige Nachbarschaft ersuchend, konnte auch dieser weiter keinen Groll nachtragen und sprach zuletzt: „Ihr habt ein gutes Mundstück, Herr Junker aus der Pfalz. Trifft Euer Bolzen den Nagel gleich Eurer Zunge, sollt Ihr ein Meister heißen!"

Man lachte über die Bemerkung des alten Gesellen, und Junker Fritz lachte am meisten mit. Der lange Kunz jedoch schnitt jetzt jedes weitere Wort und alle Heiterkeit mit der Aeußerung ab: „Fertig. Lege jeder seine Zunge zurück und den Bolzen vor. Die Uhr ist aufgezogen! Unsere Fahne schießt!"

Alle saßen nun unbeweglich und lautlos in der Reihe, jeder Blick nur nach der schwarzen Zielwand gerichtet, auf welcher sich das versilberte Cirkelblatt deutlich abhob. So verhielten sie sich schweigend mit der Armbrust in der Hand. Da schwang der Pritschenmeister seine Klappe.

„Zieler! Laß die Uhr los!" schrie er mit durchdringender Stimme.

Und der Weiser der großen Uhr am Giebel der Zielstatt setzte sich in Bewegung. Nach einander schwirrten die Bolzen durch die Luft, um in der Zielwand sich einzubohren. Viele derselben hingen schon am Cirkelblatt, als der Zieler laut aufjauchzte, — nur dieß einzige Mal während des Umlaufs des Uhrenzeigers. Ein Geschoß stak also doch am Zweck. Und der lange Kunz wollte beobachtet haben, daß der Jubel-

ruf des Zielers mit dem Schusse seines Nachbars, des Junkers Fritz, zusammen traf. Andern blieb für solche Wahrnehmungen keine Zeit übrig. Denn fort und fort schwirrten die Geschosse ab und durchsausten den Raum, bis plötzlich gellendes Glockengeläute den Ablauf der Frist ankündigte, in welcher geschossen werden durfte. Alsbald sprangen die meisten Schützen ungeduldig aus dem Schießstande auf den Plan, um der Scheibe entgegenzueilen. Aber bereits war diese verdeckt und ein Gitter hielt die Zudrängenden von der Schießwand ab. Diese wurde umgedreht, einem Tische zugekehrt, an welchem die Schreiber bereit saßen und die Arbeit der Schiedsrichter und der Zieler begann. Denn die Bolzen mußten herausgezogen, die Entfernungen vom Mittelpunkte genau vermessen und verzeichnet, Zweckschüsse und Cirkelschüsse besonders angemerkt und die Löcher an der Zielwand zugehämmert und vermerzt werden.

„Ihr könnt die Narren laufen lassen, junger Herr, und getroster als sie die Kundgabe der Schiedsrichter abwarten", sagte jetzt der lange Kunz zu dem fremden Edelmanne, der mit der Armbrust in der Hand ruhig neben ihm stehen geblieben war. „Unterdeß vergeht noch eine gute Weile, denn auch die andern Fahnen kommen vorher zum Schuß und für jede wird ein neues Blatt eingezogen. Ich will die Zeit nützen und nach meines Meisters Sohn umschauen."

„Und wo ist der gute Geselle hingerathen?" fragte Junker Fritz mit aufrichtiger Theilnahme.

„Ich fürchte dahin, wo er nicht gesucht werden möchte," war die Antwort des langen Kunz. „Aber, was lärmt draußen das Volk? He da, was gibt es?" rief er einem seiner Bekannten zu, der nach der Einhebung des Schützenraumes gelaufen war, um hinauszuschauen. „Die Kranzjungfräulein kommen!" war die laute Antwort, mit welcher der Mann zu den Schießständen hinlief und durch seine Kunde eine große Bewegung hervorbrachte.

„Habt Ihr zu tanzen Lust, edler Herr, werdet Ihr jetzt Gelegenheit finden", sagte der alte Geselle zu seinem Nachbar. „Man muß das Gras beim Thau und die Mägdelein beim Tanz betrachten, hab' ich von je gehört. Nun müßte meines Meisters Sohn da neben Euch stehen, dann würden die Jungfräulein des Hergaffens nicht satt. Und ich wette, sie suchen ihn hier, wo ihn der Buntspecht, den sie Junker Würmlein heißen, zuletzt gesehen hat."

Damit entfernte sich der lange Kunz, um in aller Eile den jungen Schwarz herbeizuholen. Denn er zweifelte nicht daran, daß diesem das Kränzlein bestimmt sei und solche Ehre seiner Vaterstadt auch gebühre.

Mittlerweile waren die Jungfrauen in feierlichem Umzug vor dem Schützenplatze angelangt, wo sich ihnen die Würdenträger und vornehmsten Männer der Stadt, Herren vom Rath und Meister der Zunft zugesellten. Auch die Veranstalter des Schießens und die Mitglieder der des Festausschusses schlossen sich an; unter Andern ein Verwandter des Küfermeisters Störlin, der vorhin als Fürsprecher des Junkers Fritz vor dem Schießstande geredet hatte. Die schöne Gertraud Störlin schritt mit dem reichverzierten Kästchen, welches den Kranz barg, gleich einer Fürstin einher, indem sie ihre Augen huldreich über die Schützen hingleiten ließ, welche sich nun von allen Seiten herbeidrängten. Man beobachtete, daß sie dabei mit besonderer Vorliebe nach den Schlettstädtern sah, und diese schöpften daraus die Gewißheit, daß das Gemunkel, nach welchem ihrer Stadt das Kränzlein bestimmt sei, wahr sein müsse. War doch bereits in den Schießständen laut geworden, die Colmarer Jungfrauen wollten damit einen glänzenden Beweis liefern, daß trotz des Wetteifers in Spiel und Ernst zwischen den benachbarten Städten niemals Feindschaft bestehen könne. So hatten sich die Schlettstädter in froher Zuversicht beigeschaart, und als die Augen der schönen Gertraud länger und forschender auf ihnen weilte, pochte Manchem das Herz. Andere aber fragten bereits, wo der Hermann Schwarz bleibe, denn ohne Eifersucht gestand sich Jeder, daß seinem Haupt der Kranz gebühre.

Indessen waren die Blicke der schönen Jungfrau unruhiger geworden und irrten gleichsam fragend an der Reihe der Schützen hinunter. Die Stolze schien Jemanden zu suchen und nicht finden zu können. Ihr leuchtendes Antlitz umschattete sich bereits, und mehr und mehr in steigender Unruhe. Bald verdüsterte der Unmuth völlig ihre fesselnden aber etwas strengen Züge. Ihr Mund nahm eine Form an, als ob sie an der üppigen Unterlippe nage. Rasch ließ sie nochmals ihre Augen dringlicher über die Reihen der Schützen hingleiten, und winkte dann ihrem obengenannten Verwandten, welcher einer der Lenker und Sprecher des Festes war. Derselbe drängte sich zu ihr und flüsterte ihr auf ihre Frage ein Wort zu, daß sie für eine Weile ganz außer Fassung zu bringen schien. Ein jäher Wechsel der Farbe flog über ihr Gesicht, ihr Schritt schien zu stocken, als könne sie nicht mehr weiter, und sie machte eine Bewegung, als wolle sie das Kästchen mit dem kostbaren Ehrenkranz fallen lassen.

Für den jungen Edelmann, der mit seiner Armbrust noch immer auf seinem Fleck stand und von diesem erhöhten Standpunkt aus den ganzen Vorgang übersehen konnte, war es nachgerade Ueberzeugung, daß er mit seinem Eintritt in den Schuß eine Störung in den geheimen Festplan gebracht habe. Die unverkennbare Erregung der schönen Jungfrauen ziemlich richtig deutend, wünschte er selbst den jungen Schwarz an seine Seite, der in unbegreiflicher Gleichgültigkeit einer großen Ehre aus holder Hand ausgewichen war. Auch darum wünschte er ihn herbei, um selbst ohne weitere Beklemmung und mit mehr Genuß nach der reizenden Schaar der städtischen Mägdelein schauen zu können, deren Augen sich immer häufiger zu ihm herauf verloren. Ihn beschäftigte jedoch besonders nur die Beobachtung der schönen Gertraud.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber den Raubmord zu Thalmassing in der Oberpfalz schreibt man dem Nürnb. Korr.: Wegmacher Lorenz Stang heirathete vor mehreren Jahren die Anna Maria Marchner, Tochter des Gütlers Joseph Marchner von Thalmassing, von der er bereits außerehelich ein Kind Namens Kreszenz hatte. Die Ehe war gesegnet mit 2 Kindern, Maria, 3 Jahre, Johann, 1 Jahr alt, ein weiters Kind war täglich zu erwarten. Die Familie Marchner erfreute sich, was die männlichen Glieder anbelangt, keines besonders guten Rufes: der Vater, ein gewaltthätiger, hitziger Mann hatte vor vielen Jahren Einen erschossen und deßhalb eine 8jährige Zuchthausstrafe verbüßt; der älteste Sohn Joseph wurde im Jahre 1866 von seinem Vater wegen eines an ihm begangenen Diebstahls angezeigt und zu 4 Jahren Zuchthaus verurtheilt; der zweite Sohn Jakob verbüßt zur Zeit eine 16jährige Zuchthausstrafe, die er vor einigen Jahren wegen Mordversuches an seiner Geliebten erhielt. Der dritte Sohn Xaver war bis dato gut beleumundet. Gürtler Marchner besaß früher ein hübsches Anwesen, er gerieth in Vermögensverfall, das Anwesen wurde im Zwangswege verkauft, er ist jetzt Taglöhner. Am 7. Jan., Morgens, 6 Uhr wurde im Hause des Wegmachers Lorenz Stang dessen Ehefrau und deren Mädchen Maria ermordet gefunden; Kreszenz hatte schwere Verletzungen, Johann anscheinend leichte; Lorenz Stang sebst lag etwa 80 Schritte von seinem Hause entfernt, bedeutend am Hinterhaupte verletzt im Straßengraben. Er wurde in sein Haus getragen und starb nach 1 Stunde; am Abend gab auch der Knabe Johann den Geist auf. Wie mir erzählt wird, waren die Verletzungen, welche diese Personen besonders am Kopfe erlitten, mehr als entsetzlich; die Schädelgewölbe sind förmlich zertrümmert. Mit den eigenen Wegmacherwerkzeugen des Stang und dem Kolben einer ihm gehörigen Flinte waren sie zugefügt worden. Der Abgang jeder Baarschaft und zweier Uhren ließ auf Raub schließen. Allgemein bezeichnete die Volksstimme den ältesten Sohn Joseph Marchner, Eisenbahnarbeiter in der Nähe, als den Thäter. Dieser hatte stets erklärt, daß er wegen des Diebstahls an seinem Vater unschuldig verurtheilt worden, daß sein Vater ihn fälschlich angezeigt, und dieser und der als Zeuge venommene Stang einen Meineid geschworen hätten. Josef Marchner stieß deßhalb bis in neueste Zeit höchst gefährliche Drohungen gegen seinen Vater und Stang aus. Er wurde verhaftet; er konnte sich nicht genügend ausweisen, wo er am 6. d. Abends zwischen 7½ und 12½ Uhr gewesen, neben dem verletzten Stang wurde ein abgerissener Westenknopf von weißem Metall gefunden, die Weste des Josef Marchner hatte ähnliche Knöpfe, und gerade ein Knopf fehlte an ihr. Das am Leben gebliebene Mädchen Kreszenz wurde, sobald es transportabel war, am 9. d. in das nahe gelegene Krankenhaus zu Sünching gebracht, besserte sich dort schnell, kam bereits am 11. d. zum Bewußtsein und ist bereits außer Lebensgefahr. Sie wurde am 12. d. von der Untersuchungscommission vernommen, und am Abend noch wurde in Thalmassing Xaver Marchner, auf den bis dahin nicht der leiseste Verdacht gefallen war, als der That verdächtig verhaftet: am 13. d. Morgens legte er ein umfassendes Geständniß ab. Er gab auch die Stellen an, wo er die bei Stang geraubten Gegenstände versteckt hatte, sie fanden sich richtig vor. Habsucht war das Motiv seiner schrecklichen Handlung; es war das Gerücht verbreitet, Stang habe von einer dritten Person 400 fl. zum Aufbewahren erhalten, auf dieses Geld war es abgesehen. Wie man hört, mordete Xaver Marchner, erst 22 Jahre alt, von kleiner aber gedrungener muskulöser Gestalt, zuerst seine Schwester, dann den inzwischen vom Wirthshaus, das er um 9 Uhr Abends verließ, heimgekommenen Stang und zuletzt die Kinder. Dann reinigte er sich in der Stube, wo er im Ofenkessel warmes Wasser vorfand, Angesichts der Leichen vom Blute, wechselte das Hemd, raffte an Geld, Uhren und anderen selbst ganz werthlosen Sachen, wie z. B. zerrissene Socken, Kinderhandschuhe, zusammen, was er eben fand, verbarg diese Gegenstände nebst seinem blutigen Hemd und den Trümmern derbeim Mord gebrauchten Flinte, welche er vorher längere Zeit im Besitz hatte, und ging um 11 Uhr Nachts singend und pfeifend in seine Kammer, wo er sich ins Bett zu seinem Nebenknecht legte. Er zeigte den größten Schmerz über die Ermordung der Stang'schen Familie, wohnte dem Leichenbegängniß in tiefster Trauer bei, spielte seine Rolle meisterhaft, war an Tage nach dem Begräbniß wieder so munter wie je, und wurde selbst durch seine unerwartete Verhaftung nicht aus der Fassung gebracht — Stoff genug für den Psychologen, für Criminalbeamte. Und — wäre auch das Mädchen Creszenz gemordet worden oder gestorben, bevor es zum Bewußtsein kam, Wer übernimmt die Garantie dafür, daß nicht Joseph Marchner bei den so dringenden gegen ihn vorliegenden Verdachtsmomenten wegen dieser That hätte verurtheilt werden können? Eine schreckliche Möglichkeit! Joseph Marchner arbeitete bereits am 14. ds. wieder auf der Eisenbahn, sein Vater oder eine andere Person als er und Xaver Marchner war nie verhaftet.

Regensburg, 19. Jan. Gestern wurde auch der Kleingütler Joseph Marchner von Thalmassing, der Vater des Mörders der Stang'schen Familie, muthmaßlich wegen Theilnahme an der Bluthat, in das Untersuchungsgefängniß eingeliefert. (Nürnb. Korr.)

Berliner Blätter berichten: Für den 19. Jan. ist die Ueberführung der bisher im Berliner Zeughause aufbewahrten, im letzten deutsch-französischen Kriege erbeuteten Adler, Fahnen und Standarten nach der Potsdamer Garnisonskirche und ihre künftige Aufbewahrung in derselben angeordnet worden. Diese Kirche bildet bekanntlich die neuere preußische Ruhmeshalle und enthält in einem nur durch ein schmuckloses Gitter abgeschlossenen Kruftgewölbe von schwarzem Marmor die irdischen Ueberreste Friedrichs des Großen und seines Vetters Friedrich Wilhelm I. In der Kirche befindet sich auch breits die Fahnenbeute des Krieges von 1866 wie die der Befreiungskriege. Die letztere besteht, außer den 26 im Berliner Zeughause aufbewahrten französischen Bataillonsfahnen, in 12 Adlern des ersten Kaiserreichs, französischen und Rheinbundfahnen und 3 Standarten; die Trophäen des Krieges von 1866 bilden hingegen mit Hinzufügung einer 1848 eroberten dänischen Standarte 2 Gruppen von je 8 feindlichen Feldzeichen, wozu nun jetzt noch 86 französische Adler des zweiten Kaiserreichs, Adlerstandarten und Fahnen hinzutreten. Der Fahnenschmuck der genannten Kirche wird fortan demnach aus 124 feindlichen Fahnen bestehen. Noch würden jedoch zu der Trophäenbeute der neuesten preußisch-deutschen Kriege, außer den zuvor schon erwähnten 26 französischen Bataillonsfahnen, 29 im Feldzuge 1864 eroberte dänische Compagniefähnlein oder Donebrogs und die in der Capitulation von Langensalza übergebenen Feldzeichen der ehemaligen hannoverschen Armee gehören, wovon 17 Fahnen und 2 Standarten abgeliefert worden sind, so daß also die Gesammtzahl der in den Kriegen von 1813 bis 1871 erbeuteten Feldzeichen 198 beträgt; doch ist auf ausdrücklichen kaiserl. Befehl auf die Mitüberführung der letztangeführten Siegeszeichen in die genannte Kirche verzichtet worden.

(Ein Gründerball.) Einer der hervorragendsten Börsianer der neuen Kaiserstadt Berlin gab vor wenigen Wochen seinen ersten Hausball. Was Berlin an börsenfähigen Diamantenträgerinnen und jungen Millionären aufzuweisen hatte, war auf dem Balle erschienen. Die reizende Tochter eines Banquiers vereinigte sowohl die meisten Diamanten, als auch die meisten Anbeter ihrer Person und so kam es, daß sie bald nach Beginn des Balles für alle Tänze engagirt war. Ein schüchterner Jüngling, der trotz seiner Jugend schon viel „gründete", wagte es, das Hausfräulein um einen Tanz zu ersuchen. „Bitte, ich bin schon überzeichnet", antwortete die Börsenschöne in der ihr wie es schien geläufigen Ausdrucksweise. „Doch wenn Sie junge emittiren, mein Fräulein, bitte ich mich zu betheiligen," antwortete darauf der galante Gründer-Jüngling.

(Böse Antwort.) Einer unserer beliebtesten Nürnberger Aerzte (erzählt die N. Fr. Pr.) der — natürlich nur in den seltensten Mußestunden — der Göttin Diana huldigt, kam vor einigen Tagen von der Jagd nach Hause und beklagte sich bei seiner Frau, daß er dießmal gar nichts getödtet habe. „Das kommt davon“ antwortete dieselbe, „wenn man seine Geschäfte vernachlässigt!“

Gelegentlich des Todes Napoleons wird daran erinnert, daß der Moselwein — natürlich der reine unverfälschte und nicht der im Keller gewachsene — ein vorzügliches Mittel ist, den Stein zu verhüten. Unter der Moselbevölkerung, welche täglich Wein trinkt, kommt diese Krankheit nie vor. Schon die alten Römer schätzten den Moselwein wegen dieser Eigenschaft.

Die gelinde Temperatur dieses Winters erweckt viele Feinde unserer Felder und Gärten früher aus ihrem Winterschlafe auf, als dies sonst die belebenden Frühlingslüfte thun. Vor einigen Tagen fand ich zu meinem größten Erstaunen die sog. Heckenraupe (Liparis chrysorrhoea) in vollem Fraße. Nach der Raupe des Kohlweißlings ist dieses Thier die schädlichste, gefräßigste Raupe unserer Gegend, ein schrecklicher Feind aller Obstpflanzungen, der sich zuerst auf die Blüthentheile wirft, um erst nach deren Vernichtung Obstbäume und Weißdornhecken zu entblättern. Die Heckenraupen überwintern zu Hunderten, kaum 1½''' lang in einem Gespinnst, welches an einem oder mehreren Zweigen befestigt ist. Dieses Nest welches wegen seiner weißen Farbe leicht aufgefunden werden kann, wird bei normaler Temperatur von den Raupen Ende März bis Mitte April verlassen und bald zerstreuen sie sich gänzlich über ihre Futterpflanzen. In diesem Jahre fangen dieselben aber ihr Zerstörungswerk weit früher als sonst an den stark in der Entwicklung vorgeschrittenen Blüthenknospen an, und es ist daher sehr wichtig, mit dem Entrauper der Hecken nicht bis zum Frühjahre zu warten, sondern damit schleunigst zu beginnen. Sind die Raupen einmal aus dem Neste entschlüpft, so ist deren Vertilgung eine ungleich schwierigere, während das Abschneiden und Verbrennen der Nester im Herbste oder auch noch jetzt das beste Schutzmittel gegen diese Landplage sein würde. Dr. Kalender.

Neue Mäusefallen. In dem „Ldw. Wochenbl.“ für Schleswig-Holst.“ wird auf eine Mäusefalle aufmerksam gemacht, die mit sehr großem Erfolge im Lüneburgischen in Anwendung gekommen ist, und von einem Drechsler in Ebstorf, dem Sitze der bekannten Ackerbauschule, angefertigt wird. Diese Mäusefallen bestehen aus einem hölzernen Cylinder von etwa 8 Zoll = 192 Millimeter Länge und 2 Zoll = 48 Millimeter Dicke, welcher vorne eine Höhlung von etwa 36 Millimeter und hinten eine Oeffnung von 12 Millimeter Durchmesser hat, damit die Maus hindurchsehen kann. In der vordern Höhlung ist, wie bei unserer gewöhnlichen Mäusefalle, der an einer Feder hängende rundgebogene Draht angebracht, welcher mit einem Zwirnsfaden aufgestellt werden kann. An der rechten Seite des Cylinders befindet sich nämlich ein kleiner Stift, an welchem man den Faden befestigt, ihn über die Feder schlingt, und ihn dann auf der andern Seite durch den bis auf die Mitte eingeschnittenen Cylinder herunter und bis zu dem Stift wieder herumzieht, letzteren einige Mal einwickelt, und die Falle aufstellt. Einer Lockspeise für die Mäuse bedarf es nicht. Die aufgestellte Falle wird einfach in das Mäuseloch hineingesteckt, horizontal, schräge oder senkrecht, wie die Mündung des Loches es eben erlaubt; die neugierige Maus schlüpft hinein, durchbeißt den Faden und ist getödtet. Die Fallen kosten nur 1 Sgr. 3 Pfg. pro Stück und müssen ja nach obiger Beschreibung von jedem Drechsler leicht hergestellt werden können.

Zum Leichenbegängniß Napoleons III.

Es war in der Nacht. Im fremden Land
Im öden Kirchlein am öderen Strand,
Da lag er, im Sarkophage gebahrt,
Zu ruh'n von des Lebens unruhiger Fahrt.

Da regt es sich leis' in des Kirchleins Chor:
In langen Reihen wallet hervor
Und füllet die Halle mit eiligem Flug
Von Nebelgestalten ein endloser Zug.

Das sind die Todten! — Das ist die Schaar,
Die der finstere Cäsar von Jahr zu Jahr
Zu Tode gehetzt in Ost und West, —
Sie halten ihm heute das Willkommfest.

Das sind, die in der Decembernacht
Meineidig der Mörder niedergemacht,
Und die, gefesselt und eingeschifft,
Verwelkten auf Cayenne's glühender Trift.

Es kommen die Gefallenen dann
Von der Alma und vom Inkermann,
Von Sebastopel, vom Syrierland,
Die Todten vom Po und vom Tessinstrand.

Die Erschlagenen auch von Mexiko,
Von Vera-Cruz, von Queretaro;
Aus der Mitte, mit grinsendem Rachegelüst,
Ein todter Cäsar den andern grüßt.

Und dann, in unabsehlicher Zahl,
Die Todten vom Rhein bis zum fernen Canal,
Die Gefallenen von der Vogesen Rand,
Von der Mosel, der Maas und der Seine Strand.

Das sind die Todten! — In weiten Reih'n
Ergießen sie sich um den prunkenden Schrein;
Sie wallen und weben und wogen im Kreis,
Und es bebt und es weht und es flüstert so leis:

„Du stießest zu früh uns in's gähnende Grab,
Nun spülte dich selber die Welle hinab!
Du sandtest zu früh uns zum Schattenreich,
Nun bist du Todter den Todten gleich!“

Es war in der Nacht. Um den Sarkophag,
Darin ein geborener Cäsar lag,
Da tanzten die Todten aus Ost und aus West: —
Sie hielten dem Todten das Willkommfest.

(Frankf. Latern.)

Logogryph.

Es schwebt als duftiges Geranke
Um einen Thron, wo der Gedanke
Gebieterisch sein Scepter schwingt.
Ein Zeichen vorgesetzt, so klingt
Es grüßend schon aus weiter Ferne
Daß man den Schöpfer preisen lerne.
Den Kopf vertauscht, und leise schwebt
Es mild auf Alles, was da lebt
Und hüllt so Wald, als Flur und Hain
In seine weichen Decken ein.

Auflösung des Räthsels in No. 8:

Ehepaar.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 11. Speyer, Samstag, den 25. Januar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Einer kleinen Weile hat es immerhin bedurft, um ihr zur Herrschaft über ihre Gefühle und Bewegungen zu verhelfen. Kaum hatte sie nun ihre Fassung zurückgenommen, als sie sich stolz aufrichtete, um ihr Antlitz wieder, dießmal ohne Lächeln und mit dem Ausdrucke strenger Entschlossenheit, nach den Schützen zu kehren. Da ihr Auge dabei die Gestalt des jungen Edelmanns streifte, blieb es einen Augenblick an derselben hängen, wendete sich darauf aber nach einer Schützengruppe, die sich der Dinge harrend in der Nähe zusammengefunden hatten. „Dort sehe ich Straßburger," wendete sie sich jetzt an den Sprecher des Tages. „Wohlan, lieber Vetter, tretet vor und ruft ihre Fahne auf!"

Der Mann kehrte sich verblüfft nach seinem schönen Bäschen um und sah erstaunt und fragend zu ihr auf. Aber sie winkte zur Eile und wiederholte etwas ungeduldig: „Ruft die Straßburger Fahne auf! Hört Ihr!"

So überraschend der Auftrag ihm kam, dessen er sich nun alsbald entledigte, ward er auch von den Straßburgern und den in ihrer Erwartung getäuschten Schlettstädtern aufgenommen. Mochte der Aufrufende auch den geheimen Beweggrund zu dieser Aenderung des Planes ahnen, so hütete er sich doch wohl, bei dem Erstaunen Aller irgend wie zu thun, als sei der Fall anders vorgesehen gewesen. Die Schlettstädter jedoch wichen betreten, ja fast bestürzt zurück, um den vortretenden Straßburgern Raum zu lassen. Diese erschienen, so viel ihrer eben anwesend waren, und verneigten sich vor den Jungfrauen, welche noch immer in stummen Fragen und Vermuthungen einander verwundert ansahen. Denn jede hatte darum gewußt, daß das Kränzlein den Schlettstädtern bestimmt gewesen und das Haupt des jungen Hermann Schwarz schmücken sollte, der in diesen Festtagen am Schießstande und Abends beim Tanz, bei Aufzügen und Spielen Allen vorangeglänzt hatte, wie dereinst in schlimmerer Zeit allweg vor dem Feind. So Manche gedachte seiner wachend und träumend, und gerade Gertraud Störlin hatte am entschiedensten die Partei der Schlettstädter — und doch wohl nur seinetwegen — genommen, als auch unter andern die Straßburger für das Kränzlein in Vorschlag gebracht worden waren. Im Uebrigen hatte sie unbedingte Vollmacht, und wenn nun plötzlich ihre Meinung zu Gunsten der Straßburger umgeschlagen war, konnte eigentlich Niemand etwas dagegen einwenden. Immerhin war ein Mißton in diesen Theil der Festfreude gebracht. So war auch die Rede, welche den zwischen Colmar und Schlettstadt bestehenden Verhältnissen entsprach, mit all den feinen und gewählten Worten umsonst erdacht und gesetzt. Der Sprecher mußte die Straßburger völlig unvorbereitet anreden und sagte zwar viel Schönes von der großen und mächtigen Stadt, dem Schlüssel des Reichs und Haupt des Elsasses, von alter Freundschaft und Bundestreue, und wie Straßburg in Kunst und Wehr hochstehe, gleich wie sein Münsterthurm zuhöchst gen Himmel rage, aber es kam ihm etwas schwer von der Zunge und kalter Schweiß trat ihm dabei auf die Stirne. Als er jedoch geendet hatte, trat die schöne Gertraud mit dem Kästchen vor und sprach mit vernehmlicher Stimme zu einem der Straßburger: „Nehmt freundlich an, Wilhelm Herter, was wir Euch hiermit bieten, und setzt das Kränzlein auf, Eurer Stadt zur Ehr' vor Allen. Tragt es uns zur Freude, Euch zum Ruhm, und nehmt es mit heim als Zeichen, daß wir Jungfrauen von Colmar alter Freundschaft unserer Städte eingedenk seien und hiermit den Schwestern von Straßburg fröhlichen Gruß entbieten!"

Wilhelm Herter nahm das Kränzlein und sprach, ehe er sich dasselbe auf die Locken drückte: „Was uns von unsern lieben und günstigen Brüdern und Bundesgenossen in dieser werthen Stadt Colmar an Freundschaft und Treue geboten worden, haben wir hingenommen, in Dank zwar, aber schlecht und gerecht, ohne viel Wesens mit Worten. Wenn uns heute aber die holden Jungfrauen den Kranz bieten, so sind wir nicht gewiß, ob er verdient sei. Denn Andere haben mit der Rüstung vor dem Vogel und dem Cirkelblatt Besseres geleistet, vorab unsere werthen Brüder von Schlettstadt. Wir nehmen also das Kränzlein als Gunst, nicht als Gebühr, aber in Freuden dennoch, und verwelken soll es so wenig, als unsere brüderliche Lieb' und Treu'."

Hierauf übergab eine edle Jungfrau der Stadt die Fahne und reichte dem nächsten von den Straßburgern die Hand. Pfeifer, Geiger und Pauken fielen

ein, — sittiglich und verschämt drängten sich die Jungfrauen zu, um den Straßburgern den Ehrentanz zu bieten und auch andere Schützen in den Reigen zu ziehen. Gertraud Störlin aber war auf den jungen Edelmann zugeschritten, und dieser hatte mit ritterlichem Anstand ihre Hand gefaßt, um mit der schönen Zunftmeisterstochter in den feierlichen Tanz einzutreten, der sich der Musik nach über den Festplatz bewegte. Bald leuchteten im Zwiegespräch mit dem edeln jungen Herrn ihre Augen wieder, und in freudigem Stolze reckte sie das schöne Haupt empor, als der Zug durch die Reihen der Küfer von Schlettstadt und Colmar kam, wo Aller Augen sich verwundert nach ihr und ihrem Tänzer erhoben und die Einziehenden mit Jubelruf empfangen wurden. Denn mit der Wiederkunft der Jungfrauen nahte der Augenblick, wo die Festtage endlich in dem Küfersprung ihre Krönung finden sollten. Das Volk umwogte jetzt die Stelle in dichten Massen und sprengte fast die Schranken, um die besten Schauplätze zu erkämpfen. Schon schmetterten die Trompeten über das Ried, um die zerstreuten Küfergesellen, welche nun ihre Kunst zeigen sollten, zu sammeln. Da durfte sich des reichen Zunftmeisterstochter schmeicheln, daß sie und ihr Ritter das Ziel aller Blicke der harrenden Gesellen geworden war. Denn nicht bloß der kühne Wenzel hielt aus der Mitte seiner Kameraden von Colmar das Antlitz nur immer nach der schönen und stolzen Tochter des Meisters Störlin gewendet, sondern auch Hermann Schwarz war zugeeilt und sah nun aus der Gruppe der Schlettstädter Gesellen herüber.

Aber auch aus der Masse des Volkes selbst sah man nach der schönen Gertraud und ihrem vornehmen Ritter. Unter Andern hielt auch ein dunkelgekleideter Mann mit klugem Gesichte in der Menge und beobachtete das Paar mit unverwandtem Auge. Er ward nicht müde hinzusehen, wo der junge Edelmann in heiterm Zwiegespräch sich zu der schönen Bürgerstochter neigte, endlich aber einmal aufblickte und scharf herüberschauend das kluge Gesicht des Dunkelgekleideten gewahr zu werden schien. Denn alsbald kehrte er sich der holden Gertraud zu, flüsterte etwas, führte sie an ihren Ehrensitz und verlor sich in der Menge.

Der Dunkelgekleidete war, wie sich die Leute gegenseitig sagten, der kluge Stadtschreiber von Ammersweiher. Er hatte ebenfalls seinen Platz verlassen und traf vor den Buden, welche jetzt großentheils verlassen waren, mit Junker Fritz zusammen. „Nun, edler Herr," fragte er mit forschendem Blick, „wie habt Ihr Euch unterdeß vergnügt?"

„Trefflich!" war die unbefangene Antwort. „Ich weiß Euch großen Dank darum, daß Ihr mich hierher gebracht, mein günstiger Freund, und gelobe Euch, wenn ich einmal ein Weiblein nehme, soll es eins aus den freien Städten sein!"

„Gnädiger Herr, gelobet nicht zu viel!" mahnte etwas bedenklich der Stadtschreiber von Ammersweiher. „Wiederholet nicht vor Andern, was Ihr mir jetzt in der Lust dieser Stunde sagt. Man würde sonst Euch einmal zur ungelegenen Zeit daran erinnern können."

„Ich weiß, was ich sprach, und werde es wohl noch öfter sagen!" entgegnete der Junker Fritz. „Aber sagt an, lieber Mann, wie steht es um meinen Bolzen? Ist schon eine Kundgabe erfolgt?"

„Noch nicht. Eine Fahne steht noch im Schuß. Aber es verlautet unter guten Freunden, ein hoher Herr habe den Nagel getroffen. Tröstet Euch indeß, — Ihr habt heute schon manchen Zweckschuß gethan. Die Männer sind Euch gewogen, und die Frauen —"

„Wohlan, Johannes Geiler", unterbrach Junker Fritz hier den Stadtschreiber mitten im Satz. „Ich bin um Gunst von Männern hierher gekommen, und Ihr wollt mich mit solchen zusammenführen. Wessen hat sich Pfalz von diesen zu versehen, wenn einmal des Reiches Noth ernstlich gebrochen und der Landschaft Friede vor den kleinen Herrn geschaffen werden soll? Ich kann es ebenso wohl und besser aus Eurem Munde jetzt, als nachher aus fremdem erfahren. Ihr seid ein landes- und leutekundiger Mann, dessen Klugheit ich vertraue. Ich muß zuvor wissen, auf welchem Boden ich stehe. Also, mein günstiger Freund, sagt an: wer sind die Männer und wessen habe ich mich von ihrer Gewogenheit zu versehen?"

„Kurz und rund? Gnädiger Herr?"

„Kurz und rund! Mein Vertrauen heischt Eure Aufrichtigkeit."

„Nun denn, die Männer sitzen im Rathe unserer Städte, auch zu Straßburg und Basel, — wohlgesinnte aber fürsichtige Leute. Viel mehr als Vertröstungen werdet Ihr für's Erste nicht davontragen."

„Gleichviel! Für den Anfang genug", meinte Junker Fritz. „Auch ich werde meine Worte wägen und mit Reden sparsam sein. Wir gedenken uns eben auch nicht voreilig Genossen an den Arm zu binden. Es gilt heute, die Leute kennen zu lernen. — Man wird überlegen wollen, Bedenkzeit ausbitten. Gut, wenn die Saat einstweilen nur ihren Ort findet, wo sie mit der Zeit keimen kann. Sei's denn!"

„Und dann, gnädiger Herr", fing der Stadtschreiber wieder an, „die Zeit ist kurz bemessen, die Männer wollen zumeist vor Nacht wieder daheim sein und den Küfersprung noch ansehen, denn seinetwegen sind sie gekommen. Habt demnach die Güte, sie nicht zu viel zu befragen und zu bedeuten."

Junker Fritz lachte.

„Weiß Gott, Ihr seid ein kluger Mann, Johannes Geiler und habt Alles vorbedacht!" sagte er. „Seid jedoch unbesorgt. Ich werde mich kurz halten, denn auch ich will das Laufen der Gesellen nicht ganz versäumen und hoffe den Hermann Schwarz von Schlettstadt noch zu treffen, der nicht zu ahnen scheint, wie die Jungfräulein nach ihm seufzen. Auch gedenke ich heute noch die Stadt zu verlassen, wenn es anders Zeit ist, noch nach Ruffach hinweg zu reiten zu unserm frommen und weisen Busnang. Hört nur, vom Festplatze her schmettern die Trompeten. Also führt mich jetzt geschwind zu Euern Freunden."

(Fortsetzung folgt.)

Hygienische Bemerkungen zur Diphtherie.

Dr. med. Ludwig Letzerich in Braunfels, der nach eigener Angabe bereits viermal an der Diphtherie erkrankt war, bringt in seiner Monographie*) über diese namentlich die Kinderwelt am Liebsten heimsuchende Krankheit zum Schluß einige hygienische Bemerkungen, die für den Arzt wie für den Laien sicherlich von manchem Interesse seyn könnten und deßhalb angeführt werden sollen. Wie der Verfasser Eingangs seiner Abhandlung bereits angegeben, ist das Contagium der Diphtherie ein pflanzlicher Parasit, durch dessen Sporen die Krankheit sowohl in dem Orte des ersten Auftretens als auch von da, den Verkehrswegen folgend, in andern Orten sich epidemisch verbreitet. Die Zeit des epidemischen Auftretens fällt in den Herbst und Anfang des Winters, sowie in das Frühjahr und den Anfang des Sommers. Aber auch in nassen Sommern und in nassen verhältnißmäßig warmen Wintern tritt die Diphtherie epidemisch auf. In den genannten Jahreszeiten findet bei den niederen Kryptogamen bis zu den Laubmoosen hinauf die Befruchtung, Fructification und Keimung, kurz eine enorm gesteigerte Entwickelung statt. Da wir das Contagium kennen und mit der Natur desselben vertraut sind, ist es nicht unmöglich, einen mehr oder weniger großen Theil dieses Contagiums zu zerstören. *Eine vollständige Zerstörung* ist nicht möglich, dazu sind *wir Menschen* mit all unsern Mitteln der Natur gegenüber viel zu schwach, wir können aber die Entwickelung und Weiterverbreitung der Krankheit beschränken. Der von den Kranken expectorirte oder durch Räuspern entfernte Schleim enthält das Contagium, und dasselbe haftet mit dem Schleim verbunden an der Leib- und Bettwäsche, sowie an dem Fußboden. So lange die Schleimmassen feucht sind, kann eine Ansteckung und eine Verschleppung der Krankheit nicht leicht vorkommen, dazu gehört vielmehr eine Zerstäubung der Massen im trockenen Zustande. Man soll stets darauf dringen, daß die Leib- und Bettwäsche und die von Schleim- und Exsudattheilen im hohen Grade beschmutzten Taschentücher den Kranken nicht zu der Wäsche gelegt und aufbewahrt, sondern daß diese Gegenstände, so lange sie noch feucht sind, in heißem Sodawasser gewaschen werden. Es gibt kein besseres, leichter und billiger zu beschaffendes Zerstörungsmittel der Pilze als starke Laugen im heißen Zustande. Es ist vom Verfasser oft beobachtet worden, daß trotz ärztlicher Warnung die beschmutzten Bekleidungsgegenstände und Taschentücher zu der Wäsche gelegt, nach Wochen bei dem Ordnen und Sortiren derselben eine Infection der damit beschäftigten älteren Mädchen und Frauen vorkam. In Familien, wo auf Reinlichkeit nicht viel gegeben wird oder wegen anderweitiger Beschäftigung der Frauen auf einen geregelten ordentlichen Haushalt nicht gehörige Sorge verwendet werden kann, ist es häufig der Fall, daß die Diphtherie nach dem seltenen gründlichen Reinigen der Fußböden, namentlich mit Besen, wieder auftritt. Wo die Diphtherie aufgetreten, läßt Verfasser, ist es ein Kind, dieses in ein besonderes, sind es mehrere Kinder, alle zusammen in ein größeres Bett legen. Die in Gebrauch genommenen Taschentücher oder beschmutzten Bekleidungsgegenstände werden täglich erneuert und die alten sofort in heißer Sodalösung gewaschen. Sind die Kinder geheilt, so erhalten sie ein warmes Bad, werden frisch angekleidet und aus dem Zimmer gebracht. Die Ueberzüge des Bettes werden durch frische ersetzt, der Fußboden mit heißer Sodalösung gehörig gereinigt und das Zimmer gut gelüftet. Hat das Bett an einer Wand gestanden, empfiehlt sich frisches Tünchen resp. Tapezieren. Auch die Bettstelle muß gehörig gereinigt werden, weil gerade an dieser in Folge des häufigen Räusperns zu dem Bette hinaus Schleim- und Exsudattheile so leicht haften bleiben. Es ist rathsam, die Fußteppiche aus den Zimmern, in welchen sich Diphtheriekranke befinden, zu entfernen. Zur Aufnahme der verbrauchten Gurgelwasser und der ausgehusteten Schleim- und Exsudattheile müssen Gefässe genommen werden, in welchem vor dem Weggießen des Inhalts eine Zerstörung der Pilze durch Eingießen von kochender Sodalösung vorgenommen werden kann. (N. K.)

*) Die Diphterie. Berlin. Hirschwald 1872.

Lord Lytton(-Bulwer) †.

Seinem älteren Bruder Henry ist am 18. Edward Bulwer-Lytton binnen weniger Jahresfrist in's Grab gefolgt, und so ist innerhalb des letzten Jahrzehends auch das große Dreigestirn der neuern Romandichter Englands Thackeray, Dickens, Bulwer, erloschen. Die beiden Brüder, Lord Dalling und Lord Lytton, allgemeiner bekannt unter ihren früheren Namen Sir Henry Bulwer und Sir Edward Bulwer-Lytton, haben in so weit eine ähnliche Laufbahn gehabt, als beide sich auf politischem und literarischem Felde bethätigt. Aber darin unterschieden sie sich, daß der Aeltere Politiker und Schriftsteller, der Jüngere Schriftsteller und Politiker war. Edward wurde im Jahr 1805 dem General Bulwer als dritter Sohn geboren. Er verlor früh seinen Vater, und die Mutter, eine sehr gebildete Frau von literarischen Neigungen, leitete die Erziehung des Knaben, in welchem sie zu ihrer großen Freude mit mütterlichem Stolze die Dichternatur erkannt hatte. Als Student der Universität Cambridge errang Bulwer den Poetenpreis durch ein Gedicht zum Lobe der Bildhauerkunst; doch hatte er schon als 15jähriger Jüngling zuerst den Wonnerausch genossen, sich gedruckt zu sehen. Diese Erstlingsfrucht war eine orientalische Erzählung, Ismael. Die Anregung, welche der junge Mann in seinen Studiengenossen, in den aristokratischen Kreisen, die ihnen alle geöffnet waren, in längeren Wanderungen über die heimischen Inseln und durch den europäischen Continent fand, ließen eben sein Talent früh zur Entwicklung kommen. Nachdem er mehrere größere Gedichte veröffentlicht, erschien im Jahre 1827 das erste Werk, mit welchem er einen durchschlagenden Erfolg erzielen sollte. Es war „Pelham, oder die Abenteuer eines Gentleman“ In rascher Folge erschienen nun der Verstoßene, Devereux, Paul Clifford, und im Jahr 1832 begann sein Eugen Aram die Nerven der romanlesenden Welt zu peinigen. Wir sagen, er begann zu peinigen, denn aufgehört hat er nicht, und alle heranwachsenden Generationen haben seitdem sich durch die Geschichte von dem starkgeistigen Verbrecher mit mitleidsvollem Schauder erfüllen lassen. Unter Bulwer's späteren Werken haben eine gleiche oder ähnliche Popularität nur Nacht und Morgen und die letzten Tage von Pompeji errungen; doch fanden auch Ernst Maltravers, Zanoni, Rienzi und der Letzte der Barone, ein dankbares Publicum in England und in Deutschland. Bulwer's Romane beweisen ein sehr bedeutendes Erzählungstalent, große Menschen- und

Gesellschaftskenntniß, eine nie versagende Gewandtheit der Sprache. Von seinen geschichtlichen Studien zeugt als wissenschaftliches Werk sein „Athen", welches jedoch Fragment geblieben. Wir Deutsche müssen noch besonders erwähnen, daß Bulwer durch eine vielgelesene Uebersetzung der Gedichte Schiller's das Verständniß unseres großen Dichters in England gefördert hat. Was die politische Laufbahn des Dichters betrifft, trat er 1831 ins Unterhaus, als ein eifriges Mitglied der Whigpartei. Allmälich entfremdete er sich von dem Liberalismus, und nachdem er 1852 durch ein offenes „Sendschreiben an Herrn John Bull" seine Bekehrung angekündigt, trat er als Mitglied für Hersfhire zur conservativen Partei über. 1858 und 59 war er Colonialminister, und 1866 wurde er ins Oberhaus berufen. Des Verstorbenen Ehe war unglücklich; von seiner Gattin — es ist uns unbekannt, ob dieselbe noch lebt — ließ er sich scheiden. Lady Bulwer schrieb gleichfalls mehrere Romane, die aber mehr wegen der persönlichen Angriffe auf ihren Gemahl Aufsehen erregten, als durch irgend welchen inneren Werth.

Am See.

Auf dunklem See, in weiter Fern'
Schwankt einsam noch ein Kahn,
Darüber steht ein lichter Stern
Als zeigt' er ihm die Bahn.

Auf dunklem See der schwanke Kiel,
Mein Leben, das bist Du;
Der Stern darüber zeigt das Ziel
— Zeuch' ihm in Frieden zu!

Hermann Schmid.

Anagramm.

In des Sommers heißen Tagen
Wird in mir des Waldes Beere
Deines Mundes trock'ner Leere
Als Erquickung wohl behagen,
Ja erfrischend und erlabend
Harr' ich Dein in kühler Kammer,
Brachte Dir ein wilder Abend
Einen kleinen Katzenjammer;
Eber selbst und glatte Aale
Weißt Du zart in mich zu kleiden,
Schlauer Gourmand! Deinem Male,
Glanz und Wohlschmack zu bereiten.

Von den drei Vokalen streichen
Sollst Du einen nach Belieben,
Und die Zeichen gut verschieben
Dann erblickst Du mich in Teichen,
Und in schatt'gen Waldesbächen;
Läßt ein Menschenkind bethören;
Sich, mein nasses Heim zu stören,
Weiß ich blutig mich zu rächen,
Doch entführen kund'ge Hände
Mich dem stillen Elemente,
Wissen Sie mich gut zu pflegen,
Bring' ich Dir oft Heil und Segen,
Schmiegend mich an Brust und Wangen,
Wenn sie Angst und Gluth erfüllen; —
Doch ich stille Dein Verlangen,
Um mein eig'nes nur zu stillen.

** Die Auflösung der Preisaufgabe in Nr. 155 der Palatina von 1872.

Im Ganzen sind 61 Lösungen und Lösungsversuche eingelaufen. Die erste Aufgabe wurde richtig gelöst von 57, die beiden von 48 Herrn und Damen, bei der zweiten Aufgabe haben 9, dabei gute Räthsel-Löser, auf Windmühle, 1 auf Baßgeige gerathen.

Die Auflösung lautet:

I.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
L	e	i	d	e	n	s	c	h	a	f	t.

Leidenschaft
Leiden schafft,
Feine Sitte leidet,
Neid entstellt die scheele
Tadelhafte Seele,
Nistet feindlich in den alten
Schlechten Seelenfalten.

II.

Er = Wind ⎫
Sie = Fahne ⎭ Windfahne

Von poetischen Auflösungen ist nur folgende eingelauf

I.

Wo Leidenschaft das Herz regiert
Da schafft sie sicher Leiden;
Von Edelsinn bleibt ungerührt
Ein Herz, das nur den Neid verspürt.
Und dieser Feind, der scheele
Verwüstet manche Seele,
Denn nistet er in Seelenfalten,
Muß mehr und mehr das Herz erkalten.

II.

Zur Ehre unserer Officiösen
Möcht' launig ich das Zweite lösen:
Woher, wohin der Wind stets weht,
Am besten der Officiöse versteht.
Er zieht nur an die bied're Larve,
Und dient dem Reichswind treu als — Harfe.

H. v. Z

Die Namen der Löser und Löserinnen sind:

1. Fräulein A. M. in Speyer; 2. Hr. G. H. Sch Mutterstadt; 3. Fräulein Magdalena Streiter in Sper 4. Fräulein A. F—n. in Speyer; 5. Hr. Karl Nolze Dürkheim; 6. Hr. Franz Hacker in Winnweiler; 7. „ Hilfe von Caffee und Champagner errathen in Kl."; 8. Fr lein Louise Martini in Dürkheim; 9. Hr. Albert Ferne Edenkoben; 10. Hr. H. H. in K.; 11. Hr. Einnehmer Ka in Marnheim; 12. Hr. Otto Becker, Realgymnasiast Speyer; 13. Hr. W. Heiter, Lehrer in Rheinzabern; 14. Lehrer Feth in Neupfotz; 15. Hr. Pfarrer Reddert Oberotterbach; 16. Fräulein Elise Kremp in Lohnsfeld; Hr. Stadtschreiber Fischer in Frankenthal; 18. Hr. Jaco in Schifferstadt; 19. Hr. Lehrer Roth in Frankenthal; Hr. Wilhelm Molitor in Lambsheim; 21. Hr. C. Hä Oberclässer in Speyer; 22. Hr. Emmet, Alumnus in Spe 23. H. v. M. in München; 24. Hr. Eisenbügler in Lin feld; 25. Hr. Karl Schönung, Lehrer in Hördt; 26. Dausch, Lehrer in Sondernheim; 27. Hr. G. in Gern heim; 28. Hr. Johann, Pfarrer in Rockenhausen; 29. P. Eymann in Quirnheim; 30. Hr. E. Ch. in Germersh 31. Hr. Lehrer Medes in Stein; 32. Hr. G. Müller, in Alsterweiler; 33. Hr. A. Keiler in Oberhochstadt; 34. C. Perron in Frankenthal; 35. Fräulein A. Sch. in 36. Fräulein Anna Brockschläger in Schönau; 37. Hr. W. in M.; 38. Hr. Lehrer Imetsberger in Kaiserslaut 39. Hr. Lehrer Serr in Pirmasens; 40. Hr. F. Wo Maikammer; 41. Hr. J. Schwind, Lyceist in Speyer; 42 Stud. phil. Gustav Riester in München; 43. Hr. L. Ge in Speyer; 44. Hr. Joseph Schwein in Rheinzabern; 45. Johanna Ball in Lemberg; 46. Fräulein M. B. v. H... 47. Hr. Pfarrer Herfel in Dahn; 48. Hr. A. Wörn Mutterstadt.

Bei der Verloosung gewann „Schiller's We Nr. 45, d. h. Fräulein Louise Ball in Lemberg; auße geben wir noch 2 Preise: Uhland's Gedichte Göthe's Faust; jene fielen Fräulein Magdalena St in Speyer und Göthe's Faust fiel Hr. Dausch, Lehre Sondernheim zu. Schiller's Werke können wir erst bis tag versenden, da der Buchhändler augenblicklich kein Exe vorräthig hat.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 14. Speyer, Samstag, den 1. Februar 1873.

Nach dem Russischen des Lermontow.

Ich geh hinaus, allein, Durch Nebelflimmern
Seh' ich den weißen Steinweg vor mir schimmern.
Die Nacht ist still; die Haide lauscht dem Herrn;
Zu seinen Sternenbrüdern spricht der Stern.

Die Erde schlummert feierlich, umwoben
Vom Wunderglanz der blauen Himmel droben. —
Warum ist mir so schwer, so weh' um's Herz?
Hoff ich denn noch? Macht mir Vergang'nes Schmerz?

Nicht das Geringste hoff' ich mehr vom Leben.
Auch nicht bereu' ich mein vergang'nes Streben, —
Nur Ruhe, Ruhe such' ich noch hienieden,
Ich möcht' vergessen, möchte ruh'n in Frieden.

Doch statt in kalter Gruft für alle Zeiten,
Möcht' also ich durchruh'n die Ewigkeiten:
Daß Lebenskraft durch meinen Busen bebt
Und leise athmend meine Brust sich hebt.

Daß täglich, nächtlich meinem Ohr erklingen
Gar süße Weisen, die von Liebe singen,
Daß über mich mit ewig grünen Zweigen,
Sich dunkle Eichen rauschend niederneigen.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Die Röthe im Angesichte des jungen Gesellen hatte sich bereits verlaufen, und seine Wange eine merkliche Bläße angenommen, als die schöne Gertraud in tändelnder Weise auf seine errungenen Erfolge überging und ihm viel Freundliches über dieselben zu sagen wußte, was er indeß Alles mit großer Fassung hinzunehmen und zu erwidern vermochte. Sie schien auch seines weitern Siegs im Preislauf sicher zu sein. Und als sie sich endlich zurückzog, suchte sie ihren Sitz wieder mit dem stolzen Gefühl auf, den Helden des Tages erheitert und beglückt zu haben, von all' ihren Genossinnen aber um diese Unterredung und ihre eigene Haltung dabei beneidet worden zu sein.

In der Nähe der Bänke, auf welchen die Handwerksmeister und Zunftverwandten Platz gefunden hatten und die vornehmsten Jungfrauen der Stadt saßen, hielten indeß im übrigen Zuschauerraum außerhalb der Schranken, hoch zu Roß, die Standesgenossen Walthers von Dahn. Er selbst war noch nicht zu ihnen gestoßen, vielleicht vermißten sie ihn für diesen Augenblick auch nicht, dagegen hatten sich noch andere Edelleute aus der Umgegend zu ihnen gesellt. Die Jüngern ergötzten sich an dem Augenblicke des reichen Kranzes holdseliger Bürgerstöchter, vornehmlich auch an der schönen Tochter des reichen Zunftmeisters Störlin und ihrem stolzen Gebahren. Kam einmal Junker Michael Würmlein in Sicht, während er sich da umher trieb, um einen freundlichen Blick oder Wink von den neckischen Jungfrauen zu erhaschen, so hatte er ein Kreuzfeuer spöttischer Fragen zu bestehen, während sich sein eigener gelber Schnabel wieder an den täppischen Landjunkern rieb, die ihn zum Besten haben wollten. Die älteren Edelleute unterhielten sich dagegen mit lebhaftem Eifer über die Entwickelung von Kraft und Gewandtheit in den bereits stattgehabten Spielen der Küfergesellen.

„Also Ihr beharrt darauf, Herr von Rathsamhausen, daß dieser Wenzel, wie Ihr ihn nennt, im Preislauf den Colmarern zum Sieg verhelfen werde?“ So fragte Heinz Grefe, der Bastard von Lützelstein, mit dem Ausdrucke des Zweifels auf dem Gesichte, von seinem Pferde herab einen der adeligen Reiter in der Gruppe.

„Ich beharre darauf,“ war die Antwort.

„Und was gibt Euch diese Ueberzeugung?“ fragte Heinz Grefe weiter, indem er seine rothe Nase rümpfte.

„Ich darf nur auf Beide Acht haben,“ erwiderte der von Rathsamhausen. „Dieser Schlettstädter hat seine Kraft zu früh und rasch verbraucht. Schon erschöpft, sieht er eben nicht sonderlich siegesgewiß drein. Habt Ihr nicht bemerkt, wie oft er ängstlichen Blicks die Bahn ausmißt? Allerdings ist der Weg weit, der Hindernisse sind viele und Gräben und Pfähle mitten im Lauf zu überspringen. Da thut's bloße Behendigkeit und Fertigkeit nicht mehr.“

„Nein, nein, da kommt's auf Kraft an!“ warf Junker Würmlein, der eben wieder hinzugetreten war zum Ergötzen der andern mit einem Ausrecken des Armes dazwischen.

Heinz Grefe, der lahme Bastard von Lützelstein, lachte ihm unverhohlen in's Gesicht und kehrte sich dann zu dem von Rathsamhausen, indem er sagte: „Um da mitzuthun und auszuhalten, müßte man allerdings Junker Würmlein oder solch' ein derber Küfergelle sein!“

„Und auf gesunden Beinen stehen,“ bemerkte Junker Würmlein anzüglich, jedoch nicht eben allzu

laut, während er sich auf seinen dünnen Beinchen wiegte.

„Betrachtet mir dagegen den Wenzel," fuhr der von Rathsamhausen fort. „Der sticht zwar dem thörichten Weibsvolke nicht so in die Augen, aber da ist derbe, nachhaltige Kraft in den Knochen! Der wird ausdauern, das schwör' ich Euch. Seht nur, wie er mit finsterm Trotz jetzt den Kopf vorhängt, als wolle er sagen: Jetzt kriege ich Dich hinunter, junger Laffe!"

„Mir will eher bedünken, er gebe das Spiel schon verloren," entgegnete Heinz Grefe.

„Dann lernt besser auf der Leute Stirne lesen," warf der von Rathsamhausen hin.

„Ich habe allerdings all' mein Leben lang weniger Zeit an Lesen und Schreiben verwandt, als vielleicht Ihr," hob Heinz Grefe spöttisch an. „Doch hab' ich ja meine fünf Sinne."

„Und ein lahmes Bein," setzte wieder halblaut Junker Würmlein hinzu, indem er sich mit der flachen Hand auf die magern Schenkel schlug. Der von Rathsamhausen jedoch entgegnete: „Mögt Ihr so viel Sinne haben, als Ihr wollt, — glaubt es mir, der Obergeselle des Meisters Störlin gewinnt im Preislauf. Ich kenne den Burschen wohl und sah in schon laufen."

„Meinethalben! Ich möchte eben nicht auf ihn wetten!"

„Wollt Ihr denn überhaupt wetten?" fragte der von Rathsamhausen mit einem zweifelhaften Seitenblick. „Wollt Ihr etwa auf den Andern wetten? Ich meinestheils gehe jede Wette darauf ein, daß dieser Schlettstädter Reifenmörder im Preislauf unterliegt. Mag er zehnmal gegen die armen Gecken angelaufen sein — es wird nicht gar viel auf sich gehabt haben — — ich wette was man will: er verliert."

„Das heißt zuversichtlich gesprochen nach Allem, was wir bereits mit angesehen haben," bemerkte jetzt der von Hattstadt. „Ich gönne den Schlettstädtern eben auch nicht viel Gutes, — aber das Glück ist heut' für diesen und wird es bleiben. Seht nur, wie das Bürgervolk dick thut! Wie die thörichten Handwerkerdirnen sich zieren und blähen, um sich den ungeschlachten Tanzbären zum Weinsegen zu empfehlen! Und fast Alles bemüht sich um diesen Schlettstädter Faßbindergesellen, mit dessen Vater ich noch eine Rechnung auszugleichen habe! Selbst das eitle Töchterlein des aufgeblasenen Zunftmeisters hat nur noch Augen für diesen und keine mehr für ihres Vaters Obergesellen."

„Frauengunst, Aprilenwetter," äußerte jetzt Rathsamhausen gleichgültig. „Uebrigens, was kann uns das kümmern! Ob ein Köter oder dieser Wenzel laufen soll, ist mir gleich."

„Ihr wollt also nicht mehr wetten?" fragte jetzt, aus einer nachdenklichen Haltung sich aufrichtend der Bastard von Lützelstein.

„Ich will, wenn es sich verlohnt." „Nun, ich wette, um was Ihr wollt, der von Schlettstadt gewinnt!"

„Was gilt's, er verliert?" rief Rathsamhausen lebhaft, lenkte jedoch alsbald wieder ein und fragte langsam, mit einem lauernden und fast vertraulichen Spottblick: „Ich meine, was würdest Du denn setzen, Heinz?"

„Fünfzig Goldgülden, wenn Du willst, gegen dreißig." — „Nichts da! Gleiches Spiel, wo ich wette. Sagst Du fünfzig, setz' ich fünfzig dagegen, nicht mehr, nicht weniger." „So schlag' ein, Rathsamhausen," sagte Heinz Grefe, indem er seine Hand hinstreckte. — „Gemach," erwiderte jedoch bedächtig der Edelmannn. „Das Pfand, Heinz, das Pfand? — „Wie?" fuhr jetzt der Andere mit finsterm Blick auf, indem ihm eine dunkle Röthe in's Gesicht stieg. „Ist Dir mein Wort nicht Pfand genug?" — „Euer Wort in Ehren, Heinz Grefe, aber ich wette nie auf Worte, sondern gegen Einlage und setze selbst baar ein. Diese Gewohnheit pfleg' ich, um vor wie nachher klar zusein." — „Wie Krämer und Schreiber," sagte der Bastard. „Eines Edelmannes Wort muß Euch genügen."

„Ja, Heinz Grefe, gegen Verschreibung oder Hattstadt's Bürgschaft. Ich setze baar!" war die Antwort des Junkers von Rathsamhausen, indem er einen schweren ledernen Beutel aus der Tasche zog. „Blick nicht so finster, Mann! Gegen baaren Einsatz gilt mir Dein Wort und Hattstadt's Bürgschaft, — das ist doch billig. Mögt Ihr dann zusehen, wie Ihr zu dem verlorenen Gelde kommt. Meinetwegen schlagt es dem Schlettstadter Faßbinder und den Seinigen an der Haut herunter!"

„Vorsicht," bemerkte jetzt der von Hattstadt, „Vorsicht ist zu allen Dingen nütze, denkt Rathsamhausen. Gut, ich leiste Bürgschaft." — „So ist die Wette angenommen?" — „Topp, es gilt!" rief Heinz Grefe. „Hier meine Hand! Leg' auch Deine darauf, Hattstadt!" — „Der Henker hole die Umständlichkeit!" brummte der Bastard, die Brauen runzelnd. „Nicht doch. So ist's jetzt in bester Ordnung," sprach der von Rathsamhausen gelassen. „Die Herren da sind Zeugen." — „Das sind wir," bestätigte Junker Michael Würmlein, der noch immer sich zu Fuße bei den Reitern umhertrieb. „Auch ich möchte auf den Wenzel wetten, wie Ihr, edler Herr von Rathsamhausen. Er gewinnt dießmal sicher." — „Der glaubt selbst viel weniger daran, als Ihr," meinte der von Hattstadt. „Seht nur, wie trüb und verdrossen er dorten steht."

„Ja, er grämt sich ob der blonden Gertraud, die ihm heute noch keinen freundlichen Blick geschenkt hat. Vielleicht ein Sporn mehr für ihn, den Preis zu gewinnen!" sagte Würmlein. „Und ich wette, er gewinnt." „Ihr, Würmlein, wagt fünfzig Goldgülden daran?" — „Ich wette nie um Geld. Aber ich setze ein gesattelt Roß daran," sprach Würmlein mit Stolz und Gewicht, sich auf seinen Beinchen schaukelnd.

„Ihr meint wohl das Roß, das Ihr eben reitet?" fragte spottend der Sohn des älteren Bastards.

„Mancher sitzt hoch zu Roß und gehört nicht sein," gab jetzt Würmlein zur Antwort, und ein Anderer geht zu Fuß, wo es sich fügt, der reiten könnte. Zuweilen nimmt man sich zu Fuß besser aus,

und ich halte dafür, daß solches Manchem zweckdienlich wäre. — In meines Oheims Stall stehen Rosse genug, und — was Euch vielleicht merkwürdig dünkt, Junker! — sie sind Alle bezahlt." — „Junker Würmlein ist spitz," bemerkte der von Rathsamhausen mit einem unterdrückten Lächeln. „Mag er jedoch die Schärfe seiner Zunge dahin kehren!" mahnte der von Hattstadt, indem er über den Schranken nach den Ehrensitzen und ihre Umgebung deutete. „Seht nur, wie sich das Handwerkervolk hoffärtig geberdet!"

Bald genug wendete sich denn auch die Spottlust der Junker gegen Meister und Meisterin, Jungfrau und Geselle, ohne daß sich Jemand um ihre spitzen Reden kümmerte. Der Bastard von Lützelstein rief aber einem der zunächst stehenden Küferjungen zu, dem jungen Schwarz von Schlettstadt in seinem Namen auszurichten: er möge sich ja gut halten, da fünfzig Goldgülden auf seinen Sieg gewettet seien. Mit Bedenklichkeit war Heinz Grefe die Wette eingegangen, da er das Geld eben nicht zum Verschleudern hatte. Ihm hatte das Unheil gebangt, und es war ihm gewesen, als würde das Wetten verhängnißvoll für ihn werden. Die höhnischen Anzüglichkeiten in Sprache und Miene des von Rathsamhausen hatte ihn jedoch dazu getrieben, die Wette anzunehmen, und nun sah er keineswegs froh gelaunt, sondern sichtlich verstimmt an den Lippen nagend, über seine rothe Nase hinweg in's Unbestimmte hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein hoher Beruf.

(Nach dem Englischen.)

Was ich erzählen werde, geschieht jetzt nicht mehr. Die Regierung hat es verboten, sie sagte: es sei gefährlich, und sie that ihm Einhalt. Vielleicht war es gefährlich, und vielleicht hatte die Regierung Recht, daß sie Dem Einhalt that. Aber ich sah das damals nicht gerne, denn es war mein Brod, es bedeutete für mich fünf Pfund Sterling wöchentlich, und als es verboten ward, war mein Gewerbe ruinirt. Ich sah damals nicht aus wie jetzt, denn ich bin dick geworden und nahe an fünfzig; aber vor fünfzehn oder zwanzig Jahren konnte ich, wenn ich in Tricots erschien, eine Gestalt und eine Musculatur zeigen, wie man sie nicht alle Tage sieht. Ich und mein Bruder, wir waren ein tüchtiges Paar — gerade von derselben Höhe und einander wunderbar ähnlich. Es war ein Hauptspaß uns zu sehen, und auch unsere Abbilder auf den Ankündigungen nahmen sich wundervoll aus; und unser Director meinte: es wäre purer Wahnsinn, uns als Benjamin und Thomas Hitchens anzukündigen; und so hießen wir denn auf den blauen Placaten in allen Theilen Londons »Les fères Provenceaux«; und die Leute kamen von allen Seiten, um uns zu sehen.

Wir waren in den „Royal Conduit Gardens" engagirt und arbeiteten auf dem Trapez. Es mag wohl Leute genug geben, welche sagen werden, daß das schon lange vorher bekannt war; aber man braucht es ihnen nicht zu glauben. Ich bin der Mann, der das Trapez erfunden hat — das heißt, ich that es als kleiner Junge auf der Schaukel in unserem Hintergarten, die wir uns unter einem alten Apfelbaume von den Wäschstricken unserer Mutter gemacht hatten und benützten, bis sie in Stücke ging und Tom so schwer hinabfallen ließ, daß er sich eine Schulter ausrenkte. An der Schaukel war es, wo ich experimentirend, bald an einer Hand, bald an zwei Händen, oder auch an den Beinen hängend, den Kopf nach abwärts, den Grund legte zu all' jenen wundervollen Leistungen auf dem Trapez, die, wie wir auf unseren Ankündigungen sagten, „die Zuschauer in jedem Nerv und jeder Fiber ihres Wesens mit Schauer erfüllten." Tom wurde sehr mürrisch, nachdem er sich die Schulter ausgerenkt, und er wollte keine Künste mehr versuchen, bis er darauf eifersüchtig wurde, mich darin so gewandt zu sehen; er war ein seltsamer Bursche, dieser Tom, und er konnte es niemals ertragen, mich ihm in irgend etwas vorauszusehen. Er medicinirte sogar mit mir, als ich einmal krank war. Und so ging er dran, wenn ich nicht dabei war, und arbeitete an der Schaukel so eifrig, bis er den Strick verkürzte und ganz geschickt an einem Fuße hing. Ich hatte nichts gewußt davon, er war so geheimnißvoll, so daß ich eines Tages, nachdem ich allerlei Kunststücke ausgeführt, sehr überrascht war, ihn sagen zu hören: „Geh' herab, das kann ich auch." Und nun that er Alles, was ich zuvor gethan hatte, und auch ein gutes Theil mehr, bis er damit endete, an Einem Bein zu hängen, als, krach! der Strick zerriß, und der arme Tom mit einem schrecklichen Wurf auf Kopf und Schulter hinabstürzte. Er erhob sich und stürzte wie ein Tiger auf mich, weil ich lachte — ich versichere aber, daß ich damals gar nicht anders konnte! — nun, und dann gab es einen ganz regelrechten Kampf zwischen uns, der nicht früher endete, bis unsere Mary einen Kleiderhälter auf uns herabwarf und dann Tom mit der großen Heugabel unter dem Kinn erfaßte und ihn an eine Mauer drückte, bis er versprach, daß er nie wieder mit mir kämpfen wolle. Freilich hielt Tom sein Versprechen nicht, denn er war ein sehr rauflustiger Junge und wir hatten noch manchen Strauß miteinander. Aber wehe jedem andern Knaben, der mich berührte! Es that nichts wie groß er war, Tom ergriff immer meine Partei und drosch Jeden durch.

Nachdem wir Allerlei an dem Schaukelstricke versucht, tummelten wir uns auch auf ebenem Boden umher, verflochten uns Beide in Knoten, gingen auf unsern Händen, und niemals werde ich den Tag vergessen, an dem mir der erste Burzelbaum in der Luft gelang, ohne daß ich dabei den Boden mit den Händen berührte. Das war ein merkwürdiger Tag für mich; zuerst wegen des Stolzes, den ich fühlte, als ich auf das Feld rannte und mich einmal ums andere Mal in der Luft überschlug; und zweitens, weil Tom so eifersüchtig war, daß er es mir nachzuthun versuchte und dabei auf den Rücken fiel, so daß ihm dieser ganz steif wurde, und er sich eine Woche lang kaum bewegen konnte. Endlich, nachdem wir dies

Alles als Knaben und zu unserer eigenen Unterhaltung gethan, mußten wir es aufgeben, denn es kamen schlechte Zeiten zu Hause. Unser armer Vater, der nur ein Malergehilfe war, verfiel in eine Krankheit und starb; und die Mutter zog nach London, wo wir, nachdem wir Allerlei versucht, endlich hie und da bei Zimmer- und Decorationsmalern halfen, denn bei dem Vater zu Hause hatten wir ein wenig gelernt, den Pinsel zu führen. Trotzdem hatten wir sehr harte Zeiten, bis eines Tages eine Veränderung eintrat. Die „Royal Conduit Gardens" sollten restaurirt werden. Der neue Pächter hatte sie, sozusagen, in der elften Stunde übernommen und da er eine hohe Miethe zahlte, wünschte er natürlich, sie so bald als möglich zu eröffnen. Die Renovirung ging vor sich, und Jedermann, der einen Pinsel führen konnte, wurde aufgenommen, da damals aber auch mehrere andere Locale renovirt wurden, hatten wir Mangel an Malern.

Nun, wir gingen und waren eifrig bei der Arbeit, und malten Bäume und architektonische Stücke, und blauen Himmel mit goldenen Sternen, bis die Gärten eröffnet wurden, und der Director, der ein sehr höflicher Mann war, Tom und mir Billets für den Eröffnungstag gab. Das war eine hohe Freude für uns und wir waren in bester Laune, obgleich wir nur wenige Schillinge in der Tasche hatten. Wir sahen die theatralischen Vorstellungen, hörten Musik, betrachteten Dies und Das, und waren voller Freude, bis wir in den Circus kamen und die Vorstellungen der Familie Tantipalpiti schauten. Da standen wir einige Zeit und sahen die Leute auf ihren Händen gehen, sich gegenseitig in Knoten verbinden und einige ungeschickte Luftsprünge thun. Dann sah Tom auf mich und ich sah auf ihn, und wir gingen fort mit einander, lachend über das, was wir gesehen hatten. „Nun", sagte Tom endlich, indem er rasch anhielt und sich selbst einen schallenden Schlag auf eine Lende gab, „wenn ich das nicht Alles besser thue als irgend Einer von Denen, so will ich meine Stiefel aufessen." „Es war armselig; nicht wahr?" sagte ich.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hagenau, 28. Jan. Letzten Montag gelangte der Binder'sche Mord vor dem Straßburger Kriegsgericht zur Verhandlung. Durch das umfassende Geständniß, das die beiden jugendlichen Verbrecher in den Voruntersuchungen bereits abgelegt, ist das Dunkel, in das Anfangs die schreckliche That gehüllt war, gelichtet worden. Photograph Binder hatte in Niederbronn Geschäfte und kam mit dem letzten Eisenbahnzug nach 10 Uhr hierher zurück. In seiner Wohnung angekommen, trifft er daselbst seinen jüngeren Bruder, etwas über 16 Jahre alt, wie auch den 18jährigen Lehrburschen, welche ihn erwartet und während dessen Abwesenheit jedenfalls die Vorbereitungen zur Vergiftung des Bruders und Principals getroffen hatten. Binder läßt sich Bier und Wurst holen, was rasch zur Stelle ist. Nunmehr beginnt die jammervolle Katastrophe! Binder bemerkte nicht, daß sich in dem Glase, das man ihm mit Bier auffüllt, Etwas befindet, das nicht hineingehört. Er trinkt und wirft sofort einen Theil des Genossenen mit dem Bemerken aus, „Pfui Teufel, das schmeckt nach Apotheke!" Er läßt sich vom Lehrling ein frisches Glas holen; dieser geht, die Wirkung des Giftes beobachtend, zur Küche und hinterbringt dem Bruder, den wahrscheinlich die Angst hinausgetrieben, in schrecklich lakonischer Weise die bezeichnende Kunde: „Er liegt schon!" — Und wirklich hatte das angewandte Cyankalium so furchtbar rasch gewirkt, daß Binder gleich nach seinem letzten Befehle im Todeskampfe lag. Der entartete Bruder und sein Verbrechensgenosse setzten sich dann zum Male nieder und verzehrten den Rest der Speisen. Dann plünderten sie ihr Opfer, dem sie 75 Thaler halber das Gift beigebracht. Und nun hatten sie noch die letzte, grauenvolle Arbeit zu besorgen — das Beseitigen der Leiche. Die beiden Unmenschen schleppten den kräftigen Körper des jungen Mannes in das Nebenzimmer und lehnten ihn in halb aufrechter Stellung in einen daselbst befindlichen Wandschrank. Dies konnte zur Annahme berechtigen, daß Binder sich selbst das Leben genommen. Die Schrankthüre wurde alsdann verschlossen um mit dem Aushängeschilde, das vorn an der Straße zu hängen pflegte, verstellt. Die beiden Verbrecher begaben sich hierauf, nachdem sie alles Geld an sich gebracht und die Wohnung verschlossen hatten, in die hiesige Bahnhof-Restauration. Monate lang blieben sie verschollen, bis sie in Nancy aufgegriffen und späterhin nach Straßburg gebracht wurden.

Hosp wurde zum Tode Conrad Binder aber, seiner Jugend wegen, zu 12jähriger Gefängnißstrafe verurtheilt.

(Der Name der „Blaustrümpfe") In einem Buche „A Lady of the last Century" welches eine Characteristik der bekannten Elisabeth Montagu aus bisher ungedruckten Briefen gibt, veröffentlicht der Verfasser Dr. Doran einige Notizen über den Ursprung des Namens der Blaustrümpfe. Wir entnehmen den Auszügen des „Athenäum" darüber folgendes. Mrs. Montagu war die erste die in ihren Gesellschaften das Kartenspiel verbannte und die Conversation an die erste Stelle setzte — ein Vorgang in dem ihr die Damen Vesey und Ord nachfolgten. In diesen Gesellschaften zeigte sich zuweilen der würdige Hr. Benjamin Stillingfleet, der etwas wunderlich in seiner Kleidung war. Seine blauen oder richtiger grauen Strümpfe gaben dem Admiral Boscawen zu dem Witz Anlaß, diese Gesellschaften die Blue-Stocking Societies zu nennen, was ein angesehener Fremder mit Bas-bleu wörtlich übersetze. Dieser Ursprung des Namens, den Sir William Forbes angibt, wird von Dr. Doran bestätigt. Der Name der Blaustrümpfe bezog sich nicht auf die Gesellschaft der Montagu allein, er ward allen Gesellschaften gegeben wo Damen präsidirten und Gelehrte willkommen waren. Einen Blaustrumpfclub hat es nie gegeben. Man sprach von den Gesellschaften der Montagu, Vesey und Ord ohne allen Unterschied als von Blaustrumpfgesellschaften. Doran widerlegt die Ansicht Boswells, daß der Name zuerst um 1871 vorkomme, damals war Stillingsfleet schon zehn Jahre todt, und schon vierzehn Jahre vor seinem Tode, im Jahr 1757, wird seiner und seiner Strümpfe von Mrs. Montagu gedacht.

Räthsel.

Ich nenn' Euch einen Mann und eine Frau,
Ihr Nam' ist gleich an Silben und an Zeichen,
Nur der des Mannes klingt ein wenig rauh,
Der weibliche gehörte zu den weichen;
Die Frau ist Fürstin und ein Fürst der Mann,
Wiewohl sich ihre Reiche wenig gleichen,
Nur daß bei jeglichem man fragen kann:
(So groß und weit sind beid' und ungeheuer)
Wo ist der Endpunkt, und wo hebt es an?
Mehr ungleich als noch Wasser und als Feuer,
Kann Eins doch ohn' das And're nicht besteh'n;
Ein hehres Paar, werth hocherhabner Feier!
Doch wenn durch festes Bündniß sie sich eh'n,
Muß stets der Mann den hintern Platz erlesen;
Dann statt zwei Riesen ist ein Zwerg zu seh'n.
Scheinbar ein Mann, doch ganz des Weibes Wesen.

Auflösung des Silbenräthsels in Nr. 13:
Schöner Haarzopf.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 15. Speyer, Dienstag, den 4. Februar 1873.

Ghaselen.

Von **Hermann Lingg**.

I.

Vom Himmel fallen die Gedanken nicht,
Sie quellen auch nicht aus dem Purpurwein,
Sie duften aus der Blume Ranke nicht,
Man schöpft sie auch aus Büchern nicht allein:
Erringen mußt Du sie und wanken nicht,
Und kühn im Leben, stark im Lieben sein.

II.

Was Unglück scheint, ist oft ein Heil.
Du glaubst zu hassen — und Du liebst.
Du glaubst Dich frei — im Gegentheil,
Du bist gebannt! Auf Andre schiebst
Du gern die Schuld zum größten Theil,
Statt daß Du sie, wie billig, gibst
Nur Deiner eignen Langeweil.
Du krankst oft mehr an Amors Pfeil
Als der, dem Du Arznei verschriebst.
Was Du bestaunst, ist oft so feil,
Daß Du's erzürnt in Trümmern hiebst,
Wenn Dein wär' Jovis Donnerkeil.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker**.

(Fortsetzung.)

Sechstes Capitel.

Weinsegen.
Hie Schlettstadt! Hie Colmar!

Inzwischen stand Hermann Schwarz noch immer ziemlich schweigsam und fast theilnahmslos unter seinen Kameraden, die froh gelaunt ihn und das mit Blumen und Weinlaub umkränzte Zunftfaß umschwärmten, welches ihnen goldene Labung aus dem Rathskeller spendete. Hatten doch die Gesellen von Schlettstadt alle Ursache, sich heiterm Genusse hinzugeben. Bis jetzt waren die Preisspiele mit den altberühmten Weinküfern von Colmar ehrenvoll bestanden und einer der Ihrigen hatte sich auch dem Besten derselben vor Aller Augen überlegen gezeigt. Freilich stand das Schwerste noch bevor. Darum die lange Pause, damit die wackern Küfergesellen dem Fasse zusprechen und die Schützen, welche noch im Schusse standen, Zeit finden konnten, den Preislauf mit anzusehen. So wollte man sich zur Genüge für eine Aufgabe stärken, der nicht eben jeder gewachsen und die nur mit Aufwand aller Gelenkigkeit, Kraft und Ausdauer zu bewältigen war. Ein älterer Geselle mit weingrünem Gesichte und dickem Bäuchlein, der die Rolle eines gutgelaunten Ceremonienmeisters übernommen hatte, saß rittlings wie ein Bachus auf dem Fasse und zapfte es fleißig an, indem er den Schenken machte und dabei sein Mundwerk beständig in Bewegung hielt. Denn wenn er nicht trank, so plauderte er, und wenn er nicht plauderte, so trank er eben, wobei er gewöhnlich den Anfang eines der damals üblichen Weinsegen einfügte, vielleicht um sie den jüngeren Gesellen nochmals einzuprägen.

„So mit Gunst! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk!" rief er den Becher schwingend. „Glück der Zunft, Meister und Gesellen! Trinkt, Brüder, trinkt den edeln Rebensaft, damit euch der Weinsegen beim Becherschwung nicht in der Kehle stecken bleibt, sondern frisch von der gesalbten Zunge fließt. Denn stocken und stammeln dürft ihr dabei nicht, wie vorhin, da es dem Rath und der Gemeinde, dem Meister und der Frau Meisterin galt. Das würden euch die Colmarer Jungfrauen gar übel nehmen. Seht, wie ihre Aeuglein herüber blitzen! Hie Schlettstadt!

Nun gesegne dich Gott, Du lieber Trunk,
Du machst mir mein Herz heute wieder jung!"

Und damit führte er den Becher zum Mund. Als er absetzte, wandte er sich an einen der jüngsten Gesellen und sprach: „He da, Du junger Holzverderber, wenn Du Deinen Weinsegen sprichst, wirst Du den Mägdelein recht keck unter die Augen blicken, wie Einer, dem sie Alle gewogen seien. Nicht wahr?"

„Ja!" war die Antwort.

„Ei," fiel der plauderselige Mahner lebhaft ein, „Du sollst es aber nicht thun, sondern fein bescheidentlich reden und auftreten, wie es Gesellenbrauch ist. Und weil Du noch ein so ungeschliffener Reifenmörder bist, so komm her und laß Dich nochmals schleifen und mit Wein taufen!"

Er hatte den Becher unter den Zapfen gehalten und reichte den gefüllten dem zurechtgewiesenen Gesellen hin, indem er diesem eine scherzhaft gemeinte „Haarhusche" gab, wie es Handwerksbrauch beim Gesellenschleifen war. Dann nahm er selbst trinkend seine Rede wieder auf: „Ja, ja! Ich sag's ja alltag, ihr Jungen macht mir Plag'!

Nun sei mir Gott willkommen
Du edler Rebensaft!
Ich hab' dich eingenommen,
Du schaffst mir Lust und Kraft!

Es ist doch ein ander Ding um alten, abgelagerten Wein, als um den jungen unvergohrenen Most, der da braust und treibt, Dauben und Reifen sprengen möchte und sich unweise geberdet. Aber wir fassen ihn schon, binden ihn, halten ihn in guter Zucht, daß er ein richtiger Wein werden wird. Gott ehre ein ehrbar Handwerk! Dafür sind wir Küfer da! Und dafür gibt's Wein im Elsaß! Meinst Du nicht, langer Kunz? Oder was stehst Du so nüchtern dort und hängst Deinen Mund? He! — Mit Gunst, Gesellen! Daß mir beim Becherschwung kein nichtsnutzender Leichtfuß etwa einem Grasmägdlein, so ihm auf der Wanderschaft aufgestoßen, den Trinkspruch bringt! Keinen Fleck auf den Schild unserer Zunft! Den holden Jungfrauen dieser werthen Stadt sollt ihr zutrinken, fürnehmlich aber den Meisterstöchtern, unsern werthen Zunftschwestern, wie es Gesellen des ehrbaren Handwerks ziemt. Was würden Vater und Mutter, Meister und Meisterin, Bruder und Schwester sagen, wenn wir heimkämen und es verlautete, daß die Colmarer Jungfräulein nicht günstig von uns reden! Das sollen sie nicht. Ist auch das Kränzlein hin, so halt' ich dafür, daß wir sie nicht entgelten lassen, was sie nicht verschuldet. Oder haben sie's?"

„Nein! Nein, sie haben es nicht!" riefen mehrere Gesellen.

„Also mit Gunst, das hat Niemand anders verschuldet, als — Gott verzeih's ihm — dieser Hermann Schwarz, dem es unsere werthe Zunftschwester Gertraud Störlin bestimmt und aufgehoben hatte. Gelt! Jetzt stehst Du da, machst ein Gesicht, hast Reue, trinkst nicht! So will ich's für Dich thun.

Nun gesegne dich Gott, du edle Leibsalb'!
Du schaffst Trost allhie und allenthalb'.

Aber, laß Dich's nicht zu sehr verdrießen, guter Geselle, — wir wollen Dich darum nicht wieder zanken. Auch die schöne Jungfrau ist Dir wieder gut, da Du unter ihren Augen als ein Held gerungen und gesiegt hast und auch im Wettlauf gewinnen wirst."

„Hör', Caspar! Lob mir den Tag nicht vor dem Abend," sprach jetzt Hermann Schwarz, der schon seit einer Weile mit unmuthiger Aufmerksamkeit nach dem Sprecher gesehen und eben nicht sehr überrascht war, daß dessen Worte sich endlich unmittelbar an ihn wendeten. Er schien dieß sogar gleich von Anfang an erwartet zu haben und setzte seiner Entgegnung fragend hinzu: „Hast Du mich etwa noch weiteres zu lehren?"

„Das laß ich bleiben," versetzte der dicke Caspar, dessen weinselige Plaudersucht zuweilen einen sehr bestimmten Zweck auf kluge Weise und nicht ohne Vorsicht verfolgte. „Immerhin halte ich dafür, daß Du auch als Vorderster im Preislauf die Augen Deiner Herzliebsten erfreuest."

„Seiner Liebsten?" fragten mehrere Gesellen aufhorchend. „So werden wir ja einmal erfahren, ob er eine hat."

„Eine hat? Er wird keine Liebste haben! Seht ihn nur an, wie ihm die Wangen glühen. Es fragt sich nur darum, wer sie ist!" bemerkte einer der angeseheneren Gesellen.

„Kümmert euch denn das so sehr?" fragte jetzt Hermann Schwarz, der vergebens mit seiner Verlegenheit gekämpft hatte und dieselbe nun hinter einer etwas strengen Frage zu verbergen strebte. „Ei, das will ich meinen!" war die Antwort. „Wir möchten die kennen, die es dem Hermann Schwarz angethan, und sind höchlichst gespannt, wen Du beim Becherschwung nennen wirst."

„Das wird sich ja zeigen," versetzte der junge Schwarz, die Arme auf der Brust kreuzend, indem er wie verloren in's Weite schaute.

„Hoffentlich ja!" versetzte der Geselle, der ihn jetzt forschend betrachtete. „Du wirst doch wohl den Trinkspruch nur deiner Liebe bringen?"

„Und wenn ich ja! sage?"

„Dann wäre sie hier zugegen. Auf Abwesende darf der Weinsegen nicht gesprochen werden. Nur Augenzeugen gebührt die Ehre."

„Ich hoffe, ihre Aeugelein werden mir leuchten!" sagte der junge Schwarz und sah wieder in's Weite. „Und wer ist sie?" fragte der Geselle jetzt lebhaft. „Bei Gottes Bart, ich möchte Dein Lieb sehen. Mindestens eine von den Geschlechtern muß es sein, daß sie Dir gut genug däucht!"

„Warum das? Wie kommst Du darauf?"

„Wäre es etwa das edle Fräulein, welches die Fahne trug und nun oben bei dem jungen Herrn Zorn aus Straßburg sitzt?" — „Was sollen die müssigen Fragen?" begann jetzt Hermann Schwarz, indem sich sein Gesicht voll nach dem Kameraden kehrte. „Nun," antwortete der, „wir haben ja gesehen, daß Du nicht mehr nach den andern Jungfräulein blickst, dem Ehrentanz ausweichest, ja die Hand der schönen Gertraud einem Andern überließest, als wär's ein Pappenstiel! Der vornehme Edelmann, der aus der Pfalz gekommen sein soll, hat dankbar und beglückt hingenommen, wornach Du Dich nicht einmal umschautest."

„Ei, schnattere Du Wildgans und trink Wasser, bis Du blau wirst!" rief jetzt der dicke Caspar von seinem Weinfaß herunter. „Das sind Schneckentänz'! Weiß denn Meister Schwarz und die Frau Meisterin anders, als daß ihr liebster Sohn, unser werther Bruder Hermann, der schönsten, reichsten, tugendsamsten Jungfrau und Zunftverwandten dieser werthen Stadt den Wein und die Liebe gesegnen wird? Und das wird er thun, so wahr ich diesen Becher in meinen Kragen gieß'. — Wenn nicht," fuhr der dicke Caspar fort, indem er sich den Mund abwischte, „so würde die Rede recht behalten, die mich verdrießt."

„Und welche Rede lässest Du Dich so sehr verdrießen?" fragte jetzt Hermann Schwarz, als er die Mienen und heimlichen Winke der Gesellen um sich her bemerkte, während ein jäher Wechsel der Farbe über sein Gesicht hinflog. „Sag' an, Caspar, was verdrießt Dich so sehr?" —

„Daß Du nur deßhalb aus dem Schießstande

tratest, um —" „Willst Du Dein versoffenes Maul halten!" fuhr hier der lange Kunz los, nachdem er seither wortkarg im Kreise gestanden war. „Beiß Dir lieber die Zunge ab, alter Schlemmer, oder tauche sie ganz unter den Wein, als daß Du sie in Nesseln steckst." — „Ich bin ja still!" brüllte jetzt der dicke Caspar von seinem Fasse herab. „Ich sage ja kein Wörtlein. Was schreist Du mich denn an, wie ein Nachtwächter? Da trink', mach' Deine Kehle geschmeidiger und schäm' Dich vor dem jungen Ziegenschurz, der schon eine Weile mit offenem Munde da steht, als sollt' ich ihm einen Tropfen hinein gießen. Richt' Deine Botschaft aus, Hans guck in's Loch, und Du sollst Dich an unserm Brünnlein erquicken dürfen."

Der junge Küferlehrling hatte wirklich etwas auszurichten und zwar an den jungen Schwarz von einem vornehmen Reitersmann zu Pferd, wie er sich ausdrückte, der mit andern drüben vor den Schranken halte. Auf die Frage, welcher es sei, sagte er: „Der dorten auf dem Grauschimmel mit dem breiten Gesichte und der rothen Nase!"

„Ich kenne ihn wohl," sprach jetzt einer der hinzugetretenen Handwerksmeister. „Es ist Heinz Grefe, der lahme Bastard von Lützelstein, schwenkt gern die Gurgel, ein trefflicher Becherheld, stack damals im Räuschlein, als er in der Nacht vor Mühlhausen vom Roß stürzte und ein Bein brach." Und was will der Junker von mir?" fragte Hermann Schwarz. — „Er läßt Euch entbieten, Ihr sollt Euch im Wettlauf gut halten," richtete der junge Küferlehrling aus. „Es sei keine kleine Sach', da er gewettet habe und fünfzig Goldgülden auf dem Spiele stehen, wenn Ihr nicht der Erste seid, sondern Störlin's Obergeselle. Drum läßt er Euch sagen, daß Ihr ihn nicht zu Verlust bringet!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein hoher Beruf.

(Nach dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Schweigend gingen wir diese Nacht nach Hause; aber wir waren kaum in unserm Zimmer, als Tom seinen Rock und seine Weste auszog, seine Stiefel fortwarf und ein halbes Dutzend unserer alten Kunststücke durchging — manchmal etwas steif, aber immer noch viel besser als Alles, was wir gesehen hatten. „Mach'auch eine Probe, alter Junge," sagte er; und ich that es; und am nächsten Tage erschreckten wir unsere Miethfrau fast auf den Tod, als sie Tom an dem Plafond hängen sah und nicht anders meinte, als daß er sich selber mit einem Strick ins Jenseits befördert. Wir kümmerten uns aber wenig darum und machten unsere Studien durch, versuchten uns in der Gelenkigkeit und in der Steifheit, denn dieselbe Idee hatte uns Beide ergriffen — daß wir besser thäten, uns in Gymnastik und Athletik zu versuchen, als Wände zu malen und dabei zu verhungern. „Ich weiß es," sagte Tom, „daß wir mit einem oder zwei Seilen und einem daran festgemachten Querholze die Leute mehr in Erstaunen setzen könnten, als Jene es gethan; und wie es immer sein mag, wir werden es ja sehen." Ich stimmte ganz mit Tom überein; und eine kurze Zeit nachher traten wir Beide ganz stramm vor den Director der „Royal Conduit Gardens" hin und verlangten ein Engagement. Natürlich wünschte er zu sehen, was wir leisten könnten; und so wurden denn ein paar Stricke über der Bühne der kleinen Halle festgemacht, eine Barre wurde daran wie eine Schaukel festgebunden; und nun gingen wir hinauf, überschlugen uns, hingen an den Händen und an den Fußzehen und an dem Hinterhaupte und spielten so gewagte Streiche, daß wir Alles in Enthusiasmus versetzten — das heißt: der Pächter und seine Freunde applaudirten laut; und ich glaube, daß ich mich niemals in meinem Leben so glücklich fühlte als damals, als wir auf dem Flecke mit einem Gehalt engagirt wurden.

Während der ganzen Saison hatten wir einen so günstigen Erfolg, als es nur immer sein konnte; und durch die beständige Praxis wurden wir so gewandt und behendig, und führten unsere Stücke in einer solchen Art und Weise aus, daß alle Zeitungen unsere Anmuth priesen; aber wie es nun einmal der natürliche Lauf der Dinge ist, hatten wir bald eine Schaar von Nachahmern; und als die nächste Saison begann, wünschten die Leute etwas Neues zu sehen, und der Director fragte uns, ob wir nichts Derartiges vorführen könnten. „Es muß wunderbar aufregend sein, wissen Sie — sagte er — denn sonst packt es nicht. Ich hatte gedacht, Das wäre Etwas für die Masse — fuhr er fort, indem er auf einen Ballon zeigte — aber man kümmert sich wenig mehr um Luftballons. Gehen Sie und denken Sie nach. Ich meinen Theils würde ein Trapez vorschlagen, das an den Spitzen der zwei höchsten Stangen angebracht wäre, die wir auftreiben könnten." Ich war etwas überrascht, als er Das sagte; und gerade dann erhob sich der Ballon und ging rasch und leicht über die Bäume fort, während ich ihn gedankenvoll beobachtete, denn ich hatte eine Idee in meinem Kopf. Den nächsten Morgen sprach ich darüber mit Tom, der in einer Minute beistimmte; und wir schüttelten uns schweigend die Hände, denn unsere Herzen waren im Augenblicke zu bewegt. Als der Director uns zuerst engagirte, meinte er, unsere Namen würden uns Eintrag thun. Der Name der „Tantipalpiti", sagte er, war eigentlich Bodge. Die Folge war, wie ich schon gesagt, daß wir französirt wurden; und so wurden wir »Les frères Provenceaux«. Ich erinnere mich sehr wohl des hellen Junitages, als wir in silberschimmernden Tricots mit Atlasbauschen und Spangen in den Garten traten — als wir, mit einem Sturm von Applaus begrüßt, die ungeheuren Menschenmassen sahen, in deren Mitte der große Ballon fertig gefüllt hin und her schaukelte, festgehalten von starken Seilen. „Wie fühlst Du Dich, Tom?" sagte ich, indem ich auf ihn blickte. „Muthig, wie ein Löwe, mein Junge", sagte er kräftig. „Es ist ja nicht mehr, als wenn man es zwanzig Fuß hoch thut." „Wahr", sagte

ich, „und es ist eben so leicht, in sechzig Fuß tiefem Wasser zu ertrinken, als in sechshundert.“ Die nächste Minute hielten wir das Trapez, nahe dem Ballon, und warteten auf das Signal, uns zu erheben; und jetzt, zum erstenmale, empfand ich ein Gefühl von Furcht, und ich will sagen, wodurch es in mir geweckt ward. Das Volk, anstatt uns zu applaudiren, als wir uns zu erheben begannen, verhielt sich vollständig schweigend; und das schien mich so zu ergreifen, denn wir hatten angekündigt, daß wir unsere Kunststücke auf einem Trapez zwanzig Fuß unter dem Korbe des Ballons ausführen würden, ohne uns zu unserm Schutze auch nur einer Strickschlinge zu bedienen. Aber es war jetzt keine Zeit zur Furcht; und die nächste Minute thaten wir Alles so kaltblütig wie möglich, als wir uns fünfzig und hundert und tausend Fuß hoch in die Luft erhoben und langsam im Aether dahinschwebten. Ich erinnere mich nicht, daß ich besonders froh war, als wir in den Korb emporklettern konnten, denn die Aufregung war so groß, daß sie jede Furcht zurückhielt; aber ich erinnere mich doch, daß Tom etwas bleich aussah. Wir kleideten uns dann im Korbe warm und freuten uns einige Stunden über die schöne Luftfahrt, bis wir in der Grafschaft Kent niedergingen. (Schluß f.)

Miscellen.

Pariser Börsenschwindel. Der „Soir“ liefert folgenden Beitrag zu der Geschichte des Börsenschwindels im Kleinen, der in Paris neben dem Börsenspiel im Großen getrieben wird. „Wie man weiß, figuriren unter den Activen des von Herrn Lepelletier geleiteten Credit Communal einige Tausend Stück Actien des Credit Foncier d'Espagne. Diese märchenhafte Gesellschaft hat in Wirklichkeit nie existirt. Sie war von einem Herrn Lopez y Lopez ersonnen werden. Dieses vielberufene Individuum, dasselbe, welches im Begriffe stand, die spanische Regierung um 14 Millionen mit falschen Tratten auf London zu prellen, fabricirt, wie es scheint, noch immer Papiere des spanischen Credit Foncier und schickt sie in Ballen nach Paris an gewisse Agenten zu Preisen, welche je nach dem Course des Druckpapiers zwischen 75 Centimes und 1 Franc variiren. Diese Herren verkaufen nun diese Papiere von einem Nominalwerthe von 500 Frcs. zu einem Curse von Frcs. 1. 50 und Frcs. 2. 50 Centimes per Stück. Für diese ideale Werthe gibt es eine ganz besondere Kundschaft. Sie besteht zunächst aus verdächtigen Kaufleuten und Financiers, welche darauf bedacht sind, ihre Activa für den Fall eines Bankrotts zu verstärken. Da nun diese Papiere ihrerzeit zu 100 und 150 Francs cotirt worden sind, so trägt man sie als zu diesem Preise erworben in die Bücher ein und führt so den Nachweis, daß das Capital des Bankrotts 98 oder 148 Francs per Stück verloren habe. Die weiteren Kunden dieser Werthe sind alte Weiber, Köchinnen und Portiersfrauen, die sich vom Herde oder von der Loge zurückgezogen haben und die von der Spielwuth befallen sind. Diese Speculantinnen wissen vortrefflich, daß die Papiere des Credit foncier d'Espagne und andere ähnliche — es gibt wenigstens 100 Werthe von demselben Schlage — ganz und gar imaginär sind; aber sie wissen nicht minder, daß die Lieferanten dieser seltsamen Waare bald Hausse und bald Baisse in Scene setzen, um das Spiel zu beleben. Diese Schwankungen variiren zwischen 20 und 50 Centiments. Diese Börsenpersonen spielen nun auf den Stufen des Börsenpalastes mit demselben Eifer und demselben Ernste, wie die diejenigen, welche sich in der Halle befinden, auf Rente und andere Staatspapiere speculiren.“

Ueber eine gewaltthätige Gränzverletzung von russischer Seite wird der „Schles. Ztg.“ aus Beuthen O.-S. unterm 27. Jan. Nachstehendes mitgetheilt: Am Samstag ereignete sich an der an dem russischen-preußischen Gränzflusse Brinnitza gelegenen sogenannten Kuna-Mühle folgender Vorfall, welcher ein eigenthümliches Streiflicht auf die politischen Anschauungen und die Humanität der unteren Würdenträger unseres Nachbarlandes wirft. Das Wehr des Mühlenteiches der der Scharleygrube gehörigen Kuna-Mühle ist bisher der regelmäßige, wenn auch officiel nicht erlaubte Uebergangspunkt jenseitiger Gränzbewohner gewesen, und dies mag den russischen Gränzsoldaten wohl stets ein Dorn im Auge gewesen sein. Wahrscheinlich um diesen Uebergang zu erschweren, erschienen am 25. Jan. Nachmittags, unter Führung eines russischen Capitäns und eines Unterofficiers vier Gränzsoldaten, sämmtliche uniformirt und letztere mit Aexten bewaffnet. Während der Officier auf dem russischen Ufer stehen blieb, begannen die Mannschaften das Wehr, trotz des Widerspruches des Mühlenpächters, zu demoliren. Das abgeschlagene Holzwerk wurde säuberlich auf das diesseitige Ufer gebracht. Während das Zerstörungswerk noch im besten Gange war, begab sich ein Beamter eines benachbarten Bergwerks in Begleitung von zwei Aufsehern an Ort und Stelle. Derselbe machte den Officier darauf aufmerksam, daß das Wehr preußisches Eigenthum sei und der Scharleygrube gehöre, und ersuchte denselben, von der Zerstörung des Wehres abzustehen. Der Officier fragte hierauf den Beamten nach seinem Namen und nach seiner Legitimation zu diesem Einspruch. Derselbe gab beides an und fragte nunmehr seinerseits nach dem Namen des Officiers, um denselben in die über den Vorfall seinerseits zu erstattende Meldung aufnehmen zu können. Statt weiterer Antwort zog der Officier eine Pistole und schlug auf den Beamten an, steckte dieselbe jedoch, ohne zu schießen, wieder ein, da sie sich augenscheinlich nicht in Ordnung befand. Darauf sprach der Capitän einige Worte zu seinem Unterofficier, der sodann zu dem in der Nähe haltenden Wagen des Officiers lief, von wo er einen Gegenstand zurückbrachte, den er unter dem langen Mantel verbarg. Der Officier griff nach diesem Gegenstand, der sich als eine kurze Büchse erwies, schlug in der Richtung auf den Beamten an und schoß. In die rechte Brust getroffen, stürzte der neben dem Beamten stehende Aufseher Pelka nieder. Das Gewehr war mit grobem Schrot geladen und der Getroffene hat etwa 6 bis 7 Körner in Brust Hals und rechten Arm erhalten. Die Verletzung soll leider gefährlich sein und ernste Befürchtungen rechtfertigen. Bald nachdem der Schuß gefallen, erschien ein inzwischen herbeigeholter preußischer Gendarm und nun zogen sich sämmtliche Russen schleunigst zurück. Die Angelegenheit ist sofort der zuständigen Behörde angezeigt worden, und es darf wohl erwartet werden, daß dieselbe mit aller Energie die Verfolgung dieser unerhörten Gewaltthat aufnehmen wird.

(Ein Toast.) In einer dieser Tage in Danville (Kentucky) abgehaltenen Sitzung des „Junggesellen-Club“ ward folgender Toast ausgebracht: „Die Frauen sind der Morgenstern der Kindheit, der Tagesstern der Mannheit und der Abendstern des Alters! Gesegnet seien unsere Sterne, aber mögen sie stets in teleskopischer Entfernung gehalten werden!“

*Silbenräthsel.
(Zweisilbig.)

Halb himmlich, halb irdisch Wesen,
Als erstes jedoch verstümmelt;
Von zarter Jugend gelesen,
Gottlob auch häufig — „verkümmelt.“

Auflösung des Räthsels in Nr. 14:
Zeitraum.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 16. Speyer, Donnerstag, den 6. Februar 1873.

Göthe's Gruß zum Kölner Mummenschanz.

Zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Cölner Carnevals von Ferd. Freiligrath.

Bläulich wallt das Aethermeer,
Goldne Wölkchen gleiten;
Lächelnd blick' ich vom Olymp
Nieder in die Weiten;
Seh' die alte Erde tief
Unter mir sich breiten:
Berg und Strom und „Busch und Thal",
Alles wie vor Zeiten!

Lasse wieder denn einmal,
Erdenflur, dich grüßen!
Du vor Allem, herrlich Land
Grade mir zu Füßen!
Land des Rheins und Land des Mains!
Land, wo durch die süßen
Thalgelände wonnesam
Lahn und Mosel fließen!

Schöner Rhein, da blinkst Du ja;
Ziehst den Silberfaden,
Hell und leuchtend wie vordem,
Zwischen den Gestaden;
Und die Berge rechts und links,
Deine Cameraden,
Halten Wache ganz wie sonst
Ueber deinen Pfaden.

Andres zwar zeigt anders sich
Den erfreuten Blicken:
Neben Segelschiff und Floß
Dampfer trägt dein Rücken;
Blanke Schienen seh' ich dich
Prächtig überbrucken,
Und der Bahnzug kommt gebraust,
Und die Drähte zucken.

Und, den einst ich nur gekannt
Mit dem Krahn hoch oben,
Ei, wie hat der Kölner Dom
Stattlich sich erhoben!
Und zu Straßburg auf dem Thurm,
Ach, nach harten Proben!
Weh'n die deutschen Farben gar —
Nun, wir wollen's loben!

Ja, das wächst, das dehnt sich aus,
Ja, das lebt sich breiter!
Nicht blos mit dem Schwert, Gottlob,
Seh' ich wackre Streiter!
Kämpfer rings und Klimmende
Auf des Wissens Leiter!
Ja, das denkt und sinnt und forscht —
Ja, sie kommen weiter!

Und dabei, wie muß es freu'n
Daß „zum Erdenleben
Heiterkeit" sie sich bewahrt
Neben ernstem Streben;
Daß, die freie Stirn bekränzt
Mit dem Kranz aus Reben,
Wider neues Dunkelthum
Froh den Speer sie heben!

Gruß des Kölner Carnevals
Sinnigem Erneuern!
Gruß und Heil dem Jubelfest,
Das sie heute feiern!
Fünfzig Jahre floh'n dahin,
Seit an ihren Feuern
Ich das alte Herz gewärmt —
Nennt mich noch den Euern!

Die ich weiland euch geweiht,
Hutten's Schwert und Lanze,
Schwingt sie fürder; nehmt mit Sturm
Der Obscuren Schanze!
Meines Lichtes einen Strahl
Her aus meinem Glanze
Send' ich euch, — dem Lichte Bahn!
Breite, volle, ganze!

So der Weisheit dienet nun
In der Thorheit Hülle!
Wirket auch an eurem Theil,
Laut und in der Stille:
Daß mein letztes Wort: „Mehr Licht!"
Sich in Kraft und Fülle
An der lichtbegier'gen Welt
Täglich neu erfülle!

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Was gehen mich des Junkers Wetten an!" sagte jetzt der junge Schwarz, indem er sich aufrichtete. „Beim Himmel, ich bin doch nicht etwa hieher gekommen, um dem Junker zu fünfzig Goldgülden zu verhelfen." — „Fahr ab, Ziegenschurz!" rief jetzt der dicke Caspar, dem verblüfften Lehrjungen abwinkend. „Für solchen Dummbart von einem Hans guck in's Loch quillt unser Fäßlein nicht. Fahr' nur ganz trocken ab, wie du gekommen und laß Dir nicht wieder solche Botschaft aufbinden. Und weil du, edler Saft, an diesem Ziegenschurz vergeudet wäreſt, sollst du deßhalb doch nicht verloren sein, sondern meinem treuen Herzen zufließen. Denn:

Du bist meinem Gaumen gar süße Kost
Und meiner Seele ein allerliebster Trost!"

„Caspar, laß das Brünnlein fließen!" sagte jetzt einer der Gesellen, indem er seinen leeren Becher her-

reichte, während der dicke Caspar unterdeß den Hermann Schwarz im Auge behielt, als dieser jetzt etwas bei Seite trat und seinen Blick wieder an den Schranken entlang gleiten ließ. „Schenk' ein, Caspar, und vergiß nicht mein!" — „Ei, Du Hans sauf aus, willst Du Dich nicht gleich an's Spundloch legen?" zankte der Bachus vom Fasse herunter. „Bist mir der rechte Küfer, schwingst lieber den Becher, als Lenkbeil, Schlägel und Kimmkeule! Wie willst Du denn mit so viel Wein im Busen den Preislauf bestehen? Schau, der Hermann Schwarz hat kaum genippt und wendet sich nun ganz ab von eurer Schlemmerei. Und der alte Kunz reicht seinen Becher noch nicht und ist eine Elle länger als Du!"

Um den zuletzt Genannten hatten sich mehrere Gesellen geschaart und fragten eindringlich: „Was hat denn der Schwarz heute, daß er stets bei Seite lugt und unfroh dreinschaut? He, Kunz, sag' an, was soll das bedeuten?" — „Nichts! Gottes Element, laßt mich in Frieden!" war die Antwort, die sehr unwirsch gegeben ward.

„Laßt ihn, und Du, Kunz, komm und ersäuf' Grimm und Sorge in einem Weinbad," rief ihm der dicke Caspar zu. „Hier ein voller Becher. Wenn Du den vor den Mägdlein schwingen müßtest, wen würdest denn Du als Dein Lieb grüßen?"

„Das Faß!" war die kurze Antwort.

„Ei, Du irrst. Wer wird das Kleid minnen, statt des Buhlen selbst!

Ich schaff' meinem Lieb ein Röcklein von Holz,
Drin prangt es hochgemuth und stolz,
Saum und Gürtel von Reifen!

Nun, alter Geselle, wirst Du das begreifen?"

„Sing nur gleich das Lied vom Muskateller," entgegnete der lange Kunz, indem er auf ein damals schon auftauchendes Volkslied hindeutete, das die Weinseligkeit unserer Altvordern besonders treffend kund gibt und den Muskateller, der beim Wirth im Keller liege, als den „liebsten Buhlen" ansingt. Aber der dicke Caspar rief kopfschüttelnd: „Ei, das werd' ich wohl bleiben lassen. Säng' ich's, so möchten es die jungen Knaben merken und beim Becherschwung vor den Mägdelein vorbringen, was diese arg verdrießen müßte. Und sollen wir doch darüber wachen, daß kein Aergerniß vorkommt, Du und ich, langer Kunz! Im Uebrigen ist es ein feines Lied. Aber wir wollen ein anderes singen."

Und nun richtete sich der dicke Caspar auf seinem Fasse auf und fing an:

„Also, mit Gunst! Frisch auf, Gesellen! Genießt nochmals in Bescheidenheit den edeln Wein, den euch der Rath dieser werthen Stadt Colmar verehrt hat, wofür ihn St. Urban in seinen besondern Schutz nehme! Genießt nicht in Unvernunft den edeln Rebensaft, der frischt das Blut, gibt freien Muth. Und dessen bedürft ihr zum Preissprung und feinen Becherschwung vor den Jungfräulein, damit ihr nicht strauchelt, stottert und stammelt, wenn ihr eure Reimlein sprecht. Wir wollen heut' uns noch der Brünnlein freuen, die da fließen. Bald ist die Lust aus. Der Morgen scheint uns grau in die Werkstatt daheim, aber mit frohem Gedenken wollen wir in der Arbeit stehen und Hobel und Schlägel so rüstig schwingen, als heut' den Becher. Also mit Gunst, Gesellen, tretet heran."

Rasch ward der Kreis gebildet und der dicke Caspar begann:

„Ach, Du liebster Bruder mein!"

„Krauseminte!" fiel der Chor im wunderlichen Refrain eines alten Trinkliedes ein, während Caspar fortsingend Einem den Becher reichte.

„Laß Dir das Gläslein befohlen sein!"

Und während der Einzelne trank, wiegten sich die Anderen im Takte und sangen:

„Salbeie, Poleie, die Blümlein auf der Heide! Krauseminte."

Und in dieser Weise ging es weiter:

„Er setzt das Gläslein an den Mund,
Er trank es aus bis auf den Grund;
Er hat seine Sache wohlgethan,
Das Unterst' das soll oben stahn." —

Es schien eben nicht, als ob Hermann Schwarz besondern Gefallen finde an diesem weinseligen Treiben, das übrigens damals an der Tagesordnung war und sich bei allen Gelegenheiten wiederholte. Auch er mochte wohl ein Glas Wein in froher Gesellschaft nicht verschmähen, schien aber doch weit entfernt von der Schwelgerei, der in jener Zeit alle Stände fröhnten. Galt doch stark trinken können so sehr als edle Mannestugend, daß man selbst bei sonstigen hervorragenden Verdiensten sich der Neckerei ausgesetzt sah, wenn man nicht mitschwelgte. Vielleicht hatte sich der junge Schwarz einmal mit seinen Fäusten so nachhaltig aufdringlicher Zutrinker erwehrt, daß man ihm seitdem Ruhe gönnte.

Ohne deßwegen besonders bewitzelt zu werden, durfte er sich auch heute der Theilnahe an der Zechlust seiner Kameraden enthalten. Nicht seine Nüchternheit gab diesen Anlaß zu Bemerkungen, sondern sein ganzes übriges Wesen, wie es sich seit dem Einzug der Küfer auf dem Festplatze kundgegeben und besonders auffallend durch die Gleichgültigkeit gegen den Ehrenkranz und Ehrentanz, dann gegen den letzten Schuß vor der Scheibe geäußert hatte. Und diese seine Stimmung hatte auch die errungenen Triumphe in den Preisspielen der Küferzunft überdauert. Ein seltsames Ungenügen sprach fortwährend aus seiner Miene, und doch hätte Keiner so viel Ursache gehabt, befriedigt auf seine Erfolge zu blicken. Eine eigenthümliche Unruhe hatte sich seiner bemächtigt und ließ ihn nie lange an einer Stelle ausharren. Wieder schweiften seine Blicke mit Spannung an den von der Menge besetzten Schranken entlang, worauf er in eine unbefriedigte Nachdenklichkeit verfiel, bis er sich plötzlich von derselben aufraffte und sich zu einem seiner Kameraden wandte, der ihm zunächst stand. „Wo ist denn der wackere Geselle, den sie den Mühlhausener Wenzel nennen?" fragte er.

„Meinst Du Störlins's Obergesellen?"

„Allerdings meine ich den. Ich mußte all' meine Kraft dran wenden, um es ihm beim Heben und Halten, beim Wurf, Sprung und Schwung zuvor zu thun."

„Das glaub' ich gern," meldete der Andere. „Hat er doch sonst beim Zunftspiel alle Preise davon

getragen. Nun kommt der Hermann Schwarz von Schlettstadt, und er muß weichen. Daß ihn das grämt, ist eben nicht zu verwundern. Ich seh', er hält sich traurig zur Seite."

„Das soll er nicht," meinte Hermann betreten, indem ihm jetzt erst zum Bewußtsein zu kommen schien, daß sein Sieg für einen Andern eine Niederlage bedeutete, sein Triumph Jemanden Schmerz bereiten konnte. „Allweg kann man nicht der Erste sein, und es würde mir eben nicht wehe thun, vor so tüchtigem Küfer unterlegen zu sein. Oft macht's nur ein klein wenig mehr Glück oder Geschick. Ich möchte mit ihm reden, dem guten Gesellen gut Freund sein!"

„So gehe nur hinüber," sprach der Andere. „Drüben steht er mit krauser Stirne bei seinem Meister, dem reichen Störlin."

Der Raum, welcher den Schauplatz des friedlichen Wettkampfes abgegeben hatte, lag nun wie ein neutrales Gebiet zwischen den beiden Parteien. Einzelne Gesellen von Colmar waren allerdings zu denen von Schlettstadt getreten, um den Beweis zu liefern, daß der Wetteifer im Spiel keine gegenseitige Gereiztheit aufkommen lassen dürfe. Im Ganzen hielten aber die beiden Parteien jede für sich zusammen. Hie Schlettstadt! Hie Colmar!

Er war somit nicht blos für die Küfer selbst, welche auf dem Festplatze umher standen, sondern auch für die Zuschauer bemerkenswerth, als der bisherige Sieger des Tages seine singenden und johlenden Kameraden verließ und seine Schritte über den freien Zwischenraum nach der Seite der nicht so froh bewegten Gesellen von Colmar richtete. Besonders die Augen der in ungeduldiger Spannung harrenden Jungfrauen folgten seiner Gestalt, oder flogen derselben voraus zu Wenzel, der finster vor sich hinstarrend der Annäherung seines glücklichen Nebenbuhlers entgegen sah, nachdem er sie mit unangenehmer Verwunderung gewahrt hatte.

Während die übrigen Gesellen von Colmar in der That über dieses Entgegenkommen des Hermann Schwarz von Schlettstadt erfreut schienen, und sich freundschaftlich zudrängten, um ihm die Hand zu reichen, hatte Störlin's Obergeselle nur ein einziges Mal aufgesehen, wobei sein Gesicht genau den Ausdruck annahm, als frage er bei sich: „Was will denn dieser Fant hier?"

Hermann Schwarz fühlte sich höchst unangenehm berührt, als er bemerkte, das sich die Miene Wenzel's nicht entwölkte, sondern eher noch verfinsterte, da er ihm näher rückte. Dennoch ließ er sich nicht abschrecken, den Raum vollends zu durchschreiten, der ihn noch von demselben trennte. Seine Hand demselben hinlangend, sprach er mit freundlicher Wärme: „Gott zum Gruße, Bruder Küfer. Verzeih, lieber Geselle, daß ich nicht eher herüber gekommen, um Dir die Hand zu reichen."

„Habe eben kein besonderes Verlangen darnach gehabt," sagte Wenzel in abstoßender Weise, während er auch die dargereichte Hand nicht ergriff.

„Nun, Du wirst mir doch nicht böse sein!" fing jetzt Hermann Schwarz an, nicht wenig befremdet durch so viel unverhohlene Abneigung. „Ich bin aus redlichem Herzen hergekommen, um mit Dir am Zunftfaß auf gute Brüderschaft und auf das ehrbare Handwerk einen Trunk zu thun."

„Trink', so viel Du willst, es sei Dir gegönnt und unbenommen! Aber mich laß in Frieden," sprach der Wenzel mit finsterer Abwehr des freundlichen Zuspruchs. „Willst Du das, um Händel zu vermeiden: gut Heil! Wo nicht, so kann ich nicht viel Umständ' machen. Glatt geschliffen ist bald gewetzt. Hie Colmar!"

„Solchen Empfangs hab' ich mich wahrlich nicht versehen," sprach jetzt Hermann Schwarz betrübt. „Kam ich doch auf gute Freundschaft mit einem lieben und werthen Bruder und Handwerksgenossen. Daß ich Dir ein Leid gethan, bin ich mir nicht bewußt. Sollt' es dennoch sein, so nimm es nicht übel. Ein andermal soll das Glück auf Deiner Seite stehen, und es soll mich freuen für den werthen Bruder, der unserer ehrsamen Zunft so viel Lob bringt. Springen wir doch nicht uns zum Ruhm, sondern der Zunft, dem Handwerk zur Ehr'!"

„Was sollen die honigsüßen Wörtlein? Wend' sie da an, wo man sie gern hört! Mich berücken sie nicht!" versetzte der Wenzel, indem er halb den Rücken herkehrte. „Rechts und links geht der Weg. — Du kannst wählen. — Wo Du nicht gehst, geh' ich!" setzte er noch hinzu, indem er völlig umkehrte, den Ueberraschten hinter sich stehen ließ und sich in einer Art hinweg wendete, als müsse er weichen und könne nur mit Mühe an sich halten, damit nicht zur aller ungelegensten Zeit und Stelle alsbald der Streit entbrenne. Während die Umstehenden, von dem Auftritt höchst unangenehm berührt, sich an den Hermann Schwarz wandten, um zu entschuldigen, zu beruhigen, zu beschwichtigen, entfernte sich der Andere rasch aus der Nähe seines Nebenbuhlers, gegen welchen er ungeschminkt und in auffallender Weise so eben seinen Haß zu erkennen gegeben hatte. Fest entschlossen, den Platz gänzlich zu verlassen, auf welchem er die Gegenwart seines Besiegers in den Preisspielen hätte ertragen müssen, wies er den Versuch, ihn noch zum Bleiben zu bewegen, welchen seine Bekannten machten, barsch und mit trotziger Entschiedenheit zurück. Und er ging, ohne sich wieder umzusehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein hoher Beruf.

(Nach dem Englischen.)

(Schluß.)

Wir unternahmen solche Fahrten von Zeit zu Zeit, und das Volk strömte uns in Massen zu. Der Director sagte uns, er habe die größten Einnahmen, die er je gemacht, und ich muß sagen, er behandelte uns gut, erhöhte unsere Gagen und machte uns werthvolle Geschenke. Aber ich fühlte mich doch nicht beruhigt in meinem Gemüthe, denn die Idee war meine Erfindung, und ich machte mir Vorwürfe, den armen

Tom solcher Gefahr auszusetzen; aber ich wagte es nicht, ein Wort dagegen zu sagen, denn hätte ich es gethan, so wußte ich, daß ich sofort nur seine Eifersucht geweckt haben würde. Ich glaube, daß wir das ungefähr einen Monat gethan hatten und durch die ganze Zeit tönten mir die Worte einer Frau in die Ohren, die ich, als wir das zweitemal aufstiegen, laut sagen gehört hatte: „Ach! Sie werden es auch einmal zu oft thun!“ Und bald dachte ich, daß wir es zu oft thäten! Aber dann der Gedanke an das Geld, und das verscheuchte einen Theil meiner Scheu, und ich sagte mir, daß ein Mann das auch ein Leben lang thun könne, ohne jemals zu fallen. Nun, wie gesagt, wir hatten es ungefähr einen Monat lang gethan, als wir eines Abends wie gewöhnlich unsere Plätze einnahmen. Es war eine besondere Festnacht und der größte Ballon zum Aufsteigen bestimmt; unsere Stricke hatten dießmal auch eine Länge von dreißig Fuß, und in dieser Distanz unter dem Korbe sollten wir unsere Künste ausführen wie gewöhnlich.

Man könnte einwenden, daß wir die Sache ja bereits gewöhnt sein müßten; aber es gibt Dinge, die man niemals gewöhnt, und unsere Leistungen waren von der Art. Ich habe nichts dagegen, wenn Ungläubige es an sich selbst versuchen. Die Banden spielten ihre schönsten Stücke; das Publicum sah begierig auf ein halbes Dutzend Aeronauten, welche mit uns aufsteigen sollten, der Leiter des Ballons war unter ihnen; und das Zeichen wurde gegeben, man stieg in den Korb. Dann gestattete man dem Ballon, sich so weit zu erheben, daß unser Trapez frei in der Luft schwebte; ich hing mich mit den Beinen daran und hielt ein Querholz in den Händen, über welches Tom seine Beine legte und mit dem Kopfe nach abwärts hing; und dann gingen wir empor, hinauf, hinauf durch die sanfte Abendluft, so langsam, daß Tom's Hände den Wipfel einer Ulme berührten, als er mit einem Paar Flaggen allerlei Schwenkungen ausführte.

Unsere Gewohnheit war, ganz stille zu hängen, bis wir vier- bis fünfhundert Fuß uns erhoben hatten, und dann begannen wir unsere gefährlichen Spiele, Verschlingungen und Schwingungen; und so thaten wir es auch jetzt, nachdem Tom die Flaggen weggeworfen, und indem wir unsere Künste durchmachten, kamen wir höher und höher, und die Gesichter der dichten Volksmenge unter uns verschwommen in eine wirre Masse, und die Musik der Banden wurde schwächer und schwächer, bis Alles unter uns nur zu einem schwachen Gesumme wurde. Wir hatten nur noch Ein Stück auszuführen und das war, das Trapez fortzuwerfen und Jeder sich an seinem eigenen Stricke hin und her zu schwingen. Ich hatte mein Ende losgemacht, während ich mich von Schweiß überströmt fühlte, und Tom hatte dasselbe gethan, als er, sich mir entgegenschwingend, mit einem entsetzlich bleichen Gesichte ausrief; „Ben, mein Bruder, ich bin nahe daran, zu fallen.“

Es nützt nichts; ich könnte nicht ausdrücken, was ich damals fühlte, wenn ich es auch seither immer versucht hätte — mir war nur einestheils, als ob ich tief unten schon Tom's furchtbar zerschmetterte Leiche liegen sähe, und ich fühlte mich so gelähmt, daß ich dachte, ich müsse selbst meinen Strick loslassen und hinabfallen. Aber doch konnte ich handeln und ich that es, denn mit Blitzesschnelle gab ich mir einen Stoß vorwärts und warf mich auf Tom, meine Beine um ihn schlingend und ihn so festhaltend: und dann fühlte ich, daß ich, so müde ich war, das doppelte Gewicht zu tragen hatte, denn Tom's Strick schwang jetzt hin und her und als sich meine Beine um seinen Körper legten, hing sein Kopf hinab und ich wußte, daß er ohnmächtig geworden war. Wie ich es zu Stande brachte, auszuhalten, kann ich jetzt nicht sagen, denn obgleich schwach von all Dem, was ich gethan, ließ ich doch einen heiseren Hilferuf vernehmen und im nächsten Moment hörte ich einen Aufschrei des Entsetzens aus dem Korbe des Ballons über mir. Dann fühlte ich, wie der Strick zu stoßen begann, während sie versuchten, uns emporzuziehen und ich schrie: „Nein! Nein!“ Denn hätten sie noch länger gezogen, so wäre ich nicht mehr im Stande gewesen, bei den Erschütterungen den armen Tom festzuhalten. Ich habe mich später oft selbst gefragt, ob es eine halbe Stunde oder nur wenige Secunden dauerte, ehe ich sah, daß ein Seil mit einer großen Schlinge herabgelassen wurde, und dann habe ich eine dunkle Erinnerung, daß ich meine Zähne in das Seil setzte, während ich ein fürchterliches Gewicht wie Blei an mir ziehen fühlte. Dann war mir als ob alles vorüber sei, und ich dachte, daß ich die Todesursache des armen Tom gewesen, denn er schien zu fallen, während ich den Strick, an dem ich hing, heftig stoßen fühlte. Ich sah die Erde unter mir wie eine ungeheure Landkarte und die goldenen Wolken über dem mit Netzwerk umstrickten Ballon, und dann schwamm ein Nebel vor meinen Augen, und Alles schien schwarze finstere Nacht.

Als ich zu mir kam, lag ich auf meinem Rücken im Korbe, und ein Mann goß mir Branntwein zwischen die Lippen. Meine ersten Worte stieß ich in rauhem Tone hervor, denn ich wußte nicht, wo ich war; und dann brach ich in einen Schrei aus: „Wo ist Tom?“ „Hier, mein Alter“, sagte er, denn es war ihnen gelungen, uns Beide in den Korb zu ziehen; und die nächste Stunde saßen wir schaudernd und mit kaltem Schweiß bedeckt; auch die andern Männer im Korbe schwiegen — völlig entnervt, wie ich glaube, von unserer überstandenen Gefahr. Tom wünschte wieder aufzusteigen, aber ich wollte ihn nicht gehen lassen. „Ich zitterte nicht“, sagte er, „es war nur ein plötzlicher Anfall von Schwindel, durch den ich unwohl wurde.“ Ich selber stieg trotzdem noch oft empor, allein und auf Pferden und Ochsen, und ich wollte es sogar einmal mit einem Wagen versuchen, vor den fliegende Schwäne gespannt werden sollten, als die Regierung der Sache Einhalt gebot; und es bekümmerte mich damals sehr, denn, wie gesagt, ich lebte davon. (Tagespresse.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 17. Speyer, Samstag, den 9. Februar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker**.

(Fortsetzung.)

Siebentes Capitel.

Störlin's Obergeselle.

Dieser Wenzel, der seine Niederlage so wenig zu ertragen vermochte, war eines angesehenen Zunftmeisters Sohn von Mühlhausen und stand schon seit drei Jahren als Geselle, seit Kurzem als Obergeselle in der Werkstatt des Meisters Störlin, welcher der erste Küfer in Colmar und ein alter Freund seines Vaters war. Nicht lange, nachdem Hermann Schwarz zum Gesellen geschliffen war und das Haus seines Lehrherrn verlassen hatte, um auf die Wanderschaft zu gehen, war Wenzel mit seinem wohl ausgestatteten Reisebündel nach Colmar gekommen, das ihm bald die schönste und wohnlichste Stadt in der Welt däuchte. Und in der Küferwelt war sie auch von jeher eine der ansehnlichsten.

Sobald sich Wenzel nur einmal im Hause des Meisters Störlin umgeschaut hatte, gefiel es ihm ausnehmend darinnen. Nicht etwa blos wegen dessen bevorzugter Lage an der Marktecke, wo es sich mit dem hohen Treppengiebel und dem kunstvoll ausgebauten Erkerthürmchen gar stattlich über die ersten Patricierhäuser erhob, auch nicht wegen der hohen, wohnlichen Stuben und anheimelnd dämmerigen Gänge, wo in eichenen Truhen und Schränken sich allenthalben großer Wohlstand und ein reicher Hausschatz verrieth und barg. Ebensowenig gefiel es ihm blos deßwegen bei Meister Störlin, weil in der sauberen, gemüthlichen, wohlausgerüsteten Werkstatt des angesehensten Küfermeisters im oberen Lande sich gut arbeiten und viel verdienen ließ, oder weil der geräumige Hof ringsum mit hölzernen Galerien gedeckt war, und in den weiten Kellergewölben lange Reihen großer und alter Fässer mit dem besten Wein des Landes lagerten, oder auch weil Aufnahme und Pflege im Hause nicht besser sein konnten. Das Alles war ja schön und gut, wie er es auch irgend wo hätte finden können und gefiel ihm so wohl. Doch hätte es ihn nicht auf die Dauer zu halten vermocht, wenn nicht noch ein Magnet sich im Hause befunden hätte, der ihn festhielt. Und das war Meister Störlin's ältestes Töchterlein, die blonde Gertraud.

Als er in's Haus gekommen, war sie noch ein junges thörichtes Mägdelein, das viel im Hof und in der Werkstatt umherlief und von dem jungen Schwarz von Schlettstadt plauderte, der als Lehrling ein gar blöder und spröder Junge gewesen sei und nun, wie man höre, sich gegen das böse fremde Volk, die armen Gecken, sehr hervorthue. Habe derselbe doch immer drein geschaut, als könne er außer der Werkstatt kaum drei zählen, und sei immer blutroth geworden, wenn man ihn einmal gefragt, wo er den Sonntagnachmittag verbracht habe. Endlich aber, da einige junge Leute der Stadt wie gewöhnlich zu Spiel und Tanz zusammen gekommen waren, sei gefragt worden: „Nun, Gertraud, wo steckt denn wieder euer Lehrjunge mit dem gelben krausen Haar?" „Ei," habe Jemand gesagt, „der wird wieder mit den Herlisheimer Grasmägdlein im Reigen stehen und auf dem Anger springen!" Da sei man nun hinter seinen Schlichen gewesen und habe ihn viel geneckt, bis er zum Gesellen geschliffen worden und fortgewandert sei.

So hatte Gertraud von dem Schlettstädter gesprochen, aber später nicht wieder, da sie zur schönsten Jungfrau der Stadt herangewachsen war, daß alle Junker von den Geschlechtern nach ihr schauten und und sich zu ihr drängten, während sie doch wohl nur ihren Scherz und Spott mit ihnen hatte. Wie war Wenzel nun beneidet worden, daß er mit ihr, der Stolzen, in einem Hause wohnen, an einem Tische essen, sprechen und verkehren konnte, wie mit einer Schwester! Wie manches freundliche und ermuthigende Wort hatte sie ihm vergönnt, wenn er im Zunftspiel vor Allen geglänzt hatte, daß die Mägdelein einander um seine Hand beim Reigen beneideten, während er nirgends beglückter und stolzer stand, als an Gertrauds Seite. Hatte sie ihm doch oft genug schon selbst gestanden, daß an ihn kein anderer Küfergeselle reiche. Ihr leuchtender, ermunternder Blick suchte ihn beim Kirchengang und Maientanz. Und wenn sie in größerer Gesellschaft auch dann und wann weniger nach ihm schaute, so machte sie dieß doch wieder dadurch gut, daß sie, von verflossenen und künftigen festlichen Tagen plaudernd, ihm bei der Arbeit zusah oder neben ihm Abends in des Meisters Stube am Rocken saß. Endlich war — in froher Ungeduld erwartet — das große Fest der

Stadt und mit ihm die Menge der Gäste und Zuschauer gekommen. Auf Wenzels geheime Veranlassung war die Schlettstadter Zunft aufgefordert worden, im Küfersprung, Reifentanz und Preislauf den Colmarern es gleich zu thun. Mit freudiger Siegeszuversicht hatte Wenzel dem Wettkampfe entgegen gesehen, auf welchem er den jungen Schwarz von Schlettstadt, von dem unterdeß so manches Rühmliche verlautet war, vor den Augen der Colmarer Jungfrauen und der schönen Tochter seines Meisters gänzlich in Schatten zu stellen gedachte. Mochten sich nun auch die Mägdelein der Stadt wieder des jungen Gesellen erinnern und ihm gewogene Blicke zusenden, wenn er in den Schießstand zog oder Abends in den Tanzsaal trat, — mochte auch Gertraud sich alter Bekanntschaft entsinnen und demselben freundlich begegnen, — es machte dem selbstbewußten Wenzel noch keine besonderen Beklemmungen. Gertraud war zu seinem Verdruß auch schon gegen Andere freundlich gewesen, und es hatte sich später gezeigt, wie wenig Ursache er zur Eifersucht gehabt. Auch das Glück des jungen Schwarz vor der Scheibe konnte Wenzels Neid noch nicht zur Flamme entfachen.

Erst, als es heute kundbar geworden, wem Gertraud das Kränzlein zugedacht hatte, fing die Sache an bedenklich zu werden und ward dem Obergesellen ihres Vaters beklommen um's Herz. Seltsam, er hätte die Ehre jedem andern Schützen gegönnt, nur diesem Schlettstädter Küfer nicht. Es war ihm deßhalb ein Stein vom Herzen gewälzt, als diese Angelegenheit sich noch im letzten Augenblick anders gefügt hatte und das Kränzlein auf eines Straßburgers Haupt zu sitzen kam. Eine freudige Ueberraschung war es für ihn gewesen, daß seines Meisters Tochter nicht von dem jungen Schwarz, sondern von einem ihm fremden Edelmann auf den Ehrensitz geführt worden. Mochte er noch so freundlich mit der schönen Bürgerstochter reden, es verursachte ihm keine schlimmen Wallungen. Seine Befriedigung war ihm aber doch etwas durch den Ausdruck tiefer Kränkung und Enttäuschung vergällt worden, welcher in dem Mienenspiel Gertrauds zuweilen durchbrach und seiner Beobachtung nicht entging. Nicht etwa, daß er darüber besonderes Mitleid mit ihr empfunden hätte; sondern auch um diese Zeichen verletzten Gefühls beneidete er den, welcher solche durch seine Haltung hervorrufen konnte. Er grollte ihr und haßte ihn deßwegen. Als jedoch Gertrauds Blicke dabei einmal seinen eigenen begegnet waren, glaubte er in ihrem Auge eine förmliche Aufforderung zu lesen, diesem Schlettstadter Küfergesellen durch dessen Niederlagen im Zunftspiel zu beweisen, wie wenig er eigentlich einer Aufmerksamkeit aus der Hand der Tochter des Meisters Störlin würdig sei. Traf dieß doch zu sehr mit seiner eigenen Gemüthsstimmung und Empfindung zusammen, als daß er nicht mit der Leidenschaft des Hasses den Augenblick herbei sehnen mochte, wo er, der Obergeselle des Meisters Störlin, diesen Schlettstadter Fant vor aller Welt beim Wettspiel des Handwerks in seiner ganzen Nichtigkeit bloßstellen durfte, sich selbst aber im Glanze eines richtigen Küfers zeigen konnte. So, mit dem vollen Genuß des Triumphes über den gedemüthigten Nebenbuhler, gedachte er zunächst sich zu rächen, dann auch sie. Und nun? Ueberwunden! Zum ersten Mal überwunden, — überwunden durch ihn, vor ihren Augen! Alle Welt hatte demselben zugejauchzt, selbst die widerstrebenden Colmarer, — ihm, den er in tiefen Schatten stellen wollte. Jetzt sah jedermann nach diesem verhaßten Nebenbuhler, während er selbst fast unbeachtet bei Seite stand. Hatte doch Gertraud nur noch Augen für den glücklichen Sieger, ja, sie trat an die Schranken vor und sprach im Angesichte Aller so freundlich mit ihm, als hätte sie nie Ursache gehabt, zu zürnen! Nachdem Wenzel diese Beobachtung gemacht hatte, konnte die Bitterkeit seiner Gefühle, der tödtliche Ingrimm seines Herzens auch dadurch nicht mehr gesteigert werden, daß er sah, wie selbst seine eigenen Leute dem Schlettstadter Bewunderung zollten, oder daß er hörte, wie auch Meister Störlin anfing sich zu rühmen, daß der junge Schwarz bei ihm in der Lehre gewesen und dessen Vater ein ganz guter Freund von ihm sei. Inzwischen hallte von der Schlettstadter Seite Jubel und fröhliches Singen; bei den Gesellen von Colmar herrschte nur das Geflüster und träge Geplauder einer gedrückten Stimmung. In diese war nun der Besuch des jungen Schwarz gefallen, den Wenzel so schnöde von sich abwies.

Als nun der aufgeregte Küfergeselle seinem glücklicheren Nebenbuhler den Rücken gekehrt hatte und sich rasch aus dessen Nähe entfernte, mochten seine Zunftgenossen noch so bestürzt über dessen Benehmen sein; er selbst wähnte, besonders gelassen gewesen zu sein und wunderte sich, daß er so sehr an sich zu halten vermocht hatte. Denn der Anblick des Hermann Schwarz hatte sein ganzes Innere wild aufgeregt, so daß es nur eines kleinen Anlasses, eines hart entgegnenden Wortes bedurft hätte, um seinen ganzen Ingrimm zum thätlichen Ausbruch zu bringen. Ja, ihn wurmte nachgerade, daß ihm dieser Anlaß durch den Gegner nicht gegeben worden war. Die Lust kam ihm, nochmals umzuwenden und den Streit, trotz aller Begünstigungen, trotz Sitte und beschworenen Festfriedens ein für allemal mit der Faust oder beim breiten, kurzen Zunftschwert auszufechten, das unter dem friedlichen Namen einer „Wehr" die Lenden jedes Küfergesellen gürtete. „Ich will Dir zeigen, zimperlicher Fant, daß ich kein wälscher Gecke bin, an dem Du zum Helden werden könntest!" stieß er wüthend heraus.

Damit hatte er, in der Absicht zurückzukehren, seine Schritte eingehalten, als sich ihm einer der Lehrjungen, welche zur Bedienung der Gesellen auf dem Festplatze umher schwärmten, rasch näherte. Es war derselbe, der schon mit einer Botschaft zu Hermann Schwarz gelaufen und von dem dicken Caspar ohne Erquickung davon geschickt worden war. Auch jetzt schien er wieder mit einer Sendung betraut, denn er stellte sich dem aufgeregten Gesellen in den Weg. „Was willst Du, Maulaffe?" fuhr ihn der Küfer an.

„Wenn Ihr für eine Weile über die Schranken setzt," sagte der Junge, indem er einen Mantel hin-

hielt, „sollt Ihr nicht vergessen, Euch in den Mantel zu hüllen, damit Euch Niemand erkenne!"

„Hund von einem Ziegenschurz!" knirschte Wenzel. „Hab' ich mich zu verbergen?"

Und damit hatte der Gereizte dem Jungen eine Ohrfeige gegeben, daß der das Feuer auf dem Schwarzwald brennen sah, wie man im Elsaß zu sagen pflegt. Gleichzeitig entriß er aber dem Aufheulenden seinen Mantel, warf sich diesen um die Schulter und ließ den Jungen stehen, um sich ohne weiteren Aufenthalt über die Schranken zu schwingen, wo er sich unter der Menge verlor.

„Wer war denn der grobe Filz?" wurde von den murrenden Umstehenden gefragt, welche den heulenden Jungen bedauerten.

„Habt Ihr ihn nicht erkannt? Störlin's Obergeselle war's!" antwortete Einer von Colmar. „Der hat eben Ursach' genug zum Aerger, und dem Peterlein schadet die Ohrfeige um so weniger, je saftiger sie war. An dem ist kein Streich verloren, als der neben abfällt. Was braucht er sich zum Sendboten für den böswilligen Spott der Junker dorten herzugeben!"

„Hat er's für die Junker gethan? Nun dann ist's ein Galgenstrick," hieß es jetzt. „Was ein Häklein werden will, krümmt sich bei Zeiten," setzte ein Anderer hinzu.

Unterdessen heulte und brüllte das Peterlein in Einem fort.

„An mir läßt er seinen Zorn aus, weil er dem Schlettstadter, der ihn überall aussticht, nichts anhaben kann. Störlin's Gertraud schaut ihn ohnehin nicht mehr an, und im Preislauf wird er wieder verlieren, — die edeln Herrn dorten haben darauf gewettet. Recht geschieht's ihm! Ich möcht' nur können, wie ich wollt'! Warte nur!" fügte der Bube hinzu, indem er die Faust nach der Richtung hinhob, in welcher Wenzel unter der Menge verschwunden war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hettenheimer Erdgesellschaft.

C. Aus dem Eisthale, 2. Febr. Heute berichte ich Ihnen von den Erdgräbern und von der Erdgesellschaft. Der Lohn, den erstere bekommen, ist verschieden je nach der Tiefe der Grube, in der sie arbeiten. In den Gruben, in welchen die Erde der Oberfläche am nächsten sich befindet, erhalten sie pro Ctr. 3¼ Kr., in denen, wo sie am tiefsten steckt, 4½ Kr. Nehmen wir als Mittel-, als Durchschnittspreis 4 Kr. pro Ctr. an, so ergäbe sich für das verflossene Jahr 450,000 × 4 Kr. = 30,000 fl. Arbeitslohn, immerhin eine anständige Summe. Da diese auf alle Erdgräber vertheilt werden muß (es sind ca. 75), so ergeben sich für den einzelnen nur ca. 400 fl. Gehen wir jetzt von den Arbeitern über zu den Herren. Es ist selbstredend, daß ein Ort, in welchem fast alle Bewohner auf Einen Erwerbszweig angewiesen sind, nur dann emporkommt, wenn die einzelnen Theilhaber unter einander einig sind; für einen solchen Ort ist die Einigkeit fast eine Lebensbedingung. Das haben die Hettenheimer schon längst empfunden. Sie haben sich deßhalb zu der sogenannten „Erdgesellschaft" zusammengethan. Der Zweck ist jedenfalls, den großen Vortheil, den die Thonerde ihnen gewährte, allen Betheiligten gemeinschaftlich zukommen zu lassen. Und wenn dieser Zweck wirklich verfolgt wird, so kann man dieser Gesellschaft nur seine volle Sympathie entgegen tragen; ja man müßte es als eine Forderung der Billigkeit ansehen, daß denjenigen, welche am längsten das Erdgeschäft betreiben, deren Eltern sogar schon dasselbe betrieben, bei Constituirung der Gesellschaft ein gewisses Vorrecht, die größte Betheiligung eingeräumt würde. Besehen wir uns die Gesellschaft des Nähern. Die zu versendende Erde muß nach den Statuten der Gesellschaft in einem ganz bestimmten Verhältnisse aus den ca. 40 Gruben entnommen werden. Die Gruben sind und bleiben Eigenthum der einzelnen Gesellschaftsmitglieder, die aber in Folge ihrer Betheiligung an der Gesellschaft nicht mehr und nicht weniger Erde abgeben können und dürfen, als ihr Antheil an der verkauften Erdmenge besagt. Der eine Grubenbesitzer ist nun an der Gesellschaft betheiligt mit 100, der andere mit 115, oder 120, 140, 150, 200 Ctr. und so hinauf bis zu 340 Ctr. Die Summe aller Betheiligungszahlen war fürs Jahr 1871 5300 Ctr., für 1872 soll sie ca. 5650 Ctr. betragen haben und fürs Jahr 1873 soll sie auf 6000 gestiegen sein. Diese Zahl ist also keine feststehende, sie wird vielmehr verändert durch jede Erdgrube, die mit einer gewissen Betheiligung in die Gesellschaft aufgenommen wäre; immerhin bleibt sie aber entscheidend bei der Abrechnung. Doch um Ihnen die Sache am einfachsten klar machen zu können, glaube ich mich in Form einer Rechenaufgabe ausdrücken zu sollen. Dabei vom Jahre 1872 ausgehend, muß ich so sagen: So oft 5650 Ctr. Erde verschickt sind, so oft hat Jeder seine Betheiligungszahl in Centnern geliefert, so oft hat also der eine 100, der andere 115, 120, 150, 200, 340 Ctr. geliefert, je nachdem er betheiligt ist. Daß nun Jeder seinen Antheil liefert, dafür zu sorgen, ist Sache der Aufseher oder Wagemeister, aus welch' letzterer Benennung sich der Haupttheil ihrer Arbeit, das Abwiegen der Erde nämlich, von selbst ergibt. (Nebenbei bemerkt, diese Wagemeister, drei an der Zahl, erhalten einen Gehalt von zusammen ca. 2300 fl.) Im Jahre 1872 hat also jeder Grubenbesitzer 450,000 : 5650 = 79,64 .... mal seinen Antheil geliefert (ich nehme die runde Zahl 450,000, eigentlich sind es nur 449,000 Ctr.), mithin ein mit 100 Ctrn. Betheiligter 7964 Ctr. Nach der bereits Statt gehabten Abrechnung erhält ein solcher 1420 fl., das wäre ungefähr 10,7 kr., oder wenn Sie die wirklich nur verrechneten 7528 Ctr. annehmen, nur weniges mehr, wie 11 kr. per Ctr. Hiervon sind nun freilich die Reisekosten für die Verkäufer, der Gehalt für die Waagemeister, die Speditionsgebühren und ähnliche Ausgaben abgerechnet; allein Holz und Oel, und vor allem der Arbeitslohn für die Erdgräber muß noch von diesem Gelde bezahlt werden. Da stellt sich denn allerdings das Geschäft doch nicht so glänzend heraus, als man gewöhnlich meint, und ich selbst, ich gestehe es, immer geglaubt habe. Was ich aber früher auch schon geglaubt, das ist mir jetzt zur Gewißheit worden; und ich behaupte, es könnte bei besserer Einrichtung ungemein mehr an der Erde verdient werden. So wurde mir erst kürzlich von Betheiligten gesagt, daß bei der Abrechnung nie ein Brief oder ein anderes Schriftstück eines Fabrikanten, der Erde bezogen, vorgelegt wird, aus welchem man den erzielten Preis ersehen könne; Alles was vorgelegt werde, seien die Notizen, welche die Wagemeister über die abgeschickte Anzahl Centner machen; die Preise würden so angenommen, wie die Versender sie auswendig angäben. Jeder kann hinausreisen, der will; verkauft er, so braucht er nur den Wagemeistern anzugeben, wie viel Erde, und wohin dieselbe zu liefern ist, von einer weitern Controle ist keine Rede. Ich meine ferner, das Geld, welches für die Erde eingeht, wäre ebenso einer Controle zu unterwerfen, wie die zu versendende Erde. Das Geld, das im Januar oder Februar eingeschickt und erst zu Anfang des folgenden Jahres vertheilt wird, trägt es in den 10, 11 Monaten Zinsen ein, oder bleibt es unverzinslich liegen? Man kann jede dieser beiden Fragen verneinen: der Gesellschaft als solcher bringt es keine Zinsen, und wenn weniger bemittelte Mitglieder sich leihen wollen aus der Gesellschaftskasse, etwa um ihre Arbeiter zahlen zu wollen, so ist selten Geld vorhanden. Früher sind weit höhere Preise erzielt

worden für die Erde, als in den letzten Jahren. In den Glas- und Porzellanfabriken, namentlich aber in den Fabriken feuerfester Steine, ist die Hettenleidelheimer Erde geradezu unentbehrlich geworden. Das wissen die Hettenheimer sehr wohl. Trotzdem aber, und obgleich alle Fabrikate im Preise steigen, (Glas ist sogar über 125 % gestiegen) fällt der Preis für die Erde von Jahr zu Jahr. Das wäre doch unmöglich, wenn das Geschäft einheitlich geleitet und betrieben würde, wenn nicht die Einzelnen nur darauf bedacht wären, Geschäfte zu machen, unbekümmert darum, ob sie ein anderes Gesellschaftsmitglied aus seiner Kundschaft vertreiben. Was jetzt gegen früher weniger gelöst wird, geht der Gesellschaft und damit der Gemeinde verloren, und bei höhern Preisen könnte auch den Arbeitern ein höherer Lohn bezahlt werden, was denselben in Anbetracht der stetigen Preissteigerung der Lebensmittel wohl zu wünschen wäre. Freilich, so lange die Gesellschaft bleibt, wie sie ist, kann an eine Erhöhung der Preise nicht gedacht werden. Dazu gibt es nur Ein Mittel: Die Gesellschaft auflösen und eine neue constituiren auf anderer Grundlage; gut wäre es sicher, einen kaufmännisch-gebildeten Geschäftsführer an die Spitze zu stellen, der dann die Angelegenheiten der Gesellschaft zu besorgen hätte: Verkaufen und Versenden der Erde, Buchführen, Gelder Einkassieren u. s. w. Ein Aufsichtsrecht über das ganze Geschäft wäre einem zu wählenden Ausschusse übertragen, der nach Verlauf einer bestimmten Zeit zu erneuern wäre. Auf diese Weise müßte das Geschäft für die Einzelnen und die Gemeinde rentabler werden. So viel ich habe erfahren können, hat man auch schon im vorigen Jahre etwas Aehnliches vorgehabt, der Plan soll aber gescheitert sein. Das Interesse der Grubenbesitzer erheischt aber meines Erachtens ihn wieder aufzunehmen. Zum Schlusse nur noch die Bemerkung, daß Alles in diesem Berichte Angeführte vollständig der Wirklichkeit entspricht; ich habe mich an Ort und Stelle begeben, und mich bei den Grubenbesitzern selbst nach den Verhältnissen der Gesellschaft erkundigt. (Wir müssen selbstverständlich unserm Herrn Berichterstatter die Verantwortung für die Richtigkeit seiner Ansichten überlassen. Die Red.)

Miscellen.

In dem Berichte, welchen Graf Segur über die communale Wirthschaft der Lyoner Vaterlandsvertheidiger an die Nationalversammlung erstattet hat, fehlt auch das komische Element keineswegs. Der Pole Mieroslawski brachte dort mehrere seiner welterschütternden Erfindungen an. Zuerst sein Gewehr, das Alles Dagewesene übertrifft, leider aber nicht so schnell in größerer Anzahl hergestellt werden konnte, um eine Rolle zu spielen. Desto emsiger verlegte man sich auf die von ihm erfundenen Hussitenwagen, Schildtornister und Kugelfängertornister. Der Hussitenwagen ersetzt alle anderen bei einer Truppe nöthigen Fuhrwerke, selbst Krankenwagen mit inbegriffen. Er schützt vor allen Gewehrkugeln, widersteht der Reiterei und selbst den Geschützkugeln. Will man angreifen, so wird derselbe auf den Feind losgelassen; er fährt wie der Blitz in die Reihen desselben hinein, öffnet sich alsdann nach allen Seiten, um eine Menge scharfer Klingen hervorschnellen zu lassen, die Alles niedermähen, indem der Wagen selbst in kreisende Bewegung geräth. Nöthigenfalls können diese Hussitenwagen auch einen kleinen Meeresarm überschreiten. Der Schild-Tornister widersteht ebenfalls den Kugeln, denn er ist mit den Küchengeräthen gepanzert. Den Kopf bedeckt der Soldat mit der Schaufelmütze, auf die Beine legt er das Zeug der Zelte, und er ist dann gegen alle Kugeln gefeit. Eine also ausgerüstete Schaar bildet eine eiserne Mauer, vor welcher der Feind bestürzt das Weite sucht. Der Soldat schnallt nun seinen Panzer ab, der sich sofort in einen Feldofen verwandelt, die Schaufel-Mütze dient als Schaufel und Kochgeschirr zugleich. Der Schild-Tornister wird zu einem kugelsichern Sitz, und der Wackere verzehrt nun seine wohlverdiente Ration. Aber wieder war es die bekannte affenartige Geschwindigkeit der Preußen, welche Alles verdarb. Der Krieg war beendigt, ehe alle diese schönen Sachen an dem Feinde erprobt waren. Die „reactionären" Offiziere legten wenig Zuversicht zu diesen Erfindungen an den Tag, aber die „Commune de Lyon" um so mehr, denn Mieroslawski ist ein guter Demokrat, der den Hussitenwagen nebst Zubehör sicher nicht erfunden haben würde, wenn die Sachen nicht in jeder Beziehung vortrefflich wären. Was die Geschichte verdarb, war die mangelhafte Anfertigung, die Handwerker arbeiteten schlecht. Trotzdem wurde dergleichen Spielzeug noch für 66,277 Francs nach dem Frieden angefertigt, und die Commune von Lyon verlangte vom Präfecten, er solle dafür sorgen, daß diese Erfindungen angewandt würden. Warum erklärte die Commune nicht zuvor auf eigene Rechnung den Preußen den Krieg?

Einem französischen Journal entnehmen wir folgende ergötzliche Anekdote: Ein junger französischer Cavallerieofficier nimmt mit einem Detachement von 7 Pferden bei dem Maire eines kleinen Dorfes auf einige Tage Quartier. Die junge Frau des Maire verbindet mit einem rosigen Teint entzückende schwarze Haare, große blaue Augen, welche gleich gut zu schmachten, wie schalkhaft zu funkeln verstehen, den Wuchs einer Sylphide und den Fuß einer Andalusierin. Diese vielseitigen Reize verfehlen nicht, unsern jungen Cavalier — den wir Aurelian nennen wollen — binnen 48 Stunden für seine Wirthin bis zur Raserei zu entflammen. Schon am dritten Tage macht Aurelian die Bemerkung, daß seine zierliche, fast zarte Gestalt der Gebieterin seines Herzens Interesse einflößt und die beredten Blicke seiner sentimentalen Augen bisweilen verstohlen erwiedert werden. Es gilt eine letzte Probe, um Gewißheit zu erlangen. „Ich habe einen Brief von meinem Obersten erhalten", beginnt er eines Tages, und seine Stimme zittert — ich reise Morgen ab." — „O nein; noch nicht!" — flüsterte das angebetete Weib ihm zu. Aurelian vermag kaum seine Fassung zu bewahren; er stürzt auf sein Zimmer, der glücklichste Liebhaber des Weltalls. Es ist klar: sie liebt ihn. Er bleibt natürlich und faßt den Entschluß, in einem lodernden Briefe dem göttlichen Weibe sein ganzes Herz auszuschütten. Eines Abends, als er seine Herzensergießungen zum hundertsten Male überliest, wird er auf eine lebhaft geführte Unterhaltung im Hofe aufmerksam. Hinter den herabgelassenen Vorhängen, am offenen Fenster, beginnt er zu horchen. „Ich sage Dir, Eulalia", — schallt es an sein Ohr — „daß ich mir dieses Blickewerfen mit dem jungen Offizier ernstlich verbitte." — „Hast Du es bemerkt?" — „Auffallend genug, dachte ich, hättest Du es getrieben!" — „Aber, Mann, ich that es ja nur, um den jungen Herrn ein wenig um den Bart zu gehen. — „Ja, weswegen denn zum Henker?" — „Wegen seiner Pferde. Er hat 8 Pferde im Stall; wenn er noch bis zum Ende der Woche hier bleibt, sind wir im Stande — unser ganzes Stück Kartoffelland abzudüngen" (fumer.)

Entsetzlich! eine Perle auf einem Düngerhaufen! In aller Frühe des nächsten Morgens reiste Aurelian ab, war 8 Tage später in Afrika und schickt von dort aus seinem Wirthe ein Kistchen algerischer Cigarren mit den begleitenden Worten „Ily a plusieurs manières de fumer!"

*Charade.

Eins ist ein geographischer Begriff,
Nach welchem sich richtet ein jedes Schiff.
Zwei ein allerneuestes Maß;
Närrische Weisheit verschafft uns das.
Das Ganze gibt jeglichem Drucke nach:
So meint der Franz vom Eisenbach.

Auflösung des Silbenräthsels in Nr. 15:
Englmann.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 20. Speyer, Samstag, den 15. Februar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Hör', Wenzel," sprach jetzt der reiche Weinküfer in seiner Angst noch eindringlicher. „Du kränkst mich, Deinen Meister, meine Gertraud und Deines Vaters Haus durch solche Reden. Sie wartet nicht darauf, sag' ich. Und wäre es dennoch, wollt' ich der Thörin schon den Kopf zwischen die Ohren setzen."

„Mag sein. Morgen wandre ich, Meister!"

„Was?! — Doch wofür ärgere ich mich und fahre auf, wie der Spund vom Mostfasse!" sagte der Meister, *sich selbst unterbrechend.* „Ich will's lieber nicht *gehört haben. Aber* meinst Du, Störlin's Gertraud habe *nöthig, einem* Schlettstädter Küferssohn nachzulaufen, *weil* der *mit* der Armbrust trifft, fein tänzeln und im *Reif springen* kann? Heut' ist der Tag dafür, — man *schaut* darnach, lobt, gibt ein freundliches Wort. *Morgen aber* ist das vorüber. Da muß man ein richtiger Küfer sein, wenn man noch zu Störlin's Tochter aufschauen will. Nun, der Hermann Schwarz ist ein gewandter Geselle, das muß man ihm lassen, anstellig und hat was gelernt, — er war ja beim Küfermeister Störlin zu Colmar in der Lehre. Aber, es gibt doch noch einen bessern, und wer das sei, brauch' ich meinem Obergesellen nicht zu sagen. Da fällt mir ein, Wenzel, daß morgen im Rathskeller der Wein abgelassen werden muß; auch ist noch viel Träster zu schneiden und das Zehnfuderfaß für meinen günstigen und guten Freund, den Domherrn Conrad von Busnang, fertig zu machen. Diese Schlemmertage haben viel Arbeit zur ungelegensten Zeit liegen lassen. Du wirst die Gesellen anhalten, daß sie das Daubenholz anders aufschichten. Es wird gerade genug zu thun geben. Alle Welt meldet sich bei dem Störlin am Markte zur Kundschaft, als ob ich nicht das Jahr durch schon genug für mich selbst und meinen eigenen Keller zu thun hätte. — Und dann, — hab' ich Dir etwa schon gesagt, daß mich meine Gertraud vorhin ängstlich fragte, wo Du hingerathen, ob Dir was fehle, oder ob Du gar böse seist? Das sollst Du nicht sein und ja dafür thun, daß Du im Preislauf gewinnest."

„Hat sie das wirklich gesagt?" fragte Wenzel, indem er flüchtig herüber blickte.

„Ei, das ist nicht einmal Alles," sagte Meister Störlin bedeutsam. „Und dem ist nicht so, daß sie sich nicht um Dich kümmere. Sie will's nur nicht vor aller Welt Augen kund thun, damit es nicht gleich heißt: Ah hm! Man kann der Leute Mäuler eben nicht zuspunden."

„Aber die Leute," warf Wenzel ein, und sein Ton war nicht mehr so herb, „die Leute reden anders und nennen nur immer den Schwarz von Schlettstadt mit Eurer Gertraud zusammen."

„Das wird bald aufhören, ist's überhaupt nur wahr," bemerkte der Küfermeister, dem nicht entgehen konnte, daß sein Zuspruch kein vergeblicher gewesen, und dem nun vor allen Dingen daran lag, seinen Obergesellen auf dem Wege zum Festplatze zu zerstreuen, dessen Gedanken allmälig abzulenken und anders zu beschäftigen, während er ihn zurückführte. „Den Schwarz mag's nicht wenig verdrießen," fuhr er fort, „daß sie nicht gewartet mit dem Kränzlein, bis es dem jungen Herrn gefällig war. That er doch, als wär' der Kaiser sein Strohschneider. Da stoß' ich vorhin zufällig auf den Conrad Lang, ein redlicher Mann und von den Geden her wohl bekannt, sonst mir auch ein guter Freund. Vetter, fragt er, wo ist Euer Obergeselle? Weiß ich's? geb' ich zur Antwort. Sind denn die Jungen heute alle toll? sagt er, läuft diesen Nachmittag meiner Schwester Sohn auch umher, Gott weiß wo, gibt seinen Schuß im Stand auf, versäumt das Kränzlein, so ihm Eure schönste Jungfrau Tochter verehren will! Nehmt's nicht für ungut, lieber Vetter, und laßt's Eure Schlettstädter Freundschaft nicht entgelten, wenn der Junge auch nochmals eine Thorheit begehen sollte, so lange wir hier sind. Ei, liebster Vetter Lang, sag' ich, ganz und gar nicht, es hat das Alles ja nur wenig zu bedeuten. Drauf frag' ich noch, wie es denn mit dem Schuß stehe und ob der junge Edelmann Glück gehabt, der meine Gertraud im Ehrentanz geführt habe. Damit sei's ein eigen Ding, sagt er und vertraute mir nun an, wie es sich verhielt."

Meister Störlin schien zu erwarten, daß Wenzel nun fragen werde, wie sich denn eigentlich diese Sache verhalten habe. Aber entweder war dessen Neugierde nicht erregt, oder waren seine Gedanken mit Anderem beschäftigt, als sie so mit einander dahin schritten, der Meister seinen Gesellen am Arme haltend und dem Anscheine nach noch immer fürchtend, derselbe könne

ihm entrinnen. Wärend sich die Nähe des eigentlichen Festplatzes schon durch das wirre Gesumme von Stimmen kundgab, fing nun Meister Störlin unaufgefordert seinen Bericht und zwar in folgender Weise an: „Als der Schuß zu Ende war und das Schiedsgericht mit den Schreibern an der Scheibe saß, stack zwischen den andern Bolzen der Zirkelschüsse auch einer mitten am Zweck. Der Vetter von Schlettstadt, Conrad Lang nämlich, zieht in gleich heraus, um ihn einschreiben zu lassen, beschaut ihn auch, wessen Namen er trage. Auf einer Seite des Schafts war das Wappen der Pfalz mit dem Löwen eingebrannt, was den Vetter höchlich verwundert, auf der andern Seite stand mit frischer Schrift „Junker Fritz"! Ei, denkt der gute Vetter, ich habe noch nicht vernommen, daß schlichte Junker des hohen Pfalzgrafen Bolzen versenden. Drauf bespricht er auch mit den Andern die Sach'. Zuletzt aber kommt einer der Ritter, die mit beigeritten waren und berichtet: Junker Fritz stünd' allerdings so sehr in des hohen Pfalzgrafen Gunst, daß er öfter mit dessen Bolzen schieße. Demnach hat es sich ergeben, daß ein vornehmer Ritter und Freund des hohen Pfalzgrafen bei Rhein mit im Stand geschossen, wie ein anderer Mann, und dabei einen Zweckschuß gethan habe. Meines Dafürhaltens ist aber der edle junge Herr, der mit Meister Störlin's Tochter so fröhlich gesprochen, nicht etwa bloß des Schießens wegen gekommen. Ich hab' einmal vernommen, der Kurfürst wolle ein mächtig großes Faß anfertigen lassen und in sein Schloß zu Heidelberg einlegen. Drum, wer weiß, wer weiß, Wenzel, ob nicht sein guter Freund, der junge Edelmann, gekommen ist, um sich vorerst einmal mit dem Küfermeister Störlin von Colmar in's Vernehmen zu setzen. Nun, Wenzel, wir wollen ihm das große Faß schon machen. Wir verstehen uns ja darauf! Meinst Du nicht?"

„Ja, Meister, wenn Ihr erst wüßtet, nach wem er umher lief," sagt jetzt Wenzel bedeutsam.

„Wenn ich wüßte, nach wem er umher lief?" wiederholte Meister Störlin betreten und sah seinem Obergesellen fragend in's Gesicht. „Nun, ich kann's Euch sagen," fuhr Wenzel im vorigen Ton fort: „Er lief Herlisheimer Grasmägdlein nach, die er schon als Ziegenschurz, da er bei Euch die Küferei lernte, gar wohl gekannt hat."

„Ziegenschurz? Bei mir?" fing Meister Störlin wieder mit allen Zeichen verwirrten Erstaunens an. „Wenzel, wer war Ziegenschurz bei mir?"

„Ei, Meister, Ihr wißt es ja selbst! Der Hermann Schwarz!"

„So soll ihn der Donnerschlägel treffen!" rief jetzt Meister Störlin. „So, Bauerndirnen läuft er nach, indeß meine Gertraud mit den Jungfrauen der Stadt — — — Nun, Recht so! Er ist von Schlettstadt, wo man gut Freund ist mit Herrn Smaßmann von Rappoltstein, der uns das Ried streitig machen will und alle Küferarbeiten von den Schlettstädtern besorgen läßt! Wenzel, dieser Hermann Schwarz, diese Schlettstädter Hungerleider, die da drüben bei unserm Weine jubeln, müssen — ich sage Dir müssen — müssen und werden im Preislauf unterliegen. So, jetzt geh und thu Dein Sach!" Damit befand sich Wenzel wieder, ohne sich's eigentlich versehen zu haben, auf dem mit Seilen umspannten Platze, wo ihn seine Kameraden mit vorwurfsvollem, aber nicht minder freudigem Zuruf empfingen und auch die Menge mit Befriedigung hinnahm, daß er wieder da sei, auf den Alles in halber Verzweiflung gewartet hatte. Denn wenn Colmars alter Ruhm vor den Schlettstädtern erhalten werden sollte, wenn der Tag für die heimische Gesellenschaft noch gerettet werden konnte, so war dieß nur von Einem zu hoffen. Und das war eben Störlin's Obergeselle.

Achtes Capitel.

Herbei!

Die Verzweiflung unter den Festlenkern war in der That groß und steigerte sich mit jeder Secunde, als nach Beendigung aller Schüsse vor der Scheibe der Preislauf der Küfer beginnen sollte und das hervorragendste Mitglied der Colmarer Gesellenschaft fehlte. Damit war die Partie so ungleich geworden, daß es eben nicht zu verwundern war, wenn die von Colmar erklärten, sie würden den Wettkampf ohne den Wenzel nicht wieder aufnehmen. Nach vielen und lebhaften Verhandlungen, während welcher in allen Richtungen nach dem Fehlenden gelaufen und gesucht wurde, kam es endlich zu der Zusage der Colmarer Gesellen, wenn Wenzel nach Ablauf einer bestimmten Frist nicht gefunden sei, in den Wettkampf unter der Bedingung eintreten zu wollen, daß Hermann Schwarz auf denselben verzichte. Der war nun alsbald und mit sichtlichem Vergnügen hierzu bereit, so daß es nachgerade schien, er habe sich eine solche Gelegenheit herbei gesehnt und sie komme ihm höchlichst erwünscht. Aber seine Schlettstädter Mitgesellen wollten ganz und gar nichts von seinem Rücktritte wissen und gaben die bestimmte Versicherung, lieber den Preislauf ganz aufgeben zu wollen, als in den Ausschluß ihres anerkannten Führers zu willigen. So standen die Dinge, und es gab sich auf dem Festplatze, wie im Publikum, bereits die besorglichste Unruhe kund, daß der schönste Schluß des Festes überhaupt wegfallen werde. Besonders machten die Jungfrauen auf den Ehrensitzen verdrossene und betrübte Mienen, da die Weinsegen und Trinksprüche beim Becherschwung ja vorzüglich ihnen gebracht werden mochten, wie sie wenigstens beanspruchen durften, und jede für sich auch beanspruchte. Mit langen Gesichtern und fassungsloser Haltung standen die Räthe und Meister der Stadt umher, und die Festlenker wischten sich hin und herlaufend den Schweiß von der Stirne.

Es läßt sich denken, mit welcher Freude Wenzel's Rückkunft nun aufgenommen wurde, wie hoch die Veranstalter des Festes, die Meister der Stadt und des Handwerks aus beklemmenden Sorgen aufathmeten, als endlich Meister Störlin seinen Obergesellen zurückbrachte. Ein frohes, beifälliges Gemurmel ging lauter durch die Menge; es drang wohlthuend an Wenzels Ohr. Die Festlenker begrüßten ihn mit stürmischen Freundschafts-

äußerungen, seine Kameraden umdrängten ihn mit freudigen, zuversichtlicheren Mienen, und ihre Vorwürfe waren nicht weniger schmeichelhaft, als ihr froher Zuruf. So war er denn doch vermißt worden, man hatte das Vertrauen auf ihn nicht verloren! Es war eine gar erhebende Ueberraschung, so gleichsam als der Erretter aus aller Noth empfangen zu werden, während sein verwundeter Ehrgeiz noch eben erst mit kaum verhaltener Wuth die Kränkungen empfunden hatte, als deren Opfer er sich fühlte. Da mußte sich ja sein starrer Trotz lösen, mit welchem er den Entschluß gefaßt, der ihn selbst am meisten geschmerzt hatte. Seine Absicht, sich von dem Preislauf auszuschließen, konnte nicht länger anhalten. War er doch offenbar jetzt der Mann des Augenblicks. Und er durfte nur aus dem Kreise der Meister und Gesellen nach den Ehrensitzen empor schauen, wo die geschmückten und bekränzten Jungfrauen saßen, um zu bemerken, wie jetzt alle die erheiterten Mienen und froh erglänzenden Gesichter nur nach ihm herüber gerichtet waren, — wie sich die holden Mägdelein auf die Fußspitzen stellten, um nach ihm zu sehen, und wie selbst Gertraud sich jetzt erhob, die Hand an das Gesicht legend ihm vertraulich zunickte und fast unmerklich mit dem Finger drohte. Ihm war dieß nicht entgangen, und von allen Willkommsbezeugungen war ihm vielleicht diese scherzhafte Drohung die liebste. Sein Entschluß zu siegen, um jeden Preis zu siegen, war gefaßt.

Die Gruppen sonderten sich, als ein erstes Zeichen gegeben wurde, die Lehrjungen standen schon mit den blumenumwundenen Reifen bereit, und die Aufseher des Festplatzes forderten die Meister und sonstige Handwerksverwandten auf, den Ort zu räumen. „Aus den Bohnen! Aus den Bohnen!“ rief der dicke Caspar von Schlettstadt gleich seinem Amtsbruder von Colmar. „Aus den Bohnen! Du auch, langer Kunz! Hast jetzt nichts mehr da zu suchen, und der Hermann Schwarz mag jetzt selbst zusehen, ob er thöricht oder weise handeln will! Aus den Bohnen! Ihr auch, Conrad Lang, müßt fort wie jeder andere Mann! Wenn Euer Schwestersohn noch nicht klug ist, macht Ihr ihn auch nicht mehr klug zu dieser Frist. Aus den Bohnen! Und frisch auf, Gesellen! Die Wehr ab, die Reifen zur Hand! Die Brünnlein sind frisch gefaßt, die Becher geschwenkt, die Kehlen gesalbt! Redet fein und frisch von der Leber weg. Und dann springt, daß die Reifen fliegen und den gaffenden Mägdlein der Athem stille steht!“

Der letzte, welcher vom Platze wich, war Zunftmeister Störlin von Colmar; denn er hatte ein besonderes Vorrecht, sich jeglichem Ordnungsruf am spätesten zu fügen, und heute um so mehr, als er noch immer unter wichtigen Mienen und lebhaften Geberden einen Lobspruch einzuernten, eine Frage hinzunehmen und Dem und Jenem seiner guten Freunde unter den angesehenen Männer des Landes über die Schranken hinüber anzuvertrauen hatte, daß ihm allein zu danken, wenn der Wenzel jetzt dastehe, und wie alle Klugheit, deren er sich vor Allen rühmen dürfe, dazu gehört habe, ihn zurückzubringen. Endlich aber mußte doch auch er „aus den Bohnen“ weichen. Denn schon hatten die Gesellen die kurzen Schwerter, welche während der langen Pause zum Theil umgeschnallt worden waren, wieder bei Seite gelegt und ließen sich von den Lehrjungen allmälig die zierlich geschmückten Reife für den Becherschwung geben, während die größeren Faßreife aus starken Eschenlohden, mit denen der Preislauf versucht werden sollte, an dem Gerüste lehnten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Mannheim. Copie des Gedichtes, welches unter der Abbildung der fliegenden Brücke über den Rhein zu Mannheim, welche im Jahr 1669 im Monat Juli, durch den Bürger Wilhelm Taulphaeus von Bacharach, verfertiget worden, stehet:

Was kan der Mensch nicht thun, mit Vortheil und Verstande!
In Holland segelt man mit Wagen auf dem Sande
So schnell als in der See: Jetzt hat bei uns erdacht
Ein kluger Schiffbaumann, und künstlich außgemacht,

Zu Mannheim eine Brükk, die auf dem Wasser stehet,
Und ohne Segels Hülf und Rieme übergehet,
Darauf in einer Fahrt man etlich hundert Mann
Zusammen über Rhein bequemlich führen kann.

Die Brükk, ob sie schon schwebt, hat auf einmal getragen
Dreyzehen an der Zahl sehr schwer beladene Wagen,
Zu jedem auch drey Pferd. Es mögen Brükken seyn
Bey der und jener Stadt, von hartem Quaderstein

Und Marmel aufgewelbt; die ist auß Holz gebauet,
Und wird von männiglich gerühmt, der sie beschauet,
So hat die Edle Pfaltz, das gröste Faß mit Wein,
Und die berühmte Brükk und Anfuhrt an dem Rhein.

Weinfälschung, sonst und jetzt. Die Weinzeitung schreibt: In einem Orte, den wir hier nicht nennen wollen, ging unlängst der Mackler von Haus zu Haus und fragte ganz naiv, ob der Wein noch nicht fertig sei; in einem andern Orte beklagten sich die Frauen, daß ihnen schon einigemal Morgens das nothwendige Kaffeewasser gefehlt habe. Unter diesen Verhältnissen dürfte nachfolgende Verordnung vom Jahre 1751 als Parallele zwischen „Sonst und Jetzt“ bezüglich des Weinmachens von Interesse sein:

„Gnädigste Verordnung, die Bestrafung derer Weinverfälscher betreffend. Von Gottes Gnaden Wir Wilhelm, Landgraf zu Hessen, Fürst zu Hersfeld, Graff zu Katzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schaumburg und Hanau ꝛc. Fügen jedermänniglich in unserer Graffschaft Hanau hiermit zu wissen und ist allenthalben bereits mehr als zu viel, bekannt; Was maßen das in denen ältesten Reichs Gesetzen Anno 1497 und hernach höchst verpönte Wein- und Giftmischen seit einiger Zeit in mancherleiweise und Gestalt hin und wieder von neuem überhand genommen, und von gewinnsüchtigen und ehrvergessenen Leuten vielen Menschen durch gemachte Weine am Leben und Gesundheit ein unersetzlicher Schaden zugefügt und große Betrügereien damit getrieben worden. Nachdem wir nun solchem Unwesen vorzubeugen und die dadurch unsern getreuen Unterthanen bevorstehende Gefahr so viel thunlich abzuwenden eine Nothdurfft ermessen: So setzen, ordnen und wollen wir hiermit, daß Diejenige, welche die Weine mit Mineralien, Silberglett und dergleichen zu vergifften und schädlich und ungesund zu machen sich unterfangen, ohne einige Gnade mit dem Strang vom Leben zum Tode gebracht, Diejenige aber, so die Verfälschung mit Vegetabilien, Rosinen und Zucker verüben, ausgepeitscht und auf ewig des Landes verwiesen, auch die Helffers Helffer, welche Handreichung dazu thun, und solches der Obrigkeit nicht anzeigen, vor ewig mit dem Zuchthaus oder anderem Gefängniß bestrafft; Und damit man dergleichen schädliche Betrügereien desto leichter in Erfahrung bringen könne, nicht nur bei denen mit Mineralien verfälschten Weine erfundene Probe, zu jedermanns Wissenschaft und Gebrauch dieser unserer Verordnung angefügt

sondern auch hinfüro in unseren Landen bei Ablassung und Pflegung derer Weine keine andere zünftige Bendermeister gebraucht, diese aber nebst ihren Gesellen durch einen besonderen Eid dahin verpflichtet werden sollen, darauf mit Acht zu haben, daß mit denen Weinen durchaus keine Schmiererei vorgenommen, sondern selbige so pur und reine, wie sie gewachsen, gelassen werden mögen. Worauf sich also jeder zu achten und vor Schaden und Beschimpffung zu hüten hat; Und damit sich Niemand mit der Unwissenheit zu entschuldigen haben möchte: So soll dies Gesetz und Verordnung durch öffentlichen Glockenschlag zu jedermanns Nachricht verkündigt auch jährlich von der Kanzel abgelesen und an denen gewöhnlichen Orten affigiret, auch von unserer Regierung, Ober- und Niederbeamten und männiglich darüber gehalten, und auf deren Contravention genauer Obacht genommen, auch Demjenigen, welcher einen Contravenienten ausmachen und anzeigen wird mit Verschweigung seines Namens ein besonderes Recompens gegeben werden. Uhrkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beigedruckten Fürstlichen Secret-Insiegels. So geschehen Cassel den 5. Januar 1751. **Wilhelm**, L. z H. vt. Berna"

So weit die fürstliche Verordnung. Hieran knüpft sich wohl ganz unwillkürlich die eine Frage: wenn dieses Gesetz heute noch als rechtskräftig erklärt würde: wie viele Seelen würden wohl noch unseren Weinländern verbleiben, wenn alle unsere Weinfabrikanten und deren Gehülfen entweder zum Tode verurtheilt, oder ausgepeitscht und auf ewig des Landes verwiesen, oder mit ewigem Zuchthause bestraft würden? Tempora mutantur!

(**Stenographie.**) Dem Jahresberiche über Stenographie-Unterricht in Bayern im Schuljahre 1871/72 entnehmen wir folgende Zusammenstellung, welche aber, wie der Bericht selbst sagt, auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch machen kann. Unterricht in der Stenographie wurde ertheilt an den Gymnasien in München, am Wilhelms- und Ludwigsgymnasium, in Metten, Passau, Straubing, Speyer, Zweibrücken, Amberg, Regensburg, Bamberg, Bayreuth, Hof, Ansbach, Eichstätt, Erlangen, Nürnberg, Schweinfurt, Münnerstadt, Aschaffenburg, Würzburg, Augsburg am Gymnasium St. Stephan und St. Anna, Dillingen, Kempten, Neuburg a. d. Donau und Freysing; an den Real-Gymnasien in München, Regensburg, Würzburg, Augsburg, (Erlangen nicht); an den Lateinschulen in Freysing, Ingolstadt, Frankenthal, Landau, Bamberg, Rothenburg, Kaufbeuern; an den Gewerbeschulen in Ingolstadt, München, Landshut, Passau, Amberg, Weiden, Bamberg, Bayreuth, Hof, Wundsiedel, Fürth, Rothenburg, Kempten, Neuburg a. d. Donau; an den gewerblichen Fortbildungsschulen in Neuötting und Schrobenhausen; an der Handelsschule in München (mit 160 Schülern) und Bamberg; an den Schullehrer-Seminarien zu Freysing, Altdorf und Eichstätt, an den Präparandenschulen zu Mindelheim (und Kirchheimbolanden, d. E.); in München in einem Curse für Schullehrer; an der polytechnischen Hochschule, am Cadettencorps, an der kgl. Pagerie, am kgl. Institut für Studirende in München; am gleichen Institute in Landshut; an den höhern Töchterschulen zu Freysing, Neuburg a. d. D., Miltenberg; (im Pensionate des Magdalenen-Klosters zu Speyer beginnt der Stenographen-Unterricht im Febr. l. J.)

Unterricht ertheilten: 21 Schul- und Seminar-Lehrer (und 3 im Berichte nicht verzeichnete), 20 Professoren, darunter 1 Pater, 6 Studienlehrer, 4 Realienlehrer, 2 kgl. Instituts-Direktoren, 2 Assistenten, 2 Pfarrer, 2 Schul-Schwestern, 2 Lehrerinnen, 1 Kaplan, 1 Ministerialrath, 1 Sekretär und Kammerstenograph, 1 kgl. Institutspräfekt, 1 Lehramts-Verweser, 1 Schul-Inspektor, 1 Stadtgerichtsassessor, 1 Rechnungs-Commissär, 1 Fonds-Verwalter, 1 Gerichtsschreiber, 1 Oberförster, 1 Kaufmann, 1 Fräulein, 1 Vereinsvorstand und ein Herr (ohne Standesangabe.) Doctor Lingg unterrichtete die beiden Söhne Seiner kgl. Hoheit des Prinzen Adalbert von Bayern, die Prinzen Ludwig und Alphons.

Oberbayern zählt 16 Lehrer, Niederbayern 10, Pfalz und Oberpfalz je 4, Oberfranken und Unterfranken je 8, Mittelfranken 11 und Schwaben 13. Die Real- und humanistischen Gymnasien und Lateinschulen zählen 1646 Sch., die Gewerb- und Handelsschulen, hiebei nur Pfalz und Unterfranken nicht vertreten 484 Sch., die Vereinscurse 143 Sch., die Privatcurse 129 Sch., Schülerinnen hatte es in Allem 84. Es ertheilten an 40 Orten 74 Lehrer an 2732 Schüler Stenographie-Unterricht. Auf die hohen Bildungsanstalten einschließlich der polytechnischen Hochschule treffen 2173 Schüler.

Der Bericht schließt: „Wir möchten die Frage nicht mit Zuversicht beantworten, ob an manchen Gewerbschulen kein Lehrer der Stenographie ist, weil sich keine Schüler für diesen Unterricht finden, oder keine Schüler, weil es an einem Lehrer fehlt. Für viele dieser Anstalten wird wohl das letzte zutreffen, und es dürfte sich der Versuch lohnen, an jenen Orten, wo ein Gymnasium oder eine Lateinschule sich befindet, den Gewerbschülern die Gelegenheit zu eröffnen, den Stenographieunterricht an den letztgenannten Anstalten zu besuchen, wie dies erfreulicher Weise in Rothenburg in Mittelfranken der Fall ist. Zu einem solchen Versuche wäre Gelegenheit geboten in Landau in der Pfalz, Speyer auch für das Realgymnasium (daselbst wird seit dem 1. December v. J. Stenograph eunterricht ertheilt), Zweibrücken, Regensburg, Schweinfurt, Straubing, Würzburg, Nürnberg auch für das Realgymnasium, Erlangen, Ansbach, Aschaffenburg und Kaufbeuern.

Das vornehmste Feld, das Ziel zu erreichen, welches Gabelsberger, der Meister der Stenographie selbst mit den Worten vorgezeichnet hat: „die Stenographie soll ein Gemeingut aller Gebildeten werden" ist gewiß die Schule. Bayerns Schulen aber verdienen für ihre Wirksamkeit in diesem Sinne alle Anerkennung. Sp. H. W.

(**Julie Ebergenyi** in der niederösterreichischen Landes-Irrenanstalt.) Bekanntlich kam diese Giftmischerin nach ihrer Verurtheilung in die Strafanstalt nach Neudorf, wo sie bis zum Tode ihres Complicen Gustav Chorinsky verblieb. Als sie den Tod desselben erfuhr, brach sie innerlich zusammen; sie hatte den Stützpunkt und das Ziel ihrer Leidenschaft verloren. Sie fing an, tiefsinnig zu werden, stundenlang vor sich hinzustieren, irre zu denken und zu fühlen, was man für Simulation hielt, denn zeitweise sprach und betrug sie sich normal. Da dieser Zustand wochenlang blieb, brachte man sie von Neudorf nach Wien in die Irrenanstalt, wo man bald erkannte, daß hier keine Simulation, sondern wirklicher Wahnsinn obwalte. Ihre Wärterinnen, die sie Tag und Nacht zu überwachen haben, erzählen, daß Ebergenyi anfangs alle 14 Tage, jetzt nur alle 5 bis 6 Wochen lichte Augenblicke habe, und daß sie jeder Tröstung unzugänglich sei. Die meiste Zeit sitzt sie auf einem Sessel in ihrer Zelle des Corridors, brütet und stiert stumpf und stumm dahin und gibt weder den Aerzten noch Jemanden Anderem Rede und Antwort, nur manchmal bricht sie in Schimpf- und Scheltworte gegen eine Unterwärterin aus, die sie nicht leiden kann. Auch liegt sie viel im Bette, ahmt das Stricken, auch Thierstimmen, meist die des Kukuk, nach. In der Nacht, wenn sie sich allein glaubt, springt sie aus dem Bette, reißt, was sie am Leibe hat, von sich und tanzt aus allen Leibeskräften in der Zelle herum, bis sie zu Bette gebracht wird. Neulich wendete sie sich gegen die Wand, stierte lange dahin, als sähe sie einen Gegenstand und rief: Gustav, Gustav! Du bist dort, schrecklich, ich hier, die Nemesis hat mich ergriffen — meine Stunde ist gekommen, ich leide erschreckliche Qual! — Gewissensbisse haben ihr Antlitz entstellt und sie ist widerlich anzusehen.

Charade.

(Fünfsilbig.)

Eins zwei: ein Maler, welcher nie betrügt,
Drei vier: ein Mann von flinker Klinge,
Die fünft': ein Ding, darin sich Leben wiegt:
Das Ganze: Täuschung nicht geringe!

Auflösung der Charade in Nr. 19:

Er — Amen — Examen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 21. Speyer, Dienstag, den 18. Februar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Dort hielt dicht an der Schranke zu Roß unter Anderen auch die Gesellschaft des Herrn von Rathsamhausen, welche begreiflicher Weise mit nicht geringerer Spannung und Ungeduld dem Beginn des Spiels entgegen sah, als das übrige Publikum. Man hatte sich einige Becher Wein von der nächsten Bude kommen lassen und sich die Zeit mühsam mit schlechten Späßen, halblauten Spottreden und verächtlichen Bemerkungen über das hoffärtige Handwerkervolk und seine Töchter vertrieben, oder man lieh seiner Ungeduld über die Verzögerung Worte und schimpfte über die Bärenhäuter, welche nicht vorwärts zu bringen seien. Besonders war der von Rathsamhausen in schlechte Laune gerathen, als er von der Ursache der Verzögerung hörte, denn der haushälterische Edelmann besorgte den Verlust seines Einsatzes. Auch Heinz Grefe, der Bastard von Lützelstein, hatte das ihm begegnende Mißtrauen hinsichtlich seines Wettsatzes noch nicht verwunden und stark in den verhaltenen Unmuth hinein getrunken.

Als nun Wenzel mit seinem Meister zurückgekehrt war, konnte der von Rathsamhausen seine Befriedigung nicht verhehlen und suchte eine Gelegenheit, sich dem Gesellen bemerklich zu machen, den er als tüchtigen Arbeiter von seinem Keller her wohl erkannte. Diese Gelegenheit hatte sich jedoch noch nicht ergeben, als die Trommeln und Pfeifen bereits zu spielen begannen, die Gesellen vollends alle nach den Reifen griffen und sich gruppirten, während der dicke Caspar von Schlettstadt und sein Colmarer Collge an ihre Mitgesellen lustige Anreden hielten und sie dabei anfeuerten, sich als richtige Küfer zu erweisen — sittig beim Becherschwung und Weinfegen, flink, behend und nachhaltig beim Preislauf.

So war endlich der ersehnte Augenblick genaht, der besonders die jungen Herzen der Schönen auf den Ehrensitzen mit bangen Hoffnungen erfüllte, aber auch den Busen manches Mägdeleins außerhalb der Umfriedigung stärker an's Mieder klopfen machte.

Mit Hermann Schwarz auf der Schlettstadter Seite war Wenzel einer der Letzten, die nach den Bänken zurücktraten, um Wehr und Mantel abzulegen. Beides der Obhut des Jungen übergebend, nahm er aus dessen Hand den mit Blumen umwundenen Reif, als der von Rathsamhausen diesen Augenblick wahrnahm, und sein Pferd dicht an die Umspannung lenkte. Jetzt winkte er dem Obergesellen des Meisters Störlin mit gnädiger, aber doch Willigkeit heischender Vertraulichkeit zu, und sprach: „Frisch auf, Geselle! Hilf mir zu dem Wettpreis, der Zunft von Colmar zu ihrem alten Ruhm und Dir selbst zum schönsten Mägdelein im Lande, das Dir sonst doch gewogen war. Zeig', daß Keiner besser springt, als Du. Mit Zuversicht bau' ich auf Dich. Wohlan, Du wirst für Dich und mich gewinnen."

„Laßt die That den Meister loben und rühmt den Hund nicht vor der Jagd!" rief jetzt laut und in wegwerfendem Tone Heinz Grefe, der Bastard von Lützelstein, von seinem Rosse herab. „Wir wollen die Kerle erst laufen lassen, bevor wir tadeln oder preisen."

Wenzel schaute nach dem Sprecher auf. Hatte er die Art, wie der von Rathsamhausen von ihm den Sieg um seines eigenen Vortheils wegen heischte, schweigend hingenommen, so kannte er doch nicht dieselbe Rücksicht gegen den lahmen Bastard von Lützelstein, den bekannten Feind seiner Heimath. „Freilich müßt Ihr, Junker Ohneland, Andere für Euch laufen lassen, seit Ihr es selbst nicht mehr könnt!" sagte keck und kühn Störlin's Obergeselle, indem er auf das lahme Bein des Bastards anspielte. „Aber Ihr sollt dießmal so sicher Eure Wette verlieren, als Euch damals die Egge im Felde vor Mühlhausen vom Pferde warf, da Ihr im Weinrausche mit Euresgleichen meine Vaterstadt schnöde überrumpeln wolltet."

Auf eine solche Art und vor so vielen Zeugen an eine Geschichte erinnert, die ihm eben nicht zum Ruhm gereichte und schon vielen Spott gebracht hatte, wie denn auch jetzt ringsum gelacht wurde, brauste der Bastard in jähem Zorne auf. „Bei meines seligen Vaters Bart, grober Bauer, das büßest Du!" rief er, griff zum Schwerte und spornte sein Pferd gegen den Gesellen hin, während ringsum das Hohngelächter noch heller aufschlug, als das Roß vor der Umhegung anhielt, und der Ruf erscholl: „Gut gesprochen, Wenzel!"

Zugleich aber ward der Zuruf laut: „Was will der hochmüthige Junker? Reißt ihn vom Pferde!"

„Haut in die Edelleute! schrieen Andere.

Während nun die beiden Söhne des Bastards und andere Jungen von Adel, aus ihren spöttischen Glossen

gerissen, hinzueilten, um dem Bedrohten beizustehen, waren die wenigen Edelleute schon von allen Seiten durch stämmige Handwerker umringt, welche zur That entschlossen waren und nicht übel Lust bezeugten, die Drohung auszuführen. Da hob jedoch der von Rathsamhausen, der zum Glücke unter den Bürgern großes Ansehen genoß, seine Hand auf, winkte und rief von seinem Rosse herunter: „Liebe, fromme Bürger und ehrbare Zunftgenossen! Und ihr edle Verwandte und Vettern! Haltet ein! Wollen wir doch ja nicht durch Zwietracht und Streit das schöne Fest beschließen und mit bedräulichen Worten einander zu Händeln reizen. Laßt das Zeichen zum Anfang des Spiels geben, so wollen wir in vergnüglicher Ruhe die Behendigkeit und den feinen Anstand, sowie die Ausdauer unserer wackeren Gesellen preisen."

„Der edle Herr hat Recht!" rief eine Stimme aus dem Volke. „Sie sollen jetzt das Spiel anfangen, wir können uns nachher hauen!"

Auch sonst gab man dem von Rathsamhausen Recht und fand seinen Vorschlag vernünftig. Mit allseitigem Anklang aber wurde aufgenommen, daß das Zeichen zum Beginn des Spiels gegeben werden solle, und bald wurde von einigen Stimmen laut und dann von Hunderten noch lauter gerufen: „Anfangen! Anfangen!"

Innerhalb der Schranken und auf den Ehrensitzen, welche von den holden Jungfrauen Colmars und den Straßburger Schützen eingenommen waren, hatte man wenig von dem Tumulte wahrgenommen. Die Meisten erfuhren von demselben erst, als er sich bereits wieder gelegt hatte. Nur der Ruf nach dem Anfange des Festspiels dauerte noch fort, stets stärker anschwellend, und fand in den bänglich pochenden Mädchenherzen lebhaften Widerhall, weil sie nun doch endlich einmal erfahren wollten, ob sie im Becherschwung von Denjenigen nicht vergessen würden, den sie im Sinne [illegible]gen.

Da, mit Einem Male, erhoben sich die Pfeifen und Trommeln mit stärkerm Lärm. Die Trompeten schmetterten dazwischen, daß alle Herzen dröhnten und die jungfräulichen Herzen fast erschrocken hüpften, während die Küfergesellen sich mit ihren Reifen in einen Halbkreis reihten, der sich nach den Ehrensitzen öffnete. An einem Pol desselben standen die beiden Nebenbuhler und Führer der Parteien, Störlin's Obergeselle und Hermann Schwarz, neben einander, Wenzel stramm und straff, mit entschlossener Haltung, der Schlettstädter dagegen etwas lässig und eben auch nicht gutgelaunt, auf den blumenbekränzten Reif gestützt, den er in seiner Hand hielt. Der Eine gehoben durch den fröhlichen Willkomm, der Andere fast gleichgültig gegen das, was um ihn vorging und innerlich abgezogen. Jetzt zapfte der dicke Caspar gleichzeitig mit seinem Colmarer Amtsbruder ein neues, kleineres, zierlich mit gelben metallenen Reifen gebundenes Fäßlein mit einem feinen Schlüssel desselben Stoffs an. Nochmals dröhnten die Trompeten. Der Becherschwung begann. Abwechselnd hatte ein Geselle von dieser, dann von jener Partei vorzutreten, wie es durch schon vorher getroffenes Abkommen bestimmt war. Zuerst Einer von Colmar, kenntlich an der gelben Armbinde mit dem schwarzen Reichsadler und an der dunkelblauen Sammthose, — nach diesem ein Schlettstadter mit der weißen Binde und den drei Adlern darauf, sowie mit dunkelgrüner Sammthose. Schüchtern und verlegen setzten die jüngsten von der Gesellenschaft die ihnen überreichten, weingefüllten Becher auf die innere, glatte Seite ihres Reifs, um diesen so zu schwingen, daß nicht nur der Becher blieb, sondern auch kein Tröpflein Wein heraus rann. Nach diesem Kunststück nahm der Geselle den Becher vor den Augen der zuschauenden, wohl auch zujauchzenden Menge, sprach einen sogenannten Weinsegen in der Weise, wie er solchen etwa von dem rothen Caspar gehört hatte und knüpfte einen eigenen oder erborgten Trinkspruch auf eine der anwesenden Jungfrauen an. Wenn er dann den Becher auf das Wohl der Schönen geleert hatte, — die unterdeß mit holdem Erröthen ihren Namen aus dem Munde desjenigen vernommen, dessen sie heimlich gedacht oder von welchem sie es vielleicht gar nicht erwartet hatte, — trat der Becherschwinger zurück, um dem Nächsten Platz zu machen.

Auf diese Weise waren bereits Mehrere von Colmar und Schlettstadt vorgetreten und hatten, von dem Lärm der Trommeln und Pfeifen begrüßt, den Becher mit mehr oder minderer Gewandtheit geschwungen, mehr oder weniger Tropfen Wein verschüttet, mehr oder minder beim Trinkspruch gestottert und gestammelt. Denn die Schwächsten hatten in diesem Spiel den Vortritt. Schon hatte es auf den Ehrensitzen und hinter den Schranken, wo die Colmarer Mägdlein harrend standen, manchfaches Erröthen und Erblassen in erfüllter Erwartung oder getäuschter Hoffnung gegeben, als sich in der Menge des Volkes draußen wieder Lärm erhob. Doch achtete man seiner nicht weiter, da solche gelegentliche Störungen und kleinere Tumulte auch damals schon bei öffentlichen Volksfesten zu den nicht ganz ungewöhnlichen Dingen gehörten. Ein Schlettstädter trat vor, schwang den Becher, sprach in herkömmlicher Weise den Weinsegen, ließ seine allerwertheste Jungfrau und Zunftschwester Elisabethe Hutzelbeck leben, bei deren Eltern er gastliche Herberge gefunden hatte, und zog sich dann zurück, um einen Colmarer auf die ehrsame Ursula Immerfroh trinken zu lassen, die keinen der Ehrensitze einnahm, sondern hinter der Schranke stand und roth wie eine Klatschrose, verlegen aber dankbar, herüber lachte.

Ob auch der Lärm draußen fortdauerte, heftiger ward, verwirrtes Rufen, gellende Kinder- und Weiberstimmen vernehmbar wurden, sah man doch nur nach dem jungen und schmucken Schlettstädter Küfer, der jetzt in den Kreis trat und lustig seinen Reif handhabte. Nur Hermann Schwarz achtete nicht auf dessen Geschicklichkeit, sondern stand aufrecht mit erhobenem Kopfe, horchend und schauend; da draußen ging etwas vor, das seiner Aufmerksamkeit würdiger däuchte. Unbekümmert setzte aber der gewandte Becherschwinger sein Kunststück fort und nannte dann im Trinkspruch nur den Vornamen Elslein, so daß ein Dutzend dieses

Namens auf den Ehrensitzen und im übrigen Zuschauerraum errötheten, da er fortfuhr:

„Ich tränk' den Becher gefüllt zum Rand
Am liebsten aus Deiner schneeweißen Hand.
Und küßte mich nur dein rother Mund,
So wollt' ich noch rühmen zu dieser Stund'
Dein' liebliche Red', Dein — — — —"

Hier stockte er, sich selbst unterbrechend. Hermann Schwarz hatte ihm zugewunken, inne zu halten. Gleichzeitig schlug ein wilder Lärm auf, der auffallend genug geworden war, um nun alle Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zu lenken. Heftiges, zeterndes Geschrei mischte sich mit Hufschlag, Pferdegetrappel, Angst- und Drohrufen. Der Halbkreis der Küfer wankte, die Straßburger Schützen sprangen neben den erbleichenden Jungfrauen von den Ehrenplätzen auf, Räthe und Meister der Stadt traten in den Spielraum hinaus, und einer fragte den andern, was es gebe, und keiner wußte Antwort zu sagen. Die höher Sitzenden konnten aber bereits über den Häuptern der Menge aufgehobene Arme, wehende Federbüsche, blitzende Waffen und wiehernde Pferdeköpfe bemerken.

Da rief eine mächtige Stimme über die Schranken herüber in den Festplatz hinein: „Her, her, Gesellen! Schlettstadt heran!" Das war ein den Schlettstädter Küfern wohlvertrauter Ruf, der vor Jahren gewaltig von den Bergen des Leberthals erschollen war zum blutigen Kampfe gegen die Gecken. Es war der Weinbaß des *langen Kunz*. Der rief nicht umsonst und um kleiner Sache wegen. Alsbald warf Hermann Schwarz einem Lehrjungen den Reif zu, sprang aus dem wankenden Halbkreis und rief mit erhobener Hand: „Wohlher, wohlher, lieben Brüder! Zur Wehr! zur Wehr!".

Und voran sprang er nach den Bänken, wo die kurzen, breiten Schwerter abgegürtet und aufbewahrt lagen, die Andern ihm nach. Rasch war der Stahl um die Lenden geschnallt, und dann ging es fort in der Richtung des Lärms. Fort und fort erschollen indeß die Rufe: „Schützen herbei!" — „Straßburg! Straßburg!" — „Städte heran! Auf, Zunftgenossen!" „In die Waffen! In die Waffen!"

Wilhelm Herter war aufgesprungen und hatte sich von den Ehrensitzen niedergeschwungen, mit ihm alle Straßburger, um rasch nach den Schießständen zu eilen, wo ihr Banner aufgepflanzt war. Mit bleichem Entsetzen sahen die Jungfrauen, wie plötzlich der Halbkreis der Küfer gerissen und die Schlettstadter dem Hermann Schwarz folgend nach den Waffen gelaufen waren, wie jetzt auch die Straßburger von ihrer Seite wichen und wie die angesehensten Männer der Stadt mit bestürzten Mienen zusammentraten, über den Platz liefen, an einander rannten und in unbeschreiblicher Verwirrung und Aufregung nicht wußten, was thun und lassen.

„Ein Geschölle! Wo ist der Städtmeister?" rief der Eine, der an einen bloßen Volkstumult glaubte. „Die Gecken!" keuchte der Andere mit kreideweißem Antlitz. „Ein Ueberfall," meinte der Dritte, dem wohl bewußt war, daß die Stadt Colmar schon seit sieben Jahren in Unfrieden mit dem Junker Peter Blümlein wegen der Erbschaft seines verstorbenen Schwiegervaters lag, dessen Wittwe das Vermögen der Stadt zugewandt hatte. Und immer wilder tönte der Lärm draußen, so daß selbst ältere vornehme Männer hier innerhalb der Schranken auf den Rasen sprangen, die Gesellen von Colmar aufriefen und ihr Kleid schürzend zu den Waffen griffen, während unter denen, welche entschlossen dem Orte des Kampfes zueilten, Allen voran auch Conrad Lang von Schlettstadt und der Stadtschreiber von Ammersweier gesehen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber die Entstehung der Eisenbahnen.

Von **Friedrich Anschütz.** *)

Die Eisenbahnen, das wichtigste Verkehrsmittel der Gegenwart, sind trotz ihrer enormen Ausbreitung doch eine Erfindung jüngeren Datums. Viele der noch jetzt Lebenden wissen sich sehr gut der Zeit zu erinnern, wo bei uns in Deutschland die Eisenbahnen und die Locomotive gänzlich unbekannt waren, und die schwerfällige Postkutsche, sowie der schneckenartig dahinschleichende Frachtwagen die einzigen Vermittler des Güter- und Personenverkehrs waren. Welch' ein Unterschied zwischen jetzt und damals! Schienenstränge von unabsehbarer Länge verbinden nunmehr fast alle Städte Europa's, und mit stets neuer Bewunderung sehen wir das flüchtige Dampfroß dahin eilen, riesige Lasten mit zauberhafter Schnelligkeit hinter sich herziehend. So selbstverständlich uns durch die Gewohnheit die heutige Erleichterung des Verkehrs durch die Eisenbahnen geworden ist, so dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß es eine Pflicht für den denkenden Menschen ist, die Erscheinungen auf dem Gebiete der abstracten Wissenschaft sowohl, als auch ihre praktischen Anwendungen nicht als etwas einfach Gegebenes hinzunehmen, das seine Bewunderung verdient, sondern in die Genesis derselben einen gründlichen Blick zu werfen und sich Kenntniß zu verschaffen von den mühsamen Bestrebungen des menschlichen Scharfsinns, welche die staunenerregenden Anwendungen der Wissenschaft erst langsam vorbereiten und unter vielen Kämpfen bis zu ihrer jetzigen Vollkommenheit ausgestalten mußten. Die Entstehungsgeschichte der Eisenbahnen, auf welche hier in kurzen Zügen eingegangen werden soll, bietet unserem Geiste ein lehrreiches Bild jenes Kampfes dar, den der menschliche Geist mit der todten Materie aufnimmt; wir haben in der Geschichte dieses Kampfes Versuche und vorübergehende Niederlagen, aber auch großartige Siege zu verzeichnen; auch an einzelnen Heroen fehlt es nicht, welche die Resultate ihrer Vorgänger mit eisernem Fleiße benützend, sowohl die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten, als auch die jeder neuen Erfindung sich entgegenstemmenden Vorurtheile ihrer Zeitgenossen mit zäher Ausdauer besiegten.



*) Vortrag, gehalten im Gewerbeverein zu Zweibrücken.

Wir haben bei Betrachtung der Eisenbahnen vor allem zwei wesentliche Momente zu unterscheiden, die erst durch ihre gegenseitige Ergänzung die in Frage stehende Erfindung wirklich für den Verkehr anwendbar gemacht haben, nämlich 1. die besondere Beschaffenheit des Weges und 2. die mit diesem Wege in nothwendiger Verbindung stehende eigenthümliche Zugkraft, oder in zwei Worten: Die Schienen und die Locomotive. — Die Erfindung der letzteren wurde erst dann möglich, nachdem man sich von den Vortheilen des Schienenweges genügend überzeugt hatte, so daß ohne die vorausgegangene Erfindung der Eisenschienen niemals die Locomotive hätte allgemein eingeführt werden können.

Die ersten Anfänge der Schienenwege finden wir in England, von dem aus sich auch die Eisenbahnen über die ganze Welt verbreitet haben. Schon im 17. Jahrhundert machte sich in den Bergwerksdistricten das Bedürfniß geltend, den Transport der für die Industrie so nothwendigen Kohlen zu erleichtern. Um 1630 schon wurden bei den Bergwerken von Newcastle hölzerne Schienen angewendet, worauf ein großer beladener Wagen mit einem Pferde gezogen werden konnte. Wer auf diese praktische Idee zuerst verfiel, ist unbekannt. Dieselbe erwies sich jedoch sofort so nützlich, daß, wie uns der Schriftsteller Arthur Young etwa hundert Jahre später, um 1770 berichtet, diese neuen Wege in allgemeinen Gebrauch bei den Bergwerken Englands kamen. Die ersten hölzernen Schienen waren oben gerundet, die Wagenräder aber aus Gußeisen verfertigt und nach Art einer metallenen Rolle ausgehöhlt, damit sie in die cylindrisch gerundete Oberfläche der Schienen paßten. Sehr bald überzeugte man sich, daß die hölzernen Schienen in Bezug auf Dauerhaftigkeit sehr viel zu wünschen übrig ließen, weßhalb man in einigen Kohlenbergwerken dünne eiserne Platten auf die Oberfläche der hölzernen Schienen nagelte, damit die der Reibung am meisten ausgesetzten Theile besonders geschützt würden. Nachdem schon 1738 zu Whitehaven und 1776 zu Sheffield ein weiterer Fortschritt durch Legung gußeiserner Schienen erzielt worden war, that William Jessop in Leicestershire einen glücklichen Griff durch Anwendung von Kantenschienen im Gegensatz zu den oben erwähnten früheren Schienen, welche die Form von gekrümmten Platten gehabt hatten. Die Räder wurden, der Form der Schienen entsprechend, ganz ähnlich der heutigen Einrichtung mit Spur-Kränzen versehen. Im Jahre 1800 bediente sich Benjamin Outram von Little Eaton in Derbyshire steinerner anstatt hölzerner Unterlagen für die Enden und Verbindungspunkte seiner Kantenschienen. Da diese Einrichtung ziemlich allgemein angenommen wurde, nannte man diese Wege Outram-Wege und später der Kürze wegen Tram-Wege. (Daher der Ausdruck Tramway, den die Wiener für ihre Pferdeeisenbahn brauchen.) Diese neuen Schienen erwiesen sich als so überaus nützlich, daß die Eigenthümer von Canälen ernstliche Besorgnisse zu hegen begannen. Der Herzog von Bridgewater, der einen Canal anlegen ließ, antwortete, als ihm Lord Kenyon zur glücklichen Beendigung seines schönen Unternehmens gratulirte, scharfblickend genug: „Ja, ja, die Sache wird so übel nicht sein, sofern wir uns diese verdammten Tram-Wege vom Hals halten können; glauben Sie mir, die brüten Schlimmes aus!"

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die ärztlichen Kreise stehen gegenwärtig einer eigenartigen Calamität gegenüber, deren Wirkungen in gesundheitlicher Beziehung sehr fühlbar sind. Das in vielfacher Hinsicht bewährte und von den Aerzten mit Vorliebe angewandte Mittel Jodkali hat nämlich im letzten Jahre eine enorme Preissteigerung erfahren, die sich auf ca. 250 p. Ct. berechnet und eine Anwendung fast unmöglich macht. Bekanntlich werden alle Jodpräparate aus dem Seetang gewonnen und als Nebenproducte Chlorkali und schwefelsaures Kali erhalten. Seit die letzteren Substanzen aus den Staßfurter Salzbergwerken reiner und billiger bezogen werden können, ist der Preis des Jodkali naturgemäß gestiegen, da die Nebenproducte nicht mehr verwerthet werden können. Ende vorigen Jahres thaten sich nun alle Jodfabrikanten zu einer Coalition zusammen und kauften alles Jod auf, um es im Interesse der Anilinfabrik zu verwenden. Zum Glück hat sich herausgestellt, daß sich die Herren verspeculirt haben, in Folge dessen sich die Coalition wieder aufgelöst hat, und der Preis des Jodkali schon wieder auf die Hälfte des Decemberpreises herabgesunken ist.

Opladen. Am Montag den 10. d. M. Morgens ½8 Uhr explodirte das Packhaus auf der in der Nähe gelegenen Dynamit-Fabrik. Zum Glück ist weder ein Menschenleben zu beklagen, noch hat Jemand eine Verletzung davongetragen. Dies ist dem Umstande zuzuschreiben, daß man einige Minuten vor der Katastrophe Rauch aus dem Innern des Packhauses beobachtete und sämmtliche Arbeiter Zeit hatten, sich aus dessen Nähe zu entfernen. Die Zerstörung war eine fürchterliche. Das Packhaus war aus seinen Wällen wie verschwunden und hatte seine Theile, in kleine Stücke zerfetzt, rings umher ausgebreitet; die nahestehenden Packhäuschen (Arbeiterzellen) waren vollständig demolirt, sowie die umgebenden Erdwälle zerrissen und aufgeklafft.

Prof. Palmieri, die erste Autorität über den Vesuv, schreibt an den Pungolo von Neapel aus: „Herr Redacteur! Die Blätter melden von kleinen Vesuv-Ausbrüchen, die nicht existiren. Diese Nachrichten können allerdings für einige Leute von Nutzen sein, da sie viele Neugierige nach Neapel locken; sie schaden aber der Geschichte unseres Vulcans, der uns mehrere Gesetze lehren soll, nach denen diese Brände vorgehen. Man hat mich häufig für den Urheber dieser Nachrichten gehalten, deßhalb finde ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß Alles, was nicht mit meiner Unterschrift über den Vesuv veröffentlicht wird, auch nicht auf meine Rechnung zu bringen ist. Mit aller Hochachtung ergebenst L. Palmieri."

Am Affenhause.

„Was kommt das Menschenvolk uns anzugaffen?" —
„Gevattern", sprach ein alter Pavian,
„Das macht nur die Verwandtschaft mit uns Affen,
Die ein Gelehrter ihnen dargethan;
Sie fühlen sich voll Stolz als unsersgleichen
Und möchten gern die Bruderhand uns reichen."

Jul. Sturm.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 22. Speyer, Donnerstag, den 20. Februar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Erstes Capitel.

Im Kampf.

Unter denen, welche sich bei dem Colmarer Schützen- und Küferfeste bemerklich, wichtig und nützlich zu machen suchten, war wohl der unnützeste: Junker Michael Würmlein. Bald da, bald dort trieb er sich umher, hielt die Festlenker auf, stellte unnöthge Fragen an die angesehensten Männer, nickte und lächelte den Jungfrauen zu und begab sich dann wieder zu der adeligen Gesellschaft des von Rathsamhausen zurück, um zur Zielscheibe des Spottes derselben zu dienen oder mit den Junkern sich über die hoffärtigen Dirnen lustig zu machen, die da wie Edelfrauen beim Turnierstechen säßen, um den ungeschlachten Küfergesellen ihr Lächeln und die Preise zu bieten. Oder er warf sich auch mitten in's Gedränge des Volkes, schob sich vorwärts, kneipte die feisten Bauerndirnen insgemein, und machte das unschuldigste Gesicht, wenn sie oder ihre derben Schätze sich nach dem Unverschämten umblickten. Manchem schüchternen Landmädchen griff er auch unter das Kinn, nannte es Engel, und wenn der Engel sich seiner Liebkosung wehrte, zog er sich mit der Miene eines losen Vogels oder verfluchten Kerls wieder zu den Junkern zurück, um sich halb verschämt und nur andeutungsweise seiner Heldenthaten zu rühmen. Als jedoch der Wortwechsel des Bastards von Lützelstein mit Störlin's Obergesellen begann und zu Thätlichkeiten auszuarten drohte, mochte es dem Junker Würmlein bedünken, weit davon sei angenehmer zu weilen, und seines Bleibens war nicht länger. Mit raschem Blick hatte er sich die beste Gelegenheit zum Rückzug ersehen, wandte sich an einen der Nächsten im Kreise und sagte diesem, er solle Platz machen; es setze Schläge ab und so müsse er fort, den Städtemeister mit den Trabanten herbeizurufen. Und damit warf er sich nach einer Richtung hin, wo zumeist Frauen und Kinder standen, durch deren Gruppen er sich mit einigem Geschick und seiner gewohnten Behendigkeit leicht ohne Schaden durchschlagen konnte. Zwar schlug ein großes Schelten und Schimpfen über den adeligen Zierbengel auf; er aber legte seine Ellenbogen wie zwei Lanzen ein und brach blindlings durch, — mochten die Kinder schreien, die Weiber kreischen, es hielt ihn in seinem Siegeslauf nicht auf. Dieser hatte jedoch alsbald ein Ende, da er auf eine Schichte derberer Männerknochen stieß, die zurückstießen, so daß er den erbosten Weibern in die Hände fiel, welche ihn wieder den Männern zusendeten. Nun ging es dem guten Würmlein schlimm. Gerupft, gezupft, gestoßen, getreten und geschlagen, wie ein Federball umhergeschleudert, flog seine kostbare Figur aus einem kräftigen Arm in den andern. Gleich einem surrenden Kreisel, der umhertreibend bald da, bald dorten anstößt, zurückfährt, wieder anstößt und so fort, bis endlich durch die fortwährende Reibung seine Kraft erlahmt, — so erging es dem schönen Würmlein. Durch eigene Kraft wäre er nimmer aus dem unholden Zauberkreis gelangt, wenn nicht ein gutmüthiger Schmied sich seiner erbarmt hätte, der den Erschöpften nahm und ihn ohne Weiteres aus dem Kreise hinaus in's Freie schleuderte. Taumelnd flog Würmlein über den Platz vor den Schenkbuden hin; an einer Bank bei den Wirthstischen brach er zu zusammen.

Als er sich wieder erhob und den Kopf aufrichtete, um mit einer Jammermiene seine schönen neumodischen Gewänder zu betrachten, die zierlichen Krausen und Aermel abzuwischen und seine Löckchen zu ordnen, schlug an den Reihen ringsum ein ungeheures, wildes Hohngelächter auf. Dorten saß nämlich eine ganze Rotte trinkender Landjunker, Edelknechte und solcher vom niedern Adel, die am liebsten vom Stegreif gelebt hätten, vom Raub, den sie Reiterei zu nennen pflegten. Da war Hans vom Rhein und Friedrich vom Haus, die damals mit dabei vor Mühlhausen waren, als Heinz Grese in der Nacht vom Pferde in die Egge fiel; da war auch der wüste Heinz Maien mit seinen Freunden Stoffel und Affe, welche sich später als Räuber im Steinthal auf der Straße nach Lothringen berüchtigt machten und von den Straßburgern auf das Blutgerüst geschleppt wurden; da waren ferner die beiden Junker von Regenbach, Conrad von Bollwill, und Wilhelm Cappler, auch der von Regisheim, welche nach vielen Jahren durch ihre Feindseligkeiten gegen die Stadt Mühlhausen den Anlaß zu den Burgunder Kriegen und zum Untergang der Macht Karls des Kühnen gaben. Eben so wenig fehlte der Adam Reif von Husseren, der Anton von Hartenstein, der Velten von Neuenstein, Hans Hungerstein und andere vom

österreichischen Adel des oberen Landes und im Sundgau, zu welchem sich noch einige Unzufriedene aus den Städten, die Schurpfensack, Rappenkopf und Ohnefroh von Schlettstadt, sowie die Störe und einige Vettern des von Rathsamhausen gesellt hatten. Auch die Freunde des Junkers Peter Blümlein hatten sich eingefunden, der wegen einer Erbschaft mit der Stadt Colmar in Unfrieden lag, und der Wersich Bock von Stauffenberg, war zugeritten, um mit den Freunden zu trinken und spöttisch auf das Handwerkervolk herunter zu blicken, das nach adeliger Meinung in seinen Freischießen nur die ritterlichen Turniere nachäffte. Mit diesen Edeln waren aber auch ihre Reitknechte gekommen, die vor den Schenkbuden bei den Rossen blieben, ein wüstes, unbändiges Volk, jederzeit bereit zu jeglichem Schabernak und Anschlag gegen die Städter. Während diese die Humpen unter sich kreisen ließen, von welchen die Ritterromane so viel zu sagen wissen, tranken sich auch ihre Herren gegenseitig zu und vertrieben sich die Zeit mit Bechern oder mit Schimpfen auf das säumige Volk der Städter, das in seinen Festen den Tag mit lauter Umständlichkeiten vertrödle.

Besonders laut und keck fielen die Spott- und Schmähreden an einem der mittleren Tische. Dort hatte sich Walther von Dahn niedergelassen, froh die Gesellschaft gefunden zu haben, wie sie ihm heute am willkommensten war. Sonst würde er sich kaum unter die Sorte von Edelknechten gemischt haben, wie sie da mit an den Tischen saßen. Denn außer seiner Fehdelust und Spottsucht war er auch bekannt wegen seines Stolzes auf den semperfreien Adel seiner Familie gegenüber den bloß ritterbürtigen Mittelfreien. Nicht umsonst rühmte er sich, den Namen seines Ahnherrn von mütterlicher Seite, Herrn Walthers vom Wasgenstein, zu führen, von dem die alten Heldenlieder so viel sagen und singen; und er liebte es davon zu sprechen, daß seine Familie Antheil am festen Wasgenstein — drunten hinter Weißenburg — habe, wo jener Kampf stattgefunden, in welchem die Helden des Königs Günther dem Einen Mann erlagen.

Auch sonst wußte er viel zu reden von dem Ansehen seiner Familie im Wasgauer Gebirge. Freilich, der zweite Mann seiner Großmutter, der wilde Stophes, war seiner Zeit um nichts besser als der Heinz Maien gewesen; und noch erzählte man sich mit Grauen im Lande, wie nach Eroberung der Dahner Schlösser durch die Städte Speyer und Straßburg in den trichterförmigen Felsenverließen derselben menschliche Gerippe und Knochen armer Gefangenen angehäuft gefunden worden waren. Dafür war aber Herrn Walthers Vater ein desto angesehenerer Mann im untern Lande und hatte sogar lange Jahre hindurch als kaiserlicher Unterlandvogt der Landvogtei Hagenau vorgestanden, zu welcher die zehn Reichsstädte des Elsasses gehörten.

In der Stimmung Herrn Walthers an jenem Festtage setzte er sich nun über den Stolz eines reichsfreien Edelmannes hinweg und ließ sich herunter, mit Leuten wie Heinz Maien, Stoffel und Hungerstein, wie Reif und Affe freundlich zu reden, als mit seinesgleichen. Außer ihm waren fast alle übrigen Edeln seiner Zeit zu den Geden gestanden, aber sie theilten jetzt seinen Haß gegen die Städte und hatten somit heute Anwartschaft auf seine besondere Aufmerksamkeit. Herr Walther hatte zwar schon so viel in seinem Zorn hinein getrunken, daß sein Schnurrbart weinsauer wurde und seine Augen wie glührothes Feuer sprühten. Aber seine Sprache war noch völlig in seiner Macht und stets auf ein Ziel gerichtet. Maulfertig und zungengewandt reizte er seine Oberländer Standesgenossen immer mehr gegen die Städte und die freventliche Hoffart der Handwerker, welche sich mit Bürgerfesten auf das hohe Roß setzten und es dem Adel gleich thun wollten. Es müsse endlich einmal dem feisten Volke der Spieß an den Bauch gesetzt werden. Pfalzgraf Ruprecht, der Straßburger Bischof, sei derselben Meinung und werde gerne mit dem Adel im Bunde wider die Städte treten, wie er, Walther von Dahn, wohl behaupten dürfe.

So hatte er es dahin gebracht, daß die Stimmung an den von den Junkern und Edelknechten eingenommenen Wirthstischen bereits eine sehr erregte und streitlustige geworden war, als plötzlich eine Figur, bunt wie ein Hanswurst gekleidet, mit einiger Wucht aus der Menge herausgeschleudert, gegen die vorderste Bank taumelte und dort zusammenbrach. Kaum aber hatte Walther von Dahn in dem Gefallenen, da sich derselbe wieder aufrichtete, den edeln Michael Würmlein erkannt, als er ein unbändiges Gelächter aufschlug, in welches die Andern mit einfielen, da der Anblick des Zierbengels unwillkürlich dazu reizte.

„Ha, ha, ha!“ lachte Herr Walther noch immer mit unverhohlener Schadenfreude. „Junker Würmlein, was ist mit Euch? Ihr seid ein Federspiel geworden oder wollt fliegen lernen?“

„Ja wohl, Herr von Dahn“, sagte Würmlein ärgerlich, indem er sich noch immer mit ängstlicher Jammermiene besah, betupfte, abwischte, und die Falten seines Gewandes zurechtlegte. „Ihr habt gut lachen, sitzt da und zecht, derweil Eure Freunde todtgeschlagen werden.“

„Was sagt Ihr da?“ fragte jetzt der von Dahn kurz. „Meine Freunde?“

„So ist's. Ich bin der Einzige, der sich durchgehauen hat.“

„Vielmehr, der durchgehauen wurde!“ bemerkte Herr Walther. „Ihr seid ein loser Vogel, Würmlein, man kennt Euch, seid den Mägdlein zu nahe gekommen und so hat man Euch davon geholfen. Tröstet Euch, es ging ja rasch genug!“

„Ei, spottet nur,“ sprach Würmlein empfindlich. „Ihr habt heute Euren Treff doch auch schon abgekriegt!“

Walther von Dahn ward roth wie ein Karfunkel und darauf kreideweiß, während seine Augen in wildem Feuer glänzten. Fast hätte er den Mahner an den von der Narrenpritsche empfangenen Schlag mit der Faust zu Boden gestreckt, so heftig erregte ihn die Erinnerung, so stark war seine Furcht, der Schwätzer möchte ihn noch weiter von den umhersitzenden Edelleuten bloßstellen und so der Lächerlichkeit anheimgeben.

Aber zum Glück für Würmlein war Herrn Walthers Besorgniß nicht begründet, denn es hätte dem heißblütigen Edelmann jetzt kein Bedenken gemacht, dem Schwätzer den Stahl in den Bauch zu rennen, bevor er noch ausgesprochen gehabt, wenn er überhaupt jenes Vorfalls noch erwähnt hätte. Junker Würmlein jedoch gedachte jener Widerfahrniß Herrn Walthers jetzt nicht weiter, sondern bat, noch halb außer Athem, um einen Becher Wein und gab dann neugestärkt, bei steigender Aufmerksamkeit der Edelleute und besonders des Dahners selbst, seinen Bericht ab. Er erzählte in seiner Weise von der Wette zwischen Heinz Grefe und dem von Rathsamhausen, dann von dem Wortwechsel mit Störlins Obergesellen und wie dieser zwischen den wenigen Edelleuten und den Handwerkern zu einem blutigen ungleichen Kampfe geführt habe, bei welchem es ihm allein gelungen sei, sich einen Weg durch die Menge der Feinde zu bahnen, gleich jenem Leopold von Oesterreich beim Turnier zu Basel.

(Fortsetzung folgt.)

Nicolaus Copernicus.

Gestern den 19. Febr. waren es 400 Jahre, daß Nicolaus Copernicus geboren ward, und wohin immer von den Großthaten des Menschengeistes eine Kunde drang, da wird man auch in allen Zonen des Erdkreises das Andenken jenes Tages segnen und preisen. So lange die Sonne die Erde bescheint, mag sie nur wenig Sterblichen von der zarten Wiege bis zum späten Grabe so freundlich gelächelt haben, als dem, der sie vor den Menschen zuerst in ihr Jahrtausende lang verkanntes Recht als Mitte und Angelpunkt der uns zunächst umgebenden Welt einsetzen sollte. Die siebenzig Jahre seines Erdenlebens bilden eine lange, reiche, nie ganz unterbrochene Kette von Freude und Frieden, von Ringen und Streben, von Lernen und Lehren, von Wirken und Schaffen, von genossenem Glück und ausströmendem Segen. „Des Lebens ungemischte Freude“ — hier scheint sie beinah „einem Irdischen zu Theil“ geworden.

Frau Barbara, des Thorner Schöppenmeisters Lucas Watzelrode Tochter und des gleichnamigen Ermländer Domherrn Schwester, hatte ihrem Eheherrn, dem vor Jahren aus Krakau eingewanderten, nunmehrigen Bürger, Großhändler u. Schöppen zu Thorn an der Weichsel, Niclos Koppernick, schon drei Kinder geschenkt als Nicolaus am 19. Februar 1473 das jüngste wurde. Dem Kinde und Knaben gebrach es an nichts. Leiblich genoß er im wohlbestellten Hause der reichbegüterten Eltern die beste Pflege; geistig nährten ihn die trefflichen Schulen der blühenden Hansestadt. Dann kam er auf die höhere Schule der Fraterherren nach Culm, und im 19. Lebensjahre (Herbst 1491) bezog er die Univ. Krakau, die eben damals im Zenith ihrer Blüthe stand und über 5000 Besucher zählte. Neben den berühmten Humanisten Celtes, Agricola, Rhegius, Corvinus u. A. war es besonders der große Mathematiker Albert Blar v. Brudzewo, der Nicolaus anzog und fesselte und den überaus begabten Jüngling dauernd für das Studium der Mathematik und Astronomie gewann. Nach drei- bis vierjährigen Studien kehrte Nicolaus in die preuß. Heimath zurück. Doch kaum länger als ein Jahr litt es ihn in der Stille und Abgeschiedenheit des Schlosses Heilsberg bei seinem inzwischen auf den Fürstenstuhl der souveränen Bischöfe Ermlands erhobenen Oheim Lucas: über die Alpen zog es ihn mit aller Macht, nach Bologna, der classischen Hochschule für Jurisprudenz und dem Sitze großer Astronomen (Herbst 1496.) Hier blieb er bis in's vierte Jahr, weilte dann vielleicht ein volles Jahr lernend und lehrend in Rom und sah die Heimath wohl vor dem Frühling 1501 nicht wieder. Schon drei Jahre vorher, als er erst 25 Jahre zählte, war ihm durch die Vermittlung seines bischöflichen Oheims ein Canonicat am Frauenburger Dome verliehen. Vielleicht hätte der Patricierssohn auch sonst ein sorgenfreies Leben führen können: jetzt war er für alle Zukunft sowohl dem Unterhalte als der Ehre nach glänzend gestellt. Doch nicht umsonst wollte er Nahrung und Ansehen genießen: darum erbat und erhielt er schon im Herbst des Jahres 1501 die Erlaubniß, noch einmal über die Alpen ziehen und sich in Padua zum Leibarzt — wohl dem einzigen in ganz Ermland — zunächst für seinen Bischof und die Mitcapitularen ausbilden zu dürfen.

Vier Jahre weilte Nicolaus in Padua. Als er dann heimkehrte (1506), um fortan die Heimath nicht mehr auf längere Zeit zu verlassen, war er 33 Jahre alt und hatte fast die Hälfte dieser Zeit auf fremden Schulen zugebracht. Jetzt hätte er aber auch, das Terenzische „Homo sum, humani nihil a me alienum puto“ variirend, mit Recht von sich sagen dürfen, daß seinem Geiste kein Gebiet menschlichen Wissens fremd geblieben. Als „Magister der freien Künste“ kam er vielleicht schon von Krakau zurück, in Bologna hatte er den Grad eines „Doctor Decretorum“ erworben, von Padua brachte er den medicinischen Doctorhut heim. Und was der Jüngling bis dahin gelernt, gefunden und geworden; es wurde nun beinah 40 Jahre lang in segensvoller Thätigkeit von dem Manne und Greise erweitert, vertieft und zum Besten der Menschheit verwerthet. Vor Allem wirkte er unablässig als Arzt: anfangs vom Schlosse Heilsberg, nach dem Tode des Oheims (1512) von Frauenburg aus; zunächst für den Bischof und das Capitel, dann aber auch in weiteren Kreisen für Reich und Arm, und zwar so erfolgreich, daß er als „zweiter Aeskulap“ gefeiert wurde. Dann stand er als Rechtsgelehrter seinen Bischöfen in der Verwaltung des Landes zur Seite. Als Staatsmann bewährte er sich in den Jahren 1516—19 durch die Verwaltung der Domänen des Domcapitels auf Schloß Allenstein, bald darauf durch die standhafte Vertheidigung dieses Platzes und die dadurch herbeigeführte Rettung der Selbständigkeit Ermlands im Kriege mit dem deutschen Orden, 1522 und 23 durch die erfolgreiche Reclamirung der geraubten ermländischen Besitzungen auf der Tagfahrt zu Graudenz, sowie durch die ganze Verwaltung des Landes in der Sedisvacanz. Seine Kenntniß und Schätzung der Griechen bewies er durch die eigenhändige Uebersetzung der Briefe des Theophylaktos Simokattes, womit er zugleich als Erster die griech. Lit. in seiner Heimath einführte. Als Dichter zeigte er sich in den „Septem Sidera“. Die Nationaloeconomen bewundern noch heute sein Gutachten über eine Reform des preußischen Münzwesens. Die Geographen verdanken ihm Vorarbeiten zu einer Karte von Preußen. Der Volksmund schreibt ihm die Anlage wohlthätiger Wasserleitungen zu.

Aber Alles, so verdienstlich es war, tritt ganz in den Schatten, sobald die Verdienste des Mathematikers und Astronomen zur Sprache kommen. Jener, der Mathematiker, hat in seinem Abriß der ebenen und sphärischen Trigonometrie ein Werk geliefert, welches nach Kästners Urtheil für diesen Zweig der Methematik geradezu bahnbrechend und bis auf die neueste Zeit maßgebend geworden ist; dieser, der Astronom, ist durch die Aufstellung und philologische wie mathematische Begründung der unerhörten Lehre, daß die Erde sich um die Sonne bewege, einfach der Vater eines neuen Weltsystems geworden, und zwar eines Weltsystems, welches die Größe und Harmonie der Schöpfung allein in's gebührende Licht stellt. Lange Zeit hat es gebraucht, bis die neue Weltanschauung, die nun jedem Schulkinde geläufig ist, sich allgemein Bahn zu brechen vermochte; philosophische Ungläubigkeit, mathematische Starrköpfigkeit, physikalische Unwissenheit, und theologische Befangenheit stemmten sich ihr gleichmäßig entgegen. Dem genialen Schöpfer des neuen Systems aber blieb die freundliche Sonne, die sein Leben beschien, bis zum Tode getreu: auch das Glück war ihm noch beschieden, daß Einspruch und Verbot ihn selbst nicht mehr trafen. Dreimal neun Jahre und darüber lag das große Werk „De revolutionibus orbium coelestium“, das selbst eine so totale Revolution unserer Erd- und Himmelskunde in sich barg, wie verborgen bei seinem Urheber; nur mündlich, höchstens noch in kurzen Briefen, hatte er seit mehr als dreißig Jahren von seiner Theorie gesprochen; als Philosoph war er von der Nothwendigkeit, als Astronom

von der Richtigkeit, als Theolog von der Erlaubtheit seiner Anschauung durchdrungen; Gelehrte schlossen ihm sich an, Bischöfe und Päpste zollten Beifall; das öcumenische Concil im Lateran ging den großen Deutschen um seine Mitwirkung zur Verbesserung des Kalenders an; ein Cardinal, Nik. Schönberg von Capua, ermunterte zur Publication des großen Werkes; ein engbefreundeter Bischof, Tid. Giese, trieb und drängte dazu fast vorwurfsvoll; in weiteren Kreisen wartete die gelehrte Welt mit Sehnsucht: Alles war vergebens, bis endlich ein Kind des deutschen Südens, Joachim Rheticus von Wittenberg kam, um Kopernikus zu sehen, zu hören und seine Lehre zu verbreiten. Dieser Jugendbegeisterung vermochte der Altmeister nicht zu widerstehen: er gab die Druckerlaubniß, schrieb noch die Widmung an Papst Paul III., und schloß dann sein Auge an demselben Tage — es war der 24. Mai 1543 — an welchem er das erste im Druck vollendete Exemplar seines Werkes gesehen und damit die Gewißheit erlangt hatte, daß seine Erfindung in das Gemeingut Aller übergehen werde. (Lit. Hndw.)

Nikolaus Kopernikus ließ sich in echt christlicher Demuth folgende Inschrift auf sein Grabmal in der Johanniskirche zu Thorn setzen:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri non posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni
Sedulus oro.
[Nicht die Gunst, die Paulus du verliehen,
Nicht die Huld, die Petrus einst verziehen,
Spende mir nur wie am Kreuz dem armen
Schächer Erbarmen!]

Miscellen.

Von der Donau, 11. Febr. Am letzten Samstag wurde der Leichnam des erschossenen Raubmördes Gänswürger in Manching auf obrigkeitlichen Befehl durch einen Photographen aus Ingolstadt photographirt. Aus den Orten, wo in jüngster Zeit Raubanfälle stattgefunden, wurden mehrere Personen zur Confrontation herbeigerufen, und es soll auch von Mehreren Gänswürger ganz bestimmt als derjenige erkannt worden sein, der auf sie einen Raubanfall gemacht habe. Der Zudrang von Neugierigen aus Nah und Fern, die den berüchtigten Gänswürger sehen wollten, dauerte vom Donnerstag bis zum Montag ununterbrochen fort. Endlich gestern, als am Montag, den 10. d. Mts., um 9 Uhr Morgens fand die Sektion der Leiche statt und endete um 1 Uhr Nachmittags. Um 3 Uhr Nachmittags sah man in aller Stille auf einem einfachen Fuhrwerk in einem einfachen Sarge eine Leiche aus dem Dorfe fortführen, begleitet nur von einem alten Manne, der hinter der Leiche einherging, dem Vater des ermordeten Raubmörders. Die Leiche wurde auf den Wunsch des Vaters in die Heimathspfarrei Karlskron abgeführt und dort beerdigt. Die beiden Eltern Gänswürger's und 8 Geschwisterte desselben sind noch am Leben. — Aus Landshut wird geschrieben: Hieher gelangte die photographische Aufnahme der Leiche des Räubers Gänswürger an die königliche Regierung und zwar in zwei Exemplaren, deren eines den Erschossenen von der Seite darstellt, auf welcher er den gräßlichen Kopfschuß empfangen hat. Diese Photographieen legen dar, daß, abgesehen von den häßlich verwachsenen Zähnen, nach dem im polizeilichen Centralblatte veröffentlichten Signalement, wohl Niemand den Verbrecher erkannt haben würde. Die Photographieen zeigen Gänswürger, wie er auf dem Schragen liegt. Das wirre dunkle Haar scheitellos zurückgeworfen, zeigt sich ein hübsch geschnittenes Profil mit schöngeformter breiter Stirne, gewölbten Augenbraunen und leicht gekrümmter Nase. Gesicht und Gestalt sind auffallend hager, die halbgeöffneten Augen wie eingetrocknet, der Mund ist wie zu einem letzten Todesaufschrei gräßlich verzerrt und halb geöffnet, so daß die abscheulich verwachsenen und sozusagen raubthierartigen Zähne blosgelegt sind. Das Gesicht ist seit Langem nicht rasirt und zeigt dasselbe einen lückenhaften dunklen Bartanflug. Hätte Gänswürger den Mund geschlossen, war er als ein schöner Mann zu bezeichnen, der überall sich hätte zeigen können, ohne daß aus seinen Zügen der Verbrecher zu lesen wäre. Insbesondere macht jene Photographie, auf welcher die Schußwunde sichtbar, einen gräßlichen Eindruck und dürften die scharf markirten Züge der Leiche des Verbrechers Jedem, der dieses Bild betrachtete, lange in Erinnerung bleiben. (Bayr. Bl.)

Berlin, 12. Febr. Wäre der Ursprung mancher Mode den Nachahmerinnen bekannt — so schreibt die Berliner Gerichtszeitung — sie würde wohl nie zur Allgemeinheit gelangen. So knüpft sich an eine neue Form von Damenhüten folgende Anecdote: Die berüchtigte Cora Pearl rühmte sich bei einem lustigen Gelage, an dem sehr bekannte Mitglieder des Jockeiclubs theilnahmen, daß sie einen Hut selbst von der lächerlichsten Form nur aufzusetzen brauche, um sicher zu sein, daß ganz Paris und überhaupt die ganze elegante Welt diese Absurdität nachahmen werde. Nebenbei sei hier bemerkt, daß Cora allerdings großes Talent für Malerei besitzt und zu den Bijouterieen, die sie als Souvenirs verschenkt, die Zeichnung stets selbst erfindet und anfertigt. — Die vorerwähnte gewagte Behauptung gab unter den Herren Veranlassung zu einer Wette, und Cora langte sich sofort einen Hut, der einem der Herren gehörte, drückte denselben zusammen, trat darauf, bog den Rand kühn empor und staffirte die also zugerichtete Kopfbedeckung mit einem Bande und einer weißen Feder aus. Der Modeschmuck war fertig und sie lud die Freunde ein, demselben einen Namen zu geben. Die heitere Versammlung machte sich schlüssig, das frivole Kind eines muthwilligen Champagnerscherzes „Rabagas“ zu taufen. Anderen Tages promenirte der sonderbare Hut auf dem Kopfe Cora's im Bois de Boulogne und gleichzeitig wurde eine eben so mißhandelte Hutfaçon, aber mit Bändern anderer Farbe garnirt, in das Schaufenster der Putzmacherin Cora's gestellt. Im Verlaufe einer Woche waren derartige Hüte die erklärten Lieblinge der Pariserinnen und jetzt, nachdem mehr als sechs Monate seit dem tollen Einfalle Cora's verflossen, tragen die Damen aller Kreise ohne Unterschied mit Vorliebe den „Rabags“ in mehr oder weniger veränderten Formen.

Stettin, 10. Februar. Am Freitag voriger Woche wurden auf dem Friedhofe zu Nemitz die sterblichen Ueberreste von Robert Prutz aus der ursprünglichen Gruft in die neue Grabstätte übertragen, welche der Denkmalsausschuß mit Rücksicht auf die Aufstellung des Denkmals auf der Höhe des Friedhofs vor der Capelle ausgewählt hat.

Pasteur's neues Brauverfahren, besteht darin, daß man die Würze nach dem Kochen in verschlossene Gefäße bringt, darin unter Ausschluß der Luft der Gährung überläßt. Die Würze gelangt heiß aus der Braupfanne in Cylinder, aus denen man vorher durch Kohlensäure alle Luft ausgetrieben hat. Dann werden Brausen geöffnet und das herabfließende Wasser kühlt von außen die Cylinder ab. — Der Moniteur Scientifique, welcher die Erfindung bespricht, sagt wörtlich: Tributpflichtige einer Nation, welcher wir unser unverdientes Unglück nie verzeihen werden, haben wir hinfort die Pflicht, einzig und allein aus französischen Quellen das schäumende Getränk zu schöpfen, welchem München zum größeren Theile seinen Ruhm verdankt“. Das Blatt fügt dann hinzu, daß Pasteur, der auf diese Weise die erhabene Rache des Geistes vorbereitet, das Verlangen stellt, das nach seiner Methode gebraute Bier im Auslande Bière française und in Frankreich Bière de la revanche nationale zu nennen. (Hiezu bemerken die „Industrieblätter“: „Es ist zu vermuthen, daß dieser „erhabenen Rache des Geistes“ bald ein wenig erhabener Katzenjammer folgen werde. Pasteur's Geistesthat zeigt nicht nur eine Bewahrheitung des Ausspruches, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen oft nur ein Schritt ist, sondern sie gibt auch einen Beweis dafür, daß ein Mann von großer Gelehrsamkeit sich auch ebenso großer Albernheiten schuldig machen kann.“)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 23. Speyer, Samstag, den 22. Februar 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Mit mühsam verhaltener Aufregung hatte man ihn von Seiten der Adeligen ausreden lassen; nur hie und da machte man sich mit einem Fluche oder halbunterdrückten Wuthschrei Luft, während sich die Mienen Walthers von Dahn unheimlich erheiterten. Schon zuckten die nach den Schwertern begierigen Fäuste, schon krallten sich eisengewohnte Finger um die Griffe. Kaum aber war Würmlein zu Ende, so sprang Walther von Dahn auf, als eben vom Festplatze her die Trompeten erklangen, die das Zeichen zum Beginn des Festspiels gaben. „Ha, meine lieben Vettern und Freunde!" schrie er wohlgemuth. „Bei guter Gelegenheit haben wir uns hier gefunden, um alsbald den freventlichen Schimpf rächen zu können!"

Der wilde Edelmann lachte dabei vor Vergnügen, als er um sich sah. „Und es ist wirklich wahr, der Heinz Grefe, der gute Kerl sammt seinen Jungen?" fragten noch Hans vom Rhein und Friedrich vom Haus. „Unser Ohm von Rathsamhausen auch?" fragten Andere. „Und unser Freund von Hattstadt?" ließ sich Wersich Bock von Stauffenberg vernehmen. „Bereits todt, oder sie wehren sich noch," erklärte Junker Würmlein. „Zu Roß! Zu Roß, Ihr Herren!" rief jetzt Walther von Dahn, der wie auf gemeinsame Verabredung hin die Führung übernahm. „Zu Roß! Wir müssen unsere Freunde retten oder rächen!"

Seine Augen leuchteten vor Kampflust und Rachedurst, während er sich auf sein Pferd schwang, das ein zweiter Knecht des von Neuenstein gehalten hatte. Unter Tumult und wildem Geschrei folgten alle übrigen Edeln seinem Beispiel, während die berittenen Knechte, als ächte Reissige, zufrieden einander zugrinsten, daß es jetzt was zum Dreinschlagen gebe. So war es ein starker Haufen entschlossener, kampfgeübter, vom Wein und vom gemeinsamen Haß aufgeregter Reiter, welcher mit dem blutgewohnten Schwerte Rettung oder Rache für die Standesgenossen heischte. „Gerad' aus ist der kürzeste Weg! Mir nach, Freunde!" rief Walther von Dahn, seinen feurigen Rappen spornend, daß dieser mit mächtigen Sätzen unmittelbar gegen die Menge sprengte, welche sich am wenigsten eines solchen Ueberfalls versah und ihre ganze Aufmerksamkeit dem Festplatze zugelenkt hatte, wo die Küfergesellen bereits wieder in ihrem Spiele begriffen waren.

Um so heftiger war die Bestürzung des unbewaffneten Volkes, als sich plötzlich in seinem Rücken der starke Reiterhaufen durch den Hufschlag und das Getrappel der Pferde anzeigte und nun rücksichtslos in die Masse einbrach. „Platz da, wer nicht niedergeritten oder zusammengehauen werden will!" riefen Einige von den Rossen herunter, und diese waren noch die rücksichtsvolleren. Denn die Anderen sagten gar nichts, sondern sprengten einfach voran. Die Menge vermochte in ihrer Ueberraschung nicht den mindesten Widerstand zu leisten. Murrend und in verbissener Wuth wichen die Männer vor dem wilden, ungestümen Andrang, indem sie die Ihrigen aus dem Wege zu reißen suchten. Die Kinder schrieen, die Weiber zeterten und suchten sich zu flüchten, so daß ein furchtbares Gedränge nach beiden Seiten hin Statt hatte. Bereits war eine unbeschreibliche Verwirrung hervorgerufen, da die Näherstehenden dem unvermutheten Anprall auszuweichen, die Entfernteren sich ihm entgegenzuwerfen strebten und Flüche und ohnmächtige Drohungen aus der empörten Menge den Friedensstörern zuflogen.

„Ueberfallen!" „Verrathen!" — „Haltet sie auf!" — „Wo ist der Städtemeister?" — „Wo sind die Stadtknechte?" — „Ruft die Bürger auf!" — „Schlagt sie todt, die Junker!" So tönten Stimmen von allen Seiten, und der Tumult steigerte sich mehr und mehr. Die Anstürmenden aber sahen ihre Freunde zwar noch hoch zu Roß, jedoch, wie es schien, von einer empörten Menge bedrohlich umringt. Mit geschwungenen Schwertern vorwärts stürmend, riefen sie aus vollem Halse: „Halt aus, Hattstadt!" — „Rathsamhausen, Rathsamhausen!" — „Heinz Grefe, Deine Freunde kommen!"

Die Angerufenen hatten nicht sobald erkannt, wer da komme, als sie ihre Pferde spornten und durch die kreischende Menge ihren Freunden entgegensprengten, während das unbewehrte, überrumpelte Volk so von Seiten gedrängt in wilder Bestürzung sich zu retten suchte. Vergeblich winkte der von Rathsamhausen ab, vergeblich rief er dem von Dahn zu, abzulassen von dem tollen Beginnen, da keinerlei Gefahr drohe,

nunmehr aber das Schlimmste zu befürchten sei. „Hei, alter Hundskopf!“ rief Walther von Dahn, das Ende seines Schnurrbarts streichend und mit der Linken dann ein Schnippchen schlagend. „Den Maulkorb weg! Bell' nicht viel, beiß um Dich! Jetzt ist die Stunde da, wo wir die fetten Ferkeln spießen wollen!“

„Ich bin dabei, meine Freunde!“ Und meine Jungen auch!“ hub jetzt Heinz Grefe, der lahme Bastard an, indem er sein Schwert heraus riß, ein Beispiel, dem seine beiden Söhne alsbald und mit Freuden folgten, indem sie sich zu dem adeligen Haufen schaarten.

Auch der von Hattstadt gesellte sich zu seinen Standesgenossen, während Rathsamhausen finster dreinblickend an der Unterlippe nagte. „Laßt ihn! Laßt ihn!“ rief Heinz Grefe wieder. „Krämergesellschaft, Krämersinn!“

„Du würdest das zu anderer Stunde nicht ungestraft sagen, Heinz!“ entgegnete der von Ruthsamhausen finster. „Und wenn es jetzt zum Austrag mit den Handwerkern, zum Schlagen wirklich kommen soll, werdet Ihr Alle sehen, daß keine Krämerhand mein gutes Ritterschwert führt!“

„So, recht! Lieber Hundskopf!“ sprach Walther von Dahn freudig. „Hei, nun wollen wir die Bauern Kampfspiel lehren! Wie wollen wir den Handwerkerdirnen das Roth aus den Wangen treiben und die fetten Zunftschweine spießen! Ha, wie sie ausreißen! Hollah, Freunde, schafft vollends Raum! Nur drauf, nur drauf! das Feld muß unser werden!“

In der That war das Volk in seinem jähen Schrecken soweit es ging zurückgewichen und ließ einen Raum frei, in welchem die Edelleute ihre Rosse tummeln konnten. Erst jetzt, als die Reiter siegesgewiß umherschweiften und mit geschwungenem Stahl die bestürzte Menge stets weiter zurücktrieben, hatte sich eine Rotte Stadtknechte gesammelt und rückte heran. Sie allein vermochte, mit Hellebarden und Spießen bewaffnet, dem Angriff der Reiter und deren langen Schwerten einigen Widerstand entgegenzusetzen. Ohne Befehl und Führung und vor der Verantwortlichkeit gegenüber den Edelleuten zurückschreckend, ließen sie sich aber auf kein ernstliches Gefecht ein und wichen vor dem wuchtigen Anprall der berittenen Gegner rasch hinter die schützenden Barren zurück, wohin das Volk unter furchtbarem Geschrei nach dem Städtemeister sich schon zum Theil geflüchtet hatte. Nur zunächst den Schranken des Festplatzes stand eine Gruppe entschlossener Männer, zumeist fremde Schützen, welche keinen Schritt wichen, sondern durch das wankende Volk vorzubrechen suchten und mit lauter Stimme zum Widerstande mahnten. Es waren Bürger und Bürgerssöhne von Kaisersberg, Türkheim und Münster, Mühlhausener und Schlettstädter, die hier eine gute Uebersicht des Festplatzes gefunden hatten. Peter Stützel befand sich darunter und jauchzte vorwärtsdrängend laut auf vor Kampfslust. Einige Thalbauern aus der Leberau und von Weiler schoben ihre derben Schultern vor und schaarten sich mit streitgierig grimmigen Gesichtern um den langen Kunz, der wie Saul um eines Hauptes Länge über alles Volk ragte und sein verwittertes Gesicht über die Köpfe der Andern hin der Seite zuwandte, wo die Edelleute sich mit ihren Rossen tummelten und die Menge zurücktreibend umherschwärmten. Eine Weile sah er zu. Nicht unbesonnen wollte er zum Kampf auffordern und den Schlachtruf ertönen lassen, der, wie er wußte, dem Festspiel ein jähes Ende bereitete und das Blut heischte. Mit einem Male aber flog sein breites Hüftschwert heraus und funkelte hoch über den Häuptern der Menge im Sonnenlicht. Sein Weinbaß erscholl gewaltig in den Festplatz hinein und riß die frommen Küfergesellen aus der Spielreihe, daß sie, die blumenbekränzten Reife wegwerfend, im Nu nach den Waffen sprangen. Ein lautes Johlen der Thalbauern, ein freudiges Jauchzen des umstehenden Volkes begrüßte den Schlachtruf. „Schützen herbei!“ rief Peter Stützel mit einem Freudensprung. „Schlettstadt!“ — „Colmar!“ — „Mühlhausen!“ erscholl aus verschiedenen Kehlen, und weithin ließ sich eine mächtige Stentorstimme in dem erschütternden Rufe „Straßburg! Straßburg!“ vernehmen. Alle Stimmen aber vereinigten sich jetzt zu dem weithin erschallenden, verhängnißvollen Worte: „Zum Kampf! Zum Kampf!“

Der lange Kunz sah wohl die Streitlust und wußte sie zu würdigen. Was aber wollten die tapfern Männer zu Fuß mit ihrer kurzen „Wehr“ gegen die langen Reiterschwerter ausrichten! Das rasch erwägend, wandte er sich wieder über die Schranken hinüber, wo die Lehrjungen, nicht wissend was thun und lassen, mit offenen Mäulern umherstanden, während die Schlettstädter Gesellen schon heran eilten. „Die Schlägel her! Die Küferschlägel!“ rief der lange Kunz. „Ziegenschurz, tummle Dich! Werft alle Schlägel herüber! — Du, Peter Stützel“, kehrte er sich dann um, „und Ihr von Münster und Kaisersberg lauft nach den Schenkbuden, sammelt das Volk, — Krug und Becher, Stuhlfuß und Latte soll fliegen! So! Tapfer, liebe Brüder! — Die Schlägel! Die Schlägel!“

Schon waren die Lehrjungen nach den Küferschlägeln gesprungen, welche noch vom ersten Festspiel dorten aufgeschichtet lagen, trugen sie mit der Behendigkeit von Wieseln herbei, reichten und warfen sie unter die Umstehenden, während auf der andern Seite viele Schützen nach der Armbrust in den Schießständen liefen und Peter Stützel im kleinen Halbkreis seinen Weg nach den Schenkbuden nahm, die den Platz umgaben. Der lange Kunz fühlte kaum den wuchtigen Schlägel in der Rechten, als ihn eine große Zuversicht überkam, da er doch gleichzeitig seine Schlettstädter Mitgesellen heraneilen sah. „So!“ rief er. „Jetzt kann's losgehen!“

Indessen hatte ein starker Trupp der adeligen Reiter sein Augenmerk auch bereits nach dieser Stelle gerichtet, wo man einigen Widerstand leisten zu wollen schien. Froh darüber, das Schwert nun ernstlich gebrauchen zu dürfen, sprengten sie daher, Heinrich von Regisheim auf seinem schönen Grauschimmel um einige Rosseslängen voran. „Den nehm' ich auf mich!“ sprach der lange Kunz mit der Wehr in der Linken, mit dem Schlägel in der Rechten, und mit beiden

Armen die Vordrängenden zurückweisend. „Laßt mir den! Da kommt meines Meisters Sohn, der Hermann. Schaart Euch um ihn! Aber laßt mich Euch nur zeigen, wie man mit den Junkern fertig wird!“

Und damit hatte er schon mit Riesenschritten den Raum zurückgelegt, der ihn noch von dem Heransprengenden trennte, während Hermann Schwarz mit Jubel begrüßt über die Einhegung sprang und seine Mitgesellen ihm nachrumpelten. „Bück' Dich, Bauer!“ rief der von Regisheim, als er den baumlangen Gesellen vor sich sah, und führte damit einen mächtigen Streich nach dessen Haupt. Der lange Kunz aber hatte sich dessen wohl versehen, fing den Hieb mit seiner Wehr in der Linken auf und schwang gleichzeitig seinen wuchtigen Küferschlägel mit so entsetzlicher Gewalt, daß er sausend und pfeifend die Luft durchschnitt. „Bück' Du Dich, Junker!“ sagte er, indeß sein Schlägel auf die Bläſſe des edeln Thieres niederfiel, daß der mächtige Gaul, wie von Donners Keil getroffen zusammenbrach und seinen Reiter auf den harten Grund warf.

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Entstehung der Eisenbahnen.

Von **Friedrich Anschütz.**

(Fortsetzung aus Nr. 21.)

Die bisherigen Verbesserungen hatten sich nur auf die Beschaffenheit des Weges beschränkt. Nachdem man die Erfahrung gemacht hatte, daß sich auf Kantenschienen schwerbeladene Wagen mit Leichtigkeit fortbewegen lassen, lag es sehr nahe, anstatt der Pferde eine Zugkraft anzuwenden, welche bei genügender Intensität auch eine erhöhte Geschwindigkeit gestattete. Abgesehen von einzelnen unpraktischen Vorschlägen, wozu auch die unsinnige Idee gehörte, die Wagen durch aufgespannte Segel mittelst des Windes auf den Schienen fortzutreiben, waren schon seit langer Zeit die Bemühungen der Mechaniker darauf gerichtet, die Kraft des Dampfes zur Bewegung von Wagen zu benützen; und die ersten Bestrebungen dieser Art datiren von der Erfindung der Dampfmaschine selbst. Schon Salomon de Caus aus der Normandie, der zuerst 1640 die Anwendbarkeit des Dampfes als Motor von Maschinen behauptete, verfiel auf den Gedanken, die Kraft des Dampfes zur Bewegung von Schiffen und Wagen zu benützen. Die damalige Zeit war leider noch nicht reif für diese große Idee, und Salomon de Caus mußte seine weittragenden Pläne bitter büßen. Der geniale Mann wurde als Narr betrachtet und in das zu Bicêtre bei Paris befindliche Irrenhaus gesperrt, wo der Kummer über die Verkennung seiner Ideen ihn endlich zu dem machten, als was er fälschlich betrachtet worden war, zum unglückseligsten Irren! Savary, Ingenieur aus Cornwallis und bald darauf im Jahre 1759 Robison hatten dieselbe Idee, den Dampf zur Bewegung von Wagenrädern anzuwenden. James Watt gab sogar eine Beschreibung von einer auf Wagenrädern ruhenden Maschine heraus, welche zur Beförderung von Personen dienen sollte. Indessen wurde ein solcher Wagen nie gebaut, da Watt zu sehr mit seiner Condensationsmaschine beschäftigt war, um der neuen Maschine seine Geisteskraft zuwenden zu können. Das erste wirklich ausgführte Modell eines Dampfwagens, worüber wir einen geschriebenen Bericht haben, wurde von einem Franzosen, Namens Cugnot gebaut, der es 1763 dem Marschall von Sachsen zeigte. Später baute er eine andere Maschine nach gleichem Modell auf Kosten des Königs von Frankreich. Bei der damit angestellten Probe riß sie eine ihr entgegenstehende Mauer zusammen und wurde als eine zu gefährliche Maschine in's Pariser Arsenal-Museum gebracht. Man kann sie heute noch im Pariser Conservatoire des arts et metiers sehen, wo sie als kostbare Reliquie aufbewahrt wird. Ein amerikanischer Erfinder Olivier Evans erfand 1772 einen Dampfwagen, der auf den gewöhnlichen Wegen laufen sollte; 1787 erhielt er sogar vom Staate Maryland das ausschließliche Privilegium, Dampfwagen zu bauen und anzuwenden. Seine Erfindung fand jedoch wegen ihrer vielfachen Mängel fast keine Anwendung.

Das erste englische Dampfwagenmodell wurde 1784 von William Murdoch, dem Freund und Gehilfen von James Watt gebaut. Nachdem in den nächsten Jahren noch mehrere derartige Maschinen construirt worden waren, ließ am Anfange dieses Jahrhunderts Richard Trevethik, Pochsteiger in einer cornischen Zinnmine und Schüler Murdoch's, einen Dampfwagen nach seiner Erfindung bauen, der wie die früheren auf der gewöhnlichen Straße laufen sollte. Er sah wie ein gewöhnlicher vierräderiger Postwagen aus und hatte einen horizontalen Cylinder, der sammt dem Dampfkessel und dem Feuerkasten rückwärts von der Hinterachse angebracht war. Die Bewegung des Kolbens theilte sich einer Kurbelachse mit, von wo vermittels eines cylindrischen Getriebes die Achse des mit einem Schwungrade versehenen Treibrades ihre Bewegung erhielt. Es war dies die erste gelungene Hochdruckmaschine, bei welcher der Kolben nicht blos nach einer, sondern nach beiden Richtungen durch die Kraft des Dampfes bewegt wurde. Trevethik zeigte seine Erfindung in Plymouth, wo er mit seinem Dampfwagen an ein geschlossenes Zollthor kam. Der Weggeldeinnehmer öffnete zähneklappernd und antwortete auf die Frage, was man zu zahlen hätte: „Nichts zu zahlen, o lieber Herr Teufel! machen Sie nur, daß Sie weiter kommen; nichts, gar nichts zu bezahlen.“ — Obwohl dieser Dampfwagen wie alle früheren für die gewöhnlichen Straßen berechnet war, so gebührt doch demselben Trevethik das Verdienst, den Dampfwagen zuerst auf die Schienenwege angewendet zu haben, wodurch die Wirksamkeit der Maschine wesentlich erhöht wurde. Ja man kann sagen, daß die Anwendung des Dampfes zur Bewegung von Wagen aufgegeben worden wäre, wenn nicht diese einfache und doch so wichtige Erfindung der Schienen vorausgegangen wäre. Auch die beste Dampfmaschine vermag nicht genügende Kraft zu entwickeln, um einen Wagen auf gewöhnlichen Wegen die starken Steigungen mit gehöriger Geschwindigkeit passiren zu lassen. Die An-

wendung des Dampfwagens auf glatte Schienenwege gereicht dem obengenannten Trevethik zu um so größerem Verdienste, als er dadurch einen von allen Mechanikern der damaligen Zeit getheilten Wahn besiegte, daß nämlich die Reibung glatter Räder auf eisernen Schienen nicht zur Bewegung hinreiche, und daß deßhalb die Schienen und Treibräder gezahnt sein müßten. So festgewurzelt war dieser Wahn, daß es den damaligen Mechanikern nicht einmal einfiel, sich von dem Ungrunde desselben durch einen einfachen Versuch zu überzeugen. Erst Trevethik hatte die glückliche Idee, zu versuchen, ob nicht die durch das Gewicht der Maschine allein verursachte Reibung schon hinreichend sei, um auch auf ganz glatten Schienen den Dampfwagen fortzubewegen, wodurch ein für die weitere Entwicklung der Eisenbahnen höchst hinderlicher Wahn ein für allemal beseitigt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Berlin. In der k. Hofbuchdruckerei von R. v. Decker ist dieser Tage ein Gedicht in Separatabzügen gedruckt worden, welches lautet: Was ist der Soldat? Der Soldat ist ein vom Weib geborenes, Zum Leiden erkorenes, Kahlköpfig geschorenes, Vom Lande gekommenes, Bei der Musterung genommenes, Gleich anfangs geimpftes, Dann manchmal geschimpftes, Viel Hunger habendes, An Commißbrod sich labendes, Dauerlauf trabendes, Im Gleichmarsch gehendes, Auf Commando stillstehendes, Langsamen Schritt machendes, Im Gliede nie lachendes, Schweißtropfen vergießendes, Rechts und links schließendes, Erbsensuppe genießendes, Einjährige bedienendes, Zwei Groschen verdienendes, Krampfhaft maschierendes, Drei Winter lang frierendes, Aus Verzweiflung capitulirendes, Endlich avancirendes, Dann Andere bestrafendes, Auf Wache gern schlafendes, Sich als höheres Wesen fühlendes, Zulage erhaltendes, Corporalschaft verwaltendes, Dort unumschränkt schaltendes, Kriegsherrn hochhaltendes, Demokraten verachtendes, Nach Köchinnen schmachtendes, Sich nach Ruhe sehnendes, Und endlich Pension nehmendes, Zum Polizisten, Briefträger oder Nachtwächter sich bequemendes Individuum.

Budweis. Eine gemüthliche Hochzeitsfeier ging, wie das Budw. Kreisbl. schreibt, am 4. d. M. in der hiesigen Dompfarrkirche von Statten. Vor dem der Feier entsprechend geschmückten und beleuchteten Altar knieen bereits Braut und Bräutigam und auch der Priester kommt, um die Trauungs-Ceremonie vorzunehmen. In diesem feierlichen Moment erscheint unerwartet aus der Menge der Umstehenden eine Furie von einem Weibsbilde in Begleitung ihres Bruders, packt den Bräutigam an der Hand und fängt an, ihm in einer scandalösen Litanei seine an ihr angeblich begangenen Verbrechen vorzuhalten und fordert unter größtem Toben und Lärmen von ihm herüber einen „Ausgleich“, oder — sie verlange sonst auch geheirathet zu werden! Nachdem der amtirende Priester die Stätte des Scandals verlassen, fängt die saubere Gesellschaft an, sich erst in die Haare zu fahren, und es entsteht vor dem Altare eine förmliche Balgerei, wobei die Braut der ehemaligen Geliebten ihres Bräutigams eine Ohrfeige applicirt. Erst die herbeigerufene Polizei machte der Scene ein Ende, indem sie das wüthende Weib sammt deren Bruder verhaftete, worauf die Trauung ohne weiteren Anstand vorgenommen wurde.

Branntweingenuß. Schon längst wurde die Bemerkung gemacht, daß in Frankreich der Spiritusgenuß in schreckvoller Weise überhand nehme. Insbesondere gewisse Zubereitungen desselben, welche als besonders unheilbringend für das Nervensystem bekannt sind, wie Absynt, wurden mehr und mehr wenn nicht Bedürfnisse, doch nur zu beliebte Mittel überreizter Genußsucht. Untersuchungen haben, wie im Arbeitgeber berichtet wird, dargethan, in wie rascher Entwickelung dies Uebel sich gestaltet hat und in wie furchtbarer Weise es um sich griff. Jene Untersuchungen stellten fest, daß in den Jahren 1839—64 der Branntweinverbrauch von 8 bis 24 Liter auf den Kopf der pariser Bevölkerung stieg. In einigen Departement stieg die Zahl der Fälle von Säuferwahnsinn von 5 auf 15 pCt. aller geistigen Erkrankungen, im Departement Mayenne traten sogar noch furchtbarere Verhältnisse in Wirksamkeit, indem eine Steigerung von 3½ bis auf 26 pCt. stattfand; insbesondere auch unter den Frauen macht sich dieser unheilvolle Einfluß geltend. Die Zahl der Selbstmorde im Säuferwahnsinn stieg von 141 Fällen im Jahr 1848 auf 401 im Jahr 1866. In keinem anderen Lande Europa's nahm der Branntweingenuß in so furchtbarer Weise zu und wirkte so entsetzlich wie in Frankreich, obwohl im Allgemeinen der Verbrauch in den nördlichen Ländern Europa's nicht schwächer ist, wie in Frankreich. Aber es ist wohl zu beachten, daß der Genuß in Frankreich mehr feinere Destillate, welche die Nerven viel stärker angreifen, ins Auge faßt; sodann, daß in nördlichen rauheren Himmelsstrichen der Spiritusgenuß weniger gefahrvoll ist, indem die nöthige stärkere Wärmebildung — obzwar dieselbe nicht des Branntweins bedarf — einen verstärkten Stoffumsatz herbeiführt. Außerdem ist beachtenswerth, daß in Frankreich besonders solche Kreise, welche eine bessere Erziehung genossen, von der Trunkseuche ergriffen wurden; insbesondere bei den Officieren ist dies bemerkbar. Daß hier die Lebensart, die öfteren Kriege höchst einflußreich gewesen sind, liegt sehr nahe, wie dies ja im letzten Kriege, widerlich genug, besonders bei den Gefangenen hervortrat. Freilich hat man auch bei den aus dem Felde zurückgekehrten deutschen Truppen in dieser Beziehung sehr Unerfreuliches beobachten können. (Industriebl.)

Düngervögte. Eine sehr preiswürdige und anerkennenswerthe Einrichtung ist die der Düngervögte, wie sie auf den böhmischen Besitzungen des Fürsten Schwarzenberg besteht. In jeder Wirthschaft ist ein solcher Vogt, ein alter, halbinvalider Arbeiter angestellt, welcher mit Schiebkarre, Schippe und Besen ausgerüstet ist und die Verpflichtung hat, alle Abfälle in der Wirthschaft und auf den Wegen zu sammeln und zu Dünger zu verarbeiten. (Frauend. Bltt.)

(Der Küßdenpfennig in Wien.) Im heurigen Jahre noch wird ein durch sein Alterthum in Wien bekanntes, auch historisch merkwürdiges Gebäude: „Der Küßdenpfennig“ (in der Adlergasse) einem Neubaue Platz machen. Dieses Haus verdankt seinen Namen einer der angesehensten Familien vom alten Wien: den „Küßdenpfennigen“. Ein Steinbild, das dem Zahne der Zeit trotzte, aber bei einer im Jahre 1810 vorgenommenen Reparatur des Hauses beseitigt wurde und ungeachtet aller Nachforschungen nicht mehr aufgefunden werden konnte, zeigte einen stattlich gekleideten ehrwürdigen Mann, der einen Pfennig in der Hand hielt, welchen er mit großer Andacht küßte. (Vielleicht eine Anspielung auf den sprichwörtlich gewordenen Geiz dieser Patrizierfamilie). Dieses Steinbild trug aber auch eine interessante Aufschrift, aus welcher zu entnehmen war, daß der berühmte Doctor Theophrastus Paracelsus in diesem Hause gewohnt und Alchymie in demselben betrieben hatte.

Charade.

Der Hausfrau in dem deutschen Land
Bin ich von Alters her bekannt,
Auch kann ich meiner nicht entrathen
In einem Modewaarenladen.
Und kehrest du mich um sofort,
Ich bleibe stets das gleiche Wort.

Auflösung der Charade in Nr. 20:
Spiegelfechterei.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 24. Speyer, Dienstag, den 25. Februar 1873.

* Ich floh und muß dich ewig lieben*)

Ich geh' durch's Leben still und einsam,
Erinn'rung ist mir nur geblieben,
Mit deinem Bilde nur gemeinsam:
Ich floh und muß dich ewig lieben.

Ich war bei dir so reich und heiter,
Ein Wahn hat mich von dir getrieben,
Er riß von dir mich weit und weiter —
Ich floh und muß dich ewig lieben.

Das sagen meine stillen Thränen,
Die mir das Aug' beim Jubel trüben,
Das sagt mein ungestilltes Sehnen:
Ich floh und muß dich ewig lieben.

Und ist die Hoffnung längst zerstoben,
Es bleibt im Herzen tief geschrieben,
Mein Geist ist ganz mit Dir verwoben —
Im floh und muß dich ewig lieben.

Ch. Böhmer.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Das war in einem Nu geschehen. Mit Freudengeschrei sprangen die Freunde des langen Kunz jetzt vor, den Reitern entgegen, welche stolz daher sprengten, aber sich plötzlich einem ganz ungewöhnlichen Hagel von schweren und leichten Küferschlägeln ausgesetzt sahen, da auch Ziegenschurz seinen Antheil am Kampf haben wollte und die Lehrjungen ihre kleineren Hämmer, welche sie im Gürtel trugen, vom Festplatze her über die Schranken nach den Köpfen der Reiter und Pferde schleuderten. Pferde und Reiter, gleich überrascht, stutzten, wendeten um und zogen sich rascher zurück, als nun Ziegenschurz, über die Schranken setzend, gleichzeitig mit der Gesellenschaft nach den Schlägeln auf dem Rasen lief und sie unter Hohngelächter den Zurückreitenden nochmals nachwarf. Diese jedoch schlossen sich an einen andern kleinen Trupp der Ihrigen an, welche einen Angriff gegen die Schenkbuden hin machten, wo sich plötzlich ebenfalls ganz unerwarteter Widerstand ergab. Dort dienten Bänke und Tische, zwischen welchen die Eingänge noch mit groben Stühlen verrammelt waren, als sehr geeignete Verschanzungen gegen einen Reiterangriff. Mit höhnischen Reden herausgefordert sprengten die Junker heran, während noch das Krachen abgebrochener Stuhlfüße vernehmbar war. „Laßt sie näher kommen!" rief Peter Stützel lustig von dem Schenktisch herunter, den er mit einem schweren steinernen Humpen bestiegen hatte. „Die sollen einen Becherschwung erleben, an den sie all' ihr Lebtag' denken werden." Und wirklich flogen den Reitern von allen Seiten Becher und Humpen Stuhlfüße und Lattenstücke in so ergiebiger Anzahl entgegen, daß sie sich hin und her zu bücken und zu wenden hatten, um den zumeist von kräftigen Weinbauern geschleuderten Wurfstücken auszuweichen. Es fehlte nicht an blutigen Köpfen. Und als die Junker vorsprengend vor den verrammelten Eingängen, Tischen und Bänken halten mußten, wurden sie mit langen Stangen und Latten so derb empfangen, daß sie ebenfalls vorzogen, umzukehren. Einer der Reiter, der Edelknecht Stoffel, war kühn über Bank und Barre gesetzt, stürzte aber von einem schweren Lattenstück getroffen, vom Roß und wurde furchtbar gedroschen.

So war dem Uebermuth der Junker für's Erste wenigstens nach dieser Seite ein Damm gesetzt, während sie freilich anderswo desto leichteres Spiel hatten und das wehrlose Volk vor sich hertrieben, überritten und mit flacher Klinge niederschlugen. Vergebens schrie man dorten nach den Stadtknechten. Diese standen mit den gesenkten Hellebarden und Spießen inmitten der empörten Menge, die sich laut über ihre Unthätigkeit beklagte. „Ja, ginge es nur gegen uns, hätten wir gleich den Spieß am Bauch!" hieß es. „Die feigen Bärenhäuter fürchten sich vor den Junkern, wo sie uns schützen sollen!" „Und wo steckt der Städtemeister? Keiner vom Rath läßt sich sehen!" So klagte man, während die Stadtknechte rathlos auf das Getümmel schauten, wo das Volk heulend und fluchend vor den Reitern floh.

„Warum rückt Ihr nicht vor?" fragt jetzt ein älterer ernster Mann im langen, etwas altväterlichen Gewande, der sich seinen Weg durch die murrende Menge gebahnt hatte. „Wir haben keinen Befehl", war die Antwort. „Unsere Oberen fehlen. Man führe uns und wir wollen zeigen, daß wir mannliche Leute sind."

„Wollt Ihr mir folgen?" fragte der Langrock.

*) Aus einer neuen Sammlung von Jugendliedern: „Aus der Fremde."

„Ich bin zwar fremd hier, sitze aber zu Schlettstadt im Rath, und Ihr dürft mir vertrauen."

„Ei, es ist der Conrad Lang, ein redlicher Mann", rief einer der Knechte, der seinerzeit unter der Führung des Schlettstädtischen Hauptmanns einen Zug gegen die Gecken mitgemacht hatte. „Führt uns! Mit Euch fürchten wir den Teufel nicht!"

„Nun denn, zeigt Euch als fromme Knechte!" sprach Conrad Lang, schürzte sein Kleid auf und zog sein Schwert. „Dorthin! Dort hör ich Euren Städtemeister sein Trutze! Trutze! rufen."

In der That war jetzt der Städtemeister im vollen Amtsornat auf dem Platze erschienen, begleitet von einigen Rathsherrn und angesehenen Personen der Umgegend, darunter sich auch der Stadtschreiber Geiler von Ammersweiher befand. Der Meister war gekommen, kraft seines Amts das „Geschölle" zu stillen. Bei Bann und Kerker gebot er mit lauter Simme Frieden. Schon ein Dutzend Mal war sein Amtsruf erschollen: „Trutze! Trutze! In unseres Gesetzes Namen, Trutze!" Alsbald wichen auch die Gesellen von Schlettstadt unter Hermann Schwarz zurück und ließen die kurzen Zunftschwerter in die Scheide fallen, mit welchen sie muthig gegen die Edelleute angerannt waren; ebenso die Colmarer unter Wenzels Führung und die Straßburger Schützen, die mit der Armbrust und unter wehendem Banner von der andern Seite her durch Wilhelm Herter zum Kampfe geführt wurden. Selbst Viele vom Adel scheuten die Verantwortlichkeit einer Fortsetzung des Kampfes und der Widersetzlichkeit gegen die Amtsperson, steckten die Schwerter ein und zogen sich hinter die Vornehmsten unter ihnen zurück.

Walther von Dahn bemerkte es und knirschte vor Wuth. „Wie, meine lieben Vettern, der plärrende Mann dort jagt Euch Furcht ein?" rief er höhnisch. „Habt Acht, wie ich den zum Schweigen bringe," setzte er hinzu und spornte sein Pferd, während ihm der von Rathsamhausen mit erhobener Hand nachrief: „Sieh Dich vor, Walther! Bedenk' Dein Thun!"

Zur Antwort schlug er ein Schnippchen und ritt unmittelbar auf die Amtspersonen los, von denen alle, bis auf den entschlossenen Stadtschreiber von Ammersweiher, vor dem gefürchteten Manne bei Seite wichen. „Was sucht Ihr hier?" rief der stolze Junker. „Laßt Euch rathen, Männer, und räumt den Ort oder, bei St. Petri Bart, es soll Euch schlimm ergehen."

„Trutze! Trutze!" rief der Städtemeister wieder.

„Wart', ich will Dir das Plärren vertreiben!" sprach der Junker und trieb sein Pferd gegen den Mann des Gesetzes. „Walther von Dahn wagt es nicht, Eure Hand an den Städtemeister zu legen, oder ich nehm' Euch gefangen im Namen —"

Der Stadtschreiber von Ammersweiher hatte es gerufen und wollte beherzt dazwischen springen. Aber schon hatte der Junker vom Roß herunter in die Halskette des Städtemeisters gegriffen und zog den unglücklichen Mann mit fort. Während die Räthe über freventliche Gewalt schrieen, rief Geiler laut nach den herantilenden Stadtknechten, zog seinen Degen und ging entschlossen dem Junker zu Leibe, um den ersten Beamten der Stadt Colmar aus dessen Faust zu retten. Der Edelmann mußte dann auch seinen Gefangenen fahren lassen, um sich seines anfänglich mißachteten Gegners zu erwehren.

„Wart', Du unnütze Schreiberseele", schrie er schäumend vor Wuth, indem er sich gegen den kaiserlichen Notar wandte, um mit einem Streiche dessen Fechterkünsten ein Ende zu machen. Aber schon waren die Stadtknechte herbeigesprungen, Conrad Lang schwang sein gutes Bürgerschwert und rief dem Uebermüthigen zu, sich zu ergeben. Da trieb der Walther aber seinem Rappen den Sporn tief in die Weichen, hieb einem der Knechte den Spieß und zwei Finger aus der Hand, überritt den andern mit gewaltigem Sprung und war nach wenigen Sätzen bei seinen Freunden, von welchen ihn die meisten jauchzend empfingen, während die Küfer und Schützen wieder rasch herbeikamen, als sie die frevelnde Gewaltthat des wilden Junkers wahrgenommen hatten. „Nun, Spaß am End!" rief Walther von Dahn. „Schwerter heraus! Schwerter heraus! Zur Schweinshetze, meine lieben Vettern und Freunde. Mir nach, wer mit mir sterben und genesen will!"

Es war ein verhängnißvoller Augenblick, als jetzt die eingesteckten Schwerter wieder herausflogen und ein Haufen wilder, zum Aeußersten entschlossener, kampfgewöhnter und vom Bewußtsein adeliger Abkunft getragener Ritter sich zu einem blutigen Kampf mit der jungen streitbaren Bürgerschaft bereit machte, die bereits in geschlossenen Reihen den Angriff erwartete. Die rauhe, allemannische Streitlust war zu lichten Flammen entfacht auf beiden Seiten. Sind doch die Geschichtsblätter jener Zeit reich an blutigem Schauer bei Wein und Schmaus und öffentlichen Festen, wie die „Mordnächte" der Schweizer und Elässer Städte und die Aufstände bei den Baseler Turnieren darthun.

In banger Erwartung stand das Volk in der Ferne, zum friedlichen Wettspiel gekommen, und nun Zeuge ernsten Kampfes. Conrad Lang hatte den Städtemeister und die Rathsherren veranlaßt, nun, da das Friedenswerk zu Ende sei, den Ort zu verlassen, um nicht mitten in den Zusammenstoß zu gerathen. Der Stadtschreiber von Ammersweiher schwor, er werde hier zur Stelle bleiben, um Zeuge von der Strafe des Frevlers zu sein, während sich die übrigen Rathspersonen eilig zurückzogen.

Sie stießen dabei schon nach wenigen Schritten auf einen kleinen Reitertrupp, der sich von außen her über das Ried bewegte und dem Schauplatz des Kampfes zueilte, und zwar von beiden Parteien jetzt bemerkt und mit Aufmerksamkeit beobachtet. Der rothe Mantel des Vordersten wehte im Winde, die weißen und blauen Federn seines Barets nickten und spielten in der Luft. „Was ist's, meine günstigen Freunde?" fragte er, sich vom edeln Pferde herunterneigend, dessen Zügel er anzog. „Wer stört das Fest?"

Rasch gaben ihm die Rathsherrn die nöthige Auskunft. Er warf den Kopf auf und sah seinen nächsten Begleiter Hans von Gemmingen erstaunt an. „Wie?" fing er an. „Der ist, wie bei allen bösen Anschlägen, auch hier, und ich erfahr es erst jetzt, Hans? — Ge-

tröstet Euch übrigens, lieben Freunde! Euer schönes Fest soll nicht länger gestört werden, wo ich's verhindern kann."

„Ach, edler Herr" rief jetzt der Stadtschreiber von Ammersweiher dem Anlangenden entgegen. „Ihr kommt wie ein Bote Gottes. Und Euer Auge flammt, wie das des Erzengel Michael!"

„Ei, auch Ihr hier, mein lieber Geiler, und kampfbereit?" sagte der Anlangende. „Da muß es ja schlimm genug stehen."

„Ja, sie treiben schändlichen Unfug und Frevel, Herr!" erwiderte der erbitterte Stadtschreiber, während Conrad Lang und Andere, die ferner standen, ihren Genossen vom Schießstand, Junker Fritz, den jungen pfälzischen Edelmann wieder erkannten. Dieser sprach etwas zu Hans von Gemmingen und dann wandte er sich laut an die übrigen seines Trupps und an Conrad Lang. „Wohlan! Folgt mir, jedoch langsam, meine Freunde!"

Noch trabte er ruhig einige Schritte, dann setzte er die Sporen ein und flog in mächtigen Sätzen seines edeln Rosses dahin, schnurstracks gegen die Führer der kampfbereiten Edelleute los, während Hans von Gemmingen ebenfalls das Schwert in der Scheide mit den übrigen Reitern links abschwenkend gegen die Junker hinsprengte. (Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Entstehung der Eisenbahnen.

Von **Friedrich Anschütz.**

(Fortsetzung.)

Weitere Erfindungen zu machen, welche die vollständig gelungene praktische Lösung des großen Problems herbeiführen sollten, blieb einem Manne vorbehalten, der um diese Zeit im Kohlenbergwerk bei Wylam als Mechaniker beschäftigt war, dem nachmals hochberühmten George Stephenson. Die Lebensgeschichte dieses Mannes, die hier nur kurz berührt werden soll, gibt uns ein erfreuliches Bild der glänzenden Resultate, welche zähe Ausdauer, verbunden mit natürlicher Begabung hervorzubringen vermögen. Stephenson war ein eminent praktisches Genie, und gerade Männer von dieser Art sind bei Verbesserungen von Dampfmaschinen hauptsächlich maßgebend gewesen; denn fast alle wichtigen Verbesserungen von Dampfmaschinen stammen nicht von wissenschaftlich gebildeten Männern, speziell von Physikern, sondern von schlichten Arbeitern, Mechanikern und Maschinisten. Es scheint, als sei dies einer jener Zweige praktischen Wissens, wo die höheren Geisteskräfte dem mechanischen Instinkte das Feld räumen müssen. So war, um nur einige der um die Entwicklung der Dampfmaschine hochberühmten Männer anzuführen, Savary, ursprünglich ein Grubenarbeiter, Newcomen, ein Grobschmied. In der Hand des Instrumentenmachers Watt, der fast ein ganzes Leben daran wendete, erlangte die Condensationsmaschine eine riesige Kraft, und gewiß war Georg Stephenson, der bescheidene Maschinenbursche, nicht der geringste unter denen, welche die Hochdruckmaschine auf ihren jetzigen hohen Grad von Vollkommenheit haben bringen helfen. Stephenson's Eltern waren so arm, daß sie ihrem Sohne nicht einmal den nothwendigsten Unterricht geben lassen konnten. Erst im Alter von 18 Jahren lernte Stephenson aus eigenem Antriebe lesen und schreiben; mühsam rang er dem Schlafe die Stunden ab, die er zu seiner Ausbildung verwendete. Auch während der Arbeit ruhte sein rastloser Geist nicht, sondern beschäftigte sich mit dem Studium der Maschine, deren Leitung ihm anvertraut war. Er bewies durch sein Beispiel, daß man immer Muße zum Studiren findet, wenn man nur will, und daß solche Mußestunden der wahre Goldstaub sind, den man dem Strome der Zeit abgewinnen kann, wenn man sie nur richtig zu benützen versteht.

Indem wir über Stephenson's Jugendjahre, während welcher harte Arbeit mit tiefen Studien wechselten, hinweggehen, finden wir ihn im Jahre 1812, im Alter von 31 Jahren, nachdem er inzwischen sich mit rastlosem Eifer mechanischen Studien gewidmet hatte und wegen seiner hervorragenden Tüchtigkeit von Lord Ravensworth mit Geldmitteln unterstützt worden war, mit den ersten Versuchen zur Verbesserung der Locomotive beschäftigt. Wir würden den für diese Abhandlung zugemessenen Raum bedeutend überschreiten, wollten wir die Entwicklung jener von Stephenson gemachten Erfindungen Glied für Glied vorführen; wir wollen uns daher darauf beschränken an gelegenem Orte jene Verbesserungen kurz anzuführen welche er in den nächsten Jahren an seinen Lokomotiven anbrachte. Einen bedeutenden Fortschritt erreichte Stephenson zunächst dadurch, daß er den überflüssigen Dampf, nachdem derselbe den Kolben vorgeschoben hatte, direkt in den Schornstein entweichen ließ, wodurch der Zug im Feuerkasten sehr stark vermehrt wurde. In demselben Grade aber wurde die Verbrennung und dadurch auch erzeugte Hitze gesteigert, was wieder die schnellere Erzeugung des Dampfes von höherer Spannkraft zur Folge hatte. Durch diese einfache Abänderung war die Kraft der Maschine schon um's doppelte gesteigert. Weitere wesentliche Verbesserungen bestanden in der einfacheren Verbindung zwischen Cylinder und Triebrad, sowie in der Anwendung horizontaler Verbindungsstangen zwischen den Rädern. Im Jahre 1818 gelang es Stephenson überdies, den wichtigen Satz in anschaulicher Weise durch Versuche an seinen Maschinen zu beweisen, daß die Reibung bei jeder Geschwindigkeit eine constante Größe bleibt, ein Theorem, das allerdings schon längst von den Gelehrten mathematisch festgestellt worden war, an das die Ingenieure aber dessen ungeachtet bisher nicht glauben wollten. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Sicherem Vernehmen nach befindet sich bei den Vorschlägen des Kölner Domcapitels für die üblicher Weise auf die neue große Domglocke zu prägenden Denksprüche nebst mehreren lateinischen Versen rein kirchlicher Bedeutung das nachfolgende dem Reichswappen angeschlossene Gedicht, welches den Ton der neuen Glocke wohl richtig treffen wird:

Die Kaiserglocke heiß' ich,
Des Kaisers Ehren preis' ich;
Auf heil'ger Warte steh' ich,
Dem Deutschen Reich erfleh' ich.

Daß Fried' und Wehr
Ihm Gott bescher!

Ich ruf aus Donnermunde
Des Umschwungs Segenkunde.
Des Domes Krönung schalle,
Durch Deutschland widerhalle:
Gedenk fortan,
Was Gott gethan!

Getheilt zu Todeswaffen
Hatt' mich der Feind geschaffen:
Geeint mich hebt zur Wolke
Die Lust am eignen Volke,
In jedem Klang
Der Einheit Sang!

Soll späten Enkeln klingen,
Der Väter Segen bringen.
Die einst mir horchend stehen,
Will ihrer werth ich sehen,
In Gottes Hand
Das Vaterland!

Ueber die Reblaus (Phylloxera vastatrix) geht der Köln. Ztg. folgends Schreiben zu: „Ich hatte im vorigen Jahre eine feine Burgunderrebe erhalten, die ich im Garten pflanzte. Anfangs gedieh sie gut, dann aber erkrankte sie. Als ich, um die Ursache der Krankheit zu ermitteln, die Wurzel der Pflanze bloßlegte, sah ich selbe mit einer grünen Masse, gleich Schimmel, bedeckt, die indeß beweglich schien; beim Betrachten durch die Loupe entdeckte ich denn auch massenhaft lausartige Thierchen und vermuthete gleich, daß es die (Phylloxera vastatrix) sein könne. Ich hatte nun oft vernommen, daß die ehrsame Familie Laus den Geruch von Anissamen nicht vertragen könne, was denn auch factisch der Fall ist. Deßhalb kochte ich Anissamen gehörig im Wasser, so daß letzteres durchaus danach schmeckte und roch; mit diesem Aniswasser begoß ich die entblößten Wurzeln und habe auch nachher fleißig damit begossen. Die Rebe hat sich in kurzer Zeit vollständig wieder erholt und ist jetzt zum tüchtigen Stamm herangewachsen. Vielleicht würde meines Erachtens die Aussaat von Anissamen in den Weinbergen auch schon von Nutzen sein."

Bierstudien. Ein ganz prächtiges Buch, diese „Bierstudien", ein Buch, mit dessen Herausgabe Hofrath Dr. Gräße, der als Bibliograph und Culturhistoriker bekante Director des Grünen Gewölbes in Dresden, sich um die ganze biererzeugende und biertrinkende Welt ein entschiedenes Verdienst erworben hat. Daß bereits der alte ägyptische König Osiris — 2000 Jahre vor unserer Zeitrechung — wie Diodor, Herodot und Plinius erzählen, auf den Gedanken gekommen sein soll, zweierlei Sorten Bier zu brauen, eine gewürzte und eine mehr weinartige, ist bekannt: Aethiopier und Juden waren gelehrige Nachfolger des Osiris,, und die Griechen sollen sogar nach neueren Forschungen ein Doppelbier gehabt haben. Den Spaniern und Galliern verdanken wir die Worte Cerevisia (Cereris vis) und brauen (aus brace = Malz entstand brasser ꝛc.) und dem Tacitus den Trost, daß auch die alten Deutschen des Bieres (altsächsisch bere = Gerste) nicht entbehren durften. Vielmehr galt die Bereitung desselben als eine Frauentugend. Der Zusatz von Hopfen läßt sich in Deutschland schon seit 1079 nachweisen und die jetzige Brauweise ist entschieden eine Erfindung der Deutschen. Seit dem Anfange des Mittelalters verbreitete sich das Bier immer mehr, namentlich im Norden, wo sogar, nach Saxo Grammaticus, eine Hungersnoth dem Bierbrauen und -Trinken zugeschrieben ward. Der angebliche Erfinder des Bieres, Gambrinus oder Gambrivius, soll nach Gräße's Untersuchungen um 1730 vor Ch. Geburt wirklich geherrscht haben vom Rhein bis Asien („Annales Bojorum" des Aventinus). In den Klöstern wurde namentlich dem Biere die sorgsamste Pflege zu Theil; doch befleißigten sich später auch die Städte der Herstellung desselben und schon 1155 erschien in Augsburg eine Ordnung der Wirthe, die jenes Getränk verschenkten, von welchem die alten Deutschen geglaubt, daß sie es dereinst in Walhalla, kredenzt von den schönen Schildmädchen, mit Odin zusammen trinken würden. In Ulm ward 100 Jahre später eine Getränksteuer auf Bier eingeführt und 1367 gab es dort bereits ein Rathsbierhaus. Seit dem 17. Jahrhundert erhöhte die Einführung des Tabaks den Genuß am Biere und aus dieser Zeit stammen auch schon die vielen wunderlichen Biernamen, wie sich Heinrich Knaust, Doktor beider Rechte zu Erfurt und kaiserlich gekrönter Poet, auf seiner berühmten Bierreise gefunden und gesammelt hat. Bei der Beschreibung der Geschichte der österreichischen und bayerischen Biere erfahren wir, daß Bayern bereits im 9. Jahrhunderte Brauereien hatte.

Abschnitte vom „Bieresel", von den „merkwürdigen Wirkungen des Bieres und der wunderthätigen Biere", von den „Gefäßen zum Biertrinken", von der Geschichte des „Biercomments" und von den „Bierspielen" reihen sich an die eben besprochenen in anziehender Weise an. Ein Anhang handelt von „etlichen Kunststücklein zu den Bieren, die um Geld nicht zu bezahlen." In einem andern Anhange ist der älteste „Saufcomment" vom Jahre 1685 mitgetheilt, nach welchem man, „wenn man ein rechter Säufer sein will und sich dafür ausgibt, muß trinken können: „UTiliter, REaliter, MIrabiliter, FAmiliariter, SOlerter, LAmentabiliter." In dem letzten Abschnitte dieses interessanten Buches finden wir ein Bierliederbuch, wie solches überhaupt in dieser Weise noch nicht existirt. Während ein „Deutscher Biersegen" erst dem 15. Jahrhundert angehört, stammt das älteste Bierlied in nordfranzösischer Sprache mit niederbetragnischem Dialekt bereits dem 13. Jahrhunderte. (Bierbrauer).

Die Geschichte von drei Jägern, „welche gezogen sind auf den Pirsch, um zu erlegen den weißen Hirsch", hat sich unlängst in drolliger Weise wiederholt. Der Eigenthümer einer Berliner Zeitung besitzt ein Rittergut bei Fürstenwalde und hatte zum 26. Januar d. J. eine Anzahl seiner Freunde, unter welchen sich mehrere Bank-Directoren befanden, zur Treibjagd auf jenem Gute eingeladen. Der Wirth und einer seiner Gäste sahen das Reh, welches für die Jagd angestellt worden war, gerade auf sich zulaufen, und als dasselbe ziemlich nahe gekommen war, sagte Jener: „Bitte, Herr Stern, schießen Sie!" — „Bitte sehr, Herr Davidsohn," war die Antwort, „schießen Sie zuerst!" — „Bitte sehr, ich bin hier zu Hause, Herr Stern!" — So erschöpfen sich die Freunde in Höflichkeit und Liebenswürdigkeit; das Reh aber war mittlerweile in blaue Ferne entrückt. Husch, husch! Piff paff! Trara!

Charade.
(Fünfsilbig.)

1, 2.
Die Kronen eines Reichs, das jährlich endet,
Und jährlich neuen reichen Segen spendet,
Steh'n wir auf Säulen, hoch und schlank und leicht,
Wie Architecten-Kunst sie nie erreicht.
Und sinken sie, mit uns zugleich, dahin,
Des ungeheuern Reiches einz'ge Stützen,
Beginnen wir und sie erst recht zu nützen
Und geben jedes reichlichen Gewinn.

3, 4.
Des Wissens Reich, das Zauberland der Reben,
Was wären sie, gäb' es nicht drei und vier?
Das erstre würde bald sich überleben,
Das letztre sein nur Vögeln ein Revier;
Das erstre bald im Zeitstrom spurlos enden,
Das letztre nutzlos seinen Segen spenden.

5.
Fügst Du zur fünften noch ein Zeichen,
Ein Fluß dann ist's aus zweien Reichen.

1, 2, 3, 4, 5.
Des Ganzen Loos ist ach nicht zu beneiden
Mühselig strebt es nach den ersten beiden,
Und krönt das Glück auch seines Strebens Ziel,
Gewinnt's damit doch immer noch nicht viel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 25. Speyer, Donnerstag, den 27. Februar 1873.

* Napoleon III.

O laßt ihn ruhn, was soll das ew'ge Schelten,
So hart wie er, ward kaum ein Mensch geschlagen,
Als er mußt' folgen unserm Siegeswagen,
Deß' Wort schien gleich des Höchsten Wort zu gelten.

Mußt' er nicht durch die Sieg' und Niederlagen
Als Werkzeug dienen auch dem Herrn der Welten?
Es treffen euch, die ihr in Glückestagen
Ihn pries't, die Pfeile, die auf ihn geschnellten!

O eitles Volk, du hattest ihn erlesen,
In ihm erglänzt' und fiel dein eignes Wesen;
Durch stolzes Schmäh'n wirst nimmer du genesen.

Und wir, die er durch seinen Fall erhoben,
Schau'n wie auf ihn doch nicht so stolz von oben —
Wie bald ist Hochmuth doch vor Gott zerstoben!

Ch. Böhmer.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Bei allen Teufeln auch!" schrie Walther von Dahn, als er sich schlagfertig an die Spitze seiner Freunde gestellt hatte und nun den Reitertrupp herantraben sah. „Wer mischt sich da ein? Wer wirft sich zwischen mich und meine Beute? Aus der Bahn! Hollah! He da, Freund oder Feind?" Damit war er mit dem Schwerte in der Hand um einige Schritte näher heran galoppirt über den freien Platz, prallte aber plötzlich so heftig zurück, daß sein Pferd sich bäumend die Bewegung mitmachte. Denn er riß mit beiden Händen am Zügel. Seine Genossen, welche die heraneilenden Reiter schon länger bemerkt und Edelleute in ihnen erkannt hatten, waren nicht weniger überrascht, als jetzt Walther sein Pferd herumwarf und mit verstörter Miene rief: „Höll' und Tod! Er selbst!"

„Wer? Was ist Dir, Walther?" fragte Heinz Grefe, welcher dem Bestürzten zunächst hielt.

„Der böse Fritz! Zurück! Zurück!" schrie er mit halb unterdrückter, keuchender Stimme, indem er ängstlich wilde und trotzig bange Blicke um sich warf, als suche er nach einem Ausweg zur eiligsten Flucht und schäme sich doch, an solche zu denken. Bevor aber seine Gefährten sich über die Tollheit seines plötzlich umgeschlagenen Gebahrens genug verwundern konnten, hatte der junge Edelmann sein schönes Roß angehalten und winkte Walther von Dahn mit einer stolzen, befehlenden Kopfbewegung zu sich heran. Scheu und zögernd folgte dieser und lenkte sein Pferd herbei, bis es auf wenige Schritte dem des Fremden gegenüber stand.

„So treff' ich Dich hier? Bei allem Unrath Du, Walther?" fing jetzt Junker Fritz an und bohrte seine Augen mit strenger Miene in das Gesicht des Andern. „So ganz der Schmach verfallen!"

„Hoher Herr, ich bin ein Edelmann!" fiel Walther mit mühsam verhaltener Wuth ein.

„Du ehr- und pflichtvergessener Mann!" fuhr jedoch Junker Fritz fort. „Ich weiß um Dein Thun mehr, als Du glaubst. Du Mann ohne Treue! Der Ehre ab-, der Schande zugewandt!"

„Ich bin ein Edelmann, wie Ihr, mögt Ihr noch so hoch stehen!" fuhr Walther heraus, der nicht mehr an sich zu halten vermochte.

„Ein Schelm bist Du!" donnerte ihn jetzt sein Gegner an. „Schwert aus der Hand, Mann! In die Scheide damit, in die Scheide! Oder bei St. Georg, Dir soll das Häuptlein ermangeln, darauf Du Dein Hütlein setzest."

„Ich duld' es nicht, Herr, — ich duld' es nicht! Und ich duld' es nicht!" rief Walther von Dahn außer sich, indem er sein Schwert wie zum Angriff auslegte.

„Walther, bist Du wahnwitzig?" schrie jetzt Hans von Gemmingen herüber.

„Gnädigster Herr!" rief ein Anderer aus dem Gefolge.

Aber Junker Fritz hatte nicht sobald die drohende Haltung des Dahners bemerkt, als seine blaue Stahlklinge wie ein Blitz aus der Scheide flog und so überraschend sicher und mit solcher Kraft an die Waffe des wilden Junkers traf, daß diese am Griff brechend mit einem leisen, aber dennoch hörbaren, wimmernden Ton weithin durch die Luft flog und auf den harten Rasen des Rieds niederfiel.

„Vom Roß! Vom Roß!" rief jetzt Junker Fritz dem tödtlich erblaßten, von ohnmächtiger Wuth knirschenden Edelmann zu.

Wild blickte er nach einem Auswege umher, und stieß seine Sporen unbarmherzig in die Weichen seines Pferdes. Aber schon waren auf einen Wink des Junkers Fritz, Conrad Lang und einer seiner Trabanten dem armen vor Schmerz sich bäumenden Thiere

in die Zügel gefallen. Andere halfen mit, — der unbändige Edelmann war für's Erste gebändigt, ein Gefangener der Stadtwache von Colmar.

Das Alles nahm so raschen Verlauf und kam an und für sich so unerwartet, daß erst jetzt die Edelleute zu dem Bewußtsein und zu der Erklärung gelangten, sie dürften ein solches Verfahren gegen ihren Standesgenossen und Führer nicht dulden, während Hans von Gemmingen sie flehentlich bat und mahnte, den Löwen nicht zu reizen. Gleichzeitig war aber Junker Fritz auch schon heran geritten und fragte, ob die Herren, als Frevler gegen den Frieden der Stadt, des Landes und des Festes, vorzögen, ihre Schwerter abzugeben, oder als Bürgen für ihre Ruhe während der nur noch kurzen Dauer des Festes Geißeln stellen wollten.

Erstaunen, Hohn und Uebermuth wechselten auf den Gesichter der Edelleute. „Und in wessen Namen unterfangt Ihr Euch so hochmüthig zu sprechen, junger Herr?" fragte jetzt der von Rathsamhausen von seinem Rosse herüber.

„Ich will euch antworten: vor Allem im eigenen!" bemerkte Junker Fritz, indem er den Arm ausreckte und auf die näher herangerückten bewaffneten Bürger wies. „Es kostet mich nur einen Wink, und diese guten Leute zwingen euch zu dem, was ihr nicht freiwillig thun wollt."

„Ihr kommt daher, redet und geberdet Euch, als ob Ihr wirklich ein Recht dazu hättet", hob der von Hattstadt an. „Man kommt nicht so in's Land und spielt gegen reichs- und semperfreie Edelleute und ritterbürtige Männer den Herrn. Wir kennen Euch nicht."

„Ihr werdet mich schon noch kennen lernen, Herr Junker", war die lächelnde Antwort.

„Aber, beim Henker auch, mit welchem Recht und in wessen Namen führt Ihr eben das große Wort?" fragte jetzt Heinz Grefe.

„Im Namen dessen, der das Recht hat", erwiderte Junker Fritz gelassen.

„Das möchte unser Landgraf von Reichs wegen sein, der hohe Pfalzgraf und Kurfürst bei Rhein", meinte der Rathsamhausener. „Ihr wäret also von ihm gesandt?"

„Vielleicht darf ich sagen: ja!"

„Das kann Jeder sagen, fiel jetzt der von Hattstadt wieder ein. „Jeder, der mit den Jungfrauen tänzelt und mit den Handwerkern trinkt und schießt und sich verschwört. Nennt einen Namen, damit wir Eure Vollmacht erkennen. Kurzum, wie heißt Ihr?"

„Junker Fritz," sprach der Fremde lächelnd.

„Junker Fritz ist mir kein Name. Fritz, Hans, Jörig und Heinz heißen Alle."

„Nun, wenn der Euch nicht genügt, so nehmt mich als des Kurfürsten Bruder: Pfalzgraf Friedrich. Seid Ihr nun mit Eurem Verhör zu Ende?" — „Pfalzgraf Friedrich?" wiederholte Rathsamhausen erblassend. Und „Pfalzgraf Friedrich?" wiederholten Alle im ärgsten Erstaunen. „Pfalzgraf Friedrich!" lief auch mit freudiger Bewegung durch die Reihen der Bürger, während der Stadtschreiber von Ammersweiher zustimmend lächelte. Der von Rathsamhausen nahm jetzt langsam seinen Hut ab, der von Hattstadt, Heinz Grefe und die übrigen Edelleute folgten dem Beispiel und hielten ihre Barete in der Hand. Die Schützen und Gesellen aber schwenkten ihre Mützen und ergingen sich in lautem freudigen Zuruf, der über das Ried hintönend bald im übrigen Volke Widerhall fand.

Zweites Capitel.

Beim Becherschwung.

Für die guten Bewohner der Stadt Colmar war es eine überraschende Kunde, daß sich unter ihren Festgästen auch der Bruder des ersten weltlichen Kurfürsten im Reiche, der ritterliche Friedrich, Herzog in Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, befinde und daß seiner Dazwischenkunft die Abwendung eines unabsehbaren Blutbades zu danken sei. Denn wenn auch die Gegenwehr von Seiten der Bürgerschaft nunmehr eine nachdrückliche zu werden versprach, ja wenn auch selbst die Absicht bestand, jetzt die Edelleute von allen Seiten einzuschließen und so gegen sie vorzurücken, so ließ sich von einer gut bewaffneten, kühnen Reiterschaar noch immer Schlimmes genug gewärtigen. Selbst zum Aeußersten gebracht, konnte sie noch immer, durchbrechend und liegen lassend, was fiel, sich einen blutigen Weg durch die Masse der Bürgerschaft bahnen.

Das war nun nicht länger zu befürchten, nachdem der wilde Walther von Dahn, von dem der Anschlag auf den Frieden des Orts ausgegangen, durch den hohen Pfalzgrafen selbst überwunden und entwaffnet worden war und die übrigen Edelleute allen Muth, Anlaß und Antrieb zu weiterem Kampfe verloren hatten. Während sich das Volk beruhigte und das Gefühl der Sicherheit zurückkehrte, sobald man nur von der Gegenwart des ritterlichen Pfalzgrafen hörte, hielten die Junker mit eingesteckten Schwerten und entblößten Häuptern vor dem jungen Fürsten, von dem sie wohl wußten, daß nicht mit ihm zu spassen war. Unterdessen hatten sich mit dem Städtemeister auch die Rathsherren von Colmar und sonst angesehene Männer aus Stadt und Umgebung in freudiger Aufregung da versammelt, während ringsum im weitern Kreise die junge Bürgerschaft in Waffen stand. Pfalzgraf Friedrich sprach jetzt vom Rosse herunter einige Zeit mit denen vom Rathe. Dann wandte er sich an die Edelleute zurück, deren allzu große Demüthigung vor den Augen des Volkes nicht eben in seiner Absicht lag. Wenn er auch durch seine ganze spätere Regierung hindurch aus Politik zu den Städten hielt, so war er doch selbst zu sehr Ritter, als daß er den Adel unkluger Weise zum Haß erregen und ihn der Verachtung aussetzen wollte.

„Setzet auf, ihr Herren!" sprach er mit einem Winke seiner Hand. „Es thut mir aufrichtig leid, daß wir uns so begegnen müssen. Jedoch der Frevel gegen den Frieden der Stadt heischt Sühne, Pön und Strafe. Dafür sind Recht und Gesetz und der Landgraf von Reichswegen da, daß Recht bleibe in eurem schönen

Lande. Ich versehe mich von jedem der Herren, daß er dem Laufe der Gerechtigkeit sich füge, nichts dawider thue und sonst widerstrebe."

„Nehmt hier mein Schwert, hoher Herr," sprach jetzt der von Rathsamhausen, seine Waffe abgürtend, während auch die Andern bereit waren, sich unter solchen Umständen zum Beweise ihres friedlichen Sinnes als Gefangene zu betrachten. „Nicht doch!" sprach Pfalzgraf Friedrich abwinkend. „Gedulde man sich in Allem, bis vom Rathe dieser freien Stadt des Reichs ein vorläufiger Beschluß gefaßt ist."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Entstehung der Eisenbahnen.

Von **Friedrich Anschütz.**

(Fortsetzung.)

Es war um diese Zeit, als viele einsichtsvolle Männer in England den praktischen Nutzen der Eisenbahnen zu würdigen begannen; allerdings gab es im Ganzen noch wenig Freunde der von Stephenson mit so vieler Ausdauer verfochtenen Triebkraft, aber die Brauchbarkeit der Schienenwege an sich stand bereits so außer Frage, daß mehrere Freunde derartiger Unternehmungen, unter ihnen besonders ein gewisser Eduard Pease von Darlington, allerdings mit vieler Mühe es beim Parlamente durchsetzten, daß ein Schienenweg von Stockton nach Darlington gebaut werden durfte. Diese Bahn, welche im Jahre 1821 eröffnet wurde, war die erste dem allgemeinen Verkehre dienende Eisenbahn Englands. Zur selben Zeit wurde auch von Kohlengrubenbesitzern eine Eisenbahn von Hetton nach dem Verschiffungsplatz an den Ufern des Wear in einer Länge von acht engl. Meilen gebaut, auf welcher jedoch, wie auch auf der vorhin erwähnten Bahn, nur auf ganz kleinen Strecken die Lokomotive wirkte, während auf der Hauptlänge der Bahn die Wagen durch Anbringung schiefer Ebenen in Bewegung gesetzt wurden. Es befand sich damals im Parlamente eine bedeutende Partei, die mit aller Energie sich der Ausführung von Eisenbahnbauten widersetzte. Die Ursachen dieser Opposition sind nicht lediglich in der Unkenntniß von dem Werthe dieser Erfindung zu suchen. Gerade um diese Zeit nämlich wimmelte England von tollen Projecten, die übermäßig angepriesen und durch welche dem Publicum auf unverantwortliche Weise das Geld aus der Tasche geschwindelt wurde. Da gründete man unter anderm eine Gesellschaft, welche sich verbindlich machen wollte, die Reisenden mit Hilfe von Luftballons mit einer Geschwindigkeit von 30 Meilen per Stunde durch die Lüfte zu führen und dergleichen mehr. Die Folge war, daß das Publicum und mit ihm die Majorität des Parlamentes durch mehrere solche Schwindeleien gegen alle neuen Projecte überhaupt, mochten sie auch noch so begründet sein, mißtrauisch wurde und das Gute mit dem Schlechten verwarf. Ein wesentliches Element des Widerstandes bildeten auch die Besitzer von Chausseeactien, welche bedeutenden Schaden für ihre Unternehmungen durch die Erbauung von Eisenbahnen befürchteten, worin die Besitzer von Kanälen aus denselben Gründen mit ihnen sympathisirten. Endlich wehrte sich auch die sehr zahlreich im Parlamente vertretene hohe Aristokratie gegen die neue Erfindung, und zwar deßhalb, weil sie es unter ihrer Würde hielten, mit der gewöhnlichen „misera contribuens plebs" am Ende gar in einem und demselben Zuge fahren zu sollen; auch fehlte es nicht an solchen Gegnern, welche die Undurchführbarkeit und Gefährlichkeit der neuen Beförderung in's grellste Licht zu setzen bemüht waren. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Stephenson, als es ihm mit Hilfe einflußreicher Freunde gelungen war, eine vorläufige Actienzeichnung für die Erbauung einer Eisenbahn von Manchester nach Liverpool zu Stande zu bringen, im Jahre 1825 vergeblich allen Einfluß aufwendete, um das Parlament zur Genehmigung der Ausführung zu vermögen. Am heftigsten aber war die Opposition nicht gegen den Schienenweg, sondern gegen die auf demselben zu verwendende Triebkraft. Die Canal- und Chausseeactiengesellschaften schrieben Broschüren, worin sie auszuführen suchten, daß durch die Locomotive, diese wahnwitzige Idee Stephensons, die Kühe nicht mehr weiden und die Hennen nicht mehr legen würden; durch die aus der Locomotive emporsteigende Giftluft sollten Vögel getödtet und das Hegen von Fasanen und Füchsen fernerhin zur Unmöglichkeit gemacht werden. Den in der Nähe der projectirten Eisenbahnen Wohnenden suchte man dadurch bange zu machen, daß man ihnen ausmalte, wie ihre Häuser durch die von der Locomotive ausgespieenen Feuerfunken angezündet, die Luft aber durch die Rauchwolken verpestet werden würde. Außerdem würde man beträchtlich weniger Pferde brauchen, weßhalb die Oekonomen nur mehr geringe Mengen von Hafer und Heu absetzen könnten. Das Reisen würde gefährlich, und die Gasthäuser auf dem Lande würden zu Grunde gerichtet werden; alle Augenblicke würde der Dampfkessel platzen und die Reisenden zu Atomen zermalmen u. s. w. Ueberdies hob man hervor, daß wegen des zu großen Gewichtes der Locomotive die Dampfkraft auf Eisenbahnen nicht angewendet werden könne. Alle diese Ausstreuungen wirkten nicht wenig aufreizend auf die englischen Grundbesitzer, so daß sich dieselben, als anfangs der zwanziger Jahre von Robert Stephenson, dem Sohne Georg Stephensons, und Padley versuchsweise eine Vermessung auf der projectirten Linie Manchester-Liverpool vorgenommen wurde, Thätlichkeiten gegen die vermessenden Geometer erlaubten. Ein Gehilfe von Padley ward von der aufgeregten Menge fortgeschleppt und erst wieder freigegeben, als er das feierliche Versprechen gab, sich nie wieder auf so fluchwürdiger That betreten zu lassen. Ein Richter Namens Burne befahl seinen Leuten, beständig aufzupassen, um die unglückseligen Geometer zu verjagen, wo immer sie sich auf dem Felde blicken lassen möchten. Namentlich erregten die Theodolithen eine ungeheure Wuth bei der Menge. Die Eisenbahngesellschaft nahm sogar einen starken Burschen in Dienste, der im Boxen geübt war

und den Janhagel abhalten sollte. In Folge dessen fand eine fürchterliche Schlägerei statt, bei der die Theodolithen zu Grunde gingen. Neben allen diesen Widerwärtigkeiten hatte Stephenson auch noch einen schweren Stand gegen diejenigen, welche das neue Transportsystem zwar im Princip billigten, aber von den großen Geschwindigkeiten, die er in Aussicht stellte, nichts wissen wollten und so mußte es denn nothwendig kommen, daß das Parlament im Jahre 1825 zur Ausführung der Eisenbahn von Manchester nach Liverpool seine Zustimmung vorerst nicht gab, obwohl Stephensohn vor dem Parlamente vorsichtiger Weise nur von einer Geschwindigkeit von höchstens 10 Meilen in der Stunde sprach. Einige der von den Parlaments-Mitgliedern gemachten Einwendungen sind so charakteristisch, daß wir uns nicht enthalten können sie anzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

General Frhr. v. Hartmann †.

Ueber den am 24. Febr. Nachts 12 Uhr in Würzburg verstorbenen General der Infanterie, Generalcommandeur des 2. bayr. Armee-Corps, Jakob Frhr. v. Hartmann, bringt der Nürnb. Korr. folgende biographische Notizen: Frhr. v. Hartmann war geboren am 4. Februar 1795 zu Maikammer in der Rheinpfalz, erreichte sohin ein Alter von etwas mehr als 78 Jahren. Vom 8. October 1804 an befand er sich als Gemeiner, Cadet, Corporal, Sergeant und Unterlieutenant in den französischen Militär-Unterrichts-Anstalten Bonn und St. Cyr und war am 1. Oct. 1811 zum Dienste beim Infant.-Reg. des Großherzogs von Berg eingerückt, diente im 27. französischen Infanterie-Regiment als Oberlieutenant und wurde auf Nachsuchen am 20. Februar 1816 entlassen. Am 13. Juli 1816 wurde er als Oberlieutenant im bayerischen 10. Infanterie-Regiment angestellt, am 12. October 1822 zur Pionier-Compagnie und am 17. Mai 1824 zum Generalstab versetzt; am 3. März 1826 wurde er zum functionirenden Hauptmann ernannt, am 26. October 1827 zur Aushülfe in's Kriegsministerium commandirt, am 21. Mai 1829 zum Hauptmann und am 29. November 1838 zum Major im Generalstab befördert. Seiner Verwendung im Kriegsministerium wurde er am 6. October 1842 enthoben und zum Adjutanten des Kronprinzen, nachherigen Königs Max II., ernannt, am 18. October 1844 zum Oberstlieutenant mit Beibehaltung der Adjutantenstelle, am 31. März 1848 zum Obersten und Flügeladjutanten S. M. des Königs Max II., am 28. November 1848 zum charakt. Generalmajor und am 14. Juni 1849 zum wirklichen Generalmajor und Brigadier der 2. Infanterie-Division befördert. Durch Formation wurde er am 1. Oct. 1851 der 2. Infanterie-Brigade zugetheilt und erhielt am 19. März 1852 wieder die Benennung Flügeladjutant Sr. M. des Königs. Zum Generallieutenant und Generalcommandanten von Würzburg wurde er am 23. Februar 1861 befördert, übernahm am 25. Mai 1866 das Commando der 4. Armee-Division der mobilen Armee und nach beendigtem Kriege vom 29. Aug. 1866 wieder das Generalcommando Würzburg. Am 28. April 1867 wurde er zum Inhaber des 14. Inf.-Reg. ernannt und 1869 zum General der Infanterie und Generalcommandanten von Würzburg befördert. Als französischer Offizier machte er die Feldzüge von 1814 und 1815 mit, focht im Kriege gegen Preußen im Jahr 1866 als Commandeur der 4. bayerischen Division bei Roßdorf und Dermbach, und als General der Infanterie und Oberbefehlshaber des 2. Armee-Corps führte er dasselbe im Jahre 1870 und 1871 im Feldzuge gegen Frankreich, an dessen glücklichem Ausgang er bekanntlich als erprobter Feldherr, trotz seines hohen Alters alle Strapazen muthig ertragend, den rühmlichsten Antheil nahm. Anläßlich seiner ausgezeichneten Commandoführung im letzten Feldzuge, sowie in Anerkennung der durch ihn mitgefochtenen siegreichen Gefechte und Schlachten wurden ihm allerwärts die ehrendsten Auszeichnungen zu Theil. Wegen seiner einsichtsvollen Leitung des Gefechtes bei Plessis-Piquet am 19. Sept. 1870 wurde er zum Großkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens durch S. M. den König ernannt, ferner vom Deutschen Kaiser mit dem Eisernen Kreuze 1. Cl. und am 8. März v. Js. mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet. Seine Brust schmückten außerdem noch 8 der höchsten inländischen, sowie 13 ausländische Orden. Als ein Zeichen der besonderen Gnade S. M. des Königs wurde General v. Hartmann im Jahre 1871 vom Ritter- in den Freiherrnstand erhoben. Viele Städte, darunter sein Geburtsort und die Stadt Würzburg, suchten seine Verdienste durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts zu ehren, die Stadt München gab einer Straße seinen Namen.

Miscellen.

Zur Löschung von Feuersbrünsten empfiehlt Dr. H. Weidenbusch in Wiesbaden im Polyt. Journ., wie bereits früher von mehreren Seiten geschehen, die Anwendung von Wasserdampf, welcher allerdings nur durch Verdrängung der Luft wirkt, ohne jedoch selbst unathembar zu sein oder direct schädlich auf belebte Wesen einzuwirken. Von der Wirksamkeit desselben sich zu überzeugen hat Dr. Weidenbusch selbst Gelegenheit gehabt und zwar bei einem Brand in einem einstöckigen Fabrikgebäude von ca. 60 m. Länge und 10 m. Breite, dessen Dachraum durch einen geschlossenen Boden von dem Parterreraum getrennt war. Der erstere war mit mehreren tausend Centnern Lumpen, Spänen, Lederabfällen &c. angefüllt und in ihm brach in der Nacht Feuer aus welches erst bemerkt wurde, als die halbe Länge des Daches schon in Flammen stand. Da die Lage des Etablissements eine ganz isolirte war, so verging mehr als eine Stunde, bis die Spritzen der Nachbarorte erschienen, und das Feuer fand unterdessen in den höchst ungenügenden Löschvorrichtungen der Fabrik so wenig Widerstand, daß dann schon der ganze Dachstock in vollen Flammen stand, eingestürzt war und das Feuer bereits das Parterrelocal an zahlreichen Punkten ergriffen hatte, dessen Wände bald vielfach zertrümmert und von dem Löschcorps in Angriff genommen wurden. In diesem Local war eine Dampfkocherei eingerichtet, deren Dampfkessel jedoch vom Hause getrennt und seit Abends außer Betrieb war. Dieser wurde nun, nachdem das Feuer schon ca. 2½ Stunden gewüthet hatte, durch ein starkes Holzfeuer in Betrieb gesetzt, und nachdem ein beherzter Zimmermann in das brennende Haus eingedrungen war und mit der Axt die Leitung, welche aus gußeisernen Röhren bestand, an der ersten besten Stelle durchgehauen hatte, der Dampf angelassen, und zwar gegen den Willen und Befehl des obersten Verwaltungsbeamten des Bezirkes, welcher das Einreißen des ganzen Hauses bereits angeordnet hatte. Der Erfolg war ein nahezu augenblicklicher. Der Raum, mit Dampf gefüllt, welcher unter starkem Druck ausströmte, verdüsterte sich alsbald, es erlosch ein Gluthheerd nach dem andern und selbst die Lumpenhaufen des Dachstockes, welche unter freiem Himmel brannten, erloschen, in Dampf gehüllt, mehr und mehr, so daß eine halbe Stunde nach Eintritt des Dampfes alle Gefahr als beseitigt angesehen werden konnte. Es ist unmöglich, der gleichzeitigen Fortsetzung der Spritzenthätigkeit irgend einen erheblichen Antheil an diesem Erfolge zuzuschreiben, denn die Wirkung war so auffällig, daß die Spritzenmannschaft mehr und mehr ihre Arbeit für überflüssig erachtete, als der Dampf in's Mittel trat.

Auflösung der Charade in Nr. 23:

Elle.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 26. Speyer, Samstag, den 1. März 1873.

* Hohenfels.*)

Hoch reckt sich der Fels in's Blaue,
Von altem Getrümmer umkrönt,
Der immer die Waldesaue
Mit sonderem Reize verschönt.

Die Treppen sind alle verschwunden
Die führten zum Schloß hinauf;
Ich möchte doch gern' erkunden
Was verschonte der Zeitenlauf.

So gerne hätt' ich bestiegen
Den Fels in der Einsamkeit,
Nun will ich im Grase liegen,
Bis dämmert die Abendzeit.

Doch siehe! Von Blumen umwoben
Die Felsenzinne strahlt,
Im alten Glanze droben
Das alte Gemäuer prahlt.

Das Wappen lächelt herunter,
Die Brücke schwebt über dem Schlund,
Ein Jagdzug schlängelt sich munter
Hinab in den Waldesgrund.

Es flimmert die silberne Treppe,
Wie früher mit reichem Glast,
Es rauscht die seidene Schleppe,
Der Sporn klingt ohne Rast.

Mir macht so wehmuthbange
Die Seele ein Harfenspiel,
Noch keines, ob solchem Klange,
Auf Erden mir so gefiel.

Und wonnige Minnelieder
Durchhallen der Wölbung Raum,
Da bin ich erwacht schon wieder, —
Denn Alles war ein Traum.

Nur alte Sagen umdüstern
Den Sinn mir, mit Zaubermacht,
Die Bäume rauschen und flüstern
Und ferne steigt auf die Nacht. —

Johannes Hüll.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Darauf ertheilte er an Hans von Gemmingen einen Befehl, der die Sicherheit der Berathung betraf und trat dann alsbald mit den Gewaltigen von Colmar zusammen, die schon wegen des von Rathsamhausen nicht zu besonderer Strenge geneigt waren, durch welche nur die Feindschaft und Rachsucht des Adels heraufbeschworen worden wäre. So wurden die vornehmsten der Edelleute — Rathsamhausen, Hattstadt, Bock vom Stauffenberg und Liebolt Stör — herbeigezogen, um über den Anlaß des Tumults vorläufigen Bericht zu erstatten, wobei sich herausstellte, daß die Junker durch eine falsche Nachricht und den Eifer Walthers von Dahn zur Rettung der angeblich bedrohten Standesgenossen aufgereizt worden waren. Die in der Eile angestellten Nachforschungen über die Folgen des Auflaufes ergaben, daß die Wirkung auf Seiten des Volks nicht so schlimmer Natur war, als man befürchtet hatte und sich, so weit man übersah, auf Quetschungen und Stöße, auf kleinere Wunden und allgemeinen Schrecken beschränkte. Dagegen lag der Edelknecht Stoffel fürchterlich zerschlagen in einer der Schenkbuden, und Heinz von Regisheim befand sich als Gefangener, dem sein Pferd getödtet war, in den Händen seiner näheren Landsleute, da er den Mühlhausenern zur Bewachung übergeben worden war. Wie man hörte, war es ihm durch List gelungen, sich wieder seines Schwertes zu bemächtigen, und zwar, wie sich später ergab, durch Mithülfe desselben Küferlehrlings, der von Wenzel die Ohrfeige erhalten hatte; und erst durch den Beistand des Obergesellen Störlin's war der Junker nochmals entwaffnet worden und wurde jetzt als Gefangener herbeigeführt. Selbst den durch Walther von Dahn verwundeten Stadtknecht mit eingeschlossen, erschien also der Verlust des Volkes nicht so bedeutend, als der des angreifenden Theils, da die Wurfgeschosse vor der Bude und beim Angriff auf die Schlettstädter Küfer nicht wenige blutige Wunden an den Köpfen der Reiter verursacht hatten. Man kam also dahin überein, von weiterer Gefangennahme abzusehen, die vier angesehensten Adeligen einstweilen als Bürgen für das Wohlverhalten ihrer Genossen zurückzuhalten, und die übrigen auf Eid zu entlassen. Sie mußten versprechen, sich auf erste Aufforderung hin zum gerichtlichen Austrag der Sache zu stellen, jede Pön, Schmerzensgeld und Schadenersatz anzuerkennen und darauf Urfehde zu beschwören, nämlich dieser Sache wegen weder die Stadt Colmar noch einen der Betheiligten durch Fehde und Reuterei oder sonstige Rache schädigen zu wollen. Endlich nahm

---

*) Bei Imsbach in der Pfalz.

ihnen Pfalzgraf Friedrich noch das Handgelübde ab, den Frieden des Festes durch keinerlei That oder Wort mehr stören zu wollen, wobei er ihnen freistellte unter sicherem Geleite durch die Masse des Volkes den Festplatz sogleich zu verlassen oder sich eine von der Menge entlegene Stelle zum Anschauen des Preislaufs zu erwählen.

Gleich darauf zog denn auch der große Theil der Edelleute ab und zwar von einer starken Schaar Colmarer Bürger selbst geleitet, die bewaffnet auf dem Festplatze erschienen war. Einige jedoch wollten den Ausgang des Preislaufs noch abwarten, darunter Heinz Grefe, der auf den Erfolg seiner Wette begierig, auch der Zurückkunft Hattstadts gewärtig war, da er als dessen Gast mit seinen Söhnen die Nacht im Schloß von Herlisheim verbringen wollte. Was nun Walther von Dahn betraf, so befahl Herzog Friedrich, denselben einstweilen nach einem der Pavillons zu bringen und daselbst streng zu bewachen, bis er ihn selbst in's Verhör nehmen könne. Dann wandte er sich an Heinz von Regisheim. „Ihr bedürft für's Erste keines Pferdes, Junker, denn auch diese Herren hier — von Rathsamhausen, Hattstadt, Stauffenberg und Liebolt Stör — sind ersucht, ihre Rosse den Knappen dort zu überlassen und den Weg mit uns zu Fuß zu machen!"

Damit schwang er sich von seinem edlen Rosse und warf einem seiner Leute die Zügel zu, indem er auf diese Weise die fünf Edelleute gleichsam als Geiseln in sein Gefolge aufnahm. Während die Vier abstiegen und ihre Pferde übergaben, schweifte des Pfalzgrafen Blick suchend über die Umstehenden hin.

„Euch, Wilhelm Herter von Straßburg, will ich nicht zumuthen, aus dem schönen Jungfrauenkranze herunter zu steigen und uns Eure Gesellschaft zu gönnen", sagte er zu dem jungen Straßburger. „Ich hoffe Euch jedoch zu gelegenerer Zeit an unserer Seite zu sehen, dem Land zu Nutz und Ruhm."

„Gern will ich Euch dann folgen, Pfalzgraf Friedrich!" erwiderte der junge Bürger, während der Pfalzgraf seinem „klugen und tapferen Freunde," dem Stadtschreiber von Ammersweiher, an seine Seite winkte und dann auf Conrad Lang zuschritt.

„Ihr Schlettstädter seit mannliche Leute, das muß man sagen," sprach er. „Schon im Kampfe gegen die Gecken habt Ihr uns alle beschämt, — und wir begreifen nunmehr Eure Thaten, Conrad Lang, wenn Ihr an der Spitze solcher Gesellen standet, die Pferde mit einem Schlag tödten, wie es mein Nachbar im Schießstande jetzt allhier gethan haben soll. Ei, seh' ich ja meinen jungen Freund, den Helden im Felde und künstlichen Wettkampf, dem ich zu danken habe, daß ich zu einem Zweckschuß gekommen. Und damit war er auf Hermann Schwarz zugeschritten und reichte ihm die Hand, die dieser mit Wärme ergriff, indem er erwiederte: „Nicht mir, Euch selbst dankt Ihr diesen Zweckschuß, wie so manchen andern, erlauchter Herr! Ich sah Euch vorhin einen Hieb führen, gegen welchen all' unsere Künste eitel Spielwerk sind."

„Ei ja!" entgegnete mit einem befriedigten Lächeln der Pfalzgraf. „Wir lernten das Schwert etwas handhaben, das ist ja auch unser Handwerk. Aber mein lieber, junger Freund, warum seid Ihr so grausam spröde gegen die schönen Jungfräulein dieser Stadt? Sie tragen ein groß' Verlangen nach Euch, möcht' ich sagen, wie Gosse Burggraf zum seligen Kaiser Sigismund, als der nach den schönen Straßburger Frauen fragte. Doch, Ihr seid stolzer als der Kaiser und fragt nicht nach den holden Mägdelein dieser Stadt. Wie? Betrübt Euch der Scherz? So will ich nicht nach der Ursache fragen und Euch nach eigenem Gutdünken thun lassen. Nach dem Preislauf jedoch gestattet mir, Hermann Schwarz, Euch einen Vorschlag zu machen, der aus aufrichtigem Herzen kommt. Und nun, gut Heil! Die schöne Zunftmeisterstochter wird sich Euretwegen trösten müssen, das seh' ich schon!"

Damit hatte er dem jungen Schlettstadter nochmals die Hand gereicht und wandte sich dann an die, welche näher im Kreise standen. „Und nun, meine Herren, dürfen wir die holden Frauen nicht länger in Ungewißheit harren lassen, nachdem sie den Schrecken gehabt, ist ihnen die Lust am Spiel doppelt zu gönnen. Will uns nur der gestrenge Rath dieser werthen Stadt eine Stelle gönnen, so wollen wir das schöne Fest nicht länger hinhalten, sonst ereilt uns die Nacht. Laßt uns aufbrechen, Conrad Lang, wenn es Euch so gefällt!" fügte er hinzu, indem er an die Seite des hochgeachteten Mannes trat und diesen nun um Einzelheiten über den ebenso heldenmüthigen, als glücklichen Kampf gegen die Armagnaken befragte, den die Schlettstädter unter dessen Führung bestanden. Er hatte dabei noch immer Zeit, im Vorüberkommen die Jungfrauen auf den Ehrensitzen höflich zu begrüßen. Der schönen Gertraud Störlin schoß alles Blut aus dem Herzen in die Wangen bei dem glücklichen Bewußtsein, mit dem ritterlichen Pfalzgrafen im Reigen gestanden und vergnüglich geplaudert zu haben, während er jetzt Zeuge der Huldigungen wurde, die ihr von den gewandtesten der Küfergesellen dargebracht werden würden, wie sich ja ihrer Meinung nach von selbst verstand. Die Erscheinung des jungen Fürsten erregte großes Aufsehen. Es war nämlich rasch genug zu den Jungfrauen gedrungen, daß Junker Fritz, der mit den Schützen geschossen und mit beim Ehrentanz gewesen war, ein Herzog in Bayern und Pfalzgraf bei Rhein sei, so daß alle die schönen Augen jetzt an seiner stattlichen Figur hingen, da er nach dem Ehrenplatze vorüberschritt, den der Rath der Stadt ihm und seinem Gefolge einräumte.

Ein lebhaftes Murmeln der Menge deutete übrigens an, wie sehr noch die Ereignisse alles in Spannung erhielten, wie sehr noch die einzelnen, überraschenden Vorgänge bei dem nun gestillten „Geschölle" die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigten. Auch fehlte es nicht an Stimmen, welche darüber murrten, daß man so glimpflich mit den Junkern verfahren sei. Und besonders unter den Mühlhausener Schützen war man keineswegs so ganz zufrieden mit der Dazwischenkunft dieses Pfalzgrafen, den man, nach ihrer Meinung, jetzt so lange auf's hohe Roß hebe, bis er nicht mehr herunter wolle. Als jedoch die Küfergellen von Schlett-

stadt und Colmar wieder auf dem Schauplatze ihres Wettkampfes einzogen, die Wehr ablegten und nach den blumenbekränzten Reifen griffen, als der dicke Caspar wieder die glänzend beschlagenen Fäßlein anzapfte und die Gesellen ihren Halbkreis gebildet hatten, in welchen beim schmetternden Trompetenstoß derjenige Küfer eintrat, welcher eben an der Reihe war, da wendeten sich Gedanken und Blicke allmälig dem Spiele zu, und die Mädchenherzen pochten nicht mehr vor Schrecken, wie vor Kurzem, sondern nur noch in banger Hoffnung und süßer Erwartung. Doch dauerte es im großen Publikum noch längere Zeit, bis man sich soweit beruhigt hatte, und für die Meisten gingen noch immer die ersten Weinsegen und Trinksprüche zum geheimen Leidwesen der Betheiligten und Genannten verloren. Erst als die gewandteren und beredteren Gesellen nach und nach zum Becherschwung gelangten, kehrte sich die Aufmerksamkeit der Menge wieder völlig dem Festspiele zu, und man sah mit Verwunderung, wie die Küfer die Becher schwangen, ohne daß ein Tropfen Wein herausrann. Heut zu Tage ist dieß Kunststück, das auch noch immer bei dem Münchener Schäfflertanze eine bedeutende Rolle zu spielen pflegt, eines der bekanntesten physikalischen Experimente. Damals aber und noch viel später galt es als eine den Küfern eigenthümliche Kunst. Sagt doch ein alter Schriftsteller vom Handwerk: „So können die Gesellen ein mit Wein gefülltes Glas in einem runden Reife mit wundersamer Geschwindigkeit ohne Verrückung desselben, wie ein Fendrich die Fahne schwingen, und also ein feines Kunststück der Wag- und Bewegungskunst artig zeigen." Und in der That erfordert es lange Uebung, eine sichere Hand und große Achtsamkeit, besonders beim Beginn und Aufhören des Becherschwungs. Wer sich eine besondere Gewandtheit darin erworben hatte, durfte immerhin auf Lob rechnen.

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Entstehung der Eisenbahnen.

Von **Friedrich Anschütz.**

(Fortsetzung.)

„Nehmen wir an, sagte einer der Herren, es komme bei einer Geschwindigkeit von 9—10 Meilen der Maschine eine Kuh in den Weg; glauben Sie nicht, daß das recht fatal wäre?" „In der That, recht fatal für die Kuh", antwortete der aufgerufene Zeuge der Eisenbahngesellschaft. Mehrere der unter der Gegenpartie befindlichen Ingenieure meinten, durch einen starken Wind würde die Locomotive in ihrem Laufe aufgehalten werden. Am leidenschaftlichsten benahm sich der Jurist Alderson, der Stephenson geradezu als einen unwissenden, exaltirten Menschen bezeichnete. Obwohl nun dießmal die Bill nicht durchging, so machten die Directoren der Eisenbahngesellschaft doch sofort wieder neue Anstrengungen, um die Mitglieder des Parlamentes zu gewinnen, was denn auch mit Aufwand aller Beredsamkeit und, was auf die Unparteilichkeit der Mitglieder des Unterhauses eben nicht das glänzendste Licht wirft, besonders dadurch gelang, daß für die Advokaten und als Geschenk an einflußreiche Mitglieder des Parlamentes die ungeheure Summe von 27,000 Pfund Sterling verausgabt wurde. So wurde denn endlich 1826 mit dem Bau der Eisenbahn von Manchester nach Liverpool begonnen und dieselbe unter Ueberwindung enormer Schwierigkeiten (die Bahn zählte 63 Brücken, einen großen Viadukt und einen Tunnel von 2,200 Ellen Länge) endlich im Jahre 1830 unter der rastlosen Leitung des genialen Stephenson vollendet.

Als die Bahn schon beinahe fertig war, hatte sich die Eisenbahngesellschaft immer nicht über die anzuwendende Zugkraft geeinigt. Nach vielen Kämpfen brachte endlich Stephenson die Directoren der Eisenbahngesellschaft zu dem Entschlusse, seiner Locomotive eine ehrliche Probe zu gönnen. Die Gesellschaft schrieb demgemäß einen Preis für die beste Locomtive aus und setzte unter anderm die Bedingung, daß die concurrirende Maschine nicht mehr als 6 Tonnen wiegen dürfe, eine Geschwindigkeit von 10 Meilen per Stunde haben solle und dabei eine Last von 20 Tonnen zu ziehen im Stande sei; der Ueberdruck des Dampfes sollte nur 4 Atmosphären betragen, was dem Drucke von 45 Pfund auf den Quadratzoll gleichkommt. — Sofort machte sich Stephenson an die Arbeit und stellte in seiner mehrere Jahre vorher zu Newcastle errichteten Fabrik eine Locomotive her, an welcher er die wichtige Verbesserung des Röhrenkessels anbrachte, wodurch wegen der bedeutend vermehrten Heizfläche die Dampferzeugung außerordentlich gesteigert werden konnte. Allerdings hatte schon früher der Franzose Séguin und ein gewisser Stevans von New-York den Röhrenkessel angewendet; Stephenson aber gebührt das Verdienst, die Wichtigkeit dieser Einrichtung praktisch zuerst bis zur Evidenz bewiesen zu haben. Außerdem verengerte Stephenson die schon an seinen früheren Locomotiven angebrachte Oeffnung, durch welche der Dampf in den Schornstein abströmt, noch um ein beträchtliches, was eine starke Steigerung des Zuges im Schornstein und Feuerkasten und in Folge dessen eine sehr nutzbringende Erhöhung der Temparatur in Letzterem zur Folge hatte. Ohne die weiteren Details in der Einrichtung der Maschine zu beschreiben, beschränken wir uns darauf, zu sagen, daß diese Preismaschine Stephenson's die „Rakete", im Wensentlichen alles enthielt, was wir an den jetzigen Locomotiven bemerken. Seine Maschine zeichnete sich von den übrigen drei concurrirenden Maschinen bei der Wettfahrt auf der Stolton-Darlingtoner Eisenbahn am 6. Oktober 1830 so aus, daß durch diese einzige Probe der Sieg der neuen Erfindung für alle Zeit gesichert war. Sie zog eine Last mit 13 Tonnen mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 15 Meilen per Stunde und legte ohne alle Last sogar 35 Meilen in der Stunde zurück. — Nunmehr wurde die Anwendung der Locomotive auf der neuen Manchester-Liverpooler Eisenbahn nicht mehr bekämpft. Der Zudrang des Publicums zu dieser Bahn übertraf sofort weit alle Erwartungen. Kurz nach Eröffnung derselben im Jahre 1830 fuhren täglich auf dieser Bahn 1200 Personen, während man in Berücksichtigung der Scheu

des Publicums vor der neuen Beförderungsweise auf höchstens 200 Personen täglich gerechnet hatte; der Güterverkehr erschien gegen den Personenverkehr sogar untergeordnet. Schon 5 Jahre darnach fuhren auf dieser Bahn jährlich nahezu eine halbe Million Menschen. — (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Berlin, 24. Februar. Es verlautet, daß der Gesetzentwurf betreffend die Ausrottung des Schwarzwildes im Staatsministerium ernsten Widerspruch gefunden habe, und zwar von Seiten des Fürsten Bismarck. Der Correspondent der „Deutschen Presse“ bemerkt zu dieser Nachricht: „An und für sich würde ich es für nicht natürlich und durchaus verzeihlich halten, wenn ein so leidenschaftlicher Jäger wie Fürst Bismarck sich zu dem Radicalismus des durch sein Jagdpech bekannt gewordenen Herrn v. Selchow wider das Schwarzwild nicht erheben kann. Ueberdieß birgt Varzin sehr viel Schwarzwild. Endlich aber sieht es geradewie eine Special-Malice des Herrn v. Selchow gegen Bismarck aus, daß in die Schaar der vertilgungswürdigen Bestien auch die Fischreiher aufgenommen wurden. Varzin hat große Reiherhorste und in dem bekannten Hesekiel'schen Buche „vom Grafen Bismarck“ steht unter einem Bilde von Varzin der Spruch: Den Grafen von Bismarck soll es verbleiben so lang sie vom Horste die Reiher nicht treiben.“ —

Posen, 24. Febr. Als heute Morgen ein 22jähriges Mädchen in der hier seit einigen Wochen stehenden Winkler'schen Menagerie die Reinigung der Käfige besorgen half und rückwärts gewendet mit ihrem Kopfe dem Käfig des Leoparden zu nahe kam, schlug dieser mit der Tatze hinaus und packte das Mädchen bei den langen Haaren; dabei schlugen die Krallen des Raubthieres tief in die Stirne des Mädchens ein. Dieses griff nun mit der rechten Hand herum, um sich zu befreien, was ihr auch in so fern gelang, als der Leopard den Kopf losließ und die Hand ergriff und zerriß. Der Kopf ist von der Stirn an förmlich skalpirt. Die Ohnmächtige wurde sofort in ärztliche Hülfe gegeben.

In Wien wird jetzt nach der D. Ind.-Ztg. eine Probepflasterung mit bituminösem Kalk vorgenommen. Diese Pflasterungsmethode, die auch schon in Paris, in London und neuerdings in Pesth eingeführt ist, besteht im wesentlichen darin, daß die Straße möglichst nivellirt und planirt, dann mit einer Betonschicht von 9 bis 10 Zoll belegt und auf diese der bituminöse Kalk im warmen Zustande gebracht wird, welcher dann mit heißen Walzen geglättet wird. Es wird versichert, daß diese Pflasterung sehr dauerhaft ist, und die englisch-österreichische Gesellschaft, welche dieselbe ausführt, erbot sich in Wien, eine Garantie für die Dauer von 15 Jahren zu übernehmen, während die gegenwärtig in Wien angewendete Pflasterung häufigen Umpflasterungen unterworfen und in der Regel in zehn Jahren ganz erneuert werden muß.

Frau Mathilde Mallinger ist von einem Processe bedroht, den ihr die croatische Landesregierung anhängen will. Sie wurde im Jahre 1868 auf Landeskosten am prager Conservatorium ausgebildet und unterschrieb damals einen Revers, worin sie sich verpflichtete, am croatischen National-Theater zu singen. Die bezüglichen Aufforderungen hat sie bisher nur mit dem Anerbieten beantwortet, in den Monaten Juli und August gegen ein Honorar von 500 fl. per Abend in Agram zu singen. Die weiteren Aufforderungen beantwortet der Gemahl der Sängerin, Baron Schimmelpfennig v. d. Oye, dahin, daß seine Frau mit Geschäftsangelegenheiten nicht befasse und die Briefe künftig nur an ihn zu richten seien. Nun ist, nach Wiener Blättern, Frau Mallinger durch die österreichische Gesandschaft zur Erfüllung ihrer Pflichten aufgefordert worden, und hilft das nicht, so soll der Proceß gegen sie eingeleitet werden.

Paris, 22. Febr. Es bereitet sich für das sensationsbedürftige Publicum ein großartiger Criminalproceß vor. Zwei junge Unterbeamte des Finanzministeriums, Namens Touzard und David, hatten sich mehrerer Diebstähle verdächtig gemacht, und die bei ihnen vollzogene Haussuchung führte nicht nur zur Entdeckung der im Ministerium vermißten Gegenstände, sondern auch noch eines Paquets blutbefleckter Kleidungsstücke. Da man bei ihnen außerdem noch schwarze Sammtmützen mit einem rothen Abzeichen fand, von welchen die Polizei schon längst wußte, daß sie einer sehr gefährlichen jugendlichen Diebsbande zum Erkennungszeichen dienten, so verdoppelte die Behörde den Eifer ihrer Nachforschungen und ermittelte noch zwölf Mitschuldige der beiden genannten Verbrecher, die nun bereits überführt sind, gemeinsam in Paris eine ganze Anzahl von schweren Diebstählen und sogar Raubmorden ausgeführt zu haben. An der Spitze dieser Bande stand der 14jährige Uhrmacherlehrling Gelignier und der 17jährige Eugen Renault, zwei unglaublich verdorbene Knaben. Gelignier soll das Haupt dieser Bande gewesen sein, von der es nur erstaunlich ist, daß sie so viele und schwere Verbrechen mitten in der Hauptstadt begehen konnte, ehe es der Behörde gelang, ihr auf die Spur zu kommen. So überfielen Touzard und David mit zwei ihrer Spießgesellen in Charenton einen Unbekannten, brachten ihm 18 Messerstiche bei und raubten ihm 250 Fr. in Gold; in Lavillette tödtete Touzard ein anderes Opfer durch zwei Messerstiche in den Hinterkopf und warf im Verein mit David und einem Dritten den Leichnam in den Canal Saint-Martin; zwei ähnliche Raubanfälle, nur, wie es scheint ohne tödtlichen Ausgang, wurden in der Rue Rochechouart und in den Buttes de Chaumont ausgeführt, und die Zahl der Einbrüche und Erpressungen ist Legion. Alle diese Unthaten sind mit den Details von Gelignier eingestanden und von mehreren seiner Mitschuldigen bestätigt worden, und es steht demnach ein Monstreproceß der haarsträubendsten Art bevor.

(Die Ermordung Gustavs III.) In schwedischen Blättern liest man gegenwärtig eine Mittheilung von Professor A. Fryxell, derzufolge nicht Anckarström, sondern Ribbing den König Gustav III. auf dem Maskenball erschossen hat. Durch Losung der Verschwornen fiel Anckarström die Ausübung des Verbrechens zu; als aber dieser den Schuß abfeuern wollte, kehrte der König sich gerade zu ihm um, so daß er die Pistole nicht ungesehen hervorziehen konnte. Ribbing befürchtete, daß die Gelegenheit vorübergehen werde, weßhalb er die Pistole an sich riß und dieselbe abfeuerte. Die Pistole fiel zur Erde, und dieß veranlaßte Anckarström sich der Todesstrafe zu unterwerfen, um nicht seinen Freund zu verrathen. Nach einer andern Tradition, die in der Anckarström'schen Familie circulirt, sah Anckarström im Augenblick der That einige kleine als Engel verkleidete Mädchen den König umschwärmen und wagte dieser letzteren wegen nicht zu schießen. Ribbing, welcher diese seine Verwirrung bemerkte, entriß ihm die Pistole und feuerte den Schuß ab.

Charade.

Mein Erstes ist in jedem Lande
Der Armuth und der Trägheit Loos,
Drum ist es auch der Eltern Schande,
Zieh'n sie die Kinder dazu groß.
Mein Zweites, eine schwarze Höhle,
In vielen Sprachen gleich benannt,
Trägt dennoch als Gehalt und Seele
Der Erde Reichthum durch das Land.
Nur meines Ganzen Seel' und Wesen,
Gehaltlos ist's, ohn' Ehr' und Klang,
Von jeher auch das End' gewesen
Von Laster und von Müssiggang.

Auflösung der Charade in Nr. 24:
Aehrenleserin.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 27. Speyer, Dienstag, den 4. März 1873.

* Still.*)

Was ich in der Seele trage,
Ach, es ist so süß,
Und doch meine bange Klage
Nimmer mich verlies.
Ein seliges Frühlingsleben
Im Morgenschein,
Ein bangendes Schweben
In Sehnsuchtspein,
Ein wonniges Sehnen
Nach wahrem Glück
Und heiße Thränen
Im trüben Blick,
Im Dufte der Rosen
Ein Maientraum
Und Sturmestosen
Durch öden Raum!
Ich weiß nicht, was ich will —
O Herz, sei still. —
Laß Gott nur machen.
Ist das nicht seines Geistes Hauch,
Der ewigen Liebe Spur
In der Natur
Und in den Menschenherzen auch
Bei Frühlings Erwachen?

Ch. Böhmer.

*) Aus einer neuen Sammlung von Jugendliedern: „Aus der Fremde."

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Mehr als auf dieß Schwingen war man in der Mädchenwelt jedoch jedesmal auf den Weinsegen und Trinkspruch gespannt. So manche Täuschung langgenährter Hoffnungen, aber auch so manches junge Glück verrieth sich bereits in den Mienen der Jungfrauen auf den Ehrensitzen und hinter den Schranken, nachdem eine Anzahl der Küfergesellen vorgetreten waren. Unter den durch einen Trinkspruch Gefeierten befand sich die schöne Getraud Störlin noch nicht, und sie hätte es vielleicht nicht einmal Dank gewußt, wenn sie von einem ihr völlig gleichgültigen Gesellen genannt worden wäre, da die bedeutendsten unter den jungen Küfern erst zuletzt kamen. Stolz, im vollen Glanze ihrer Schönheit strahlend, blickte sie umher als die unbestrittene Königin des Tages, dem die Anwesenheit des jungen Pfalzgrafen bei Rhein noch einen ungewohnten Reiz gab. Kaum, daß sie noch der Trinksprüche achtete, welche da unten auf diese und jene bescheidene und vielleicht unter der Menge versteckte Schönheit ausgebracht wurde. Um so gespannter horchten die Andern, denen auch noch kein Weinsegen gewidmet war. Aber auch das Publicum lauschte gerne auf die vorgebrachten Reime, so oft man schon die meisten davon gehört haben mochte. Damals, wo die eigentliche Meistersängerei noch nicht, wie später, ihre ängstlich nüchterne Herrschaft in den Städten übte, und die Spruchweisheit und Liederpoesie auch den Bürgern noch unmittelbar aus dem Volksgemüth quoll, hatte man bei solchen Trinksprüchen die Freiheit, sich an Bekanntes oder Unbekanntes anzulehnen oder frei zu sprechen, wie eben der Schnabel gewachsen war. Wenn der sogenannte Weinsegen, mit welchem der Trinkspruch begann, gewöhnlich an die Weisen des damals lebenden Hans Rosenplüt, des sogenannten Schnepperers von Nürnberg, anklang, so verliefen die Reime gegen den Schluß hin in völlig freiem Erguß nach eigener Laune oder hatten Anklänge an das frühere Minnelied, noch öfter an die damals sehr häufigen volksthümlichen Trinklieder.

Die wenigsten Trinksprüche bei jenem Küferfest von Colmar waren bemerkenswerth, oder doch nur merkwürdig für diejenigen, welche sie ausbrachten und für jene, denen sie galten. Dennoch folgte ihnen das Volk jetzt mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Bei einigen klang aber doch auch Neues und ein richtiges feines Gefühl in hübschen Wendungen und Bildern durch. So schloß ein Geselle von Colmar:

„Nun laß Dir gelten diesen Trunk,
Dieweil Du schön noch bist und jung.
Ich hab' ihn gefunden,
In Reifen gebunden,
In eichenen Dauben.
Nun sollst Du mir glauben:
An ihm und Deiner Lieb' will ich gesunden."

Ein anderer endigte mit Beziehung auf den nachfolgenden Preislauf mit der Mahnung:

„Der Wein, der Wein macht wohlgemuth!
Wollt' sie mir winken,
Thät' ich ihn trinken
Und spränge noch einmal so gut!

Besonders sprach noch ein Trinkspruch an, der den jungen Schwarz von Schlettstadt veranlaßte, später zu dem Gesellen, welcher ihn ausgebracht hatte, hinzugehen und ihm die Hand zu schütteln. Er lautete:

„Könnt' ich nur immer bei Dir sein,
Um wie viel besser wär' der Wein!
Er ist geronnen
Aus hölzernem Bronnen,
Ein frischer Quell von lauterm Gold:
Gott gebe die zusammen, die sich lieb sind und hold!"

So ging der Becherschwung allmälig zur Neige. Der Zufall wollte es — oder hatte der dicke Caspar in seiner Rolle als Ceremonienmeister es so gelenkt — daß von den Colmarer Jungfrauen auf den Ehrensitzen keine ungenannt geblieben war. Die Schlettstädter Gesellen schienen es für eine Ehrensache anzusehen, daß jeder derselben ein Trinkspruch ausgebracht wurde, wobei es freilich in Anschlag gebracht werden muß, daß Mancher nur einen Vornamen nannte, unter welchem sich Mehrere verstehen konnten. Auf diese Weise war es dagegen den Colmarern gegönnt, auch der lieben und geliebten Mägdelein zu gedenken, welche keinen Ehrensitz inne hatten, sondern außerhalb der Schranken unter den übrigen Zuschauern standen, während es der Schlettstädter größte Sorge war, daß keine der Ehrenjungfrauen beschämt und gekränkt dort oben sitzen mußte. Einige wenige derselben, Meisterstöchter, bei deren Eltern die fremden Küfer gastliche Herberge gefunden hatten, waren sogar schon zwei- oder dreimal durch Trinksprüche geehrt worden, sonderbarer- und auffallender Weise aber die sonst so gefeierte Gertraud Störlin, die reiche und schöne Zunftmeisterstochter, noch keinmal. Ja, die stolze Gertraud war die Einzige von Allen auf den Ehrensitzen, deren bis jetzt noch kein Geselle in seinem Weinsegen gedacht hatte. Wenn dieß auch wahrscheinlich daher kam, daß Jeder voraussetzte, der Andere werde ihrer erwähnen und sie werde sicher durch die beiden Hauptpersonen des Festspiels, den jungen Schwarz und den Wenzel, gefeiert werden, so war es doch immerhin merkwürdig und wurde jetzt vielfach besprochen, daß der stolzen Tochter des reichen Störlin noch kein Trinkspruch gewidmet worden war, nachdem von beiden Parteien Niemand mehr vorzutreten hatte, als deren anerkannte Führer. Und diese standen dorten neben einander, als sähen sie sich gegenseitig nicht. Auch der Zwischenfall mit den Junkern hatte keine Annäherung zwischen ihnen herbeizuführen vermocht. Hermann Schwarz konnte nicht noch einmal die zurückgestoßene Hand bieten; für ihn schien der Wenzel einfach nicht da zu sein. Während dieser eine besonders straffe und der Beobachtung sich aufdrängende Haltung angenommen hatte, hielt sich auch jetzt sein Schlettstädter Nebenbuhler wieder auffallend zurück und sein Wesen verrieth noch immer jene nachdenkliche Unruhe, die kein besonderes Behagen an seiner Rolle aussprach. Vielleicht war es ihm allein völlig entgangen, daß die schöne Tochter seines einstigen Lehrherrn noch Keinen gefunden hatte, der sich in einem Trinkspruche öffentlich als ihren Verehrer kundgab.

Ohne eine Miene zu verziehen, hatte Gertraud Störlin bis jetzt eine Vernachlässigung hingenommen, welche sie wohl allmälig fühlen, aber doch nicht hoch anschlagen mochte. Der Glanz ihrer leuchtenden Augen hatte bis jetzt noch nichts von seiner Klarheit, die strahlende Schönheit ihrer Erscheinung noch nichts von ihrem Reize eingebüßt, als schon alle Welt auf's Höchste gespannt war, ob wirklich beide Nebenbuhler, an deren Wettkampf sich so ziemlich die ganze Theilnahme für das Festspiel knüpfte, ihre Huldigung der schönen Zunftmeisterstochter darbringen würden. Siegesgewiß saß sie noch immer auf ihrem bevorzugten Platze, welcher der Königin des Festes gebührte. Aber wenn sie auch nicht im mindesten an diesen Huldigungen von Seiten der Beiden zweifeln mochte, überkam sie doch nachgerade eine eigenthümliche Unruhe, als Einer um den Andern aus Colmar und Schlettstadt vor- und wieder abgetreten war und der Augenblick für die zwei Nebenbuhler heran rückte. Eine seltsame Bangigkeit beschlich sie, ohne daß sie irgend welcher Sorge nachhing. Aber sie begann zu bemerken — freilich erst jetzt — daß die Augen des jungen Schwarz ihr auswichen, so oft sie denselben zu begegnen suchte. Und als ihr Blick dabei den des Obergesellen ihres Vaters streifte, ruhte derselbe mit sonderbar starrem Ausdruck auf ihr. Dazwischen schoß ein düsterer Blitz aus seinen Augen hinüber nach der Miene des Nebenbuhlers, und dann haftete Wenzels Blick fragend, forschend und so straff wieder auf ihrem eigenen Antlitze, daß sie darüber erblaßte.

Jetzt erst, als der letzte Schlettstädter — der letzte vor Hermann Schwarz — seinen Weinsegen gesprochen hatte, stieg dem schönen, stolzen Mädchen die Frage auf, die sich unterdeß schon Jedermann außer ihr gestellt hatte, und zugleich die beklemmende Angst, ob sie sich in ihrer siegesgewissen Sicherheit nicht doch verrechnet haben könne. Die Haltung Hermann's und die Miene Wenzels erschienen ihr nachgerade bedenklich für ihre zuversichtliche Erwartung. Und wie sollte sie dann vor den Augen der Menge bestehen, wenn sie sich enttäuscht sah! — und wenn sie auch dieß ertrug, wie vor den Blicken ihrer Mitschwestern, vor Allem aber vor den Augen des jungen ritterlichen Fürsten, vor welchem sie sich am liebsten jetzt als die Königin des Festes geehrt gesehen hätte! Während sie äußerlich noch ihre Haltung bewahrte, klopfte ihr in der beengten Brust das bangende Herz doch schon gewaltig, als sie jetzt sah und fühlte, wie alle Blicke nur noch von ihr zu den beiden Nebenbuhlern im Wettkampfe und wieder zurück schweiften; als sie empfand, wie ein Theil ihrer ängstlichen Erwartung von Hunderten nachempfunden wurde, die ihr entweder den Triumph oder die Demüthigung gönnten. Noch immer aufrecht und stolz, aber mit beengtem Athem saß sie da, während auf den Ehrensitzen ringsum ein lebhaftes, sich steigerndes Gewisper und Geflüster ging, bis plötzlich eine lautlose Stille eintrat und die Hälse sich länger reckten, die Fußzehen sich höher streckten.

Denn eben ergriff Störlins Obergeselle seinen Reif und trat in den Halbkreis, den die Küfergesellen von Colmar und Schlettstadt bildeten, während die Trompete schmetternd durch den Lärm der Pfeifen und Trommeln klang. Mit stolz aufgereckter Haltung und dem Ausdrucke fast trotziger Entschlossenheit, die aus jedem Glied seines sehnigen Körpers zu sprechen schien, stand er da, indem er wieder einen langen Blick auf

seines Meisters schöne Tochter warf, als wolle er sie noch so recht die Angst der Ungewißheit empfinden lassen. Ob nicht in ihm sich Begierde regte, sie in diesem verhängnißvollen Augenblicke für die Unaufmerksamkeit gegen ihn büßen zu lassen und den Becher auf das Wohl einer andern Schönen zu leeren?

Schweigend nahm er den bis zum Rand gefüllten Becher entgegen, schweigend stellte er ihn auf die innere Seite des Reifs und schwang denselben dann in so kühnen und neuen Kreisen um sein Haupt, daß ihm die Menge tausendstimmig zujauchzte. Auch Gertraud lächelte ihm jetzt, wenn auch unter zweifelnder Unruhe und mit gepreßtem Busen, so hold und freundlich zu, als je, da er das Schwingen beendigte, den Becher ergriff, ihn hoch schwang und dann mit lauter Stimme unter lautloser Stille also begann?

„Nun gesegne dich Gott, du edler Rebensaft,
Gib mir nun Kraft! Dein' Eigenschaft
Lobt man in allen Weisen.
So will ich dich, du goldner Wein,
In feinem Anstand leeren
Auf's Heil der Herzallerliebsten mein:
Gertraud ist sie geheißen!
Sie macht mir oft groß' Noth und Pein,
Doch spring' ich ihr zu Ehren.
Der Fürderst' will ich bei ihr sein —
Ihr Mündlein soll mich preisen!"

Und damit trank er und warf den Becher über seinen eigenen Scheitel hinaus hinter sich auf das Ried, indem er zu der Tochter seines Meisters empor sah, während das wieder äußerst lebhaft anhebende Geplauder der Menge tosend an sein Ohr schlug. Gertraud, welche mit steigender Beklommenheit und doch mit äußerlicher Fassung den Reimen gefolgt war, athmete wie aus schwerer Bedrängniß erlöst, erleichtert auf, als sie ihren Namen hörte. Sie fühlte die in den Spruch gelegte Anspielung, die einen leidenvollen Vorwurf aussprach, wohl heraus wie Jedermann. Leicht erröthend und an der üppigen Unterlippe nagend, nahm sie die Mahnung an ihr heutiges Benehmen hin. Dann warf sie ihr Haupt stolz empor und schien geneigt, dem Wenzel nur einen kühlen Dank zu sagen. Die bessere Ueberlegung rang sich jedoch rasch bei ihr durch, und sie nickte dem Obergesellen ihres Vaters nicht minder gütig zu, als vorher.

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Entstehung der Eisenbahnen.

Von **Friedrich Anschütz.**

(Fortsetzung.)

Die Wirkungen des neuen Beförderungssystems zeigten sich sofort im günstigsten Lichte; die Kohlen wurden billiger und der Grund und Boden stieg im Preise, so daß plötzlich die Grundbesitzer, welche in ihrer Wuth über die Eisenbahnen sich an den vermessenden Geometern zum Theile thätlich vergriffen hatten, umgestimmt wurden und sich beklagten, daß sie nicht alle an den Vortheilen der Eisenbahn theilnehmen könnten. Kurz, der Umschlag in der Stimmung des Publicums war außerordentlich. Der geniale Stephenson war aber auch darauf bedacht, durch immer neue Verbesserungen an seiner Maschine die neu erwachte günstige Stimmung zu erhalten und den Rest von Vorurtheilen gänzlich zu zerstreuen. Die Federn, auf denen die Maschine sowie die Waggons ruhten, wurden verbessert und die Vorder- und Hinterräder der Locomotive durch Verbindungsstangen gekuppelt, wodurch die Kraft der Maschine nutzbarer gemacht wurde; auch die Stoßpolster, sowie die Bremsen sind eine Erfindung Stephenson's. Wer sollte es glauben, daß selbst jetzt noch, nachdem die Vorzüglichkeit der neuen Beförderung glänzend vor den Augen der Welt constatirt war, im Schooße der Regierung wie des Parlamentes immer noch eine feindselige Agitation gegen die Erbauung von Eisenbahnen bestand? Erst nach einigen Jahren siegte die zähe Beharrlichkeit von Privaten über die Vorurtheile hochgestellter Männer; und zum Glück war das große Publicum schon so lebendig von der Nützlichkeit der neuen Erfindung überzeugt, daß der Widerstand der Regierung und des Parlamentes nicht mehr von langer Dauer sein konnte. Die nächste große Bahn, welche gebaut wurde und deren Bewilligung nur mit unendlicher Mühe und durch die kolossalen Kosten von 73,000 Pfund beim Parlamente durchgesetzt werden konnte, führte von London nach Birmingham; im Jahre 1838 eröffnet, rentirte sie sich sofort so ausgezeichnet, daß schon im ersten Betriebsjahre die Einnahme für den Personenverkehr allein über 600,000 Pfund St. betrug. Nun aber war auch der letzte Widerstand des Parlamentes gebrochen; und so wie dasselbe früher nur nach langwierigen Kämpfen seine Zustimmung zu Bahnbauten gegeben hatte, so konnte es nun nicht schnell genug die Concessionen ertheilen für alle Bahnprojecte, welche wie Pilze über Nacht auftauchten. Nachdem schon 1836 und 1837 106 Eisenbahnbills durchgegangen waren, welche die Erbauung von 1458 Meilen neuer Bahnen mit einem Kostenaufwand von 17,595,000 Pfund autorisirten, bemächtigte sich nach einer kleinen Pause im Jahre 1844 eine wahre Speculationswuth aller Classen der englischen Gesellschaft. Die Wahrnehmung, daß sich die bisherigen Eisenbahnen gut rentirten und Dividenden von 8 bis 10% abwarfen, bewog Hoch und Nieder, in Eisenbahnactien zu speculiren, und schon im Jahre 1854 standen nicht weniger als 157 Parlamentsmitglieder auf den Listen neuer Gesellschaften. In demselben Jahre wurden Bahnen concessionirt von 2,883 Meilen Länge mit einem Kostenaufwand von 44 Millionen Pfund und im Jahre 1846 wurden 4,790 Meilen mit einem Kostenaufwand von 120 Millionen Pfund genehmigt. So wie man früher Unsummen ausgegeben hatte, um die Gegner der Eisenbahnen im Parlamente zu beschwichtigen und Advokaten für die Sache zu gewinnen, so wurden jetzt noch bedeutendere Summen vergeudet, damit das Parlament gerade dieser oder jener von der Unmasse projectirter Linien den Vorzug geben solle. Nur ein Beispiel: Die gesammten Kosten, welche die Erwirkung einer einzigen Bill verursachte, beliefen sich in einem Falle auf über 436,000 Pfund. Es konnte nicht ausbleiben, daß auf diese Weise gar manche Linien gebaut wurden, die zur damaligen Zeit oder über-

haupt nach ihrer ganzen Anlage nicht zweckentsprechend waren und sich daher auch nicht rentiren konnten; der Rückschlag kam aber auch bald genug, durch das rapide Fallen der Eisenbahnpapiere wurde eine Masse Menschen vermögenslos gemacht. Freilich glichen sich später, als der Verkehr der Eisenbahnen immer noch mehr anwuchs, die durch diese übermäßige Speculationswuth herbeigeführten Nachtheile wieder einigermaßen aus. Als bereits alle Klassen der Bevölkerung schon längst mit besonderer Vorliebe das neue Beförderungssystem benützten, schlossen sich immer noch die Mitglieder der hohen Aristokratie davon aus; erst seit dem Jahre 1842, wo zum erstenmale die Königin von England sich der Eisenbahn bediente, geruhten die hohen Herren, die Postkutsche zu verlassen und mit dem Plebejer sich in einen und denselben Zug zu setzen. (Forts. folgt.)

Miscellen.

München, 28. Febr. Der Tenorist Hubert ist unter seinem früheren Namen Huber bei der Kreisregierung von Oberbayern, Kammer der Finanzen, als Rechnungscommissär eingetreten und hat sich bereits seinem Präsidenten und seinen neuen weniger intriguanten Collegen vorgestellt.

Das Dresdener Journal berichtet über den zu Aarau eben gestorbenen deutschen Literarhistoriker Heinrich Kurz. Er war 1805 zu Paris von deutschen Eltern geboren und studirte Anfangs Theologie zu Leipzig. Später widmete er sich in Paris den orientalischen Sprachen. Nach dem Jahre 1830 wirkte er wieder in Deutschland und ging vier Jahre darauf als Professor der deutschen Sprache an die Cantonsschule von St. Gallen. Ehe er sein Hauptwerk: „Geschichte der deutschen Literatur" (Leipzig 1851—1859 in Teubner's Verlag), erscheinen ließ, machte er sich durch verschiedene kleinere philologische und literargeschichtliche Editionen bekannt; es gehören unter andern: die Uebertragung der chinesischen Dichtung „Das Blumenblatt", Murner's „Vom großen lutherischen Narren", „Beiträge zur Geschichte der Literatur" &c. Viel später folgten Schriften von Burkhard Waldis, Grimmelshausen und Fischart. Seine Literaturgeschichte ging dem gebildeten Laien durch eine reiche Mittheilung von Proben an die Hand, ist trefflich ausgestattet, durch Portraits illustrirt und wurde in ihren übersichtlichen Nachträgen über die neueste Zeit fortwährend vervollständigt. Ohne Frage gehörte Kurz zu den durch allgemeines Wissen gut orientirten und von fleißiger Arbeitskraft getragenen Literarhistorikern.

Die Eichenlaub fressende Seidenraupe. (Saturnia Yam a may.) Unter den verschiedenen Varietäten der Yamamaya scheint jene, welche als Schmetterling hochgelb gefärbt ist, bei weitem die dauerhafteste und lebenskräftigste zu sein und zu gleicher Zeit auch im Eierlegen die fruchtbarste. Sie dürfte sich praktisch zur Zucht weitaus besser eignen, als die kupferrothe, die zimmtbraune, die marmorgraue und die olivengrünliche; obschon für das Auge des Schemtterlingsfreundes diese Varietäten ohne Frage die schöneren sind. So erklärt Carl Heinrich Ulrichs in Stuttgart auf Grund gemachter Erfahrung.

Die Portemonnaie-Fabrikation bildet in Berlin jetzt einen bedeutenden Industriezweig, welcher in kurzer Zeit einen so großen Aufschwung erreicht hat, daß es wohl der Mühe lohnt, ihn näher ins Auge zu fassen. Im Jahre 1848 wurden die ersten Portemonnaies aus Frankreich nach Deutschland gebracht, und Offenbacher, Wiener und Berliner Lederwaren-Fabrikanten ließen nicht lange auf sich warten, dieselben nachzuahmen. Trotz des ansehnlichen Preises, welcher für das neue Fabrikat anfänglich gefordert wurde, fand es doch schon damals einen großen Absatz. Namentlich blieb Berlin nicht zurück, und die befähigten Portefeuille-Fabrikanten hielten es für indicirt, sich mit besonderem und großem Eifer auf die Fabrikation dieses Erzeugnisses zu werfen. In Folge dessen lieferten sie nicht allein verbesserte Portemonnaies, sondern waren auch bedacht, dieselben billig herzustellen, um sie auch der weniger bemittelten Klasse zugänglich zu machen. Durch die neuerfundene Lederpreß- und Faltenbrech-Maschine erreichten die Berliner Lederwaaren-Fabrikanten unvorhergesehene Vortheile, durch die sie in den Stand gesetzt wurden, nicht allein jeder Concurrenz die Spitze zu bieten, sondern auch den Zwischenhändlern so billige Engrospreise zu stellen, daß bei gegenseitigem Gewinn, auf den Messen ein bedeutender Verkehr in diesem Artikel sich gestaltete. Die in jüngster Zeit neuerfundene Lederspalt-Maschine brachte aufs Neue durch ihre vortheilhafte Anwendung einen ganz neuen Impuls in diese Branche. Das, was man früher für unmöglich gehalten, bewährte sich vollständig als gut und praktisch. Man hatte sonach nicht mehr nöthig, die stets steigenden Lederpreise zu fürchten und arbeitete ruhig weiter. Man spaltete das dünnste Kalb- und Schafleder und fabricirte daraus eine so haltbare (?) Waare, welche allen Ansprüchen vollständig entsprach und großen Eingang beim Publikum fand. Es währte nicht lange, so arbeiteten darin nahe an 1000 Arbeiter, abgerechnet jene, welche in den Strafanstalten damit beschäftigt wurden. Die einzelnen Theile, als Stahlbügel, Beutel, Vernietungen, Politur, Färben u. d. m. werden einzelnen Arbeitern übergeben, einer arbeitet dem andern in die Hände und in kurzer Zeit ist das Portemonnaie hergestellt. Die Beutel bestehen aus Schafleder (Spaltleder), Saffian, sogenannte Moutons, Juchten, Kalbleder, sämisch Leder in den verschiedendsten Farben. Die Bügel werden größtentheils in Solingen, Offenbach, Ruhla, Paris, Berlin u. d. m. en gros fabricirt. Laut authentischer Mittheilung eines bewährten Fachmannes liefert Berlin allein mehr als anderthalb Millionen Gros Portemonnaies in den verschiedensten Qualitäten, welche nicht allein nach allen Theilen Europa's, sondern auch nach dem Orient, nach Nord- und Süd-Amerika, Australien, und Japan versendet werden.

Striegau, 20 Febr. Unsere Stadt befindet sich seit gestern in nicht geringer Aufregung wegen des Verschwindens eines 11jährigen Mädchens, das aller Wahrscheinlichkeit nach von einer in diesen Tagen hier anwesend gewesenen Zigeunerbande entführt worden ist. Am Dienstag Abend nämlich gesellte sich auf dem hiesigen Marktplatze zu der Frau des Brettschneiders Ander eine unbekannte Frauensperson, welche sich als die Frau des Fleischermeisters Schlosser in Oelse ausgab und dringend um ein Nachtquatier bat, da sie bereits den Weg von Jauer nach Striegau zu Fuß zurückgelegt habe, und es ihr zum Nachhausegeben schon zu spät sei. Gestern Morgen nun suchte die Fremde unter allerhand Vorspiegelungen die Ander zu bewegen, ihr zur Begleitung bis Oelse die 11jährige Tochter mitzugeben, die sie am Nachmittage reichlich beschenkt zurückzuschicken versprach. Beide, die Unbekannte und das Kind, machten sich im Laufe des Vormittags auf den Weg, sind aber seit der Zeit — spurlos verschwunden. Alle bis jetzt Seitens der Polizeibehörden in den umliegenden Ortschaften angestellten Nachforschungen haben sich als resultatlos erwiesen. Möchte es recht bald gelingen, die Verbrecherin der wohlverdienten Strafe, das unglückliche Opfer des Verbrechens aber den bekümmerten Eltern entgegenzuführen!

Räthsel.

Mit K gebrauchst Du's alle Tage,
Mit L gewährt's Dir Stoff zum Kleide,
Mit D schützt es vor Wetterplage,
Mit Schl düngt es die Wies' und Weide.

Auflösung der Charade in Nr. 26:
Bettelsack.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 28. Speyer, Donnerstag, den 6. März 1873.

Werth des Lebens.

Hast das Leben Du genossen
Und bereu'st Du keine Stunde,
Nun, so stirb' auch unverdrossen
An der letzten Schmerzenswunde.

Hat die Rose ausgegossen
Ihres süßen Duftes Weihe,
Welket sie, doch And're sprossen
In der Blumen bunten Reihe.

Du auch fällst vom Lebensbaume
Wie die Rose von dem Strauche,
Und Dein Leben wird zum Traume
Mit dem letzten Herzenshauche.

In des ew'gen Meeres Wogen
Bist ein Tröpflein Du gewesen:
Mit den Fluthen hergezogen
Wähne dich nicht auserlesen.

Auserlesen nicht vor Andern,
Die gleich Dir auch bald verschwanden.
Leben ist ja nur ein Wandern,
Um an fernem Strand zu landen.

Graf Pocci.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Nun aber wandte sich alle Aufmerksamkeit dem Auftreten des bisherigen Siegers in den Festspielen zu, und auch Gertraud schaute nur noch nach ihm. Jedermann fiel auf, daß seiner Haltung die frohe Sicherheit fehlte, welche ihm sonst so wohl anstand. Vielmehr ließ sich in derselben eine gewisse Unruhe, wenn nicht Unentschlossenheit, leicht erkennen. Sichtlich vermied er nach den Ehrensitzen empor zu blicken, wo neben der schönen Gertraud noch so manche Andere, wie schon früher berichtet worden, sich in geheimen, kaum sich selbst eingestandenen Hoffnungen wiegte. Dagegen überschaute er nochmals flüchtig den Mädchenkreis hinter den Schranken, ohne daß sein Gesicht Befriedigung ausdrückte. Fast alle Blicke waren den seinigen in höchster Spannung gefolgt, mit peinlichster Erwartung wohl die seines Ohms Conrad Lang, der drüben an der Seite des Pfalzgrafen Friedrich saß und diesem hierbei noch Red' und Antwort zu geben hatte; dann aber auch jene des langen Kunz, der mit gekreuzten Armen von seinem früheren Platze her das Getriebe überschaute.

Hermann Schwarz hatte von dem dicken Caspar Rothwein begehrt, von welchem ein kleineres Fäßlein ebenfalls vorräthig lag. Bis zum Rande war damit der Becher gefüllt, den er nun mit gewohnter Kraft und Gewandtheit schwang. Kein Tropfen rann heraus, und dennoch wollte man ihm abmerken, daß er seine ganze Kunst nicht zeigen wollte. Dieß stimmte denn auch mit seinem übrigen Gebahren, das offenbar nicht die frohe Lust am Spiele zeigte, sondern eine gewisse Befangenheit kundgab, die ihm sonst fremd gewesen. Gertraud war scharfsichtig genug, diese Beobachtung auch zu machen. Wenzels Trinkspruch hatte sie von der größten Beklemmung befreit, ihr eine gewisse Zuversicht und Ruhe zurückgegeben. Dennoch pochte das stolze Herz — ihr selbst vernehmbar — an das reich gestickte Mieder, als sie in den Mienen des Gesellen nichts entdecken konnte, das ihre Hoffnung besonders näherte. Jedoch war es ja Sitte, als Preisträger der Königin des Festes den Trinkspruch auszubringen, sobald man selbst kein Lieb zu nennen hatte. Und jetzt nahm Hermann aus dem Reife den vollen Becher und hielt in empor, während eine Stille eintrat, daß man einen Athemzug hören konnte. Dann sprach er:

„Nun Gott zum Gruß, du kühles Rebenblut,
Gieß' in mein Herz den frischen, frommen Muth.
Nun gesegne dich Gott, du glührother Wein,
Den trink' ich einem holden Mägdelein,
Doch — werd' ich sie nicht nennen.
Am Auge mit dem lichten Schein,
Am Mund so süß und roth, wie Wein,
Wollt' ich sie wohl erkennen.
Und ihr zu Lieb' und Ehr' allein
Will ich springen und rennen."

Eine allgemeine Enttäuschung malte sich auf den Gesichtern, während er trank. Die Gesellen von Schlettstadt sahen einander fragend und bestürzt an. Der lange Kunz war erblaßt; in Conrad Lang's Antlitz trat eine dunkle Röthe, als sich Pfalzgraf Friedrich zu ihm neigte, und die schöne Gertraud verbarg ihre Verlegenheit unter einer spöttischen Bemerkung, mit welcher sie sich, ihr Gesicht abkehrend, zu einer Nachbarin wandte. Nur Störlins Obergeselle schien weder überrascht noch unbefriedigt zu sein.

Drittes Capitel.

Die Knöpfler jubeln!

„Mein lieber Handwerksgenosse, Hermann Schwarz von Schlettstadt, Ihr handelt wider die Sitte und Gesellenbrauch, welcher beim Weinsegen allhier den Namen des Jungfräuleins erheischt!“ rief von den untersten Bänken ein angesehener Zunftälltester, indem er mit dieser Mahnung das erstaunte Schweigen unterbrach, das auf den Trinkspruch des jungen Schwarz eingetreten war. „Wir wollen jedoch nicht abwarten, bis es dem Bruder gefällt, den Namen seines Mägdeleins nach Sitte und alter Gewohnheit kund zu geben,“ sagte jetzt Wenzel mit einem gewissen selbstzufriedenen Ton. „Mag er beim Nachtrunk das Versäumte nachholen, wenn er sich überhaupt nicht durch sein Vergehen gegen die Satzungen des Festspiels vom Preislauf ausschließen wollte.“

„Geschähe Dir ein Gefallen damit? fragte Hermann Schwarz.

„Mir? Bei Leibe nicht! Springe nur zu!“ sagte Wenzel, als sei ihm Hermanns Theilnahme am Preislauf die gleichgültigste Sache von der Welt. Dann wandte er sich an den Küfer, welcher dieselbe Rolle bei den Colmarern übernommen hatte, wie der dicke Caspar bei den Schlettstädtern, und sagte zu diesem: „Wenn wir noch länger säumen, wird es Nacht. Die Sonne wird sich bald hinter die Berge verstecken. Laß das Zeichen geben!“

Alsbald fingen die Pauken und Pfeifen mit den dazwischen klingenden Trompeten einen gewaltigen Lärm an und unterbrachen das tosende Gemurmel der Menge, welche sich über den Trinkspruch des jungen Schwarz nicht beruhigen konnte und sich hundert Muthmaßungen hingab. Zugleich erscholl der Ruf aus der Kehle des dicken Caspars und seines Amtsbruders von Colmar: „Schlagreife! Schlagreife!“

Im Nu brachten die Küferjungen die starken Faßreife aus eschenen Lohden und die Stäbe herbei, mit welchem sie getrieben werden sollten, überreichten sie den Gesellen und nahmen die kleineren blumenbekränzten Schwungreife entgegen, um sie an ihrem Orte aufzubewahren. Unverzüglich stellten sich hierauf die Gesellen in die Reihen auf und zwar so, daß immer nach einem von Colmar einer von Schlettstadt kam, wie es schon vorher bestimmt worden war. Da die Bahn, welche zu durchmessen war, einen länglichen Kreis, also ein Oval beschrieb, dessen Spitze sich an die Ehrensitze der Jungfrauen hinter dem Pavillon lehnte, hatte man die schwächeren Theilnehmer nach der inneren, die besseren gegen die äußere Seite des Kreises hin aufgestellt, so daß Wenzel und Hermann Schwarz ihren Platz wieder neben einander zunächst den Schranken gefunden hatten. Weil es nun beim Preislauf galt, die starken Reife auf viertelstundenlanger Bahn über Wälle, hohe Zäune und tiefe Gräben zu treiben und diese Hindernisse nicht geringen Aufenthalt zu machen im Stande waren, mußte natürlich jeder Einzelne suchen, so rasch als möglich die viel engere Seite der Bahn zu gewinnen, die einen bedeutend kleineren Kreis beschrieb, als die äußere Linie. Es kam also besonders darauf an, gleich von Anfang, und zwar ohne Anwendung von Gewalt, dem Haufen voranzukommen und sich dann den Kreis, den man umschreiben wollte, wählen zu können, wobei es geboten war, ohne Aufenthalt über die Gräben und Pfähle zu setzen und den zu treibenden Reif nicht liegen oder fallen zu lassen.

So läßt sich denn leicht ermessen, daß nur geübte Springer die Anwartschaft hatten, in der bestimmten Zeit wieder an Ort und Stelle zu sein und unter die Preiswürdigen gezählt zu werden. Ebenso läßt sich aber auch die Spannung bemessen, mit welcher man diesem entscheidenden Wettkampf von Seiten des Publicums entgegen sah. Und diese Spannung steigerte sich während der noch zu treffenden Vorbereitungen von Secunde zu Secunde in fieberhafter Weise. Hie Colmar! Hie Schlettstadt! war wieder das Feldgeschrei der Menge je nach der Landsmannschaft und besonderen Neigungen zu dieser oder jener Partei geworden. Und wie ein Orkan brauste schon jetzt das hundertfache lebhafte Geplauder der Masse um die äußere Umspannung, während der von der Bahn umschriebene Ring jetzt zumeist von den Festlenkern, Aufsehern, Schiedsrichtern, dann von den Schützengästen und andern bevorzugten Personen, Raths- und Zunftverwandten besetzt war.

Auch der reiche Küfermeister und Zunftälteste Störlin befand sich in diesem Kreise und konnte nicht unterlassen, sich noch vor dem letzten Zeichen geschäftig auf der Bahn umherzutreiben, um seinem Obergesellen einige ermuthigende Worte einzuflüstern, damit ja die Welt sehe, daß es ohne Störlins Zuthun nirgends vorwärts gehe. „Sieg', Wenzel, sieg', und ihr Mund wird keinen andern mehr preisen, — sie hat mir's selbst gesagt!“ sprach er eifrig in seinen Obergesellen hinein, während er dem Hermann Schwarz jetzt keinen Blick mehr schenkte. Geflissentlich recht vernehmbar plaudernd, fuhr er noch fort: „Und wegen des großen Fasses für den Heidelberger Schloßkeller werde ich die Sache mit dem Pfalzgrafen selbst ausmachen, damit er nicht umsonst den weiten Weg hergereist ist. Morgen, denk' ich, werde ich ihn durch meinen Keller führen, damit er einmal einen guten Tropfen zu versuchen bekommt, der Pfalzgraf. Und dann wollen wir schon wegen des großen Schloßfasses sehen. Wir verstehen uns ja darauf, Wenzel, he? Und jetzt gib nur fein Obacht, daß Dich Keiner einholt, gelt, ja!“ setzte der geschäftige Mann noch mit aufgehobenem Finger hinzu, während schon der dicke Caspar und sein Amtsbruder von Colmar mit mächtiger Stimme schrieen: „Aus den Bohnen, Meister Störlin! Aus den Bohnen!“

Kaum aber hatte sich der wackere Küfermeister von Colmar nach seinem Platze zurückbegeben, so wandte sich Wenzel plötzlich zu seinem Nachbar um, während die Gesellen zum Theil schon mit erhobenen Reifen auf das Zeichen warteten, um diese auf die Erde zu setzen und den Preislauf zu beginnen. „Schwarz!“ sagte er wie von ungefähr und in einem Tone, als bereue er seine frühere schroffe Begegnung und wolle sie ver-

gessen wissen, ohne besonders darum zu bitten. „Hast Du das Thurmkätherlein von Herlisheim schon gesehen, das draußen an der Riedeiche steht?“ Der junge Schlettstädter fuhr bei der Frage förmlich zusammen, als ob er unversehens aus seinen Gedanken geschreckt wäre. Ein dunkles Roth wechselte auf seinem Antlitz mit starker Blässe, als er nun seinem Nebenbuhler unter die Augen sah. Dabei schien er so betroffen, daß er für den Augenblick kein Wort fand. Endlich aber stellte er die Frage: „Und wo? Wo soll sie stehen?“

„An der dicken Eiche auf dem Ried — Du mußt den Baum ja kennen — da wo die Bahn wieder nach dem Festplatze zurückwendet,“ lautete des Obergesellen Antwort in einem so gleichgültigen Tone, als ginge ihn selbst die Sache nichts weiter an. „Ich sah und hörte sie daselbst. Sie will Dich springen sehen. Darum fiel mir's eben wieder ein.“

„Und warum sagst Du mir das erst jetzt?“ fing Hermann fast vorwurfsvoll an, wollte noch etwas hinzusetzen, unterbrach sich aber rasch und sah mit einem zweifelnden Blick nach dem Nebenbuhler im Wettkampf, während ringsum das Gemurmel der harrenden Menge fortlöste. „Konnt' ich errathen, daß es Dich so verlangt, es zu wissen?“ versetzte dieser. „Eine Andere stand noch da mit gelbem Haar, ein fladerig Ding, singt und plaudert immer, Aennelein heißt sie, wie ich glaube. Sie redeten von Dir und der glücklichen Zeit, da Du noch ein Ziegenschurz warst. Sie glaubten nicht, daß Du ihrer noch gedenkest.“

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Entstehung der Eisenbahnen.

Von **Friedrich Kuschütz.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Ehe wir uns schließlich erlauben, in Kürze einige statistische Notizen über die Ausbreitung der englischen Eisenbahnen und den Verkehr auf denselben zu geben, seien uns noch einige Bemerkungen über die auf den englischen Eisenbahnen erzielten Geschwindigkeiten sowie über die fernere Wirksamkeit Stephenson's gestattet. Was vor allem die Geschwindigkeit betrifft, so murrten dieselben Leute, welche anfänglich eine Geschwindigkeit von 10 Meilen als bedenklich betrachtet hatten, darüber, daß der scharfblickende Stephenson die Schnelligkeit der Züge nicht über 40 Meilen per Stunde gesteigert wissen wollte. Allerdings war der geschickte Ingenieur im Stande, Locomotiven zu bauen, die unerhörte Geschwindigkeiten erreichten; so hatte er z. B. für die große Westbahn eine Maschine gebaut, die mit ihrer Last 50 Meilen und ohne dieselbe 80 Meilen per Stunde zurücklegen konnte. Aber er war mit Recht ein Gegner der übergroßen Geschwindigkeiten, und die seitdem gemachten Erfahrungen haben vollständig bewiesen, daß er richtig geurtheilt hatte. Nicht minder bekämpfte Stephenson aus guten Gründen die zu bedeutenden Steigungen auf den neuzubauenden Linien; denn er fand, daß schon bei einer Steigung von 1 auf 260 die Maschine nur mehr mit einem Viertel ihrer Kraft arbeite, und er beklagte daher nichts schmerzlicher, als daß die beständigen Verbesserungen und Verstärkungen seiner Maschinen immer wieder durch noch göß̈ere Steigungen paralysirt wurden. Er pflegte zu sagen: „Lieber einen glatten Umweg als einen rauhen directen!“

Stephenson hatte die nur wenigen Erfindern zu Theil gewordene Freude, zu sehen, daß seiner Erfindung in der ganzen civilisirten Welt adoptirt wurde; er selbst leitete zum Theil den Bau der Bahnen in Belgien und Spanien. In Belgien, wo die Regierung sofort die Tragweite des neuen Systems erkannte, wurden die Bahnen mit solchem Eifer gebaut, daß schon 1844 das ganze Bahnnetz der Hauptsache nach fertig war. Nachdem Stephenson 1845 auch nach Spanien gerufen worden war, um seinen Rath bei Erbauung einer Linie von Madrid nach dem Meerbusen von Biscaya zu geben, zog er sich, müde von seinen riesigen Arbeiten, in's Privatleben nach Tapton zurück, wo er 1848 starb.

Er war einer jener wenigen glücklichen Erfinder, die von der untersten Stufe nur durch ihre eigene Kraft sich emporarbeiteten, und nicht allein den zweifelhaften Ruhm der Nachwelt, sondern auch die volle, begeisterte Anerkennung ihres Zeitalters als Lohn ihres Strebens ernteten. Und welche riesige Ausdehnung haben seitdem die Eisenbahnen erlangt! In Ermanglung des nöthigen statistischen Materials müssen wir uns leider auf einige wenige Notizen über die Ausdehnung der Eisenbahnen in England im Jahre 1858 und über den Verkehr auf denselben zur damaligen Zeit, also vor 15 Jahren, beschränken, was übrigens daraus entschuldigt werden mag, daß in dieser kleinen Abhandlung zunächst nur die Entstehungsgeschichte der Eisenbahn vorgeführt werden sollte. — Im Jahre 1858 repräsentirten die Eisenbahnen England's in einer Länge von 30,000 Meilen ein Capital von 300 Millionen Pfund Sterling; die Anzahl der jährlichen Reisenden betrug 129 Millionen; 100,000 Beamte und Diener aller Art waren an den Bahnen beschäftigt. Die gesammten Einnahmen betrugen damals 20 Millionen Pfund jährlich, was einem Drittel sämmtlicher Staatseinnahmen gleichkommt. Man kann sich schon hieraus einen Begriff bilden, wie die jetzigen Verhältnisse beschaffen sein mögen, nachdem der Verkehr in der Gegenwart nie geahnte Dimensionen angenommen hat. Mit Recht staunen wir darüber; den größeren Theil unserer Bewunderung müssen wir der zähen Ausdauer und Genialität eines Mannes zollen, der zum Theil unter den ungünstigsten Verhältnissen die folgenreichste Erfindung der Neuzeit schon bei Lebenszeiten zu allgemeiner Anerkennung zu bringen wußte, eine Erfindung, deren Anerkennung und Ausbreitung auch im gegenwärtigen Augenblicke noch lange nicht abgeschlossen erscheint.

Miscellen.

♁ (Eishandel.) Bekanntlich war in letzter Zeit der Eishandel in der Schweiz, Frankreich, Deutschland, Belgien &c. sehr lebhaft, und auch bei uns in der Rheingegend, wo die Eisbildung durch die ausgetretenen Bäche begünstigt wurde, haben die Fuhrleute durch den Eistransport schönen Verdienst

gehabt. Viel großartiger wird jedoch der Eishandel in Nordamerika betrieben. Im Jahre 1859 z. B. war der Export von Eis aus den nördlichen Häfen nach verschiedenen Theilen der Erde auf ungefähr 600 Schiffsladungen im Gesammtbetrage von 250,000 Tons (à 20 Ctr.) gestiegen. Im Jahre 1864 wurden aber, wie ein Correspondent der Agronomischen Zeitung berichtet, vom Rocklandsee allein 100,000 Tons ausgeführt. Ebenso ergiebig waren noch andere Seeen und Teiche des Staates New-York und der Neu-Englands Staaten. Der Ertrag eines See's an Eis ist werthvoller, als der des fruchtbarsten Landes von gleichem Flächeninhalte und man nimmt an, daß in diesem Jahre der Morgen gefrorenen Wassers eingeheimst und aufbewahrt über 500 Doll. einbringt. Im Jahre 1860 waren 10,000 Personen im Eishandel beschäftigt und ein Capital von 6 Millionen Dollars darin angelegt und man darf annehmen, daß in der letzten Saison mindestens 15,000 Personen beschäftigt waren und eine Einnahme von 9 Millionen Dollar erzielt wurde.

Dem soeben erschienenen Werke des Directors des statistischen Bureaus Geh. Rath Dr. Engel: „Die Verluste des deutschen Heeres im Kriege gegen Frankreich." entnehmen wir folgende Zahlen: „Die durch das mühsamste Verfahren authentisch nachgewiesenen Gesammtverluste der deutschen Heere stellen sich auf 127,897 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten, worunter 2254 Officiere und Aerzte. Das Specialverhältniß dieser letzten Kategorie ermittelt sich dabei auf 1534 gleich todt gebliebene oder an ihren Wunden verstorbene Officiere, darunter 5 Generale, 117 Stabsofficiere, 2 Aerzte. Verwundet worden sind 3614 Officiere, darunter 17 Generale, 247 Stabsofficiere, 53 Aerzte, vermißt und gefangen 106 Officiere und Aerzte. Die Summe der Todesfälle während des Krieges wird zu 40,881 angegeben. Die Specialnachweise ergeben dabei: gleich auf dem Schlachtfelde geblieben 11,572 Officiere, Aerzte und Soldaten, an Wunden verstorben 10,710, verunglückt 316, durch Selbstmord 30. Den Krankheiten zum Opfer geworden 12,253 Officiere und Soldaten. Davon an Typhus 6965, Ruhr 2000, Pocken 261, Lungenentzündung und innere Krankheiten 1021, chronische Krankheiten 778, ohne Krankheitsangabe 975. Vermißt geblieben sind 4009 Mann, so daß sich der Gesammtabgang der deutschen Armee an Todten und Vermißten zu 44,890 Officieren und Soldaten beziffert. Gegenüber steht dem eine mobil gewordene und thatsächlich in Frankreich eingerückte Streitmacht von insgesammt 913,967 Mann, welche sich Monat für Monat in ihren Etat- und Effectivzahlen, wie nach ihrer Verwundung berechnet und nachgewiesen findet. Mit Menschenverlust verbundene feindliche Rencontres haben im Verlaufe des Krieges 1599 stattgefunden. Davon im Feldkriege 78 Schlachten, Treffen und größere Gefechte und 870 kleinere Affairen im Festungskriege, 33 Ausfälle und 486 feindliche Actionen. Noch treten hinzu 121 Etappenbegegnungen und 11 feindlicherseits herbeigeführte Eisenbahnunfälle. Mehr als den zweiten Mann ihrer ursprünglichen Etatsstärke haben eingebüßt die Regimenter Nr. 16 (1691 Mann, darunter 532 Todte und 373 Vermißte) und Nr. 52 (1655 Mann), woran sich die Regimenter Nr. 44, 48, das bayerische Regiment Nr. 2, das 3., 2. und 1. Garde- und Kaiser Franz-Grenadierregiment anschließen. Relativ den größten Verlust hat das Garde-Schützenbataillon erlitten."

Ueber ein gegen den Präsidenten von Peru geplantes Mordattentat, zu dessen Ausführung gleich ein ganzer Eisenbahnzug dem Untergang geweiht werden sollte, berichtet man der „Köln. Ztg." aus Lima, 14. Jan.: Etwa neun englische Meilen von Lima liegt Chorillos, ein Lieblingsaufenthalt der Hauptstädter, die den Tag über sich hier während der heißen Sommermonate December bis April einem wohligen Nichtsthun hingeben, in zierlichen Hängematten sich schaukelnd und angefächelt von der herrlichen, kühlen Meeresluft. Eine bequeme Eisenbahn verbindet beide Städte. Hierhin hatte sich auch der Präsident Pardo zurückgezogen, um zu bestimmten Zeiten nach Lima zu fahren und dem Ministerrathe anzuwohnen; ein hartnäckiges Unwohlsein legte ihm Schonung seiner Gesundheit auf. Der Schienenweg nach Chorillos windet sich in Lima, ehe er das Freie erreicht, durch eine enge Straße, deren letztes Haus, einer Frau Valiente gehörend, fast mit seiner Ecke an die Schwellen stößt. Hierauf stützte die Verschwörung ihren Plan. Die eigentlichen Häupter hatten sich vorsichtig aus der Stadt entfernt und spannen ihre Fäden von dem sichern Chile aus; ihre Werkzeuge in Lima waren entlassene, haßerfüllte Officiere oder verschuldete Privatleute, die sich in der guten Gesellschaft unmöglich gemacht hatten und gern ihre Mitwirkung zur Ermordung des Präsidenten zusagten, da bei der hereinbrechenden Anarchie alle unsauberen Elemente vom Grunde an die Oberfläche gespült werden mußten; von diesen hatte ein Marineofficier Beausejour die Anwerbung eines schlagfertigen Gesindels übernommen, während Pierola, der Bruder des berüchtigten Finanzministers Pierola aus der vorigen Verwaltung, und ein Literat Namens Bogardus die Hauptaction in Lima sich vorbehalten hatten. Man wollte aus dem Hause der Frau Valiente eine Mine unter die Bahnschwellen leiten, sie mit Sprengpulver füllen und durch eine electrische Batterie entzünden, und zwar in dem Augenblicke, wo der vorbeibrausende Eisenbahnzug mit seinem ersten Wagen in jene enge Gasse einbog. Raketensignale waren verabredet, um den Mordgesellen die Anwesenheit Pardo's aus weiter Ferne von Station zu Station kund zu thun. Durch einen günstigen Zufall konnte die Polizei noch zur rechten Zeit das ruchlose Complot vereiteln, dessen Ausführung die ganze Stadt in Trauer und Schmerz versenkt haben würde. Einer der Helfershelfer, Namens Herredia, mit der Bereitung der Mine und der Legung der electrischen Verbindung beauftragt, begab sich zu Bogardus, um ihm eine größere Geldsumme abzupressen. Zwischen den beiden edlen Seelen entspann sich darauf ein heftiger Wortwechsel; die Schwestern des Literaten eilten herbei, um die Streitenden zu beschwichtigen, bis Herredia, des lauten Gezänkes müde, einen Revolver hervorriß und auf seinen Gegner feuerte, in seiner Wuth aber das Ziel verfehlte. Da diese Scene bei offenem Fenster an einer belebten Straße vor sich ging und die jungen Damen, statt in Ohnmacht zu fallen, mit lauter Stimme um Hülfe schrieen, erschien ein Polizeicommissär mit seinen Leuten. Die beiden Gegner begannen sich gegenseitig mit einer Fluth von Anklagen zu überschütten, die ihre verbrecherische Gemeinschaft ans Licht brachten und ihre Verhaftung und weitere Vernehmung vor dem zuständigen Richter veranlaßten. Weitere Nachforschungen in dem Hause der Valiente stellten die völlige Richtigkeit ihrer Aussagen heraus und führten zu umfangreichen Verhaftungen, so daß fast alle, die sich an dem schändlichen Anschlage betheiligt haben, ihres Urtheils in sicherem Gewahrsam harren. Nur einer von ihnen, ein gewisser Pinatelle, ein junger, offenbar verführter Mensch, hat sich aus Scham das Leben durch Schwefelhölzer genommen, deren Phosphorköpfe er unbemerkt von seinen Hütern hinunterschluckte. Allgemein war in den besseren Kreisen der Stadt und des Landes die Entrüstung über das Attentat; eine Menge Adressen, voll der besten Namen im Lande, sprachen dem Präsidenten ihre Freude über seine Rettung aus.

Logogryph.

Es schwebt als duftiges Geranke
Um einen Thron, wo der Gedanke
Gebieterisch sein Scepter schwingt.
Ein Zeichen vorgesetzt, so klingt
Es grüßend schon aus weiter Ferne,
Daß man den Schöpfer preisen lerne,
Den Kopf vertauscht, und leise schwebt
Es mild auf Alles, was da lebt
Und hüllt so Wald, als Flur und Hain
In seine weichen Decken ein.

Auflösung des Räthsels in Nr. 27:
Kamm, Lamm, Damm, Schlamm.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

// Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 29. Speyer, Samstag, den 8. März 1873.

* Frühlingsthränen.*)

Die Blumen duften, Viele schreiten
Am Hage singend auf und ab;
Ich denke an vergang'ne Zeiten
Und Thränen gleiten
Die bleichen Wangen mir herab.

Der Du so reich an edlen Gaben,
Du kehrst auch liebend bei mir ein!
Um zu beweinen, was begraben,
Muß Thränen haben
Ein Herz, so ganz, so ganz allein.

Th. Böhmer.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Wieder übergoß Purpurgluth Hermanns Antlitz. Er hatte noch eine Frage auf der Zunge, indem er Wenzel noch immer zweifelnd ansah. Aber die Trompete, welche zum Ansetzen des Reifes blies, erklang jetzt; fertig und unbeweglich standen die Gesellen, mit der Linken die Reife, mit der Rechten den Stab haltend und so des letzten Zeichens harrend, um loszubrechen. Hermann stand dem Obergesellen Störlins zunächst am äußersten Flügel der Reihe. Er hörte nicht auf den ermunternden Zuruf der Menge an den Schranken, sondern wandte sich nochmals nach Wenzel um und fragte flüsternd: „Und was — zum Zeichen, daß Du wahr redest — kannst Du mir noch melden?"

„Ei, Du wirst mich ob so geringer Sach' wohl in Eid nehmen", antwortete Störlins Obergeselle nicht ohne höhnische Bedeutung. „Doch um nicht wieder unwirsch zu sein, will ich Dir zu Willen sein: ich hörte von den Mägdelein, daß ihnen eine gewisse Schloßbärbel gesagt habe, Du suchest eifrig nach dem Thurmkätherlein."

Hermann Schwarz ward wieder bis über die Stirne hinauf roth. In demselben Augenblick aber folgte rasch das letzte Zeichen; ein schmetternder dreistimmiger Trompetenstoß übertönte noch die Pauken und Pfeifen, welche mit einer so wilden Heftigkeit einfielen, daß der festfreudigen Menge das Herz im Leibe erbebte. Zugleich schnellten mit Einem Schlag die starken Reifen aus der Reihe der Küfergesellen auf der Bahn vor, und unter dem Gejauchze und Gejohle der Menge, deren aufmunternder Zuruf denen von Colmar oder Schlettstadt galt, eilten die Gesellen in windschnellem Laufe ihren Reifen nach über das Ried, um sie fort und fort zu treiben.

Man muß sich der Freude unserer Vorfahren an solchen öffentlichen Festspielen und Wettkämpfen erinnern, um sich die Aufregung vergegenwärtigen zu können, welche sich aller Zuschauer, vom Höchsten bis zum Niedersten, bemächtigt hatte. Betheiligten sich zu jener Zeit doch die angesehensten Männer, ernste politische Persönlichkeiten, an solchem Wett- und Kampfspiel, wie man ja von den Herzogen in Bayern weiß, daß sie bei solchen Gelegenheiten — unter Andern mehrmals zu Augsburg — in Stoß, Sprung und Lauf mitgerungen und die ersten Preise gewonnen haben. Die Erregung der Menge hatte in Geberden und Geschrei etwas so Wildes, daß es einem Fremden Entsetzen einflößen konnte. Aber auch die vornehmeren Personen, die Jungfrauen auf den Ehrensitzen, ja selbst Pfalzgraf Friedrich waren aufgesprungen, um den Gesellen nachzusehen, die in der Nähe an der verschiedenen Farbe der Beinkleider als Colmarer oder Schlettstadter zu erkennen, in größerer Entfernung aber nur noch an den gelben und weißen Armbinden unterscheidbar waren.

Anfangs blieben die Laufenden ziemlich beisammen, als aber das erste Hinderniß, eine nicht sehr hohe Barre, kam, löste sich schon die Reihe in einen wirren Haufen, da die an der äußeren Linie Laufenden die entstandenen Lücken benützten, um nach dem engeren Kreise zu streben. Die Gesellen, welche gewandter als die übrigen, mit Leichtigkeit glücklich hinüber gesetzt waren, eilten ohne Aufenthalt voraus, bis neue Hindernisse auch diese wieder trennten. Denn es war keine kleine Aufgabe, den Reif in einem Schwung über die Wälle, Gräben oder Zäune zu treiben; Viele hielten sich beim Uebersetzen ein wenig auf und wurden überholt, Andere stürzten wohl auch beim Sprung über Graben oder Zaunwerk nieder, ihre Reife fielen zu Boden und mußten gesucht, auf's Neue angesetzt und fortgetrieben werden. Der geringste derartige Aufenthalt konnte für den ganzen Umlauf entscheidend sein, und nur ein ähnlicher Unfall des Ueberholenden ermöglichte dem Zurückbleibenden, wieder nachzukommen.

*) Aus einer neuen Sammlung von Jugendliedern: „Aus der Fremde."

So kam es, daß noch ehe das erste Drittel der Bahn zurückgelegt war, schon Einer oder Zwei den Andern ziemlich voraus eilten. Von der Tribüne aus konnte man nicht unterscheiden, wer die Glücklichen waren, da die nachfolgende Schaar sie den Blicken der dort Sitzenden großentheils verdeckte und die Entfernung nicht erlaubte, unter den fast gleich Gekleideten den Einzelnen genau zu erkennen. Aber das furchtbare Tosen, das an den Seilen der äußeren Umspannung fortlief und die Springenden mit tausendstimmigem Zuruf begleitete, während zugleich hunderte von Zuschauern in wildem Getümmel sich mit fortreißen ließen, — dieses summende Getöse brauste so vernehmbar auf und hallte so mächtig aus der Ferne, daß man schließen durfte, es sei nun zu einem entscheidenden Wettkampf zwischen dem besten Reifenschläger von Colmar und jenem von Schlettstadt gekommen.

Die Aufregung war jetzt an allen Ecken und Enden des Festplatzes eine fieberhafte geworden. Ganze Massen des Volkes stürzten um den Pavillon von der einen Seite der Bahn nach der andern, um die vordersten im Wettlauf recht früh kommen zu sehen. Unterdeß hingen alle Augen von den Ehrensitzen her an einer weißen und gelben Binde, welche hoch in der Luft bald neben einander bald getrennt sich fortbewegten. Die Festlenker im inneren Ring hatten nämlich den klugen Gedanken, solche Binden mit den Farben und Wappenbildern der beiden Städte auf hohe Stangen zu stecken, mit diesen die Vordersten in der Bahn zu begleiten und so den jeweiligen Stand des Preislaufs anzudeuten. So sah man längere Zeit die Binden neben einander, dann in kurzen Zwischenräumen nach einander, hierauf die weiße entschieden voran schweben, immer weiter, immer weiter, so daß allenthalben dem Volk der Ruf erscholl: „Colmar verliert! Die Knöpfler unterliegen! Schlettstadt gewinnt!“

Plötzlich aber rückte die weiße Binde nicht weiter vor, blieb auch hartnäckig halten, als die gelbe an ihr vorüber eilte, stand auch noch still, als die andere weit voraus kam, so daß die von Colmar und ihre Freunde vom Volk in einen großartigen Jubel ausbrachen, während sich Niemand den Stillstand des Schlettstadter Wappens zu erklären vermochte. Jedoch, Zeichen können auch trügen. Ein Theil des Volkes hatte überhaupt nicht auf dieselben geachtet, sondern stürzte fort und fort nach der andern Seite der Ringbahn, den Reifenschlägern entgegen. Auch konnte man die Bahn bis über die Riedeiche hinaus vom linken Flügel der erhöhten Ehrensitze aus überblicken. Auch hier steigerte sich unter den Jungfrauen, Straßburger Schützen und sonstigen Ehrengästen die Aufregung jetzt zur heißen Leidenschaftlichkeit, da endlich in der Ferne, als Vorderster der Wettläufer, eine Rothjacke um die obere Biegung der Bahn gelangend auftauchte, bald darauf ein Zweiter in Sturmeseile daherkam, während dann allmälig auch Andere nachfolgten. Wer aber waren die beiden Ersten?

Was man am Pavillon noch nicht vermochte, die vordersten Reifenschläger genau zu erkennen, war jetzt bereits an der Riedeiche draußen möglich, wo sich unterdeß eine ansehnliche Menge gesammelt und in dichter Reihe aufgepflanzt hatte. Denn hier befand sich das letzte und bedeutendste Hinderniß der Bahn, ein breiter, mit Wällen abgegrenzter Graben. Wer diesen hinter sich hatte, konnte wohlgemuth dem Ziele entgegen sehen. Dort standen unter Andern auch die beiden Herlisheimer Mädchen, welche schon seit einer Stunde daselbst des Preislaufs geharrt hatten, jetzt in fieberhafter Spannung, so daß selbst das blonde Aennelein nicht mehr munter vor sich hinträllerte, sondern mit gestreckten Zehen und gestrecktem Kopfe den Reifenschlägern entgegensah, während sich ihre Freundin, das Kätherlein mit den braunen Haaren, förmlich bebend und bangen, stürmisch klopfenden Herzens an sie anschmiegte. Niemand hatte eine Ahnung, wie viele verschiedene Empfindungen und Gefühle sich in dieser jungen Mädchenseele mit der Erwartung mischten, die Jeder hegte. Kätherlein schrack merklich zusammen, als sich endlich das eigenthümliche Geräusch des Reifenschlags vernehmen ließ und mit reißender Schnelligkeit herannahte; sie wagte kaum mehr hinzublicken, als der Vorderste der Läufer sichtbar wurde, vom brausenden Zuruf des erregten Volkes empfangen. Rings um sie schwirrten Fragen und Antworten hastig hin und her. „Wer ist der Vorderste?“ „Ein Schlettstadter.“

Kätherlein hätte es ihnen genauer sagen können; das fieberhafte Klopfen ihres Herzens, das Wallen und Wogen ihres jungfräulichen Busens, der das blaue, mit Silberschnüren besetzte Mieder zu sprengen drohte, verrieth ihr, wer der Erste sei, als sie ihn noch nicht erkannt hatte. „Der Hermann Schwarz?“ wurde weiter gefragt. „Natürlich! Wer denn anders!“

„Dort kommt der Zweite! Störlin's Obergeselle. Der Schwarz ist ihm weit voraus. Der gewinnt überall, auch dießmal!“ gingen die Stimmen durch einander. „Ja, aber der Graben! Er wird schon hinüber kommen!“ hieß es. „Gut Heil, Schlettstadt! Gut Heil! Gut Heil!“ erklang es dann hundertstimmig in den Reihen der Zuschauer, und Arme und Hände rührten sich, um dem jungen Schlettstadter den beifälligen Antheil erkennen zu geben, den das Volk an seinem Triumphe nahm.

Immerhin dreißig Schritte etwa mochte der junge Schwarz dem Wenzel voraus sein, der trotz aller äußersten Anstrengungen seinen Reif nicht so sicher fortzuschnellen vermochte und eben so wenig mit derselben Leichtigkeit über die Hindernisse hinweg kommen konnte, als sein glücklicher Nebenbuhler, der auch hier Alles spielend zu überwinden schien. In Wenzel kochte die ganze Wuth vergeblicher Anstrengungen; sonst immer mit Erfolg gekrönt, war hier jede Mühe umsonst. Jetzt hoffte er nur noch das, was Andere befürchteten, daß der Graben an der Riedeiche diesem Schlettstadter Siegeslauf verhängnißvoll werden möchte.

Unbekümmert um das, was seinen Nebenbuhler beschäftigte, eilte Hermann Schwarz einher, seinem Reif nur hie und da einen Schlag ertheilend, der diesen mit bewundernswerther Sicherheit dahin trieb. Auch jetzt noch, wo seine Augen während des Laufs an der Zuschauerreihe hinstreiften, bewies er diese Sicherheit,

obgleich seine Blicke nachgerade ängstlich bei der Riedeiche umher irrten. Er schien nicht finden zu können, was er suchte. Immer den Kopf wendend, kam er mit einem Male aus seiner raschen Bewegung heraus, nicht mehr in demselben Maße vorwärts, während auch sein Reif zu schwanken und umher zu taumeln anfing. Erstaunt sahen es die Leute. „Hurtig, Schwarz, hurtig!“ rief eine laute Stimme. „Der Wenzel ereilt Dich! Hurtig! Hurtig!“

Hermann Schwarz vernahm diese Mahnung wohl, während er seine Blicke nochmals auf die Zuschauerreihe bei der Riedeiche heftete. Vielleicht hatte er dort endlich entdeckt, wornach er forschte; vielleicht schreckte ihn auch der Mahnruf aus seiner seltsamen Verwirrung auf und er erkannte, warum es sich handelte, da Wenzel rasch näher kam. Genug. Der junge Schlettstadter, eben im Begriff seinen Reif mit einem geschickten Schlag über Wall und Graben zu schnellen, hob stolz seinen Kopf auf, warf nochmals einen Blick über die Schulter zurück, um im nächsten Augenblicke mit einem kleinen Anlauf selbst das Hinderniß zu überspringen. Da, plötzlich, strauchelte er. Ein starkes, zerbrochenes Reifenstück, welches unbeachtet aber immerhin sehr unvorsichtiger Weise dorten mitten in der Bahn liegen geblieben war, gerieth aufschnellend ihm so zwischen die Füße, daß er das Gleichgewicht verlor, sein Oberkörper in willenloser, überwuchtiger Bewegung blieb, so daß der gute Geselle vorwärts schoß und — vor den Augen der Zuschauer verschwindend — kopfüber und sammt seinem Reife in den Graben stürzte.

Die Zuschauer schrieen betroffen auf, während die Freunde Wenzels den Anlaß benutzten, ihm ermunternd zuzurufen, daß er den Unfall des Nebenbuhlers ausnütze, wozu er übrigens schon von Anfang an entschlossen war. Durch all den Lärm war aber ein jäher Aufschrei aus einer Mädchenbrust gedrungen, ein gellender Angst- und Schreckensruf, der Jedem vernehmbar geworden, ohne daß sich jedoch jetzt Jemand darum kümmern wollte, woher er erschollen war. Alle Aufmerksamkeit und Theilnahme hing sich an den Gestürzten, dessen Unfall verhängnißvoll für den Ausfall des Preislaufs wurde, und dann an dessen Nebenbuhler, der den Sturz wahrnehmend ohne Aufenthalt daher eilte. „Auf, Hermann Schwarz, auf!“ riefen verschiedene Stimmen. „Noch ist's nicht verloren!“

In der That richtete sich der junge Schlettstadter von seinem Sturze wieder auf und erkletterte den Rand des Grabens, zu Aller Erstaunen aber nicht den jenseitigen, sondern den diesseitigen. In demselben Augenblicke setzte Wenzel, indem er den Reif hoch in der Hand hielt, mit dem Aufwand aller seiner Kräfte über den Graben und eilte dann hochaufathmend und ohne sich weiter umzusehen weiter, dem Endziele zu.

Hermann Schwarz war also rasch wieder auf den Beinen, und er sah den Wenzel an sich vorüber und glücklich über den Graben kommen. Sein erster Gedanke mochte wohl sein, dem Vorausgeeilten nachzusetzen und ihn einzuholen, wie er es wohl vermocht hätte. Durfte er zu diesem Behufe doch nur den jenseitigen Grabenrand ersteigen und in der früheren Weise weiter eilen. Dann wäre er jedoch freilich nicht in sehr glorreicher Weise über das letzte und größte Hinderniß der Bahn gelangt, und das duldete von vornherein sein Ehrgefühl nicht. Er wollte zeigen, wie man den Reif über den Graben treiben und dann selbst nachsetzen konnte. Man schrie ihm auch in warmem Antheil zu, er könne noch gewinnen, und er selbst zweifelte sicher keinen Augenblick daran, daß es ihm noch gelingen würde, der Erste am Ziel zu sein, wenn er nur den ernsten Willen hierzu gehabt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus einem Nekrolog, welchen die N. Pr. Z. dem verstorbenen General v. Hartmann widmet, heben wir zur Ergänzung unserer früheren Mittheilungen folgende Einzelheiten hervor: In Hartmann starb der erste der deutschen Generale, welche im Kriege gegen Frankreich 1870/71 ein Armeecorps befehligt haben, der einzize, der in französischen Militärinstituten erzogen war und der einst dem französischen Offiziers-corps angehört hatte. Im Jahre 1795 zu Maikammer in der Pfalz, fünf Monate nach dem Tode seines Vaters, geboren, wurde Hartmann von dem französischen General Geither (einem Verwandten, gleichfalls aus Maikammer), welcher 1806 mit der Organisation der Truppen des damaligen Großherzogthums Berg beauftragt war, so wie später in den französischen Militärinstituten zu Bonn und St. Cyr erzogen . . . Hartmann wohnte den Feldzügen 1813, 14 und 15 gegen die Alliirten bei; 1815 rettete er, nach der hartnäckigen Vertheidigung von Planchenoit durch sein Regiment, in der Schlacht bei Belle-Alliance beim Durchbruche durch die angreifenden Preußen spät Abends die Fahne des Regiments und wurde hiefür zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. . . . In dem Feldzuge von 1870/71 gegen Frankreich erstürmte sein Corps am 4. August Weißenburg und gab am 6 Aug. durch sein energisches Vorgehen in der linken Flanke der Franzosen die Initiative zur siegreichen Schlacht von Wörth. Die Division Ducrot war bereits zurückgedrängt, als um $10\frac{1}{2}$ Uhr der Befehl eintraf, das Gefecht abzubrechen, da der Zweck des Tages erreicht sei. Nachdem aber $11\frac{1}{4}$ Uhr vom Generallieutenant v. Kirchbach die Mittheilung erfolgte, daß, nachdem das 2. bayerische Corps so stark engagirt sei, das 5. und 11. preußische Corps nun auch in die Action eingreifen werde, stellte General von Hartmann das Zurückziehen der Truppen ein, ging sofort wieder in die Offensive über und führte selbst Abtheilungen seines Corps durch Langensulzbach gegen Fröschweiler vor, unterstützt durch das Feuer der Reserve-Artillerie. Gleichzeitig wurde der bis dahin in Reserve gestandene Theil des Armeecorps vorbeordert und um $2\frac{1}{2}$ Uhr eine Infanterie- und die Ulanen-Brigade über Röchweiler in der Richtung von Reichshofen auf die Rückzugslinie des Feindes vorgeschoben. Hierauf wurde der nordöstliche Theil von Fröschweiler um $4\frac{1}{2}$ Uhr erstürmt, 1 verwundeter General und 300 Mann gefangen, der Bahnhof von Reichshofen genommen und mehrere Geschütze und Vorräthe aller Art erbeutet, endlich Niederbronn, wo eine Division vom Corps de Failly sich festgesetzt hatte, Abends 9 Uhr erobert. Diese Bewegungen des 2. bayerischen Corps trugen ihr Theil dazu bei, den Rückzug der Franzosen in eine wilde Flucht zu verwandeln. . . . Am 16. September, auf die Nachricht von dem Erscheinen größerer Franctireurs-Banden, ging der General selbst bis zu der auf dem rechten Seineufer liegenden Stadt Corbeil vor und ließ, da die stehende Brücke vom Feinde gesprengt worden war, noch in der Nacht auf Kähnen, welche die Stadt herübersendete, — „si vous no m'envoyez pas vos bâteaux sur lo champ, je vous enverrai mes boulets“, (Wenn Sie mir nicht auf der Stelle Ihre Schiffe senden, so sende ich Ihnen meine Kugeln) lautete die schriftliche Drohung — mehrerer Bataillone übersetzen, welche eine große Anzahl Gewehre und 16

große Kisten mit Infanteriepatronen erbeuteten. Am 17. September ging das Korps auf einer Pontonbrücke über die Seine, und der General traf die Anordnungen zum Schlagen einer zweiten, Bockbrücke. Am 19. Sept. bei dem Vormarsch gegen Paris unterstützte die linke Seitencolonne des Corps das durch eine französische Division bedrängte preußische 47. Infanterie-Regiment bei Petit-Bicêtre, eroberte hierauf, in 3 Colonnen über Plessis-Piquet, Chatenay und Sceaux vorrückend, das stark verschanzte und, die Höhe gegen Meudon mitbegriffen, durch 4 französische Divisionen unter General Ducrot vertheidigte Plateau Moulin de la Tour (Châtillon), nebst vielen Gefangenen, 1 Feld- und 8 Festungs-Geschützen, und verbreitete dadurch einen panischen Schrecken bis in das Innere von Paris. Diese wichtige, die Forts Issy, Vanves und Montrouge, so wie Paris beherrschende Stellung war rasch zur Vertheidigung eingerichtet und bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes, am 28. Januar 1871, trotz der Strenge des Winters, trotz der heftigen, wiederholten Angriffe der Franzosen und trotz endlich der Unzahl von Geschossen des größten Schiffskalibers, womit sie die Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung und beinahe auch in der ganzen Tiefe überschütteten, in steter Gefechtsbereitschaft siegreich behauptet!

Das Hauptwerk des Kopernikus „de revolutionibus orbium coelestium" wurde 1543 von Rheticus und Osiander nach einer Abschrift herausgegeben, das Original-Manuscript von der Hand des Verfassers befindet sich in der Gräflich Nostiz'schen Majorats-Bibliothek in Böhmen, wo es im Jahre 1834 gerichtlich auf einen Gulden abgeschätzt, später als zu hoch gegriffen auf 30 Kreuzer herabgesetzt wurde. Es enthält manches bisher noch Unbekannte, z. B. den Beweis, daß Kopernikus die wahren Bahnen der Planeten als Ellipsen wenigstens schon geahnt hat. Er sagt in einer durchstrichenen Stelle, daß seine Berechnungen auch stimmen, wenn jene Bahnen nicht Kreise, sondern Ellipsen seien, als welche sie Keppler später erkannt hat. Ein Mitglied des Thorner Kopernikusvereins, Gymnasiallehrer Dr. Curtze, hat nun diese Urschrift zu einer neuen Ausgabe verwerthet, welche correcter und auch geschmackvoller ausgestattet ist. Von neun der wichtigsten Blätter des Manuscripts sind photographische Facsimiles veranstaltet. Kaiser Wilhelm hat die Dedication dieser Festausgabe angenommen. Außerdem hat der Vorsitzende des genannten Vereins, Prof. Prowe in Thorn, „Monumenta Copernicana" herausgegeben, welche alle kleineren Schriften von Kopernikus enthalten. Dieselben bringen die schlagendsten Beweise für die deutsche Nationalität des Astronomen. Dieser hat nämlich, wie sich nun ergibt, niemals in polnischer, sondern entweder in lateinischer oder deutscher Sprache geschrieben. Und selbst in den lateinischen Schriften finden sich deutsche Erklärungen eingestreut; so sagt er einmal bei dem Ausdruck „nummum quindecim" in Parenthese: das **wir Deutschen „Mandel"** nennen.

Unter den wissenschaftlichen Thesen, welche im Jahre 1720 Ph. Dan. Andreas unter dem Präsidium von J. L. Wiederholt in der Aula zu Wittenberg vertheidigte, finden sich auch folgende, die man nach heutigen Begriffen sicherlich unbegreiflich finden wird; 7. Es ist besser, eine Jungfer zu heirathen als eine Wittwe. 8. Wer seine Geliebte „seine anbetungswürdige Göttin", so wie „göttliche Schönheit" nennt, macht sich einer unerlaubten Schmeichelei schuldig. 9. Richtiger handelt der, der sein geliebtes Mädchen mit dem süßen Namen „mein Engel" oder mit dem Diminutiv „mein Engelchen" nennt. 10. Der Verlobte, der seine Braut „Herrin oder Königin" nennt oder ihr verspricht: „er wolle gern alles thun, was sie verlange, oder er wolle allezeit ihr gehorsamster Knecht sein", hat durch solche Worte einer ehelichen Herrschaft nicht entsagt, er hat, wie man zu sagen pflegt, ihr nicht „die Hosen übertragen".

Woher der Ausdruck sub rosa kommt. Die Rose galt von jeher bei den Griechen und Römern für ein Symbol der Verschwiegenheit, weil nach deren Mythologie die Liebesgöttin Venus der Göttin der Schweigsamkeit Sige eine goldene Rose verehrte, damit die Liebesabenteuer der Venus mit Mars in Dunkel gehüllt blieben. Als nun unter dem römischen Kaiser Tiberius die Majestätsgerichte so sehr in Schwung kamen, daß man selbst wegen eines Wortes und Scherzes, ja selbst wegen einer Geberde des Hochverraths angeklagt und zu Tod verurtheilt werden konnte, entstand in Rom die Sitte, bei Schmausereien und Zechgelagen im Plafond des Banketsaales, also über den Häuptern der Gäste, einen Strauß oder Kranz von blühenden Rosen anzubringen. Absicht und Bedeutung ist klar. Man wollte sich beim fröhlichen Mahle mit seinen Freunden offen unterhalten und vergnügen und vor den sogenannten Delatoren oder Spionen sicher sein; und deßhalb durfte keiner von den Gästen, wenn er nicht selbst für einen Delator und als solcher für infam gelten wollte, etwas von dem „sub rosa" Gehörten weiter erzählen. Wenn ich also einer Person oder Gesellschaft Etwas „sub rosa" mittheile, so will ich, daß mein oder meine Zuhörer die Sache nicht weiter verbreiten, sondern mit sich in's Grab nehmen. (N. Korr.)

Straßburg, 25. Febr. Bekanntlich war vor und nach dem Ausbruch des französischen Krieges von 1870 in den öffentlichen Blättern viel die Rede von französischen Kanonenbooten, durch welche von Straßburg aus der Angriff auf Deutschland sollte unterstützt werden; während nachher — zu allgemeinem Befremden — nichts weiter darüber verlautet ist. Um so interessanter dürfte folgende Notiz sein, die wir in dem überhaupt sehr beachtenswerthen „Tagebuch aus der Belagerung Straßburgs" von dem Pfarrer Max Reichard finden: „Die berühmten Kanonenboote, mit denen Mainz und Coblenz sollten beschossen, die Rheinufer bestrichen werden, sind zwar nicht mehr da; mit ungeheuren Kosten von Toulon hergeschleppt, aber noch nicht eingerichtet, lagen sie 14 Tage am Quai; dann waren über Nacht die Preußen vor dem Thore und mit dem letzten Eisenbahnzuge schaffte man die Schiffe wieder nach Süden. Der ganze schöne Apparat, an dem sie montirt werden sollten, steht nun vereinsamt da und arme Obdachlose campiren unter dessen Schutz!"

In Enzersdorf bei Wien will ein Consortium die Kaninchenzucht wie in Frankreich und Belgien im Großen betreiben und Wien mit Kaninchenfleisch reichlich verproviantiren.

Vor dem Polizeigerichte in Southwark (London) stand ein Barbier unter der Anklage, einem Manne böswillig Bart und Hauptbaar gänzlich abgeschnitten zu haben. Kläger war in betrunkenem Zustand in den Laden des Barbiers gekommen, und dieser hatte ihm den Bart gänzlich wegrasirt und den Kopf so glatt geschoren, daß Kläger das Haar nicht einmal mit den Fingern fassen konnte. Er hat seitdem Schmerzen im Gesichte und beklagt sich, daß er durch die Böswilligkeit seines Barbiers für einen entlassenen Sträfling angesehen werde. Angeklagter behauptet, nur den ihm ertheilten Auftrag befolgt zu haben, den der Kläger, da er, wie er selbst gesteht, betrunken gewesen war, bereits vergessen hat. Der Polizeirichter sagte dem Kläger, daß er (der Richter) nichts thun könne, daß er seine Klage jedoch, wenn er auf eine Entschädigung Ansprüche zu haben glaube, vor ein anderes Gericht bringen solle.

---

*Logogryph.

Aus dem Propheten, der gesehn
Ein Wunder ohne Gleichen,
Wird flugs ein myth'scher Held entstehn,
Versetzest du zwei Zeichen. — r.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 28:
Locken, Glocken, Flocken.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 30. Speyer, Dienstag, den 11. März 1873.

* Freundschaft.

Sieh' an den Wand'rer dort auf steilem Pfade!
So ganz allein zieht er des Weg's und traurig
Entbehret er des Führers wohl, wenn schaurig
Sich gar des finstern Abgrund's Spalt ihm nahte.

Dem Wandersmann vergleichbar zieh'n wir alle
Auf harter Lebensbahn; es droht Verderben
Gar mannigfach, wenn wir uns nicht erwerben
Ein Freundesherz, uns wahrend vor dem Falle.

Das Herz des Freundes denket dein im Glücke;
Es wird nicht treulos dir im Mißgeschicke;
Es bleibt dir zugethan in jedem Augenblicke;

So strebe denn, dir solchen Schatz zu finden,
Um enge dich mit ihm dann zu verbinden;
Kein Unglückstag kann ihn dir je entwinden!

K. A. M.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Zum Erstaunen Aller aber ergriff er mit einem Male den schon wieder angesetzten Reif, wandte sich rasch rechts hin gegen die Zuschauerreihe an der Riedeiche, genau nach der Stelle, woher der jähe Aufschrei erschollen war. Dort war nämlich eine kleine Bewegung bemerkbar, die von der allgemeinen sich unterschied. Die Theilnahme der Umstehenden hatte sich getheilt. Die Einen ließen sich durch nichts in ihrer Neugierde nach dem Ausgang des Wettlaufs abhalten und ihre Blicke immer nur wieder von dem Gestürzten, dem seltsamer Weise am Erfolg wenig mehr zu liegen schien, nach dem forteilenden Wenzel hingleiten. Die Anderen, Mitleidigeren jedoch kümmerten sich um das schöne, todtblasse junge Mägdelein, das dort halb ohnmächtig in den Armen ihrer blonden Freundin lag. Das sonst so muntere Aennelein sah nicht mehr so sorglos und flackerig in die Welt, sondern selbst blaß und mit Bestürzung auf das bleiche, schöne Antlitz ihrer jüngeren Gefährtin. Hermann Schwarz aber ging gerade auf diese Stelle los; unbekümmert um Spiel und Preis, übersprang er das Seil, als er die Ohnmächtige jetzt erblickte, und nahm das holde, hilflose Mädchen aus der Gefährtin Armen in die eigenen. „Kätherlein! Mein Kätherlein!" flüsterte er, indem er seine Lippen der bleichen Wange näherte und den zarten, jungen Körper innig an sein Herz drückte. „Mein liebseliges Mägdelein, wache auf, ich bin bei Dir."

Mehr als jedes Stärkungsmittel, das in der Eile von der hilfsbereiten alten Schloßbärbel hätte angewendet werden können, half die Nähe und die Stimme des Geliebten. Das junge Mädchen schlug wieder die Augen auf und dann, wie im Traume, ihre Arme um seinen Hals. Er fühlte an seiner Brust das Wogen und Wallen ihres Busens, und hielt sie einen Augenblick noch fester im Entzücken der Liebe. Dann aber drängte sie ihn zurück, sanft zwar, aber doch entschieden, indem ihr Antlitz alle Farbe des Lebens zurückgewann und schamerglühend sich zu verbergen suchte. Die Besinnung war ihr wieder völlig zurückgekehrt; aber dieß war nicht sobald geschehen, als sie auch schon ob ihrer und seiner Lage erschrack.

„Geht, geht, Hermann Schwarz," sagte und mahnte sie ängstlich. „Versäumt meinetwegen nicht Preis und Ehre des Wettlaufs. Hört, wie die von Colmar jubeln! Störlin's Obergeselle wird gewinnen, wenn Ihr nicht eilt!"

„Laß ihn, laß ihn, und mich bei Dir!" war seine Antwort.

„Nein, lieber Geselle, das darf jetzt nicht sein!" mahnte sie dringlicher. „Wenn Du je etwas auf mich hieltest, so eile dorthin, wohin Du gehörest!"

„Und werd' ich Dich wiederfinden, heute noch, hier, Kätherlein?" fragte er, während schon mehrere Colmarer und dann auch Schlettstadter Küfer reifentreibend an ihm vorüber gekommen waren, um mühsam über den Graben zu gelangen. „Ich will sehen," sprach das Mädchen nach einer kleinen Pause verschämt, „wenn Aennelein mit mir warten will!"

Diese machte eine lustige Miene, als wolle sie schon und fing ebenfalls an zu drängen, so daß Hermann flink nach Reif und Stab griff, welche von der blonden Freundin gehalten worden waren. Ueber das Seil in die Bahn zurückspringend, setzte der Geselle fröhlich den Reif an, schnellte ihn mit einem Schlag über Wall und Graben und setzte dann mit solcher Leichtigkeit selbst hinüber, daß die Zuschauerreihe an der Riedeiche in freudigem Erstaunen geradezu aufjauchzte. In Kurzem waren auch dann die Meisten der voran-

geeilten Küfer wieder überholt, indem er mit windschnellem Lauf seinen Reif dahin trieb, so daß, wo er vorüber kam, der lauteste Beifall durch die Menge ging. Näher gegen das Ziel hin aber begleitete schon tausendstimmiger Jubel der — in ihrer Freude fast rasenden — Bewohner Colmars den Obergesellen Störlin's, welcher weit, weit allen Andern voraus an der fieberhaft erregten Menge vorüber dem Ende der Bahn entgegen lief.

Wenzel ließ sich, seines Sieges ohnehin gewiß, dabei etwas Zeit, um nicht etwa völlig außer Athem am Ziele und bei den holdseligen Jungfrauen der Stadt anzukommen. Wie erblaßte er aber, als plötzlich die Menge mit aufgehobenen Armen ein noch ärgeres Geschrei erhob und Stimmen erschollen, wie: „Lauf, lauf, Wenzel! Er kommmt! Er kommt!"

Der Geselle blickte sich um und sah zu seiner höchsten Bestürzung den Hermann Schwarz in Sturmeseile hinter sich herkommen. Ein wahrhaft furchtbares und wildes Geschrei machte sich jetzt hinter den Schranken geltend, als der mühsam errungene Sieg für Colmar wieder in Frage stand, die Freunde der Schlettstadter wieder einige Hoffnung faßten. Jeder glaubte da noch mit seiner Kehle und seinen Armen nachhelfen zu können. Aber der Vorsprung Wenzels war bereits zu groß, als daß er noch vor dem Ziele hätte eingeholt werden können. Unter ohrenzerreißendem Zuruf übersprang er mit seinem Reife fast athemlos den Strich in der Bahn, den allerdings gleich darauf sein Nebenbuhler ebenfalls hinter sich hatte.

Wenzel wurde als der Erste empfangen. Colmar hatte im Preislauf gesiegt und berauschte sich an dieser Ehre. Nun war Störlin's Obergeselle der Held des Tages geworden; Keiner dünkte sich mehr zu vornehm, ihm die Hand zu reichen und zu schütteln, und vorab that es der edle Herr von Rathsamhausen, der in halber Gefangenschaft mit dem von Hattstadt hinter der nächsten Umgebung des Pfalzgrafen Friedrich saß und sich seiner gewonnenen Wette freute. Meister Störlin war halb außer sich vor Stolz und Freude und schrieb eigentlich sich selbst den Triumph seiner Vaterstadt zu. Huldreich neigte sich aber die schöne Gertraud zu dem Obergesellen ihres Vaters nieder und zeigte ihm lächelnd den schweren goldnen Preisring, der jetzt ihm gebührte.

Wenzel war glücklich. In gedrückter Stimmung und fast vorwurfsvollem Tone wandte sich aber der dicke Caspar von seinem Fäßlein her, das er sich zu seinem Sitze gewählt hatte, zu Hermann Schwarz: „Der Preis des Tages ist hin! Da möchte man ja zu lauter Weinstein werden! Die Knöpfler jubeln!"

„Laß sie jubeln," war Hermann's Antwort. „Nun freu' ich mich auf den letzten Becherschwung!"

Viertes Capitel.

Unvergessen.

Allmälig waren die Küfergesellen, welche im Preissprung mitgelaufen waren, vollzählig angelangt, großentheils so erschöpft, daß sie sich kaum mehr auf den Beinen halten konnten. Dennoch und trotz der Ermüdung war die Stimmung der Colmarer eine höchst angeregte und heitere, da sie sich als Sieger fühlten, während zu der Erschöpfung der Gesellen von Schlettstadt die Niedergeschlagenheit kam, da ihnen noch in der letzten Stunde die Palme des Tages entwunden worden war. Hermann Schwarz hatte manches unmuthige Wort zu vernehmen. Aber mit ihm selbst war eine seltsame Umwandlung vorgegangen. Von jener Verdrossenheit und nachdenklichen Unruhe, welche an ihm heute auffallen mußte, war nichts mehr zu bemerken. Im Gegentheile zeigte jetzt sein ganzes Wesen eine gewisse entschlossene Freudigkeit, so daß er den meisten seiner Genossen jetzt kein geringeres Räthsel war, als vorher, wo er mitten im Sieg fast schwermüthig drein geblickt hatte. Bereits waren die Preise an die Küfer ausgetheilt. Die schöne Gertraud hatte dem Obergesellen ihres Vaters den ersten, jenen schweren goldenen Ring überreicht. Auch Hermann Schwarz hatte eine Preisgabe erhalten und mußte im sogenannten Nachtrunk, gleich Wenzel, noch einmal den Becher schwingen und einen neuen Trinkspruch ausbringen. Bereits schwang Störlin's Obergeselle wieder den Becher in kühnen Kreisen um sein Haupt, nahm ihn dann auf, um nach altem Brauch zu trinken, indem er zu der blonden Gertraud gewendet Folgendes sprach:

„So schwang ich den Becher
Meinem Jungfräulein zu Ehren!
Das Lob der Zunft zu mehren
Sind wir nun wieder gesprungen;
Mir ist es baß gelungen,
Denn Allen, so um den Preis gerungen!
Drum steh' ich hier und trink' den Wein
Auf Euer Heil, schön Jungfräulein.
Nun möcht' ich nur noch wissen,
Ob Ihr mich wolltet küssen
In Lieb' und Ehren,
So will ich den Becher leeren!"

Jungfrau Gertraud winkte ihm hold und freundlich zu, und Wenzel trat hochbeglückt an ihre Seite, nachdem sie zum Behuf der Preisvertheilung ihren erhöhten Sitz verlassen und einen Platz unmittelbar neben dem Spielraum der Gesellen gewählt hatte. Nun war die Reihe an Hermann Schwarz, als dem Sieger in allen früheren Spielen. Ohne Spur der Befangenheit, welche den Tag über auf ihm gelegen war, trat er vor und griff zu einem Paar der blumenbekränzten Reife, mit welchen der Becherschwung ausgeführt wurde. Zu aller Verwunderung nahm er auch statt Eines Bechers zwei und reichte sie dem dicken Caspar mit den Worten hin: „Vom besten im Land — Türkheimer Brand!"

Der dicke Caspar suchte nach einer bereit gehaltenen Kanne und goß die Becher voll des goldenen Weines bis zum Rande, indem er dieß Geschäft mit einer Wichtigkeit ausführte, wie sie einer so herrlichen Gottesgabe zukam. Jetzt stellte Hermann Schwarz zum Erstaunen des Publicums die beiden Becher in die beiden Reife, die er dann mit solcher Schnelligkeit und Kühnheit, aber auch mit solcher vollendeten Sicherheit und Gefälligkeit in der Luft umher — und zwar in

jeder Hand einen — schwang, daß von allen Seiten ein wahrer Sturm von Beifall seine Kunst lohnte. Kein Tröpflein des edeln Getränkes war aus dem Becherpaar geronnen, als er jetzt den einen ergriff und mit freiem und feinem Anstand einen Schritt vortrat. Es war alter Handwerksbrauch, dabei zu sagen, daß man wohl gewonnen hätte, wenn man eben gekonnt hätte. Jedoch Hermann Schwarz war zu solcher bescheidenen Ergebung in den Ausfall des Preislaufs jetzt eben nicht gelaunt. So sprach er denn laut und vernehmbar:

„Glück der Zunft und dem Handwerk Ehr'!
Hätt' ich gewollt, so hätt' ich gewonnen!
Drauf trink' ich diesen Becher leer,
Aus dem kein Tröpflein zur Erde geronnen.
Allen frommen Frauen und Jungfräulein
Trink' ich diesen edeln Wein.
Aber Eine nur kann vor Allen
Mir allein von Herzen gefallen!"

„Ihr müßt sie nennen, Geselle!" rief jetzt die blonde Gertraud von ihrem Sitze her mit geziemendem Anstand und gebührender Würde, während Hermann den Becher leerte und ihn dann hinter sich in den Grund warf. „Ihr müßt sie nennen und dürft nicht immer ungerügt gegen alte Gewohnheit verstoßen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahrheit über die Eiserne Maske.

Das Geheimnißvolle wird zu allen Zeiten einen besonderen Reiz ausüben. Gerade der dem Menschen eingeborene Trieb nach Wahrheit regt in Betreff dunkler Vorgänge, geheimnißvoller Persönlichkeiten die Neugier stets von Frischem an. Eine solche Erscheinung, die das Vorrecht gehabt hat, unaufhörlich Schriftsteller und Leser zu beschäftigen, ist jener räthselhafte Mann mit der Eisernen Maske, welcher in der zweiten Hälfte der Regierung Ludwig's XIV. in verschiedenen Kerkern Frankreich's ein dunkles abgeschlossenes Dasein führte. Was wußte man von ihm? Herr v. Saint-Mars, der vertrauteste Kerkermeister des allmächtigen Günstlings und Kriegsministers Louvois, hatte in den verschiedenen Staatsgefängnissen, in denen er nach einander befehligte, einen geheimnißvollen Gefangenen bei sich gehabt, der nur mit einer Maske vor dem Gesicht erschien, mit Niemanden sprechen durfte, dessen Namen sorgfältig verhehlt wurde. Derselbe war im Jahre 1703 gestorben. Dieser Gefangene beschäftigte schon die Phantasie der Zeitgenossen lebhaft, nachdem die holländischen Zeitungen bereits seit dem Jahre 1687 die eben erwähnten Umstände mitgetheilt hatten. Allein zunächst, so lange noch diejenigen, die mit dem geheimnißvollen Gefangenen in Berührung getreten waren, lebten, legte man demselben nur eine mittelmäßige Wichtigkeit bei; erst im Jahre 1745 brachte Voltaire eine Deutung auf, die aus ihm eine mysteriöse, Ludwig XIV. selbst nahe berührende Persönlichkeit machte. Seitdem hatte die Phantasie freien Spielraum, und die abenteuerlichsten Deutungen wurden, oft ohne den geringsten Schein der Berechtigung, versucht. Bald war er der Graf v. Vermandois, ein unehelicher Sohn Ludwig's XIV., bald ein natürlicher Bruder dieses Monarchen, bald sogar ein Zwillingsbruder, den man, um Erbstreitigkeiten zu vermeiden, beseitigt hatte, bald der gestürzte Finanzminister Fouquet, bald der Herzog v. Monmouth — jener natürliche Bruder Jakob's II., welcher in Wahrheit wegen seiner Empörung gegen diesen letztern im Jahre 1685 in London hingerichtet wurde — bald Mattioli, ein gegen Frankreich intriguirender Minister des Herzogs von Mantua. Diese letztere Hypothese wurde noch vor wenigen Jahren von einem sonst recht tüchtigen Schriftsteller, Topin, vertheidigt. Endlich hat ein französischer Generalstabsofficier, Th. Jung, durch sorgfältigste Forschung in verschiedenen Archiven und besonders im Archiv des Kriegsministeriums, die Wahrheit über diese geheimnißvolle Persönlichkeit zu Tage gebracht. Es ist nicht seine Schuld, wenn die Wahrheit nicht ganz so romantisch ist, wie die Hypothesen, bei welchen die Einbildungskraft so freien Spielraum hatte.

Zunächst existirt die „Eiserne" Maske nur in der Phantasie späterer Schriftsteller. Die Maske, welche der Unglückliche trug, wenn er in die Messe der Gefangenen ging, oder wenn ein Fremder in seine Gegenwart gelangen mußte, war von schwarzem Sammt. Endlich war diese völlige Absonderung und Geheimhaltung in jenen Zeiten der höfischen Cabalen, Cabinetsintriguen und mysteriösen Verschwörungen gar nichts Seltenes; Jung weist zahlreiche anderweitige Beispiele nach, wo Gefangene ihr Leben im vollständigsten Geheimniß verbrachten und gar bei Transporten und dgl. ebenfalls durch eine Maske unkenntlich gemacht wurden. Damit schwindet ein guter Theil jenes geheimnißvollen Reizes. Man brauchte also weder ganz absonderliche Thaten verübt zu haben, noch eine ganz ausnahmsweise Persönlichkeit zu sein, um eine solche sorgfältige Behandlung zu erfahren.

Zur Erforschung der wirklichen Persönlichkeit des in Lage stehenden Mannes mit der Maske hat nun Jung den einzigen zuverlässigen Weg eingeschlagen. Jener gehörte zu den Gefangenen des Herrn v. Cinq-Mars, der nach einander Gouverneur von Pingerol, Exiles, der Insel Saint-Marguerite und der Bastille — sämmtlich damalige Staatsgefängnisse — war. Indem Jung nun die Geschichte eines jeden dieser Gefangenen genau untersuchte, mußte er auch auf den Maskirten treffen und schließlich dazu kommen, ihn von den andern abzusondern. Nun ging er noch weiter zurück und suchte zu bestimmen, wann dieser unbekannte Gefangene nach Pignerol gekommen und welches seine Vorgeschichte, was die Veranlassung seiner strengen Einkerkerung gewesen sei. Freilich war es eine schwierige und mühsame Aufgabe, welche der Verfasser sich damit stellte. Aber durch tausende von handschriftlichen Documenten hindurch, zum größten Theile aus der Correspondenz zwischen Louvois, welcher diese Angelegenheiten leitete, seinen Vertrauten und dem Kerkermeister selbst, hat er sie bis zur größten Wahrscheinlichkeit, fast völligen Gewißheit, gelöst.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Berlin, 6. März. Eine peinliche Scene ereignete sich jüngst auf dem hiesigen Stadtgerichte. Es handelte sich um eine Eheschließung; in der letzten Minute der Entscheidung gefiel es dem Bräutigam aber, statt des einwilligenden „Ja!" ein widerspänstiges „Nein!" auszusprechen. Die Ursache war die, daß ein unbemittelter Vater dreier erwachsenen Töchter sich einen Schwiegersohn unter der leichtsinnigsten Vorgabe einer auch nicht im geringsten existirenden Mitgift erkoren hatte. Er hoffte, die Schönheit und Liebenswürdigkeit seines Kindes würden die materiellen Regungen des Bräutigams unterdrücken; aber als dieser sich dem mitgiftslosen Contract gegenüber befand, behielt der Materialismus über die Liebe die Oberhand und ein lautes „Nein!" machte aller Verhandlung ein Ende.

Der Maikäferkrieg in Württemberg. Laut Commissionsbericht wurden im vorigen Jahre in Württemberg 230,902,000 Stück Maikäfer getödtet. Da auf jeden Maikäfer eine Nachkommenschaft von circa 20 Engerlingen kommt und jeder Engerling während seiner dreijährigen Entwickelungszeit zwei Pfund Pflanzensubstanz verbraucht, so wäre der Consum der Nachkömmlinge der getödteten Maikäfer in den nächsten drei Jahren — ganz abgesehen davon, daß sie viel mehr verderben als fressen — rund 46 Mill. Centner Pflanzensubstanz, was nach den Heupreisen berechnet eine noch viel höhere Schadensumme macht als die ist, welche Prof. Jäger im vorigen Jahre aus den statistischen Tabellen über die Ernteerträge der letzten 18 Jahre berechnet hat (14 Mill. Gulden pro 1 Engerlingjahr). Diesem Consum gegenüber sind die Sammlungskosten im Betrag von 15,604 Gulden gleich Null.

Der Gesundheitsrath des Kreises **Mülhausen** theilt der „N. M. Z." Maßregeln mit, um **Unglücksfälle zu verhüten beim Brennen von Petroleum** oder ähnlichen leichterplodirenden Stoffen, die zu Beleuchtungszwecken dienen. Es empfiehlt sich vor Allem, das Oel **nur** bei Tage in die Lampen einzufüllen, niemals aber zur Nachtzeit in der **Nähe** eines brennenden Lichtes oder geheizten Ofens, überdies aber stets mehr Oel in das Reservoir einzugießen, als zu einmaligem Gebrauche nöthig ist, damit die Lampe sich nicht völlig entleere, so lange der Docht noch angezündet ist. Ist man genöthigt, in die Lampe nachzufüllen, so bewerkstellige man dies **nur nach Auslöschung des Lichtes** und völliger Erkaltung der Lampe. Die Entzündung des Dochtes bei Flachbrennern geschieht am zweckmäßigsten in der Weise, daß man denselben ein wenig über die Metallhülse schraubt, sodann entzündet, circa einen Centimeter weit zurückzieht, den Glascylinder aufsetzt, und dann allmälig im Verlaufe mehrerer Minuten die Flamme bis zu ihrer vollen Lichtstärke bringt. Es ist hierbei wesentlich, daß der Docht während des Brennens innerhalb der Metallhülse gehalten werde, so daß nur die Flamme sichtbar ist. Zum Auslöschen der Lampe empfiehlt sich nicht, den Docht zurückzuschrauben, sondern vielmehr die Flamme von oben durch den Glascylinder auszublasen. Zerbricht der Glascylinder, so ist die Flamme sofort auszulöschen, um eine zu starke Erhitzung der an der Lampe befindlichen Metalltheile zu verhindern, da gerade eine solche intensive Erhitzung geeignet ist, in dem Oelvorrathe des Reservoirs Dämpfe zu erzeugen, welche leicht Feuer fangen, und hierdurch eine Explosion, Zertrümmerung der Lampe sowie Verbreitung der entzündeten flüssigen Masse herbeiführen können.

Petroleum-Essenz, auch **Gazoleine** oder in anderer Weise benannt, darf nur in speciell hiezu eingerichteten Lampen gebrannt werden, deren Reservoir nicht mit dem flüssigen Oele selbst angefüllt ist, sondern nur einen hiemit mäßig getränkten Schwamm enthält. Bei Bereitstellung der Lampe darf nicht mehr Oel in dem Reservoir zurückbleiben, als der Schwamm allein enthält; alles übrige Oel ist daraus zu entleeren. Die Entzündung sowie das Auslöschen der Flamme bewerkstelligt sich wie bei den andern Gattungen von Lampen. Es ist weniger die fest geschlossene Lampe, als die Behandlung der äußerst flüchtigen Essenz selbst, welche ernste Gefahren darbietet. Die Dünste, welche dieselbe in der Luft entwickelt, können, wenn man das Reservoir der Lampe oder insbesondere den für Aufbewahrung des Oeles bestimmten Behälter öffnet, noch in ziemlich bedeutender Entfernung von einem brennenden Lichte oder einem geheizten Ofen sich entzünden und so zu einer Explosion oder einem Brande Anlaß geben. Es ist daher äußerst rathsam, ähnliche mit einem Schwamme versehene Lampen nur bei Tag herzurichten und den Oelbehälter vorzugsweise im Keller, und den Kindern unzugänglich, aufzubewahren. Ist durch irgend einen Unfall die flüssige Masse in Brand gerathen und droht sich weiter zu verbreiten, so ersticke man dieselbe schleunigst durch aufgestreuten Sand, Erde, kalte Asche, Mehl, Mist und dergleichen. — **Das Wasser leistet in solchem Falle keine Dienste.** Hat das Feuer die Kleider am Körper ergriffen, so werfe man sich in ein Bett, oder umhülle sich mit einem Tuch oder einer wollenen Decke &c., um die Flamme zu ersticken. Hat das Feuer Brandwunden verursacht, so bedecke man bis zur Ankunft des Arztes die beschädigten Körpertheile mit Watte, Gelée von Confitüren, geschabten rohen Kartoffeln oder mit Compressen, welche mit irgend einem vegetabilischen Oele oder einer Mischung von Oel und Kalkwasser, oder Phenolwasser (im Verhältnisse zu 1 Gramm Phenylsäure auf 1000 Gramm = 1 Liter Wasser) oder endlich mit frischem mehrmals zu erneuerndem Wasser getränkt sind.

Wien, 1. März. Ueber das Album, das die Stadt Wien der Erzherzogin Gisela zur bevorstehenden Vermählung mit dem Prinzen Luitpold übergeben wird, meldet die Presse: „Die sehr zierliche Zeichnung des Titelblattes stellt die Symbole der Liebe und Treue dar. Außerdem ist in derselben die Vindobona passend angebracht. Die Widmungsinschrift lautet also: „Der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Gisela zur Vermählung mit Sr. königl. Hoheit dem Herzog Leopold von Bayern am 24. April im Namen der Bevölkerung der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt der Gemeinderath." Der Entwurf wurde angenommen.

Aus **Xanten** theilt der dortige Thierarzt der „Rhein-u. R.-Z." über die Untersuchung einer bei gutem Futter immer magerer gewordenen Kuh folgendes Curiosum mit: Die ganze Maulhöhle des Thieres war angefüllt mit zerkauten Futterstoffen. Nach Entfernung derselben blieb auf dem sogenannten Grundstücke der Zunge eine feste handgroße grüne Masse zurück, welche erst nach verschiedenen Manipulationen stückweise sich ablösen ließ. Es bestand diese Masse aus circa 140 Gerstenkörnern, welche sich mit ihren scharfen Grannen in der Schleimhaut festgesetzt, wohl allmälich angesammelt, dann 1½ Zoll lange Wurzeln in die Zunge geschlagen hatten und nach oben grünten. Das arme Thier erholte sich, sichtlich erleichtert, sehr bald."

---

* Logogryphisches Palindrom.

Aus alter Zeit ein Gottesmann!
Setz' ihm an's End' ein andres Zeichen
Und lies den Namen rückwärts, dann
Wird jene Zeit der neu'sten weichen.
Denn vor Dir ragt die schöne Stadt,
Wo jüngst durch blut'ge Gräuelthat
Sich Frankreichs Geist verherrlicht hat. —r

Auflösung des Logogryphs in Nr. 28:
Jonas. Jason.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 31. Speyer, Donnerstag, den 13. März 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Ich wette, der Schwarz meint des Thorwärters Kind von Herlisheim," sprach Wenzel ziemlich laut und mit höhnischem Nachdruck, da ihn sowohl die Kunst seines Nebenbuhlers im Becherschwung, als der gespendete Beifall unangenehm berührt, besonders aber die kecke Abweichung von der hergebrachten Formel und die nicht minder kecke, anspielende Behauptung geärgert hatte, daß der Sieg in seinem Willen gelegen gewesen wäre. „Unsers geehrten Bruders Lieb," fügte Störlins Obergeselle ziemlich boshaft hinzu, „verdient solche Auszeichnung vor Andern, nicht genannt zu werden!"

„Schämt Ihr Euch aber sie zu nennen, Hermann Schwarz," fuhr die stolze Gertraud fort, „so mag Euch allerdings ihr Name erlassen sein."

„Wie dürft' ich mich ihrer schämen, wertheste Jungfrau Gertraud Störlin!" sprach jetzt Hermann Schwarz fast wohlgemuth. „Wie dürft' ich mich ihrer schämen, da sie das holdseligste Mägdelein auf Erden ist! So darf ich auch von Eurer freundlichen Erlaubniß keinen Gebrauch machen, und Ihr werdet mir gestatten, diesen zweiten Becher nochmals im Reife zu schwingen." Damit hatte er auch schon begonnen, indem er nach einigen Schwingungen plötzlich den Becher vom Reife gleiten und in die Höhe steigen ließ und als er wieder durch den hölzernen Ring zurück sank, diesen wegschleuderte, um den Becher mit bewundernswerther Gewandtheit aufzufangen, so daß ihm allerdings etwas vom Inhalt auf die Hand rann und perlte, während die Zuschauer in höchster Ueberraschung in einen neuen Beifallsturm ausbrachen. Nur wenige Tropfen von dem edeln Getränke waren verschüttet, als er jetzt den Becher emporhob und unter dem tiefsten Schweigen einer erwartungsvollen Menge in einer Variante des damals sogenannten „Weinschwelgs" also anhob:

„Wein, Wein von dem Rhein,
Lauter, klar und fein,
Deine Farbe gibt gar lichten Schein,
Gibst Medicin für Trauren!
Nun trink' ich Dir, gut Kätherlein!
Du sollst dereinst mein Weiblein sein,
Dann schenkst Du ein
Stets edeln Wein
Und niemals einen sauren.
Und wenn die Welt nicht willigt ein
Und Vater, Mutter und Schwester mein,
Sei nur getrost, mein Mägdelein!
Ich sag' Dir fein:
Die Lieb' ist Dein!
Dein
Allein!
Und ewig soll sie dauern!"

Kaum hatte er ausgesprochen, als er den Becher bis zum Grunde leerte und ihn dann rückwärts wieder in den Grund warf, worauf er sich, unbekümmert um den Eindruck seiner Worte, unter die Umstehenden mischte, um sich bei Gelegenheit unbemerkt entfernen zu können. Die schöne Gertraud war unterdeß wieder zu den übrigen Jungfrauen auf den Ehrensitzen zurückgekehrt und wiederholte laut und mit lachendem Munde: „Thurmkätherlein! Thurmkätherlein! Denkt Euch, meine Lieben, das Thurmkätherlein von Herlisheim ist die Dame dieses Ritters! Lacht doch mit mir! Sein Geheimniß ist enthüllt!"

Verschiedene der städtischen Jungfrauen lachten denn auch mit ihr, Andere rümpften ernsthaft die Nasen, und durch die Menge ging unterdeß die Frage, wer wohl das Kätherlein sein möge. Der lange Kunz hatte sich unsichtbar gemacht, die Schlettstadter Gesellen murrten laut über Hermann Schwarz, und unter den Zunftverwandten regte sich in bösen Reden der Bürgerstolz und Handwerkerhochmuth, der gegenüber den Leibeigenen auf dem Lande oder „armen Leuten" nicht weniger auf die sogenannte Standesehre hielt, als der Adel. Mit verfinstertem Antlitze saß Conrad Lang von Schlettstadt drüben neben dem Pfalzgrafen Friedrich. Dieser sprach eben mit einem der Herren vom Rathe, als sich ihm eine Deputation der Jungfrauen von Colmar näherte, um dem jungen Fürsten den Preis für den Zweckschuß zu überreichen, den er heute im Schießstand zu machen das Glück gehabt hatte. Es war ein kunstvoll in Silber gearbeiteter Becher mit halb erhabenen Figuren, den sich der Pfalzgraf auch sogleich füllen ließ, um auf das Wohl der schönen Jungfrauen von Colmar und aller städtischen Mägdelein zu trinken. Halb im Scherz, halb im Ernst betheuerte er wieder, sein Weiblein sich einmal nur aus den Städten holen zu wollen, worüber den beglückten Jungfrauen das Herz im Busen hüpfte und das Blut in purpurnen Wollen nach dem Antlitze strömte. Dann aber nahm die Wortführerin — jene edle Jungfrau von den Ge-

schlechtern der Stadt, welche die schöne Fahne im feierlichen Zuge getragen hatte — die Rede wieder auf und mahnte an das alte Wort: eines Fürsten Antlitz solle Gnade geben. So möge auch Pfalzgraf Friedrich nach dem Wunsche des Raths, daß kein trübes Gedenken die Erinnerung an das Fest störe, dem Junker Walther von Dahn unter denselben Bedingungen, wie dessen übrigen Genossen, die Freiheit wiedergeben. Ernst geworden bemerkte der junge Fürst, daß diese Bitte nur darum gewährt werde, weil sie aus so beredtem und schönem Munde gekommen; er müsse jedoch mit dem Gefangenen selbst sprechen und wolle es sogleich thun. Dann forderte er zwei Rathsherren von Colmar und den Stadtschreiber von Ammersweiher, sowie Wilhelm Herter von Straßburg und Conrad Lang von Schlettstadt auf, Zeugen der Verhandlung zu sein, und fragte auch nach Hermann Schwarz. „Eurer Schwester Sohn," wandte er sich im Weiterschreiten an den Schlettstadter Hauptmann, „scheint Preis und Ehre anderswo suchen zu wollen, als wo sie ihm dargeboten werden. Stören wir ihn nicht weiter und lassen wir ihn seine Wege gehen."

Eine dunkle Röthe stieg in das Antlitz des ernsten, schweigsamen Mannes. Ohne Antwort schritt Conrad Lang mit Wilhelm Herter neben dem Pfalzgrafen her nach dem Eingange des Pavillons, wo Walther von Dahn gefangen gehalten wurde, während draußen beim beginnenden Abendroth mit Trommeln- und Pfeifenklang der Reigen begann, in welchem jetzt Wenzel als ein Glücklicher an der Seite der blonden Gertraud stand. Als Pfalzgraf Friedrich mit seinen Begleitern in den Raum eintrat, wo Walther von Dahn durch die Stadtknechte bewacht wurde, erhob sich der trotzige Junker mit einer Miene, als sei er auf einen Kampf mit Worten gefaßt, nachdem ihm keine andere Waffe mehr geblieben. Der Pfalzgraf schien jedoch nicht geneigt, sich auf solchen Kampf mit dem gefangenen Manne einzulassen, sondern eröffnete ihm in nüchterner Weise, warum er komme. Wolle Walther dem verwundeten Stadtknechte ein Schmerzensgeld und eine entschädigende Summe zahlen, die noch zu bestimmen sei, so könne er gegen Eid, sich zu stellen und Urfede zu halten, seine Freiheit erlangen, da es der Wunsch des Rathes der Stadt sei, auch auf den Anstifter und Rädelsführer des Anschlags, wenn auch unverdienter Weise, seine Gnade am heutigen Tage ergehen zu lassen.

Walther von Dahn hatte sich der vollen Schärfe und Strenge des Gesetzes versehen. Dennoch nahm er die Ankündigung seiner Freiheit und die Bedingungen mit der Miene eines Mannes an, dem man nur sein Recht widerfahren läßt und Gnade nicht bieten dürfte. Als er den verlangten Eid geleistet hatte und sich nach der Zurückgabe seines Schwertes sofort entfernen wollte, legte ihm jedoch Pfalzgraf Friedrich die Hand auf den Arm und sagte dann ruhig und gefaßt: „Walther, noch etwas! Du hast die Freiheit und Dein Schwert zurück. Was leistet uns aber Gewähr, daß Du sie besser anwendest, als seither?"

„Als freier Herr und mit diesem guten Schwert trat ich den Gecken in den Weg, da —"

„Nur, weil Du beutegierig mit Deinen Freunden nicht warten konntest, bis wir sie in offener Feldschlacht faßten," fiel ihm der Pfalzgraf in's Wort. „Immerhin wär' es zu loben, daß Du einmal auf der rechten Seite ständest. Rühme Dich dessen, soviel Du willst, aber es rechtfertigt Deine späteren frevelhaften Streiche nicht. Warst Du nicht dieses Frühjahr mit diesen Schelmenbrüdern von Lützelstein bei dem räuberischen Ueberfall von Bitsch, um nur Einer Sache zu gedenken? Und wer ist heute der Freund und Helfershelfer desselben Schelms, genannt Herr Schan von Vinstingen, der damals die Gecken vom Westrich her über die Windenberger Steige in's untere Land führte? Wer, Walther von Dahn?" fragte nochmals mit Nachdruck der junge Fürst, indem sein Adlerauge den trotzigen Edelmann durchdringend ansah, während dieser einige Unruhe zu verrathen begann, aber trotzdem ein verstocktes Schweigen beobachtete. „Und wer hat in den verwichenen Nächten," fuhr Pfalzgraf Friedrich fort, „wer hat diesem Schan von Vinstingen das Vieh von der Wanzenau wegtreiben helfen, das dem Hochstift und der Stadt Straßburg gehört? Walther, kennst Du den ehrvergessenen Mann, der dabei mithalf?"

Indeß der von Dahn roth und wieder blaß wurde, fragte Wilhelm Herter erstaunt, ob wirklich seiner Vaterstadt dieser Schaden zugefügt worden sei, während deren Söhne ahnungslos hier der Festfreude und dem Schießen obgelegen.

„Dieser Mann hier kann es Euch bestätigen, Wilhelm Herter," erwiderte der Pfalzgraf, indem er nach Walther von Dahn deutete. „Nicht wahr, Walther, das Vieh ist gestohlen worden? Nun, sag' an, Walther, wer war Helfer dabei? Du schweigst? die Antwort mag Dir allerdings schwer werden. Aber laß Dir jetzt einen guten Rath geben! Du reitest alsbald von hinnen und erklärst schon morgen zu Straßburg vor dem Rath oder auch vor einem der Vögte der Stadt auf dem Lande, daß den Bürgern all' ihr Vieh zurück gestellt werden wird, unentgeltlich! Willst Du das thun, Walther? So schwör' es auf Dein Schwert — und ich will es Dir nicht wieder abfordern, sondern Dich frei ziehen lassen."

So trotzigen Sinnes der Edelmann auch war, wußte er doch genug von dem ernsten Willen des Pfalzgrafen und befand sich noch zu sehr in dessen Gewalt, als daß er sich nicht hätte dreinfügen wollen, den geforderten Schwur zu leisten. Als ihn dann der Pfalzgraf hinaus geleitete und des Junkers Pferd vorzuführen befahl, entließ er ihn mit den Worten aus seiner Haft: „Hüt' Dich fein, zu vergessen, was Du gelobt hast. Es könnte Dir sonst übel gerathen! Denk' daran, Deinem Namen künftig besseren Klang im Lande zu geben, als seither. Schade um Dich, wenn Du nicht wolltest."

Während nun der Pfalzgraf sich mit den Zeugen der stattgefundenen Verhandlungen zurück zu seinem übrigen Gefolge wandte, um auch dorten den edeln „Geißeln" ihre vollständige Freiheit anzukündigen und dann leutselig zu plaudern mit den Männern, Frauen und besonders mit den Jungfrauen, welche da im

Reigen standen, bestieg Walther von Dahn mit dem glücklichen Gefühl wieder erlangter Freiheit seinen wiehernden Rappen. Unangenehm war ihm dabei nur der Anblick Junker Würmleins und jenes Pritschenmeisters, der ihm beim Ueberspringen der Schranke den Klaps gegeben und nun — zufällig hierstehend — eine Geberde machte, als habe sich beim Schwung auf's Roß wieder die schönste Gelegenheit zu solchem geboten. Diese Erinnerung und die Figur Würmleins, des Anlasses zu dem unbesonnenen Anschlag gegen den Frieden des Festes, vergällte dem stolzen Junker den glücklichen Augenblick. Als er nun davon reiten wollte, trat ihm Würmlein, vorwitzig wie immer, in den Weg und fragte ihn, wie es ihm unterdessen gegangen und warum er so grimmig nach dem Pritschenmeister blicke, der ihm doch nur den kleinen Klaps versetzt, während es unterdeß ganz andere Hiebe abgesetzt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahrheit über die Eiserne Maske.

(Schluß.)

Das despotische Auftreten des Königthums unter der Regierung Richelieu's, Mazarin's und Ludwig's XIV. selbst, sowie die feindliche Haltung desselben gegenüber den Hugenotten hatten vielfach, zumal unter dem hohen und niedern Adel Frankreichs, größte Unzufriedenheit hervorgerufen, die sich in mehrfachen Aufständen kundgab, zuletzt noch in den Unruhen der Fronde. Nachdem die Mißvergnügten alle offenen Empörungsversuche hatten scheitern sehen, griffen sie zum Gifte. Eine weite Verschwörung bildete sich seit dem Ende der sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts, die nichts Minderes als den Tod aller Personen, welche das Regierungssystem repräsentirten, den König mit inbegriffen, beabsichtigte. Das gewaltthätige Auftreten Ludwig's XIV. gegen seine Nachbarn führte diesen innern Feinden auch vom Auslande Unterstützung und Helfer zu. Es versteht sich, daß zu diesen politischen Verbrechern sich binnen Kurzem auch Leute mit persönlichen Absichten in engere oder entferntere Verbindung setzten. Bald fiel es auf, wie schnell nach einander durch politische Stellung, durch Gunst bei dem Könige oder durch Reichthum hervorragende Personen in größerer Zahl eines plötzlichen Todes starben. Die Prozesse gegen die Marquise v. Brinvilliers und ihre Mitschuldigen, gegen den Chevalier v. Rohan und seine normanischen Mitverschworenen, gegen die Voisin u. s. w. lüfteten von Zeit zu Zeit ein Ende des Schleiers, welcher diese furchtbare Verbindung bedeckte, die uns die traurige Kehrseite der politischen und socialen Zustände der glänzenden Zeit Ludwig's XIV. zeigt. Personen vom höchsten Range: die Gräfin v. Soissons (die bekannte Olympia Mancini, Nichte Mazarin's und Mutter des Prinzen Eugen v. Savoyen), die Herzogin v. Bouillon, die Marquise v. Montespan, der berühmte Marschall v. Luxemburg, der Marquis v. Feuquieres hatten erwiesenermaßen mit den Giftmischern in Verbindung gestanden. Indeß während man die untergeordnetern Schuldigen durch die eigens zu ihrer Aburtheilung eingesetzten „brennenden Kammern" (chambres ardentes) bestrafte, lies man die hochstehenden nur mit Ungnade oder zeitweiser Verbannung davonkommen.

Auch gegen den König selbst waren, wie erwähnt, diese Verschwörungen öfters gerichtet. Im Jahre 1669 z. B. war ein Protestant aus Nimes, Roux de Marsilly, wegen dieses Verbrechens lebendig gerädert worden. Viele andere Verschwörer wurden, wenn auch vergeblich, verfolgt. Gegen Ende des Jahres 1672 bildete sich in den spanischen Niederlanden eine neue Conspiration gegen das Leben Ludwigs XIV., welche von spanischen und holländischen Agenten befördert und ermuthigt wurde. An ihrer Spitze stand ein lothringischer Reiteroberst, der Ritter v. Harmoises oder Kiffenbach, aus der Familie Marcheuille, noch jung, wohl unterrichtet, elegant, ausschweifend; zehn Genossen, holländische, lothringische und irländische Abenteurer, hatte er sich beigesellt. Er war schon öfters in Paris gewesen; Ende März 1673 wollte er mit seinen Mitverschworenen nach der französischen Hauptstadt sich begeben, um dort sein Vorhaben auszuführen. Indeß schon seit October des vorigen Jahres war dem französischen Staatssecretär Louvois durch den Präsidenten der Stände von Seeland das Complot verrathen worden. Er hatte nun Harmoises so gut beobachten lassen, daß er alle dessen Bewegungen kannte und ihn in der Nacht vom 28. auf den 29. März 1673, wie er bei Peronne mit seinen Gefährten über eine Fuhrt der Somme setzen wollte, gefangen nahm. Die Behauptung, ein Nymweger Bürger Ludwig v. Oldendorf zu sein, half ihm nichts; man kannte ihn besser. Er ward im größten Geheimniß nach der Bastille gebracht; seitdem wird sein Name nicht mehr genannt, er wird nur als der „bekannte Mann", der „Gefangene von Peronne", der „alte Gefangene", der „Gefangene des untern Thurms" bezeichnet. Nur durch mühselige Forschung und Vergleichung konnte Jung seinen Spuren bis zu seinem Tode folgen. Louvois, welchem es auch gelungen war, sich der Papiere des Gefangenen zu bemächtigen, ließ ihn im März des folgenden Jahres (1674) nach Pignerol an der piemontesischen Grenze transportiren, unter der Obhut des Commandanten der dortigen Citadelle, Cinq-Mars. Er sollte mit Niemanden sprechen, womöglich in geschlossener Sänfte geführt und von Niemanden gesehen werden.

Hier muß ein Doppeltes auffallend erscheinen: warum ließ man einen solchen Verbrecher nicht hinrichten und weßhalb dieses Geheimniß? Die Antwort auf beide Einwürfe ist eine und dieselbe. Harmoises hatte mit vornehmen Leuten, dem Grafen von Beauvois und sogar dem Prinzen v. Condé, in Verbindung gestanden, wenn dieselben auch wohl den Umfang seines verbrecherischen Vorhabens nicht kannten. Diese Partei war aber gerade zu jener Zeit im Begriffe, Louvois und seinen Vater, den Kanzler Michel Le Tellier, zu stürzen. Indem Louvois den Harmoises am Leben erhielt, zwang er — was ihm

wirklich gelang — Condé und dessen Anhänger, ihre Angriffe einzustellen; und zugleich mußte jener verhindert werden, sein gefährliches Geheimniß auszuplaudern, so lange der Minister mit dem Prinzen in Freundschaft blieb!

Der Unglückliche lebte nun bei schmaler Kost und harter Behandlung, von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert, noch einunddreißig Jahre. Ein dreifaches Gitter trennte ihn von dem einzigen schmalen Fenster. Sein Kerkermeister Cinq-Mars oder dessen Lieutenant brachte ihm selbst das Essen und wechselte ihm die Wäsche. Wenn er, was sehr selten geschah, zur Messe ging, hatte er stets eine Maske vor dem Gesichte und einige Soldaten mit geladenem Gewehre neben sich, die Befehl hatten, ihn bei dem ersten Worte, das er äußern würde, niederzuschießen. Er folgte seinem Kerkermeister Cinq-Mars durch verschiedene Gefängnisse und endlich 1698 in die Bastille, wo er am 19. November 1703 starb; DuJunca, der „Königslieutenant" in der Bastille, welcher dort die Register zu führen hatte, erfuhr seinen Familiennamen, Marcheuille, und trug ihn in etwas veränderter Form (Marchiel) in die Liste ein.

Das ist die Wahrheit über den „Mann mit der Eisernen Maske", durchaus nicht romantisch und wunderbar, sondern eine Geschichte, wie sie in jener Zeit der Gewaltthätigkeit, Willkür und Treulosigkeit nur allzu gewöhnlich war. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Miscellen.

Köln, 7. März. Dieser Tage ereignete sich im hiesigen Bürgerhospital ein sehr interessanter Fall von Scheintod. Ein daselbst als Invalide lebender hiesiger Bürger, welcher das hohe Alter von 94 Jahren erreicht hat und noch an den Karnevalstagen ausgegangen war, um sich das in den Straßen waltende Treiben anzuschauen, wurde leblos gefunden und alsbald, da man ihn hingeschieden glaubte, mit über der Brust gekreuzten Händen in das am Hospitale befindliche Leichenhaus getragen. Als man eine Stunde später die sterblichen Ueberreste eines andern Hospitalbewohners dorthin brachte, sahen die Träger zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß der für todt gehaltene Greis die Hände aus einander genommen hatte und sich verwundert umschaute. Reden konnte er noch nicht. Schleunigst wurde der ins Leben Zurückgekehrte nun in heiße Tücher gewickelt und durch sorgsame Pflege bald wieder zum vollständigen Gebrauch seiner Sinne gebracht. Die Verwandten des Mannes, welche bereits von seinem Tode benachrichtigt worden waren, erstaunten nicht wenig, als sie, um wegen eines Sarges Fürsorge zu treffen, nach dem Hospitale kamen, dort den Beweinten den Umständen nach wohl und munter fanden. Der Wiedererwachte soll indeß die feste Meinung geäußert haben, daß er nur noch wenige Tage leben werde, und bedeutete, daß man den Sarg nur anfertigen lassen möge. (Köln. Z.)

London, 4. März. Wenn man die Vorsicht bedenkt, mit welcher die englische Bank bei dem großartigen Umfange ihrer Geschäftsoperationen zu Werke gehen muß und auch wirklich zu Werke geht, so sollte man an die Möglichkeit eines Betruges, wie er am Samstag diesem Institute gespielt worden ist, gar nicht glauben. Doch bestätigt sich die bereits gemachte Mittheilung vollkommen, daß die Bank von England um die Summe von 70- bis 80,000 L. betrogen worden ist. Wie sich Jeder leicht denken kann, hat man es hier auch nicht mit einem gewöhnlichen Betruge zu thun. Es war ein sorgfältig von durchaus geschäftskundigen und mit den Transactionen in der City wohl bekannten Gaunern, die obendrein ein großes Capital zu ihrer Verfügung haben mußten, angelegter und von geschickten, geduldigen und zuversichtlichen Leuten ausgeführter Raubplan. Die Bank von England gibt, wie sich dies von selbst versteht, nicht leicht Jemanden Discont. Ein Mann, der in solche Geschäftsverbindung mit der Bank treten will, muß zuerst von einem der Directoren eingeführt werden und sich des Rufes der Ehrenhaftigkeit wie Zahlungsfähigkeit erfreuen. Es läßt sich nicht annehmen, daß eine Fälscherbande genügende Garantieen bieten kann, um die Bank zu Vorschüssen zu bewegen. Das wußten unsere Betrüger ganz gut, und sie legten ihre Minen in anderer Richtung an. Die Bank hat eine Zweiganstalt im Westend, welche nur kleine Geschäfte zur Bequemlichkeit der Bewohner daselbst abwickelt, und da sie selten mit bedeutenderen Discont-Operationen zu thun hat, auch in diesen weniger vorsichtig ist. Das war die Bresche, durch welche die Betrüger sich die begehrten Goldsäcke holen wollten. Sie fingen damit an, ein Depositum in dieser Zweiganstalt zu machen, wozu es nur nöthig ist, von einem Kunden der Bank einfach vorgestellt zu werden, und zum Zeichen der Zahlungsfähigkeit hielten sie mit dem ihnen zu Gebote stehenden Capital eine gute Bankbilanz. Das Haupt der Schwindlerbande verstand es sehr gut, Vertrauen zu erwecken, zog ab und zu von dem Deposit, erneuerte es wieder, kurz, benahm sich, wie ein Kunde, dem reiche Hilfsquellen zu Gebote stehen. Nach einiger Zeit deponirte er einige Wechsel, natürlich gute. Noch immer ging er sehr vorsichtig zu Werke, deponirte andere, ebenfalls echte Wechsel und gewann sich den Ruf eines regelrechten, zuverlässigen Kaufmanns. Jetzt war die Zeit herangekommen, die falschen Wechsel zu discontiren. Es geschah, und mit Erfolg. Um noch im letzten Augenblicke jeden Verdacht zu vermeiden, legten sie einen Theil der Geldsumme in amerikanischen Staatspapieren an. Es hieß ja, sie seien Amerikaner, und Keiner durfte sich wundern, daß sie ihr Geld in vaterländischen Papieren anlegten. Wenn das, was bisher erzählt ist, von der Schlauheit der sauberen Gesellschaft Zeugniß ablegt, so bekunden die Wechsel selbst eine ans Wunderbare gränzende Geschicklichkeit. Die bedeutenden Firmen — und nur die bedeutendsten Häuser in der City sind in dieser Weise mißbraucht worden —, auf welche die Wechsel gezogen wurden, haben ihr besonderes Papier, ihre besonderen Wasser- und Druckzeichen, die alle, eben so wie die verschiedenen Unterschriften der Aussteller, Acceptanten und Indossenten nachgeahmt werden mußten. Das geschah alles in so gelungener Weise, daß selbst die Bank getäuscht wurde und das Gold, den Lohn so vieler Energie, Geschicklichkeit und Waghalsigkeit, hergab. Da die Wechsel lange zu laufen hatten, so wäre der Betrug jetzt nicht nur noch nicht entdeckt, sondern weiter fortgesetzt worden, wenn nicht selbst diesen umsichtigen Gaunern par excellence etwas Menschliches passirt wäre und sie das Datum der Acceptanten in zwei Fällen nicht vergessen hätten. Natürlich schickte die Bank in das Comptoir der Firma, aber einfach nur, um nach dem Datum zu fragen. Da stellte sich heraus, daß die Bank das Opfer einer Spitzbubengesellschaft geworden war. Der Mann, Namens Warren, welcher das Haupt der Betrüger sein soll, ist, wie bereits mitgetheilt wurde, flüchtig und auf seine Ergreifung eine Belohnung von 500 L. ausgesetzt; ein gewisser Noyes, der sein Mitschuldiger sein soll, ist verhaftet und wird am 7. d. M. verhört werden. Man befürchtet, daß auch andere Etablissements betrogen worden sind.

Zweisilbige Charade.

Die Erste kämpfet ewig mit der Zweiten,
Und bald muß sie, bald ihre Feindin unterliegen;
Doch kannst Du mir den einen Fall wohl deuten,
Wenn sie sich einen, um die Erste zu besiegen?

Auflösung des Logogryphischen Palindroms in Nr. 30: Noah. Laon.

K. A. M. in Regensburg.
Wir bitten um gefällige Angabe Ihres werthen Namens.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 32. Speyer, Samstag, den 15. März 1873.

Gleichmuth.

Schau' heiter in den düstern Morgen,
Was auch der Tag Dir bringen mag,
Und halte fern Dein Herz von Sorgen,
Ob auch Dein Werk mißlingen mag.

Ergeh' Dich in des Waldes Gründen,
Ob auch kein Vöglein singen mag;
Laß' Liebe nur Dein Herz entzünden,
Ob auch kein Lied erklingen mag.

Und schwelgst Du in des Glückes Träumen,
Daß fern der Geist sich schwingen mag,
So lern' den lauten Jubel zäumen,
Der sich der Brust entringen mag.

Doch sollt' des Unglücks Blitz entflammen,
Der Dir die Brust durchdringen mag,
So halte Sinn und Muth zusammen,
Ob auch das Herz zerspringen mag.

Eduard Bauer.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß wohl," fügte Junker Würmlein hinzu, während ihn Walther von Dahn mit straffem Wuthblick ansah, „der Schelm dort trifft immer den richtigen Fleck, wo man's am längsten spürt. Aber, mag es auch weh thun, edler Herr von Dahn, so verwindet's und seid froh, daß Euch das Häuptlein auf den Schultern noch fest sitzt!"

„Wenn ich einmal Gelegenheit nehme, den Schelm dorten an den Ohren anzunageln," versetzte der ergrimmte Edelmann mit mühsam verhaltener Wuth, „so sehet zu, Junker Würmlein, daß Euch der Rücken nicht juckt und das Häuptlein nicht von den Schultern fällt, wenn Ihr es schüttelt."

Mit dieser Drohung sprengte Walther von Dahn davon, während die Dämmerung schon allmälig hereinbrach und die Menge sich zum Theil nach der Stadt und nach den Schenkbuden wandte oder dem Reigen zuschaute, der beim Pavillon die Jungfrauen vergnügte. Fast unbeachtet lenkte der Edelmann sein Roß durch die aufgelöste Masse des festmüden Volkes in den freien Raum des Rieds hinaus. Die goldene Glorie des Abends hing über dem dunkeln Wasgaugebirg, das die Thürme seiner Burgen in den lichten Schimmer reckte. Von der Stadt her läuteten die Abendglocken und mischten ihren frommen Klang in das Jauchzen der Pfeifen und Fiedeln des Festplatzes. Hier außen auf dem äußersten Ausläufer des weiten Rieds war es still geworden. Nur Gruppen von Fußgängern wanderten da und dort der Stadt oder ländlichen Heimath zu, und einzelne Reiter flogen in der Dämmerung schattengleich über das Blachfeld dahin, wie dorten Walther von Dahn, der nicht angeweht vom Frieden der Stunde mit schlimmen Gedanken und Vorsätzen in die beginnende Nacht hineinjagte.

Dort an der alten Eiche weilte noch eine kleine Gruppe in der Dämmerung des Abends, zwei junge Mägdelein und ein Geselle in der Festtracht der Küfer von Schlettstadt. Während die Blonde etwas beiseite saß und wie verloren in den Abend hineinsummte und trällerte, hatte ihre Gefährtin, das anmuthige braune Kätherlein mit den langen Wimpern und feinen Wangengrübchen, ihre Hände denen des jungen Gesellen gelassen, der ihr freudestrahlend unter die schüchternen und schamhaften Augen sah, während sie seinen Blicken auswichen. „So seh' ich Dich heute endlich wieder, Du mein frommes Mägdelein," sprach er mit der warmen Empfindung des Glücks der Liebe. „So hab' ich Dich wieder gefunden, an die ich Tag und Nacht, allweg und allzeit gedacht, in lauter Lieb' und Treu'. Hast Du denn auch meiner manchmal gedacht, lieb' Kätherlein?"

„Gewiß und wie oft!" erwiderte das Mädchen treuherzig mit ihrer sanften Stimme. „Habt Ihr mich doch selbigen Tags beim letzten Reigen darum gebeten, ich solle Euch nicht vergessen."

„Und Du willst immer meiner gedenken und keines Andern mehr?"

„Wahrlich nicht," war ihre Antwort. „Darum dürft Ihr mich nicht erst bitten, — ich kann Euch ja nimmermehr vergessen, Hermann Schwarz. Aber jetzt geht zu Eurer Gesellenschaft und zu den schönen, reichen Jungfrauen von Colmar zurück, die es Euch verübeln werden, wenn Ihr so lange wegbleibt."

„Nein, nein!" rief Hermann, ihrem schüchternen Drängen widerstrebend. „Ich bleibe bei Dir, mein Lieb. Ach, daß ich nun immer bei Dir bleiben könnte!"

„Das kann nicht sein," erwiderte sie wehmüthig. „Ich muß heim zum Vater, der wohl schon wartet.

Darf ich ja doch nicht mit im Reigen stehen," setzte sie hinzu, während die Geigen und Pfeifen aus der Ferne verkündeten, daß man tief in den heiteren Herbstabend hinein lustig im Freien tanzen wollte. „Ich bin ein armes Mägdelein und brächt' Euch nur Schande, wenn Ihr hier mit mir tanzen wolltet. Ueberdieß habt Ihr ja schon meinetwegen den Preis des Tages verloren —"

„O, nein! Den höchsten Preis hab' ich gewonnen, wenn ich Dich habe!" sprach der Geselle und zog die schüchtern Widerstrebende näher an sich, während in die Musik das Pferdegetrappel erscholl, das sich über das Ried her nahte, ohne daß die Liebenden dessen achteten.

„Und wen hast Du denn im Weinsegen genannt?" flüsterte jetzt nach einer Pause das Mädchen in dem schüchternen Glücke, das noch nicht an sich selbst glauben will.

„Nun, rath einmal, Kätherlein!"

„Ach, wie kann ich rathen! Störlin's Gertraud, Deines Lehrherrn schöne Tochter."

„Nein! Keine von den Colmarer Jungfrauen."

„Nun, wen denn?"

„Dich, mein Kätherlein!" sagte er, sie zärtlich umfangend, indem er sie an sein Herz drückte und ihre Lippen küßte.

„Mich? wirklich mich?" wiederholte sie fast erschrocken und dennoch hochbeglückt, während sie seiner Liebkosungen sich nicht mehr so zu erwehren vermochte. „Ach, ist es denn auch wahr? Wie mögen sie Dich aber darum geschmäht haben, Du lieber Mann!"

Einen Augenblick ruhte sie still und hingegeben an seiner Brust, daß die jungen Herzen glücklich wider einander pochten. Als sich aber der Hufschlag rasch näherte und in der hereinbrechenden Dunkelheit die Gestalten mehrerer Reiter erkennbar wurden, riß sich Kätherlein aus seinen Armen los und flüsterte ihm nur noch zu: „Das möchte meines Vaters Herr und Gebieter sein mit seinen Freunden. Behüte Dich Gott, gedenke meiner in allem Guten, ich will auch Deiner gedenken, immerdar!"

Damit war sie aufgesprungen, gleichzeitig mit ihr das blonde Aennelein; rasch hatten sich die Hände der Mädchen gefunden, und dann eilten sie wie flüchtige Rehe über das Ried hin. Hermann Schwarz stand und schaute noch in den dunkelnden Abend hinein den verschwindenden Mädchengestalten nach, indessen die Reiter herangekommen waren.

„Bei meinem Bart, da haben wir den Schlettstadter Reifenmörder, der mich um den schönen Wettpreis gebracht!" ließ sich die rauhe Stimme des Bastards von Lützelstein vernehmen, der mit seinem Pferde unmittelbar neben Hermann Schwarz hielt. „Meinst Du nicht, lieber Hattstadt, wir sollten es ihm gleich an der Haut abschlagen?"

„Das werdet Ihr bleiben lassen, Junker!" erwiderte mit aufwallendem Zorn der junge Schwarz, indem er nicht von der Stelle wich. „Was gehen mich Eure Wetten an? Und meint Ihr, die Bürgerschaft von Schlettstadt würde es nicht zu ahnden wissen, Herr Heinz Grefe, wenn Ihr mich hier zu beschimpfen wagt?"

„Ei, droht mir der Bauer noch?" fuhr der Bastard auf, den der Verlust der Wette nicht eben in gute Laune gebracht hatte. „Ich werde es nicht thun, meinst Du? Ich werde es doch thun, sag' ich!" fügte der Edelmann hinzu, indem er sich zu Thätlichkeiten anschickte."

„Ihr sollt es wirklich nicht thun, Vater!" fiel jetzt einer der Söhne des Bastards ein. „Es wäre eines Edelmannes unwürdig, sich an einem Unbewehrten, der nichts verschuldet hat, zu vergreifen! Wollt Ihr Euch schadlos halten, so könnt' Ihr's auf andere Weise."

„Dein Junge hat Recht," bemerkte jetzt der von Hattstadt. „Auch ich habe noch mit diesen Schlettstadter Holzverderbern abzurechnen. Und ich denke, wir wollen diesen Weinschläuchen noch gehörig einschwefeln. Dein Vater, Geselle, soll mir jenes strittige Fäßlein noch theuer bezahlen, — sag' es ihm. Und nun komm, Heinz, denk' an den beschworenen Festfrieden!" Laß uns weiter reiten, und diesen Gesellen einstweilen seiner Wege gehen."

„Nun, mag er laufen!" rief der Bastard von Lützelstein, indem er einige Schritte weiter ritt, sich auf dem Pferde nochmals umkehrte, den Arm ausstreckte und mit geballter Faust noch herüber drohte: „Aber Schlettstadt, das Bauernnest, soll mir die Wette doppelt und zehnfach bezahlen!"

Und weiter sprengten die Reiter in die Dunkelheit hinein, welche sich schon über das Ried gelagert hatte. Für Hermann Schwarz war diese letzte Begegnung eine rauhe Unterbrechung gewesen, eine unangenehme Erinnerung an die innerlich noch unausgeglichenen Conflicte dieses letzten Festtages. Der Nachgenuß seines Liebesglückes war ihm jetzt verloren. Trübe Befürchtungen, deren er sich nicht abwehren konnte, eine unabweisliche Bangigkeit für die Zukunft, Ahnungen schwerer, kummervoller Tage machten sich bei ihm geltend, als er jetzt in der Dunkelheit über das weite Ried hinschritt. Wuchtig lastete das Gefühl auf ihm, daß er durch seine heutige Handlungsweise der Pflicht gegen seine Genossen, ja gegen seine Vaterstadt nicht so nachgekommen sein möchte, wie es seine Schuldigkeit gewesen wäre, ja daß er durch die Vernachlässigung derselben vielleicht noch größere Bedrängnisse über seine Heimath, leidvolle Tage über sich selbst und seines Vaters Haus bringen werde. Er hatte die öffentlichen Pflichten dem Bedürfnisse seines Herzens nachgesetzt, — das empfand er wohl. Er hatte gegen Herkommen und Handwerksgewohnheit verstoßen. Aber, hatte denn seine still und treugehegte Liebe nicht auch ein Recht, sich endlich da geltend zu machen, wo Jedem die Gelegenheit gegeben, wo von Jedem sogar gefordert war, sich offen zu seiner geheimsten Herzensneigung zu bekennen? Warum sollte ihm allein dieß verwehrt gewesen sein?

In dieser Weise mit seinen Gedanken beschäftigt, kam er allmählig nach dem von Fackeln beleuchteten Festplatz zurück, während wieder ein starker Reitertrupp an ihm vorüber gekommen war. Ihm hatte es ge-

schienen, als befinde sich Pfalzgraf Friedrich unter der Schaar. Nun wollte er durch den Eingang zu dem mit Schranken umgebenen Tanzplatz gelangen, um sich zu seinen Freunden zu gesellen. Da fühlte er sich am Arme zurückgehalten; sein früherer Lehrherr Meister Störlin versperrte ihm den Weg und sagte in unzweideutiger Weise: „Was thust Du hier innen? Das Thurmkätherlein findest Du nicht da! Kehr' nur um zur Riedeiche und schwing' draußen Deinen Schatz im Reigen. Ich will Dir eine Pauke und Pfeife dazu schicken!“

Ohne ein Wort zu erwidern trat Hermann Schwarz zurück. Seine Miene verrieth keine besondere Erregung, aber sie saß ihm tief im Herzen. Da kam mit düsterem Ernst im Gesichte der Bruder seiner Mutter, Conrad Lang von Schlettstadt, vorüber, um sich hinein zu begeben. Hermann rief ihm zu. Aber der Oheim, der Mann mit dem strengen, eisernen Pflichtgefühl, sah ihn nur mit einem ernsten Blicke an. Auf die rasche Frage, wo denn Schlettstadter Gesellen zu finden seien, sagte Conrad Lang mit eisiger Kälte, sie befänden sich an gutem Ort und hätten eben kein Verlangen darnach, ihre Gesellschaft noch vermehrt zu sehen. Und mit diesen Worten ging der Mann weiter, ohne sich noch einmal nach dem Sohne seiner Schwester umzusehen. Da wich Hermann Schwarz von der Stelle und ging in die Nacht hinein, wohin war ihm gleichgültig. — Eine lange Männergestalt hatte sich ihm schweigend zugesellt und schritt stumm neben ihm her, — ein trauriger Spaziergang für Beide. „Hermann, hast Du mir nichts zu sagen?“ fing endlich der Begleiter an. „Hast Du mich nicht anzuklagen, Kunz?“ war die Antwort. „Ich klage nicht an, ich kümmere mich nur. Was werden Vater und Mutter Alles von ihrem Hermann zu hören kriegen!“ sagte der Altgeselle aufseufzend.

Wieder gingen die beiden eine Strecke weit in tiefem Schweigen neben einander. Dann fing Hermann Schwarz an, als ob ihm die Stille peinlich werde: „Sag' an, Kunz! Sprich von unsern Küferspielen. Nicht, was Dir beim Spiel mißfallen hat, sage mir, sondern was Dir am besten gefiel.“

„Hm!“ machte der lange Kunz. „Es hat da Einer einen schönen Reim vorgebracht. Entsinn' ich mich recht, so hieß er: Gott gebe die zusammen, die sich lieb sind und hold!“

Hermann wendete sich nach dem alten, treuen Gesellen um und legte ohne einen Laut den Arm um dessen Hals, um sein Haupt für einen Augenblick — nur für einen Augenblick — an dessen Brust ruhen zu lassen. Dann riß er sich schnell wieder los, als schäme er sich der Aufwallung. Ruhig hörte er nun die Mittheilung des langen Kunz an, daß Pfalzgraf Friedrich auch bereits mit seinem Gefolge nach Ruffach weiter geritten sei. Kunz war noch zuletzt von ihm bemerkt und nach seines Meisters Sohn gefragt worden.

„Sagt ihm doch,“ hatte dabei der junge Fürst geäußert, „wie gerne ich ihm noch die Hand gereicht hätte. Wenn es dem Sohne Eures Meisters je in den Mauern Schlettstadts zu eng werden sollte, so komme er nach dem fröhlichen Heidelberg. Will er das Schwert gegen den Schlägel eintauschen, desto besser. In jeder Noth des Lebens aber möge er sich erinnern, daß er einen Freund am pfälzischen Hofe habe.“

Hermann Schwarz nahm diese Mittheilung nicht ohne Genugthuung auf, denn auch er schätzte den jungen ritterlichen Pfalzgrafen hoch genug und hatte ja heute eine Probe von dessen heldenmüthigem Charakter mit erlebt.

„Nun,“ meinte er, „so bleibt ja noch Gewinn genug von diesem Tag, — einen alten Freund erkannt, einen neuen mächtigen gewonnen, und — — —“ Er hielt inne. Die Gewißheit, geliebt zu sein, wollte er wohl sagen. „Wollen wir getrost,“ fuhr er dann fort, „morgen mit den Ehrengaben des Festes, deren wir ja doch einige haben, und mit unsern Erinnerungen heimkehren in's Werktagsleben und uns in jeder Lage des Lebens nicht auf mächtige Freunde, sondern auf uns selbst verlassen.“

„Einverstanden,“ sagte der lange Kunz. „Wollen wir sehen, was die Zeit bringt. Und was jenen Reim betrifft“ — „So kenn' ich noch einen andern,“ fiel jetzt Hermann Schwarz mit dem schlichten, frommen Sinn unserer Altvordern ein. „Und der heißt:

Gott mit mir,
Mein junges Herz mit Dir!
Gott mit uns beiden —
In Trübsal und in Freuden.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eine sonderbare Erbschaftsgeschichte wird von einem ungarischen Blatte in folgender Weise erzählt: Kürzlich wurde hier Herr Emerich v. D—r, Rittmeister in Pension in der Nähe von Pest auf dem Lande lebend, durch einen gerichtlichen Erlaß einer Erbschaft von 20,000 fl. verständigt, die er von dem im vorigen Jahre verstorbenen Pfarrer G. gemacht hatte. Herr v. D. traute kaum seinem Auge, denn er hatte den großmüthigen Pfarrer ein einziges Mal in seinem Leben gesehen, und das war vor 10 Jahren, als er als Ulanen-Oberlieutenant in der Nähe von dessen Pfarre in Garnison lag und von dem gastfreien Geistlichen mit mehreren Kameraden zu Tische geladen wurde Kaum hätte er sich an den Namen erinnert, wenn nicht ein origineller Umstand, der sich an den Namen des Pfarrers knüpfte, denselben in seine Erinnerung geprägt hätte. Der hochwürdige Herr pflegte nämlich, wenn er Gäste hatte, denselben zwar alles Gute vorzusetzen, was Küche und Keller zu liefern vermochte, nur hatte er die Marotte, Jedem, der zum ersten Male an seiner Tafel speiste, unter freundlichem Zureden wie in der Zerstreuung Bier und Wein in ein und dasselbe Glas zu schütten. Die Gäste, die schon immer im Voraus von dieser Originalität des Herrn Pfarrers in Kenntniß gesetzt worden waren, belächelten diesen Scherz und ließen besagtes Gebräu um so sicherer stehen, als der Pfarrer uber diese Nachbeachtung hinwegging und ihnen von Bachus' und Gambrinus' Gaben, mit welchen die Tafel reich besetzt war, fleißig servirte. Oberlieutenant D. jedoch, der durch besondere Artigkeit und seine guten Manieren bekannt war, konnte sich nicht entschließen, das freundliche Zureden des alten Mannes mit Ablehnung zu erwidern und zwang, sich verneigend, mit der freundlichsten Miene den widerlichen Trank hinunter. Der Pfarrer maß ihn mit einem langen Blicke, wurde sehr einsilbig und erbat sich beim Scheiden von D. zur Erinnerung seine Karte. Daran erinnerte dieser sich wohl, erfuhr aber zu seinem Erstaunen

durch den Brief eines Freundes, der in der Gegend, in welcher die Pfarre lag, domicilirte, daß eben jener Umstand es gewesen war, der ihm zu der nicht unbedeutenden Erbschaft verholfen hatte. G., selbst ein außerordentlich artiger, zuvorkommender Mann, hatte sich vorgenommen, wenn er jemals einen Menschen fände, der artig genug wäre, auf seine Einladung hin die Feuerprobe der Bier- und Wein-Melange anstandslos zu sich zu nehmen, denselben zum Erben seines Vermögens einzusetzen. Darüber waren viele Jahre vergangen, bis er in D. sein Ideal gefunden hatte, und er ließ von diesem Tage an jedem Getränk sein vereinzeltes Recht angedeihen. Alles das bestätigte das eröffnete Testament.

Wien, 5. März. (Literarische Freibeuter.) Im Bureau der „Wiener Agenten-Gesellschaft", so erzählen hiesige Blätter, Schottenring Nr. 6, erschienen vorgestern Vormittags zwei anständig gekleidete Männer und präsentiren dem Chef, Julius Masseur, den Bürstenabzug eines in französischer Sprache verfaßten Artikels, der von Angriffen auf die Gesellschaft und deren Leiter strotzte und lügenhafte Angaben über die Geschäftsthätigkeit enthielt. Die Herren stellten sich als Eigenthümer und Redacteur des seit einigen Tagen täglich in Wien erscheinenden „Journal Français de l'Exposition Universelle 1873" vor und drohten, den vorgewiesenen Artikel in der nächsten Nummer zu veröffentlichen, wenn sich Herr Masseur nicht bereit erkläre, den Vertretern der „Revolverpresse" die Summe von 10,000 fl. sofort baar zu übergeben und dem Journal alle „Betheiligungen" zukommen zu lassen. Herr Masseur ging auf diese frechen Anträge nicht ein, sondern wies dem Expresserpaar entrüstet die Thür. Diese entfernten sich auch, doch riefen sie bei ihrem Weggehen dem Chef zu: „Morgen holen wir uns Antwort"; Herr Masseur, der mit diesem Einen Besuche schon genug hatte, verfügte sich sofort zur Polizei-Direction und erstattete von dem Vorfall die Anzeige. Auf Veranlassung derselben wurden zwei Detectives in die Localitäten der „Wiener Agenten-Gesellschaft" beordert, um den sauberen Journalisten im Falle ihrer Wiederkunft einen ihrer Handlungsweise entsprechenden Empfang zu bereiten. Wirklich erschienen Beide gestern Mittag und wurden gleich bei ihrem Eintritte von den Detectives verhaftet und in das Sicherheitsbureau abgeführt. Der Redacteur des „Journal Français", der 28jährige, aus Nancy gebürtige Bötzel, zugleich Correspondent des in Bordeaux erscheinenden „Courrier de la Gironde", wurde, nach einem längeren Verhöre in Haft behalten und dann dem Landesgerichte eingeliefert. Sein Mitschuldiger, der 37jährige, aus Bordeaux gebürtige Alexis Lelom, Eigenthümer des genannten Journals und ebenfalls Correspondent des genannten Blattes, wurde auf freiem Fuß belassen, da er Familienvater und seit längerer Zeit hier in der Liechtensteinstraße Nr. 38 ansässig ist, mithin ein Fluchtverdacht nicht vorliegt.

Aus dem Osnabrück'schen, 4. März. Ein Bauer, der in seinem Hause von Mäusen geplagt wurde, nahm die Spule eines Spinnrades, heftete auf die Mitte derselben einen kräftigen Köder, z. B. gebratene Speckschwarte, zog durch die Spule einen glatten Eisendraht und befestigte diesen über ein Gefäß mit Wasser. Der fernere Verlauf war folgender: Sobald eine Maus an den Köder kam und sich auf die Spule setzte, gerieth diese in rotirende Bewegung, wobei die Maus ins Wasser geschleudert wurde und ertrank. Der Erfinder dieser originellen Mausefalle hatte die Genugthuung, schon in der ersten Nacht der Aufstellung 38 Mäuse zu fangen.

(Pfahlbauten.) Vom Starnbergersee wird berichtet: Auf der Roseninsel unweit Possenhofen wurden neue Pfahlbauten entdeckt. Eine große Menge interessanter Gegenstände, wie Hammer und Beile aus Hirschhorn, Feuersteinmesser, Lanzenspitzen, Nadeln und Messer aus Bronce sind bereits aufgefunden und werden in einer Sammlung vereinigt dem Publicum zur Besichtigung geboten werden. Herr Landrichter v. Schwab in Starnberg hat von der bayerischen Regierung eine Subvention erhalten, um weitere Nachforschungen anzustellen.

(Ein eigenthümlicher Schadloshaltungsproceß) wurde dieser Tage vor den Assisen in Durham verhandelt. Ein Droschkenkutscher fuhr mit seiner Droschke durch einen Schwibbogen der Eisenbahnstation in Darlington. Unter dem Bogen hing ein loser zerbrochener Telegraphendraht. Dieser Draht, der in der Dunkelheit unter dem Bogen nicht bemerklich war, ergriff den Kutscher unter dem Kinn, durchschnitt seinen Hals und trennte nahezu den Kopf vom Rumpfe. Die Wittwe des Getödteten wurde gegen die Gesellschaft klagbar und die Jury sprach ihr eine Schadloshaltungssumme von 500 L. zu.

Eine neue Art der Bauernfängerei wurde jüngst in America, in einem Hotel zu Vermont, ausgeführt. Ein fein gekleideter junger Mann, den Niemand kannte, wohnte seit mehreren Tagen im Hotel, als eines Abends eine schöne junge Dame eintraf, der die anwesenden Herren sofort ihre Aufmerksamkeiten zuwandten. Der Fremdling that sich darin besonders hervor, worüber die andern jungen Leute ihn neckten; ein Wort gab das andere, und der junge Mann erklärte rundweg, das Mädchen gefiele ihm so sehr, daß er sie auf der Stelle heirathen würde. Als die Andern ungläubig blieben, proponirte er eine bedeutende Wette. Nach Annahme derselben machte er der Dame einen Heirathsantrag, wurde angenommen, sofort durch einen herbeigeholten Pastor getraut, steckte sein gewonnenes Geld ein und verschwand mit seiner jungen Frau — die ganz einfach schon früher seine Frau gewesen und ihm schon oft zum Gewinnen solcher Wetten geholfen hatte.

(Vorsichtig.) Ein amerikanischer Prediger war betreffs der Zahlungsbereitwilligkeit eines Bräutigams mißtrauisch und faßte daher die Schlußceremonie der Vermählungsrede folgendermaßen: „Und so erkläre ich Euch für Mann und — wollen Sie nicht so freundlich sein, die Kosten von 10 Dollar dem Küster einzuhändigen?" — (Pause, während welcher der Bräutigam mit verdrießlicher Miene seinen financiellen Verpflichtungen nachkommt, worauf der Pastor mit salbungsvollem Tone sagt:) — „und Weib! Amen!"

(Schwere Bedingung.) Ein seit fünf Jahren bestehender Damenverein in Indiana, dessen Motto ist: „Kein Küssen vor der Heirath!" zählt zur Zeit drei Mitglieder.

Charade.

Meine Ersten war ein Krieger,
Sprach zu seiner theuern Maid:
„Kehren werd' ich heim als Sieger,
Ewig währt ja hier kein Leid;
Auch der Liebe Schwur erneue
Gern ich, Mädchen wunderhold!
Als die Letzten soll die Treue
Wahren all' ihr laut'res Gold!"
Weh, es war ein blindes Hoffen!
Vor dem Ganzen wogt die Schlacht,
Bald auch sinkt vom Stahl getroffen
Der Soldat in Todesnacht.
Und in nächtig stiller Stunde
Pocht ein Bote an das Haus,
Und die Maid lauscht seiner Kunde,
Bricht verblaßt in Thränen aus —
Läßt als Nonne auch verschneiden
Tags darauf ihr lockig Haar;
Denn er sprach die ersten Beiden
Und getrennt das letzte Paar!

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 31:

Nachtlicht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

_

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 33. Speyer, Dienstag, den 18. März 1873.

* Versagtes Glück.*)

Aus dem dunkeln Gewölbe glänzt
Sanft ein freundlicher Stern mir zu,
Keuschen, herrlichen Schimmers voll;
Liebe weckt er im Herzen.

Dürft' ich blicken nach seinem Strahl!
Dürft' ich ziehen nach seiner Bahn!
Doch ich senke betrübt das Aug',
Wandle finstere Pfade.

Muthig nimm das Geschick auf dich,
Muthig mög' es geschieden sein!
Keiner quellenden Thräne Glanz
Künde heimliche Sehnsucht!

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

Der Fehdebrief.

Erstes Capitel.

Daheim.

Inmitten des langgestreckten Elsasses vereinigen sich zwei stark bevölkerte Gebirgseinsenkungen, das Leber- und Weilerthal, durch welche wichtige Wasgaupässe nach Lothringen führen. Da wo sich der schöne, breite Thalgrund mit seinen Rebenhängen zwischen der Hohenkönigsburg und den Schloßruinen von Ortenburg und Ramstein gegen die Rheinebene aufthut — unfern des alten Landgrabens, der das obere vom unteren Elaß scheidet — sieht man aus den Wiesen und Waldauen der Illniederung den schönen Münsterthurm von Schlettstadt aufragen. Schon im frühen Mittelalter ein bewehrter Ort, verdankte diese Reichsstadt ihre festen Mauern und Wälle jenem tapferen Vogte des Kaisers Friedrich II., dessen Name, Albin Wölflin, noch lange nach seinem tragischen Ende in ehrenvollem Andenken gehalten wurde.

Zur Zeit unserer Erzählung trieben die Schlettstadter neben Garten- und Ackerbau besonders die Zucht des Weines an den sonnigen Berghängen und im kühlen Keller. So mußte auch in dieser Stadt die Zunft der Küfer die zahlreichste und vornehmste sein. Großen Ruhm im Lande hatte der kleinen Reichsstadt ihre mannhafte Haltung im Armengeckenkrieg gebracht, für welche die Fahnen und sonstigen Trophäen, die den wälschen Banden abgenommen und in der Pfarrkirche aufgehängt worden waren, ein beredtes Zeugniß ablegten. Ein wohlberechtigtes Selbstgefühl war in der Bürgerschaft erweckt, damit aber auch der Trieb nach weiterer und höherer Entwickelung gelegt. Nicht bloß in kriegerischen Thaten wollte man nunmehr stark sein, sondern auch auf geistigem Gebiete sollte bald die kleine elsässische Reichsstadt unter den ersten des Reiches glänzen, indem der Rath schon 1450 von den Klosterschulen absah und eine Lehranstalt gründete, welche allmälig zu einer Pflegestätte des Humanismus in Deutschland heranblühte. Noch einige Jahrzehnte — und Schlettstadter Bürgerskinder wurden zu den ersten Gelehrten und zu den hervorragendsten Reformatoren Deutschlands gezählt.

In jenen Herbsttagen nach dem Colmarer Küferfest, das drei Jahre vor der Gründung der Schlettstadter Gelehrtenschule stattfand, wurde die Bevölkerung jedoch von andern Angelegenheiten in Athem gehalten, welche mit dem zukünftigen Ruhm auf geistigem Gebiete in keinem oder nur geringen Zusammenhang standen. Die Rückkehr der Schützen und Küfergesellen von den Colmarer Festlichkeiten, deren Erlebnisse, Erfolge und und Nichterfolge bildeten das ausschließliche Tagesgespräch. Damit wurde die öffentliche Meinung nicht wenig gegen Denjenigen aufgeregt, dem man die letzte entscheidende Niederlage der Schlettstadter Gesellenschaft im Preislauf beimaß. Wie es zu gehen pflegt, vergaß man darüber jedes ihm noch übrigbleibende Verdienst und häufte alle Schuld, mochte sie ihm noch so fremd sein, auf das Haupt des Hermann Schwarz. Der junge Geselle verhehlte sich bei seiner Heimkehr die Tiefe der Verstimmung nicht, welche sich gegen ihn wenden würde, und schon im Voraus empfand er sie nicht wenig. Das Gefühl, mit welchem er die Thürme seiner Vaterstadt wieder sah und in die Straßen derselben eintrat, war dießmal kein freudiges und beglückendes. Und das Herz schlug ihm bange, als er in die Gasse einbog, welche sich gegen den alten festen Thurm hinzog, den man „Herlin" nannte, und in

*) Aus „Poetische Versuche" von Claus Einsiebel. München, Jos. Ant. Finsterlin. 1872.

dessen Nähe das Vaterhaus stand, zu welchem sein Blick schon vorausgeeilt sein mochte.

Das Haus des Küfermeisters Schwarz stammte noch aus der Zeit des Kaisers Friedrich II., wo der Ort seine Befestigung und die Rechte und Freiheiten einer Reichsstadt erhielt. Es hatte sich eine unverbürgte Ueberlieferung erhalten, daß eben jener seltene und hochbegabte Mann, Albin Wölflin, der sich als kaiserlicher Vogt so viel Verdienste um seinen Herrn und die elsäßischen Städte erworben hatte, in diesem Hause einige Zeit gewohnt habe, bevor er in Ungnade gefallen, gefangen gehalten und durch sein eigenes Weib den Tod gefunden. Das Aeußere dieses Hauses entsprach einigermaßen dem Eindrucke dieser Sage. Es kehrte seine hohe, schmale Seite mit den kleinen, zum Theil doppelt gekuppelten Rundbogenfenstern der Gasse zu, von der auch der Hofraum durch eine starke Mauer mit hochgewölbtem Hofthore abgeschlossen war. Freundlich sah das Gebäude nicht aus, aber um so fester und gediegener. Der Erker bildete kein zierliches Eckthürmchen, wie bei den Häusern des damals üblichen gothischen Styls, sondern bestand aus einem auf mächtigen Tragsteinen ruhenden Vorbau an der Stirnseite des Hauses.

Das Wetter, welches die Festtage zu Colmar bis zuletzt begünstigt hatte, war in der Nacht umgeschlagen; ein trüber, feuchter Herbstnebel lag über der Gasse, als Hermann Schwarz mit pochendem Herzen zu den runden, kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben des Erkers emporblickte, aus denen ihm Mutter und Schwester sonst freundlich zuzunicken pflegten. Heute jedoch grüßten sie nicht herunter, sondern mit ernsten, fast bedenklichen Mienen sahen sie ihn in's Haus eintreten. Ernst, zurückhaltend, ja trübe und kalt war auch der Empfang in der Wohnstube. Der Vater sah kaum zu ihm auf, richtete kein Wort an ihn, weder bei Tische noch nachher. Stumm und in trübem Schweigen saßen Meister, Meisterin und Gesellen beim Mahl und standen eben so schweigsam wieder auf. Keine Frage war aus dem Munde des Hausherrn nach den Umständen des Colmarer Küferfestes gekommen. Erst als der lange Kunz sich noch unter der Thüre wiederholt nach dem gestrengen Meister umsah, bedeutete ihm dieser kurz und kühl, daß die Arbeit seiner und der übrigen Gesellen warte und nun eingebracht werden müsse, was wochenlang in dieser schweren Zeit versäumt worden und liegen geblieben sei. Für seinen Sohn hatte Meister Schwarz kein Wort, kaum einen Blick, und wenn ihn einmal sein Auge traf, so ruhte es mit kaltem, strafendem Ausdruck auf ihm.

Und wie der Vater hielt es auch die Mutter, die sich gewöhnt hatte, ihr Denken und Fühlen von der Meinung und Stimmung ihres Mannes abhängig zu machen, ja selbst ihre Geberden nach der Miene desselben zu richten. Selbst auf die Gesellen in der Werkstatt und auf dem Hofe machte sich der Einfluß dieser häuslichen Verstimmung gegen den Sohn geltend, dem ohnehin so mancher von ihnen wegen seines Verhaltens beim Preislauf grollte. Man arbeitete mit Macht drauf los und vermied so viel wie möglich von den Dingen zu reden, die nur zu unangenehmen Erörterungen geführt haben würden.

Und so blieb es mehrere Tage. Hermann wich den Zusammenkünften seiner Handwerksgenossen auf der Zunftstube aus und hielt sich an die nur zu nothwendige Arbeit, in der er Trost suchte, ohne ihn völlig finden zu können. Von den Seinigen wie ein Fremder behandelt, wünschte er nachgerade, das schwüle drohende Wetter, das über dem Vaterhause schwebte, möchte sich endlich über ihn entladen. Selbst die gute Sabine, seine Schwester, vermied, ihm näher zu treten. Und als sie ihm einmal unversehens auf der steinernen Haustreppe in die Hand lief, erwiderte sie ihm auf seine Frage, was denn sie gegen ihn habe, mit abgewandtem Antlitze und fast weinerlicher Stimme, er werde wohl selbst wissen, was.

Dieß Zusammenleben würde wohl unerträglich erschienen sein, wären nicht bei dieser Herbstzeit im Keller und in der Küferei alle Hände voll zu thun gewesen. Denn der Wein war selbiges Jahr vortrefflich in der Menge und Güte gerathen, so daß man für die reichen Rebleute der Umgegend nicht genug Fässer machen konnte. Und die Leute im obern Lande, denen die eignen Küfer, sowie die Zunft zu Colmar nicht die nöthige Menge Fässer und Butten schaffen konnten, kamen täglich über den Landgraben herüber nach Schlettstadt, um die dortigen Meister zur raschen Lieferung der bestellten Gefäße für das edle Gewächs anzutreiben. Dazu kam die nöthige Arbeit für den eignen Wein des Meisters Schwarz im Keller und an der Kelter, die richtige Behandlung und Aufbewahrung des Mostes, der schon umgekeltert in den großen offenen Bottichen zu gähren anfing und somit rasch untergebracht werden mußte. So herrschte denn in der Woche nach dem Colmarer Küferfest im Haushofe des Meisters Schwarz zu Schlettstadt ein reges, ununterbrochenes Handwerksleben, das auch dann seinen lebhaften Fortgang hatte, wenn Meister Schwarz in jener Zeit oft tagelang auswärts zu thun oder im Rathe der Stadt in Anspruch genommen war. Ganze Thürme bereits zugerichteter eichener Faßdauben nahmen die Ecken des weiten Hofs ein, Haufen von geschabten Reifen und eisernen Bändern lagen umher, während aus den bereits aufgerichteten neuen Fässern der Rauch des Stroh- und Reisigfeuers aufstieg, dort einige Gesellen im lebhaften Tact die Reife antrieben, hier die Küferjungen aber in alte Weinfässer krochen und den Weinstein ausklopften.

Dann und wann hielten die Gesellen in ihrem Hämmern und Klopfen inne und schauten nach einem großen Stückfasse, das zwei Fuder halten sollte und seiner Vollendung nahe mitten im Hofe stand. Drauf legten sie wohl auch für einen Augenblick die Bandhaken hinweg oder kamen mit den wuchtigen Schlägeln heran, um sich das schöne, wie aus Erz gegossene Werk aus nächster Nähe anzuschauen. Es war unter der Hand des Sohnes vom Hause erwachsen in unglaublich kurzer Zeit, und Hermann stand im werktäglichen Arbeitsgewand von Tagesbeginn bis in die sinkende Nacht dabei, um sein Werk zu fördern. Als man kaum

meinte, daß er mit dem Richten der Dauben zu Ende sei, stand es schon zusammengefügt aufrecht, wenn auch ohne die Böden, und oben stieg der blaue Rauch heraus und wirbelte in die Nebelluft hinein, während das Reisigfeuer innen lustig flackerte. Auch seine trüben Gedanken und Sorgen flackerten und wirbelten damit hinweg, je mehr er sich in sein Werk hinein lebte. Bald hatte das Faß auch seinen Boden, fein gearbeitet mit anmuthiger Verzierung, die Hermann schon früher vorbereitend geschnitzt hatte. Jetzt betrachtete er sein Werk, dem nur noch die Eisenbänder fehlten, welche übrigens bereit daneben lagen. Dann wandte er sich um und rief in den Hof hinein: „Mit Gunst, Gesellen, wollt ihr mir helfen die Reifen antreiben?"

Es war in diesen Tagen das erste Mal, daß er ihre Hülfe ansprach, und mochte ihm Einer oder der Andere noch wegen des Preislaufs grollen, ließen doch Alle liegen und stehen, was lag und stand, griffen nach Hammer und Schlägel und eilten herbei. Bewundernd standen sie umher.

„Schön' Dank euch Allen," sagte Hermann. „Aber es sind nur Drei von Nöthen. Will mir der Kunz, der Martin und dann noch der dicke Caspar beistehen, so will ich's euch ein ander Mal vergelten!" Rasch wurden jetzt die eisernen Bänder über das Faß gestülpt, und zuerst mit dem Schlegel etwas angeklopft. Dann rief Hermann: „Setzt die Treiber auf!" Und mit dem eisernen Hammer that er den ersten kräftigen Schlag, worauf die andern einfielen, so daß im lustigen Viervierteltact — klipp, klipp, klapp, klapp — die Schläge niederfielen und den dröhnenden Widerhall an der Hofmauer und im Hausgewölbe hervorriefen.

Vielleicht war es diese, dem Ohre eines Küfers so schmeichlerische Musik, welche nicht blos Mutter und Schwester an die nach dem Hofe gehenden Fenster lockte, sondern auch den Hausherrn selbst veranlaßte, sich unten umzuschauen.

(Fortsetzung folgt.)

Das 1. bayerische Armeecorps im Kriege 1870/71.

* Unter diesem Titel hat der Hauptmann im Generalstab Helvig, die Thaten des genannten Armeecorps im deutsch-französischen Kriege und nach den Kriegsacten geschildert. Aus dem Buche entnimmt die Allg. Ztg. nachstehende kurze Hauptmomente.

Das 1. bayerische Corps kam zum erstenmal in der Schlacht bei Wörth ins Feuer und auch hier nur seine 1. Division unter Generallieutenant Stephan. Diese Division, und zwar die 2. Brigade (Generalmajor Orff), war es, welche im Verein mit Truppentheilen des 5. preußischen Corps (Kirchbach) die linke französische Flanke auf den Fröschweiler Höhen angriff, während die 1. Brigade unter persönlicher Führung des Generals v. Stephan diese Höhen in der Front angriff. Der nach 3 Uhr Nachmittags beginnende Kampf um diese Höhen war der letzte Act der Schlacht bei Wörth; auf beiden Seiten ward mit großer Tapferkeit und Erbitterung gekämpft, auf französischer Seite in dem Bewußtsein, daß es sich nicht mehr um Sieg, sondern um die Rettung des Rückzuges handle; es fochten hier namentlich die 1. und die 3. Division. Um 4½ Uhr war die Höhe mit dem feindlichen Stützpunkt Fröschweiler erstürmt, der schon vorher begonnene Rückzug des Feindes verwandelte sich in wilde Flucht. An diesem Ergebniß gebührt der 1. bayerische Division ein sehr wesentlicher Antheil. Für die Hartnäckigkeit des etwa 1½ Stunden dauernden Kampfes spricht am lautesten der starke Verlust: die 1. Division verlor 37 Officiere und 716 Mann.

Nach Wörth folgte der beschwerliche Marsch durch die Vogesen und dann ohne Unterbrechung das Vorrücken gegen Châlons, bis am 26. Aug. die plötzliche Schwenkung gegen Norden stattfand. Schon am 30. stieß man bei Beaumont auf die längs der belgischen Grenze zum Entsatze von Metz marschirende französische Armee von Châlons. Es war keine eigentliche geordnete Schlacht, sondern ein Ueberfall des sorglosen Feindes (5. Corps); erst als des 7. Corps (Douay) 1. Division eingriff, kam das Gefecht zum Stehen und schien sogar einen Augenblick für die bisher allein kämpfende 2. Division, welcher die Ehre des Tages gebührt, sich zweifelhaft gestalten zu wollen, bis durch einen kräftigen Flankenstoß der 1. Division gegen den feindlichen rechten Flügel rasch der Sieg entschieden wurde. Mit dem Ausgang dieses Gefechts mußte die französische Armee den Marsch auf Metz endgültig aufgeben, in der Nacht vom 30. zum 31. Aug. zog sie gegen Sedan, wo sie im Halbkreis um diese Festung an sich treffliche Stellungen einnahm, die aber bei der großen Ueberlegenheit der deutschen Armeen zum Verderben der französischen Armee werden mußten.

In der Schlacht bei Sedan hatte das 1. bayerische Corps zunächst die Aufgabe, die feindliche Armee festzuhalten, um den andern Corps Zeit zum Herankommen zu lassen. Um diese Aufgabe zu erfüllen, beschloß General v. d. Tann mit frühestem Morgen anzugreifen. Kurz vor 4 Uhr ward die Maas überschritten und das zur Vertheidigung trefflich hergerichtete und vom französischen 12. Corps, darunter besonders von der Marine-Brigade Martin des Pallières, ausgezeichnet vertheidigte Bazeilles angegriffen. Nach sechsstündigem erbittertem Kampfe, der manchmal gefährlich stand, war Bazeilles, freilich nur noch ein Trümmerhaufen, durch das 1. Corps genommen, von dem 15½ Bataillone unmittelbar im Ortskampf verwickelt gewesen. Nach der Einnahme von Bazeilles ward das 1. bayerische Corps von der 3. Division des 2. Corps abgelöst, welche für diesen Tag unter Befehl v. d. Tanns gestellt war. Bekanntlich ward diese Division gegen Mittag zur zur Wegnahme von Balan, einer Vorstadt von Sedan, beordert und kämpfe hier bis zum Abend gegen große Ueberlegenheit. Hier war es, wo die letzten Durchbruchsversuche der Generale Wimpffen und Lebrun, deren Zweck war dem Kaiser eine Gasse nach Carignan zu brechen, mit Aufbietung der letzten Kraft und mit sehr großen Verlusten vereitelt wurden. Diese Kämpfe

bei Balan von Nachmittags 1 Uhr bis nach 4 Uhr gegen die 3. Division stehen an Heftigkeit dem Ringen um Bazeilles keineswegs nach, nur daß hier zwei Divisionen Bayern und dort nur eine, längere Zeit hindurch sogar nur die 6. Brigade kämpften, während Zahl und Zähigkeit des Gegners unverändert waren, der Vorstoß desselben, der zwischen 3 und 4 Uhr fast ganz Balan wieder in seinen Besitz brachte, sogar die größte mit der letzten Kraft der Verzweiflung unternommene Leistung des französischen Heeres genannt werden muß — eine Leistung, wie sich die Heere der Republik keiner gleichen rühmen können.

Nach der Capitulation von Sedan blieb das 1. bayer. und das 11. preuß. Corps zur Bewachung der Gefangenen zurück; der 8tägige Aufenthalt an den blutgetränkten, leichenübersäeten Ufern der Maas legte den Keim zum später auftretendem Typhus und zur Ruhr. Am 22. Sept. vor Paris eingetroffen, hatte das Corps nur kurze Zeit der Ruhe, denn am 6. Oct. ward aus dem 1. bayer. Corps, der 22. preußischen Division (Wittich) und der 4. und 2. Cavallerie-Division eine selbständige Armeeabtheilung unter General v. d. Tann gebildet, welche am 8. den Vormarsch begann, um der zum Entsatz von Paris heranrückenden eiligst gebildeten Loire-Armee die Spitze zu bieten. Damit begann der Feldzug an der Loire, welcher dem 1. Corps ungeheure Opfer, aber auch neuen unvergänglichen Ruhm bringen sollte. Die Gesammtstärke der Armeeabtheilung betrug 21,000 Mann Infanterie, 6700 Reiter und 160 Geschütze, eine an sich ansehnliche Streitmacht, für das zu deckende weit gedehnte Gebiet jedoch kaum genügend. Helvig widmet diesem Theile des Feldzugs eine sehr eingehende Schilderung. Trefflich ist die Beschreibung der Beauce, dieser weiten fruchtbaren Ebene mit ihren zahlreichen massiv gebauten Dörfern und Höfen. Diese Bodenbeschaffenheit äußerte den tiefstgreifenden Einfluß auf die eigentliche Gefechtsleitung wie den Kampf im Einzelnen. Gedecktes Zusammenziehen ansehnlicher Kräfte, um damit einen überraschenden Stoß zu führen, Umgehungen auf größeren Entfernungen, Hinhalten, Täuschen des Gegners an einem Punkte war wegen der allgemeinen Uebersichtlichkeit des Terrains nicht möglich, ebensowenig ein Manövriren während der Schlacht, die Kämpfe haben daher mehr Aehnlichkeit mit den Schlachten der alten als denen der neuen Zeit, der Sieg gehörte dem, dessen Truppen an innerem Gehalt, an Zähigkeit und Tapferkeit überlegen waren; mehr als sonst hing der Erfolg von den numerischen Verhältnissen der gegenseitigen Kräfte ab. Bessere Bewaffnung und große Ueberlegenheit an Zahl waren aber in allen Gefechten auf Seite der Franzosen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

⊹ Neupfotz, 14. März. Der unaufhörliche Regen hat unsere Bäche wieder so überfüllt, daß sie — es ist dies schon das 4te Mal diesen Winter — daranstoßende Aecker und Wiesen unter Wasser setzen. Bei dem steten Regen wird man unwillkürlich an Lenaus Scherzgedicht: „An den Ischler Himmel 1838" erinnert, in welchem es unter anderm heißt:

„Gurgelst wieder herab die schmutzigen Lieder
Hängen vom Leibe dir die Fetzen nieder,
Taumelst gleich einem versoffenen, zitternden Lumpen
Hin von Berge zu Berge mit vollen Humpen!
Hast an harten Felsen den Kopf zerschlagen,
Und noch bist du nicht hin! seit vierzehn Tagen!
Blinder Unhold! es ist das Auge der Sonnen
Und das Auge des Monds dir ausgeronnen."

Ueber J. Heberlein's Bremsapparat zum schnellen Bremsen eines Eisenbahnzuges. Auf der hessischen Ludwigsbahn haben im December 1872, wie das „Frankfurter Journal" berichtet, interessante Versuche mit der neuen Heberlein'schen Bremsvorrichtung stattgefunden, mittelst welcher ein ganzer Eisenbahnzug augenblicklich zum Stehen gebracht werden kann. An einem Extrazug mit einer Maschine und acht großen sechsachsigen Personenwagen waren die beiden mittleren Wagen damit versehen. Die mit einem Hebelruck leicht in Bewegung zu setzende Hemmvorrichtung brachte den Zug zwar sofort zum Stehen, die Räder der Maschine mahlten dagegen noch einige Minuten fort. Uebersteigt das Gewicht des Zuges das der Maschine nicht, so ist das Weiterschleifen des Zuges zu befürchten; ebenso bleibt noch die Frage zu lösen: ob bei einem plötzlichen Halt des Zuges, namentlich in Folge ganz unvorhergesehener Gefahr- und Nothsignale, nicht ein Aufeinandersteigen der Wagen doch noch möglich ist. Die Versuche auf der Ludwigsbahn werden deßhalb noch fortgesetzt, und zwar wird der Angriff der Mechanik auf die Maschine verlegt und der letzte Wagen des Zuges auch mit der Vorrichtung versehen. Dieselbe besteht im Wesentlichen aus in einem festen Gehäuse eingeschlossenen Rollen, von welchen je eine durch Auslösung im Moment der Noth auf die Mitte der Räderachsen gleichzeitig wirkt, so daß nach einem in der Mechanik längst bekannten Gesetze die entgegengesetzte Bewegung der nur auf eine halbe Umdrehung freien Rolle die Umdrehung der Radachse mit der mehr als achtfachen Kraft paralysirt, und um so rascher, je rascher sich die Radachse umdreht. Eine Hauptsache ist bei der Vorrichung die Beschaffenheit des Materiales. Bei den indessen günstig verlaufenen Versuchen war die Kraftentwickelung so stark, daß mehr als zolldicke Eisenstangen zerbrachen. Nach Ansicht erfahrener Techniker wird mit solchen Vorrichtungen und der bevorstehenden Einführung auch der (Explosions-) Schlagsignale die Gefahr noch nicht gründlich beseitigt. Man hält vielmehr die Anzahl der Sicherheitsapparate bereits für so bedeutend, daß ihre Beobachtung und deren Anwendung auf den Dienst, ganz abgesehen von der mit ihrer Zahl wachsenden Gefahr der Mißverständnisse, mehr Aufwand an Intelligenz, an Personal und Mitteln erfordert als bei einer der Sicherheit dienlichen vereinfachten, auf strenge Pünktlichkeit, Intelligenz, Umsicht und in jeder Kategorie ausreichende Personalkräfte gestützten Betriebsordnung des Eisenbahnwesens aufzuwenden wären. Zur Durchführung einer solchen Reform müßten bei Anstellung des Personals vielfach andere Gesichtspunkte als bisher maßgebend werden.

Charade.
(Dreisilbig.)

Die Erste und ein Zeichen mehr
Hat, trotz der losen Junge
Geliebt ein „dummer Junge."
Die Letzten machten schaurig sehr —
Streicht man das letzte Zeichen —
Einst Sterbliche erbleichen.
Das Ganze zählt im Dichterheer,
Als Schöpfer guter Dramen,
Zu den berühmten Namen.

Auflösung der Charade in Nr. 32:
Peterwardein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 34. Speyer, Donnerstag, den 20. März 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Meister Schwarz war ein kräftig gebauter, jedoch mehr schlanker als untersetzter Mann von etwa sechzig Jahren. Sein Wesen hatte etwas Festes, Bestimmtes, das sich lieber in Mienen und Geberden, als langen Reden aussprach. Im Hause wie im Rathe der Stadt, in der Zunftstube wie in der Werkstatt war er gewohnt, seiner Meinung und Handlungsweise unbedingte Achtung entgegen gebracht zu sehen. Nur selten, und nur wenn ihn das Gelingen eines schwierigen Werks in besonders gute und mittheilsame Laune gebracht hatte, ließ er sich zu einem kurzen Lobspruch hinreißen, während er sonst nur zu sehr geneigt war, auch die beste Leistung als eine einfache Pflichterfüllung anzusehen, die man ihm schuldig war und über welche viele Worte zu machen sich nicht verlohnte. An jenem Tage nun war Meister Schwarz soeben erst von einem Geschäftsgange heimgekehrt und zwar sichtlich nicht in schwarzer Laune. Seine sonst etwas strenge Miene heiterte sich noch mehr auf, als er in den Hof trat und das Werk seines Sohnes schon so weit gediehen und so fein ausgeführt sah. Doch wollte er seine Zufriedenheit nicht in auffallender Weise zeigen; darum ging er einstweilen während des klappernden Faßbinderlärmens sonst im Hofe umher tadelte dies und jenes und sah mit prüfendem Blicke auf das übrige Thun seiner Leute. Es zog ihn aber immer mehr nach dem schönen Fasse hin, an dessen Vollendung eben die letzten Schläge gewandt wurden.

Während das Geklapper noch fortdauerte, besah er sich mit dem Anschein der Gleichgültigkeit und gleichsam nur flüchtig das neue Faß aus der Nähe. Er wäre gern wieder hinweg, aber er vermochte es nicht und betrachtete sich das Werk endlich von rechts und von links. Und als der letzte Schlag geschehen, die Reife alle fest angetrieben waren und das Faß frisch und blank, wie ein neuer Panzer vor ihm stand, sah er noch immer stumm auf dasselbe, während sein Sohn erröthete wie ein junges Mädchen, das mit Einem Male gewahr wird, daß es nicht mißfalle.

Auch die Gesellen standen jetzt im Kreise umher mit neidloser Freude an der gediegenen Arbeit. Endlich meinte der dicke Caspar sich gegen den Hausherrn mit den Worten wenden zu dürfen: „Meister, ein trefflich Stück Arbeit das!“

„Hm!“ machte Meister Schwarz und hätte gern seine Lust an dem Werk unterdrückt, was ihm jedoch nachgerade immer schwerer wurde, da es seine Hand nach dem Reißer juckte, um alsbald sein Handwerkszeichen in den Boden des Fasses einzureißen.

„Dahinein darf nur ein guter Tropfen,“ fuhr der dicke Caspar fort, der auch daheim das Vorrecht ausübte, laut zu reden, wo andere schwiegen. „Und wer weiß, ob sich der edle Trunk findet, der würdig wäre, in diesem Fäßlein zu liegen!“

„Du weißt eben nicht, was für Wein in den Schloßkellern zu Rappoltstein liegt,“ bemerkte der Meister beiläufig. „Herr Smaßmann kann das Faß füllen und braucht es. Aber lauf einmal, Caspar, und hole mir den Reißer.“

Während der dicke Geselle seinem Auftrage nachkam, musterte Meister Schwarz das Werk seines Sohnes immer wohlgefälliger und seine Zufriedenheit wurde immer sichtbarer, wenn er seine Gleichgültigkeit auch noch immer beizubehalten suchte. Ohne weitere Aeußerung riß er dann auch sein Zeichen ein, worin allerdings für Hermann eine Anerkennung lag, welche diesem nach den trüben Tagen der letzten Woche höchlichst wohlthat. Beglückt, aber bescheiden stand Hermann da, während die übrigen Gesellen etwas weiter zurück getreten waren, um dem Meister die Gelegenheit zu einem freundlichen Worte an den Sohn zu bieten, das ihm vor den Ohren Fremder schwer fallen mochte. Aber auch jetzt stand der Vater noch stumm, jedoch offenbar in den Anblick der wohlgerathenen Arbeit versunken und unfähig sich davon so rasch schon trennen zu können. „Hm! Na!“ machte er endlich mit einer Miene, als wolle er sagen, es gehe an. Nach weiterer Betrachtung aber kam er endlich doch zu der unumwundenen Aeußerung: „Hast Dein' Sach' gut gemacht. Müßt' glauben, Du würdest einmal ein würdiger Meister des ehrbaren Handwerks, wenn Du nur in andern Dingen verständig sein wolltest.“ Hermann war tief gerührt von dieser offenen Anerkennung durch den Vater, aber auch nicht minder durch den in diesem Zusammenhang ausgesprochenen milden Vorwurf. Zugleich war es das erste Wort, das sein Vater seit der Rückkehr vom Colmarer Küferfest an ihn gerichtet hatte.

„In welchen Dingen, Vater?" fragte der Sohn nach einer kleinen Pause ehrfurchtsvoll."

„Ist nicht viel davon zu reden, — Du weißt's schon!" fuhr der Vater gegen das Faß gewendet fort. „Unter den ehrsamen Jungfrauen unserer Stadt könntest Du Dir die schönste, sittsamste, reichste wählen, — jede wäre stolz darauf, Frau Schwarzin zu heißen."

Hermann hätte gerne geschwiegen. Aber theils seine Aufrichtigkeit, theils der Ton und die Stimmung seines Vaters ermunterte ihn, zu antworten: „Laßt das noch gute Wege haben, Vater. Kommt die Zeit, so werde ich schon die rechte herausfinden, wenn auch nicht in Schlettstadt."

„Warum keine von Schlettstadt?" fragt jetzt Meister Schwarz, indem er sich gegen seinen Sohn kehrte und denselben fragwürdig anschaute. „Sind der Mägdelein nicht genug allhier?"

„Uebrig genug, aber für mich doch keine," war des Sohnes Antwort.

„Für Dich doch keine?" fragte der Vater zurück und zwischen seine Brauen legten sich zwei unangenehme Falten. „Ich sage Dir aber, für Dich mehr als Eine. Da ist des Rathsherrn Pfeffinger Ottilie; und wenn sie Dir nicht hübsch genug ist — Heilmanns Margareth; und wenn die Dir nicht reich genug ist — Wimphelings Große; und wenn Dir diese nicht fürnehm genug wäre — des Schultheißen Tochter, Claus Hammers Lisbeth selbst. Meinst Du, daß jede sich zur Ehre schätzen würde, meine Schwiegertochter zu heißen?"

„Davon bin ich überzeugt, Vater," war Hermanns Antwort. „Und nun denn, wenn dem so ist, was hast Du dawider?" fuhr Meister Schwarz zu fragen fort. „Oder, sag' an, gedenkst Du mir eine Fremde in's Haus zu bringen? Hast Du Dich etwa an den Festtagen zu Colmar nach Einer umgeschaut, die mir taugen könnte?"

Hermann schwieg in Verlegenheit stille, indem er die Farbe etwas wechselte, während ihn sein Vater jetzt forschend ansah: „Was soll das?" fing dann Meister Schwarz wieder an. „Willst Du hinterm Berg halten vor Deinem Vater? Sprich, denkst Du etwa an Störlins Gertraud? Sie soll ja ein feines Jungferlein geworden sein, und ich habe so etwas gehört, daß Du ihr nicht zuwider wärst. Nun, hätte auch nichts dagegen!"

Hermann schwieg noch immer, indem er sich etwas an dem Fasse zu thun machte, das nun fein und blank, beschlagen und gebunden dastand, während sich die Gesellen mehr zurückgezogen hatten, als sie den Meister angelegentlich mit dem Sohne sprechen sahen. Auch die Mutter und Schwester hatten mit Freuden die Annäherung bemerkt, welche zwischen beiden stattgefunden zu haben schien, und standen lauschend an den nach dem Hofe gehenden Fenstern, um unbemerkte Zeugen der völligen Versöhnung sein zu können. Aber mit Schrecken bemerkten sie, wie die Züge des strengen Vaters jetzt wieder verfinstert an der Gestalt des Sohnes hafteten, der dem forschenden Blicke auszuweichen schien.

„Hast Du meine Frage nicht gehört?" fing der Meister endlich wieder herb und mit Stirnrunzeln an. „Sieh mir in's Antlitz und antworte!"

Jetzt richtete der Sohn das Haupt auf und sprach fest und bestimmt: „Nein, Vater! An die stolze Gertraud denke ich nicht."

„So!" machte jetzt Meister Schwarz, indem er unangenehm durch die Lippen pfiff. „Und an wen denn?"

Hermann vermochte trotz seiner Entschlossenheit jetzt keine Antwort zu geben. Der Schlag seines muthigen und redlichen Herzens wollte ihm stocken, als er sich so vor die Entscheidung gestellt sah, die, wie er seinen Vater kannte, verhängnißvoll werden mußte. Bange und mit niedergeschlagenen Augen stand er da vor dem hochaufgerichteten Manne, dessen Zornesader an der Stirne schwoll, als wolle sie zerbersten. Meister Schwarz rang nach Athem, und dann wartete er nicht länger auf Antwort, sondern begann selbst: „Ha, ich wollt' es vergessen, aber nun erinnere ich mich dessen, wie sich mein sauberer Sohn dort benommen! Wollte doch Deiner Mutter Bruder vor Scham unter die Erde sinken über seiner Schwester Kind. Es ist also wahr, wirklich wahr was ich nimmer zu erleben fürchtete, was ich für übertrieben halten mußte, da ich es hörte! Du, der Du meinen Namen trägst, dächtest wirklich und ernstlich an die niedere Dirne, mit der Du dorten zu meiner und Deiner Schande und zur Schmach der ganzen Zunftgenossenschaft herum gezogen, gleich einem lüderlichen, landläuferischen Fiedler! Ich hab' es vernehmen müssen, wie Du Dich dem Hohn und der Uebelrede aller Brüder vom Handwerk und dem Gezische ihrer ehrbaren Kinder preisgegeben. Hast vor aller Welt, Vornehm und Nieder, diese Schande auf meinen ehrlichen Namen gebracht, Du ungerathener, entarteter Bube! Hast Deine Mitgesellen um den Preis und die Ehre des Tages gebracht, Du pflichtvergessener Geselle, — hast all den ehrsamen Jungfräulein den Rücken gewandt, um der Buhlerin nachzuschleichen, Die —"

„Vater, Vater, redet nicht so!" fiel hier Hermann ein, und die Bitte kam ihm hörbar aus furchtbar bedrängtem Herzen. „Redet nicht so von einem wackern Mägdelein, wenn Ihr wollt, daß ich Euer ehrerbietiger Sohn bleibe!"

„Was! Wie!" brach es aber jetzt aus des Meisters Brust hervor, und seine Augen rollten vor Wuth und glitten hin und her, als sähe er nach einem der schweren eisernen Schlegel, um dem Widerspenstigen den Kopf zu zerschmettern. „Du willst mir noch sagen, was und wie ich zu reden habe? — Aber nein, nein! Es ist nicht möglich! Hermann, Du denkst nicht an die niedere Dirne, — Du, für den ich gelebt und gewirkt so lange Zeit, — Du schämst Dich jetzt ihrer, sprich es nur aus!"

Einen Augenblick stockte und zögerte der Sohn wieder. Dann aber raffte er sich mannhaft auf. Er durfte seine Liebe im entscheidenden Augenblicke nicht verläugnen. So sprach er: „Ich kann mich des

Mägdeleins nicht schämen, das ich von Herzen lieb habe!"

„Und Du sagst mir, Du liebest jene Landläuferin, jenes — Thurmkätherlein?"

„Ich lieb' in aller Treue das Mägdelein von Herlisheim."

„Dann walt' es Gott, daß Du sie fahren läßt, wenn Du mein Sohn bleiben willst!" fuhr der Meister fast keuchend und mit einem schweren Seufzer heraus. „Zeit hast Du bis nach Mittag, Dich eines Bessern zu besinnen. Nimm wohl wahr, — Dein Vater macht keine unnütze Drohung. Du kennst mich noch nicht ganz, sollst mich aber nun kennen lernen." Und damit wandte sich aber Meister Schwarz hinweg und ließ den Sohn in schwerem Herzeleid vor dem neuen Werke stehen, dem der Vater jetzt selbst keinen Blick mehr gönnte, als ob er seine Existenz vergessen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Das 1. bayerische Armeecorps im Kriege 1870/71.

(Fortsetzung.)

Am 10. ward bei Artenay die Loire-Armee, welche freilich durchaus der Festigkeit und Manövrirfähigkeit ermangelte, geworfen, und am folgenden Tage Abends 6 Uhr wurden nach hartnäckigem Kampfe die Vorstädte von Orleans und damit dieses selbst erstürmt. Gleich nach der Einnahme von Orleans, das von nun an zwei Monate lang das Kampfsobject bildete, erhielt General v. d. Tann neue Instructionen aus Versailles, worin es ihm anheimgestellt ward, die Operationen bis Bourges und Tours auszudehnen. Von den französischen Kriegsschriftstellern wissen wir, daß die französische Regierung in Tours, welche seit einigen Wochen in die Hände des thatkräftigen Gambetta übergegangen war, diese Unternehmungen befürchtete und alles daran setzte, sie zu verhindern. General d'Aurelle de Paladines, der jetzt den Oberbefehl über die bis Salbris zurückgegangene Loire-Armee erhielt, bekam die Weisung: um jeden Preis Bourges, ohne dessen Besitz mit seinen großartigen Militärfabriken jeder Art die Ausrüstung einer neuen Armee sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht worden wäre, zu decken. General v. d. Tann entschied sich nach reiflicher Ueberlegung für das Verbleiben in Orleans. Zu diesem Entschluß bestimmte ihn die geringe Stärke seiner Armee-Abtheilung, von welcher nach Abzug der Besatzung von Orleans nur 15,000 Mann für die Operationen nach den beiden mindestens 5 Tagmärschen entfernten Orten verfügbar geblieben wären, sowie die schwierige Beschaffenheit des Bodens, welche auch einer erschütterten und schwächeren Armee Aussicht auf erfolgreichen Widerstand bot. Da unter diesen Verhältnissen mit Sicherheit auf einen Erfolg nicht zu rechnen war, ein Mißlingen des Unternehmens aber bei der allgemeinen Kriegslage Mitte Octobers von verhängnißvollen Folgen begleitet sein mußte, entschloß sich General v. d. Tann, von jener Expedition abzustehen. Man kann diesen Entschluß nicht mißbilligen, er entsprach der Kriegslage wie sie General v. d. Tann kannte, und wie er sie anders nicht kennen konnte; wir sind überzeugt, daß die oberste deutsche Kriegsleitung genau ebenso gehandelt hätte. Immerhin mag die Bemerkung gestattet sein, daß wir aus der Lectüre der französischen Kriegsschriftsteller eine andere Ueberzeugung geschöpft haben. Aus den Werken des Generals d'Aurelle de Paladines, Freycinet u. s. w. dürfte sich ergeben, daß der Marsch auf Bourges wie der auf Tours schwerlich auf unüberwindlichen Widerstand gestoßen wäre, das Zerstören der Militärwerkstätten von Bourges und das Vertreiben der Regierungsdelegation aus Tours aber dem Kriege der Provinz ein rasches Ende bereitet hätte.

Am 17. Oct. war die 22. Division zu einer selbständigen Unternehmung gegen Châteaudun, wo sich Francstireurshaufen bemerkbar gemacht hatten, abgezweigt worden. In den ersten Tagen des November machte sich der Anmarsch der Loire-Armee bemerkbar. Der französische Kriegsrath gedachte Orleans schon am 1. November und zwar von Süden durch die Division Martin Pallières, von Westen und Norden durch die übrige nahezu 75,000 Mann starke Armee d'Aurelle's einzuschließen, und so dem bayerischen Corps den Rückzug abzuschneiden. Das schlechte Wetter, der mangelhafte Zustand der Straßen und Verzögerungen beim Eisenbahntransport — es zeigte sich hier wie auch später beim Aufmarsch der Armee im Osten, was die Regierung nicht hatte glauben wollen, daß eine Armee kürzere Strecken schneller zu Fuß als mittelst der Eisenbahn zurückzulegen im Stande ist — zwangen die Ausführung um mehrere Tage zu verschieben. Um die Bedeutung der Veränderungen bei den feindlichen Vorpostenstellungen zu constatiren, ward für den 7. Nov. eine größere Recognoscirung angeordnet, welche zu dem Gefecht von Chantôme führte, das wegen der großen Ueberlegenheit des Feindes schließlich abgebrochen werden mußte, und zwar seinen Zweck, die Gewißheit über Stärke und Stellung des Gegners, vollständig erfüllt, aber diesem auch Gelegenheit verschafft hatte sich eines Erfolges zu rühmen. Am Vormittag des folgenden Tags waren jene durch das Gefecht gewonnene Informationen vervollständigt, man erkannte klar die Absicht des Feindes. General v. d. Tann hätte einfach in der Richtung auf Paris abziehen können, seiner Instruction gemäß sollte er Orleans nicht aufgeben, ohne die Ueberlegenheit des Feindes constatirt zu haben. Rasch entschloß er sich, da ein Verbleiben in Orleans zum sicheren Verderben geführt hätte, dem Feind entgegen zu gehen, und seinen Angriff bei Coulmiers zu erwarten. Noch in der Nacht marschirten die Truppen von Orleans ab, und standen am Morgen kampfbereit zwischen Montpipeau und Rosières, Coulmiers im Centrum. In Orleans blieb ein Regiment (Leibregiment) mit 2 Geschützen und 2 Escadrons Chevaulegers, welche man in dem bevorstehenden Kampfe schwer vermissen sollte. Auf deutscher Seite fochten in dem Gefecht bei Coulmiers 14,543 Mann Infanterie, 4450 Reiter 110 Geschütze, während die feindliche Stärke nach den officiellen Darstellungen

mindestens 70 — 75,000 Mann und 160 Geschütze betrug. Dieses ungleiche Stärkeverhältniß bestimmte hauptsächlich den Charakter des Gefechts: in dünner Linie waren die deutschen Kräfte auseinander gezogen, es galt um jeden Preis ein Durchbrechen des an jedem Punkte derselben in großer Ueberlegenheit auftretenden und gut geführten Gegners zu verhüten, sowie eine Umgehung der beiden Flügel zu verhindern. Diese schwierige Aufgabe wurde glänzend erfüllt. Zwar mußten gleich anfangs die vorgeschobenen Stellungen aufgegeben werden, aber lange Zeit wurde der Ansturm des Feindes aufgehalten, mehrmals ward die Offensive ergriffen, mehrmals schien man mit Aussicht auf Erfolg dem Feinde die Spitze bieten zu können. Von Mittag an hatte sich der Hauptkampf im Centrum zwischen Ormetau und Coulmiers concentrirt, und es war sofort klar: hier suchte der Feind die Entscheidung. Er brachte immer neue Truppen, immer mehr Batterien ins Feuer, während auf deutscher Seite nur die 4. Brigade focht, und auch diese längst jede Reserve in die Gefechtslinie gezogen hatte; trotzdem hielt sie mehrere Stunden, ohne Terrain zu verlieren, Stand; aber gegen 3 Uhr begann sowohl bei der Infanterie als bei der Artillerie Mangel an Munition sich fühlbar zu machen. Gegen 4 Uhr, als General v. d. Tann den Entschluß gefaßt hatte, den jetzt noch möglichen, freiwilligen Rückzug anzutreten, hatte mann im Centrum die Unhaltbarkeit der Stellung erkannt, langsam wurden mit einbrechender Nacht die lange vertheidigten Dörfer geräumt. In guter Ordnung ward gegen Artenay abgezogen. General d'Aurelle de Paladines wagte keine Verfolgung, er richtete sogar noch in der Nacht die Dörfer zur Vertheidigung her, da er für den folgenden Tag einen neuen Angriff erwartete. Es war kein entscheidender Sieg für die Franzosen, aber es war ein für sie unschätzbarer Erfolg, da er das Nationalgefühl neu belebte, und der Massenerhebung einen großen Antrieb gab.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

⇞ Neupfotz, 15. März. Mit Recht macht ein Correspondent in Nro. 57 Ihres Blattes die Landwirthe darauf aufmerksam, daß beim Kartoffelbau ein zeitweiliger Wechsel mit den Setzkartoffeln neben entsprechendem Culturverfahren eines der besten Mittel ist, den Kartoffelertrag auf einer lohnenden Höhe zu erhalten. Die Kartoffeln scheinen zu entarten und dies besonders, wenn mehrere Sorten durcheinander gepflanzt werden. In Nro. 22 der „Landwirthschaftlichen Blätter" (Jahrgang 1872) werden nun 41 Sorten Kartoffeln angegeben, unter denen die sächsische weißfleischige Zwiebel, sowie früh amerikanische Rosen zu den vorzüglichsten, ergiebigsten gehören. Von ersteren wurden im vorigen Jahre im Garten der Kreisgewerkschule zu Kaiserslautern pr. Tagwerk 138, von letzteren sogar 179 Centner erzielt. Daß der zeitweilige Wechsel der Setzkartoffeln zu empfehlen ist, davon haben auch wir hier ein eclatantes Beispiel, indem Herr Bürgermeister Gehrlein, sowie einige andere hiesige Oeconomen im vorigen Jahre aus dem badischen Orte Weingarten Steckkartoffeln bezogen und trotz der allgemeinen Mißernte bei uns von denselben einen großen Ertrag hatten. Möge man dem Anbau der Kartoffeln, welche von König Ludwig XVI. in Frankreich nicht mit Unrecht das Brod der Armen genannt wurden, immer größere Sorgfalt angedeihen lassen.

Im englischen Oberhause machte Lord Malmesbury gelegentlich einige nicht uninteressante Angaben über den Consum an Kaninchen unter den Arbeiterclassen. Zu Nottingham würden wöchentlich über 3000 verkauft und fast ausschließlich von den Arbeitern verzehrt. Von Birmingham aus sei an einen Wildprethändler die Aufforderung ergangen, wöchentlich 10,000 Stück zu liefern, und eine Autorität im Geschäft habe ihm, dem Redner, die Versicherung ertheilt, daß der Import an Kaninchen von Ostende aus sich auf wöchentlich 1,500,000 Stück belaufe, während nach den Angaben eines der ersten Kürschner nicht weniger als 30,000,000 Kaninchenfelle jährlich verarbeitet würden. Auf letztere Angabe fußend, nahm Lord Malmesbury den Nahrungsstoff aus dieser Masse von Kaninchen auf 33,500 Tonnen, im Werthe von 1,500,000 Lstr. jährlich an, und warf denn die Frage auf, ob die Aufhebung der Wildschutzgesetze wohl empfehlenswerth sei. Lord Granville, der für die Regierung das Wort nahm, erklärte, er gehöre keineswegs zu den Verächtern des Kaninchens und schätze dasselbe vom Standpunkte der Küche wie des Waidwerkes nach seinem vollen Werthe. Auch räume er ein, daß es Landstriche gebe, die vermöge ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit zur Hegung von Kaninchen als Nahrungsmittel besonders geeignet seien. Andererseits dürfe man aber doch dem Werthe des Kaninchens keine zu große, und dem Schaden, welchen dasselbe anrichte, keine zu geringe Bedeutung beimessen.

Gegen den sogenannten Fingerwurm (Panaritium) hat Dr. Hirsch in Prag nach der Pop. Z. f. H. folgendes Verfahren gefunden: Man taucht die Spitze eines hölzernen oder noch besser gläsernen Stäbchens in rauchende Salpetersäure und berührt damit jene Stelle der Haut, welche vorzugsweise geschwollen, geröthet und am schmerzhaftesten erscheint. Hierdurch verschwindet der Schmerz sehr bald, und die Entzündung ist zum Stillstand gebracht. Sollte durch das Berühren ein starkes Brennen entstehen, so wird der Finger nur in Wasser getaucht, wodurch dasselbe bald nachläßt. Hat sich bereits Eiter gebildet, so muß dieser natürlich entleert werden.

Zur Verbesserung des Holzes empfiehlt die „Amerikanische Farmer-Zeitung" das Abwelkenlassen der Bäume durch Ringeln, d. h. durch Abschälung der Rinde vom Stamme. Die Verbesserung des Holzes durch jahrelanges Abwelken der Bäume war schon den Römern bekannt. Das Holz wird schwerer, fester und dauerhafter. Versuche ergaben, daß Nadelhölzer bis zu 42 Procent an Gewicht zunahmen, wahrscheinlich zum Theil durch Harz, das im absterbenden Holze verhärtete. Durch das Abwelken wird ferner dem Holze auf natürlichem Wege das Wasser entzogen und seine Reservestoffe, Stärkemehl und Gerbmehl werden aufgezehrt. Dadurch bietet es den mikroskopischen Feinden des Holzes, der Pilzbildung und den Holzkäfern weniger Nahrung. Es ist fester, zäher, schwerer zu bearbeiten und reißt weniger. Dasselbe war mit den Laubhölzern der Fall, deren Stämme man durch Ringeln ihrer Rinde beraubt und so einige Jahre lang abwelken ließ, bevor man die Bäume fällte.

Vor dem Känguruh.

Ein junger, eitler Zögling des Apoll,
Von neuen Liedern alle Taschen voll,
Sah einst im zoolog'schen Garten zu
Dem mütterlich gesinnten Känguruh,
Und lachte laut, weil es, durch ihn erschreckt,
Die Kinder eilig in den Sack gesteckt.
Ein Spötter sah's und rief dem Lacher zu:
„O lernte doch von Dir das Känguruh!
Du schleppst zwar auch umher dein Kinderpack,
Doch holst Du's vor den Leuten aus dem Sack."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 35. Speyer, Samstag, den 22. März 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker**.

(Fortsetzung.)

Zweites Capitel.

Meister Schwarz und seine Gesellen.

Nicht ohne ängstliche Empfindung waren die Gesellen des Meisters Schwarz im Hofe der Entwickelung des Gesprächs gefolgt, das sich unter so hoffnungsvollen Aussichten nach wochenlangem Grollen zwischen Vater und Sohn entsponnen hatte. Das schöne neue Faß, dessen Gelingen so ganz geeignet gewesen war, die Versöhnung zu fördern und herbei zu führen, war nunmehr der Anlaß zu einem, wie es schien, entschiedenen und unheilbaren Bruch geworden. Hier beschwichtigend und begütigend einzutreten wagte keiner der Gesellen, auch der lange Kunz nicht, da er seinen Meister kannte und wußte, daß jetzt jeder Zuspruch unnütz und vom Uebel wäre.

Auch Mutter und Schwester waren mit den zitternden Händen vor der bebenden Brust aus der Fensternische zurück getreten, auf welcher sie heimlich beglückt auf die erste freundliche Begegnung zwischen Vater und Sohn geschaut hatten, eine Begegnung, die nun einen so bösartigen Verlauf genommen hatte.

Unterdeß verweilte aber Meister Schwarz noch immer im Hofe, schritt mit finster gefalteten Brauen und fest zusammen gekniffenen Lippen zwischen seinen arbeitenden Leuten hin und ließ seine Augen von einem zum andern gleiten, daß den Lehrjungen das Herz im Leibe zitterte. Ohne aufzuschauen, hatten sich nunmehr die Gesellen in ihre Arbeit, jeder scheinbar so in sein eignes Geschäft vertieft, daß sie die Anwesenheit des Meisters gar nicht merkten. Dann und wann blieb dieser finster beobachtend stehen, oder hielt auch nur an, um hier einen im Wege liegenden Reif unmuthig mit dem Fuße hinweg zu stoßen, dort einen Hammer aufzuheben und zur Seite zu schleudern. Endlich verweilte er länger an der Stelle, wo der lange Kunz von einem schadhaft gewordenen weiten Bottich die Bänder löste, um die Ausbesserung beginnen zu können. Der Meister wartete vergeblich darauf, daß ihm der Geselle Gelegenheit zu einer tadelnden Bemerkung bei seiner Arbeit geben werde. So begann er endlich mit ingrimmigem Tone von selbst: „Hast auch Händel gehabt zu Colmar, altes Kameel. Hätte Dich für gescheidter gehalten, Kunz, als daß Du Dich auf der Wirthsbank mit den Knöpflern zankst, deren Gast Du warst. Und bei dem Streit mit den Edelleuten mußtest Du natürlich auch wieder vorndran sein. Seit den Geschichten mit den Gecken meint ihr Leute, überall gleich dreinschlagen und grobe Filzen sein zu dürfen gegen Jedermann. Das muß aufhören in Schlettstadt, sag' ich, aber auch das Jubiliren bei Festlichkeiten, während daheim Alles liegen und stehen bleibt. Hast auch sonst keine Ehre eingelegt, kein Auge auf den Jungen gehabt und ihn nicht von seinen Streichen abgehalten. Gelt, an den Schenktischen umher saufen, das taugte Dir besser."

„Im Gegentheil, Meister Schwarz, es taugte mir gar nicht," erwiderte jetzt der lange Kunz, indem er sich aus der gebückten Haltung zu seiner vollen Länge erhob. „Ich wollte daheim bleiben, Ihr hießet mich gehen. Zum Kinderhüten bin ich übrigens schon ein zu altes Kameel, wie Ihr mich selber heißt, und der Hermann ist schon zu groß, um sich hüten zu lassen. Ihr hättet ihm einen Hofmeister oder Aufpasser mitgeben müssen, der Euch mehr hinterbringen konnte, als es der Caspar gethan haben mag."

„Ja wohl, das dicke Weinfaß," entgegnete unmuthig der Meister, indem er nach dem Gemeinten hinsah, welcher nun auch aufhorchte. „Das Weinfaß, das immer voll sein muß zum Ueberlaufen!"

„Mit Gunst, Meister Schwarz," hielt jetzt der dicke Caspar von seinem Platze aus entgegen, „nicht einen Tropfen zu viel, nicht einen Tropfen."

„Genug! Man kennt euch! Hab' schöne Dinge von euch gehört!" versetzte wegwerfend der Meister und wandte sich hinweg, andern Gesellen im Hofe zu.

Einer derselben, der die Reifen an Hermanns neuem Fasse mit angetrieben hatte und bei seinem jetzigen Thun öfter nach dem Fenster aufschaute, wo die Tochter des Hauses mit ängstlich forschender Miene erschienen war, erschrack nicht wenig, als er dabei plötzlich in das strenge Gesicht des Meisters sah, der eben herangetreten war.

„Hast auch ein böses Gewissen, Martin?" hub derselbe jetzt an, während den jungen Gesellen tiefe Röthe überflog. Sag' an, Bursche, läugne nicht! Wo fehlt es?" Jetzt wurde der junge Geselle ebenso rasch bleich und stand da, ohne Antwort finden zu können oder zu

wagen. Seine Verlegenheit steigerte sich dabei in peinlicher Weise, als der Zufall wollte, daß eben Conrad Lang, der von der Straße aus in seiner Schwester Haus gelangt war, durch eine Seitenthüre in den Hof trat, um mit bedenklicher und bedeutungsvoller Miene auf seinen Schwager zuzuschreiten. Meister Schwarz wendete sich nun von dem jungen Küferknechte mit den Worten ab: „Dein Vater, der alte Butzer ist ein ehrlicher, aufrichtiger Mann. Ich will später hören, ob Du aus der Art schlägst."

Conrad Lang nahm seinen Schwager auf die Seite, um ihm eine Mittheilung zu machen. Er sollte jedoch für den Augenblick noch nicht dazu gelangen. Denn durch das hochgewölbte Hofthor trat eben ein Mann im kurzen Wamms, Schurzfell und Ledermütze, wie sie die Küfergesellen an Werktagen zu tragen pflegten. Es war einer der Altgesellen der Zunft, welcher für jenen Monat die Aufsicht und den Vorsitz beim Handwerk führte, und bei einem andern Meister stand. Conrad Lang wandte sich mit seinem Schwager nach dem Altgesellen um, der nun geraden Wegs auf Meister Schwarz zuschritt, nach Art des Handwerks das Käpplein lüpfte und also begann: „Einen guten Tag, Meister und Gesellen! Gott ehre das ehrbare Handwerk. Ich bitte, Meister Schwarz, Ihr wollet mir vergönnen, ein Wort oder zwei zu reden oder mir sagen, ob ich später kommen darf."

„Sag' her, was bringst Du?" erwiderte der Angesprochene nach dem üblichen Handwerksgruße.

„Ich bitte, Meister," fuhr der Altgeselle fort, „Ihr wollet mir für gut halten, daß ich fragen mag, ob Ihr noch Arbeit habt für einen gewanderten Gesellen, der auf der Herberge wartet. Selbiger Bruder hat mich angesprochen nach Handwerks Gewohnheit und Brauch, daß ich für ihn um Arbeit umschaue. Er hat Lust hier zu arbeiten, und weilen er ein frommer, richtiger Geselle scheint und Ihr hättet Arbeit für ihn, so würde er Euch wohl taugen."

„Er kommt wie gerufen!" erwiderte Meister Schwarz laut genug, daß es Alle in der Nähe zu hören vermochten. „Er kann gleich in eine leere Stelle eintreten."

„Also wäre einer der Gesellenschaft von dannen gewandert!" sprach der Altgeselle sich im Hofe umschauend, während jetzt auch die Andern aufmerksam geworden waren und aufsahen.

„Noch nicht," erwiderte Meister Schwarz, „aber das wird wohl bald genug geschehen. Gibt's sonst Neues im Handwerk?" fragte er dann hinzufügend, so gelassen als möglich, indeß seine Leute jetzt trüb und traurig dreinschauten, Hermann aber noch mit der Hand auf dem Rande seines neuen Fasses schweigend bei Seite stand.

Der Altgeselle warf jetzt einen bedenklichen Blick im Kreise umher, ließ seine Augen eine kleine Weile auf dem Sohn des Hauses und auf dessen schönem Werke weilen, bis er dann etwas zerstreut die Antwort gab, daß er nichts wisse.

„Dann laß den fremden Gesellen heute Mittag noch auf der Herberge speisen und bringe ihn gegen Abend nach Handwerksgebrauch ein," sprach Meister Schwarz, worauf der Altgeselle mit üblichem Gruße Abschied nahm.

„So wandert einer Deiner Leute?" fragte jetzt Conrad Lang mit einigem Befremden.

„Ja," war die kurze Antwort. „Aber nicht davon laß uns jetzt reden. Was hat Dich hergebracht, lieber Schwager, und was hast Du mir zu sagen?"

„Nichts weiter, als dieß: der Rath der Stadt hat heute ein Schreiben von dem Heinz Grefe, dem lahmen Bastard von Lützelstein erhalten, in welchem er anzeigt, daß er von der Gemeinde oder der Küferzunft allhie fünfzig Goldgülden zu beanspruchen habe von wegen der Wette, die er mit Schuld eines Gesellen von Schlettstadt beim Preissprung zu Colmar verloren."

„Wie? Das ist doch nur Spott und eines Edelmannes Spaß!" rief der Meister, und die Gesellen fingen an aufzuhorchen, indem sie mit ihrem Handwerkszeug leiser umgingen.

„Nein," entgegnete Conrad Lang mit schwerem Bedenken, „es ist des Junkers Ernst. Er macht auch noch Anspruch auf Ersatz des Sühn- und Bußgeldes, das ihn wegen der Händel zu Colmar getroffen, und will nur dann von Ersatz desselben durch unsere Stadt absehen, wenn ihm die fünzig Goldgülden für die verlorene Wette sofort erlegt würden."

„Dem Junker ist der Dachstuhl verrückt oder er stack im Räuschlein," meinte halb empört, halb verächtlich Meister Schwarz."

„Ich fürchte, er weiß genau, was er thut," entgegnete Conrad Lang. „Die hochmüthige Rotte kann die Colmarer Demüthigung nicht verwinden. Kaum ist der junge Pfalzgraf aus dem Lande, setzen sie sich wieder auf's hohe Roß. Gib Acht, Schwager, ob es nicht bald im oberen und unteren Lande losgeht. Der Walther von Dahn ritt nicht umsonst mit finsterer Drohung hinweg."

„Haben sie nicht Urfehde geschworen?"

„Ja, Colmar mögen sie vielleicht in Ruhe lassen, nicht uns."

„Ah, pah! Du siehst zu schwarz, Schwager."

„Ich sehe nur eben hell genug," versetzte Conrad Lang, indem er seinen Schwager veranlaßte, mit ihm etwas abseits unter einen Schuppen zu treten. „Man grollt uns noch von den Gecken her, zu denen sie hielten, und neidet uns um die Freiheit des Reichs. Auch der von Hattstadt setzte dem Schreiben des lahmen Bastards noch bei, daß er seines Freundes Begehren gerecht finde, selbst aber von billiger Forderung, die er noch an die Stadt habe, einstweilen abstehen wolle."

„Nun, und was werden Rath und Meister beschließen?"

„Hm! Die Einen befürchten Fehde mit den trotzigen Edelleuten und wollen es, um Raub, Mord und Brand vorzubeugen, der Zunft zum Vergleich anweisen. Die Andern aber sagen — und würden auch solche Antwort übersenden: Die Edelleute mögen sich Geld holen, wo sie wollten. — Schlettstadt schulde ihnen nichts und gebe keinen Pfennig."

„Das ist auch die richtige Antwort," sagte Meister Schwarz zustimmend. „Solche ehrliche Abweisung geziemt unserer freien Stadt des Reichs."

(Fortsetzung folgt.)

Das 1. bayerische Armeecorps im Kriege 1870/71.

(Schluß.)

Die französische Loire-Armee beutete diesen „Sieg" nicht weiter aus, sie bezog Cantonnirungen in einem Halbkreis vor Orleans, um die Organisation der Armee zu vollenden und in dieser durch Natur und allerlei Werke u. a. mit Marinegeschützen befestigten Stellung den Anmarsch der seit dem 30. Oct. frei gewordenen Armee des Prinzen Friedrich Karl zu erwarten. Das I. bayerische Armee-Corps stand nun bei Toury, mit der 22. Division (Wittich) und der 17. Division zu einer selbstständigen Armeeabtheilung unter dem Großherzog von Mecklenburg vereinigt. Die Franzosen hatten das Gerücht zu verbreiten gewußt: daß die Loire-Armee über Dreux und Chartres gegen Versailles vorrücke. Hiedurch ließ man sich zu dem äußerst mühevollen (zweite Hälfte Novembers) für die durch Kämpfe und Märsche erschöpften Truppen sehr beschwerlichen Marsch gegen Chartres und Dreux bestimmen — eine Unternehmung, welche nur zu der Gewißheit führte, daß die Loire-Armee nicht dort stehe. Mit ziemlicher Bestimmtheit läßt sich annehmen, daß ein kräftiger Vorstoß gegen Orleans zur Zersprengung der noch in der Bildung begriffenen Loire-Armee geführt hätte. Freilich verbot die in Aussicht stehende Ankunft des Prinzen Friedrich Karl eine Unternehmung, deren Erfolg nicht mit Bestimmtheit voraus-zusehen war, aber der Marsch gegen Dreux zehrte mehr Kräfte auf als eine heiße Schlacht, und war doch nur ein Luftstoß.

Mit täglichen Märschen war man bis in die Nähe von LeMans gekommen, als am 23. Nov. der Befehl eintraf, sofort gegen Orleans vorzugehen. Es ward nun wieder gegen Osten marschirt, beständig in Fühlung mit einem Feinde, den man nirgends fassen konnte. Am 28. Nov. stand man in und um Châteaudun, eine mehrtägige Ruhe war für die aufs äußerste erschöpfte Mannschaft dringend nothwendig, als der Befehl einging, sofort zur Vereinigung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl abzumarschiren. Am 1. Dec. Nachmittags traf die 1. bayerische Division bei Villepion auf den weit überlegenen Feind. Es war General Chanzy, der mit dem 16. französischen Armee-Corps als dem linken Flügel der Loire-Armee den Vormarsch begonnen hatte; man wollte die noch im Aufmarsch befindliche deutsche Armee trennen und dann gegen Paris vorgehen. Der Plan war sehr geschickt, der Stoß, den General Chanzy am 1. Dec. gegen die auf dem Marsch befindliche 1. bayer. Division führte, war sehr empfindlich, und konnte leicht verhängnißvoll werden. Nur durch die zähe Ausdauer der 1. Division und ihre geschickte Führung gegen den weit überlegenen Gegner wurde eine Niederlage abgewendet, und dieser mußte sich mit der Wegnahme von Villepion begnügen. Unter den Verlusten befindet sich General-Lieutenant v. Stephan, der ziemlich erheblich verwundet wurde.

Am folgenden Tage (2. December) ward die erbitterte Schlacht bei Bazoches les Hautes oder Loigny geschlagen. Die Franzosen fochten mit großer Hartnäckigkeit, mit der Ueberzeugung, daß von dem Ausgang dieses Tages alles abhänge. Gelang es ihnen, die Bayern über den Haufen zu werfen, dann war die Vereinigung des Großherzogs von Mecklenburg mit dem Prinzen Friedrich Karl unmöglich, und General Chanzy stand mit dem 16. und 17. Corps in der Flanke des Prinzen. Aber auch die Bayern fochten im Vollbewußtsein ihrer Aufgabe, und diese war keine geringe; die durch Strapazen und Kämpfe gelichteten Bataillone vermochten nur mit äußerster Anstrengung dem Ansturm des weit überlegenen Feindes Stand zu halten; die zur Unterstützung heranmarschirende 22. Division war von dem französischen 15. Corps angegriffen und in ein heftiges Gefecht verwickelt worden. Der Kampf hatte sich gegen Mittag hauptsächlich um Schloß Goury und dessen Park concentrirt; von allen Seiten stürmten die Franzosen heran, um diesen Schlüssel der deutschen Stellung zu nehmen, und schon begann die Lage der Bayern kritisch zu werden, als die 17. Division (Mecklenburger) erfolgreich in den Kampf eingriff, worauf der Tag mit einem vollständigen Sieg über das 16. und 17. französische Corps endete. In den zwei Tagen hatte das nur noch 14,800 Mann Infanterie starke Corps einen Gesammtverlust von 137 Officieren und 3105 Mann gehabt. Auch am 3. Dec. stand das Corps wieder im Feuer; doch hatte es an der damaligen Schlacht bei Artenay nur untergeordneten Antheil, sehr erheblichen Antheil dagegen wieder an den Kämpfen des 4. December vor Orleans. Hier war es wieder das französische 16. Corps, das sich den Bayern bei Patay entgegen geworfen hatte, nach mehrstündigem Kampfe jedoch abermals weichen mußte. Am Abend des Tages war Orleans erstürmt und der vollständige Sieg über die französische Loire-Armee entschieden.

Nur zwei Ruhetage waren dem hart mitgenommenen Corps (es zählte nur noch 9994 Feuergewehre) gegönnt. General Chanzy war mit seinen beiden Corps in leidlicher Ordnung zurückgegangen, und hatte, nachdemer das neu formirte 21. Corps an sich gezogen, mit dem rechten Flügel an die Loire, mit dem linken an den Wald von Marchenoir angelehnt, leicht zu vertheidigende, durch Verschanzungen verstärkte Stellungen eingenommen. Der Armee-Abtheilung des Großherzogs von Mecklenburg war die Aufgabe zugefallen, dem Feinde Loire abwärts zu folgen und ihn aus seinen Stellungen zu werfen. Am 7. December sehen wir die 1. bayerische Brigade schon wieder im Feuer, es ist das Gefecht bei Meung, in welchem die 1. bayerische Brigade auf dem linken Flügel der 17. Infanterie-Division focht. Nun folgte die dreitägige (8., 9. 10.) Schlacht bei Beaugency, in welcher der

letzte Rest von Kraft, welcher der Mannschaft noch geblieben war, aufgebraucht wurde. In dünn gezogener Gefechtslinie standen die deutschen Truppen einem mehrfach überlegenen Feind gegenüber, der mehrmals des Tags neue Truppen ins Gefecht führte, während auf deutscher Seite kaum eine schwache Reserve zur Verfügung blieb; man kämpfte stehenden Fußes vom Morgen bis zur sinkenden Nacht, und wenn auch auf deutscher Seite einiges Terrain gewonnen war und man glaubte einen Sieg erfochten zu haben, am andern Morgen fand man den Feind in den alten Stellungen, die Arbeit begann von neuem. Erst am 11. December trat General Chanzy den Rückzug an, seine Truppen hielten nach so vielen Kampfestagen nicht mehr Stand, obwohl er durch die Zahl seiner Truppen wie durch deren Bewaffnung weit überlegen war. Jedenfalls hätte man gleich am ersten Tag einen entscheidenden Sieg davon getragen, wenn die Armee des Großherzogs nur etwas stärker gewesen wäre; aber man hatte den Zustand der Armee Chanzy's unterschätzt und mußte dafür bitter büßen. Auch in moralischer Beziehung wäre ein entscheidender Schlag von ganz anderer Wirkung gewesen als dieses resultatlose dreitägige Ringen.

Nach Beendigung der Schlacht bei Beaugency war das 1. bayerische Corps in einem trostlosen Zustand: in 10 Tage hatte es 8 Gefechtstage gehabt und hierbei ein Drittheil der Mannschaft (5506 Mann) und mehr als die Hälfte der Infanterie-Officiere (245) auf dem Schlachtfelde verloren. Die Infanterie war auf das äußerste erschöpft. Die Hälfte bestand nur noch aus schnell dressirten Ersatzmannschaften mit mehrwöchiger Ausbildung, da der 7. Jahrgang damals noch fehlte. Das Institut der Landwehrofficiere hatte sich vortrefflich bewährt, war aber erst seit einigen Jahren ins Leben getreten und bei so enormen Verlusten beinahe ganz verbraucht. Die Artillerie hatte viel Mannschaft und Pferde durch Chassepotfeuer verloren, und war hinsichtlich des Materials kaum mehr operationsfähig. Die 4-Pfünder-Rohre waren verbleit, die 6-Pfünder hatten Mangel an Munition, da die Munitions-Reserve-Staffeln kaum folgen konnten und der Munitionsverbrauch ungewöhnlich groß war. Der Abgang an Officieren war noch schwerer als bei der Infanterie zu ersetzen, da keine Landwehrofficiere für die Artillerie zur Disposition standen. Bei der Cavallerie mußten sogar die Cürassiere zum leichten Dienst verwendet werden; die Pferde gingen so massenhaft zu Grunde, daß eine Escadron nur noch 60—70 fatiguirte Pferde in die Rotten stellen konnte.

Endlich war das Corps aus der Gefechtslinie zurückgezogen. Am 12. Dec. Mittags rückte es zum drittenmal in Orleans ein, nur die 4. Brigade mit 6 Batterien blieb noch einige Tage vor dem Feind und nahm noch an einigen Verfolgungsgefechten Theil. Mit aller Energie wurde nun an der Wiederherstellung des Corps gearbeitet, so daß dasselbe Ende Decembers schon wieder in der Stärke von 15,680 Gewehren, 1862 Säbeln und 102 Geschützen vor Paris erscheinen konnte, wo es den Schluß der Belagerung, aber ohne noch im Kampfe gewesen zu sein, mitmachte und dann Zeuge des blutigen Commune-Aufstandes werden sollte, bis es mit Ausnahme der bei der Occupationsarmee verbleibenden 2. Division Anfangs Juni den Rückmarsch in die Heimath antrat. Das 1. bayerische Corps kommt bezüglich der Verluste gleich nach dem 3. preußischen Armeecorps: in 18 Schlachten und Gefechten, darunter in 10 Schlachten und Treffen mit sämmtlichen Truppentheilen betheiligt, hatte es verloren an Todten 205 Officiere, 2428 Mann, an Verwundeten 334 Officiere und 6875 Mann, zusammen 539 Officiere und 9303 Mann; mit stürmender Hand hatte es 12 Feldgeschütze, 1 Adler, 6 Fahnen genommen, 6 schwere Geschütze erbeutet und 5000 Gefangene gemacht.

Miscellen.

Der Vorstand des Deutschen Thierschutzvereins zu Berlin (Secretair Dr. Kürten, Heiligegeiststraße 14) stellt Brut- und Nistkästen verbesserter Construction zum Selbstkostenpreise zur Verfügung und zwar:

Brutkästen für Staare, weiße Bachstelzen, Wendehälse	à 10 Sgr.
Schlafkästen für Meisen ꝛc.	à 8 „
Brutkästen für Sperlinge ꝛc.	à 7 „
„ „ Meisen	à 7 „
„ „ Rothschwänzchen	à 6 „
„ „ Fliegenschnepper	à 5 „

Emballage und Verpackung werden besonders berechnet. Der Betrag wird, wenn es nicht anders gewünscht, durch Postvorschuß oder Nachnahme erhoben.

Zwei Betrüger abgethan. Wegen Betruges standen kürzlich, wie die Tribüne (No. 19) mittheilt, der Chemiker (?) Joseph Liebig und der Oekonom Ernst Ludwig Koch vor der 2. Criminal-Deputation. Beide hatten gemeinschaftlich einen Zahlmeister Rensch für ein großes Chemikaliengeschäft in Wien engagirt. Das Geschäft bestand darin, daß Koch die „Kräftigungssubstanz“ seines Bruders des Dr. Koch in Wien vertrieb und Liebig die unter dem Namen „Kumys“ bekannte Steppenmilch fabriciren und durch Koch verbreiten lassen wollte. Rensch zahlte 1000 Thaler Caution, die er nicht zurückerhielt. Als er sah, daß es mit dem Geschäft nichts war, wandte er sich an den Staatsanwalt. Liebig ist zu 2 Jahren, Koch zu 1¾ Jahren Gefängniß verurtheilt worden. — Liebig benutzte die Aehnlichkeit seines Namens, um das Publicum glauben zu machen, daß Freiherr J. v. Liebig in München Erfinder des Kumys sei; ein Unfug, gegen den Herr J. v. Liebig vor ein paar Jahren erfolglos ankämpfte.

Charade.

(Viersilbig.)

Sieh, wär in meinem ersten Paar
Ein d statt t zu sehen,
So würde, Freund, ich offenbar
Vor Dir als Richter stehen.
Die Letzten, auch verkürzt als Wort,
Verbleiben doch ein Namen;
Ihn führen in dem Vaterland
Viel liebenswerthe Damen.
Das Ganze, welches hoch einst stand,
War tückisch und verderblich;
Doch hat ein Redner weitbekannt
Gemacht es erst unsterblich.

Auflösung der Charade in Nr. 33:
Grillparzer.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 36. Speyer, Dienstag, den 25. März 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Auch meine Meinung!“ bestätigte Conrad Lang. „Aber Krieg ist Krieg und der beste ist vom Uebel. Darf das wohl sagen, — habt mich ja damals zum Feldhauptmann gegen die Gecken gewählt. Wie ein Donnerwetter mit den wackern Knaben über die Feinde kommen, daß sie Roß und Gepäck im Stich lassen — ja, das ist schön und gut. Aber die üble Rede hinkte auch damals nach mit der richtigen Einsicht, daß das Kriegsleben unsere Jungen wild mache. Davon jedoch ein andermal,“ fügte der ernste Mann hinzu, indem er jetzt seine Hand auf des Meisters Achsel legte, sich schweigend umsah und dann den Hausherrn bedeutsam anschaute. „Davon abgesehen,“ hub er nochmals an, um dann mit etwas heruntergestimmtem, aber um so nachdrucksvollerem Tone fortzufahren: „Wir sind unter vier Augen. Sag' an, Schwager, wäre es Dir lieb, wenn es hieße: Soll Stadt und Gemeinde die Schuld Einzelner büßen oder um einer Familie willen in Gefahr und Schaden kommen?!“

„Verstehe Dich nicht recht, Conrad!“ sprach jetzt Meister Schwarz unangenehm berührt und aufhorchend. „Soll das mich angehen? Hat es nicht Rath und Gemeinde mit Dank hingenommen, daß mein seliger Vater mitgeholfen, den übermüthigen Junkern, denen von Hattstadt, unser Schultheißenamt zu entwinden?“

„Daran denkt keine Seele mehr,“ sprach Conrad Lang weiter. „Aber wie steht es um Deine Streitsache mit dem Junker von Hattstadt wegen des Fasses?“

„Ei, jederzeit und jedwedem kann ich sonnenklar beweisen, daß er mir die Hälfte des Preises dafür noch schuldet. Kann ich dafür, daß es nach dem Kauf seinen dummen Knechten vom Wagen stürzte und Schaden erlitt? Es ist freche Ränkemacherei, wenn er jetzt die bezahlte Hälfte des Preises zurückverlangt.“

„Steht es so, kann auch das schlimmste Lästermaul die Sache nicht gegen Dich aufrühren, bemerkte Conrad Lang zufrieden, jedoch sichtlich noch mit weiterem Bedenken. „Das also kann uns nicht weiter kümmern. Aber, Du weißt, nicht mit Unrecht grollt man in der Stadt Deinem Hermann, dem man die Schuld beimißt, daß unsere Gesellenschaft der Colmarer unterlegen ist. Nun kommt der lahme Bastard noch daher und will von der Stadt seine — durch Deinen Hermann verloren gegangene — Wette bezahlt haben!“

Meister Schwarz biß sich auf die Lippen, bis sie bluteten. Der Aerger und Verdruß drängte ihm das Blut in's Gesicht und wieder zurück. Eine Weile stand er bleich da und brachte kein Wort heraus. Endlich, als er sich die ganze Lage hastig vorgestellt hatte, sprach er mit vor Erregung zitternder Stimme: „Und nun, was thun? Ist die Forderung eine gerechte? Soll ich, um aller Uebelrede meines guten Namens wegen zuvorzukommen, das Geld zahlen?“

„Nein, nimmermehr! Der Anspruch ist schon eine Frechheit ohne gleichen,“ versetzte Conrad Lang. „Niemand muthet Dir die Zahlung zu; Jedermann würde Dich auslachen, wenn Du nur daran dächtest, — und dennoch liegt die Sache so, und das ist eben das Schlimme davon, daß Alle, wenn es deßwegen zu Weiterem kommt, sagen oder denken werden: das Ungemach haben wir der „Schwarzen Sippe“ zu danken!“

„Leider, leider! Oh!!“ machte Meister Schwarz, vor Ingrimm aufseufzend, während ihn nun sein Schwager zu beruhigen suchte, indem er mit ihm aus dem Schuppen über den Hof dem Thore zuschritt.

„Ich sprach mit Dir darüber,“ fuhr Conrad Lang fort, „damit Dich die Sache nicht unvorbereitet treffe und wir überlegen können, was zu thun. Es hat jetzt für's Erste auch noch Zeit, — Zeit genug, um im Voraus jeder übeln Rede zu begegnen.“

„Ja, ja, — das Wie sei meine Sache,“ bemerkte der Meister, als er an seinem Sohne vorüber kam, laut genug, daß es dieser vernehmen konnte, indeß er in trübem Sinnen noch immer vor seinem schönen neuen Fasse stand. Während der Oheim einen bewundernden Blick auf dasselbe warf und diesen dann fragend nach seinem Schwager wandte, fügte Meister Schwarz, mit zornigem Nachdruck nach seinem Sohne schauend, noch anzüglich hinzu: „Uebrigens ein neuer Beweis dafür, wie pflichtvergessene, leichtfertige Knaben dem Ganzen zu argem Schaden sein können.“

Die beiden Männer trennten sich hierauf am Hofthore, Meister Schwarz ging in's Haus zurück, sein Schwager die Straße hinunter. Der Herbstnebel lag noch gegen Mittag schwer und drückend über der Stadt, auf den Gemüthern der Gesellen im Hofe aber eine Stimmung, die dem trüben Wetter entsprach. Wohl empfanden sie, daß der Nebel kalt hernieder rieselte

und der Boden feucht und unangenehm sich an die Sohlen legte, während sie noch im Hofe umher hantierten. Wenn sie jedoch sonst bei solcher Witterung mit Behagen an die große durchwärmte Wohnstube dachten, wo das Mittagsmahl ihrer wartete, so gingen sie heute, als es vom Thurme des Münsters zu Mittag läutete, mit merkbarer Gedrücktheit zu Tische. Meister Schwarz saß schon oben an der Tafel, da Sabine, die Tochter des Hauses, mit gesenkten Blicken und ungewöhnlich leiser Stimme das Tischgebet begann. Wenn sonst ihre frommen Worte in jeder Ecke des braungetäfelten, weiten Gemachs vernehmbar waren und wie sanfte Glockentöne an das Herz Martins, des jungen Küferknechts, erschollen, wollte es heute diesen bedünken, als klänge die Stimme des guten Mägdeleins zitternd und gebrochen, wie im Kampfe mit mühsam verhaltenen Thränen. Die Frau Meisterin ließ sich mit einer Miene, die möglichst derjenigen ihres Mannes entsprach, an dessen rechte Seite nieder, Sabine an dessen linker Seite, worauf sich auch die Gesellen niedersetzten, jeder an seinen gewohnten und nach der Haus- und Dienstordnung bestimmten Platz.

Als sich nun Hermann ebenfalls an der Seite seiner Schwester niederließ, sah ihn sein Vater steif an, erhob sich hierauf, ohne einen Bissen berührt zu haben, trug seiner Frau auf, die Fleischportionen auszutheilen und verschwand ohne weiteres Wort hinter der nächsten Thüre. Hermann erblich und suchte das Angesicht seiner Mutter. Diese aber warf ihm nur einen schmerzlich bittern, anklagenden Blick zu und sprach während des Mahls kein Wort. Ein düsteres Schweigen herrschte an der großen eichenen Tafel. Niemanden schien es heute schmecken zu wollen und der seit Wochen andauernde Verdruß im Hause sich gewissermaßen so verdichtet zu haben, daß er sich Jedermann schwer auf Brust und Lunge legte. Man eilte vom Tische hinweg, um aus dem Gemache zu kommen, als ob man damit der drückenden Stimmung entrinnen könne, welche sich Aller bemächtigt hatte. Hermann jedoch suchte sich, als die Gesellen hinaus waren, seiner Mutter zu nähern, die seinen Blicken ausweichend, ihrer Tochter beim Abräumen des Tisches half. Betrübt blieb er stehen und sah ihrem Gebahren zu, bis er endlich mit bewegter Stimme begann: „Mutter, liebe Mutter.“ —

„Was gibt es? Was willst Du?“ fragte die Frau mit scheinbarer oder wirklicher Kälte, indem sie von dem weißen Tischlinnen, das sie zusammenlegte, nicht aufschaute. „Wie kannst Du mich noch Deine liebe Mutter nennen, indeß Du Dich gegen Deinen Vater auflehnst und ihm durch Deinen Ungehorsam jede Stunde verdirbst, jeden Bissen im Munde vergällst?“

„Alles was ihr wollt, will ich thun,“ antwortete jetzt der Sohn eindringlich, „nur in der Einen Sache kann ich euch nicht zu Willen sein, Mutter, — das ist ein Ding, das ich selbst tragen muß jeden Tag und jede Stund' all' mein Leben lang. Im Uebrigen, Mutter, sprich selbst, hab' ich mich bisher sonst gegen meiner Eltern Wunsch und Gebot vergangen?“

„Um so schlimmer, daß Du es jetzt thust,“ sagte Frau Agathe Schwarzin, sich zur Kälte zwingend. „Eines Thorwärtels Kind! Das Thurmkätherlein! Der liebe Gott soll mich und unser ehrliches Haus vor der Schande bewahren, daß die Leute mit Fingern auf uns deuten und Gesichter hinter uns schneiden! Wenn Du Deine Eltern liebst und Deine Pflicht kennst, kannst Du auch hierin Deinem Vater zu Willen sein, der besser weiß, was sich für Dich und uns schickt. — Nun?“ hub sie nach einer Pause an, indem sie das zusammengelegte Tischtuch aufnahm und ihrem Sohn einen Seitenblick zuwarf.

„Nein, Mutter, ich kann es nicht!“ sagte Hermann schmerzlich bewegt.

„Dann haben wir zwei ausgesprochen, bis Du es lernst. Dein Vater wird Dir's zeigen, darauf magst Du Dich verlassen. Mach es mit Ihm aus. Kann er Dir verzeihen, kann ich es auch.“ Und damit wandte sich die Mutter, ohne nochmals umzuschauen, zur Thüre und verschwand hinter derselben. Hermann sah ihr mit schmerzlicher Bewegung nach und kehrte sich zu seiner Schwester, die noch immer in schweigsamer Thätigkeit war, um die Stube wieder in Ordnung zu bringen.

„Und auch Du, Sabine,“ fing er an, indem er jetzt auf sie zutrat und ihre Hand ergriff, „auch Du bist mir böse und gönnst mir seit Wochen kein freundliches Wort mehr. Was hab' ich denn Dir gethan, daß Du mir zürnen kannst, wie es auch die Mutter thut?“

„Die Mutter zürnt Dir nicht,“ sprach Sabine mit abgewandtem Gesichte. „Sie ist nur voll Kummer, wie ich selbst. Ach, daß Du auch zu diesem Küferfest nach Colmar mußtest! Seitdem haben wir keinen frohen Tag mehr im Hause gehabt! Wie kannst Du auch den Vater so kränken? Ist es denn auch der Mühe werth um solch ein Thurmkätherlein?“

„Oh, Schwester, sie ist es werth, daß ich um sie leide, mehr leide, als ich Dir und ihr sagen könnte,“ antwortete der Bruder.

„So lieb hast Du sie wirklich? fragte jetzt die Schwester und kehrte ihr treues und gutes Antlitz zu ihm her. „Aber Du siehst doch, daß es der Vater nie und nimmer zugeben wird.“

„Soll ich sie darum weniger lieb haben, Sabine? Ach, man sieht, daß Du von Liebe noch nichts weißt!“ versetzte der Bruder, indem er sich mit der Linken über Stirne und Augen fuhr und dabei den rosigen Anflug nicht bemerkte, der sich auf den milden Zügen des Mädchens kundbar machte. „Würdest Du aber eine Liebe in Deinem treuen Herzen hegen, Du verständest mich, Sabine, und thätest nicht anders, denn ich.“

Mit abgewandtem, glührothem Antlitz hörte die Schwester auf den Bruder und vermochte eine Weile nicht das Wort zu finden, bis sie mit einem leisen unvernehmbaren Seufzer und sanfter, milder Stimme sagte: „Nein, Hermann, ich würde dulden, hoffen, schweigen. Denn der Gehorsam mit Geduld hat nie kein Uebel noch verschuldet.“

„Ach, Sabine,“ erwiderte Hermann kopfschüttelnd,

„da wußte der Martin beim Weinsegen zu Colmar besseren Trost.“

„Unser Martin?“ fragte Sabine leise und schüchtern.

„Unser Geselle, der Martin Butzer.“

„Und was hatte denn der zu sagen?“

„Er sagte: Gott gebe die zusammen, die sich lieb sind und hold!“

Ein jäher Wechsel der Farbe flog über das Antlitz des schlichten Mädchens, während sie es standhaft abwandte. Eine Weile stand sie wieder schweigend und schien mit einer Frage zu kämpfen, die sich ihr aufdrängte. Dann aber hob sie mit Einem Mal ihr Haupt und richtete sich auf. „Und welcher der schönen Jungfrauen von Colmar hat denn der Martin solchen Weinsegen gebracht?“ fragte sie mit kalter Fassung und etwas strengerem Tone.

Der Bruder erklärte nun, daß Martin wohl der Sitte gemäß den Namen einer Anwesenden genannt, vielleicht aber an eine ganz andere gedacht habe, denn es habe eben nicht geschienen, als trage derselbe eine von Colmar im Sinne, da er weder beim Reigen noch bei sonstiger Festgelegenheit sich den Jungfrauen sonderlich genahet habe. Wäre Hermann nicht so sehr von seiner eignen Angelegenheit innerlich in Anspruch genommen gewesen, so hätte ihm die Aufheiterung des ganzen Wesens seiner Schwester während dieser Mittheilungen auffallen müssen. Uebrigens vermied Sabine alle weiteren Fragen in dieser Richtung und erkundigte sich mehr nach andern Einzelheiten des Festes, wie viel Meisterstöchter dem Zuge beigewohnt hätten und wie sie gekleidet gewesen, welche am meisten gefeiert worden und als die schönste gegolten habe.

„Und des Störlins Gertraud soll ja die Königin gewesen sein,“ fuhr sie im Verlauf ihrer Plauderei immer vertraulicher fort. „Das soll ja ein gar schönes und stolzes Mägdelein sein.“

„Das ist sie,“ erwiderte der Bruder kurz.

„Und doch hat sie Dir nicht gefallen,“ sprach Sabine weiter. „Was ist denn nur an selbigem Thurmkätherlein von Herlisheim, daß sie vor all den schönen Jungfrauen Dich so sehr für sich eingenommen hat? Das muß ja ein Wunderthierlein sein, daß Du ihretwegen Alle vergaßest.“

„Es ist ein einfaches, holdes Kind, Sabine,“ versicherte Hermann.

„Es muß wohl ein wackeres Mägdelein sein, daß Du sie so lieb gewinnen konntest.“

„Dank Dir für dies Wort, Sabine! Du würdest sie auch lieb gewinnen, wenn Du sie kenntest,“ versetzte Hermann innig und betheuernd.

„Ich möchte sie einmal sehen,“ sagte Sabine, schrak aber in demselben Augenblick zusammen, als sich von Außen her auf den Steinplatten des Ganges Schritte vernehmen ließen, in welchen sie die des Vaters erkannte. Die Geschwister hatten zuletzt bei ihrem vertraulichen Geplauder ganz und gar die arge Trübung des Hausfriedens vergessen, waren aber jetzt lebhaft daran erinnert, welches Verhältniß zwischen Vater und Sohn eingetreten war in Folge derselben Umstände bei jenem Feste, von denen sie sich so eben noch in aller Harmlosigkeit unterhalten hatten. Hermann ließ nach einem innigen Druck die Hand der Schwester fahren und entschlüpfte durch die Thüre, während Sabine in eifriger Beschäftigung ihre Verlegenheit vor dem Vater zu verbergen suchte. Auch sie glaubte sich nun in ihrem Herzen schuldig gegen den strengen Mann zu wissen, und mit diesem Bewußtsein durchbebte sie eine heiße innere Angst, welche sie bis dahin vor ihrem Vater noch nicht empfunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Unterredung mit Bazaine.

Ein französischer Correspondent der Times gibt einen ausführlichen Bericht über eine längere Unterredung mit Marschall Bazaine, den wir, so weit er für Deutschland von Interesse ist, kurz wiedergeben. Im Laufe der Unterhaltung fragte der Correspondent, ob es wahr sei, daß er am Tage der Schlacht von Gravelotte 20 Kilometer vom Kampfplatze entfernt Billard gespielt habe? Der Marschall erwiederte, daß er Billard überhaupt nicht spiele. „Dann“, fuhr er fort, „war, was für die Deutschen die Schlacht von Gravelotte war, für uns die von Amanviller. Ich befand mich die ganze Zeit hinter den Linien von Amanviller, ertheilte Befehle, hielt mich in Verbindung mit Marschall Canrobert, welcher bei Saint Privat stand und einen Theil seiner Truppen nach Sainte Marie-aux-Chênes geworfen hatte, und befand mich sonach auf dem vortheilhaftesten Punkte. Diesen gab ich nicht auf, als bis nach dem Ende der Schlacht, und kein General, der eine Armee commandiren kann, würde einen andern Punkt ausgewählt haben. Es ist nicht Sache eines Oberbefehlshabers, mit dem Schwerte in der Hand zu kämpfen, und das hatte ich erst zwei Tage vor Rezonville erfahren, wo ich, wenn ich nicht mit der größten Anstrengung herausgeholt worden wäre, um ein Haar in die Hände der braunschweigischen Husaren gefallen wäre.“ Auf die Bemerkung des Times-Correspondenten, daß viele Officiere sich wunderten, daß die Franzosen nach einem offenbaren Siege (?) den Befehl zum Rückzuge erhielten, antwortete Bazaine: „Die Schlacht von Gravelotte oder Amanviller, zu der ich ganz allein den Plan ersonnen hatte, sollte gar keine Offensivbewegung sein. Ich konnte niemals daran denken, mit 90,000 Mann, die ich wohl kannte, gegen 250,000, welche fest verschanzt waren, zu kämpfen. Ich wünschte nur Defensivbewegungen auszuführen, vom Feinde so viele Menschen als möglich zu vernichten und gleichzeitig meine Truppen zu schonen. Nach mehreren glücklich abgelaufenen derartigen Treffen konnte ich mich durchzuschlagen hoffen, um dann die Mosel zu überschreiten, Straßburg Entsatz zu bringen und Elsaß und Lothringen zu decken. Das war es, was ich beabsichtigte, und demnach behaupteten meine Truppen nur Defensivpositionen, die ich ihnen vorher bestimmt hatte. Ein Corps nur, nämlich das vierte, machte eine glückliche Scheinbewegung, und die Schlacht war auch die mörderischste, welche die Deutschen im ganzen Kriege durchzumachen hatten.“ Gefragt, ob er denn keine Weisungen hatte, daß er so unabhängig handeln konnte, erklärte der Marschall: Ich hatte keinerlei Instruction. Als ich am 12. unsern geliebten und unglücklichen Kaiser sah, bat ich ihn, das Commando an Mac-Mahon oder Canrobert zu übergeben, aber vergeblich. Ich verlangte Instructionen, und der Kaiser sagte nur: Thun Sie Ihr Bestes. Damals stand es schon schlimm mit uns. Wir hatten nach Reichshofen und Forbach keinen rechten Flügel mehr. Ich schrieb an Mac Mahon, daß ich den Versuch machen wollte, nicht nach Verdun, sondern nach den Festungen im Norden mich zurückzuziehen. Als der Marschall nach einigem Zögern und nachdem er versucht hatte, auf Paris zu marschiren, den Befehlen des Kriegs-Ministers gehorchte, glaubte er, ich befände mich schon auf dem Wege nach dem Norden und er kam nach Sedan. Ich konnte mich ihm nicht anschließen, sondern mich nur auf mein eigenes Urtheil

verlassen.“ „Aber“, wandte der Correspondent ein, „es heißt ja, daß ein Waldhüter, Namens Scalabrino, Ihnen persönlich eine Depesche des Generals Mac Mahon am 23. übergeben hat, in welcher die Richtung, die sie einschlagen sollten, angegeben war?“ Bazaine zuckte die Schultern: „Ich habe keinen Courier empfangen, keinen Scalabrino oder sonst einen Waldhüter gesehen. Vor dem 30. August habe ich keine Depesche von Mac Mahon erhalten.“ Auf die Bemerkung, daß der Marschall mehr als 90,000 Mann in Metz gehabt haben müsse, da 170,000 zu Gefangenen gemacht worden seien, gab der Marschall zur Antwort, daß er nur 90,000 zuverlässige und schlagfertige Truppen gehabt habe, wenn auch 170,000 in Verpflegung waren. Ueber die mysteriöse Affaire Regnier äußerte sich Bazaine wie folgt: „Ich verstehe die Sache selbst nicht. Eines Tages wurde ein Mann, welcher von Bismarck mit einem Paß versehen war, vor mich gebracht, erklärte, daß er von Chiselhurst komme, nichts Geschriebenes mitzubringen gewagt habe, als seine Legitimation, jedoch eine Photographie mit der Handschrift des kaiserlichen Prinzen besitze und Canrobert oder Bourbaki sehen wolle. Ich erkannte die Handschrift, glaubte, daß Verhandlungen zwischen der Regentin und Bismarck vor sich gingen und hielt mich nicht für berechtigt, irgendwie einzugreifen. Der Fremde, Regnier, sprach mit Canrobert allein, welcher nach einer halben Stunde mir erklärte, daß er zu alt für die Reise sei. Bourbaki erklärte, daß er gehen wollte. Er that es, und ich sah weder ihn noch Regnier jemals wieder. Was ich darüber weiß, das habe ich allein aus den Zeitungen.“ Ueber seinen Gehorsam der Kaiserin gegenüber sagte er: „Ich war von der Welt abgeschnitten, die Nationalvertheidigungs-Regierung hatte sich nie mit mir in Verbindung gesetzt, ich wußte nichts von ihr, und für mich war die Kaiserin-Regentin noch immer Regentin.“ In Antwort auf andere Fragen erklärte er, daß er den Generalen Soleil und Tarras zur Verbrennung der Adler Befehl gegeben habe, daß er vor der Uebergabe von Metz nicht mit dem Prinzen Friedrich Karl gespeist, daß er, als eine Schüssel Suppe den Officieren, die vom Regen ganz durchnäßt und erschöpft waren, angeboten wurde, um nicht unhöflich zu erscheinen, seine Lippen nur benetzt habe; daß, als er vor der Uebergabe von Metz nach Lebensmitteln gesucht habe, keine vorhanden gewesen seien, daß die Bürger dagegen, als die Belagerung aufgehoben war, ihre verborgenen Vorräthe hervorholten. Als der Timescorrespondent das Gerücht erwähnte, daß Bazaine Elsaß und Lothringen zu einem neutralen Herzogthum und sich selbst zum Herzog habe machen wollen, und daß Bismarck ihn in diesen Hoffnungen bestärkt habe, lachte der Marschall und sagte, daß weder Bismarck noch Prinz Friedrich Karl ihn für dumm genug dafür hielten. „Aber“, fuhr Bazaine fort, „man hat stets die fabelhaftesten Gerüchte über mich ausgesprengt. Als ich aus Mexico zurückkehrte, da hieß es, ich hätte einen ungeheuren Reichthum. Die Wahrheit ist, daß ich nicht einen Sou hatte, dagegen aber verschuldet war. Der unglückliche Kaiser Maximilian hatte mir die Villa Buenavista gegeben, welche ich für 100,000 Piaster abzutreten gedachte. Ich verlangte das Geld nicht und Juarez confiscirte die Villa. Meine Frau hat kein Vermögen und wird vielleicht einmal 16,000 oder 20,000 L. besitzen.“ — Die Frage, warum die Bonapartisten gegen ihn seien, während er bei jeder Gelegenheit seine Anhänglichkeit an die kaiserliche Familie bezeige, beantwortete Bazaine: „Das sind Eifersüchteleien, die von lange her datiren und in der Zeit meines größten Glückes ihren Anfang nahmen. Später, als ich in Mexico war, nahm man mir es übel, daß ich nicht den Instructionen gemäß, welche General Castelnau mir zustellte, den Kaiser zum Abdanken gebracht und ihn mit mir genommen habe. Aber ich konnte, selbst wenn ich gewollt hätte, diese Instructionen nicht ausführen. Er war Kaiser: und wenn ich mit ihm von Abdankung sprach, sagte er, daß er lieber tausend Mal sterben würde, als einem Soldaten gleich erscheinen, der mitten in der Schlacht sein Schwert fortgeworfen habe. Als ich in Vera-Cruz mich einzuschiffen im Begriffe war, ließ ich ihm nochmals sagen, daß ich noch hinreichend Truppen zur Verfügung habe, um ihn, wenn er es wünsche, mitzunehmen. Aber er weigerte sich standhaft. Ferner heißt es unter den Bonapartisten, daß ich in Metz mich von der Kaiserin-Regentin zu entfernen gesucht habe; eine Begründung für diese Behauptung jedoch sind sie nicht im Stande anzugeben.“ Zum Schlusse der Unterredung spricht Bazaine den Wunsch aus, Gelegenheit zu haben, sich zu vertheidigen, damit er seinen Kindern einen unbefleckten Namen hinterlassen könne und das Publicum erfahre, in wie fern er für das, was geschehen ist, verantwortlich gemacht werden könne.

Miscellen.

(Ein in Berlin begrabener Japanese.) Vom katholischen Krankenhause aus wurde am Mittwoch Vormittag 11 Uhr in Berlin die Leiche des der japanesischen Truppe früher zugehörigen Künstlers Tora Kitschee zur letzten Ruhestätte nach dem katholischen Kirchhofe in der Liesenstraße geleitet. Tora Kitschee wurde vor 12 Tagen in das genannte Krankenhaus hoffnungslos am Leberkrebs und an der Unterleibsentzündung erkrankt aufgenommen. Dem Sarge, der reich mit Palmen und Kränzen geschmückt war, folgten die Collegen des Verstorbenen, nachdem sie vorher unter sich eine Andacht gehalten, zur letzten Ruhestätte. Die Sophienkirche hatte die Annahme der Leiche auf dem Sophienkirchhofe abgeschlagen, worauf der Probst Herzog die Genehmigung zur Bestattung der Leiche auf dem katholischen Friedhofe gab.

Das Reinigen der Gewehre mittelst Petroleum. Das Einfetten der Gewehre mit Fetten und Oelen schützt dieselben nicht vor dem Rosten; die sogenannten trockenen Oele verharzen, die nicht trockenen werden ranzig, sie verändern sich also an der Luft (bilden Säuren) und zwingen das Eisen, es gleichfalls zu thun. Das Petroleum ist dieser Veränderung nicht unterworfen. Petroleum und Wasser sind große Feinde und wenn der Gewehrlauf mit einer dünnen Schicht Petroleum überzogen ist, hält dieser das Wasser von dem Metall des Laufes ferne; das Wasser verdunstet darauf, das Petroleum nicht, und somit kann auch kein Rosten eintreten. Bedingung ist nur, daß man für ganz reines Petroleum Sorge trägt. Ist es nicht rein — wie es im Handel wohl vielfach vorkommt — so greift es allerdings das Metall an. Auch muß man vorsichtig sein, daß es nicht auf die Politur des Schaftes läuft, da es dieselbe auflöst. Die Reinigung des Gewehres geschieht in folgender Weise: Jeder Schütze versehe sich mit einem Blechfläschchen voll gewöhnlichen, reinen Petroleums, sowie mit einer für den Lauf und die Kammer passenden Rundbürste aus harten Schweinsborsten, welche an den Putzstock anzuschrauben ist; ferner mit trockener Heede oder Hanf. Soll die Reinigung beginnen, so wickelt man genügend Heede oder Hanf um das Ende des Putzstockes, gießt so viel Petroleum darauf, daß die Heede durchweg feucht wird, durchfährt drehend mit ihr den Lauf ein Dutzend mal, zieht den Heedepfropfen heraus, löst ihn auf, wischt den oberen und unteren Theil des Laufes mit dem reinen Theil desselben ab und wirft ihn endlich weg. Dies hat zum Zwecke, den gröberen Schmutz zu entfernen. Hierauf nimmt man die Bürste, befeuchtet sie durchgehends mit Petroleum und durchfährt drehend abermals den Lauf ungefähr ein Dutzend Mal. Hiermit löst man den noch festsitzenden Schmutz. Nun macht man es wie zuerst, läßt aber die um das Ende des Putzstockes gewickelte Heede trocknen und durchfährt, nach allen Seiten hin drehend, den Lauf, reinigt auch das obere und untere Ende desselben, soweit es vom Petroleum befeuchtet war. Dies Abreiben mit feuchter Heede muß man so lange wiederholen, bis sich Schmutz an letzterer nicht mehr zeigt. Die Anwendung von Drahtbürsten zum Reinigen der Gewehre ist nicht rathsam, da diese mit ihren vielen feinen Stahlspitzen das Rohr zu sehr angreifen. Man nehme nur weiche Heede, Hanf, wollene Lappen oder dergleichen; das Petroleum löst ohnehin allen Schmutz schon genügend auf.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

// Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 37. Speyer, Donnerstag, den 27. März 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker**.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Kommen und Gehen.

Als der Sohn des Hauses wieder in den Hof hinunter kam, hatten die Gesellen seines Vaters ihre Arbeit zum Theil schon wieder aufgenommen, schweigend, wie in diesen Tagen seit dem Colmarer Küferfest immer. Unverdrossen sah sich jedoch Hermann nach neuer Arbeit um, setzte sich im offenen Schuppen an die Fügbank und glättete einige eichene Faßdauben, die zur Ausbesserung des großen Bottichs dienen sollten. Aus der Unterredung mit der Schwester hatte er ja doch einen Trost mitgenommen, der ihm eine große Erleichterung und Beruhigung gewährte; er hatte mit ihr von seiner Liebe sprechen können, ohne daß sie ihm oder dem Gegenstand seiner Neigung zürnte, und das erregte in ihm eine dankbare, sanfte, hoffnungsvolle Empfindung, die ihn zugleich mild stimmte und ermuthigte.

Ueberall im Hofe herrschte bald rücksichtslose Thätigkeit, und die Leute gaben sich ihrem Geschäfte so ausschließlich hin, daß bald alles Uebrige darüber vergessen war.

Um dieselbe Zeit kam die Straße herauf ein stattlicher Geselle mit seinem Bündel geschritten. Vom steinernen Brunnenstock her schauten die kichernden Mägde nach ihm und durch manches Erkerfenster sah ihm ein Mägdelein nach, wie er so gerad', aufrecht und ernst dahin schritt. Aber der fremde Geselle schien wenig darauf zu achten, welche Aufmerksamkeit seine Erscheinung erregte, grüßte nicht rechts noch links, wie es sonst Gesellenbrauch ist, sondern schritt nur immer mit etwas trüber, fast hochmüthiger Miene fürbaß.

Als er endlich vor das große alte Haus mit dem ummauerten Hofraum kam, wo das Arbeitsgeräusch auf die Straße heraus erscholl, fragte er nochmals einen vorübergehenden, um sich zu vergewissern, wer hier wohne. Dann trat er unter den Bogen des Thors, zog einen kleinen hölzernen Küferschlegel aus dem Gürtel und pochte nach damaliger Handwerkssitte mit drei vernehmlichen Schlägen an die Dielen des halb offenstehenden Thorflügels. Erst nach dem dritten Schlage trat er in den Hof selbst ein und grüßte Handwerk und Gesellen. Diese schauten von der Arbeit auf und dann einer den andern erstaunt an, da sie den fremden Küfer bemerkten.

„Bin ich da recht bei Meister Schwarz?" fragte dieser.

„Ja wohl, der Bruder ist am rechten Ort und mit Gott willkommen," sprach einer der Gesellen, der zunächst stand, und dem Hergewanderten die Rechte entgegen streckte. Ueberdem war Meister Schwarz selbst in den Hof herunter gekommen, auf den Zugereisten losgeschritten und betrachtete sich nun dessen kräftige Gestalt und gutes Aussehen. Dann fing er an: „Wohl der fremde Küfer, der den Altgesellen um Arbeit angesprochen hat."

„Mit Gunst, Meister, so ist's."

„Warum hat Dich der Altgeselle nicht eingeführt?"

„Er konnte eben nicht abkommen und der Weg zu Meister Schwarz ist allhier leicht zu erfragen. So wollt' ich nur freundlich gebeten haben, mir zu sagen, ob Ihr Arbeit für mich habt, Meister."

„Bist Du auch ein richtiger Küfer?" lautete die Gegenfrage.

„Ich weiß nicht anders," antwortete der Geselle.

„So hab ich Arbeit genug. Wie heißest Du aber mit Deinem ehrlichen Namen und woher stammst Du?"

„Wenzel Köchlin, eines Meisters Sohn von Mühlhausen."

„Ein guter Name, fürwahr, und gute Herkunft," bemerkte der Hausherr. „Ich kenne Deines Vaters Handwerkszeichen gar wohl und hab' es im Oberlande auf manchem schönen Fasse und in den besten Kellern gefunden. Und wo bist Du zuletzt in Arbeit gestanden?"

„Beim Störlin zu Colmar", lautete die Antwort in etwas gedrücktem Tone.

„Ach so", bemerkte jetzt Meister Schwarz noch angenehmer berührt und überrascht. „Lieber Geselle, nicht weiter will ich Dich jetzt fragen, aus welcher Ursach' Du weggewandert bist. Habe wohl vernommen, welch' wackerer Geselle der Wenzel sei, und schon deßhalb will ich Dich in meinem Hause willkommen heißen, wenn Du auch nicht Meister Köchlins Sohn von Mühlhausen wärest und aus dem Hause des ehrbaren und vortrefflichen Meisters Störlin zu Colmar kämst, von denen beiden ich hoffe, daß sie sich wohl

befinden. Habe auch wohl vernommen, wie sittsam, pflichttreu und dem Handwerk zur Ehre Du Dich allweg und allzeit benahmest, was Andere nicht von sich rühmen lassen. Darum sollst Du auch in meinem Hause gehalten sein, gleich meinem eignen Sohn, vielmehr als wärst Du der und ich hätte keinen andern."

Es war dieß der freundlichste Empfang, den Meister Schwarz je einem zugewanderten Gesellen angedeihen ließ. Hatte er doch auch seinem Sohne zu Gehör geredet, der nun abseits im Schuppen stand, das Erstaunen der Andern über Wenzels Ankunft in Colmar theilte und nur darauf wartete, um denselben mit einem Handschlag willkommen zu heißen, sobald ihm der Vater hierzu Zeit ließ.

„Nehmt meinen Dank für den freundlichen Willkomm, Meister", fing jetzt Wenzel an. „So stellet mich zur Arbeit ein und ich hoffe, Ihr sollt nicht unzufrieden sein."

„Zweifle gar nicht daran," entgegnete Meister Schwarz, indem er fortfahrend so laut und ausdrucksvoll sprach, daß es Alle im Hofe hören konnten. „Du sollst an jenes Gesellen Stelle treten, der mein Sohn heißt, aber fort muß, aus meinen Augen, wofern er nicht reuevoll bekennen und aufgeben will, was er zu seiner und seines Vaters Unehre im Herzen trägt."

Alle Gesellen, die ringsum bei der Arbeit standen und herschauten, erschraken ob dieser Rede, die den Verdruß und Unfrieden der letzten Wochen im Hause auf die Spitze trieb und zur Entscheidung brachte. Sie sahen von dem Meister auf den Sohn, der jetzt bleich, aber mit entschlossenem Ausdruck, das scharfe Werkzeug in der Hand, neben der Fügbank stand; sie sahen wieder auf den Meister, dessen hartköpfige Strenge ihnen wohl bekannt war. Und auch Wenzels Blicke glitten fragend von einem zum andern. Für den Augenblick war eine völlige Stille eingetreten. So aufgefordert und zum Aeußersten gedrängt in Aller Gegenwart, konnte Hermann den Vorwurf des Vaters vor dem fremden Gesellen nicht schweigend hinnehmen. Man wartete, daß er sich erklären würde und wartete mit banger Spannung auf seine Worte. Nur Meister Schwarz stand mit gleichgültiger Kälte da, als jetzt sein Sohn vortrat und mit möglichster Fassung und Ruhe begann: „Ich hab' Euch wohl verstanden Vater. Ihr wollt eine Sache zwischen uns zum raschen Austrag bringen und brachtet sie darum jetzt vor Aller Ohren. Es ist gut so, da Ihr es thut, besser, als wenn sie noch lange unausgetragen zwischen uns läge. So sage ich Euch denn vor diesen Zeugen in aller Ehrfurcht: Hoffet nicht, lieber Vater und Meister, daß ich meinen Eid breche, den ich bei mir selbst für meine Liebe geschworen. Handle ich darin wider Haus- und Zunftgebot in meiner Vaterstadt, so will ich als Geselle weiter wandern, leidvollen Gedenkens zwar, aber mit dem Trost der Treue im Herzen, der mich stärken und kräftigen wird in den trübsten Stunden."

„Und das wäre Dein letztes Wort, Knabe?"

„Ich habe kein anderes in dieser Sache."

„So magst Du Dein Bündel schnüren," sprach Meister Schwarz entschieden. „Nimm Geld mit auf diese Reise. Dein Lohn wird Dir mit Heller und Pfennig ausbezahlt gleich einem andern Gesellen, und wenn Du auf der Wanderschaft dessen einmal mehr bedarfst, laß es uns wissen."

„Besten Dank, Vater, aber ich hoffe mir durch meiner Hände Arbeit immer so viel zu erwirken, als ich brauche."

„Soll mir lieb sein. Nur trittst Du mir nie und nimmer wieder unter die Augen."

„Bis Ihr mich ruft, Vater."

„Das wird in diesem Leben nicht geschehen. Und nun noch Eins. Du bist nun Dein eigener Herr und magst nun geraden Wegs nach Herlisheim laufen und des Junkers von Hattstadt Schloßküfer werden, wenn er Dich annimmt. Kannst dabei die fünfzig Goldgülden, die der lahme Bastard von Lützelstein in der Wette verloren und nun von Deiner Vaterstadt fordert, abverdienen, und thust so ein gutes Werk. Wirst Du es thun?"

„Nein, Vater!" versetzte Hermann ernst. „Ich bin dem Junker nichts schuldig und werde so wenig nach Herlisheim gehen, als Ihr selbst. Habt Ihr mir noch Weiteres zu sagen?"

„Nichts weiter. Du magst ruhig wandern."

„Heute noch, Vater?"

„Lieber heute noch, als morgen."

„So will ich denn heute noch wandern", sprach der gute Geselle mit schwerem Herzen, aber gefaßtem Gemüthe. Dann wandte er sich an seine Mitgesellen, die erschrocken und betrübt umher standen: „Ihr, lieben Brüder, werdet mir das Geleit nicht versagen und mir eine gute Wanderschaft gönnen."

„Gewiß, Hermann, wenn es denn sein muß, gehen wir mit, so weit Du willst," sprachen Mehrere.

„Nicht weiter, als Gesellenbrauch!" fiel der Meister streng ein. Dann wandte er sich nochmals, bevor er den Hof verließ, an seinen Sohn mit der Bemerkung: „Also leg' Krummesser und Dechsel weg, laß Alles liegen, was zu Hof und Werkstatt gehört, tritt hinweg und überlaß diese Stelle einem Bessern als Du, Du bist überflüssig im Hause geworden und kannst gehen, wann Du willst."

Hermann that stillschweigend, wie ihm befohlen war, während seine Mitgesellen wie betäubt dem Meister nachsahen. Dann trat der Sohn nochmals zu seinem neuen Fasse hin, wobei ihm die Augen des neuen Gesellen bedauernd folgten, bald aber mit Bewunderung an dem schönen Werk hängen blieben. „Feine Arbeit", sprach Wenzel, indem er mit hinzutrat und gleich Hermann Rand und Bauch des Fasses betastete und mit den Fingerknöcheln an die Dauben pochte.

„Und Gott sei Dank, fertig bis auf Weniges", fügte Hermann hinzu. „Dir darf ich übrigens ein liebes Werk zu vollenden getrost überlassen. Du wirst es fertig bringen, so gut, als ich es selbst vermocht hätte. Oder bist Du mir etwa noch böse, Wenzel?"

„Hier meine Hand, Bruder!" sagte der Angesprochene und reichte seine Rechte hin. „Herzlich Leid thut mir, einen Gesellen, wie ihn die Zunft nicht

wieder hat, also von Vater, Meister, Gesellen, Stadt, Haus und Hof scheiden zu sehen. Darüber mag ganz Schlettstadt trauern! O, die feinen, falschen Mägdelein richten alles Leid auf Erden an!"

„Sprich nicht so!" erwiderte Hermann. „Das Leid wollen wir um der Liebe willen tragen. Nicht Alle sind falsch!"

„Wo wirst Du hinwandern?" fragte Wenzel, um von dem Gegenstande abzukommen. „Gehst Du nach Colmar?"

„Nein. Ich sollte wohl die blonde Gertraud bestens grüßen?"

Wenzel wandte sein Gesicht ab, auf dem sich der Ausdruck tiefen Grams kundgegeben hatte. Denn er gedachte wohl recht lebhaft der Ursache, die ihn endlich dennoch aus Colmar und aus dem Hause des Meisters Störlin weggetrieben. Es war für ihn unmöglich gewesen, sich auch nach jenen Festtagen nicht mehr des wankelmüthigen Benehmens der blonden Gertraud zu erinnern. Zugleich hatte ihm sein Sieg im Preissprung ein gewisses Recht auf ihre besondere und rücksichtsvollere Aufmerksamkeit gegeben, von dem er auch Gebrauch zu machen sich erlaubte, wenn sie darnach in Gesellschaft wieder unverkennbare Gleichgültigkeit gegen ihn hervorkehrte. Als er nun eines Tags Gelegenheit nahm, ihr sein entschiedenes Mißfallen darüber unumwunden zu äußern, nahm sie es so übel auf, daß sie von der Zeit an kein Wörtlein mehr an ihn richtete und that, als ob er nicht vorhanden sei. Da hatte er zum Leidwesen seines Meisters und zum größten Erstaunen anderer Leute endlich seinen Bündel gepackt und erklärt, daß es nicht länger auszuhalten sei, sagte dem liebgewordenen Hause und der heitern Stadt Valet und wanderte weiter aus den Thoren, ohne noch einmal das Antlitz der stolzen, geliebten Jungfrau zu sehen, die sich hartnädig vor ihm verschlossen hielt. Nach Hause wollte Wenzel in solcher Betrübniß nicht. Darum wandte sich Störlins Obergeselle von Colmar über den Landgraben gegen das untere Land, wo er denn auch bei Meister Schwarz zu Schlettstadt freundlichen Willkomm und gute Arbeit fand. Freilich war es kein heiterer Tag, da er in das alte Haus eintrat wo der Unfriede zwischen Vater und Sohn einen Allen unwillkommenen Austrag fand. Wie verscheucht schlichen die Gesellen im Hofe umher und sahen den fremden Eindringling mit nicht sehr günstigen Augen an, obgleich sie sich sagen mußten, daß derselbe die mißlichen Verhältnisse im Hause vorgefunden, nicht geschaffen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Warum die Stumme von Portici stumm wurde.

Nur wenige der modernen Opern erfreuen sich eines so glücklichen Libretto's, als Auber's berühmtes Werk: „Die Stumme von Portici" Der kühne Aufstand des Fischervolkes, die Verschwörung der Lazzaroni, der Sturm auf den Palast des Vicekönigs, selbst der Held Masaniello — ist historisch, nur die Hauptträgerin der dramatischen Handlung, die stumme Fenella, wurde dem Dichter wie dem Componisten noch in der zwölften Stunde durch einen Zufall, durch eine Weiberlaune octroyrt. Während Deutschland die Schrecken des dreißigjährigen Krieges erlebte, seufzten die Neapolitaner unter dem Steuerdruck der spanischen Regierung. Besonders war das Volk über den Zoll ergrimmt, welcher auf den Lebensmitteln lastete. Als nun der Herzog von Arcos, der spanische Vicekönig, unklugerweise noch eine neue Obststeuer einführte, da geriethen die heißblütigen Neapolitaner in die äußerste Wuth. Unter dem Hafenvolk Neapels, welches aus Fischern, Schiffern, Lazzaronis, Bettlern und andern braven Leuten zusammengesetzt war, zeichnete sich vor allen ein junger Fischer aus Amalfi, Thomas Aniello, in der Abkürzung gewöhnlich Mas-Aniello genannt, durch Schönheit und geistige Begabung aus. Derselbe hatte noch einen ganz besonderen Grund, auf den Vicekönig und die spanische Herrschaft erbittert zu sein; sein junges schönes Weib war nämlich von den Zollbeamten arg beleidigt und mißhandelt worden, und ein ungerechter Richterspruch hatte ihn um sein kleines Besitzthum gebracht. Er war daher eifrig bemüht, die Erregung und Unzufriedenheit des Volkes zu immer helleren Flammen anzuschüren. Endlich wurde eine Revolte beschlossen; man bewaffnete sich im Geheimen, und als am 7. Juli 1647 seitens der Regierung eine gewaltsame Erhebung der Obststeuer versucht wurde, benutzten die Verschworenen die Gelegenheit, das Volk mit in die offene Empörung hineinzuziehen. Masaniello ließ zuerst die Zollhäuser stürmen, warf sich dann in die Stadt, und ehe nur die regulären Truppen schlagfertig waren, hatten die Insurgenten bereits festen Boden gewonnen und an vielen ihnen verhaßten Großen blutige Lynchjustiz geübt. Am härtesten wurde natürlich der Vicekönig bedrängt. Indessen leistete derselbe keinen Widerstand, sondern beeilte sich, sei es auch Schwäche oder weil er in der That nicht anders konnte, mit den Aufrührern Frieden zu schließen, indem er die gewagtesten Forderungen zugestand. Das Volk wollte keinen andern Herrscher als seinen geliebten, siegeskühnen Anführer, und so wurde denn Masaniello, der Fischerkönig, zum Dictator des Landes ernannt. — Anfänglich bemühte er sich nach Kräften, die ihm gewordene Aufgabe würdig zu lösen; er hob die verhaßten Steuern auf, übte Gerechtigkeit und sorgte für das Gemeinwohl. Täglich saß er auf dem Platze Toledo zu Gericht und seine Todesurtheile wurden auf der Stelle vollzogen. Bald aber traten bei Masaniello Zeichen des Irrsinnes auf. Er ließ sich durch falsche Freunde, welche, wie es heißt, der schlaue Vicekönig ihm zusandte, zu einem lasterhaften Leben und zur launenhaften Despotie verleiten. Das Volk behauptet, der Vicekönig habe dem verhaßten Sohn des Volkes einen vergifteten Blumenstrauß geschickt, dessen Duft ihn wahnsinnig machte. Jedenfalls beging Masaniello die unsinnigsten Handlungen. Die Folge davon war, daß die ehemaligen Genossen sich nun gegen ihn selbst empörten; er wurde auf offener Straße überfallen und ermordet, sein Körper durch die Stadt geschleift. Aber kaum war Masaniello beseitigt, als auch der Vicekönig, — sich nun sicher glaubend, — wieder die Herrschaft übernahm und dem Volke noch härteren Druck auferlegte als zuvor. Da erwachte in den schnell erregbaren Neapolitanern die Reue über den an ihrem Lieblinge verübten Mord, sie glaubten fest, daß er das Opfer des rachesüchtigen Spaniers geworden und umgaben ihren „Fischerkönig" mit dem verklärenden Glanze des Märtyrerthums. Sein Leichnam wurde mit kostbaren Stoffen bekleidet, öffentlich ausgestellt und endlich unter dem feierlichen Geleite des ganzen Volkes begraben. Sein Andenken aber wurde hoch in Ehren gehalten und blieb noch lange Zeit — namentlich unter dem Hafenvolk, lebendig.

So weit die Geschichte. Man sieht, daß Scribe aus diesem romantischen Stoff sein Libretto fast ohne Mühe zusammensetzen konnte und seinen Helden beinahe fertig geliefert erhielt; aber sehen wir nun auch, wie er zu der „Stummen" kam. Die Oper hatte anfänglich nach ihrem Helden „Masaniello" heißen sollen, denn Fenella, welche nach der Geschichte die Gattin desselben und keineswegs stumm gewesen, von Scribe aber in dessen Schwester verwandelt worden war, hatte eben keine besonders hervorragende Rolle zu spielen oder vielmehr zu singen. Nun ereignete es sich, daß, genau an dem Tage vor der ersten Aufführung der Oper, die Sängerin, welcher nicht die Partie der Fenella zuertheilt war, sich krank

melden ließ und — sei es, weil die Partie ihr plötzlich nicht gefiel oder weil sie sich an der Verzweiflung des armen Componisten ein besonderes Amüsement machen wollte, oder aus sonst einer selbst den Göttern unergründlichen Laune, — sich auf's Bestimmteste weigerte, am folgenden Abende zu singen. Was war da zu thun? Einer anderen Sängerin in so kurzer Zeit das Einstudiren der Partie zuzumuthen, war unmöglich, von der eigensinnigen Primadonna das Aufgeben ihrer Laune zu erzielen, noch weit unmöglicher, und mit Publicum und Kritikern, die schon lange vorher auf das Werk neugierig gemacht worden waren, ließ sich nicht spaßen. Dichter, Componist und Theaterdirector waren nahe daran, sich sämmtliche Haare auszuraufen, — da kam das Genie Scribe's auf einen rettenden Gedanken. Er nahm mit der historischen Fenella abermals eine Metamorphose vor und — ließ sie stumm werden. Auber verstand sich zwar ungern dazu, die für Fenella componirte Gesangpartie zu streichen, indessen es war das einzige Rettungsmittel und so fügte er sich. Die Rolle der Fenella wurde statt der ersten Sängerin der ersten Tänzerin zuertheilt und Dichter wie Componist freuten sich über die Maßen, durch dieses Arrangement gleichzeitig an der launenhaften Primadonna eine empfindliche Rache üben zu können. Der Coup gelang über alles Erwarten, die „Stumme" trug nicht wenig zu dem glänzenden Erfolge der Oper bei und ist bis auf den heutigen Tag ein Liebling des Publicums geblieben. So schuldet denn die dramatische Kunst eine ihrer dankbarsten Aufgaben der — Migräne einer eigensinnigen Sängerin. Nun sage man noch, daß Weiberlaunen unnütz seien! (Nach d. Arbeit.)

Miscellen.

Frankfurt a. M., 22. März. Der Trichinenproceß, welcher kürzlich beim hiesigen Rügegericht eingeleitet wurde gegen einen Metzger, welcher an eine hiesige Familie einen Schinken verkaufte, durch dessen Genuß eine ganze Familie an Trichinosis schwer erkrankte, endete diese Woche mit Freisprechung des Metzgers. Die Staatsbehörde hatte hervorgehoben, es sei zwar bei diesem Verkaufe kein Dolus anzunehmen, wohl aber liege große Fahrlässigkeit vor. Der Vertheidiger betonte: „Ein Ministerial-Rescript habe die Fleischbeschau auf Trichinen durch den Staat, wegen der Unmöglichkeit einer Controle, für unausführbar erklärt und jede Garantie abgelehnt. In gleichem Sinne hätten sich die hier vernommenen ärztlichen Autoritäten ausgesprochen. So lange aber die geeigneten Localeinrichtungen, wie sie in Gotha, Erfurt, Braunschweig rc. bestehen, nicht vorhanden sind, sei es eine Unmöglichkeit, Jemanden verantwortlich zu machen. Der einzelne Metzger könne diese Einrichtungen für sich allein nicht treffen, und von Fahrlässigkeit könne um so weniger die Rede sein, da den hiesigen Metzgern eine Erfahrung von 10 Jahren zur Seite stehen, in welchen 10 Jahren 400,000 Schweine geschlachtet worden und kein einziger Fall von Trichinosis vorkam! Das freisprechende Urtheil des Gerichts wird folgendermaßen motivirt: Es sei kein Beweis dafür gebracht, daß der Angeklagte von der gefährlichen Beschaffenheit des Schinkens beim Verkaufe gewußt habe. Anderseits sei aber durch die Verhandlung nachgewiesen, daß hier weder eine Einrichtung zur Untersuchung auf Trichinen, noch eine Controll-Maßregel zur Ausführung des §. 367, 7 des Strafgesetzbuchs bestehe; daß ferner nach Ansicht der ärztlichen Autoritäten die zwangsweise Einführung einer solchen Untersuchung in den großen Städten sich als bedenklich herausstelle, und daß auch da, wo solche Einrichtungen bestehen, keine absolute Sicherheit von ihnen zu erwarten sei. Ja, der Beschuldigte selbst habe im Jahre 1867 mit mehreren Metzgern eine solche Einrichtung auf eigene Kosten hergestellt, sie aber, weil unausführbar und erfolglos, wieder fallen lassen. Und da die bloße äußere That des Verkaufs von trichinenhaltigem Fleisch dem Verkäufer nicht als Verschulden angerechnet werden könne, so müsse Freisprechung des Angeklagten folgen.

Koburg, 18. März. Auf der hiesigen Beste mit ihren vielen und kostbaren Sammlungen rc. wird in nächster Zeit im Lutherzimmer eine bedeutende Autographen-Sammlung von Schriften Dr. Martin Luther's aufgestellt werden, welche vom verstorbenen Prinzen Albert, Gemahl der Königin von England, gesammelt, eine wesentliche und sehr werthvolle Vermehrung der Kunst- und Alterthumsschätze der Beste Koburg bilden wird.

Vom Schlachtfeld bei Solferino bringt das „Bolletino della Societa di S. Martino e Solferino" folgende Mittheilung: „Es ist bekannt, daß unsere Gesellschaft eine Sammlung von Gegenständen veranstaltet hat, welche bei der im Winter von 1869 und 1870 vorgenommenen allgemeinen Exhumirung auf dem Schlachtfelde von Solferino bei einzelnen Leichnamen vorgefunden wurden. Unter diesen Gegenständen befinden sich mitunter sehr interessante Sachen, wie z. B. die silberne, ganz mit Blut besprengte Taschenuhr, deren Zeiger um 3 Uhr 35 Minuten, also genau zur selben Stunde stehen geblieben, wo der letzte Sturm auf Cavriana stattfand. Bei Cavriana, an der Seite eines Skelets, wurde auch diese Uhr gefunden. Die Sammlung ist nun durch ein anderes Object bereichert worden, das gar keinen inneren Werth besitzt, darum aber nicht minder von hohem Interesse ist. Es muß hier zuvörderst bemerkt werden, daß, mit wie großer Sorgfalt man auch bei Aufsuchung der auf verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes begrabenen Todten zu Werke gegangen, ihrer doch eine große Anzahl übersehen wurde, namentlich solche, die eine abgesonderte Grabstätte erhielten. Wenn nun die Bauern bei Aufackerung des Bodens auf ein Skelet stoßen, so benachrichtigen sie hiervon die Gesellschaft, welche dasselbe abholen läßt. Vor Kurzem fand man zur Seite eines solchen Gerippes eine Tabaksdose, die aus dem Ende eines Ochsenhornes geformt scheint. Auf der engen Seite hatte man einen Deckel mit Charnier angebracht, der Boden der Dose, gleichfalls von Horn, befindet sich an der breiten Seite. Auf dem Deckel zeigen sich in rohen Umrissen zwei brennende Herzen eingravirt. Der Boden, ebenfalls mit kleinen Zierrathen versehen, stellt ein im Schatten eines Baumes sitzendes junges Paar dar. Um die Dose herum sind zwei Verse in deutscher Sprache eingegraben; gerade diese nun sind es, welche durch ihren ahnungsvollen Sinn der sonst unscheinbaren Tabaksdose einen eigenen Werth verleihen. Die Verse lauten:

Wann ich leb', so lob ich dich,
Wann ich stürb, so bitt für mich.

In der Tabaksdose befindet sich noch, an Wänden derselben anklebend, Tabak. Jene Empfehlung an die Geliebte, für den Besitzer der Dose zu beten, wenn er sterben sollte, ruft gewiß eine tief wehmüthige Empfindung bei Jedermann hervor. Die Direction der Gesellschaft hat denn auch beschlossen, die Dose neben den anderen gefundenen Gegenständen aufzubewahren."

Charade.
(Viersilbig.)

Die zwei Ersten erblühen im grünen Gewand,
Gar einfach und zierlich im südlichen Land,
Erfüllend die schmeichelnden Lüfte
Durch wonneberauschende Düfte.

Die folgenden Beiden bezeichnen die Macht,
Sie zieren den Herrscher bei glänzender Pracht:
Doch die edlen Steine verstecken
D'ran nimmer die blutigen Flecken.

Das Ganze aus den Ersten mit zitternder Hand
Die Jungfrau zum schönsten Tage sich wand,
Als Sinnbild der seligsten Stunden,
Die Liebe auf Erden gefunden.

Auflösung der Charade in Nr. 33:
Katilina.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 38. Speyer, Samstag, den 29. März 1873.

Am Abend.

Von der Welt zurückgezogen
Ruhen mag ich gerne
Und das Brausen ihrer Wogen
Hören nur von ferne;

Unterm kühlen Grün der Bäume
Ruhen friedetrunken,
In das Zauberreich der Träume
Seligstill versunken.

Droben hoch die Sterne gehen
Wandelnd ihre Bahnen,
Abendglockenklänge wehen,
Wecken süßes Ahnen.

Sanft im Glanz und Klang verschwimmen
Erdenleid und Fehle,
Und gelockt von Engelsstimmen
Schwebt empor die Seele.

Heinrich Stadelmann.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Hermann hatte sich unterdeß in sein Zimmer begeben, um seine sieben Sachen zusammen zu suchen. Mutter und Schwester gingen wie verstört in den Hallen umher und von Stube zu Stube, um noch dieß und jenes für den wandernden Sohn des Hauses zu richten und aus den großen dunkeln Eichenschränken zu nehmen. „Muß es denn sein? Muß es denn sein?“ hatte Frau Agathe noch den Vater gefragt, als dieser ihr die Nachricht mittheilte, daß der Sohn fort in die Welt solle. Und da er unwiderruflich mit dem Haupt genickt, hatte die fromme Hausfrau kein weiteres Wort, als: „In Gottes Namen! Der wird's wohl machen!“

So leichten Kaufs kam aber Meister Schwarz nicht bei dem langen Kunz davon, der mit grimmigem Gesichte vor dem Dienstherrn erschienen war, als ihn dieser des Geschäfts und des neuen Gesellen wegen vor sich beschieden hatte. Als dieß erledigt war, setzte der Meister noch hinzu: „Ich seh' wohl, Du machst mir auch ein Gesicht, Kunz, — gibst mir Unrecht und nimmst wie immer Partei für den ungerathenen Jungen. Glaubst ja Alles besser zu verstehen, als Dein Herr und Meister.“

„Daran ist Einiges wahr, das Andere nicht“, war des Alten Antwort. „Da Ihr aber einmal auf diese Sache gekommen seid, muß ich schon sagen, es thut nicht gut so!“

„Warum?“ fragte Meister Schwarz kurz.

„Darum. Wäre der Hermann ein Geselle, wie wir Andern und nicht Euer Sohn, so spräch' ich so oft Ihr's hören wollt oder nicht wollt: Macht keinen dummen Streich, Meister Schwarz, behaltet den Gesellen! Einen tüchtigeren und einen, der Euch mehr Ehre macht, bekommt Ihr nicht wieder. So aber ist der Hermann Euer Sohn, und was der Vater thut und sei es noch so thöricht — wir Gesellen können nichts dawider thun. Aber Ihr werdet's noch bereuen, wollte Gott, nicht zu spät.“

„Solchen Einwurf habe ich von Dir erwartet, langer Kunz“, bemerkte der Meister jetzt etwas wegwerfend. „Immerhin, mein Wille geschieht, der Ungerathene geht!“

„Aber die Stunde wird schon kommen, wo Ihr mit Seufzen sagen werdet: Ja, wäre nur mein Hermann da!“

„Ich werde es nicht sagen, niemals!“

„Dann werdet Ihr's denken!“

„Nein, sage ich! Blitz und Donner, nein!“ fuhr der Meister heraus.

„Doch, sage ich!“ war des Gesellen Rede.

„Hör' Du, ich habe Deinen Widerspruch satt, altes Großmaul!“ begann Meister Schwarz. „Was hättest Du darauf zu sagen, wenn ich auch Dir befehle: Packe Dich fort, langer Kunz, geh Deiner Wege, Du bist überflüssig geworden?!“

„Nichts würde ich sagen, aber ich ginge nicht!“

„Du gingest nicht?“ brauste Meister Schwarz wieder auf und sah ihn mit grimmigem Erstaunen an. „Du bist kurz angebunden, fürwahr!“

„Nein, ich ginge nicht!“ antwortete gleichmüthig der lange Kunz. „Denn entweder wäre es nicht Euer Ernst oder wäre es Euer Schaden. Und auch an des Hermann Stelle würde ich nicht gehen!“

„Bei St. Velten von Ruffach, ich sage Dir, er geht und Du machst, daß Du an die Arbeit kommst!“ sagte Meister Schwarz und kehrte dem treuen Gesellen den Rücken zu.

Zwei Stunden später reichte Hermann der Mutter und Schwester zum Abschied die Hand. Frau Agathe zwang sich ruhig zu erscheinen, Sabine aber legte dem

Bruder eine ganze Minute lang das Haupt auf die Schulter und weinte bitterlich. Dabei standen die Gesellen umher und machten kein Hehl mit ihrer Trauer. Selbst der dicke Caspar schnitt Gesichter, als ob er vergeblich gegen das Niesen ankämpfe. Meister Schwarz hielt sich allein zurück, als dann sein Sohn in seiner Mitgesellen Begleitung zum letzten Male über den Hof zog. Und so ging es noch an selbigem Abend hinaus. Und kein Mensch wußte eigentlich, was es heißen wolle, daß des Meisters Schwarz einziger Sohn nochmals wandere. Die Gesellen sangen trauervolle Wander- und Abschiedslieder. Dem Hermann aber ward es so schwer um's Herz, als er die trauliche Vaterstadt hinter sich in den grauen Spätherbst-Himmel aufragen sah, daß es ihn mit tiefer Wehmuth ankam. Denn er dachte sich Mutter und Schwester stumm und still beim Abendbrod, an dem er nicht mehr Theil nehmen konnte, dachte sich ihr Seufzen in der Morgenfrühe, wenn sie in den Hof sahen und ihn nicht unter den Gesellen entdeckten. Er dachte sich auch den Vater — aber der Gesang und das Geplauder der Gesellen, die ihm das Geleit gaben, riß ihn aus seinen trüben Gedanken. Nach einer Stunde lag schon Dämmerung auf der Ebene vor den Bergen. Nochmals reichte man sich die Hände beim Scheidetrunk, und der Ruf: „Glück auf den Weg, lieber Bruder!" tönte noch durch die Nacht von den Zurückkehrenden her, während Martin, der junge Geselle, sich es nicht nehmen ließ, den Sohn seines Meisters bis nach Dambach in den Weinhängen der Vogesen zu begleiten, wo derselbe übernachten wollte. Sie hatten Vieles zu reden, bis auch sie sich trennten. Als aber Hermann Schwarz andern Tags von Dambach aus seinen Wanderstab weiter durch die entlaubten Rebengefilde des Gebirges schwang, lag Reif auf den Feldern und der erste Schnee auf dem Gebirge des Leber- und Weilerthales hinter Schlettstadt und auf den Hängen des hohen Ungersberges zu seiner Linken. In schwerem, aber doch siegreichen Kampfe rang die Morgensonne mit den Nebeln der Ill und des Rheins über der Ebene. Auch ihn ihm rang sich durch wehmüthiges Gedenken und leidvolles Sinnen in der frischen Morgenluft ein gefaßter Muth hindurch. Das letzte „Glück auf den Weg" des verflossenen Abends hallte jetzt in einer Brust wieder. „Wer weiß, wie Gott es wenden mag!" sagte er sich selbst, und allmälig begleiteten seinen Schritt Worte und Weise eines Liedes, bis er lauter in's Feld hinein sang:

„Schein uns du liebe Sonne,
Gieb uns ein' hellen Schein!
Schein uns zwei Lieb zusammen,
Die gern bei einander wollen sein.

Wohl auf den Feldern und Bergen
Da liegt ein kalter Schnee.
Der Schnee kann nicht zerschmelzen,
Denn Gottes Wille muß ergehn.

Gottes Wille der wird ergehen,
Zerschmelzen wird uns der Schnee.
Gott gesegn' Euch Vater und Mutter!
Ich seh Euch nimmer mehr."

Viertes Capitel.

Absage.

Zu Schlettstadt sprach man einige Tage von nichts Anderem, als von der nochmaligen Wanderschaft des jungen Schwarz. So gewöhnlich es auch schon damals war, daß junge Gesellen wanderten, fiel es bei eines Meisters Sohn dennoch auf, der so wie Hermann Schwarz sein Geschäft verstand und in der Fremde nichts mehr lernen konnte. Man grübelte nach den Gründen seiner Entfernung und vergaß ganz darüber, daß die wahre Ursache in den übeln Nachreden und Zuträgereien der Schlettstädter selbst lagen, mit welchen sie seit dem Colmarer Küferfest den Meister gegen seinen Sohn aufgebracht, Unfrieden und Zwist gesät und eine Reihe von Verdrießlichkeiten in deren Haus hervorgerufen hatten, die endlich zu dieser Entscheidung führen mußten. Da die Strenge, ja der Hochmuth, mit welchem Meister Schwarz auf die Ehre seines Namens und Hauses hielt, Allen bekannt war, hätte man einen solchen Schluß der Dinge voraussehen können. Aber wie es zu gehen pflegt, erinnerte man sich erst, als es zu spät war, an die sonstigen Verdienste und Vorzüge des jungen Schwarz. Und die am meisten zu jenen Mißhelligkeiten beigetragen, welche ihn vertrieben, klagten jetzt auf der Herberge und auf der Straße, daß es dem Meister Schwarz nicht eben zugestanden habe, den tüchtigsten Gesellen der Zunft, den Stolz seiner Vaterstadt gleichsam zu verbannen. Denn kamen fremde Küfergesellen nach Schlettstadt, so frugen sie wohl, ob der Hermann Schwarz wirklich eines hiesigen Meisters Kind sei; man höre in den kleineren Städten des Unterlandes, die er durchwandert habe, und auch zu Straßburg beim Handwerk viel Rühmens von ihm, als einem gar wackern und geschickten Gesellen. Geschah nun solche Nachfrage, so lautete die niedergeschlagene Antwort: „Ja, der Hermann Schwarz ist wieder gewandert, man weiß nicht recht warum. Er ist gewandert, — aber da steht jetzt bei seinem Vater ein Geselle, der Mühlhäuser Wenzel, der auch ein trefflicher Küfer ist. Wenn er dem jungen Schwarz nicht gleichkommt, mag er doch gleich hinter ihm kommen. Meister Schwarz scheint gar sehr zufrieden mit ihm und hat ihn gewaltig an sein Herz geschlossen."

In der That hatte Hermanns Vater bereits großes Gefallen an seinem neuen Gesellen gefunden. Hatte derselbe auch bei neuen Aufgaben im Handwerk und schwierigen Fällen nicht das findige Geschick Hermanns und fehlte seiner Arbeit auch gewissermaßen die künstlerische Zierlichkeit, so empfahl sich dieselbe doch durch Festigkeit und praktische Gediegenheit, sowie sein Fleiß, seine Ausdauer und Umsicht nichts zu wünschen übrig ließen. Dagegen machte ihn sein ewiges Besserwissen, seine Eigenliebe und die Unnachgiebigkeit, mit der er ein gemeinschaftliches Werk nur nach seinem Kopfe durchgesetzt wissen wollte, bei den Gesellen nicht besonders beliebt. „So macht man's bei uns im Oberland!" war sein Spruch, den er nur zu oft wiederholte. Wenn nun auch auffallender Weise Meister

Schwarz diese Eigenwilligkeit übersah oder als mannhafte Festigkeit und Sicherheit anschaute, die ihm an dem Fremden nicht mißfiel, so erinnerte doch der lange Kunz bei jedem Anlaß kurz und bündig daran, daß der „Bruder" hier noch nicht Obergeselle sei, wie bei Störlin.

Es konnte somit an kleinen Reibereien im Hofe und in der Werkstatt nicht fehlen, und besonders vertrug sich Martin wenig mit dem neuen Gesellen, dem man übrigens auch da nicht mehr gerecht werden wollte, wo er es verdient hätte. Meister Schwarz hatte oft genug zu seufzen über die geschwundene Brüderlichkeit bei seiner Gesellenschaft. Er erkannte auch die Ursache des Unfriedens, konnte sich jedoch nicht mehr dazu entschließen, sie zu entfernen. Dabei hatte er sich öfter, als er geglaubt, seines abwesenden Sohnes zu erinnern, dessen verträgliches Wesen ihm allerdings als Schwäche des Charakters erschienen war, bis er sich noch zuletzt von dessen Festigkeit überzeugen lassen mußte. Auch der Anblick des schönen, großen Fasses, des letzten Werkes des Verbannten, weckte ihm beständig die Erinnerung an denselben, bis es eines Tages auf eine mächtige Faßschleife gehoben und von zwei Pferden zum Hofthore hinausgezogen wurde. Es war um hohen Preis an den Probst zu St. Fides verkauft worden, nachdem Herr Smaßmann von Rappoltstein diesem zu Liebe auf den Erwerb desselben verzichtet hatte. Der Probst aber wollte es mit Kästenholzer-Wein gefüllt als werthes Geschenk an seinen lieben und guten Freund, den gefürsteten Abt zu Münster im Gregorienthale schicken. — Zur selbigen Zeit ließ Meister Störlin von Colmar seinem guten Freunde und Zunftverwandten zu Schlettstadt gelegentlich höflichen Gruß und folgenden Wunsch entbieten: „er versehe sich zu seiner Freundschaft, daß er ihm nunmehr seinen trefflichen Obergesellen wieder zurückstelle oder zum Entgelt gerade einen so tüchtigen zusende."

Das war nun zwar halb im Scherz gemeint, machte dem Meister Schwarz jedoch viele und schwere Gedanken, die er gegen Niemanden äußerte, bis er eines Winterabends seiner Gattin am Feuer der großen Stube allein gegenüber saß. Nachdem er lange und schweigend in die flammende Gluth geschaut hatte, hob er endlich das Haupt. „Agathe!" sagte er.

„Was denn?" fragte Frau Agathe aufblickend.

„Der Wenzel ist nöthig im Geschäft und mir werth, — wie ein Sohn."

Frau Agathe seufzte tief auf und warf einen schmerzlichen Blick auf den Vater Hermanns. Dieser aber fuhr nach einer Pause wieder fort, indem er sich im dämmernden Raum umsah, ob kein unwillkommener Ohrenzeuge vorhanden wäre: „Solchen Schwiegersohn ließ ich mir gefallen!"

Frau Agathe seufzte wieder und meinte dann: „Ja, es wäre vielleicht keine üble Gelegenheit für unsere Sabine. Obgleich ihn die Gesellen nicht mögen, will ich ihn nicht vorweg verdammen. Aber der Wenzel wird Störlins schöne Gertraud nicht so schnell vergessen können, hat auch noch nicht gezeigt, daß ihm Unsere gefalle, und diese — ich habe noch nicht gesehen, daß die Sabine eben viel nach ihm umschaue."

„Das wird sich machen, wird schon kommen! Aber das Andere!?" bemerkte der Meister bedenklich, schlürfte von dem Krüglein neuen Weins, das in der Nähe des Feuerheerdes stand und schaute wieder in die Gluth, schweigend wie vorher.

Mehrmals aber und immer wieder blickte er seine Frau so fragwürdig und auffordernd an, daß diese wohl merken konnte, welch' guten Ort jetzt ihre Rede und Meinung finden würde, wenn sich auch etwas wie ein Vorwurf darein mischen sollte. So fing sie denn auch endlich an: „Du meinst wohl das Andere mit dem Hermann?" Der Meister nickte zustimmend und zum Fortreden ermunternd.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Berlin, 20. März. (Internationale Astronomie.) Der Director der hiesigen Sternwarte, Professor Förster, veröffentlicht im „Staats-Anz." Folgendes: „Durch die Einrichtung der großen unterseeischen Telegraphen-Linien, welche Europa jetzt mit allen anderen Erdtheilen verbinden, ist die Astronomie endlich in den Stand gesetzt worden, dem umfassenden Ausblick in den Himmelsraum, welchen das Zusammenwirken von Sternwarten an den entferntesten Punkten der Erdoberfläche ermöglicht, durch sofortige gegenseitige Mittheilungen dieser Sternwarten erst seinen vollen Werth zu verleihen. Ein glänzender Erfolg dieser erdumfassenden Communication wissenschaftlicher Wahrnehmungen ist bekanntlich sogleich nach dem Sternschnuppenfall des 27. November v. J. erzielt worden. Dieser Sternschnuppenfall, welcher überwiegend die nördliche Halbkugel der Erde traf, erregte die Vermuthung, daß von den entgegengesetzt liegenden Punkten der Erde, also im allgemeinen von der südlichen Halbkugel aus, die an der Erde vorbeigegangenen, nicht in der Erdatmosphäre zerstäubten Theile jenes Sternschnuppenschwarmes unter der Gestalt eines kometenartigen Gebildes wahrgenommen werden könnten, und zwar an derjenigen Stelle des Himmels, welche dem scheinbaren Ausgangspunkte der Sternschnuppenbahnen gerade gegenüber liegen müsse. Durch eine telegraphische Mittheilung, welche Professor Klinkerfues in Göttingen über diese seine Schlußfolgerung an die Sternwarte zu Madras sandte, wurde diese in den Stand gesetzt, an der angegebenen Stelle wirklich einen Kometen zu finden, dessen Vorübergang in großer Erdnähe jedenfalls in einer engen Beziehung zu den Sternschnuppenschaaren steht, welche wir am Abend des 27. November passirt haben. Dieser Komet ist sehr bald nach der Auffindung, hauptsächlich in Folge des eintretenden Mondscheins, den Blicken wieder entschwunden und seitdem nicht mehr gesehen worden, so daß man es nur der telegraphischen Benachrichtigung zu danken hat, wenn es überhaupt gelungen ist, jenes kometenartige Gebilde wahrzunehmen. Durch die Liberalität der deutschen Reichsbehörden, sowie der „Vereinigten deutschen Telegraphen-Gesellschaft" ist nun, in Anbetracht der im obigen Beispiel erläuterten wissenschaftlichen Bedeutung einer telegraphischen Verbreitung astronomischer Entdeckungen, neuerdings der Berliner Sternwarte, zunächst auf den Telegraphenlinien Berlin-Borkum-Lowestoft-Valentia-Washington Gebührenfreiheit gewährt worden, so daß nunmehr alle europäischen oder jedenfalls alle deutschen Entdeckungen von Planeten und Kometen, überhaupt von Phänomenen, deren sofortige weitere Verfolgung durch die Astronomen Amerika's wünschenswerth ist, durch Vermittelung der Berliner Sternwarte innerhalb weniger Stunden nach Washington gelangen können. Andererseits hat die Berliner Sternwarte unter dem 14. Januar d. J. auch von Seiten der bekannten Smithsonian Institution zu Washington die Zusicherung empfangen, daß diese Insti-

tution in derselben Weise die Vermittelung für die telegraphische Meldung aller ähnlichen amerikanischen Entdeckungen auch nach Berlin übernehmen wird, so daß nunmehr zwischen Europa und Amerika ein vollständiges System solcher Mittheilungen organisirt ist, welches sich hoffentlich ergiebig für die Wissenschaft erweisen wird.“

* Zur Kaninchenzucht berichtet Lord Malmesbury im englischen Oberhause, daß der Import an Kaninchen von Ostende aus sich auf 1,500,000 Stück wöchentlich belaufe und daß von einem Kürschner Birmingham's allein jährlich 30,000,000 Kaninchenfelle verarbeitet würden. Lord Malmesbury berechnete, daß der Nahrungsstoff, den diese Masse von Kaninchen liefere, 33500 Tonnen, im Werthe von 1,500,000 L.-St. jährlich gleichkomme. Es knüpft sich hieran die Ermahnung, daß die Landbau treibende Bevölkerung mehr als seither sich dieser lohnenden Zucht zuwenden möge.

Der Bokhara-Riesenhonigklee. Der landwirthschaftliche Verein zu Gersdorf in Sachsen veröffentlicht das Nachstehende zur Warnung: Auf Anregung mehrerer Vereinsmitglieder kaufte im Frühjahr 1871 der landwirthschaftliche Verein zu Gersdorf und Umgegend anläßlich einer Samenempfehlung der Samenhandlung des Hr. Biel in Schwedt 12 Pfd. Bokhara-Riesenhonigklee à Pfd. 1 Thlr., welche unter 12 Vereinsmitglieder vertheilt wurden. Die durchschnittlichen Resultate waren: der Samen ging durchschnittlich gut auf, hatte aber theilweise durch Auswintern und in Folge Mäusefraß, mit einigen Ausnahmen sehr dünnen Stand erhalten. In sehr jungem Zustande fraß das Rindvieh den Riesenhonigklee ziemlich gern; der Nachwuchs war ein rascher, so daß der zweite Schnitt den ersten, theilweise stehen gebliebenen, bald einholte. Je älter der erste und auch der zweite Schnitt wurden, desto übelriechender wurden Stengel, Blätter und Blüthen. Die Stengel waren lang, holzig und stark, der Blätterwuchs ein geringer, weshalb das Rindvieh diesen Klee gar nicht fraß. Auch beim späteren Austreiben des Rindviehes wurde der hier und da frisch emporgewachsene dritte Schnitt nicht gefressen. Einige Versuche, diese Kleeart zum Samenanbau zu verwenden, ergaben, daß derselbe bei einer Stengellänge von 3—4 Ellen massenhaften Samen trug, der jedoch bei einigermaßen eingetretener Reife leicht ausfiel. Welcher Druschertrag erzielt werden wird, kann nicht bestimmt mitgetheilt werden. Einem Mitgliede des Vereins, welches auch ein Pfund von diesem Klee bezogen hatte, wurde von einem Samenkleehändler aus Böhmen Riesenkleehonigsamen angeboten und zwar zu dem billigen Preise von 6 Sgr. pr. Pfund. Versuchshalber kaufte dasselbe 1 Pfund und säete beide Pfunde auf eine Feld-Abtheilung nebeneinander. Der Wuchs, die Pflanzenbildung, sowie der Ertrag waren ganz gleich und durchaus nicht von einander zu unterscheiden. Hierdurch dürfte wohl die in der illustrirten landwirthschaftlichen Zeitung von W. Löbe vor einiger Zeit ertheilte Warnung vor Ankauf des angepriesenen Bokhara-Riesenhonigklees, à Pfund 1 Thlr., gerechtfertigt sein. Die Redaction des „Amtsblatts für den landwirthschaftlichen Verein im Königreich Sachsen“ fügt hinzu: Wir können vor solchen Anpreisungen von Riesen- und Wunderpflanzen mit noch nie dagewesenen Ertrag ꝛc. nicht eindringlich genug warnen, da fast jedesmal die Sache sich als Schwindel erwiesen hat. In dem vorliegenden Fall war der Erfolg vorauszusehen, da bei der Fütterung des Bokhara-Klees, bei der überwiegenden Anzahl der Anbauversuche dieselben ungünstigen Resultate erzielt worden sind.

* Preisaufgabe.

I.

Es zieht ein Jäger zum grünen Wald
Zum frischen fröhlichen Jagen,
Da späht sein Auge in's Dickicht — halt!
Die Pulse ihm höher schlagen.
Ein —e— schreitet stolz daher,
Und eh' er zur Flucht sich wendet,
Da hat ihm der Jäger aus dem Gewehr
Das tödtliche Blei gesendet.
Halli Halloh! Gesellen heran!
Nun tragt hinaus die Beute!
Und heimwärts zieht der Jägersmann
Das Herz voll Waidmannsfreude.
Doch als er trat in's Stübchen still
Da hört er klägliches Weinen,
Ein —a—, der nicht schlafen will,
Der lag im Bettchen, im kleinen.
Kaum hatte der Vater erblickt das Kind,
Da schienen vergessen die Schmerzen,
Es hob die zarten Händchen geschwind
Und ließ von Papa sich herzen. —
Nun Räthselmeister, schreibt uns bald
Und rathet um die Wette:
Was lief als —e— im Wald,
Was lag als —a— im Bette?

II.

(Pfälzisch.)

E hoher Herr mit goldner Bort
Der lang zu Pferd gesesse,
Der kummt im Krieg in e Baureort
Und möcht dort gern was esse;
„Fleesch, sägt die Werthsfraa, gibt's hie keens,
S' werd alle Dag jetzt schlimmer,
Doch mach' ich Ihne sunscht was schöns
Des schmeckt de Herre immer!“
Sie geht und rappelt mit der Pann
Un zeh Minute später
Do bringt sie ihm was Feines dann,
Ich glaab, des möcht e Jeder.
Der Herr der ißt, bezahlt und dankt,
Dann steigt er uf sein Rappe
Un losst sich, weil die Zeit noch langt,
Noch schnell e Schnäpsel zappe.
Froh gibt er dann der Fraa die Hand
Die so die Leut duht stärke,
Dann sägt er zu seim Adjutant
Er soll sich draus was merke.
Un was sich der gemerkt hot draus,
Des hot, wie sie's verlosse,
Die Fraa hernoch im Hösel haus
Vorsichtig zugeschlosse.

Des Stück hot noch em Krieg verzehlt
E neuer Reichsbeamter,
Dem's jetzt an Arweit grad nit fehlt,
Ich glaab, aus Preuße stammt er.

Zu errathen:

1. Die Charge des hohen Officiers (hochdeutsch, orthographisch.)
2. Das Gericht, was die Frau zubereitet hat (Etwas unorthographisch.)
3. Das was der Adjutant sich gemerkt und die Frau nach dem Abzug zugeschlossen hat. Diese drei Bezeichnungen zusammengestellt und richtig geschrieben, geben als Ganzes die Charge des Reichsbeamten. —

Steinfeld den 27. März 1873.

Die Lösungen, welche concurriren wollen, müssen bis längstens Montag den 7. April eingelaufen sein. Die Namen der Lösenden werden, wenn nicht ausdrücklich das Gegentheil gewünscht wird, veröffentlicht. Als 1. Preis geben wir Schiller's Sämmtliche Werke, als 2. Uhlands Gedichte.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 39. Speyer, Dienstag, den 1. April 1873.

* Vorfrühlingslied.

Die Schneeglöckchen blühen,
Die Amsel ist da,
Der Winter muß fliehen,
Der Frühling ist nah!

Der Himmel lacht helle,
Das Herz wird so froh,
Wie wunderbar schnelle
Der Kummer entfloh!

Wenn Dich schon das Grüßen
Des Frühlings erquickt,
Wird weichen ihm müssen,
Was immer Dich drückt.

Ach, gestern noch gingst Du
Still seufzend und müd
Und heute schon singst Du
Dem Frühling dies Lied.

Ch. Böhmer.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Ja, das ist nun so eine Sach'," fügte nun Frau Agathe hinzu. „Hättest Du nur nicht gleich so hart geredet, wärest nicht so drein gefahren! Unser Hermann hat ein weiches Gemüth für ein gutes Wort, ein Herz wie Stahl aber für ein hartes — von Kind an. Hättest Du seine Mutter mit ihm reden lassen, von demselbigen Thurmkätherlein wäre schon längst keine Rede mehr. — Willst Du den Hermann nicht wieder heim rufen?"

„Nein, das geht nicht," fiel Meister Schwarz rasch ein. „Sieh, Alte, schon deswegen nicht. Wenn nemlich dieser lahme Bastard seine unerhörte Forderung an die Stadt wiederholt, und er wird es, so würde wieder Mancher auf uns deuten: das haben wir Denen zu danken! Nun aber werden Andere sagen: Meister Schwarz hat seinen Hermann fortgeschickt, — das ist Strafe genug für dessen Leichtsinn; weiter haben wir mit dem frechen Heckenjunker nichts zu schaffen! So wird man reden und so soll man reden. Aber was willst Du noch sagen, Agathe?"

„Ich? Nun ja, wenn Du meinst, daß ich reden soll: wie wär's denn? Meister Störlin meint's nicht blos im Spaß, — wie wär's, wenn unser Hermann an Wenzels Stelle bei seinem alten Lehrmeister einträte?! Du sorgst wegen Herlisheim, das ihm hinter den Thoren von Colmar vor der Nase liegt. Du hast jedoch sein Wort, daß er nicht eher dahin gehen werde, als Du selbst. Und dann der Umgang mit der schönen Tochter vom Hause, die ja ein Auge, wenn nicht gar zwei, auf unsern Hermann geworfen hat, was ihr übrigens nicht zu verdenken ist. Da wird ihm der Unterschied zwischen des reichen Störlins Tochter und einem Thurmkätherlein schon klar werden; denn er hat ja seine fünf gesunden Sinne und die schöne Gertraud, nach Allem, was man hört, nicht minder. Meinst Du nicht auch?"

Meister Schwarz war von seinem Sitze aufgestanden und ging in der Stube auf und nieder. „Wollen sehen, Agathe!" sagte er, — nichts weiter, setzte aber seine Wanderung im Zimmer noch lange nachdenklich fort, bis Sabinens einfache Erscheinung in die Stube trat und sich zu ihren Eltern gesellte.

Meister Schwarz dachte also nicht daran, Wenzel zu entlassen. Bald verlautete mancherlei darüber, wie sich mit dem neuen Gesellen der Unfriede in der Werkstatt des ersten Küfermeisters der Stadt eingestellt habe. Und man verwunderte sich nicht wenig, daß dieser nicht daran zu denken schien, durch Zurückberufung des eignen Sohnes an Stelle Wenzels den vielen Verdrießlichkeiten, von welchen man hörte, ein Ende zu machen. Ueber diesen und ähnlichen innern Angelegenheiten vergaß das Volk zu Schlettstadt fast ganz und gar den leidigen Handel mit Heinz Grefe, dem Bastard von Lützelstein. Derselbe hatte unterdessen eine nochmalige Aufforderung an die Vorsteher der Stadt wegen der fünfzig Goldgülden erlassen, die er in jener Wette durch eines Schlettstädters Schuld verloren habe, und drang dabei auf schleunige Auszahlung und Berichtigung seines Anspruchs. Darauf ließ ihm nun der Rath, von der übermüthigen, ungerechtfertigten und ausschweifenden Forderung empört, die nicht sehr feine Antwort ertheilen: daß er sich das Geld, welches er bedürfe, holen möge, wo immer er nur wolle, auch beim Teufel in der Hölle, — von Schlettstadt jedoch, das ihm und seinesgleichen nichts schulde, kriege er keinen rothen Heller; Stadt und Gemeinde habe nichts mit ihm zu schaffen.

Da kam eines Tags in aller Frühe ein struppiger,

ruppiger, reisiger Knecht auf einem dürren Klepper vor eines der Thore geritten, das zur Stunde noch nicht geöffnet war. Weil sich auf seinen Ruf Niemand an der Pforte zeigte, um ihm aufzumachen, wartete er ein wenig und sah sich die Stadt ein wenig von außen an, indem er seinen Klepper auf den äußeren Wall, den Wassergraben entlang trieb. Innerhalb ihrer fast kreisrunden Mauer, die mit mancherlei Schießscharten, Zinnen, festen Thürmen und gedecktem Umgang wohl versehen war, lag da die freie Stadt des Reichs wohl bewehrt und beschirmt hinter Wall und Graben in der beschneiten Ebene an der Ill. Entweder gefiel der Anblick dem Reitersmann nicht sonderlich, oder es schüttelte ihn der Frost an dem rauhen Wintermorgen, so daß er fluchend an die Stelle zurückritt, wo die aufgezogene Thorbrücke endlich doch niedergelassen werden mußte. Lauter schrie und schimpfte er endlich über den Graben gegen den Thorthurm hinüber, bis hierauf auch die Ketten rasselten und die Zugbrücke — beim geisterhaften Frühlicht des letzten an den Bergen niedergehenden Viertels der Mondscheibe — über den Graben fiel. Alsbald trabte der einsame Reiter wohlgemuth auf den dicken Bohlen gegen das Thor hin.

Es schien, als habe man denselben von drüben schon länger bemerkt und sich absichtlich Zeit gelassen, den verdächtigen Reiter zu beobachten und aus seinem Verhalten zu erkennen, wessen man sich von ihm zu versehen hatte. Sobald ihn nun der Wächter am Thore als Reisigen des Bastards von Lützelstein erkannt hatte, dessen Farben er trug, fiel dem Reiter vor der Nase ein Gitter herab, welches das Thor versperrend ihn auf der Brücke halten machte. Mit heftigem Fluch und groben Worten begehrte er Einlaß, den ihm jedoch der Thorwärtel kurz und bündig verweigerte, fragend, wer er sei, woher er komme und was er wolle.

Statt aller Antwort griff der Gefragte in seinen Busen, zog einen Brief heraus, steckte ihn an seinen Spieß und forderte einen ehrbaren, ansehnlichen Mann, dem er seine geschriebene Botschaft an Meister und Rath der Stadt anvertrauen und überliefern könne. Der Thorwächter innen hielt sich, als Diener des Raths und Wächter der Stadt, so ehrbar und ansehnlich, wie den draußen, bedeutete es ihm auch durch die Mauerlücke, und daß er bereit sei, dessen Brief und Botschaft entgegen zu nehmen und den Herren vom Rath zu unterbreiten.

Wüthend darüber, daß man ihn hier in der Kälte und ohne guten Trunk stehen lasse, schimpfte der Reitersmann schändlich auf das Handwerkerpack zu Schlettstadt, hob seinen Spieß mit dem Zettel hoch empor und stieß denselben hierauf dem vorsichtigen Wächter durch die Mauerlücke zu. Dann warf er mit ingrimmigem Fluch seinen Gaul herum, sprengte über die Brücke zurück und ritt weiter, nachdem er noch durch unziemliche Geberde Spott und Verachtung gegen die Stadt und deren treuen Wächter bezeugt hatte.

Solcher Bericht und Zettel war darnach auch dem hohen Rath rechtzeitig überbracht und eingehändigt. Dunkle Gerüchte gingen schon am Vormittag durch die Stadt und hielten die Gemüther der Bevölkerung in Erregung. Noch selbigen Tags um die Mittagszeit wurde aber an der Rathhauspforte ein ausführliches Protocoll über den Sachverhalt der zuströmenden Menge verlesen und dann angeschlagen, dazu der nachfolgende Brief angeheftet. Wer lesen konnte, las ihn laut und mit langsamer Deutlichkeit den Zudrängenden vor. Das Schreiben aber war eben dasselbe, das der reisige Knecht überbracht hatte, und lautete folgendermaßen: „Wißt: Meister, Rath und ganze Gemeinde zu Schlett„stadt, daß ich, Heinz Grese, Junker und von edelm „Stand, Euer und der Eurigen und Aller, so Euch „zustehen, Feind sein will, sammt meinen beiden „Söhnen, aufgebotenen und gedingten Knechten, — von „wegen Anspruch und Forderung, die ich an Euch habe. „Und wo Ihr oder die Euren oder die, so Euch zu„stehen, solcher Fehde wegen Schaden nehmt, sei es „durch Raub, Brand, Todschlag oder anderweitig Ge„fährde, wollte ich meine und der Meinigen Ehre nach „aller Nothdurft durch diesen Brief genügsamlich be„wahret haben und es soll keiner weiteren Bewahrung „mehr bedürfen. Gegeben mit meinem zu der Schrift „fürgedrückten Insiegel auf Freitag vor unserer Frauen „Lichtmeß Anno domini MCCCCXLVIII."

So war also von dem Bastard von Lützelstein in bester Form des üblichen Fehderechts der kleinen freien Reichsstadt Krieg angekündigt. Darüber erschraken nun die frommen Bürger zu Schlettstadt nicht sehr. Denn die Stadt zählte zwölfhundert Bürger und konnte auf ersten Ruf fünfhundert streitmüthige, kühnherzige Männer aufstellen, um dem Junker und seinen Helfern die Feindschaft wider die Gemeinde zu verleiden. Waffen und guter Wehr hatte man im Ueberfluß, alles Kriegsgezeug stand in guter Verfassung und die Fahnen der Stadt wurden nie umsonst aufgeworfen, was man nicht blos den armen Gecken, sondern auch dem übermüthigen Adel des Landes schon öfter bewiesen hatte. Die Streitbarkeit der Schlettstadter Bürgerschaft war seit den Triumphen gegen die wälschen Banden des Dauphins von Frankreich am ganzen Oberrhein berühmt. Nur Eines war bedenklich. Der Bastard von Lützelstein war ein guter Freund des Edeln von Hattstadt und dieser ein Bürger von Straßburg, dazu ein gar reicher, angesehener und mächtiger Edelmann. Demselben gehörte unter andern auch das feste Schloß und Städtchen Herlisheim, das zwischen Colmar und Rufach mitten in der wohlbewässerten und lustigen Ebene des oberen Landes liegt und, von der Ill umflossen, damals gegen jeden Ueberfall sicher gestellt war. In dieses Schloß zu Herlisheim hatte nun der Edle von Hattstadt seinen guten Freund, den streif- und streitlustigen Bastard von Lützelstein, Heinz Grese genannt, eingelassen und ihm darinnen Aufenthalt gegeben. Denn der Bastard hatte wohl Knechte und Schelme genug, die sich der „Reuterei" wegen zu ihm hielten und vom Raube bezahlt werden mochten, aber sonst in der Gegend nicht einmal ein Schlößlein oder ein Haus, das er sein eigen nennen konnte.

Obgleich nun der von Hattstadt selbst Bürger einer

freien Stadt des Reiches war, hatte er doch mit seinen adeligen Standesgenossen den Haß und die geheuchelte Verachtung gegen die „Handwerker, Krämer, Schreiber und Pfeffersäcke" in den Städten gemein, nachdem sie sich nach seiner Meinung allzutrutzig und hochgemuthet geberdeten. Gegen Schlettstadt hegte er jedoch noch besonderen Groll, da seinem Geschlecht einst die Schultheißenwürde daselbst zu Gebot gestanden, bis sie der Familie von der Bürgerschaft wieder abgedrungen wurde. Drum suchte er von je gerne einen Anlaß gegen die Schlettstädter und aus diesem Haß leitete sich auch das Verfahren her, das er wegen eines abgekauften Fasses gegen den Küfermeister Schwarz beobachtet hatte. Daher war auch vorauszusehen, daß, wenn er den wilden Heinz Grefe in seine Burgen aufnahm, demselben auch aller Vorschub in seinen feindseligen Handlungen gegen Schlettstadt geleistet werden würde. Man sah ein, daß der Bastard den Bürgern aus dem Schlosse zu Herlisheim großen Schaden zufügen und zu jeglichem Leide leben konnte.

In den Zunftstuben zu Schlettstadt sprach man wohl davon, alsbald mit aller waffenfähigen Mannschaft ins Feld und vor Herlisheim zu rücken, um den von Hattstadt zu zwingen, von dem Bastard abzulassen. Aber man wußte auch, daß Herlisheim für jene Zeit ein sehr fester Platz war, daß der Feind über viel verwegene Leute gebot, und daß ein Angriff auf die Hattstadter das Zeichen zu einer allgemeinen Verbindung des Adels im Lande gegen die einzelne Stadt wäre. So beschloß man denn, dem wohlbewährten Rathe des erfahrenen Rathsherrn Conrad Lang zu folgen, einstweilen nämlich mit Vorsicht zuzuwarten, treue Wache und die Stadt in gutem Verwahr zu halten, auf Mauern und Thürmen Obacht zu geben, um bei Gelegenheit, wenn sich der Bastard mit seinen Schelmen heran wage, den Feind mit einem kräftigen Drucke zu zermalmen. Aber verhindern konnte man damit nicht, daß der Feind bei seinen Streifereien die Rebenfelder schädigte, Gut und Eigenthum der Bürger auf der freien Landstraße wegnahm und sogar einige Angehörige der Stadt, arme Weinfuhrleute, auffing und fortführte.

So standen die Dinge zu Schlettstadt. Und wenn man daselbst noch des jungen Schwarz gedachte, so geschah es in dem Gefühl, wie nöthig der Stadt noch Kopf und Arm des Abwesenden werden dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Die centralasiatische Frage.

Von Dr. Otto Delitsch.

Die centralasiatische Frage ist wieder einmal, und wäre es auch nur vorübergehend, auf friedlichem Wege beigelegt. Was ist der Kern dieser Frage?

England hat im südlichen Asien seine Macht gewaltig ausgebreitet. Von den einzelnen Punkten an den arabischen und afrikanischen Küsten, Perim, Aden, der Insel Sokótora bis Labuan und Hongkong am Chinesischen Meere hat es eine Kette um den Erdtheil Asien gelegt, deren Mittelpunkt Vorderindien bildet. Und in Vorderindien hat es Provinz auf Provinz, Königreich auf Königreich annektirt, bis an den Fuß des Hochlandes von Beludschistan und Afghanistan im Nordwesten, bis an den Fuß des langgestreckten Himalaya im Norden, ja es hat in Assam, in Sikkim, in Kaschmir seine Macht bis in die Gebirge hinein vorgeschoben. Rußland hat im nördlichen Asien seine Macht gewaltig erweitert. Es zählt seine Unterthanen dort nicht nach Hunderten von Millionen, wie die Engländer, aber es hat verstanden, den unterworfenen Völkern eine im Vergleich mit früher günstigere und bequemere Existenz zu bereiten und es übt über seine Länder eine unumschränktere Herrschaft als England. Bis Lenkoran, Krasnowodsk, Samarkand, Kuldscha, Chabarowka reichen seine Besitzungen gegen Süden. Beide Staaten haben in allen Richtungen über ihre Grenzen hinaus Handelsverbindungen angeknüpft. In Kleinasien, in Armenien, in Persien, in Afghanistan, in Tschity Schehr, in China begegnen sich englische und russische Waaren, tritt englischer und russischer Einfluß sich eifersüchtig gegenüber. Wenn England von Süden, Rußland von Norden her erobernd weiter vordringt, müssen die Grenzen beider endlich einmal zusammentreffen. Es wird dann ergehen, wie am Klausenpaß zwischen Uri und Glarus: jede Partei erhält so viel Land, als ihr Mann durchlaufen hat und wessen Mann flinker gelaufen ist, dessen Partei erhält den größeren Theil.

Das ist die centralasiatische Frage. Jede der beiden Parteien betrachtet die noch unter eigenen Herren stehenden innerasiatischen Staaten als ihr Eroberungsfeld, als ihr künftiges Eigenthum; jede Partei blickt scheel auf das, was die andere vorwegnimmt. England sieht sich jetzt im Nachtheil. Noch wohnen am Südhange des Himalaya zahlreiche freie einheimische Völker vom bhutanischen, tübetanischen, chinesischen Stamm. England kann an das tübetanischen Hochland nicht kommen, wenn es nicht vorher jene Bergvölker sich unterworfen hat. Und jene Bergvölker haben zähe Naturen, während England in Vorderindien noch nicht zu einheitlicher Machtentwickelung gelangt ist, die Völker der Halbinsel, wie des Indus- und Gangeslandes noch nicht für sich gewonnen hat, sondern noch viel hohlen, morschen Boden unter seinen Füßen fühlt. Gegen Afghanistan ist England in den Jahren 1839 bis 1842 zu Felde gezogen und hat damals eine gründliche Niederlage erlitten, und wenn es auch im September 1842 Kabul wieder nahm und theilweise zerstörte, so hat es doch seitdem weitere Angriffe nicht versucht. Rußland sieht sich jetzt im Vortheil. An allen seinen Grenzen hat es eine gleichmäßig begründete Stellung. Mit Ausnahme der Kirghisen, die sich mehrmals, wiewohl erfolglos, in Aufständen versucht, haben alle die unterworfenen Völker willig gehorcht. In der Mantschurei und Mongolei, mehr noch in Turkestan stehen ihm Länder gegenüber, in denen nationale Getheiltheit allen einheitlichen Widerstand hindert.

Khokan folgt, noch unter eigenen Herren stehend, willig den russischen Gesetzen, Bukhara beugt sich, wenn auch mit verhaltenem Grimm, dem russischen Einflusse. Was noch übrig ist, Chiwa, das Land der freien Turkmanenhorden, Hissar Schehri Sebs, wie die Hochländer um die Quellen des Amu und seiner oberen Nebenflüsse, hat weder Zusammenhalt noch Widerstandskraft. Je mehr aber Rußland im Vortheil ist, desto eifersüchtiger ist England. Letzteres versucht das möglichste, um Rußlands Fortschritte aufzuhalten. Und in der That hat es jetzt von dem glücklichern Nebenbuhler ein Zugeständniß erreicht.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

* Frankfurt, 26. März. Von Nadlers Gedichten in pfälzer Mundart, bekannt unter dem Titel „Fröhlich Palz, Gott erhalt's" ist nun die 6. Auflage bei Chr. Winter hier erschienen.

Berlin. (Japanischer Commers.) Zu Ehren des nach Japan berufenen Prof. Doenitz ist unter reger Betheiligung hier ein Commers abgehalten worden. Die Festtafel bot einen für eine derartige Feier ziemlich ungewöhnlichen Anblick dar, da neben einem starken Contingent jüngerer Studenten sich eine große Anzahl „alter Herren," d. h. Freunde und Collegen des Prof. Doenitz, eingefunden hatten. Den fremdartigsten Eindruck machte jedoch die Anwesenheit von 40—50 japanischen Studenten aller Facultäten, die durch ihr Erscheinen ihrem neuen Landsmanne einen Beweis ihrer Achtung geben wollten. Die jetzt hier weilende japanische Gesandtschaft, an welche eine Einladung ergangen, war durch anderweitige Verpflichtungen am Erscheinen verhindert worden. Die Festlichkeit verlief in der heitersten Weise. Cand. med. Hagiwara aus Japan brachte in deutscher Sprache ein Hoch auf seinen Lehrer, den Prof. Doenitz, aus. Hr. Hagiwara, der vor einigen Tagen das examen physicum mit Auszeichung bestanden hat, begleitet den Prof. Doenitz als Assistent nach Jedo. Der letztere antwortete in japanischer Sprache. (D. Bl.)

London, 25. März. Die „Kohlencommission", nämlich die auf Antrag Mundella's zur Prüfung der Ursachen jetziger Kohlentheurung eingesetzte parlamentarische Commission, versammelte sich am Montag Nachmittag zum ersten Male zur Aufnahme ihrer Arbeiten unter Vorsitz Ayrton's. Es hätte kein passenderer Tag gewählt werden können, denn die letzten Abendblätter bringen die unwillkommene Kunde einer neuen, ziemlich bedeutenden Preissteigerung in den nördlichen Kohlengegenden, nämlich um 3—4 Sh. für die Tonne von 20 Ctr., wozu ein Zuschlag auf den Fuhrlohn von einem weiteren Shilling kommt. Beste Kohle gilt nun an der Grube gerade 1 Pfd. St. Die heutige Verhandlung der Commission beschäftigte sich ausschließlich mit statistischen Angaben, welche der erste verhörte Zeuge, Meade, einer der Bergamts-Registratoren, auf Verlangen vorlegte. Aus seinen Mittheilungen ergibt sich, daß im Vereinigten Königreiche im Jahre 1867 107, 1868 103, 1869 107, 1870 110, 1871 117 und 1872 120 Millionen Tonnen gefördert wurden. Im Betrieb waren 1867 3258 Kohlengruben, 1868 2922, 1869 2852, 1870 2851, 1871 2810 und 1872 jedenfalls bedeutend mehr, denn es wurden in dem Jahre ausnahmsweise viele neue Felder aufgedeckt. Das Hauptkohlenfeld liegt in England; Irland liefert nur jährlich 125,000 Tonnen. In Staffordshire und Winchestershire (dem „schwarzen Lande") gibt es 423 Kohlenzechen, in Lancashire 376, in Northumberland 304, in Südwales 299, in Schottland 420, in Irland 30. Der Kohlenexport belief sich im Jahre 1867 auf 10,6, 1868 auf 10,9, 1869 auf 10,7, 1870 auf 11,7 1871 auf 12,7 und 1872 auf 13,2 Millionen Tonnen. Die stärksten inländischen Kohlenconsumenten sind die Eisenhütten, deren Verbrauch sich 1871 auf 38,539,000 Tonnen, daneben 17,512,000 Tonnen zum Hausverbrauch, d. h. 14 Centner für die Person. Mit Ausnahme der Gasbereitung hat sich der Kohlenconsum für Fabrikzwecke seit 1867 nicht merklich vermehrt. London verbrauchte 1872 7 1/2 Mill. Tonnen, wovon 5 Mill. Tonnen mit der Bahn und 2 1/2 Mill. zu Schiffe herbeigeführt wurden.

* Zur Milchproduktion. Von Herrn Jonas, Gutsbesitzer in Werrig wird die Mittheilung gemacht, daß er das Milcherträgniß seines Viehstandes dadurch um 32 Procente steigerte, daß er die normal zur Anwendung kommende Kleienration nicht mehr, wie herkömmlich, mit Wasser anbrühte, sondern dieselbe durch eine ungefähr 18stündige Gährung mit Sauerteige zur Fütterung vorbereitete. Die Kleien werden durch das Anbrühen mit heißem Wasser in einen schwer verdaulichen Zustand übergeführt und das vorzüglichste Mittel, dieses in keiner Oekonomie gerne entbehrte Futter zu seiner höchsten Ausnützung zu bringen, besteht darin, die Kleien mit ungefähr 20—20°R. warmen Wasser zu einem weichen Breie einzuteigen und demselben Sauerteig zuzusetzen.

* Die Oelbohne, chinesischer Herkunft, lenkt eben vielfach die Aufmerksamkeit auf sich, denn sie zeichnet sich durch einen auffallend hohen Gehalt an fettem Oel und ebenso in hervorragendem Grade an Fleisch bildenden Nährstoffen aus. In China wird sie in erster Linie als vorzügliches Viehfutter angebaut, aber auch zur directen Oelgewinnung. Das Oel hat eine honiggelbe Farbe und kann sowohl als Speise- wie auch als Brennöl verwendet werden, ohne daß es eines vorherigen Reinigungsprozesses bedarf. Die gewonnen werdenden Rückstände sind wohl das fleischbildendste Nährmittel, das man kennt. Am besten gedeiht die Oelbohne auf schweren Thonböden und wächst, ohne einer Stütze zu bedürfen, wie unsere Buschbohnen und Erbsen.

* Der Regenwurm. Von jeher ist der Regenwurm zu den schlimmsten Gästen gezählt worden, die den Culturboden beleben. Wenn auch über den Schaden, welchen derselbe anrichtet, der Landwirth im Klaren ist, so fehlt doch meistens noch die Einsicht über den unberechenbaren Nutzen, den dieses kleine, so sehr verhaßte Thier bringt. Es ist der Regenwurm, der dem Menschen seine Gärten, Aecker, Wiesen und Wälder düngen, pflügen und besäen hilft. Auf den Aeckern besorgt derselbe die Düngung durch sein unermüdliches Streben, alle Blüthen, Hälmchen, kurzum alle verwelkten organischen Ueberreste unter den Boden zu ziehen, verhindert somit deren Verstreuung durch den Wind und befördert ihre Umwandlung in Humus. Gewiß mag auf diese Weise auch manches Körnchen Unkraut in den Boden gelangen, aber mit der Hacke wird dieser Schaden zur rechten Zeit wieder gut zu machen sein. Auf den Wiesen und in den Wäldern, wo die Cultur vorzugsweise auf Selbstsaat angewiesen, ist das stille Walten des Regenwurms geradezu unentbehrlich. Denn hier besorgt derselbe das Pflügen, Düngen und Säen im großartigsten Maßstabe.

* Räthsel.

Zwei kurze Silben nennen Dir den Mann,
Der einst für Frömmigkeit den Tod gewann;
Ein K davor, so sieht es Wogen stürmen,
Mit B sollt' sich's zum Himmel thürmen
Und was die Phantasie erdacht,
Das ward mit F zur Wirklichkeit gemacht.

Auflösung der Charade in Nr. 37:

Myrthenkrone.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 40. Speyer, Donnerstag, den 3. April 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Fünftes Capitel.

Auf der Wanderschaft.

Hermann Schwarz war in den letzten Wochen seiner Wanderschaft ohne Nachricht und ohne Ahnung dessen geblieben, was damals in seiner Vaterstadt vorging. Von Straßburg aus war es seine ursprüngliche Absicht gewesen, den Rhein hinunter nach Speyer und Worms zu reisen. Aber sein Herz zog ihn landaufwärts, wenn er auch den Strom überschritt. Ueber Offenburg kam er nach Freiburg im Breisgau, wo er längere Zeit in Arbeit bleiben wollte. Ihm gefiel das schöne Land, die freundliche Stadt, das kunstreiche Münster, die Aussicht vom Thurm und vom Schloßberg über den Rhein in's heimische Elsaß und auf die lange blaue Kette der burgenreichen vaterländischen Berge. Zwar versteckte der Kaiserstuhl seine Vaterstadt, aber die Berghöhen des Leberthals ragten hervor. Vor der Oeffnung des schönen Münsterthales erkannte er deutlich Colmar und gerade nach Westen den kleinen Ort, wohin so oft seine Sehnsucht flog und sein Fuß nicht durfte wegen des Wortes, das er seinem Vater beim Abschied gegeben.

Auf seinen Spaziergängen in den Feierstunden jener frühesten Frühlingstage war er öfter einem fremden Herrn begegnet, der mit demselben Wohlgefallen auf das reiche Land am Oberrhein hinaus schaute. Durch Gruß und Gegengruß knüpfte sich eine Unterhaltung und bald ein freundlicher Verkehr an, auf welchen Hermann sich schon den ganzen Tag über freute. Der Fremde war ein Gelehrter, hieß Ludwig Dringenberg und kam von der Universität Basel auf der Rückreise in seine westphälische Heimath nach Freiburg, das ihn länger fesselte, als er beabsichtigt hatte. Gerne unterhielt er sich mit dem bescheidenen, einnehmenden, empfänglichen Jüngling, ließ sich von demselben die Lage der elsässischen Reichsstädte zeigen und nahm dabei Anlaß zu Vergleichen mit den freien Städten des alten Griechenlands, von deren Geschichte er anmuthig zu reden wußte. Mit Begierde hörte Hermann, wie sich dorten Kunst, Wissenschaft und eine Vaterlandsliebe entwickelte, die selbst ungerecht Verbannte dazu antrieb, der bedrohten Heimath rettend und mit Aufopferung des eigenen Lebens beizuspringen; eine solche Blüthezeit könne auch dem schönen, gesegneten Lande am Oberrhein werden; es scheine sich etwas wie der Keim einer neuen Zeit hierlands zu regen, und die Vollendung des Straßburger Münsterthurms zeige, wie das Höchste zu erreichen sei; um sich aber eine hohe Aufgabe zu stellen, sei keine Stadt zu klein, — keine zu unbedeutend, daß sie nicht hoffen dürfte, für die geistige Erhebung des Vaterlandes das Beste zu leisten.

Dem jungen Schlettstädter Bürgerssohn waren diese Begegnungen und Unterredungen, die bei ihm auf ein fruchtbares Feld fielen, so lieb geworden, daß ihm Freiburg selbst verleidet war, als Magister Ludwig Dringenberg endlich seine Abreise angetreten hatte. Da kam ihm eine sehr verspätete Botschaft seines Vaters — die ein reisender Handwerksgeselle aus Schlettstadt viele Wochen lang in der Irre herumgetragen hatte, bis er den Meisterssohn fand, — nicht mehr so ganz ungelegen, wenn diese dahin lautete: nach Colmar zu wandern und dort nach Arbeit umzuschauen. Er konnte zwar nicht begreifen, was der Vater damit bezwecke, säumte aber keinen Augenblick, dem Befehle nachzukommen. So kam er eines Tags zu Breisach am Rhein an, ließ sich übersetzen und gelangte noch desselben Abends durch die Thore von Colmar. Auf der Küferherberge sogleich erkannt und willkommen geheißen, wurde er noch zu der nemlichen Stunde durch den Altgesellen in Haus und Werkstatt seines frühern Lehrmeisters, des reichen Störlin eingeführt, der ihn auch zu seinem eignen Erstaunen fast freudig und zugleich auf eine Art empfing, als habe er ihn sicher erwartet.

So stand Hermann Schwarz als Obergeselle bei dem ersten Meister in der guten und fröhlichen Stadt des heiligen römischen Reichs, zu Colmar. Trotz seines Benehmens während des Küferfestes, trotz seines damaligen Gebahrens, dessen man sich noch immer als unschicklich erinnerte, war ihm freundlichster Willkomm geworden. Man war stolz auf einen solchen Küfer in der Zunft, der hinreichenden, ja mehr als hinreichenden Ersatz für den geschiedenen Wenzel aus Mülhausen gewährte. Uebrigens konnte Hermann schon am ersten Tage die Veränderung bemerken, welche mit der schönen Gertraud vorgegangen war. Der leuchtende, fast herausfordernde Blick war jetzt mild verschleiert, die hoffär-

tige Miene hatte dem Ausdrucke unverkennbar schwermüthiger Erregungen Platz gemacht, das aufmunternde Lächeln war in ein recht wehmüthiges umgewandelt. Wenn auch zuweilen die frühere übermüthige Gefallsucht und Eitelkeit unter den Wolken ihres Gemüthes hervorblitzte und durchschlug, so erlosch dieses Aufflackern ihrer eigentlichen Natur doch rasch wieder unter dem Drucke einer Niedergeschlagenheit, welche den Hauptzug ihres jetzigen Benehmens bildete. Aus ihrem ganzen Wesen sprach die Sehnsucht nach etwas Verlorenem. Und in der That hätte sie nie geglaubt, wie sehr sie sich doch im Laufe der Jahre an den Anblick, Umgang und den traulichen Verkehr mit demjenigen gewöhnt hatte, der endlich im Zorn geschieden und wirklich das Haus verlassen, womit er wohl einmal gedroht, was sie aber niemals ernstlich befürchtet hatte. Als ihr nun Hermann in mildernder Weise die Worte ihres verscheuchten Liebhabers umschrieb, welche derselbe zu Schlettstadt geäußert, traten in die Augen, die sonst nur zu lachen und keck in die Welt zu schauen gewohnt waren, sogar Thränen. Aber es dauerte nicht lange, so lächelte sie wieder.

In wenigen Tagen hatte sich Hermann in seiner neuen Stellung zurecht gefunden und eingewöhnt, so gut es eben möglich war. Um Anderes als sein Geschäft hatte er sich dabei nur wenig gekümmert. War er außer der Arbeitszeit bei Tische freundlich, gefällig und zuvorkommend, wie es einem gesitteten Jüngling geziemt, so doch niemals — auch wenn Anlaß vorhanden war — zutraulich oder gar vertraulich gegen die Tochter des Hauses. Obgleich die Angelegenheit mit dem Thurmkätherlein in Vergessenheit gerückt schien, konnten sich doch weder Meister Störlin, noch die schöne Gertraud enthalten, nachdem die erste Entfremdung überwunden war, Anspielungen fallen zu lassen, die nur scherzhaft gemeint dennoch ihren Stachel zurückließen. Der schweigsame Ernst, mit welchem der neue Obergeselle die Sticheleien hinnahm, hätte die Beiden abhalten müssen, auf die Sache zurückzukommen. Es schien ihnen aber einen besonderen Genuß zu gewähren, an dieser Angelegenheit immer wieder zu rühren, vielleicht aus ziemlich harmloser Spottsucht, vielleicht auch mit etwas rachsüchtiger Absicht, vielleicht aber auch in der Erwartung, daß er endlich die ganze Geschichte als eine abgethane Thorheit erklären würde. Das that er aber nicht. Geduldig und gefaßt nahm er die Reden hin, und machten sie ihm auch Unbehagen, so verrieth er dieß nur dadurch, daß er sich außer der Arbeit mehr einsam in seinem Zimmer hielt. In der Werkstatt machte er aber die Beobachtung, daß ihn jetzt die Gesellen und Lehrlinge manchmal seltsam anblickten, dann sich hinter seinem Rücken Blicke zuwarfen und zusammen wisperten. Es ging etwas vor, von dem er keine Ahnung hatte, das er nicht wissen sollte, worüber zu reden den Andern verboten war.

Das wiederholte sich noch schlimmer bei Tisch mit Meister und Meisterstochter. Man sah sich mit wichtigen, geheimnißvollen Mienen und bedeutsam winkenden Augen an, bis er ein starkes Unbehagen zu empfinden begann.

Als nun andern Tags — es war im Frühling 1448 — die ganze Gesellschaft mit Meister Störlin und der schönen Gertraud wieder beim Mittagstisch saß, wiederholte sich dasselbe heimliche Wesen. Der Segen und das Dankgebet waren gesprochen, die Mahlzeit beendet, und die Gesellen blieben wie gewöhnlich noch eine kleine Weile in der Stube, weil der Meister die Gewohnheit hatte, ihnen nach Tische das zu eröffnen, was er für den Tag auf dem Herzen hatte.

„Hm, ja!“ sagte Meister Störlin halb mit wichtiger Bedenklichkeit, halb behaglich aus seinem Bauche heraufstöhnend, indem er den eben geleerten Weinbecher auf das weiße Tischlinnen setzte. „Hm, ja! — — Bist auf der Wanderschaft auch nach Heidelberg gekommen? Nicht? Hätte gedacht, Du habest Dich dort erkundigt, ob das große Faß für den kurfürstlichen Schloßkeller nicht eben so gut in Schlettstadt bei Meister Schwarz, als zu Colmar bei Meister Störlin bestellt werden könne. Daß Pfalzgraf Friedrich, der liebe junge Herr, damals hier war, um sich mit mir wegen des Fasses zu benehmen, hab' ich von einem fürnehmen Herrn und guten Freund von mir, weiß es also sicher. Daß es aber nicht dazu kam, mag an mancherlei Ursachen liegen, vielleicht an einem Neider.“

„Wahrscheinlich, Meister!“ bemerkte Hermann, der bis zur Stunde von einem solchen Plan und Fasse nichts gewußt hatte.

„Gewiß!“ betonte der Hausherr. „Da kam übrigens vor einigen Tagen am Steinbruchthor ein neues gefülltes Zweifuderfaß vorüber, mit Deines Vaters Zeichen, aber nicht Wenzels Werk, eher aus Deiner Hand.“

„Möglich“, erwiderte Hermann. „Ich ließ ein solches Faß fertig daheim zurück. Es sollte aber in den Burgkeller des Rappoltsteiners kommen. Wie sollte es also am Steinbruchthore vorübergeführt worden sein?“

„Immerhin, es kam vorüber und zwar nach Herlisheim“, versetzte Meister Störlin. „Du weißt doch, wo Herlisheim liegt? Ich denke, Du kennst den Weg dahin und findest ihn auch heute noch im Dunkeln. Aber laß Dir rathen, es ist ein gefährlich Ding geworden. Das Weinfaß war übrigens für den Abt zu Münster bestimmt, wird aber auch zu Herlisheim guten Ort finden.“

„Es sollte mich aber wundern, daß mein Vater dem Junker von Hattstadt nochmals Wein und Faß verkaufe“, bemerkte Hermann.

„Hat's auch demselben nicht verkauft“, entgegnete Meister Störlin, „sondern Junker Heinz Grefe, der zu Herlisheim Aufenthalt hat, ließ Faß und Wein durch seine reisigen Knechte holen, abfangen, wenn Du willst, und nach Herlisheim bringen.“

„Und Ihr von Colmar ließet den Raub ruhig vor den Thoren Eurer Stadt vorüberbringen?“ hub jetzt Hermann Schwarz mit erhobenem Tone und Haupte an.

„Was thun?“ sprach Meister Störlin. „Der Heinz Grefe hat Eurer Vaterstadt nach Form Rechtens Fehde angesagt und das Weinfaß nach Fehderecht ge-

nommen. Die Edelleute rühren sich überhaupt wieder im Lande; der Walther von Dahn trotzt wieder mit dem Herrn Schan von Vinstingen den Straßburgern, bis die ihm wohl sein Handwerk legen werden."

Ja, ich habe davon vernommen," sagte der neue Obergeselle mit unmuthiger Miene, doch gefaßter, als vorher. „Und hat dieser lahme Bastard auch das Weinfaß genommen, so wird's ihm noch übel bekommen. Meine Vaterstadt wird sonst wenig Schaden von solchen Heckenrittern haben. Der Schnapphahn ist der Bürgerschaft von Schlettstadt nicht gefährlich."

(Fortsetzung folgt.)

Die centralasiatische Frage.

Von Dr. Otto Delitsch.

(Schluß.)

Vor etwa 25 Jahren hat der Schah von Kabul in Afghanistan seine Macht nach Turkestan hinein erweitert. Dem kräftigern mohemedanischen Staate des Hochlandes wurde es nicht schwer, die kleinen, nordwärts im Tieflande des Amu liegenden Turkmanenreiche von Khunduz, Khulum, Balkh, Maimana, Andchu, Schibberghan, Siripul, Akscheh zu unterwerfen, auch über das Gebirgsland Badakschan seine Macht auszudehnen. Es ist klar, das diese Gebiete geographisch zu Turkestan gehören. Der Amu ist ihr Strom. Nach Nordwesten, gegen Chiwa und Bukhara, öffnet sich das Land, nach den übrigen Seiten ist es abgeschlossen. Die Grundbevölkerung ist dieselbe, wie in den benachbarten Staaten Turkestans. Auch der englische Minister bezeichnet diese Länder nur als „afghanisches Turkestan." Aber politisch sind sie gegenwärtig dem Schah von Kabul unterworfen.

Lord Granville, der englische Minister des Aeußern, richtete am 7. Oktober 1872 eine Depesche an den russischen Minister, in welcher er ihm begreiflich machte, daß Rußland sich zu verpflichten habe, jene Nordgrenzen von Afghanistan anzuerkennen. Fürst Gortschakoff, der russische Minister des Aeußern, gab in einer Note vom 7. December mehreres zu. Nur Badakschan sei nicht erwiesen afghanisches Land. Lord Granville wiederholte am 24. Januar 1873 seine Forderungen, Rußland nahm am 31. Januar die vorgeschriebene Grenzlinie an. Warum hat es sich die für eine europäische Großmacht ungewohnte Beschränkung gefallen lassen? Rußland braucht Zeit. Es ist ihm sicher viel werth, daß England zum Lohne für die russische Nachgiebigkeit nun die russischen Unternehmungen, welche in dem Lande zwischen dem Kaspischen Meere und dem Hochlande Pamir stattfinden werden, ungestört lassen wird. Bis an den Amu dürfen die Russen sich nun ungehindert ausdehnen. Nachträglich erklärte ein englischer Minister auf eine Anfrage im Parlament, England habe den Russen weder eine Grenzlinie gesetzt, über welche dieselben jetzt nicht hinausgehen dürften, noch habe es ihnen Länder bezeichnet, die ihrer Annexion offen ständen; d. h. mit andern Worten, England hat nur die südliche Grenzlinie Turkestans angegeben, über welche Rußland südwärts nicht hinausgehen darf, ohne auf den Widerstand einer europäischen Großmacht zu stoßen. Was aber Rußland in dem noch neutralen Gebiet nördlich von dieser Linie thun kann und darf, oder was es nicht thun soll und darf davon schweigt der Vertrag. Rußland hat freie Hand gegen Chiwa, Bukhara, Hissar, wie gegen die Turkmanen gewonnen. Die russisch-persische Grenze werden die beiden betheiligten Staaten selbst bestimmen.

Der nächste Schritt, der jetzt von Seiten Rußlands bevorsteht, ist die Eroberung von Chiwa. Dieser Staat ist seit langer Zeit der Herd der Feindschaft asiatischer Völker gegen europäische Herrschaft, gegen Christenthum, gegen abendländische Bildung. Noch jetzt hält der Khan von Chiwa russische Gefangene in seiner Stadt zurück. Rußland hat 1839 unter General Perowski diesen Staat angegriffen und ein schönes Heer in den Winterstürmen der Steppe verloren; es hat 1853 und 1854, abermals unter Perowski, seinen Angriff widerholt, Chiwa genommen und gedemüthigt, aber diese Vortheile infolge des Krimkriegs wieder aufgeben müssen. Jetzt erneuert sich der Kampf unter anderen Verhältnissen: von drei Seiten ist Chiwa bereits eingeschlossen, an Bukhara hat es keinen Rückhalt mehr und die letzte Stunde dieses Staats, der das türkische Element am reinsten in sich trägt, wird bald geschlagen haben.

Ist Chiwa genommen, dann werden die Turkmanen der Wüste das Geschick ihrer Brüder, der Kirghisen, theilen: Unterwerfung — Empörungen — wiederholte Unterwerfung — bis sie es zuletzt bequem finden werden, sich dem russischen Scepter willig zu fügen. Auch die kleinen, noch freien Staaten am Amu werden diesem Geschick verfallen. Immerhin wird es einer Anzahl Jahre bedürfen, ehe Rußland die ihm von England zugestandene Grenze erreichen und das erworbene Land sicher wird. Inzwischen wird sich etwas ereignen. Ob der europäische Völkerfriede, der seit dem „ewigen" Frieden von 1815 durch eine Reihe von Kriegen gebrochen worden ist, die nächsten fünfzig Jahren halten wird? Gewiß nicht. Jeder neue Krieg ändert die Situation, löst gegebene Versprechen, die auf gegenseitigen Zusagen und Leistungen beruhen. Haben doch Frankreich und England im Frieden von Paris 1856 den Russen die demüthigende Bedingung einer Beschränkung seiner Kriegsflotte im Schwarzen Meere auferlegt, und schwimmt doch jetzt wieder eine russische Kriegsflotte im Schwarzen Meere!

Ein allgemein menschliches Interesse sagt, daß jene Länder Turkestans, die bis jetzt unter den despotischen Herrschaften von Uiguren, Usbeken, Turkmanen verkommen sind, aufblühen werden, wenn sie unter dem Scepter des Zaren stehen werden; Rußland hat eine civilisatorische Aufgabe in Innerasien und wird zu deren Lösung gedrängt. Wir wissen aber, daß die Grenzen dieser Aufgabe von der Natur selbst verzeichnet sind. Rußland kann bis an den Nordhang des persischen, des afghanischen, des tübetanischen

Hochlandes vorgehen und es wird dabei auf einem naturgemäßen Boden und innerhalb natürlicher Grenzen verbleiben. Aber nicht weiter! Wie Italien nicht deutsche, Guienne nicht englische Provinz sein kann, so wenig kann Indien einmal eine russische Provinz werden und bleiben. Die Ausdehnung eines Reiches über seine natürlichen Grenzen hat, soweit die Weltgeschichte zurückgeht, immer ihre Strafe gehabt: den sichern Zerfall. (Aus allen Welttheilen.)

Miscellen.

Etwa 22 Jahre sind jetzt verstrichen, seitdem André in einer von Hamburg datirten Correspondenz der A. A. Zeit. auf ein merkwürdiges, von ihm in England und Amerika beobachtetes Phänomen, das sogenannte „Tischrücken", aufmerksam machte. Seitdem erhielt dieses seltsame, mit der Naturforschung im diametralsten Widerspruch stehende, jedoch mit allen Prätensionen einer neu entwickelten Wissenschaft auftretende Treiben sogar einen wissenschaftlichen Namen. Die neue „Wissenschaft" nannte sich „Spiritismus" oder gar „Spiritualismus", und heute verfügt diese neue „Weltreligion" über ein ganzes Arsenal von publicistischen Waffen in Gestalt von dicken Büchern, Zeitschriften und Broschüren, und zählt, — falls man nämlich den Angaben der spiritistischen Sendlinge Glauben schenken darf — ihre Anhänger, namentlich in Amerika, in England und Frankreich, bereits nach Millionen, während sie sich in Deutschland bis jetzt, Gottlob! nur sporadisch vorzufinden scheinen. In der betreffenden Literatur ist Deutschland nur durch zwei spiritistische Zeitungen vertreten: das in Wien erscheinende „Licht des Jenseits" von E. Delhez und die „Spiritistisch-rationalistische Zeitschrift" in Leipzig, welche, so weit sich aus dem Programm entnehmen läßt, vor allen Dingen dem modernen Materialismus mit wissenschaftlichen Waffen entgegentreten will, wobei sie freilich zugleich gegen das positive Kirchenthum Front macht. Frankreich bez. die französische Presse zählt zwei spiritistische Zeitungen: (in Paris und Lüttich.) In englischer Sprache erscheinen 7, in Italien 2, in Spanien 4, in Polen und Brasilien je 1 spiritistische Zeitschrift.

Eine Petroleumsgeschichte. Die „Tagespresse" erzählt aus Wien: Die Mitternachtsstunde war schon längst verstrichen, als der Telegraphenbeamte ** — sein Name thut nichts zur Sache — verdrossen die Papierstreifen, welche sich vom Morse'schen Apparat unter unheimlichem Geklapper ablösten, auf ein Blanquet klebte. Doch plötzlich gewannen seine Gesichtszüge Leben; electrisch fuhr er in die Höhe und starrte das Telegramm mit stieren Augen an. Er las einmal, und noch einmal und noch einmal; es war nicht anders, das Telegramm lautete: „Herrn N., Gastwirth, Neubau. Folgen sie noch heute Nachts der Compagnie zehn Maaß Petroleum aus." Es unterlag keinem Zweifel, etwas Ungewöhnliches müsse im Anzuge sein. Das Telegramm war in Pest von einem Menschen aufgegeben worden, der sich Joseph nannte. Aber warum nannte der Aufgeber nicht seinen vollen Namen, warum Joseph? Der gewissenhafte Beamte erinnerte sich auch, im Abendblatte von einem großartigen Strike gelesen zu haben, den Pester Arbeiter in Scene gesetzt — Strike — Petroleum, zehn Maß Petroleum; es war ohne Zweifel unstatthaft, die Depesche an den Adressaten abgeben zu lassen; vielleicht konnte noch ein Unglück verhütet werden, vielleicht .... Eine schwindelnd rasche Carrière schwebte dem pflichtgetreuen Beamten vor Augen, als er die incriminirte Depesche dem Amtsvorstand mit den geziemenden Randglossen übergab. „Schicken Sie sie auf die Polizei!" war die diesorts erhaltene Weisung. Am nächsten Tage fand sich um 8 Uhr Morgens schon der Gastwirth Herr N. vom Neubau auf dem Commissariat ein; er hatte nämlich eine streng abgefaßte Vorladung bereits eine Stunde vorher empfangen. „Was sollte mit den zehn Maß Petroleum zuerst in die Luft gesprengt werden?" Mit dieser Frage begann die Inquisition. Der wackere Gastfreund stand eine Minute lang sprachlos da; kaum hatte er jedoch einen Blick auf das Telegramm geworfen, als er mit dem Ausdruck des komischen Aergers ausrief: „Ah, die Hetz', wenn ma dös Telegramm gestern auf d'Nocht bekommen." — „Sie gestehen also ein?" — „Nun ja, es ist ja kan Geheimniß, daß die Herren vom Extrazimmer den Gumpoldskirchner-Ausstich Petroleum haaßen und da der Joseph — der Wirth nannte da einen bekannten Kaufmann — grad' in Pest is, hat er zu seinem Namenstag was telegraphisch springen lassen." Herr N. wurde anstandslos entlassen; mit der Carrière des Telegraphenbeamten hat es vorläufig noch sein Bewenden.

Vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht kam dieser Tage ein großartiger Betrugsproceß zur Verhandlung, dessen Thatbestand in Kürze folgender ist: Ein amerikanischer „General" Fremont hatte in Gemeinschaft mit den Kaufleuten Probst und Auffermann in New-York ein Gründerconsortium gebildet, das angeblich eine Eisenbahn unter dem hochtönenden Namen Memphis-Transcontinental-Ralway erbauen, in Wahrheit aber den Leuten lediglich das Geld aus der Tasche stehlen wollte. Nachdem in Amerika eine Subscription ohne allen Erfolg geblieben war, setzten sich die amerikanischen Unternehmer mit mehreren Pariser Herren in Verbindung, dem Civilingenieur Lissignol, dem ehemaligen französischen Generalconsul in New-York, Baron Gauldree-Boileau (einem Schwager Fremonts), dem Journalisten Crampon und dem Grundbesitzer Poupinel und in Paris wurde denn glücklich die Subscription in Stand gesetzt. Bald aber stellte sich heraus, daß dem Publicum eine ganze Reihe falscher Thatsachen vorgespiegelt war. Die Gesellschaft sollte Terrain besitzen, das ihr nie gehört hat, der Congreß sollte ihr eine 6procentige Zinsengarantie bewilligt haben, die in Wahrheit von beiden Häusern des amerikanischen Parlaments abgelehnt worden war, und um für die Hypothekenbonds des Unternehmens die Zulassung zur Pariser Cote zu erwirken, wurde ein gefälschtes Schriftstück beigebracht, wornach dieselben auch an der officiellen Börse von New-York zugelassen werden. Gleichzeitig bestellte man bei dem Hause Köchlin in Mülhausen Locomotiven und bei der Gesellschaft Vezin-Aulnoye in Maubeuge Schienen im Gesammtwerthe von 14 Millionen Francs, von welchen die eine Hälfte baar und die andere in solchen Hypothekenbonds gezahlt werden sollte. Am 8. März 1869 wurde Dank diesen Manövern die Zulassung zur Pariser Börse bewilligt, und nun besorgten Krampon, der inzwischen verstorbene Paradis (Herausgeber des „Moniteur des tirages financiers") und Poupinel mit einem kolossalen Aufwande von Zeitungsreclamen, Mauernanschlägen u. s. w., welche von verlogenen Daten wimmelten, die Emission, mit deren Hilfe dem Publicum glücklich in einer ersten Subscription 18,994,955 Francs abgelockt wurden. Bald liefen von allen Seiten die Beschwerden der Betrogenen ein: aber noch dauerten eine Weile die Einzahlungen fort, so daß im Ganzen 20,643,463 Frcs. erzielt wurden. Als die Justiz einschritt, fand man in den Kassen nur 2,390,282 Frcs. Von den übrigen 18 Millionen wurden mit 1,981,099 Frcs. drei fällige Coupons bezahlt; 140,765 Frcs. gingen in allgemeinen Spesen auf; 2,782,314 Francs liefen an die französischen und auswärtigen Lieferanten für Material, 6,466,112 Frcs. nach Amerika in die Hände des „Generals" Fremont und 5,454,747 Frcs. wurden an Probst, Lissignol, Gauldree-Boileau, Paradis, Krampon und Poupinel vertheilt. Schienen wurden in Amerika im Ganzen auf einer Strecke von weniger als 5 Kilometer gelegt. So war denn der Ausgang des Processes nicht zweifelhaft. Es wurden denn der „General" Fremont, Probst und Auffermann (diese drei in contumaciam) zu fünf Jahren Gefängniß, der ehemalige Generalconsul Baron Gauldree-Boileau zu drei Jahren, der Journalist Krampon zu vier Jahren Gefängniß und 3000 Frcs. Strafe, Lissignol zu zwei Jahren und 3000 Francs, Poupinel zu einem Jahre und 3000 Frcs., sämmtliche Angeklagte auch zur Schadenersatzpflicht verurtheilt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

// Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 41. Speyer, Samstag, den 5. April 1873.

* Der Finke im Frühling.

Schon wirft der Frühling seine Strahlen
Keck durch das Fenster mir herein,
Die Wälder schmücken sich, die kahlen,
Mit neuem Laub, mit Duft und Schein.

Die Hoffnung tritt in Kerkerräume,
Eilt zu der Kranken Ruhestatt,
Und zaubert goldne Lenzesträume
Den Herzen all, die lebenssatt.

Und schon erwacht aus stummem Brüten
Der Finke, sieh', er reckt sich lang
Und sehnt sich nach der Felder Blüthen,
Nach seinem alten Flug und Gang.

Wie glänzen seine Aeuglein helle,
Sein Stimmlein tönt so lieblich, zart,
Fast dünkt es mir, er ruft: Geselle,
Ach, nimm mich mit zur Wanderfahrt! —

Auch du, mein Herz, beginnst zu beben
Vor Lust, in dieser Wonnezeit,
Du möchtest mit dem Finken schweben
Hoch über Berg' und Thäler weit.

Du möchtest jubeln im Entzücken,
Daß es verhallt am Himmelszelt,
Du möchtest liebend an dich drücken
Die ganze schöne, traute Welt! —

Johannes Hüll.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Das möcht' auch anders sein", hielt Meister Störlin entgegen. „Achtet den Heinz Grefe nicht zu gering. Er ist ein kecker, kühner Mann, hat viele gute Freunde, schlimme Knechte und in Herlisheim einen festen Schlupfort. Sagt man doch, er habe wieder einige gute Bürger von Schlettstadt unversehens überfallen und nach Herlisheim geschleppt."

„Ha!" fuhr jetzt Hermann auf. „Ist dem wirklich so?"

„Ich weiß nicht anders", bestätigte Meister Störlin. „Man sagt, dieselben seien zu Johannes Geiler, dem Stadtschreiber von Ammersweier, um dessen Rath in der Sache einzuholen, und seien dann hierher nach Colmar gereist, um die Vermittlung unserer Stadt nachzusuchen, wobei sie abgefangen worden sind."

Hermann war von seinem Sitze aufgesprungen. „Da werden doch", sprach er heftig, „die Städte dem Unwesen ein Ende machen, zusammenstehen, um diese trotzigen Straßenjunker zu bändigen. Ich dächte, Colmar wird tapfer mithalten."

„Hm, ja! das ist schön und gut!" machte Meister Störlin bedenklich. „Aber uns ist ja nicht aufgesagt, unser Friede nicht gestört. Am Heinz Grefe wäre wenig gelegen, aber die von Hattstadt halten uns gute Nachbarschaft, und wir haben kein Verlangen, die Feindschaft des Adels gegen unsere Stadt zu leiten. Dazu haben ja die Schlettstädter einen so guten Freund und Kunden an dem Smaßmann von Rappoltstein; der trägt all sein gutes Geld nach Schlettstadt und hilft ihnen gewiß."

„Ihr höhnt, lieber Meister", entgegnete Hermann jetzt, bevor ihm einfiel, daß zwischen der Stadt Colmar und dem Rappoltsteiner noch immer ein Streithandel wegen des großen Rieds schwebte und daß man zu Colmar das gute Einvernehmen zwischen diesem Edelmann und der Schlettstädter Bürgerschaft zu verübeln geneigt war. „Ihr wißt doch, daß keine Krähe der andern die Augen aushackt und daß ein Edelmann unsertwegen keinen Junker scheel ansieht."

„Nun, ja! und wir in Colmar müssen auf unserer eigenen Hut sein," sagte Meister Störlin, während sein Obergeselle ebenso unruhig als unmuthig im Zimmer auf und ab ging. „So sagt mir doch, lieber Meister", fing er dann besorgt wieder an, indem er sich niedersetzte: „sagt mir doch, ob Ihr nicht wißt, wer die gefangenen Schlettstädter sind?"

„Der Anderen Namen kenne ich nicht. Aber es heißt, Dein eigner Vater sei dabei."

„Mein Vater!" rief jetzt Hermann erbleichend, indem er wieder aufsprang und den Meister bestürzt anblickte. „Wie? Mein armer, alter Vater? Gefangen?"

„Ja, der Küfermeister Schwarz von Schlettstadt", bemerkte Meister Störlin.

„Da sei Gott vor!" rief der Sohn in tiefer Bekümmerniß. „Warum, Meister Störlin, habt Ihr mir das nicht früher gesagt?!"

„Hm! Was hätt' es Dich geholfen?" fragte der Hausherr mit wirklicher oder geheuchelter Gelassenheit. „Ich begreife übrigens Dein Wesen nicht! Hat Dir Meister Schwarz doch so übel aufgespielt, daß Du Dich

eben nicht so sehr zu entsetzen nöthig hättest, wenn ihm zeitweilig ein Uebel zustößt. Helfen kannst Du ihm ja doch nicht. Oder vielleicht stehen Dir Mittel zu Gebot, — Du kennst ja alle Wege und Stege und heimlichen Schlüpfe von Herlisheim!" setzte Meister Störlin hinzu, indem er in solchem nicht sehr geeigneten Augenblicke seinen Obergesellen fühlen ließ, daß er dessen Verhalten zur Zeit des Festes noch nicht vergessen, dessen Neigung zu einem Mägdlein so niedrigen Standes, wie es des Thorwärtels Töchterlein zu Herlisheim war, noch nicht verziehen hatte.

Hermann war wieder roth und blaß geworden. „Ihr thut mir Unrecht, Meister", sprach er dann. „Ihr spottet meiner und meines unglücklichen Vaters, den ich freilich in der Treue zu einem holden Mägdelein der Stütze seines Alters beraubt habe. Ich empfinde die Strafe dafür, indem ich die Leute so von mir reden hören muß. Aber Ihr, Meister Störlin, solltet es nicht thun."

„Nun, nun! mein Vater meint es ja gut!" fiel jetzt halb von Mitleid, halb von einem weniger edeln Triebe zum Hohn bewogen, die schöne Gertraud in die Rede ein. „Wenn Euch das Thurmkätherlein wirklich etwas gilt, so werdet Ihr sie leicht bewegen können, für das Wohlergehen Eures Vaters zu wachen, für seine Befreiung zu wirken, denn sie ist ja des Thorwärtels Tochter."

Halblaut und vorlaut warf jetzt auch aus der Ecke ein Lehrling — das rothe Peterlein — die Bemerkung dazwischen: „Ja, wenn er seine Knochen oder seinen Hals dran wagen will, mag er nach Herlisheim gehen. Der alte Bastard hätte wohl Lust, den Gesellen zu empfangen, der ihm die Wette verlor und an dem ganzen Handel schuld ist. Das Thurmkätherlein aber wird lieber dem Sohn des Junkers etwas zu Liebe thun, als dem Schwarz."

Obgleich dies nur den Umstehenden zugeflüstert wurde, hatte Hermann doch so viel davon vernommen, daß er es nöthig hielt, dem frechen Schwätzer einen verschüchternden Blick zuzuwerfen. Dann aber wandte er sich an den Hausherrn und sprach mit einem Tone, der keinen Einwurf zuließ: „Ihr werdet mich noch heute ziehen lassen, Meister Störlin. Ich verzichte auf jeden Lohn, gehe jedoch sogleich von hinnen. Ihr aber, schöne Jungfrau Gertraud, habt Dank, Dank für Euren Wink."

Und damit schritt er hinaus.

Sechstes Capitel.

Wer hilft?

In der mit Hirschgeweihen schön ausgeschmückten Trinkstube der Weinküfer und Faßbinder zu Schlettstadt herrschte an jenem Frühlingsabende ein bewegtes, lautes Treiben und Leben. Doch war es nicht eben Freude und Fröhlichkeit, sondern eher die gegentheilige Stimmung, welche die Küfer bei ihrem Zechen so redselig machte. Bittere grimmige Worte kamen aus dem Munde der Gesellen; und die Aufregung und allgemeine Rathlosigkeit, welche in jenen Tagen die Bevölkerung und Regierung der Stadt beherrschte, sprach auch aus den Gesichtern der Handwerksmeister, die da umher saßen, etliche trüb und verdrossen vor sich hinstarrend, als sollten sie morgen zum Richtplatz geführt werden, Andere an dem Lärm theilnehmend, welcher als Ausdruck tiefen Grolls die Stube erfüllte. Die sonstige Ordnung alter Handwerksgewohnheit ward in der Aufregung jener Tage auf der Trinkstube bei der heutigen Abendzeche weniger streng geübt.

„Es ist nichts mehr mit unsern Leuten", sagte einer der Gesellen. „Wie anders stand da vor Jahren der Conrad Lang und rief uns zum Streit auf gegen die armen Gecken. Jetzt macht er's auch wie die Andern vom Rath, läßt uns hier hinter den Mauern der Stadt mit unsern Spießen als Bärenhäuter liegen und warten, bis der Feind uns an die Nase stößt, — meint mit Verhandlungen wegen des Lösegeldes, mit Vermitteln und halben Maßregeln die Sach' in Ordnung zu bringen, und 's ist doch sein eigener Schwager, den es zu befreien gilt. Wir können jeden Tag fünfhundert Mann stark ausziehen, — warum geschieht's nicht? Die adeligen Räuber werden unserer Trägheit spotten."

„Gottes Fluch schände diese Junker!" hallte es aus der dunkelsten Ecke der Stube, in welcher der lange Kunz mit einigen Kameraden saß. „Und unserer Feigheit gehört auch nichts Besseres, wenn wir uns nicht bald ermannen, diese Plaggeister des Landes zu verderben."

„Wie soll es geschehen?" entgegnete ein alter Handwerksmeister bedenklich. „Unsere gute Stadt vermag gegen diese Schelme, die uns nicht ruhen lassen wollen, so wenig, als der Stier gegen die Hornisse. Ja, mit Straßburg ist's anders, da getraut sich keiner mehr hinan. Denn die von Straßburg sind allweg bereit, mit Kriegsgezeug und Geschütz vor die Raubnester zu rücken, sie auszuräuchern und abzubrechen. Ja, bei allen Heiligen, die haben sich Ruhe geschaffen, und die wilden Junker kommen zu den Meistern der Stadt gekrochen, um in Schutz und Recht eines Bürgers genommen zu werden."

„Der Walther von Dahn that's eben doch nicht und treibt seinen Spott mit den Straßburgern", erwiderte ein Anderer. „Was haben sie mit ihren Zügen bis jetzt gegen ihn ausgerichtet? Soviel, wie wir ausrichten werden gegen diese Füchse, und das ist gar wenig. „Ja, hätt' unser Landvogt von Reichswegen, der hohe Pfalzgraf, nicht eben genug in seinem eigenen Lande zu thun, oder hätte man damals dem wackern Pfalzgrafen Friedrich gefolgt und den Bund errichtet! Oder auch könnte man es nur rasch an den Kaiser bringen —"

„O schweigt mir von dem traum- und saumseligen Friedrich von Oestreich!" rief eine Stimme wieder. „Der hat uns vor vier Jahren selbst die Gecken in's schöne Land gschickt, wo sie ärger denn die Heiden hausten. Das ist mir der rechte Mehrer des Reichs! Und die Herren und Ritter — ja Räuber und Diebe —"

„Sprecht nicht so schlimm von einem so gewal-

tigen Herrn und unserm Oberhaupt!" mahnte einer der älteren Handwerksmeister. „Und hetzt uns nicht den ganzen Adel auf den Hals in diesen ohnehin schweren Tagen."

„Ei, was da! Ich kümmere mich keinen Birnenstiel darum, ob sie es hören, die großen und kleinen Schelme!" entgegnete der Andere heftig, während ihm die meisten Gesellen zunickten. „Damals hielten sie es mit den wälschen Gecken, jetzt mit diesem lahmen Bastard, als mit ihrem lieben Bruder und Vetter. 'Sist immer dasselbe Spiel!"

„Wer wollte glauben, daß der von Hattstadt unserm Feinde sein bestes Schloß einräumen würde!" sagte ein jüngerer Meister. „Seit ihm die Gecken vor Herlisheim den Kopf herunter schlagen wollten, scheint ihm auch das Häuptlein verrückt zu sein."

„Vergessen wir nicht," bemerkte jetzt ein Anderer, „daß der Hattstadter mit Meister Schwarz den Streithandel wegen des Fasses hatte und der junge Schwarz allerdings schuld war, daß der Heinz Grefe seine Wette verloren. Gedenken wir auch der Ursachen der Noth, unter der wir leiden."

„Was will der?" fragte jetzt der lange Kunz, aus seinem trüben Hinbrüten erwachend, von seinem Sitze herüber. „Bleibt es nicht ein nichtswürdiger Vorwand, und will Einer unter uns sein, der ihn noch rechtfertigen möchte?"

„Das soll Keiner und darf Keiner!" sprach jetzt auch der Martin, der in der Nähe saß und an den Jammer Sabinens um ihren Vater dachte.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Wiener Weltausstellung.

I.

Den Mittel- und Glanzpunkt des Ausstellungsplatzes bildet die Rotunde. Dieselbe ist ein Bau von so ungeheuern Dimensionen, daß eine stattliche gothische Kirche mit ihrem schlanken Thurm in seiner ganzen Höhe bequem darin Platz fände. Das trichterförmige Blechdach der Rotunde ist dem Fremden von weiter Ferne sichtbar, wie ein Wahrzeichen, das ihm das Ziel seiner Reise angibt; und von den Galerien dieser Kuppel aus sieht man weithin das Weichbild der Stadt, von den großen Ebenen Ungarns im Osten bis über die Ausläufer des Wiener-Waldes im näheren Westen hinweg und von den in blauer Ferne entschwindenden Grenzen des Marchfeldes im Norden bis zu den mächtigen Bergrücken der Alpen, die im Süden die Aussicht begrenzen.

Die Rotunde ist von unten bis oben aus dickem Eisenblech construirt; dieses eiserne Gerippe ist aber mit Holz und Stuccaturarbeit so reich umkleidet, daß der Bau in seiner Vollendung den Eindruck eines gemauerten Gebäudes machen wird. Nur der äußere Anblick des Blechdaches mit seinen Radialsparren wird die Construction des Ganzen auch dem Laien verrathen, der entweder das Wunderbare der ganzen Anlage gar nicht ahnt oder nicht begreift. Um den kreisförmigen Umfang der Rotunde beschreiben vier Galerien ein Quadrat und schließen demnach nebst der Rotunde vier dreieckige Höfe ein, welche in den Ecken dieses Vierecks liegen. Dort, wo die Seiten dieses Quadrates den Umkreis der Rotunde berühren, sind die vier Haupteingänge zu derselben; der südliche Haupteingang ist durch das Portal gebildet, diesem gegenüber liegt ein zweites Portal, das in den rückwärtigen Parkraum führt; die Eingänge zur Rechten und Linken führen nicht in's Freie, sondern zu den Hauptgalerien, welche nach Ost und West sich ausdehnen und von je fünf Quergalerien durchkreuzt werden. An den Enden dieser Hauptgalerien sind die Seitenflügel; jeder der letzteren stellt ein längliches Viereck mit je zwei rechteckigen Hofräumen dar.

Die sämmtlichen langgestreckten Galerien sind gebildet von flachgewölbten Gitterbögen, welche auf ähnlich construirten Trägern ruhen und mit Zinkblech gedeckt sind. Dies metallene Gerippe ist ebenso wie das der Rotunde mit Mauerwerk, Holz, Tapeten und Stuccaturarbeit so verbunden und zum Theil verdeckt, daß auch diese lang und weitgestreckten Räumlichkeiten nicht den Charakter der Eisenconstruction, sondern den gewöhnlichen Mauerwerks an sich tragen. Von Innen haben die Wände und zahllosen Säulen theils rothe Tapetenverkleidung und broncirte Gypsornamente; dies monotone Innere wird durch die Ornamentik belebt, mit welcher die verschiedenen Länder ihre Ausstellungsgegenstände in das rechte Licht setzen. Ebenso wird es nicht nur in den Haupt- und Quergalerien, sondern auch in den gedeckten Höfen sein. Ob die einfachen großen Glasfenster, welche fast die ganzen oberen Drittel der Seitenwände einnehmen, zumal dort, wo die gedeckten Höfe noch einen Theil des zuströmenden Lichtes ablenken, genug Helligkeit geben werden, muß die Erfahrung zeigen. Bis jetzt wird es einerseits behauptet, andererseits geleugnet.

Das zweite Hauptgebäude, die Maschinenhalle, ist ein langgestreckter Raum, dessen mittlere hohe Hauptgalerie rechts und links von zwei niedrigeren Nebengalerien begrenzt ist. Durch die ganze Mitte gehen in mehreren Gruppen von einander getrennt große Doppelreihen eiserner Säulen, welche bestimmt sind, die Transmissionen und Riemenscheiben der Maschinen zu tragen, die sich hier in ihrer Thätigkeit zeigen sollen. Auch längs der Wände gehen derlei Transmissionswellen, von gleich hohen Säulen getragen, und alle diese Maschinen werden von einigen mächtigen Dampfmaschinen getrieben werden, welche an den Enden der Säulengalerien ihren Platz finden. Schmuck und Zier wird hier nicht angebracht.

Die Kunsthalle ist das stabilste und solideste Gebäude des ganzen Ausstellungsraumes; es trägt nicht den Charakter des Provisoriums und bildet einen vierschiffigen Langbau, in dessen Mitte eine doppelte Reihe von Sälen mit Oberlicht für die Aufnahme der größeren Kunstwerke bestimmt ist, während sich beiderseits schmälere Säle mit Seitenlicht für kleine Arbeiten anschließen. Ein großer Mittelsaal mit Oberlicht soll

die bedeutendsten Kunstwerke aller Nationen aufnehmen. Der vierte Theil dieses Saales und des ganzen Gebäudes gehört Oesterreich, ein zweites Viertel Deutschland, ein drittes Viertel Frankreich; in dem letzten Viertel drängen sich alle übrigen Culturstaaten zusammen. Dies ist der flüchtige Ueberblick des Innern der drei Hauptgebäude des Ausstellungspalastes.

In der Zeit vom 10. bis 23. März betrug die Zufuhr zum Ausstellungsplatze 62,578 Ctr., wofür 651 Waggons erforderlich waren. An Ausstellungsobjecten wurden aus den österreichischen Kronländern 2535 Ctr., aus Ungarn 1617 Ctr., aus Deutschland 630 Ctr., der Schweiz 1622 Ctr., Frankreich 1376 Ctr., England 2552 Ctr., Holland 869 Ctr., Belgien 1080 Ctr., Egypten 293 Ctr., der Türkei 1629 Ctr., Italien 11 Ctr., China 132 Ctr. zugeführt. Die zur Berathung verschiedener polizeilicher Maßnahmen aus Anlaß der Weltausstellung vom Minister des Innern berufene Commission hat es als wünschenswerth bezeichnet, das reisende Publicum durch die Eisenbahn-Conducteure vor der Ankunft in den Wiener Bahnhöfen auf die zufolge der neuen Wiener Fiaker- und Einspänner-Ordnung bestehende Einrichtung, daß die Fiaker- und Einspänner nur gegen Abgabe der den Reisenden von der Sicherheitswache auf Verlangen übergebenen Fahrmarken vom Bahnhofe wegfahren dürfen, aufmerksam zu machen. Die Gastwirthe, dann die Besitzer und Leiter der Hotels werden polizeilich angehalten werden, amtlich revidirte Tarife ihrer einzelnen Gastzimmer und Miethlocalitäten aller Art aufzulegen und für die Unterkunft Suchenden sowohl beim Eintritt in das Hotel, als in den Gastzimmern selbst ersichtlich zu machen.

Miscellen.

Aus der Pfalz, 27. März. Ein erschütterndes Familien-Drama hat sich vorgestern und gestern in Ludwigshafen bzw. Mannheim abgespielt. Auf dem Hemshof bei Ludwigshafen befindet sich eine vor nicht langer Zeit durch drei Theilhaber gegründete und im besten Betrieb stehende Fabrik pharmazeutischer Präparate. Einer der Theilhaber (Saame) lebte mit seinen zwei Schwestern in häuslicher Gemeinschaft. Die Eltern waren gestorben, die Geschwister hingen sehr aneinander. Eine der Schwestern hatte eine Zeitlang ein Verhältniß mit einem Mannheimer, brach dasselbe aber, da der Bruder sich einer Heirath entschieden widersetzte, ab. Vor Kurzem nun heirathete der Mannheimer eine Andere; das Mädchen, tief ergriffen hiervon, ging einige Tage niedergeschlagen herum; vorgestern begab sie sich nach Mannheim und sprang dort in den Rhein, aus dem man sie als Leiche herausholte. Der Bruder, aufs Aeußerste von dem Tode der Schwester ergriffen, wurde am andern Morgen todt im Bette gefunden; es heißt, er habe sich mit Strychnin vergiftet. Die überlebende Schwester wollte gestern auch den Tod im Wasser suchen und wurde nur mit Mühe zurückgehalten.

Straßburg, 1. April. (Giftige Lampenschirme.) Auf eine anonyme Anzeige hin wurden mehrere grüne Lampenschirme einer hiesigen Papierhandlung untersucht und sehr stark arsenikhaltig gefunden. Ebenso erwies sich ein sehr bedeutendes Bruchtheil einer größeren Menge von Lampenschirmen, welche von der Polizeidirection aus verschiedenen Verkaufslocalen eingezogen wurden, bei der Untersuchung mit arsenikhaltigen Farben und hauptsächlich mit Schweinfurter Grün gefärbt. Von den Referenten des Kreisgesundheitsrathes wurde hiebei darauf aufmerksam gemacht, daß diejenigen Schirme, bei welchen der arsenikhaltige Farbstoff ohne weiteres Deckmittel (lose und unlackirt) aufgetragen ist, leichter Anlaß zu Gefahren geben können, als die lackirten Schirme, bei welchen der Arsenik durch den Lack fixirt ist. Wenn bei diesen die Gefahr auch eine bedeutend geringere sei, so könnte doch durch Verkohlen des Schirmes an dessen oberen Umfange oder durch Abspringen des Lackes Arsenik in die Luft eintreten. Es sei immerhin vor dem Gebrauche solcher arsenikhaltigen grünen Schirme zu warnen, zumal sich zur Schonung der Augen blaue, insbesondere aber graue (rauchgraue) Farben viel besser eignen, als die grüne Farbe. Einige grüne Augenschirme, welche ebenfalls von der Polizeidirection eingezogen waren, erwiesen sich bei der Untersuchung mit Schweinfurter Grün gefärbt, und wurde auf die Beobachtung hingewiesen, daß durch solche schon Hautausschläge auf der Stirne verursacht wurden; auch eine Anzahl von grünen Tapeten zeigte sich bei der Untersuchung arsenikhaltig.

Vor einigen Tagen ist zu Florenz eine Dame gestorben, welche durch ihre Verbindung mit Lord Byron eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, die Gräfin Teresa Guiccioli, später Marquise de Boissy. Sie war die Tochter eines Grafen Gamba, von sehr vornehmer Familie in Ravenna um 1803 geboren und ganz jung an den Grafen Guiccioli verheirathet, der sehr reich aber alt genug war, um der Großvater seiner jungen Gemahlin sein zu können. Sie war erst sechzehn Jahre alt, als Lord Byron in Venedig ihre Bekanntschaft machte, und bald entstand ein sehr zärtliches Verhältniß zwischen dem Dichter und der schönen jungen Gräfin. Der alte Gemahl scheint sich darüber wenig bekümmert zu haben. Später aber nöthigte derselbe seine Gemahlin, wieder mit ihm nach Ravenna zurückzukehren, um allzugroßen Scandal zu vermeiden. Lord Byron war in großer Verzweiflung und wollte schon nach England zurückkehren, als die Gräfin erkrankte, worauf denn der Dichter nach Ravenna berufen wurde und Dank seiner Anwesenheit die Freundin bald wieder genas. Bald nach Byron's Tode (1824) starb auch der alte Graf Guiccioli und die noch junge Wittwe heirathete bald darauf den französischen Marquis de Boissy, der sich als Senator des Kaiserreichs bekannt gemacht hat und vor einigen Jahren starb. Die Gräfin hat vor zwei oder drei Jahren ein Buch herausgegeben, um Lord Byron's Andenken gegen die Angriffe der amerikanischen Schriftstellerin Frau Beecher-Stowe zu rechtfertigen.

(„Jung Amerika"), — schreibt die „N.-Y. H.-Z." — zeigt sich oft in seiner barbarischen Blüthe; so erschoß ein achtzehnjähriger Junge, Namens George Hall, ein vierzehnjähriges Schulmädchen, Namens Amelia Spodley, auf dem Wege aus der Schule (nahe Salesbury, Maryland), weil sie ihm keine Gegenliebe schenken wollte und warf sich dann einem herannahenden Eisenbahnzug entgegen. Aber auch das schwache Geschlecht bleibt nicht zurück; in Iowa erschoß jüngst ein sechszehnjähriges Schulmädchen den Lehrer der öffentlichen Schule, weil er es wagte, ihre Liebe zu verschmähen; natürlich wird die junge Mörderin für wahnsinnig erklärt werden.

*Homonyme.

Es ist ein Mann aus alter Zeit,
Der böse Kinder warnt noch heut';
Es ist ein Ort, aus dem entrann
Mit List ein herrschbegier'ger Mann. —r.

Auflösung des Räthsels in Nr. 39:
Abel, Kabel, Babel, Fabel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 42. Speyer, Dienstag, den 8. April 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Aber wo bleibt der Hermann Schwarz?" warf jetzt einer der Gesellen fragend dazwischen. „Begreif' es, wer will, ich kann es nicht begreifen, daß der in der Fremde sitzen bleibt und sich nicht rührt, während sein Vater, unser wackerer Meister, in des Bastards Händen ist."

„Er weiß es eben nicht," ward entgegnet. „Wüßte er's und wär' er da, bei Gottes Bart, er säße trotz Allem, was vorgefallen, nicht so säumig hier. Meinst Du nicht auch, Wenzel?"

„Wer weiß," sagte dieser mit der Achsel zuckend. „Und was wollt' er machen?"

„Was machen? Den lahmen Heinz fangen und aufknüpfen, — nichts weiter."

„Oho, das ist nicht so leicht gethan, als gesagt!" bemerkte Wenzel, der sich bis jetzt wenig in's Gespräch gemischt hatte und auch von dem langen Kunz und dessen Freunden nicht angesprochen worden war.

„Wie meinst Du das?" fragte man darauf.

„Wenn der Bastard auch heute an einem Beine lahm ist," erwiderte Wenzel, „so hat er dafür zwei gesunde und kräftige Arme, die das Schwertlein zu schwingen wissen. Das hätte damals meine Vaterstadt Mülhausen wohl fühlen müssen, wenn die Egge im Felde nicht gewesen wäre."

„Die Egge? Welche Egge?" fragten Einige.

„Du bist uns die Geschichte noch schuldig, Wenzel!" betonten Andere. „Erzähle, wie es mit der Egge war."

Wenn man sicher und warm sitzt, hört man solche Geschichten gern," meinte ein Handwerksmeister. „Wer hat heut' die Wache an den Thoren?"

„Die Gerber, Bäcker und Schiffleute," war die Antwort.

„Wir können also ruhig unsern Trunk nehmen. Weinschenk, füll' auf, und dann etwas Ruhe: der Bruder will erzählen!"

Die Becher wurden gefüllt und Wenzel begann:

„Das war so. Hans zu Rhein, ein Edler, der sich auf Stegreif und Reuterei legte, nahm Anno 1441 zwei Metzger aus meiner Vaterstadt Mülhausen gefangen und führte sie von Ort zu Ort, bis zuletzt auf Burg Freundstein am hohen Bölchen. Dann erst schickte er seinen Absagebrief. Da warf die Stadt ihre Banner auf, achthundert Bürger zogen vor das Schloß, daß der Hans gerne die Gefangenen wieder herausgab. Drauf schlug er sich aber zu eben diesem Heinz Grefe, denn er steckte von jeher in Händeln. Auch Friedrich vom Haus und jener Burkhardt Münch hielt mit ihm, der später im blutigen Feld bei St. Jakob gar fröhlich sagte: „Heut waten wir in Rosen!" und dafür von einem todtwunden Schweizer ein Ziegelstück an den Kopf kriegte, daß er daran starb. Gut also, diese vier machten einen Anschlag gegen meine Vaterstadt. Es war gerade um die jetzige Jahreszeit, da rückten sie mit ihren Knechten des Nachts aus und kamen unter des Bastards Führung beim ersten Hahnenschrei bis nach Wittenheim, wo sie sich beriethen, wie zwei Stadtthore gleichzeitig zu nehmen seien. Es sollte in demselben Augenblick geschehen, wo der Hirt das Vieh zur Weide austrieb. In der Stadt hatte man keine Ahnung von der Gefahr, als draußen die geharnischten Reiter und Knechte auf weichem Ackerboden lautlos und von der Dunkelheit geborgen heran zogen. Der Bastard von Lützelstein ritt voran und war der Stadt schon ganz nahe, aus welcher eben der Kuhreigen der Hirten erscholl. In seiner Kampflust gab der Junker seinem Hengste die Sporen, daß er mit einem Satz zur Seite sprang und mitten in eine Egge, die ein Bürger der Stadt Abends vorher dort liegen gelassen hatte. Da war es nun eben kein Wunder mehr, daß der Bastard stürzte, dabei ein Bein brach und mit Aechzen und Stöhnen liegen blieb, während sein Gaul in der Egge stack. Jetzt aber durften die Edelleute an keinen Ueberfall der Stadt mehr denken, sondern eilten, um mit dem gelähmten Führer noch rechtzeitig und eben so still davon zu kommen, als sie hergezogen waren. Der Hirt trieb ungeschoren sein Vieh aus und meine Vaterstadt war durch eine Egge vor Raub, Plünderung und großer Noth bewahrt."

„Das war eine treffliche Egge!" sprach einer der Gesellen. „Sollte aber nicht von Männern vermocht werden, was hier ein todtes Werkzeug gethan? Wäre der Hermann Schwarz da, so wollte der schon Rath finden, den Heinz Grefe vom hohen Roß zu schleudern."

„Ei, ob man's auch glauben darf," warf jetzt ein Anderer ein. „In Freiburg sagt man, der Schwarz gehe in's Kloster, wolle ein Mönch werden und sei dort nur eben mit einem gelehrten Fremden umge-

gangen, der aus dem Lande gewesen sei, wo die Männer der heiligen Vehme am hellen Tage umherlaufen."

„Nun, käm' die heilige Vehme über den lahmen Heinz!" bemerkte Einer der Umsitzenden mit einem wichtigen Gesichte und leisen Schauer. „Die würde schon mit ihm fertig werden."

„Was würde sie? Nichts würde sie!" wurde widersprochen." „Was wir nicht können, kann die auch nicht."

Der Andere besann sich auf eine Erwiderung, um seine Ansicht von der Gewalt und Macht der heiligen Vehme in der weitläufigen Weise zu begründen. Es war für den Augenblick eine tiefe Stille in der großen getäfelten Trinkstube der Küfer zu Schlettstadt eingetreten; man hörte nur ein tiefes Aufathmen aus der dunkeln Ecke, wo der lange Kunz in schwerem Herzeleid um seinen gefangenen Meister saß.

Da that es einen lauten Schlag am Thor, daß der Mann, welcher eben sprechen wollte, zusammenschrack und mit ihm noch einige Andere. Zwei weitere Schläge folgten nach. Es pochte dreimal an der Thüre der Zunftstube von außen.

Siebentes Capitel.

Neue Hoffnung.

„Man klopft nach Art des Handwerks," sagte der lange Kunz aus seiner finstern Ecke heraus. „Er ist ein Bruder von der Zunft. Man thue ihm auf!" Der jüngste Geselle am Tische erhob sich rasch, öffnete die Thüre, — und herein trat mit Bündel und Wanderstab ein Geselle vom Handwerk.

„Glück herein! Gott ehre ein ehrbar Handwerk und schirme die Zunft! Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen!" sprach der Eintretende.

Ein Lichtblick durchzuckte das Gemach. „Ei! Mit Gott willkommen, herzlicher Bruder und Gesell!" klang durch den freudigen Jubel, der an die Täfelung der Stube erscholl.

Alle waren in der Ueberraschung von den Bänken aufgesprungen, um sich zum frohen Willkommen heranzudrängen. „Nun soll bald der Stadt und dem wackern Meister geholfen sein, da Du wieder hier bist!" hieß es immer wieder, indem man dem Angekommenen die Hand drückte, dessen Erscheinung im Nu den drückenden Alp verscheuchte, der auf den Herzen gelegen war.

„Hoffen wir zu Gott und trauen wir unserer eigenen Kraft, daß dem bei mannhaftem Thun und klugem Handeln also geschehe!" sagte Hermann Schwarz, die Hände der Freunde schüttelnd. „So sind wir wieder beisammen, die Stadt soll von ihrem Feinde erlöst, mein lieber Vater frei werden, das schwöre ich Euch. Und bald, bald, wenn Ihr mir nur Euren Arm und Beistand leihen wollt. Aber ich habe weiten Weg gemacht, und es kostet heute noch manchen Gang. Wer reicht mir ein Glas?"

Jeder streckte seinen Becher dar. Hermann nahm einen derselben und trank ihn aus. Dabei fiel sein Blick auf Wenzel, dem er herzlich die Hand reichte, indem er sagte: „Lieber Bruder! Ich habe zuletzt zu Colmar in Deiner Liebsten Haus gearbeitet."

„Das weiß ich!" entgegnete der Wenzel, dem Heimgekehrten nicht mit derselben Herzlichkeit entgegenkommend. Eifersüchtige Gedanken mochten ihn plagen; vielleicht konnte er auch seinen Neid über die Liebe und Achtung nicht unterdrücken, mit welcher der Zurückkehrende empfangen worden war. Jenes Lächeln der schönen Gertraud schwebte ihm lebhaft wieder vor, das beim Colmarer Küferfest seinem Nebenbuhler gegolten. Hermann hatte jedoch keine Zeit, auf diese Gemüthsstimmungen zu achten. Er hatte sich an den langen Kunz gewandt, der ihn wie ein Bräutigam an seine Brust drückte; er flüsterte ihm etwas zu, daß des alten Gesellen Augen leuchteten; er kehrte sich gegen Martin und dessen Kameraden, meistens jüngere Küferknechte. Diese sammelten sich begeistert um ihn und lauschten seinen Worten. „Und nun Brüder," sprach er zuletzt zu ihnen, „trinkt aus! Was geschehen soll, muß noch in dieser Nacht geschehen."

„Und was sollen wir thun?" fragten diese.

„Für's Erste nichts, als zum Bader gehen und Euch das bischen Bart scheeren lassen," sagte er, wie zum Scherz. Aber sie waren doch klug genug, es im Ernst zu nehmen und ihm aufs Wort zu folgen. „Und dann," fuhr Hermann fort, „dann kommt Ihr in meiner Eltern Haus und erwartet mich dort. Du, Martin, kannst einstweilen meine Mutter und Schwester trösten, bis ich selbst komme, denn ich muß nun stracks fort und die Herren vom Rath aufsuchen."

Noch sprach er mit dem langen Kunz einige Worte und verschwand dann in dem Tumulte der Aufregung, welche seine Ankunft hervorgerufen hatte. Auch Martin war mit seinen Kameraden gegangen, um der sonderbaren Anweisung zu folgen, so wenig irgend einer von den jungen Gesellen den Zweck derselben erkannte. Der lange Kunz blieb bei den Uebrigen zurück, die Weiterem entgegen sahen und sich bereit machten, beim ersten Zeichen ebenfalls aufzubrechen. „Wir halten mit dem Hermann Schwarz, wir halten alle mit ihm, mag er beginnen, was er wolle!" lautete die allgemeine Stimme.

Unter den Zurückbleibenden war auch Wenzel, der einzige, welcher von dem allgemeinen freudigen Taumel nicht angesteckt war. Er blieb zweifelnd und theilnahmlos, als man sich in Muthmaßungen darüber verlor, welchen Plan der junge Schwarz hege, — denn daß er mit einem solchen gekommen war und daß er ihn auch glücklich hinaus führen werde, war eine Annahme, die sich von selbst verstand.

„Und was hat er wohl mit uns vor?" fragte einer der Umhersitzenden. „Das Beste und Klügste, sicherlich," sagte ein Anderer. „Es wird noch in der Nacht einen Aufbruch geben. Vor Morgengrauen müssen wir noch vor Herlisheim stehen."

„Es wird wenig helfen vor Herlisheim zu stehen," bemerkte jetzt Wenzel mit bedenklichem Lächeln. „Es ist ein gar fester Ort. Ich kenne ihn. Wie sollen wir vor Allem über den tiefen Graben kommen?"

„Auf der Brücke," antwortete der lange Kunz kurzweg.

„Wie aber, vergönn' mir die bescheidene Frage, wie von der Brücke in den Ort?" fuhr Wenzel fragend fort.

„Durch das Thor!" war die Antwort.

„Warum nicht etwa mitten durch die Mauer?" fragte jetzt Wenzel mit etwas spitzigem Tone. „Das wäre noch kürzer. Vielleicht hat Hermann von seiner gelehrten Gesellschaft zu Freiburg so viel gewonnen, daß er an ein trojanisches Pferd gedacht und mitgebracht hat, in welchem wir uns nach Herlisheim hinziehen lassen."

„Man braucht kein Gelehrter, sondern eben nur ein tüchtiger Küfer und in Colmar gewesen zu sein, um zu wissen, daß es etwa auch in einem Fasse ginge," bemerkte jetzt der lange Kunz. „Und der Hermann ist ja in Colmar gewesen und ein so tüchtiger Küfer dazu, wie es keinen zweiten mehr gibt. Hast Du etwa dort nichts von einem Schultheißen Hans Rösselmann vernommen? Verbannt, kam er dahin in einem Fasse wieder zurück, das die Gesellen in eines Domherrn Hof führten, allwo er das Werk der Befreiung von den Drängern der Stadt sofort begann. Ob das Faß nach Deiner oder nach unserer Weise gebaut war, kann ich Dir allerdings nicht sagen, aber es genügte seinem Zwecke und das ist genug."

„Das ist eine alte Geschichte von dem Rösselmann," sagte Wenzel. „Wollt Ihr noch eine neuere aus meiner Vaterstadt hören?" Die fröhlich Trinkenden nickten und riefen ihm zu, er solle nur gleich mit seiner Geschichte heraus. So fing er denn zum zweitenmal an jenem Abend zu erzählen an: „Es sind jetzt vier Jahre her, da gab's in Mülhausen eine böse Geschichte. Damals war der Bürger und Schneidermeister Heinz Hummel in den Stadtrath gewählt, und er ging eben über die Straße zum Rathhause, als ihn ein reisiger Knecht des Grafen von Helfenstein höhnte und ihm vorwarf, er sei ein Leibeigener seines Herrn und geberde sich hier als ein Freier. Ueber solchen Schimpf wurde der Knecht in den Thurm geworfen. Als es aber der Graf erfuhr, schickte er seine Sachwalter, welche Sühne für die Gewaltthat an seinem Manne und sein Recht auf den Heinz Hummel forderten, der sein Halseigener sei. Der Schneidermeister, welcher schon zehn Jahre in der Stadt wohnte, schwor einen Eid, daß er nie und nimmermehr dem Grafen zugehört habe. — Der Rath jedoch ließ den reisigen Knecht wieder laufen. Aber der Graf mit seinen Freunden schickte der Stadt seinen Fehdebrief. Nun hatte Mülhausen große Noth, wer die ehrbare Bürgerschaft gen die Feinde führen sollte. Da trat ein für ehrbar und rechtlich erkannter Bürger vor und erklärte, wenn man ihm das kleine Stadtbanner und fünfzig Männer nach seiner Auswahl gäbe, so erbiete er sich, den von Rechberg gefangen herein zu führen, der — im Dienste des Grafen — der Stadt besonders viel Noth bereitet hatte. Mit Freuden nahm man das Anerbieten an, und auch ich zog als junger Geselle mit hinaus bei so ehrenvollem Vorhaben. Es war schon Abend, da wir gegen Sennheim kamen. Als wir nun hinter dem Städtlein den Wald betraten, sprang mit einem Male unser Führer mit der Fahne auf einen Markstein neben dem Weg und rief laut: „Hier sind wir!" — „Und wir da!" hallte aus dem Walde, worauf sich zeigte, daß wir rings umstellt waren und nirgends einen Ausweg sahen. Wir erkannten zu spät, daß wir uns einem Verräther anvertraut hatten und Alles abgekartet Spiel war. Wohl wehrten wir uns, aber wir wurden Alle gefangen, nach Maßmünster geführt, wo uns die Edelleute in die Kirche sperrten und unser Banner an die Orgel aufhängten. Der Verräther bekam darnach den rechten Lohn, denn er wurde bald darauf vom Rechberger selbst erschlagen. Zu Constanz aber erlangte Pfalzgraf Ludwig bei Rhein unsere Loslassung und vertrug die Stadt mit den Herren, nachdem wir großen Schaden und Spott erlitten hatten."

„Und was soll diese Geschichte jetzt?" fragte der lange Kunz etwas scharf herüber. „Nichts soll sie, als zur Vorsicht mahnen," war die Antwort.

„Zur Vorsicht? Und vor wem?"

„Ich habe eine Geschichte erzählen wollen und das ist geschehen", entgegnete Wenzel. „Mehr hab' ich nichts zu sagen."

„Aber Du willst doch mit der Geschichte nicht sagen, daß wir eben daran sind, uns einem Verräther anzuvertrauen?"

„Gott bewahre," versicherte Wenzel. „Der Hermann ist sicherlich ein wackerer Geselle, eben so stark und klug, als edel. Aber auch der starke Held Simson hatte seine Delila, die ihm ein Schnippchen hinterm Rücken schlug. Und Hermanns Delila heißt — Thurmkätherlein. Sie soll ja mit des Bastards Söhnen auf freundschaftlichem Fuße stehen. Und nun sagt selbst, ob mein Mißtrauen in das Unternehmen nicht Grund und Ursach' hat."

Wenzels mißtrauische Aeußerungen blieben nicht ohne Wirkung. Einige meinten, mann könne ihm nicht so ganz Unrecht geben, und Andere ließen die Frage vernehmen, ob nicht allerdings Hermann getäuscht werden könne durch ein falsches, listiges Mägdelein, wie des Thorwächters von Herlisheim. Mehr und mehr wurden auch Andere augenblicklich in ihrem freudigen Vertrauen erschüttert, bis der lange Kunz darauf in längerer Rede seine Ansicht von der Sache dargelegt hatte. Durch seine zum Herzen sprechenden Worte, wie durch die überzeugende Wahrheit seiner Darlegung, kehrte rasch wieder bei den meisten Anwesenden der feste Entschluß zurück, mit dem wackern Hermann Schwarz Leib und Leben an die Erlösung der Stadt und des gefangenen Meisters Schwarz zu wagen. Und als nun dieser muthige Entschluß feststand, trank man eifrig auf gut Glück und Ende. Zunft- und Kampflieder erschollen durch die Trinkstube, die sich allmälig noch mehr und mehr gefüllt hatte.

Inzwischen war in Schlettstadt an jenem Abend eine große Aufregung wahrnehmbar, besonders auch unter den Frauen der Stadt, die da und dort mit kleinen Bündeln über die finstern Straßen eilten, während sich die Männer allmälig sammelten. Man munkelte von einem Auszug über den Landgraben.

Einer sagte es dem Andern oder wisperte es ihm zu. In Bangen und Hoffen legte sich dann die große Mehrzahl der Schlettstädter Bevölkerung zum Schlafe nieder. Gegen Mitternacht aber regte und bewegte es sich gegen den Marktplatz hin und auf demselben von bewaffneten Männern und seltsamen, unerklärlichen Gestalten. Kein greller Ruf ward laut, nur leise Losungsworte wurden gewechselt. Als dann das dröhnende Horn des Wächters in langgezogenen Tönen die Mitternachtsstunde verkündigte, da ging es in Schaaren dem Thore zu, das sich öffnete und endlich wieder schloß. Und dann ward es still in Schlettstadt, so still wie jede Nacht zu solcher Stunde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Die Seilschifffahrt auf dem Rheine.) Der Gedanke, bei der Flußschifffahrt die Kette durch das Drathseil zu ersetzen, wurde zuerst im Jahre 1865 von einem Belgier, Baron Oskar de Mesnil, gefaßt. Die ersten praktischen Versuche mit der Seilschifffahrt (Touage = deutsch: Tauerei genannt), traten in Amerika und Belgien unter Mitwirkung des deutschen Ingenieurs Max Eyth hervor und 1868 bildete sich zu Lüttich eine Actiengesellschaft zum Berieb der Tauerei auf der Maas, die sich 1869 zu einer Centralgesellschaft für Tauerei in Brüssel erweiterte, deren Aufgabe an die „Central-Actiengesellschaft für Tauerei" in Köln überging, welch letztere Gesellschaft auch die Ausführung der Seilschifffahrt auf dem Rheine übernommen hat. Die ersten Versuche auf dem Rheine wurden mit dieser Schifffahrt Ende 1869 und zwar unter Aufsicht von Regierungstechnikern gemacht, worauf Seitens der preußischen und hessischen Regierung die Zusage der Concessionsertheilung an die Kölner Centralgesellschaft erfolgte. Im April 1870 erwarb dann bereits die „Erste k. k. priv. Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft" die Patente zur Einführung der Tauerei auf der Donau. Diese Gesellschaft ließ mit dem eigens dazu erbauten Donau-Seilschiffe „Nitra" fortgesetzte streng beobachtete Versuche mit Bergfahrten an den reißendsten Stellen der Donau (abwärts Gran) machen, deren Erfolg die Lebensfähigkeit des Unternehmens auch auf dem Rheine außer Zweifel stellte. Bei einem jener Versuche auf der Donau wurden 8 eiserne Schleppboote mit zusammen 41,000 Centner Ladung an den Tauer gehängt und in 4 Stunden 34 Minuten wurde eine Strecke von 2,825 öst. Meilen zu Berg zurückgelegt, woraus sich eine Fahrgeschwindigkeit von 1,30 Meter per Sekunde berechnet. Die am 5. Dezember 1871 constituirte Kölner-Gesellschaft besitzt zu diesem Behufe die Concession aller Rheinuferstaaten von Emmerich bis Straßburg und soll der Dienst vom Unterrhein anfangend bis Straßburg in spätestens drei Jahren im vollen Gange sein. Zunächst ist eine Fahrstrecke von 180 Kilom. (24 Meilen) in Aussicht genommen, für welche vier Tauer (in Zurich und Winterthur) gefertigt werden, deren Fahrten, wenigstens theilweise, mit dem eben beginnenden Frühjahre ihren Anfang nehmen sollen. Diese Tauer oder Schleppseilschiffe erhalten eine Länge von 39 Metern, eine Breite von 7,2 Metern, dabei 2,38 Höhe an der Seite und mit Kielen einen Tiefgang von 1,07 Metern. Das Gewicht eines jeden solchen Schiffes ist ohne Kohlen auf 162¼ Tonnen festgesetzt. — Von allgemeinem Interesse ist noch die auf Erfahrung begründete Thatsache, daß die Seilschifffahrt ihren erheblichsten Vortheil über die gewöhnliche Dampfschifffahrt und den Leinenzug gerade in rasch fließendem Wasser bietet und für Gewässer mit geringem Gefälle, besonders für Kanäle, ein Aufschwung des Verkehrs oft schon durch andere Mittel zu erreichen ist.

Die Production und der Verbrauch von Tabak im deutschen Zollgebiet berechnen sich auf den Kopf der Bevölkerung für 1862—71 folgendermaaßen:

1862	1,2 Pfd.	2,4 Pfd.
1863	1,9 „	3,1 „
1864	1,9 „	3,0 „
1865	2,1 „	3,4 „
1866	1,8 „	3,6 „
1867	1,6 „	3,6 „
1868	1,6 „	2,9 „
1869	1,2 „	2,8 „
1870	1,4 „	2,1 „
1871	1,3 „	3,1 „
10jähriger Durchschnitt	1,6 Pfd.	2,9 Pfd.

London, 8. April (Zum Untergange des „Atlantic.") Ueber diese furchtbare Katastrophe liegen heute einige ausführliche Nachrichten vor. Leider scheint kein Zweifel mehr über den Umfang des Verlusts an Menschenleben zu herrschen, und es steht so gut wie fest, daß etwa 750 Menschen bei diesem entsetzlichen Unfall umgekommen sind. Der Dampfer strandete bei Meagher's Head, etwa 20 Meilen von Halifax. Als Ursache wird in einem Privat-Telegramm an die Schiffseigenthümer angegeben, daß die Wache die Leuchtthürme in der sehr finstern Nacht verwechselte und Sambro für Devil's Light hielt. Das Schiff sank fast unmittelbar nachdem es den Stoß erhalten hatte, und diesem Umstande, wie dem, daß die meisten Passagiere in ihren Cajüten schliefen, ist es zuzuschreiben, daß so sehr viele Menschenleben verloren gegangen sind. Im ganzen waren 1034 an Bord, von denen etwa 280 gerettet worden sind. Die Agenten der Cunard Company werden für die Weiterbeförderung der geretteten Schiffbrüchigen sorgen. Der „Atlantic" war erst im Jahre 1871 erbaut worden, hatte eine Länge von 420 Fuß, eine Breite von 41 Fuß, 3607 Tonnengehalt und 600 Pferdekraft. Der Dampfer trat seine 19. letzte Reise am 20. März an. Der Werth desselben beträgt 100,000 Pfd. Sterling und wird von mehreren Versicherungsgesellschaften in London und Liverpol getragen. Die Nachricht von dem Unglück hat in Liverpol große Aufregung verursacht und namentlich auch in Cork, weil so viel Irländer sich auf dem Dampfer befanden. Einem Telegramm zufolge sollen viele Deutsche bei dem Unglück umgekommen sein.

Charade.

O, der ist wahrlich zu beklagen
Und sein Geschick ist endlos hart,
Der in des Lebens schweren Tagen
Im Sturm der Leidenschaft das Erste ward.

Das Zweite liegt in endlos weiter Ferne,
Und dennoch siehst Du's weit und breit;
Es ward erschaffen mit dem ersten Sterne
Und war doch schon von Ewigkeit.

Du ringst danach und wirst es nie erstreben,
Erschaffst Du's gleich mit Deiner eignen Hand
Und siehts das Kind beim ersten Tritt ins Leben
So faßts doch nicht der menschliche Verstand.

Doch niemals laß Dich von dem Ganzen leiten,
Wenn es Dir naht, entflieh mit aller Kraft;
Es ist ein seltsam Ding, um das sich streiten
Der Aberglaube und die Wissenschaft.

Auflösung der Homonyme in Nr. 41:

Ham.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 43. Speyer, Donnerstag, den 10. April 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Drittes Buch.

Zu Thurm und Sturm.

Erstes Capitel.

Merk' Dir's, Wärtel!

In dem schönen Lande am linken Oberrhein war der Frühling mit allen seinen Reizen eingekehrt. Längst hatten die Mandelbäume auf den Höhen verblüht, und nun lag die herrliche Ebene des oberen Elsasses in ihrem Brautschmuck vor dem ernsten Wasgaugebirg, das dort allenthalben seinen Fuß in Reben setzt. Die Weinberge, welche schon zur Zeit unserer Erzählung sich vor Hattstadt und den drei Egisheimer Schlössern bis zu den Fluren von Herlisheim herunterzogen, entfalteten allmälig an den milden sonnigen Tagen ihr Laub, während die Obstgärten und die weiten Wiesenflächen an den Nebenflüssen der Ill von Blüthen und Blumen dufteten. Dort in der wohlbewässerten, fruchtreichen Niederung, wo die Lauch und die Thur mit einander der Ill zueilen, halbwegs zwischen Colmar und Ruffach liegt im Angesichte der Vogesen das kleine Landstädtchen Herlisheim, das zur Zeit unserer Erzählung den Herren von Hattstadt gehörte. Unter den alten Geschlechtern im oberen Elsaß hatten sich die Gutmann von Hattstadt im Laufe der Zeit zu einem der reichsten und angesehensten aufgeschwungen. Unfern von Herlisheim liegt deren Stammort mit andern schönen Weindörfern am Fuße der Rebenhöhen, und zwar dort, wo fast tausend Fuß höher die Thürme der Klöster Marbach und St. Marx aus dem Bergwald ragten, und nochmals tausend Fuß erhabener als diese, das Schloß Oberhattstadt den Kamm des burgenreichen Gebirgszugs schmückte. Das engere Landschaftsbild, welches man von dem Thorthurm in Herlisheim übersehen und in allen Einzelnheiten unterscheiden konnte, wurde links gegen Ruffach hin von den Mauern der Schauenburg, rechts nach Colmar zu von dem Schlosse Hohenlandsberg abgeschlossen, während näher, über den Weinbergen des Städtchens Egisheim, die drei Burgen sichtbar waren, welche unter dem Namen der „Drei Exen" und als Geburtsstätte eines der früheren Päpste heute noch in der Gegend wohlbekannt sind. So lag nach Westen hin eine liebliche und fesselnde Landschaft vor den engen Fenstern des Thorthurms von Herlisheim, während nach Osten ein von der Thur durchflossener Wald den Horizont des Flachlandes gleichförmig begrenzte und — jenseits der Wiesenaue — in ziemlicher Nähe des Städtchens hinstrich. Dieses selbst galt mit seinem Schlosse als eine der besten Festungen des Landes und hatte sich als solche in den Fehden des damaligen Besitzers mit dem Grafen von Lupfen und dann wieder im Armengeckenkrieg bewährt. Die Mauern waren im besten Stand, die tiefen Wallgräben von dem Lauchflüßchen hinreichend mit Wasser gefüllt, und der alte Sträuchlin, welcher mit seinem Töchterlein den Thurm am Thor bewohnte, galt mit Recht als ein sorgsamer, diensteifriger Wächter. Hatte doch sein strenger Pflichteifer vor vier Jahren, als die „armen Gecken" noch im Lande gehaust, dem eignen Herrn fast den Kopf gekostet.

Da saß nun der alte Sträuchlin am Vorabend von St. Marxentag auf der steinernen Bank am Thor und ließ sich von der Nachmittagssonne anstrahlen. Ein blühender Fliederstrauch gewährte leichten Schatten. Mild wehte die Frühlingsluft von den Bergen her und hob dann und wann das weiße Haar, das dem Thorwart über den Nacken auf den Wamskragen herunter fiel. Die untersetzte Gestalt verieth noch immer die Kraft des Körpers, das gefurchte Antlitz dagegen ein Leben reich an Kummer und Sorgen. Diese mochten jetzt noch auf ihm lasten; denn mit der Wehmuth, welche sich auf seiner Miene kund gab, mischte sich der Ausdruck tiefen Unmuths, wenn er so scheinbar gedankenlos vor sich hinstarrte. Sobald er jedoch seine Augen am Thurm empor zu den engen Gitterfenstern richtete, hinter welchen ein Gestell von grünen Pflanzen und blühenden Blumen sichtbar war, hellte sich sein Antlitz jedesmal etwas auf, und es glitt sogar ein Zug von wehmüthiger Freude über sein verwettertes Gesicht, wenn durch das feste Gitterwerk dann und wann eine sanfte Mädchenstimme ertönte.

„Es geht ein frischer Sommer daher
Und ein viel lichter Schein!"

Es waren aber nur Liederanfänge und leise, schüchterne Ansätze zum Gesange, die da aus den dicken Mauern des Thorthurms in die milde Luft hinausklangen, um stets rasch wieder zu verstummen, als

wolle die Sängerin selbst nur noch dem Schlag einer Nachtigall lauschen, welche im Gebüsch des Wallgrabens verborgen saß. Dann senkte der alte Sträuchlin wieder sein Haupt und sah, gleichsam verdrossen und gelangweilt, vor sich hin. Hier und da scheuchte er einen zanksüchtigen Spitz zurück, der die Ruhe seines treuen Gefährten stören wollte, eines alten Wolfshundes, welcher zu seinen Füßen schlummernd in der Sonne lag und nur auffuhr, um etwa den Hühnern oder Gänsen den Durchgang durch die Thorhalle zu verwehren, wenn sie gackernd und schnatternd von der Gasse herkamen, um den Gärten und Wiesen draußen einen unwillkommenen Besuch abzustatten. Nur die Enten hatten freien Paß und watschelten nun vergnüglich auf die nahen Krautäcker, die schädlichen Schnecken zu verzehren, oder ruderten durch die grüne Decke des Wassers im Wallgraben, wo die Frösche verstummend sich im untersten Schlamm verkrochen. So saß der alte Sträuchlin stundenlang am Thor. Nur kurz und bündig erwiderte er dabei die landesüblichen Grüße und Zurufe der vorüberkommenden Leute, die, mit dem Werkzeug auf der Schulter, aus dem Städtchen auf das Feld hinaus wanderten oder mit Trachten frischen Futters von der Flur heimkehrten.

In diesem friedlichen Wächterdienst war der alte Thorwart an jenem Nachmittag nur Einmal unterbrochen worden. Das Knurren seines Hundes hatte ihn aufmerksam gemacht, so daß er die Heerstraße entlang blickte, wo zwischen den Nußbäumen, Klee- und Kornfluren eine Staubwolke, sonnig beglänzt, dahin schwebte. Wagengerassel näherte sich und dazwischen vermeinte er fernes Pferdegetrappel zu vernehmen. Der alte Sträuchlin schaute aufmerksam und hielt dabei die Hand vor die Augen, um dieselben gegen Sonne und Staub zu schützen. Seine Lippen preßten sich jetzt zusammen und seine Stirne legte sich in noch finsterere Falten. Dann erhob er sich und schritt nach der Stelle, wo ein mächtiger Balken drohend in die Luft ragte. Ohne weiter nach den rasselnden Wagen umzuschauen, ließ er den Zollbaum nieder, der sich als starke Barre über den Weg legte. Fluchend hatten es die Fuhrleute bemerkt und riefen ihm schon aus einiger Entfernung zu, was Teufels er denn mache, — er solle nur gleich die Schranke entfernen. Der alte Sträuchlin jedoch hörte zuweilen nicht gut, besonders da, wo er nicht hören wollte. Die Straße, welche zur Thorbrücke führte, blieb also gesperrt, mochten die herankommenden Fuhrleute schreien, so viel sie wollten. Sie mußten halten und wollten eben, mit ihren Peitschen in der Hand, dem harthörigen Thorwart den Standpunkt noch klarer machen, als aus der Staubwolke, welche hinter den beiden Fuhrwerken aufstieg, ein Reiter bis dicht an den Zollbaum vorsprengte. „Gott's Element, was soll das?" rief er mit rothem Antlitz dem Pförtner zu. „Kennst Du mich und meine Leute nicht mehr?"

Nun war es für Jeden, der das breite, bärtige Gesicht mit der Karfunkelnase gesehen, schwer, dasselbe wieder zu vergessen. Der alte Sträuchlin war jedoch manchmal kurzsichtig, wenn er nicht weit sehen wollte. Er machte eine Miene, als wolle er sagen: „Ich kenn' Euch nur zu wohl!" Zögernd legte er jedoch wieder die Hand als Schutz vor sein Gesicht, blinzelte den Reiter an und sprach dann mürrisch: „Ah, Ihr seid's!"

„Allerdings bin ich's, alter Murrkopf. Hurtig!" rief der Reiter, der vornehmste eines Haufens Bewaffneter, die bestaubt und ungeduldig zu Pferde hinter den Wagen hielten. „Hurtig", wiederholte der Anführer des Trupps noch lauter. „Deine Knochen scheinen so steif geworden, als Verstand und Sinne schwach."

„Staub und Sonne, Herr!" brummte der Pförtner. „Auch ist Vorsicht nöthig in diesen schlimmen Zeitläuften, wo so mancher Schelm das Land unsicher macht. Mit Fug könnt Ihr nicht schelten. Ist man doch nicht gewohnt, daß Ihr mit so leeren Wagen von der Streiferei heimkehrt, als Ihr ausreitet."

Der Reiter lachte ärgerlich. „Kein Kuhschwanz ist mehr im Felde oder auf des Königs Landstraße zu sehen!" hub er dann an. „Dies Handwerkerpack hat sich ganz in sein Schneckenhaus verkrochen. Aber, tummle Dich, Alter! Ich lechze nach einem guten Schluck, der mir den Staub hinunterschwenkt."

Der alte Sträuchlin hatte sich nicht sehr beeilt, den Zollbaum wieder aufzuziehen, ward aber endlich dennoch damit fertig. Ohne Dankeswort sprengte der Reiter seinen Reisigen voran auf die dröhnende Brücke, die Wagen rasselten nach. Als der Hufschlag der Pferde hohl in der Thorhalle verklang, folgte ein böser Fluch hinterdrein, mit welchem der Thorwart seinem Ingrimm Luft machte, — ein Fluch auf alle Schelme, Staudenreiter und auf alle Placker ehrlicher und friedlicher Leute. „Amen!" krächzte eine Stimme neben ihm. „Was man am St. Marxenabend wünscht, geht in Erfüllung."

Sich umwendend erkannte er die alte Schloßbärbel, deren Hütte neben dem Schloß im Städtchen stand und die eben mit einem Büschel Gras für ihre Gaise vom Felde heimkehrte. Hätten damals schon die Hexenbrände im Elsaß gelodert, die jedoch erst als eine Folge der Einführung des römischen Rechtes in Deutschland um sich griffen, so wäre die alte Schloßbärbel ihrer ganzen Erscheinung nach dem Scheiterhaufen nicht entgangen. Zum Glück für dieselbe war jedoch zur Zeit unserer Erzählung die Gefahr für häßliche alte Weiber noch nicht so groß. „Das Wetter ändert sich bald — es liegt mir heut' schon den ganzen Tag in den Knochen," fuhr sie zungenfertig mit zahnlosem Munde fort, bevor ihr der Thorwart antworten konnte. „Gut nur, daß sich die Frösche im Graben noch nicht hören lassen."

„Die haben schon geschrieen genug, Bärbel", bemerkte jetzt Sträuchlin. „Heute sind nur die Enten über sie gekommen."

„Schlimm, schlimm! So lang vor St. Marxen die Frösche quarren, müssen sie nachher schweigen. Und wenn die Enten über sie kommen, geht's ihnen an's Leben, gelt, Wärtel!" plapperte die Greisin, indem sie dabei manchmal den Thorwart mit ihrem dürren Zeigefinger anstieß. „Hat Dein Kätherli seine Erbsen schon gesät? Nicht? So soll sie's morgen thun

sag's ihr, denn nur die auf St. Marxen gesäeten werden martig. Oder ich will's ihr selber sagen. Da sitzt sie ja droben hinter Gelbveigeln und Aurikeln und singt traurig zum Gitter heraus, wie eine Nachtigall aus dem Käfig. Ich weiß ihr was zum Trost, Wärtel! Sie soll nicht länger traurig gen Colmar lugen!"

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken.*)

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von J. G. Kohl.

Das undisciplinirte Naturkind hat es durchweg beneidenswerth leicht in der Welt. Auch mit seiner Nahrung und Abfütterung. Es pflückt sich die reifen Früchte von den Bäumen seines Paradieses und verspeist sie ohne weitere Zu- und Vorbereitung und auch ohne Ceremonie, ohne Serviette und Gabel.

Aber der arme, viel bevormundete und knapp aufgeschirrte Culturmensch kommt fast nie aus den Vorschriften des Anstandes, der Sitte und den Regeln und Gesetzen der Kunst heraus, in deren Gewebe er nach allen Seiten hin eingesponnen ist.

Die rationellste Erzielung seiner Nahrungsmittel in den Gärten, Treibhäusern und auf den Aeckern hat man ihm zu weitläufigen Wissenschaften, die er studiren muß, gemacht. Für die correcte Zubereitung derselben sind dickleibige Kochbücher, die er berathen muß, geschrieben. Und nun soll sogar auch noch das Verspeisen eine Kunst sein, kritisch behandelt und mit allerlei guten Geschmacks- und Anstands-Geboten- und Verboten geregelt werden! — Da bleibt der Natur ja am Ende nichts mehr übrig, als die Digestion, mit der sie denn freilich, sobald die Speisen hinunter sind, sich ganz unserm Willen und unseren Künsteleien entzieht und die sie allerdings allein und ganz unbelauscht in der stillen Kammer unseres Magens besorgt.

Von der heißen Suppe. Ich fange, wie gewöhnlich unsere Mahlzeiten, mit der Suppe an. Die meisten Gerichte, namentlich die Schildkrötensuppe und andere Kraftbrühen, entwickeln um so mehr Duft und Geschmack, je wärmer sie sind. Die Erkaltung fesselt und verstopft viele feine Arome. Sie müssen daher ziemlich heiß servirt und auch möglichst warm verspeist werden. Aus andern Gründen aber darf man auch wieder nicht zu hitzig einbeißen, was dennoch von Unvorsichtigen und Eiligen, wie bei der Suppe, so auch bei Purées und ähnlichen Gerichten nicht selten geschieht. — Dabei verbrennt man sich denn wohl den Mund und es erfolgt ein Schmerzensruf oder wenigstens ein saures Gesicht. En famille macht das nun eben nicht viel aus. Man wird nur herzlich ausgelacht. Aber „bei Diners, wie sie sein sollen", ist es anstößig. Die schon einmal „gebrannten Kinder", die den heißen Dampf von ihrem Löffel aufsteigen sehen, nehmen dann, um dergleichen zu vermeiden, wohl ihren natürlichen Blasebalg zur Hand und kühlen mit ihm ihre Brühe und Suppe etwas ab. Aber so ein blasender Mensch gibt, wie ein pausbackiger Posaunenengel, nichts weniger als ein hübsches Bild. Man riskirt dabei, auch Andern den Dampf oder gar etwas Feuchtigkeit zuzublasen. Diese Abkühlungsmethode ist daher bei feinen Diners ganz verpönt. Muß man die Suppe abkühlen, so schaufle man sie auf dem Teller mit dem silbernen Eßlöffel ein wenig herum. Dies läßt sich elegant und zierlich ausführen und man kann dabei auch en attendant mit den Nachbarn noch conversiren.

Wie man den Suppenlöffel halten soll. Unsere ovalen, vorn etwas zugespitzten, silbernen Suppenlöffel können wir beim Speisen auf zweierlei Weise mit der Lippe angreifen. Entweder vorn an der Spitze oder an der langen Seite. Viele pflegen das Erste zu thun. Sie practiciren den Schnabel des Löffels in den Mund, heben den Löffel am andern Ende in die Höhe und schütten so den Inhalt vollständig einwärts. Es gibt dies aber wieder nichts weniger als ein hübsches Bild, schon wegen des weiten, rechtwinkeligen Ausgreifens mit Arm und Löffel, welches dabei nöthig wird. Und die Engländer, die über Alles, was Tischsitten betrifft, so solid nachdachten, halten jenes Verfahren für „vulgär" und Leute von Geschmack haben es daher auch abgeschafft. Sie führen den nicht überfüllten Suppenlöffel ohne heftige Bewegung mit der langen Seite seiner kleinen Schüssel zum Munde und tränken von da aus die Lippen leise und bescheiden, ohne Bedauern, daß sie auf diese Weise nicht so gut des ganzen Restes habhaft werden können. Die andere „vulgäre" Manier erinnert auch ein wenig an die Krankenstube, wo die Wärter allerdings darauf achten müssen, daß ihre Patienten genau die vom Arzt ihnen vorgeschriebene Portion: „alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll" empfangen, und wo daher mit Fug und Recht die Spitze des Löffels zwischen die nach der Medicin verlangenden und weit vorgestreckten dürren Lippen des armen Kranken eingeschoben und die ganze Portion hineingeschüttet werde. Der gesunde Tischgast vermeide solche Reminiscenzen und greife seinen Suppenlöffel wie sein Weinglas zierlich naschend auf der Seite an.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus dem „Salon".

Miscellen.

Aus Hilpoltstein wird der A. Volksztg. eine interessante Verhandlung wegen Ehrenbeleidigung berichtet, welche in der öffentlichen Sitzung des dortigen Landgerichts am 21. Febr. stattgefunden hat. Auf der Anklagebank saßen zwei Bauernsöhne von L., welche zwei ganz unbescholtenen Dienstmägden von ihrer Behausung bis zur Kirche nächtlicher Weile Spreu gesäet hatten. Die beiden Beklagten waren auf frischer That von 3 Zeugen ertappt worden, und außerdem wurde durch 2 authentische Zeugen (Experten?) festgestellt, daß dieses nächtliche Spreusäen als der größte Schimpf und Spott gelte, welche man einer Person zufügen könne. Erst vor sein Paar Jahren ist in der Nähe von

Neumarkt der Fall vorgekommen, daß ein junger Mann aus Veranlassung dieses nächtlichen Spreusäens erstochen wurde, und in L. selbst hat einstmals Einer die ganze Nacht mit geladener Flinte aufgepaßt, weil ihm das Spreusäen angedroht war. Das Landgericht hat deßhalb jeden der beiden Angeklagten zu 10 Tagen Arrest und in die Kosten verurtheilt. Nachdem die Verurtheilten die Berufung angemeldet haben, wird dieses nächtliche Haberfeldtreiben, welches in der Oberpfalz immer häufiger wird und schon zu vielen Excessen geführt hat, demnächst auch beim k. Bezirksgericht Amberg zur Verhandlung kommen. Damit aber dem Ernsten das Lächerliche nicht fehle, hatten die beiden Beklagten sich Musikanten bestellt, um für den Fall der Freisprechung sich heimspielen zu lassen; nachdem aber das Urtheil auf 10 Tage Arrest lautete, sind sie ohne Sang und Klang abgezogen.

Gagenverhältnisse vor 100 Jahren. — In unserer Zeit, wo ein erster Tenor, ein erster Sopran auf den Brettern, so die Welt bedeuten, bisweilen pecuniär besser bedacht ist, als eine erste Violine hinter dem grünen Tische, so den Staat bedeutet, dürfte es nicht uninteressant sein, einen Einblick in die Gagenverhältnisse der Schauspieler vor 100 Jahren zu gewinnen. Die ersten Talente Deutschlands litten damals unter Zuständen, wie sie heute nur noch bei Wandertruppen bestehen. Machte der Principal Geschäfte, so erhielten sie Gage, machte er keine, so wurde dieselbe auf die Hälfte reducirt, oder blieb sogar ganz aus. Am Gothaer Hoftheater betrug der ganze jährliche Gagenetat 542 Thlr. Eckhof erhielt 12 Thl. Wochengehalt und jährlich 9 Klafter Holz, Böck mit seiner Frau 18 Thl. und eben so viel Holz, Beil 6 Thlr. und 3 Klafter, Iffland 5 Thlr. und 4 Klafter, Beck 1½ Thlr. und gar kein Holz. Ackermann bezog mit seinen beiden Töchtern in Hamburg 16 Thlr. wöchentlich. Die armselige Lage des Schauspielerstandes trug nicht wenig dazu bei, ihm in der bürgerlichen Gesellschaft die Stellung zu versagen, die dem Künstler gebührt. Freilich der große Friedrich dachte besser an die Komödianten. Als im Jahre 1745 die Halle'sche Universität die Ausweisung der Komödiantentruppen aus der Stadt beantragte, schrieb der große König ad marginem: „Da ist das geistliche Muckerpad daran Schuld. Sie sollen spielen, und Herr Franke oder wie der Schurke heißt, soll dabei sein, um den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellung eine öffentliche réparation zu thun und mir soll das Attest vom Commandanten geschickt werden, daß er da gewesen ist."

Die Wiener Stegreifspieler verbesserten ihre Gage durch sonderbare Nebenemolumente, wie aus folgendem curiosen Tarif zu ersehen: Für jedes Auffliegen im Stücke 1 fl. Für einen Sprung in's Wasser 1 fl. Für einen detto über eine Mauer oder von einem Felsen herab 1 fl. Für jede Verkleidung 1 fl. Für Prügel (passiv) — fl. 34 kr. Für eine Ohrfeige (detto) oder Fußtritt — fl. 34 kr. Für jeden erhaltenen schwarzen Fleck — fl. 34 kr. Für's Begießen — fl. 34 kr. Jeder Duellant in Combattements — fl. 34 kr.

Leute von wirklich ausgezeichnetem Talent machten des Sonnabends ihr Conto bei der Kasse mit Liquidationen geltend, wie die nachstehende: Diese Woche 6 Arien gesungen 6 fl. Einmal in die Luft geflogen 1 fl. Einmal in's Wasser gesprungen 1 fl. Einmal begossen werden — fl. 34 kr. 2 Ohrfeigen bekommen 1 fl. 8 kr. 1 Fußtritt — fl. 34 kr. worüber dankbarlichst quittire. N. N.

London, 3. April. (Anti-Kieselak.) Einem Correspondenten der „Times" zufolge ist dem Vice-König von Ägypten eine französisch geschriebene und von sehr vielen in Aegypten sich aufhaltenden Fremden unterzeichnete Adresse überreicht worden, in welcher gebeten wird, die altägyptischen Denkmäler, Tempel u. s. w. vor der Verewigungssucht der Reisenden aus dem Westen in Schutz zu nehmen. Ohne Rücksicht auf die Hieroglyphen, Malereien und dergleichen malen die gebildeten (?) Reisenden ihre Namen hin, und zerstören dadurch, was die Zeit so lange geschont hat. Der Khedive wird auch gebeten, einige Reparaturen hie und da vornehmen zu lassen, und es wird vorgeschlagen, daß die Erhaltungs- und Bewachungskosten der Tempel und Säulen durch ein Eintrittsgeld gedeckt werden, wie man es in Pompeji, Herculanum, Verona, Nimes und an andern Orten ebenfalls zahlt. Die Adresse wurde von einer Deputation überreicht, an deren Spitze Sir Vincent Eyre und der britische Generalconsul standen. Der Vice-König war über die Adresse erfreut, und versprach die darin ausgesprochenen Wünsche und Vorschläge in Erwägung zu ziehen.

* Das Aufblähen, ein Uebel, von welchem Rinder und Schafe beim Genusse jungen Klee's häufig heimgesucht werden, hat, wie Prof. Birnbaum bemerkt, nach heutiger Erkenntniß hauptsächlich darin seinen Grund, daß derselbe für sich allein gegeben, ein Futter darstellt, welches zu reich an fleischbildenden Stoffen ist, demnach nicht so schnell im Thierkörper verarbeitet werden kann, als er sich wegen seines großen Stickstoffgehaltes zersetzt, so daß die gebildeten Gase im Innern sich ansammeln und keinen Ausweg mehr finden. Je leichter zersetzlich das Futter, je jünger und je thätiger die Verdauungsorgane sind, desto größer wird die Gefahr sein. Durch Mengen des Futters mit Stroh wird das normale Nährwerthsverhältniß hergestellt, durch bloses Schneiden des Klee's ein Theil des Wassers verdunstet und ausgepreßt und die Holzfaser des Klees verdaulicher, durch das Schlundrohr, welches man jetzt anwendet, das Entweichen der Gase ermöglicht, und durch Kalk oder ähnliche Mittel werden diese gebunden und absorbirt. Am besten ist aber als Vorbeugungsmittel die Grassaat unter den Klee zu erachten, womit zugleich der Vortheil weit besserer Ernten erlangt wird, sowie derjenige, daß das Futter voll ausgenützt wird. Kleegras kann unbedenklich und jeder Zeit gefüttert werden.

* Verfälschung der Butter mit Stärkemehl. Gelegentlich einer Reihe von Versuchen über Butterfälschungen wurde constatirt, daß ganz reiner Butter gut ein Drittel ihres Gewichts an fein gepulvertem Stärkemehl zugesetzt werden kann, ohne daß, wenn die Mischung durch sorgfältige Einreibung erfolgt, weder das Auge noch der Geschmack im Stande ist, die Fälschung zu erkennen. Im Hinblick auf den hohen Preis der Butter ist es Seitens der Polizei in erster und Seitens der Hausfrau in zweiter Linie unerläßlich, solchen geübt werdenden Fälschungen zu begegnen, resp. dieselben zu ermitteln. Am besten kann dies geschehen, wenn man von der betreffenden Butter etwa 1 Quentchen in Schwefeläther auflöst, dem ungelöst bleibenden Rückstande ein wenig Wasser zusetzt und dann einige Tropfen Jodtinctur zugießt, wodurch eine tiefblaue Färbung entsteht, die die Anwesenheit des Stärkemehls mit eidlicher Sicherheit erweist.

Charade.

(Dreisilbig.)

Die Erste birgt in dunkler Nacht
Das mächt'ge Gold, das mächt'ge Eisen;
Doch kann sie ihre große Macht
Auch noch auf and're Art beweisen;
Durch sie, vorangestellt, wird immer
Das Gute besser, Schlimmes schlimmer.

Im letzen Paar vereinet sich
Geschickt das Bitt're mit dem Süßen,
Und ist's ein Mensch, so kann es sich,
Buchstäblich richtig, selbst genießen.
Voll Demuth, selbst im höchsten Glanze,
Belehr' und richte mild das Ganze.

Auflösung der Charade in Nr. 42:

Irrlicht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 44. Speyer, Samstag, den 12. April 1873.

*** Osterlied.**
(Plaudite coeli.)

Jubelt, ihr Himmel!
Aether sanft lächle!
Tiefe und Höhe,
Freu dich und lächle!
Stumm sind die Wetter —
Sehet, der Retter
Schwinget die Halme,
Der Siegespalme.

Sprießet, ihr Keime,
Lenzhauchbelebet!
Sprießet, ihr Blumen!
Teppiche webet!
Veilchen, an Rosen
Schmiegt euch mit Kosen!
Nelken, thaufrische
Lilie, dich mische!

Mächtig hin wallet,
Lieder und schallet!
Tönet, ihr scharfen,
Klingenden Harfen!
Wie er geschworen,
Aus Todesthoren
Christ wiederkehret
Gar unversehret!

Jubelt, ihr Hügel!
Tanzt, Wellenspiegel!
Thäler, klingt wieder,
Berge, die Lieder!
Wie er geschworen,
Aus Todesthoren
Christ wiederkehret
Gar unversehret.

Heinrich Stadelmann.
(Altchristliche Hymnen,
Augsburg, Kollmann.)

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Gen Colmar? Was hat mein Kind da zu suchen?“ fragte der Thorwart unmuthig.

„Ei, zu Colmar beim Preissprung hat ihr einmal Einer den Weinsegen gebracht; sie wird ihn wohl nicht vergessen haben!“ antwortete die alte Schloßbärbel, indem sie fortfuhr: „Weiß Dein Kätherli, wer der gefangene Mann im großen Schloßthurm ist? Ich wills ihr sagen!“

„Ist nicht nöthig, Bärbel!“ fiel jetzt der Thorwart ein. „Bleib' herunten! Deine alten Beine tragen Dich nicht die Treppen hinan. Und was sie wissen soll, sag' ich ihr schon selbst!“

„Dann wird sie's kaum erfahren, daß der Junker ein Auge auf sie geworfen hat.“

„Das soll sie auch nicht!“ entgegnete kurz und unwirsch der Pförtner.

Die Alte sah ihn eigenthümlich an, bis sie weiter fragte: „He? Hast Du ihr etwa die Liedlein gelehrt, Wärtel? Horch doch, hab's auch einmal gesungen:

„Schwing Dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mein' Schatz viel tausendmal!“

„Die Buhllieblein mag sie von Deiner Schwester Kind, dem leichtfertigen Aenneli haben,“ antwortete Sträuchlin. „Hm, hm!“ machte die alte Schloßbärbel hüstelnd. „Ruf' das Kätherli herunter, Wärtel! Ich will ihr sagen, daß sie Dir morgen kein Fleisch koche, denn Fleisch an St. Marxentag bringt schlechte Ernten und Hagelwetter.“

„Das kann ich ihr selber sagen, brauch kein altes Weib dazu“, meinte Sträuchlin voll ärgerlicher Ungeduld.

„Dann sag' ihr auch, sie möge sich um Mitternacht unter eine Kirchenthür stellen, so wird sie die Geister Derer sehen, die in diesem Jahre sterben“, plauderte die Alte, indem sie den Thorwart wieder anstieß.

„Das werd' ich bleiben lassen!“ fuhr jetzt dieser auf. „Und Du, alte Zahnraffel, mach', daß Du heimkommst. Deine Gaise medert längst nach ihrem Futter!“

„Ja, sie merkt auch, daß es bald Sturm gibt, das liebe Thier!“ versetzte die schwatzhafte Greisin. „Und was für einen Sturm!

St. Georg und St. Marx
Drohen viel Args!

Merk' Dir Das, Wärtel, und denk dabei einmal wieder an die armen Gecken, die Du damals einließest, damit Dein Herr seinen Kopf behalte und Dein Kind den Hals breche.“

Damit kroch die unheimliche Alte weiter über die Brücke durch die dunkle, gewundene Thorhalle und ließ den Sträuchlin stehen, den diese Begegnung auch nicht in bessere Laune zu versetzen vermochte. Zwar kannte er von langer Zeit her die Schloßbärbel und ihr thörichtes Geplauder. Aber sie hatte ihn dießmal doch

einige Tupfer an's Brusttuch gegeben, die er auch jetzt noch spürte, als ob da wunde Flecken säßen. Einen schmerzlich besorgten Blick warf er nach dem vergitterten Fenster des Thorthurms empor, wo sein Kind noch immer hinter den Gelbveigeln und Aurikeln saß, hinaus in die Ferne schaute und in seiner Sehnsucht dann und wann schwermüthig vor sich hinsummte. Hierauf senkten sich des alten Mannes Augen und ruhten lange auf einer Stelle am Thorpflaster. Ein guter Freund kam daher, blieb bei ihm stehen und sprach vom blühenden Klee und vom Wetter, — daß er Morgen auf St. Marxentag Hanf säen werde, damit derselbe gut aufgehe, — daß die ganze Woche, in welche der Tag St. Marci falle, dem Säen der Früchte besonders günstig sei; ja, daß man selbst bei abnehmendem Monde jetzt seine Gerste säen müsse, wenn nur Regen zu erwarten wäre, den die Gerste brauche. Es war ja natürlich, daß der Tag des Apostels und Evangelisten Marcus im Bauernkalender jener Gegend eine besondere Rolle spielte, konnte man doch vom Herlisheimer Thor den großen Thurm des Klosters von den Bergen aufragen sehen, welches zu Ehren des Heiligen erbaut worden war und dessen Namen trug. Auch darüber sprach der gute Freund, ob wohl morgen Wallfahrer nach St. Marxenkloster aus den Dörfern im Ried, vom Rhein her und aus dem Breisgau zu erwarten seien. Sträuchlin gab nur einsilbige, zerstreute Antworten und war offenbar nicht bei der Sache. Als er wieder allein war, kehrten seine Augen nach den früheren Zielen zurück und hafteten immer wieder auf dem Pflasterstein am Thor. Hob er dabei einmal den trüben Blick gen Himmel, so war der noch blau und die Sonne strahlte golden in's Feld und auf die Thormauern des Städtchens. Keine Spur von Gewölk zeigte sich, um die Wetterprophezeiungen der alten Schloßbärbel zu bestätigen. Nur kaum erkennbare weiße Streifen überflogen von Westen her mit leichtem Anhauch das blaue Firmament, konnten aber nur der schärfsten Beobachtung auffallen.

Allmälig erhob sich ein leichter Wind, der da und dort auf der fern hinziehenden Heerstraße den Staub aufwirbelte. Der alte Sträuchlin hatte solcher Staubwolken nicht mehr sonderlich Acht, bis sein Hund wieder den Kopf aufhob, einen freudig knurrenden Laut ausstieß, sich auf die Beine machte und nun unverwandt nach einer bestimmten Richtung hinsah. Bald ließ sich zum zweiten Mal an jenem Nachmittag das Getrappel einhersprengender Pferde hören, und das Antlitz des Thorwarts heiterte sich etwas auf, da nun zwei Reiter in scharfem Trab unter den Nußbäumen der Heerstraße daherkamen. Mit der Mütze in der Hand ging Sträuchlin einige Schritte vor, während der Vordere des Reiterpaars ihm gütig grüßend mit der Hand zuwinkte. „Nun, wie geht's, wie steht's, mein getreuer Thorwart? Was macht unser Thurmkätherlein, Dein Kind?" fragte der ritterliche Herr vom Pferde herunter. „Sitzt es immer noch so trübselig oben und schaut in die Ferne? Du mußt Dein Kind mehr unter seinesgleichen lassen. Das fromme Mägdlein soll die Spaziergänge nach der Kapelle draußen meiden, wo seine Schwester begraben liegt, und wenn andere fröhlich sind, nicht traurig sein."

„Ich will ihr das sagen, gnädiger Herr", erwiderte der Thorwart. „Sie wird es thun, denn wir sind ja alle froh, daß Ihr wieder hier zu Land seid."

„Nun ich war doch nicht gar weit und lange weg", meinte der Edle von Hattstadt. „Nur einige Wochen jenseits des Landgrabens, im untern Lande, zu Hagenau und zu Straßburg, dessen Bürger ich bin, wie Du weißt. Hab' wieder Manches da gesehen, erlebt und erfahren. Was nun Dein Kätherlein angeht, so wäre es schade, wenn es so in Einsamkeit und Traurigkeit sein Leben hinbrächte. Es soll, wenn Du nichts dagegen hast, in's Schloß nach Hattstadt zu meinem Gemahl, Deiner Herrin, und gut da gehalten sein, bis sie sich den rechten Mann erwählt. Meinst Du nicht?"

„Darüber wär' ja wohl noch zu reden, gnädiger Herr", sagte der Thorwart. „Für jetzt und so lang ich Euer Thorwart bin, kann ich mein Kind nicht wohl entbehren, — stehe ja sonst in meinem Alter ganz allein."

„Nun, wie Du willst, Sträuchlin," versetzte der Edelmann. „Du kannst Dir's überlegen. Halte nur indeß das fromme Mägdlein gut!"

Damit wollte Herr Gutmann von Hattstadt mit seinem Reitknecht weiter reiten, um in sein festes Städtchen zu gelangen, als ihm noch ein Blick auf den Thorwart zeigte, daß der seine Mütze rasch in der einen Hand umdrehte, und sich mit der andern hinter dem Ohre kratzte. „Nun, was thust Du da? Noch etwas auf dem Herzen? Sag' her, Alter!" sprach der Edelmann, indem er sein ungeduldiges Roß nochmals anhielt. „Gnädiger Herr", hub der Thorwart an, „ich war Euch viele Jahre lang ein treuer Knecht hier am Thor, hab' ausgeharrt in guter und trüber Zeit, ließ mich kein Wetter, keine Sorge, keine Gefahr verdrießen . . ."

„Das weiß ich Alles, aber wo soll das hinaus, Sträuchlin? Nur gerad' und kurz heraus!"

„So nehmt mir den Dienst hier am Thor ab, Herr, und gebt mir einen andern draußen auf Euren Gütern."

„Wie? Sträuchlin! Was sagst Du da?" rief der von Hattstadt betroffen. „Rappelt Dir das Häuptlein?"

„Mit nichten, gnädiger Herr, ich weiß, was ich bitte und warum!" entgegnete der Thorwart. „Nehmt einen jüngern Thorwärtel, — ich bin alt geworden . . ."

„Und thöricht, aber mir noch immer gut genug," fiel der Edelmann hastig ein. „Wenn Du keinen andern Grund hast, schlag' Dir das aus dem Sinn."

Sträuchlin zögerte noch einen Augenblick. Dann aber sprach er fest, wenn auch mit tieferm Tone: „Es freut mich nicht mehr, hier zu wachen, Herr!"

Der Edelmann sah ihn jetzt fragend und mit gerunzelter Stirne an. Er war offenbar sehr und unangenehm erstaunt.

„Es freut Dich nicht mehr? Warum? Seit wann?“

„Seit Ihr den Heinz Grese mit seinen Leuten eingelassen habt, gnädiger Herr.“

Des Edeln von Hattstadt Miene verfinsterte sich jetzt noch mehr.

„Wie?“ fragte er. „Geschieht etwa durch ihn oder die Seinigen Dir und Deinem Kinde irgend welcher Ueberdrang?“

„Das nicht . . . aber, wie kann mich's freuen, am Thor für ihn, wie sonst nur für Euch zu wachen! Was gehen uns seine Händel an?“

„Er ist mein Freund!“ sprach der von Hattstadt nach einer Pause mit düsterer Betonung.

„Leider nennt Ihr ihn so, gnädiger Herr!“ fuhr der Thorwart jetzt fort. „Besser, dem wäre nicht so und Herlisheim hätte seinen guten Namen auch fortan behalten, statt jetzt der Schlupfort eines . . .“

„Halt, alter Mensch, zügle Deine Zunge“, fiel jetzt der Hattstadter ein. „Der lahme Heinz ist ein ritterbürtiger Mann, ein wackerer Geselle und steht in ehrlicher Fehde. Hab' ich ihm Aufenthalt in meinen Burgen gegeben, so weiß ich warum und was mir zusteht.“

„Aber damit nehmt Ihr Partei und Theil an der Fehde.“

„Geht Dich nichts an!“

„Euch der ungerechte Handel noch weniger!“ fuhr der treue Thorwart in seinen eindringlichen Vorstellungen fort.

Mit ungeduldiger und zorniger Bewegung nahm jedoch der Ritter dieselben auf und wollte ohne weitere Antwort davon sprengen, als der alte Sträuchlin selbst seine Hand an den Zügel des Pferdes zu legen wagte, um mit inbrünstigem Flehen zu seinem Herrn emporzublicken. „Hört mich, gnädiger Herr, euren alten, ehrlichen Diener!“

„Alten Starrkopf, willst Du sagen. Laß los!“

„Es ist nicht recht, Herr — es thut nicht gut!“

„Bist Du toll oder steckst Du im Räuschlein? Daß Dich der Rang' anstoß!“ brauste jetzt der Ritter auf. „Hab ich Ursache, für diese Schletistädter Holzverderber, das übermüthige Handwerkervolk Sorge zu tragen, wenn sie zu Schaden kommen? He?“

„Die gute Stadt hat Euch solch Leid nicht gethan, daß darum ihre Bürger in Euren Thürmen schmachten müssen und friedliche Leute ihres Guts beraubt werden. Ihr werdet drob Rechenschaft ablegen müssen, Ihr . . .“

„Gott's Element!“ fluchte jetzt der aufgebrachte Edelmann einfallend. „Das wird zu toll. Hat schon einmal Dein Starrsinn mich beinahe um den Kopf gebracht, jetzt bringt er mich noch um den Verstand! Kein Wort weiter! Warte Deines Amts und laß Deinen verfluchten Vorwitz! Merk' Dir's, Wärtel! Hinweg!“ Damit hatte der Hattstadter auch schon seinem Rappen die Sporen in die Weichen gestoßen; mit wüthendem Satze sprang das Roß auf die dröhnenden Brückenbohlen und dann durch die Dämmerung der Thorhalle, daß die Funken stoben. Sträuchlin war durch den Sprung des Pferdes zur Seite geschleudert und stand jetzt mit eigenen Empfindungen, dem Hufschlag lauschend, der nur noch dumpf verhallend aus dem Städchen über die Mauern tönte.

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Messer und Gabel. Nicht selten gewahrt man (namentlich in Deutschland) eine Unsitte, die anderswo (insbesondere in England) höchlich verpönt ist, ja, dort fast gar nicht vorkommt. Nämlich die, daß die Speisen statt mit den dazu zweckmäßig eingerichteten Gabeln und Löffeln mit dem scharfen Messer zum Munde geführt werden. Die, welche dies thun, vergessen, daß Tubalkain die Tischmesser zu ganz anderer Benutzung schmiedete. Der Widersinn und die Verkehrtheit, die in dem Gebrauche des Messers als Gabel liegt, fällt dem Verstand unangenehm auf und dann verletzt und empört auch der Anblick des scharfen Eisens zwischen den zarten, so leicht verwundbaren Lippen das Gefühl. Die Zuschauer werden dabei von der Furcht ergriffen, daß es zum Blutvergießen kommen könnte, und sind es Engländerinnen, denen von Jugend auf der zweckmäßige und ungefährliche Gebrauch der Speiseinstrumente und überhaupt der ganze strenge, aber sehr vernünftige englische Canon der Tafelsitten ganz in Fleisch und Blut übergegangen sind, so überläuft es sie kalt vor Entsetzen bei einem solchen Anblick. Was die Gabel betrifft, so soll man sie ja nicht oben am Ende mit der Faust anpacken und in das zu verspeisende Fleisch etwa mit derselben hineinfahren, als ob man es aufspießen wolle; sondern man hält die Gabel in der Mitte zwischen den Fingern, wie man eine Feder hält, und hantirt mit ihr so leicht und so zierlich als nur möglich. Noch eine Cardinalvorschrift: Messer und Gabel dürfen nicht fortwährend wandern aus der rechten zur Linken und aus der Linken wieder zur Rechten! Man nimmt von Anfang das Messer in die rechte Hand und die Gabel in die linke und dabei bleibt es. Nicht aber, wie dies in Deutschland leider noch häufig geschieht, schneidet man das Fleisch in der angedeuteten Weise, legt dann beide Werkzeuge nieder, um die Gabel in die Rechte zu nehmen und nun lustig damit zu essen, bis man sie wieder niederlegt, um sie zum Zweck des Schneidens in umgekehrter Weise wieder aufzunehmen. Das ist ein Verstoß von so grober Natur, daß uns fast das Wort dafür fehlt. Man ißt immer mit der Linken, sowohl das Gemüse, wie das Fleisch, und hat dabei das Messer unweigerlich in der Rechten, zum Zerschneiden sowohl, als auch zum Nachhelfen: aber man ißt niemals mit dem Messer, und in *einem* Fall wird das Messer überhaupt nicht gebraucht (wenn

nicht, wie dies in großen Häusern allerdings die Regel, solche mit silbernen Klingen vorhanden sind), nämlich beim Fisch. Der Fisch verliert durch die Berührung des Stahls, deshalb vertritt ein Stückchen Brod, welches man in die Hand nimmt, in diesem Fall die Stelle des Messers. Daß unsere Matrosen, Bauern, die Montenegriner und Andere, die nicht besser polirt sind, Messer und Dolche sogar als Zahnstocher gebrauchen, ist ein non plus ultra, vor welchem hier nicht einmal gewarnt zu werden braucht.

Kleine und große Servietten. Gewiß sind die Servietten eine zur Aufrechthaltung von Nettigkeit und Appetitlichkeit bei Tische sehr nützliche Erfindung. Man kann mit ihnen eine Menge kleiner Versehen und oft unvermeidlicher Zufälligkeiten corrigiren. Die bärtigen Herren haben sie am meisten von Nöthen. Die Damen, die ohnedies in allen Dingen, wie die hübschen Kätzchen, vorsichtiger und appetitlicher sind, nicht so sehr. So nützlich die Serviette aber ist, so darf sie sich doch nicht gar zu breit machen. Zuweilen findet man Servietten, die nach kolossalen Proportionen zugeschnitten sind und die uns dann schließen lassen, daß man auf ganz grobe und sehr häufige Versehen gefaßt ist. Auf Hogarth's Gemälde, welches ein Lord-Mayors-Essen abconterfeit, sitzt ein londoner Alderman in eine höchst großartige Serviette, die er sich nahe unter dem Kinn zusammengebunden hat, ganz wie in einen Reisemantel eingewickelt. Vor einem solchem Tischgenossen muß man sich in Acht nehmen. Er sieht aus, als hätte er sich zu einer furchtbaren Schlacht gerüstet und als sei er links und rechts auf alle Arten von Unglücksfällen mit Suppenlöffel, Sauciören und Rothweintropfen gefaßt. Erwachsene Leute sollten eine solche formidable Rüstung, wie sie bei kleinen, unvorsichtigen Kindern wohl ganz am Platze ist, nicht nöthig haben. Je raffinirter und artiger die Gesellschaft ist, desto kleiner kann man die Servietten haben. In den feineren Gesellschaftskreisen Englands hat man daher auch gewöhnlich auffallend winzige Servietten, in den plebejischen dagegen ganz besonders große. Elegants und Dandies pflegen auch die Servietten gar nicht so vorsichtig über den ganzen Schooß auszuspreizen, wie Die es thun, welche sich nicht viel Geschick zutrauen. Jene nehmen das kleine Tuch kaum auseinander, legen es vielmehr zusammengefaltet, wie es ist, auf ein Knie und tüpfeln nur dann und wann einmal mit den Fingern darüber weg, oder führen es — ohne den Mund mit ihm zu kneten — leicht und leise bei den Lippen vorbei, nicht sowohl weil es nöthig wäre, diese zu putzen, als vielmehr nur aus Vorsicht und zum Zeichen, daß sie aufpassen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Brand von Joachimsthal. Abermals ist eine Gebirgsstadt, die mit ihren friedlichen Holzhütten Jahrhunderte lang vom Feuer verschont geblieben, diesem rasenden Element verfallen. Es ist die böhmische Bergstadt Joachimsthal. Am südwestlichen Fuße des Keilberges in einer engen Thalschlucht gelegen und von einem klaren Gebirgsbache durchrauscht, wurde dieselbe in der Hauptsache durch zwei von Süd nach Nord ziemlich parallel an den Bergabhängen hinlaufende Häuserreihen gebildet. Am 31. März, Vorm. 10½ Uhr, loderte aus einer im untern Stadttheile gelegenen Schmiede die Flamme hoch auf und griff, von einem scharfen Südwind heftig angefacht, trotz aller Hilfe so schnell um sich, daß für den größten Theil der Stadt das Aeußerste zu befürchten war. Starkes Flugfeuer verbreitete sich nach allen Seiten. Bald brannte es in beiden Häuserreihen an verschiedenen Stellen. Der gewaltige Feuerstrom wälzte sich rasch und unaufhaltsam dem Markte und oberen Stadttheile zu. Hilfe war nicht mehr möglich. Schnelle Flucht nur rettete das Leben. Die herrliche Kirche, ein Kunstwerk der ersten protestantischen Zeit, das Bergoberamt, die Pfarrei, die Real- und die Volksschule — sie alle verfielen der gierigen Flamme. Nur wenige armselige Bergmannshütten außerhalb des Feuerheerdes und einige völlig massive Häuser sind mit großer Anstrengung erhalten worden. Viele Stunden lag die dichte Rauchwolke meilenweit gestreckt auf dem Kamme des Erzgebirges und ließ weithin errathen, daß ein furchtbares Unglück irgendwo eingezogen. Und in der That ist in dem so freundlichen Joachimsthal das Unglück und Elend furchtbar. Von den 586 Wohnungen sind 450 abgebrannt und gegen 5000 Menschen obdachlos. Leider sind auch zwei ältere Frauen und zwei Kinder in den Flammen umgekommen. Vernichtet sind die herrlichen Kirchengemälde von Lucas Cranach und Albrecht Dürer; ferner die prächtigen Holzschnitzereien, die in ihrer Vollendung an die Kunstwerke eines Veit Stoß erinnerten. Ueberdieß hatte die Kirche einen bedeutenden Reichthum an kostbaren Gefäßen &c., die sämmtlich zu Grunde gegangen sind. Der Gesammtschaden beläuft sich auf mehr als 1⅓ Millionen Gulden, und hiervon ist über ein Drittheil ohne Versicherung. Dabei ist die Handschuhindustrie fast ganz und die Bergindustrie durch theilweise Zerstörung der Berggebäude und Maschinen auf längere Zeit unterbrochen. Es herrscht deßhalb in dem zahlreich betroffenen ärmsten Theile der Bevölkerung große Noth. Joachimsthal, im Anfange des 16. Jahrhunderts gegründet, erhielt seinen Namen erst 1520. Ueberaus reicher Bergsegen trug zur schnellen Entwicklung der Stadt wesentlich bei. Zur Zeit des schmalkadischen Krieges (1547) hatte die Bevölkerungsziffer 10,000 überschritten. In späterer Zeit verringerte sich dieselbe. Jetzt hat dieselbe noch über 6000 Einwohner. Johann Mathesius, der treffliche Schüler und Biograph Luthers, Georg Agricola, der Gründer der wissenschaftlichen Mineralogie, und Nicolaus Hermann, der Liederdichter und Componist, waren während der Blüthezeit Bürger dieser Stadt, von welcher übrigens die im neuen Reichsmünzgesetze ausgeschlossenen „Thaler" abstammen.

Charade.

(Dreisilbig.)

Verbunden soll das Ganze
Ein jeder Richter sein,
In seinem letzten Paare
Der Ersten ganz sich weih'n;
Getrennt soll er das Ganze
Den streitenden Partei'n,
Und dennoch hat die Erste
Meist einer nur allein

Auflösung der Charade in Nr. 44:
Erzbischof.

Berichtigung.

Bei dem Gedicht in Nr. 41 der Palatina soll die Ueberschrift nicht „der Finke im Frühling", sondern „der Finke im Käfig" heißen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 45. Speyer, Dienstag, den 15. April 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Zweites Capitel.

Laß ihn herein!

Erstaunt und fast erschrocken erkannten die Bewohner des Städtchens in dem wüthenden Reiter, welcher durch das Thor in die Schloßgasse hereinsprengte, ihren eignen Herrn und Gebieter, den edlen Gutmann von Hattstadt. Während die Einen neugierig mit den Köpfen durch die Fenster fuhren, grüßten die auf der Straße mit scheuer Ehrfurcht, ohne daß sie, wie sonst, freundlichen Dank empfangen hätten. Denn Herr Gutmann nahm sich hierzu nicht Zeit, sah vielleicht die Grüßenden gar nicht, als er dahinsprengte, bis er auf den kleinen Platz vor seinem Schlosse zu Herlisheim gelangte. Betroffen von dem Anblicke, der ihm hier wurde, zog er mit beiden Fäusten die Zügel seines Rappen an, daß sich das edle Thier erst hoch aufbäumte, ehe es ruhig auf der Stelle hielt und auch den Reitknecht seines Herrn an seine Seite kommen ließ. Vor dem Schlosse herrschte nämlich ein bewegtes kriegerisches Treiben und lärmvolle Lustigkeit. Ueberall lungerten Söldner in ihren bunten, abenteuerlichen Gewändern umher, Fußknechte und reisige Leute, die sich im Schreien beim Zutrinken gegenseitig zu überbieten suchten. Es waren wohl einige Dutzend struppiger und ruppiger Gesellen, deren Aussehen eben kein zutrauenerweckendes war. Weiterhin fand sich eine kleine Gruppe junger Leute, deren Erscheinung weniger verdächtig war und die sich unter lautem Gelächter mit Speerwerfen und Bogenschießen nach einem in Holz geschnitzten Wappenkopfe an einem der Hofthore ergötzten.

Alle diese Leute waren so mit sich und dem Treiben ihrer Kameraden beschäftigt, daß sie den Ankömmling, der da erstaunt auf seinem Pferde hielt, entweder gar nicht bemerkten, oder seiner nicht sonderlich achteten. Sie kümmerten sich zum Mindesten nicht so viel um ihn, daß sie sich in ihrem Thun auch nur im Geringsten stören ließen. Keinen Einzigen schien die Sorge anzuwandeln, daß hier noch ein anderer Wille gelte, als der eigne, oder daß man sich auf fremdem Boden bewege, auf einem Grunde und an einem Orte, der einem Andern gehörte und gerade dem Manne, welcher dorten mit seinem Reitknechte hielt und nach dem sich höchstens Einzelne mit einem flüchtigen Blicke umschauten. Für Herrn Gutmann von Hattstadt war dies natürlicher Weise keine erfreuliche Beobachtung. Ohnehin schon in Aufregung durch die Vorstellungen seines Thorwarts und um so mehr, als er fühlen mochte, daß sie wohlgemeint und gerecht waren, ärgerte ihn das zwanglose Treiben des fremden Volkes in seiner Stadt vor seinen Augen nicht wenig, als er so unbeachtet es mit ansehen mußte. An den Lippen nagend und mit gerunzelten Brauen blickte er eine Weile starr in den Trubel. Dann warf er hastig den Kopf nach der Seite, wo sein Begleiter neben ihm hielt. „Da geht's hoch her, Jecklin, he! Meinst Du nicht?" fragte er in bitterm Tone. „Die Kerle thun, als ob s i e und nicht i ch hier daheim wären!"

„Grobes Volk, Herr! Grobes Volk!" bemerkte der Diener.

„Ja, wer will da Höflichkeit oder Zucht verlangen!" beschwichtigte sich jetzt Gutmann von Hattstadt selbst. „Wollen wir nun einmal nach ihrem würdigen Führer sehen."

Damit ritt der Edelmann weiter vor das große Schloßthor, das die Wappen derer von Hattstadt in Stein ausgehauen über seinem Bogen zeigte. Aber nicht diese fielen dem Auge des Beschauers groß auf, sondern Helm und Schild, welche da aufgehängt waren und nicht die Farben und das Wappen der Hattstadter aufwiesen, sondern die rothe und gelbe Helmdecke und die gekrönte Jungfrau der Grafen von Lützelstein mit dem Schrägbalken im Schild. Der Gebieter von Schloß und Städtchen sah es, und die Röthe seines Antlitzes wich für einen Augenblick einer merklichen Bläße. Der Anblick verletzte ihn, trotzdem daß ihm die Sitte der damaligen Zeit, Helm und Schild an den Fenstern der Herberge aufzuhängen, welche man eben bewohnte, nicht unbekannt war. Vielleicht wirkte dabei noch der Umstand mit, daß der wachhaltende Söldner, der da mit seinem Spieße vor dem Thore auf- und abschritt, mit gar keckem, herausfordernden und doch zugleich abweisenden Blicken nach den nahenden Reitern schaute. „In der That, Jecklin, der lahme Heinz scheint sich hier eingenistet zu haben, wie der Igel in Hamsters

Haus", bemerkte in dem früheren bittern Ton Herr Gutmann gegen seinen Reitknecht. „Sieht es doch aus, als gäb' es keinen Hattstadt mehr in der Welt. Schau doch, der Schelm hat wohl gar Lust, mir den Eintritt in mein eigen Schloß zu verstellen."

In der That senkte der Söldner auf der Wache am Thor den Spieß gegen die Anreitenden.

„Was und wohin wollt ihr?" rief er. „Keinem Fremden ist hier einzureiten gestattet. Zurück!"

„So!" erwiderte der von Hattstadt. „Du willst dem Herrn und Gebieter hier den Eintritt wehren?"

„Mein Herr und Gebieter ist allein Herr Heinz Grefe, von dem ich Befehl hab'", versetzte der Söldner. „Wer seid Ihr?"

„Der, aus dessen Gunst Dein Herr hier in meiner Burg Herlisheim Aufenthalt hat", entgegnete der Edelmann mit mühsamer Zurückhaltung. „Also den Spieß weg, Geselle!"

„Ist es wirklich der edle Herr von Hattstadt?" fragte jetzt etwas unsicher der Soldknecht, indem er seine drohende Haltung zur Hälfte aufgab.

„Allerdings ist er's", rief ihm ein reisiger Mann zu, der eben zu Fuß aus dem Schlosse kam. „Laß ihn ein!"

Und so ritt Herr Gutmann von Hattstadt in seiner Burg zu Herlisheim ein. Die bebende Unterlippe und die Blässe seines Antlitzes deutete auf die heftige Erregung, in der sich sein Gemüth befand. Als er nun durch die dröhnende Vorhalle in den engen Hof gelangte, der von Giebelbauten und Schuppen umschlossen war, regte ein fröhlicher Gesang seinen Zorn noch mehr an, während das Lied wie zum Hohne aus den Fenstern drang. Es war eine einzelne Männerstimme; rauh und kräftig erscholl sie in tiefem Weinbaß aus den Steingewölben eines Saales. Dort saß, nach dem Inhalt des Liedes zu schließen, ein froh gelaunter Zecher, während der Schloßherr selbst ohne Empfang, ingrimmig, bestaubt, durstig unten eintritt. „Ha, der lahme Bastard!" fing derselbe wieder an, indem er sich mit wildem Blick in dem Hofe umsah. „Hat gut lustig sein bei meinem Wein. Legt sich bei mir ein, säuft mir mit seinen Schelmen den Schloßkeller aus. Höll' und Tod, wo stecken meine Leute? Keiner der Halunken da!"

Hastig schwang sich der Reitknecht Jecklin von seinem Roß, um seinem aufgebrachten Herrn beim Absteigen zu helfen, wobei er es nicht unterließ, so mächtig nach der Schloßdienerschaft zu brüllen, daß es in den offenen Gewölben und Gängen wiederklang und augenblicklich selbst den oben aus den Fenstern hallenden Gesang übertönte. Das Lied aber, das zuletzt noch das Gemüth des wiederkehrenden Schloßherrn in zornige Aufwallung versetzte, war in jener trinklustigen Zeit so allgemein beliebt, daß es auch den tief verstimmten Schloßherrn unter andern Verhältnissen in heitere Laune versetzt haben würde. Denn der kräftige Baß des Bastards von Lützelstein sang:

„Der liebste Buhle, den ich han,
Der leit beim Wirth im Keller.
Er hat ein hölzern Röcklein an
Und heißt der Muskateller.
Er hat mich nächten trunken g'macht
Und fröhlich heut den ganzen Tag!
Gott geb ihm heunt' eine gute Nacht.

Von diesem Buhlen, den ich mein',
Will ich Dir bald Eins bringen.
Es ist der allerbeste Wein,
Macht mich lustig singen,
Frischt mir das Blut, gibt freien Muth
Als durch sein Kraft und Eigenschaft:
Nun grüß' Dich Gott, mein Rebensaft!"

„Brüll' Du und der Teufel, alter Saufaus!" brummte der Hattstadter, während der Reitknecht sein Rufen fortsetzte, das nach Beendigung des Gesangs oben so vernehmbar wurde, daß das breite Gesicht und die glänzende Karfunkelnase des Sängers selbst am Fenster erschien, um nach der Ursache des Lärms zu sehen. „Wer untersteht sich denn da so mörderlich und außer aller Weise zu schreien?" fragte er in den Hof herunter.

„Ja, ich und mein Knecht, Heinz Grefe!" rief jetzt der Hattstadter hinauf, indem er sich dem Fragenden unter die Augen stellte.

Kaum hatte ihn der Andere erblickt, als er die Arme ausreckte, als wolle er ihn umarmen. „Gutmann, Du hier? Ha, Leute, herbei! Unser bester Freund ist angelangt!" schrie jetzt Heinz Grefe, der Bastard von Lützelstein, in die rückwärts gelegenen Räume „Herbei, herbei, zu würdigem Empfang!"

Alsbald ward es auch in den Sälen, Gängen, auf allen Treppen und im Hofe lebendig, und eine Menge Leute von der Rotte des Bastards sowohl, als von der bisher unsichtbaren Schloßdienerschaft, beeilten sich, dem Hattstadter mit Willkommsgruß und Dienstbereitwilligkeit entgegenzukommen. Mittlerweile war der Reisige, welcher den Schloßherrn zuerst erkannt und der Wache den Wink gegeben hatte, ihn einzulassen, am Schloßthor bei dem Söldner stehen geblieben. Er war von hier aus Zeuge des ganzen Auftritts, der ihn innerlich zu ergötzen schien. Vergnüglich fuhr er sich mit der derben Hand durch das Gestrüpp seines Bartes und durch die Borsten seines Haupthaares, während sein Grinsen eine Menge kleiner Ringeln und Runzeln auf dem tiefen Sattel seiner Nase hervorrief. Als der Schloßherr endlich unter dem zuletzt beschriebenen Empfang durch eine Thür getreten war, um nach den Wohnräumen der Burg emporzugelangen, verließ auch der Reisige den wachhabenden Söldner und begab sich quer über den kleinen Platz vor dem Schlosse, ohne daß er sich nach seinen dort umherlungernden Kameraden viel umsah. Nur einer derselben hielt ihn etwas auf, indem er ihm zutrank und den Becher reichte. Ohne ein Wort zu erwidern, stürzte der Reisige den Becher aus und verließ den Platz, indem er die Gasse entlang schritt, durch welche kurz vorher der Eigenthümer von Stadt und Schloß gesprengt war.

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von J. G. Kohl.

(Schluß.)

Tischgespräche.

„Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort",

und wie die Arbeit, so auch das Essen, welches sogar der Gesundheit zuträglicher und viel verdaulicher wird, wenn man diese Beschäftigung mit etwas Geist, gemüthlicher Conversation und herzlicher Heiterkeit mischt. Gewöhnlich werden jene freundlichen Genien durch die Mahlzeit auch schon ganz von selbst geweckt und herbeigelockt. Wenn die Lateiner mit ihrem bekannten Sprichwort vom plenus venter andeuten wollen, daß der beladene Magen den Geist lähme, so wird dies doch nur dann erst wahr, wenn besagter Magen wirklich schon ganz angefüllt ist. Der fortschreitende Proceß der Sättigung, der ja eben bei einer Mahlzeit statt hat, frischt dagegen den Geist an und hält ihn — so lange noch der Reiz des Appetits nicht völlig abgetödtet ist — in Rührigkeit. Und die Rührigkeit steigt dabei bis zu einem gewissen Grade an und spielt sogar auch noch einige Zeit nach der Mahlzeit fort, bevor Erschlaffung, Nachmittagsschlaf und andere Rückschläge eintreten. Wenn der volle Magen etwas träge macht, so ist doch der leere und nüchterne eben so wenig munter, was schon jener alte englische General recht gut gewußt hat, der zu seinen Officieren sagte: „Eilen wir, unsere Soldaten in's Treffen zu führen, so lange sie noch ein wenig von ihrem Roastbeef und Porter im Leibe haben." Der Mensch ist einmal nichts weniger als ein einseitiges, pures Seelenwesen, sondern eben aus zwei dicht mit einander verschweißten und verquickten Metallen, Geist und Leib, zusammengesetzt. Beides wird bei ihm nach dem Sprichwort durch Essen und Trinken zusammengehalten. Am meisten erregt und weckt uns freilich das Trinken, der liebliche Wein. Allein dieses Trinken geht wieder für sich allein auch nicht recht gut von statten. Es muß mit ihm etwas solide Speise als Grundlage verbunden werden. Und so sind denn mithin Bratenschüsseln, Trinkgläser (natürlich wohlgefüllte) und — was man eigentlich hauptsächlich bezweckt — heiterer Verkehr und Conversation ganz unzertrennliche Dinge, die man nicht jedes für sich haben kann und die eben nur bei einem guten Gastmahl bei einander sind. Die Speisen sind in unserm Organismus dasselbe, was die Kohlen in der Dampfmaschine. Wie diese, so lange sie brennen, das Wasser mit Flammen umfangen und in rührigen, elastischen Dampf verwandeln, so dienen jene dem Wein zur Grundlage und destilliren aus ihm am Ende den Geist, die Gedanken, die guten Einfälle hervor, die als Gespräche auf die Zunge fallen und sie in Bewegung setzen. Hierin hat man zugleich auch eine Antwort auf die oft aufgeworfene Frage, warum denn Alles „begessen" werden, warum bei allen freudigen Ereignissen, als da sind: Hochzeiten, Taufen, Siegesfeiern, Königskrönungen 2c., eine Gasterei dabei sein müsse. Die Antwort ist ganz natürlich die: weil eben so wenig der nüchterne, als der völlig abgespeiste Mensch zur Freude, zu geistiger Regsamkeit und zur Feier geeignet ist, wohl dagegen der eben genießende und noch tapfer fortspeisende Mensch. Plato's philosophisches »Symposion« (Schmaus), bei dem er so viele hochfliegende Gedanken mit einem so wundervollen, man darf wohl sagen, wahrhaft großartigen Humor gewürzt, auftischt — und ferner der Umstand, daß die alten Griechen einen ganzen Literaturzweig unter dem Titel: „Schmäuse" (Symposion) hatten — eben so die „Tischgespräche" Luther's und die besonders herausgegebenen „Tischreden" vieler berühmter Männer, die auch bei uns wieder einen eigenen Literaturzweig ausmachen, dies Alles beweist hinlänglich, daß, wie ich sagte, die Mahlzeiten den Menschen in der Regel von selbst schon gesprächig machen. Nichtsdestoweniger ist es gut und nöthig, daran zu erinnern, daß dies auch so sein soll. Es muß durchaus bei Tisch gesprächlustig und geistreich hergehen, theils damit man das Tellergeklapper und andere prosaische, dem Ohr unangenehme Geräusche, die bei Gastereien unvermeidlich sind, mit etwas Geistigem übertöne und erstide, theils damit das doch am Ende so materielle Geschäft des Nachhelfens mit „Magenfeuerung" nicht als die Hauptsache und das Ganze blos als eine Abfütterung erscheine. Auffallend ist mir zuweilen der entsetzliche Ernst und die Ruhe gewesen, die unsere Bauern, Arbeitsleute und ich darf überhaupt wohl sagen, alle niederen Classen der bürgerlichen Gesellschaft beim Speisen entwickeln. Sie sind zuweilen während der Arbeit ganz munter, schwatzen und singen dabei sogar, wie Letzteres namentlich die russischen Arbeiter, Holzhauer, Schiffszieher 2c. thun. So wie es aber zur Mahlzeit geht, verstummen sie, lassen die Zähne und Backenknochen werken und sind so still dabei, wie die Lämmer, wenn sie wiederkäuen. Diese Beobachtung, die, wie ich glaube, richtig ist, habe ich mir nie recht genügend erklären können. Vielleicht sind die Leute von der Anstrengung der Arbeit erschöpft und wollen sich bei der Mahlzeit recht gründlich erholen. Vielleicht scheint ihnen das Essen schon an sich Vergnügen genug und keiner weitern Ausschmückung durch Gespräch, Gesang 2c. bedürftig, ein Genuß, in den sie sich nun gern vertiefen. Vielleicht wird auch bei Tisch ihre Aufmerksamkeit durch die Aufgabe absorbirt, daß Jedem „sein Recht" werde. Dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls wird der Feingebildete diesen Ernst, diese „Vertiefung" beim Essen vermeiden und die höchst irdische Verrichtung mit etwas poetischer Heiterkeit noch mehr zu würzen trachten.

Bei Tafel ruhig sitzen. Hamlet gibt seinen Schauspielern folgende Vorschrift: „Sägt nicht zu viel mit den Händen durch die Luft", sagt er ihnen, „sondern behandelt Alles gelinde". Auch die Acteure bei einem Diner können sich dies besagt sein lassen. Mahlzeiten sind wesentlich geselliger Natur. Die Theilnehmer müssen dabei aus verschiedenen Gründen,

schon der Conversation wegen, ziemlich nahe bei einander placirt werden. Sie müssen daher auch, um sich nicht gegenseitig in's Revier zu fallen, möglichst ruhig neben einander sitzen, mit etwas angeschlossenen Ellbogen und nur mit kurz angebundenen Händen arbeitend. Das Speisen ist ja keine Heuernte. Viele vergessen dies in ihrem unbewachten Eifer zuweilen ganz und lassen ihre zehn Finger über den Teller und seine Umgebung hin und her fahren, wie die Schüler Liszt's über die Tasten ihres Pianos. Ganz arg ist es, wenn sie sich dabei, wie man es wohl mitunter erlebt, so weit vergessen, daß sie mit langen Armen dicht bei dem Teller ihres Nebenmanns vorbei hinausgreifen, um ein entferntes Salzfaß herbeizuschaffen oder gar um ein ansprechendes Gericht, das sie jenseits erspäht haben, sich zuzueignen. Dies ist ein eben so polizeiwidriger Verstoß gegen die Etikette, als wenn bei der Conversation ein Tischgenoß seinen Nebenmann ganz übergeht und einem Dritten am andern Ende der Tafel etwas zuruft und mit ihm das Kreuzfeuer eines Zwiegesprächs einleitet. Dem lieben Nachbarn, den uns das Schicksal oder die Anordnung der gebietenden Frau vom Hause für die Dauer der Session vermählte, gebühren unsere Dienste, unsere Hülfeleistungen und Aufmerksamkeiten. Er fühlt sich mit Recht tief verletzt, wenn man ihn vernachlässigt oder durch handgreifliche Bewegungen genirt oder gar, wenn man, ehe die Tafel aufgehoben ist, aufsteht und zu einem Andern hinläuft. Und nicht nur er, sondern überhaupt die Harmonie des Ganzen wird dadurch zerstört, weil die um die Table ronde placirten Gäste wie Blumen in einem Kranze, wie die Tänzer in einer Chaine ineinander greifen und so das Ganze hübsch zusammenhalten sollen. Allerdings kann Alles übertrieben werden, auch jene Regel vom „Anschluß der Ellbogen" bei Tische. Man sieht wohl zuweilen vornehme, alte, pedantische Engländerinnen, die sich jene Regel gar zu sehr zu Herzen genommen haben. Sie sitzen bei Tafel oft mit ganz unnöthig fest eingekniffenen Ellbogen, steif, kerzengerade, fast bewegungslos und parademäßig, und gestatten ihren Händen über dem Teller nicht mehr Spielraum als bei dem Stricken eines Strumpfes. Sie vergessen, daß ein Diner zwar, wie gesagt, keine Erntearbeit, aber doch auch kein militairisches Exercitium ist. Es muß, wie Hamlet sagt, Alles — auch die bei Tafel allerdings nöthige Beschränkung auf den uns beschiedenen Raum — „gelinde" betrieben werden.

Miscellen.

München, 9. April. Dem Vernehmen nach hat Se. Maj. der König dem k. Hofschauspieler La Roche in Wien, der sein 40jähriges Jubiläum als gefeierter Charakter-Darsteller am Burgtheater vor einigen Wochen beging, wozu ihm Generalintendant Frhr. v. Perfall im allerh. Auftrag telegraphisch gratulirt hatte, die Ludwigs-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. (A. Z.)

Landshut, 5. April. Ende Februar l. Js. ging durch die bayerischen Blätter eine Darstellung über die Nothlage des am 16. Februar im hiesigen Krankenhause verstorbenen Soldaten Johann Staudinger von Sallsdorf bei Geisenhausen welche wir, nachdem die nöthigen Erhebungen gepflogen und die Acten geschlossen sind, auf Grund nachstehenden Sachverhaltes als völlig unrichtig bezeichnen müssen, denn 1) kann als sicher angenommen werden, daß Staudinger im Felde nicht verwundet wurde, da er seinen Kameraden gegenüber eine derartige Aussage nicht gemacht hat; da ferner dem k. Bataillons-Arzte des k. 5. Landwehr-Bataillons, in dem Staudinger vor Toul gestanden, von der Verwundung jenes nichts bekannt ist; da Staudinger vor der Sanitäts-Commission in München gelegentlich seiner Pensionirung nichts von einer Verwundung erzählte, da er zum erstenmale in seiner Heimathgemeinde, um eine Unterstützung aus Mitteln der Kaiser-Wilhelms-Stiftung zu erhalten, jene Geschichte von der Verwundung mit einer ätzenden Flüssigkeit in Toul vorbrachte; da er sich in dem bezüglichen Protocolle, aufgenommen vor dem Bürgermeister in Sallsdorf am 25. September 1872, am 26. August 1870 in Toul verwunden ließ, während diese Festung erst am 23. Sept. 1870 kapitulirte; da sich seine späteren Angaben bezüglich dieser Verwundung häufig widersprachen; da endlich diese Wunde bei der ersten ärztlichen Untersuchung nach seiner Rückkunft aus Frankreich am 2. April 1871 nur etwa einen Gulden groß, in der Mitte des Vorderkopfes oberflächlich eiternd sich zeigte und nur in der allernächsten Umgebung von Haaren entblößt war; — dagegen wurden von dem behandelnden Arzte schon am 4. Mai 1871 die Erscheinungen der konstitutionellen Syphilis an Staudinger wahrgenommen; 2) trotz der eindringlichen Warnungen des Arztes blieb Staudinger in dem Krankenhause zu Geisenhausen nicht bis zur völligen Genesung, sondern entfloh zweimal am 9. Juli und 19. August 1871 (effugit heißt es in den bezüglichen Ordinationsbögen), weil er mehr auf ein ungebundenes Leben, als die damals vielleicht noch mögliche Heilung bedacht war; 3) erhielt Staudinger nachweislich folgende Unterstützungen: a. seine Militärpension mit monatlich 7 fl. 30 kr. vom 1. Jan. 1872 an; b. von dem Kreisausschusse für Niederbayern einschließlich der Kosten für Wart und Pflege bei dem Packträger Hofmann hier 187 fl. 54 kr.; c. von der Heimathsgemeinde Sallsdorf 191 fl. 45 kr.; außerdem wurden von dem Armenpfleger in Sallsdorf noch über 15 fl. in wöchentlichen Raten an ihn bezahlt, worüber wegen des in Mitte getretenen Todes des Armenpflegers die Belege fehlen; d. in der Zeit vom 1. October 1871 bis 4. December 1871, an welchem Tage Staudinger in das Districtskrankenhaus nach Vilsbiburg gebracht wurde, durfte er zu Folge eines gesetzlich wohl begründeten Beschlusses bei den Bauern in Sallsdorf umessen und wurde ihm hierbei nach dem Zeugnisse der ehrenhaftesten Männer nicht weniger als nur „Kartoffeln und abgenommene Milch, diese Schweinkost" gereicht, sondern theilte er das Essen mit den Familiengliedern, ja oft wurde ihm sogar eine eigene, bessere Kost gekocht, obwohl die Ausdünstungen seiner Geschwüre ein Beisammensein mit ihm fast unerträglich machten; e. endlich erhielt Staudinger von verschiedenen Seiten Privatunterstützungen, die sich eines genauen Nachweises entziehen; so wurde er namentlich von seiner Tante Anna Staudinger von Feichten bei Geisenhausen gegen verschwindende Entschädigung über acht Monate auf das rücksichtsvollste verpflegt. Dieß zur Abwehr des gegen jene Vereine und Kassen, welche zur Unterstützung der im Kriege verwundeten und erkrankten Soldaten berufen sind, gemachten Vorwurfes der Unthätigkeit und zur Ehrenrettung einer der niederbayerischen Gemeinden, welche im letzten Kriege für ihre im Felde stehenden Söhne so Außerordentliches geleistet haben und deren hiefür der ungeschmälerte Dank des Vaterlandes gebührt. Der Kreisausschuß für Niederbayern. Geiger, königl. Kreisbaurath, z. Z. Vorstand. Burkhard, Regierungs-Accessist, z. Z. Schriftführer. (A. Abztg.) (Diese Angelegenheit war von der „A. Abdztg." zu den gemeinsten Verleumdungen gegen Bauern und Klerus Niederbayerns ausgebeutet worden, daher diese Berichtigung.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 46. Speyer, Donnerstag, den 17. April 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Die Leute — Männer, Frauen und Mädchen — standen noch umher, um über die plötzliche Rückkunft des Herrn und dessen ungewohnten wilden Ritt zu reden, als der Reisige des Wegs kam. Offenbar in dem Bewußtsein, Aller Augen auf sich zu ziehen, schritt derselbe mit lächerlich gespreiztem Gange, gekrümmten Beinen und auswärts gesetzten Füßen die Gassen entlang, indem er sich bei jedem Tritt in den Hüften wiegte und dabei die Hand fest am Wehrgriff hielt. Seine Kleidung war aus grellen Farben zusammengesetzt. Trotz des kostbaren Stoffes — sie waren zumeist aus Sammet — gaben sie ihm ein ziemlich schäbiges Aussehen und machten den Eindruck, als wären sie nicht für ihn verfertigt worden. Ueberhaupt flößte die ganze Erscheinung kein besonderes Vertrauen ein, und Keiner von Allen, welche ihm jetzt nachschauten, wäre von seiner Bewegung im Walde besonders angenehm berührt gewesen. Er selbst aber liebäugelte nach den jungen Mädchen hin und verzog dabei sein Gesicht zu einem so wunderlichen Grinsen, daß die Dirnen, trotz ihres Grauens, unwillkürlich lachen mußten und kichernd die Köpfe zusammenstreckten. Stolz und zufrieden über seine vermeintlichen Triumphe gelangte er so an's Thor, dessen Thurm er nunmehr ganz besonders ins Auge faßte. Es mußte ihm da in diesen Tagen her etwas aufgefallen sein, das ihm einer genaueren Beachtung werth däuchte. Mit stets langsamerem Schritte und hie und da stehen bleibend, nahte er sich der Thorhalle, und erst, nachdem er nochmals scharf am Thurm emporgeschaut und alle Fenster und Oeffnungen desselben gemustert hatte, durchwandelte er die Wölbung, indem er sich dabei abmühte, mit den Fingerspitzen die Borsten seines Bartes zu drehen. Außerhalb des Thores, auf der Brücke fing sein seltsames Gebahren von Neuem an. Er drehte und streckte sich, reckte den Kopf wie ein Wendehals, mühte sich aber vergeblich ab, seine Augen durch die Gelbveigelnstöcke des vergitterten Thurmfensters dringen zu lassen, das an der Außenseite des Thores einen weiten Blick auf die nahen Wasgauberge und das ebene Land öffnete.

So kam er, meistens rückwärts schreitend, um besser beobachten zu können, bis an's Ende der Brücke, wo er plötzlich hart an Etwas anstieß. Sich umdrehend bemerkte er, daß es ein stämmiger Mann war, in welchem er den Thorwart selbst erkannte, obgleich ihm dieser noch den Rücken kehrte. Derselbe stand scheinbar ganz harmlos da, als hätte er von dem Zusammenstoß nicht das Mindeste wahrgenommen; und doch spürte der Reisige noch den Fleck, wo der Ellenbogen des Thorwarts mit seinen Rippen in Berührung gekommen war. „Der Satan mag Dir die Knochen brechen!" fuhr der Reisige auf. „Was stehst Du da, alter Bullenbeißer?"

„Was gehst Du da, wie ein Krebs?" erwiderte der Thorwart, indem er langsam seine Stellung, nicht aber seine Haltung änderte, da er noch immer die Hände in den Hosentaschen stecken hatte, so daß seine Arme zwei scharfe Winkel bildeten. „Dächt' ich doch, ich habe mehr Recht, da zu stehen, als ein Anderer, wider mich zu rennen. Was hat man denn da umher zu streichen, zu gucken und zu lugen, he?"

„Frag nicht mehr, als ich Dir antworten will", entgegnete jetzt der Andere. „Neugier ist zwar Dein Handwerk, aber sieh Dir nur immer zuvor Deinen Mann an. Du mußt ja schon wissen, wer ich bin."

„Hm, ja!" machte der alte Sträuchlin mit einem verächtlichen Seitenblick auf die Erscheinung des Reisigen. „Man weiß, was die reisigen Knechte des Heinz Grefe für Leute sind!"

„Bin nicht sein Knecht, merk Dir's!" entgegnete fast entrüstet der Reisige. „Jetzt sein Helfer in dieser Fehde, aber nicht sein Knecht, und Niemandes Knecht!"

„Hm, wohl ein Freiherr!" bemerkte der Thorwart mit Ton und Miene, welche sagte: so sehen die Freiherrn aus! Dann fuhr er fort: „Man ist doch sein Dienstmann, steht in seinem Sold."

„Meinst Du? Es ist aber nicht wahr!" versetzte der Reisige stolz. „Ich zieh' keinen Sold von ihm, sondern meinen Mannstheil an Beut' und an Lösegeld, für jeden Mann, den ich fange, wie es sich auf Raub und Reuterei ergiebt."

„Auf Raub und Reuterei", wiederholte Sträuchlin. „Du gefällst mir!"

„Hoffentlich auch Deinem Mägdelein!" warf der Reisige hin.

Der Thorwart hob das Haupt und sah ihn scharf an. Dann sagte er nur mit wenigen Worten und

leiserer Stimme, aber um so eindringlicher: „Laß mein Kind. Es geht Dich nichts an!"

„Mich soviel wie den jungen Schlecker, der nicht besser ist, denn ich", bemerkte der Reisige.

„Weiß nicht, wen Du meinst, will's auch nicht wissen. Also genug davon."

Der alte Sträuchlin wollte damit dem Gesellen den Rücken kehren. Dieser jedoch stellte sich ihm alsbald in den Weg, da er nicht die Absicht hatte, den Thorwart so leicht los zu lassen.

„Ich merk'", sagte er, „mein Handwerk gefällt Dir nicht, alter Geselle. Will's Dir auch nicht verübeln. Ein Kettenhund kann den Wolf nicht schätzen! Aber wir müssen uns besser kennen lernen! Vielleicht gefällt Dir mein Name besser als mein Geschäft. Du wirst ihn schon gehört haben: Ich heiße Jost Schurpfinsack."

„Der Name paßt wohl für Dich; deßwegen aber gefällt er mir noch lange nicht", warf der Thorwart hin.

„Ein Name, wie ein anderer!" entgegnete der Reisige. „Zu Schlettstadt sitzen Vettern von mir, die sich zu den edeln Geschlechtern im Lande zählen."

„Das thun jetzt viele Schelme," meinte der Thorwart. „Und Jost Schurpfinsack hilft die Stadt berauben und befehden, in welcher seine Vetter Bürger sind?"

„Den Teufel auch, wenn's nur der Mühe werth wäre! Seit wir das Weinfaß genommen und den Küfer gefangen, reiten wir immer umsonst aus. Die Reuterei verlohnt sich hierlands nicht sehr. Wo man die Nase hinkehrt, stößt sie auf Quader und Mauern, hinter welchen die Pfeffersäcke sich bergen. Der Henker hol's! Ich bin's satt."

„Ihr Leute dürftet doch froh sein, hinter solchen Mauern Unterschlupf zu haben", meinte der Thorwart, indem er sich die tief eingesattelte Nase des Reisigen näher besah. „Hätt' euch mein Herr nicht eingelassen, könntest Du mit Deinesgleichen Deine Nase an diesen Quadern vollends zerquetschen, Du kämst doch nicht herein. Merk's, der Sträuchlin sagt's."

„Pah!" machte Jost Schurpfinsack, indem er mit den Fingern ein Schnippchen schlug und seine Blicke verächtlich über Thor und Mauern des Städtchens gleiten ließ. „Es ist ein Jahr her, da war ich dabei, wie wir Bitsch in der Nacht erstiegen und genommen haben. Mord und Element! Bitsch, mein alter Geselle, Schloß Bitsch auf unzugänglich hohen Felsen!"

„Ich hab' davon gehört. Und Jost Schurpfinsack war dabei?"

„War dabei. Will's meinen! Bei Gelegenheit will ich Dir davon erzählen. Der Walther von Dahn, der jetzt mit den Straßburgern seine Händel hat, war mit dabei. Der hat andere Art, Fehde führen, als hier der lahme Heinz Grefe, der Bastard! Gott's Element! St. Velten von Ruffach soll mich strafen, wenn ich nicht demnächst über den Landgraben geh', in's Unterland, zu dem von Dahn!"

„Drob wird es groß Herzeleid hierlands geben!" spottete der Thorwart.

„Meinst Du? sagte drauf Jost Schurpfinsack selbstgefällig, indem er das eine Bein vorsetzte, und einen Versuch machte, sich die Borsten seines Schnurrbarts aufzudrehen. „Nu, es wäre auch abzuwenden, Thorwart, hab' ja was Schönes zusammengebracht, um auch zu zweien und mehreren leben zu können. Blitz und Stern! Da seh' ich ja das schmucke Thurmkätherlein außerhalb des Käfigs! Hollah, mit dem Gießkännlein! Laß mich, Wärtel, ich will Deinem Kind Wasser schöpfen: es möcht' leicht in den Graben fallen."

„Sie fällt nicht," bemerkte jetzt der Thorwart ernst, ja finster, indem er den Reisigen fest am Arme packte. Denn in der That war sein Töchterlein, nachdem der Herr von Hattstadt im Städtchen eingeritten war, aus ihrem Thurme heruntergestiegen, um nach dem Beispiel Anderer das Krautstück vor dem Thore zu begießen, das ihrem Vater gehörte. Mit jener unbewußten, natürlichen Anmuth, die jedes Männerauge entzückt und auch durch das schlichteste Gewand noch wirkt, eilte Kätherlein unter den Weiden daher nach der Stelle, wo man auf einigen Erdstufen die Böschung des Grabens hinunter bis zu dem grün überzogenen Wasserspiegel desselben gelangte. Ohne den Kriegsmann bemerkt zu haben, tauchte sie die Gießkanne unter und brachte sie vollgeschöpft wieder herauf, kehrte jedoch nicht mehr nach dem Krautstücke zurück, sondern schlug den Weg nach dem Thore ein, wo ihr Vater noch immer zu thun hatte, um Jost Schurpfinsack von der Bethätigung seiner unerwünschten Galanterie abzuhalten. Hierin fand der Thorwart noch sehr wirksamen Beistand an seinem treuen Mitwächter, dem Wolfshunde, der sich vor den Reisigen hinpflanzte, und ihm die Zähne wies. Jost Schurpfinsack sah das Verfängliche seiner Lage ein und begnügte sich, als das Mädchen vorüberkam, demselben zuzurufen: „Sagt doch Eurem Vater, schönes Jungfräulein, daß Euch die Kanne zu schwer, und daß sie gar leicht wäre, wenn ich sie trüge!"

„Sie ist mir nicht zu schwer!" war Kätherleins schüchterne aber doch bestimmt abweisende Antwort, worauf sie mit einem Blick nach ihrem Vater rasch die Brücke überschritt und ohne sich nochmals umzuschauen unterm Thore verschwand.

Sträuchlin ließ jetzt wieder den Arm des Kriegsmannes los, machte dabei jedoch ein so entschlossenes und drohendes Gesicht, als ob noch derbere Griffe nachfolgen könnten, wenn Gelegenheit zu solchen gegeben würde. Jost Schurpfinsack rieb unwillkürlich mit der linken Hand die Stelle, um welche sich die Finger des Thorwarts gespannt hatten. Dabei sah er nach der Hand, von deren Kraft er so eben eine Probe erhalten hatte und überlegte bei sich, was er nun zunächst thun und sagen solle. Endlich fing er an: „Du hast eine wunderliche Art, mit den Freiern Deines Töchterleins umzugehen, und — Stich und Schlag — eine grobe Pfote!"

„Laß mein Kätherlein aus dem Spiel, Jost Schurpfinsack!" erwiderte jetzt Sträuchlin ernst und bestimmt. „Und was meine Pfote betrifft, so ist's wahr, wenn sie sich Dir an's Ohr legt, so kannst Du's

Feuer auf dem Schwarzwald brennen sehen. Darfst nur wollen!"

Jost Schurpfinsack war noch im Zweifel, ob er auffahren oder das harte Wort seines künftigen Schwiegervaters hinunterschlucken solle, als ein Zwischenfall eintrat, der dem ganzen Zwist ein Ende machte. Auf der Landstraße war nämlich, bestaubt und scheinbar sehr ermüdet, ein Wanderer daher gekommen, den sowohl der Thorwart als der Reisige sofort in's Auge faßten. Der Mann trug ein schlampiges Hütlein mit schmutziger, geknickter Feder darauf, einen abgetragenen Kittel, der um die Lenden von einem Lederstreifen als Gürtel zusammengehalten wurde, darüber ein sehr durchsichtiges und zerschlissenes, dünnes Mäntelchen, welches nicht weit über die engen Lederhosen hinunterfiel. Eine Ledertasche hing ihm an der linken Hüfte, während er unterm Arme Bogen und Fiedel trug. Er schien kein junger Mann mehr zu sein und das Wanderleben auf seinem Gesicht so manche Spur zurückgelassen zu haben, die ihm nicht das empfehlendste Aussehen geben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende des Mormonenthums.

Eine Frage, welche in letzter Zeit die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten in hohem Grade beschäftigte, scheint eher, als man hoffen durfte, gelöst zu sein. Es wird nämlich aus New-York telegraphisch gemeldet, daß Brigham Young sich von seiner Schöpfung, dem Mormonenstaat Utah, zurückziehe. Damit ist das Mormonenthum vernichtet, denn die Person Brigham Young's allein war es, welche diese merkwürdige Secte aufrecht erhalten konnte. Ueber dieselbe sind voluminöse Bücher, zahlreiche Broschüren und zahllose Journalartikel geschrieben worden. Die neuesten und verläßlichsten Nachrichten verdanken wir aber dem Baron von Hübner, welcher auf seiner Reise um die Welt im Juni 1871 die Hauptstadt der Mormonen, Salt Lake-City, besucht, eine Unterredung mit Brigham Young gehabt und sich am Ort und Stelle, wie auch in den anderweitigen politischen Kreisen Nordamerika's bezüglich dieser Frage auf's Gründlichste orientirt hat. Wie es Brigham Young bisher möglich war, einerseits die allerdings nur nach Hunderttausenden zählende Secte und das Gebiet von Utah, welches der Hälfte des Territoriums von Frankreich gleichkommt, unumschränkt zu beherrschen und sich andererseits der Regierung von Washington und der nichts weniger als freundlichen Gesinnung der öffentlichen Meinung gegenüber zu behaupten, dieses Problem finden wir in den Berichten des Baron v. Hübner geistreich und endgiltig gelöst. Nach dem gewaltsamen Tode des Gründer der Secte, Joë Smith, im Juni 1848 trat der Zimmermann Brigham Young, bis dahin Präsident der „Zwölf Apostel", an die Spitze der Gemeinschaft. Unter seiner Leitung wanderten die Mormonen 1848 von Illinois aus und erreichten nach einem Zuge, der in seiner Außerordentlichkeit lebhaft an den Auszug der Juden erinnert, das gelobte Land Utah, um sich zunächst an den Gestaden des Salzsee's niederzulassen.

Utah gehörte damals noch zu Mexiko. Als es 1850 an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, erhielt Brigham Young die Würde eines Gouverneurs, die er bis 1857 bekleidete. Nachdem sich die Secte am Salzsee niedergelassen hatte, war es die erste Thätigkeit des Propheten, neue Mitglieder anzuwerben und dieserhalb die seit 1837 in Verfall gerathenen Missionen zu erneuern. Nur in den großen Städten Englands waren diese Missionen von Erfolg gekrönt. Die mormonischen Missionäre wandten sich ausschließlich an die unterste Classe des großstädtischen Proletariats. Die dogmatische Seite des Mormonenthums wurde sehr beiläufig behandelt. Dagegen wurden den ungebildeten und jeder religiösen Ueberzeugung entbehrenden Zuhörern die Herrlichkeiten der Vielweiberei und die Sicherung einer behaglichen Existenz ohne große Arbeit in den beredtesten Ausdrücken geschildert. Dann erhielten die neuen Adepten sofort reichliche Reisegelder und während der ganzen Reise bis zur Salzseestadt alle jene Förderung, welche anderen Auswanderern gewöhnlich zu fehlen pflegt. Auf diese Weise erhielt die Secte alsbald reichlichen Zufluß aus Europa. Nun wirft sich aber die Frage auf, wie es möglich war, dieses Gesindel zu disciplinirен, mit solchem Material eine Wüste in einen blühenden Garten zu verwandeln und die unumschränkte Herrschaft mehr als zwanzig Jahre lang aufrecht zu erhalten? Baron Hübner gibt auf diese Frage befriedigende Antwort.

Es wurden nämlich den Neuangekommenen der Boden und die erforderlichen Werkzeuge von Brigham Young angewiesen. Der Werth derselben wurde nach Dollars ausgerechnet und in das große Schuldbuch geschrieben. Auf diese Weise war Brigham der Gläubiger aller Mormonen. Die meisten derselben sind niemals zu einer vollständigen Abzahlung der Schuld gelangt. Sie konnten sich allmälig eine behagliche Existenz gründen, aber keine Reichthümer erwerben. Außerdem war nun Utah bis zur Eröffnung der großen Eisenbahn vor 3 Jahren eine Art von Gefängniß. Um das Territorium zu verlassen, mußten die „Heiligen" ihre Schulden bezahlen; um dies zu thun, hätten sie ihre Besitzung verkaufen müssen. Allein es gab keine Käufer, welche den Kaufpreis in Goldmünze zu erlegen im Stande gewesen wären. Der Einzige, der dies konnte, war Brigham Young, und in seinem Interesse lag es, den Verkauf und die Desertion nicht zu erleichtern. „Das Geheimniß seiner religiösen und politischen Macht beruhte zum größten Theil in seinen finanziellen Beziehungen zu der Majorität der Mormonen." Er vereinigte in seiner Hand die Fäden aller materiellen Interessen. Er exploitirte das ganze Territorium von Utah und die geistigen und körperlichen Kräfte von 200,000 Menschen. So wird sein Vermögen auf 15 Millionen Dollars berechnet! Er verfügte über eine zahlreiche und wohldisciplinirte Miliz und das Telegraphennetz, womit er alle wichtigeren Punkte des Territoriums verbunden hat, gab ihm die Möglichkeit, seine Truppen in raschester Weise zu concentriren. Dies erklärt die Schonung, welche ihm bisher von der Regierung zu Theil wurde.

Die Erbauung der Eisenbahn von Chicago nach San Francisco hat nun eine wesentliche Aenderung bewirkt. Die frühere Isolirtheit des Territoriums ist verschwunden. In der Salzseestadt haben sich zahlreiche „Heiden" niedergelassen, die Einführung der ordentlichen Justizpflege hat einen Theil der unumschränkten Macht Brigham's gebrochen. Ueberdies ist die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten neuerdings dem Mormonenthum sehr feindselig gegenübergetreten. Unter solchen Umständen wurde der baldige Fall der Secte vorausgesehen. Baron v. Hübner stellt ihn in der erwähnten Schilderung in nahe Aussicht. Diese Voraussage hat sich nun bereits erfüllt. Der 73jährige Patriarch scheint die Unhaltbarkeit seiner Stellung eingesehen zu haben und zieht sich zurück; da aber eigentlich er allein die Secte aufrecht erhielt, so bedeutete sein Rücktritt den Fall derselben.

Miscellen.

Aus der von dem Comité für das im Teutoburger Walde im Bau befindliche Hermanns Denkmal ausgeschriebenen Concurrenz für eine lateinische Inschrift an der Basis dieses Denkmals sind folgende von Prof. Ferrucci in Pisa eingesendeten Verse als preisgekrönt hervorgegangen:

Heic ubi romano rubuerunt sanguine valles
Dux que datus trina cum legione neci,
Hostibus heic terror post saecula multa resurgo,
Vindex germani nominis Arminius.

Hier, wo von römischem Blut ringsum das Gefilde sich geröthet,
Varus dem Tode erlag, drei Legionen mit ihm,
Hier erheb' ich mich neu, der alte Schrecken der Feinde,
Hermann, das rächende Schwert deutschen Gebietes und Ruhm.

Auflösung des Preisräthsels in Nr. 38 der Palatina.

Die Lösung des I. Räthsels heißt: Zehnender, Zahnender. Zwei Lösungen: „Zehner und Zahner“ sind dem Sinne nach ebenfalls richtig, allein das letztere Wort ist ungebräuchlich.

Die Auflösung von Nr. II lautet: Oberst, Eier in Speck (etwas unorthographisch) Thor, das Ganze Obersteuer-Inspector.

Im Ganzen sind 90 Lösungen und Lösungsversuche eingelaufen, wovon folgende HH. und Damen **beide** Aufgaben richtig gelöst haben.

1. Fräulein E. St. in S., 2. Hr. Rentbeamter Stadler in Edenkoben; 3. die Tischgesellschaft in der Bahnhofrestauration Thomas in Ludwigshafen; 4. X. Y. Z. in Ludwigshafen: „Mit **Speck** fängt man zwar Mäuse, jedoch kann man ganz wohl auch **Eier darin** backen. **Thor** schreibt man zwar mit Th, doch gibt es scheint's auch solche, bei denen ein h überflüssig ist. Ueberflüssig ist hingegen keineswegs der **Oberst** im Regiment. — **Zahnende** gibt's immer noch genug, aber **Zehnender** werden leider immer seltener.“ — 5. Hr. Carl Kolb in Dürkheim 6 Fräulein Emma Greb in Germersheim; 7. Hr. K. Stark in Essenbach; 8. Hr. Einnehmer Helfferich in Meckenheim; 9. Hr. Stadtschreiber Kinzel in Oggersheim; 9. a Frau Ottilie Ochs, geb. Henle in Frankfurt a. M.; 10. Fräulein Josephine Geiger in Herxheim bei Landau; 11. Hr. F. H. in G.; 12. Hr. Carl Perron in Frankenthal; 13. Hr. K. M. W. in O.; 14. Hr. W. J.; 15. Hr. H. Döhlemann, k. Bankbuchhalter in Nürnberg; 16. Hr. W. Heiter in Rheinzabern; 17. Hr. H. in K.; 18. Hr. Stud. Otto Claus in Speyer; 19. Hr. J. Seiter, in Oberehnheim (Elsaß.); 20. Fräulein Amalie Müller in Marnheim; 21. Hr. Lehrer Arnold in Niederhochstadt; 22. Hr. Präparandenlehrer J. Orth in Speyer; 23. Hr. Apotheker Thoma in Wallhalben; 24. Hr. Stud. jur. W. Ferner in Oberhochstadt; 25. „Die Knöpler“ in Germersheim; 26. Hr. Schulverweser J. M. Orth in Steinweiler; 27. Fräulein Lenchen Kleinhenz in Speyer; 28. Hr. J—r in K.; 29. Frl. Emilie Schuler in Mutterstadt; 30. Hr. Lehrer Dausch in Sondernheim; 31. Hr. Studiosus J. B. in Speyer; 32. Hr. Stud. phil. Richard Meckes in Stein (b. Annweiler); 33. Hr. A. Keiler, in Oberhochstadt; 34. Hr. Lehrer Reithmayer in Niederhochstadt; 35. Fräulein Marie Kuntz in Steinfeld; 36. Fräulein Lenchen Kuhn in Obermoschel; 37. Hr. K. Freymüller in Dürkheim; 38. Frau Friedensrichter Lohr, geb. Wack in St. Amarin, Oberelsaß; 39. Fräulein Rosalie Frey in Herxheim, bei Landau; 40. und 41. Fräulein Fanny und Louise Habermann in Kandel; 42. Hr. R. in L.; 43. Frl. Käthchen Bilabel in Gleisweiler; 44. Hr. A. Resinus in Landstuhl; 45. Hr. Steinhauermeister J. Schmitt in Hardenburg; 46. Hr. J. St. in Dirmstein; 47. Hr. F. Krafft, Gymnasiast in Speyer; 48. Frl. Julie Becking in Speyer; 49. Frl. Amalie Schredl in Zweibrücken; 50. Hr. A. Stamer in Dirmstein; 51. Hr. Emanuel Friebis, Weinhändler in Edesheim; 52. A. R. v. Sch.; 53. Hr. Ferd. Schuler in Deidesheim; 54. Fräulein Anna Kahn in Speyer; 55. Frau Marg. Eck, geb. Wunstel in Herxheim b. L.; 56. Hr. Cäsar Steiner in Lambsheim; 57. Hr. Joh. Hauck in Waldfischbach; 58. Frl. Louise R. in Zweibrücken; 59. Hr. Joh. Sulz in Morschheim bei Kirchheimbolanden; 60. Hr. C. Henrich in Weisenheim a. S. (Schickte eine sehr gute poetische Lösung, die aber etwas zu lang ist, um hier Platz finden zu können). 61. Casino in Rockenhausen mit folgenden zwei Beilagen:

1. Im Casino begehrt mit frohem Gefühl
Der Notär das längst gewohnte Spiel,
Doch sprach der Richter: laß
Für heute haben wir einen andern Spaß.

Ich glaube es ist der „neue Gast“,
Der die zwei Räthsel abgefaßt,
Deren Sinn zu bekommen
Die Gesellschaft wird in Anspruch genommen.

Bald begann der Apotheker aus Freud' zum Gewinn:
Ich habe erfaßt des Ersteren Sinn,
Stolz schritt im Gebüsch ein Zehnender
Jammernd lag im Bett ein Zahnender.

Drauf der Notär: der hohe Herr zu Roß
Das was der Oberst mit seinem Troß,
Der Doctor glaubt, er habe lang gesessen
Und nur Speck und Eier gegessen.

Alsdann brachte wohl Jeder heraus,
Daß der Oberst wieder ritt zum Thor hinaus.
Jetzt klang es dem Pfarrer so wohlig ins Ohr,
Er dachte an den Obersteuerinspector.

Wohl glaub ich, daß in der Festung Mauern
Der Verfasser jetzt thut auf Alles lauern,
Einst hat er mit uns auf der Baumburg Höhen
Von den Bergen und Hügeln auch gar nichts gesehen.

---

2. Es saßen am Samstag Abend
Im Kreise bei Tabak und Bier,
Am Gerstensaft sich labend
Die Casinoherren von hier.

Da hebt der Vorstand bedächtig
Die Preisaufgaben empor,
Und spricht: Wer ist so mächtig
Und bringt die Lösung hervor? —

Drauf sagt der Apotheker kalt:
„Der Jäger, meine Herren! ich wette,
Schoß einen **Zehnender** im grünen Wald,
Ein **Zahnender** lag im Bette.

Und gleich darauf rief der Notar
Zu den Herren, die bei ihm gesessen:
Das Essen Speck mit Eier war,
Ein Oberst hat es gegessen.

Der Doctor reibt sich hinter'm Ohr,
Und lächelt und fährt dann weiter:
Die Wirthin hat verschlossen das Thor,
Nachdem es passiret die Reiter.

Ein εὕρηκα ruft der Notar,
Der Beamte ist uns bekannt,
Er wird, auch wenn er Pfälzer wär,
„**Obersteuerinspector**“ genannnt.

62. Fräulein Anna Schwarz v. E.; 63. Hr. G. Kunz in Bruchmühlbach; 64. Familie Weigel in Weyher; 65. Die Pfälzerin in Isar-Athen:

I.

„Ich hab' sie geknackt die harte Nuß:
Einem **Zehnender** galt des Weidmanns Schuß.
Das Bübel im Bettchen ein „**Zahnender**“ war,
Deß Schmerzen zwar groß sind, doch ohne Gefahr.

II.

Die Lösung des Zweiten in Reime zu bringen,
Das will auch im Knittelvers schlecht mir gelingen;
Drum nehme ich ganz kurz jetzt zu melden mir vor:
Der Reichsbeamte war: **Obersteuerinspektor**.“

66. Frau Johanna Mantel in Mechtersheim; 67. Hr. Casimir Wagner, Gymnasiast in Speyer; 68. Hr. Lehrer Seib in Maudach; 69. Hr. Theodor Löw, Gymnasiast in Zweibrücken.

Das Loos entschied für die Nummern 29 und 68. Es erhält demnach **Schiller's Werke**: Fräulein Emilie Schuler in Mutterstadt und **Uhland's Gedichte**: Hr. Lehrer Seib in Maudach.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 47. | Speyer, Samstag, den 19. April | 1873.

Ein ungedrucktes Gedicht von Lord Byron.

(Das Original befindet sich handschriftlich im Besitz eines Oesterreichischen Marineoffiziers von englischer Abkunft, dessen Eltern in Genua mit Lord Byron persönlich befreundet waren.)

Uebersetzt von **Julius Rodenberg.**

Nur einmal hob mein Auge sich,
Hob sich's empor zu Dir;
Doch seit der Zeit sieht es nur dich,
Nur Dich auf Erden hier!

Umsonst schließt Schlummer es — ob Nacht,
Ob Tag, ich weiß es kaum;
Er zeigt, daß was mich selig macht,
Doch ewig nur ein Traum!

Ein böser Traum — denn hochgethürmt
Trennt Dich die Fluth von mir;
Und jäh schreckt auf mein Herz und stürmt —
Doch Friede sei mit Dir!

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Als er sich den beiden Männern vor dem Thore des Städtchens näherte, das sein Wanderziel war, schien ihn eine gewisse Befangenheit zu quälen, ein Zweifel, welche Haltung er annehmen solle. Endlich trat er mit der Miene vollkommener Sorglosigkeit und naiv bäuerlicher Zutraulichkeit heran, da ihn der Thorwart anrief: „He, Bruder Spielmann, woher des Wegs und wohin?"

„Von Colmar komm' ich und will nach Herlisheim hinein, wenn Ihr mir's vergönnt, Thorwart!" war die Antwort, die mit einem höflichen Abnehmen des Hütleins verbunden wurde. „Ihr habt also den Fiedelhanns nicht vergessen!"

„Richtig, der Fiedelhanns! Ich glaub', Du bist's! Aber was willst Du heut in Herlisheim? Es ist nicht Kirchweih da und Tanzenszeit!"

„Ich will mir vor den Fenstern einige Heller erfiedeln und ersingen für's Nachtlager und den knurrenden Magen — —"

„Und für die durstige Gurgel he! Es liegt Kriegsvolk herinnen, grobe Leute, die Dir leicht die Fiedel, den Buckel und den Hirnkasten zerschlagen!"

„Muß es eben drauf ankommen lassen, Thorwart, wird nicht so schlimm sein, wenn mich der da auch jetzt grimmig anguckt!"

Jost Schurpfinsack faßte in der That den Geiger scharf in's Auge. Wenn das Wesen des Kriegsmannes auch sonst viel thörichte Einfalt zeigte, hatte ihn doch die Erfahrung des Kriegslebens Vorsicht gelehrt und seinen Blick geschärft für Alles, was ihm für die eigene Sicherheit und für die seiner Genossen verdächtig schien. Eine besondere Erinnerung mochte gerade gegen solche fahrende Spielleute sein Mißtrauen anregen, oder er war aus irgend welchen andern Gründen gegen den ganzen Stand eingenommen. Vielleicht auch wollte er nur die Gelegenheit ergreifen, die Meinung und das Ansehen seiner Person geltend zu machen. „Blitz und Stern! Geht nicht an, Wärtel", sprach er jetzt, während sich allmälig alle Vorüberkommenden, welche aus der Stadt herauswandelten oder vom Felde heimkehrten, besonders die jungen Bursche und Mädchen, hier aufhielten, als sie den Stand des Wanderers an Fiedel und Bogen erkannten.

„Geht nicht an, Wärtel", sagte Jost Schurpfinsack. „Wir können jetzt keinen Geiger in dem engen Neste da brauchen!"

„Aber wir", murmelten einige der Umstehenden halblaut. „Was hat der da zu sagen? Wenn's ihm zu eng ist, soll er hinaus! Er kann abkommen!"

Der fremde Spielmann, seinen Vortheil erkennend, ließ seinen Bogen über die drei Saiten der Fiedel gleiten, so daß bei dem Ton die Gesichter der jungen Leute aufleuchteten. „Weis ihn ab", setzte der Reisige seine Mahnung fort. „Es ist nicht gerathen, zur Zeit solch fahrendes, heimathloses, unehrliches Volk aufzunehmen!

Laß ihn ein, Wärtel!" riefen jetzt mehrere Stimmen, während Andere spöttisch lachend und dem Kriegsmann zum Hohn versetzten: „Das hätt' unser Herr bedenken sollen, da Du mit Deinesgleichen daher kamst."

„Was heimathlos? Was unehrlich? fing jetzt auch der Spielmann an, indem er jeden Satz mit einem herzhaften Strich seines Bogens begleitete, daß der Ton dem jungen Volke Leib und Seele bewegte. „Ich gehör' einer ehrlichen, anerkannten Zunft im Lande an. Welcher Zunft ihr angehört, will ich nicht fragen. Ich bin beim Pfeifergericht zu Rappoltsweiler einge-

schrieben, hab' Brief und Siegel als fahrender Spielmann von unserm edeln Patron, dem Herrn von Rappoltstein; hab' das Recht im ganzen Land, vom Hauenstein bis zum Hagenauer Forst, allerorts meine Kunst zu üben und mein Brod zu verdienen! Niemand darf mir's wehren!"

„Das ist wahr! Recht hat er!" Selbst einige jüngere Söldner, welche hinzugekommen waren, schienen dem zuzustimmen. Nur Jost Schurpfinsack nicht. „Stich und schlag!" rief er. „Wir stehn in Fehde —"

„Was geht das uns an?" wurde er unterbrochen. „Laß ehrliche Leute in Frieden, dann steckt ihr nicht in Fehde!"

„Mord und Blut! Wenn solch fremd's, verdächtigs Volk —" wollte er fortfahren.

„Hör' den Jost Schnurpfinsack!" höhnten Einige, ihn anblickend.

„So verdächtig seh' ich noch lange nicht aus, wie der!" bemerkte der Fiedler, indem er unter dem Gelächter der Umstehenden eine Grimasse schnitt und nun den Bogen über die Saiten hüpfen ließ, daß es die Dirnen im Kreise gleichsam lüpfte.

Lauter und dringlicher ertönte der Zuruf: „Laß ihn ein, Wärtel! Sträuchlin, laß ihn ein!"

„Ja, laßt ihn ein, Thorwart!" sprach jetzt auch ein junger Herr in vornehmerer Haltung und Kleidung, als die Umstehenden, in deren Kreis er getreten war. „Er mag uns die Langweile wegfiedeln und die Ankunft eures Herrn, unsers edeln Freundes von Hattstadt, feiern helfen!"

„Ich halt' ihn ja nicht, Junker. Er soll nur herein", sagte Sträuchlin gelassen. „Er darf überall sein Brod verdienen und seine Kunst üben; ich habe weder Recht noch Befehl, noch einen Grund, ihm das zu wehren."

„Ei, mein lieber Wärtel, so will ich Dir gleich hier vorm Thor Eins aufspielen!" meinte der dankbare Fiedler.

„Laß das! Ich habe keine Ohren dafür!" wehrte Sträuchlin ab.

„So will ich Deinem Töchterlein sein Leibstücklein singen. Wo steckt denn das Mägdlein?" fragte der Spielmann und sah sich dabei scharf am Thor und Thurm und an jedem Fenster des Thorhauses um.

„Darnach hast Du nicht zu fragen", versetzte der Thorwart streng. „Mach, daß Du in die Stadt hinein kommst. Ich hab' keinen Wein, Dir die Gurgel zu schwenken."

„Man hätt' ihn spielen lassen sollen", sprach jetzt eins der Mädchen, welches dort stand und sein blondes Haar zurückschüttelte. „Ach ja, ich kann die Füße kaum mehr halten.

Im Maien am Reihen
Sich freuen alle Knaben und Mägdelein!"

„Wär' Dir auch besser, Aenneli, Du könntest das Tanzen verschwören", mahnte mürrisch der Thorwart. „Wenn's der Gais zu wohl ist, geht sie auf's Eis und bricht's Bein."

„Wenn nur nicht den Hals!" rief die Leichtfertige zurück, indem sie sich dem Zuge anschloß, der dem Fiedler durch das Thor in das Städtchen folgte. Das Wort traf den alten Sträuchlin so, daß er sichtlich zusammenzuckte und dann einen langen, starren, trüben Blick auf eine Stelle am Thorweg richtete, welche so oft seine alten Augen auf sich zu ziehen pflegte. Er hatte dabei ganz vergessen, daß er noch immer nicht allein stand, nachdem die Masse des Volkes dem fahrenden Spielmann nachgelaufen war. Erst die Stimme Jost Schurpfinsacks, der nebst ihm zurückgeblieben war, entriß ihn für einen Augenblick dieser Versunkenheit, als dieselbe begann: „Der Teufel soll mich braten, wenn Du an dem Fahrenden da nicht einen Schelm eingelassen hast, Wärtel. Der guckte ihm aus allen Runzeln seiner Treuherzigkeit. Fahrende Spielleute — das ist ein falsches, trügerisches Volk! Mit solchen Leuten zieht immer der Satan selber einher. Wir werden ja sehen! — Aber, Mord und Blut! Alter Geselle, läßt Du jeden Strolch herein!"

„Ja", entgegnete der Thorwart, „seit Deinem Eintritt kommt es ja nicht mehr so genau darauf an." Dann kehrten des alten Mannes Augen wieder nach der Stelle zurück, wo sie so oft mit schmerzlichem Ausdruck weilten. Diese Stelle weckte die trübste Erinnerung, mahnte ihn an die herbste Erfahrung seines Lebens. Denn dorten hatte man zur Zeit, da die Gecken in Herlisheim lagen, eines Tages die zerschmetterte Leiche seines älteren Töchterleins aufgefunden.

Drittes Capitel.

Kätherlein! zum Tanze!

Es war im Ganzen eine nüchterne Zeit um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, in welche die nachfolgenden Ereignisse fallen, — eine nüchterne Zeit, wenn man von der allgemeinen Trunksucht absieht. Die damaligen Menschen dachten, handelten und sprachen derb. Längst war der verwilderte Adel jeder feineren Sitte abhold und hatte sich schon seit zwei Jahrhunderten von der Kunst des höfischen Gesanges fast völlig abgewandt. Bei den fleißigen und wohlhabend gewordenen Handwerkern der Reichsstädte machte sich immer allgemeiner eine etwas grobe Genußsucht geltend, während unter ihnen bereits der Meistersang zu klappern begann und mit seinem Geräusch zumeist alle Poesie verscheuchte. Aber dennoch war der „Jungbrunnen" nicht ganz versiegt, von welchem das Volkslied selbst singt:

„Und wer des Brünnleins trinket,
Der jungt und wird nit alt."

Sondern tausendfach getheilt rieselte die erfrischende Fluth durch das damalige Volksleben selbst, freilich oft nur tropfenweise und getrübt, nicht selten aber auch in lauterer, reicher Fülle. Es war besonders der verachtete Stand der fahrenden Spielleute, welche im Elsaß die merkwürdige Zunft des Pfeiferkönigreichs *)

*) Die fahrenden Musikanten, ein im Mittelalter sehr zahlreicher Stand, bildeten im Elsaß eine Brüder- oder Genossenschaft, deren Patron die Herren von Rappoltstein bei

bildeten, und noch immer, wenn auch oft genug mit unreiner Hand, aus jenem „Jungbrunnen" schöpften. Denn neben manchen schlechten Reimereien und oft rohen Spässen, wie sie jene Zeit liebte, trugen sie auch manches einfache Lied voll edler Leidenschaft, wahrer und zarter Empfindung und tiefen Naturgefühls durch's Land, — Lieder, welche mit Anklängen an die besseren Minnesänger sowohl, als an die eigentlichen Volksepen unseres Heldenbuchs, frei und oft scheinbar ungelenk in der Form, dennoch voll feiner poetischer Wendungen waren und die erste Bedingung des Liedes erfüllten, daß sie nemlich in hohem Grade sangbar waren. Von Mund zu Mund fortgetragen und fortklingend, in Wort und Weise innig verschmolzen und abgerundet, vertrugen diese Lieder keine Scheidung mehr in Text und Melodie. Sie wollten gesungen sein und wurden gesungen. So kam das Volkslied zur Blüthe, jenes ächteste Lied, das unsern größten Liederdichtern Muster war und sein mußte. Und heute, wo man endlich zu wagen beginnt, der uns aufgedrängten, uns fremden, antiken Metrik zu entrathen, wird man besonders auf das ächte, gute Volkslied hinweisen dürfen, wenn wir das Publicum mit unserm eigenen uralten Grundmaß deutscher Dichtung, das in Hebung und Senkung wurzelt, wieder vertraut machen und befreunden wollen.

(Fortsetzung folgt.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten. *)

Einleitung.

Die nachfolgenden Aufsätze beabsichtigen keineswegs eine trockene Darstellung von irgend einem Theile des heute geltenden deutschen Rechtes zu geben; hiemit würden wir uns den Dank der Leser schwerlich verdienen. Sie wollen vielmehr in das deutsche Alterthum zurückgreifen, sie wollen das Recht und die Rechtsgewohnheiten alter Zeiten vorführen, sie wollen versuchen, zu erklären, wie aus dem alten Rechte das heute noch geltende Recht sich entwickelt hat, und wenn sie auch nur einen kleinen Theil des deutschen Rechtes und der deutschen Rechtsgeschichte in den Kreis ihrer Besprechungen ziehen können, so werden sie doch, wie wir hoffen, den Lesern manches Neue bieten, ihnen über die Art der Entstehung und Fortbildung mancher noch heute geltenden Rechtssätze Aufschluß geben und ihnen den Ursprung und die Bedeutung mancher Worte und Ausdrücke, mancher noch heute bestehenden Sitten und Gebräuche klar machen.

Das deutsche Recht war mehr wie jedes andere bestrebt, für jede irgend bedeutsame Rechtshandlung eine sichtbare feierliche Einkleidung, ein in die Sinne fallendes Wahrzeichen, ein Symbol zu finden; es hat eine Menge von Rechtsregeln in kurze Sprüche, in Rechtssprüchwörter zusammengefaßt und in diesen Rechtssprüchwörtern nicht minder, wie in den Symbolen, tritt so recht die gemüthliche Art des deutschen Volkes hervor, oft in sinnigen, wahrhaft dichterischen Formen und Ausdrücken, so daß man nicht ohne Grund wie von einer Symbolik des deutschen Rechtes, so auch von einer Poesie im deutschen Rechte gesprochen hat. Auch hiefür werden die folgenden Aufsätze manche Belege liefern, wiewohl, um die Symbolik und Poesie im deutschen Rechte vollständig darzustellen, nicht blos ein kleiner Theil, sondern das ganze weite Feld des deutschen Rechtes durchgangen werden müßte.

Den Gegenstand der folgenden Aufsätze nun bildet jenes Gebiet des deutschen Rechtes, das uns Allen das ehrwürdigste und heiligste ist, das Gebiet der Familie, das Familienrecht und von diesem insbesondere das Eherecht.*)

I. Familie, Verwandtschaft, Sippe, Sippschaft, Haus.

Das Wort Familie ist nicht deutschen Ursprunges; es stammt aus dem Lateinischen. Bei den alten Römern hatte es eine sehr weite Bedeutung; es bezeichnete nicht nur die Familie im engern Sinne, d. h. die Gemeinschaft der Ehegatten unter sich und mit ihren Kindern, sondern auch die Gesammtheit aller derjenigen, welche unter der Herrschaft des Hauptes der Familie, des princeps familiae standen, d. h. das gesammte Hausgesinde, Freie und Unfreie. Ebenso verstehen auch die in lateinischer Sprache geschriebenen Denkmäler des deutschen Rechts aus der alten Zeit und dem Mittelalter unter „Familie" den gesammten Haushalt eines Herrn, alle seine Dienstpflichtigen, die Hörigen und Unfreien. So z. B. werden aus dem 11. Jahrhundert erwähnt „leges et statuta familiae S. Petri" Gesetz und Verordnungen der Familie des hl. Petrus, und darunter sind zu verstehen die Gesetze, welche für die Hörigen und Dienstpflichtigen der Kirche des hl. Petrus in Worms gegeben waren. In einer engern Bedeutung begreifen wir unter dem Worte „Familie" die Gesammtheit aller derjenigen, welche durch die Bande des Blutes mit einander verbunden sind, d. h. die gesammte Verwandtschaft und endlich verstehen wir unter Familie im engsten Sinne die Gemeinschaft der Ehegatten unter sich und mit ihren Kindern. In die deutsche Sprache ist das Wort „Familie" erst seit Beginn des 18. Jahrhunderts eingedrungen, hat sich aber seitdem, wie bekannt, vollständig eingebürgert.

Rappoltsweiler (franz. Ribeauviller) als „Geigenkönige" oder „Pfeiferkönige" standen. Zeitweise wurde ein „Pfeifertag" abgehalten, und den Ort desselben bestimmten die genannten Grafen von Rappoltstein. Die Patronin der Elsäßer Musikanten war die hl. Maria von Tusenbach, einem damals berühmten Wallfahrtsorte in der Nähe von Rappoltsweiler.

*) Nachdruck ist nur nach eingeholter Genehmigung des Herrn Verfassers erlaubt.

*) Wir haben hiebei außer einer Reihe anderer Werke insbesondere benützt Grimm, deutsche Rechtsalterthümer (1854) und dessen Wörterbuch; Zöpfl, deutsche Rechtsgeschichte (1871/72); Denke, die deutschen Verwandtschaftsnamen (1870); Mittermaier, deutsches Privatrecht; Hofmann über den Verlobungs- und Trauring (1870); Graf und Dietherr, deutsche Rechtssprüchwörter (1863); Bluntschli, deutsches Privatrecht und dessen Staatswörterbuch. Benecke, Müller und Zarncke, mittelhochdeutsches Wörterbuch (1854—1866) u. s. w.

Auch das Wort „verwandt, Verwandtschaft“ findet sich kaum im Mittelhochdeutschen. Erst seit dem 16. Jahrh. erscheint „verwandt“ in der Bedeutung zugewandt, anhänglich, treu; die durch die Bande des Blutes einander zugewandt sind, erhalten nach und nach den Namen „die Verwandten“, und so bildeten sich die Worte „Verwandte, Verwandtschaft“ in ihrer heutigen Bedeutung. Das alte deutsche Recht bediente sich zur Bezeichnung der Familie in der Bedeutung von Verwandtschaft des Ausdruckes „Sippe“. „Sippe“ heißt „Friede, Freundschaft. „Der Sippe“ ist der Blutverwandte, der nächste wie der entfernteste. „Sippschaft“ ist „Friedensgenossenschaft, Bündniß, Freundschaft“, wie wir auch heute noch häufig die Verwandtschaft als Freundschaft bezeichnen. Wie bekannt, legen wir heute dem Worte „Sippschaft“ sehr oft eine verächtliche Bedeutung bei; aber sehr mit Unrecht, wenn wir an die eigentliche Bedeutung des Wortes denken, denn es gibt bei der Bezeichnung des Kreises der Blutverwandten gewiß kein schöneres Wort, als „Sippschaft, Friedensgenossenschaft, Freundschaft.“

Die Familie war also den alten Deutschen zunächst eine Friedensgenossenschaft.

Zur Bezeichnung der Familie in der engsten Bedeutung, als Gemeinschaft der Eltern und Kinder gebraucht die altdeutsche Sprache (und auch die Gegenwart noch vielfach) das Wort „Haus“; hie steht der „Hausherr und die Hausfrau“ vor. (Forts. f.)

Miscellen.

Die „Mosel-Zeitung“ veröffentlicht folgenden „Gruß aus dem Centrum an Rhein und Mosel“, gesprochen beim Fractions-Diner am 15 März 1873. *)

Versunken birgt in seinem Schooß
Den Nibelungenhort der Rhein,
Der Schatz ist unermeßlich groß
An Perlen, Gold und Edelstein.
Was Wunder, daß des Stromes Fluth
Noch heut wie lichtes Gold erglänzt,
Und daß Smaragd und Purpurgluth
Die Rebe schmückt, die ihn bekränzt!
Daß seiner Traube edles Naß
So golden im Pocale schäumt,
Und funkelnd aus dem Römerglas
Den Rand mit lichten Perlen säumt!
Was Wunder, daß des Volkes Herz,
Das diesen edlen Wein gebaut,
So treu wie Gold, so fest wie Erz
Auf Gott und auf sein Recht vertraut!
Daß es des Glaubens Diamant
Wie seinen Augenstern beschirmt,
Und, wenn es gilt, für's Vaterland
Mit Todesmuth zum Kampfe stürmt.
Dem treuen Volke, das am Rhein
Und an der Mosel hält die Wacht,
Ihm sei in seinem edeln Wein
Ein donnernd Lebehoch gebracht!

*) Es ist wohl der Dank auf eine Sendung der besten Weine, welche der Centrumsfraction als Zeichen der Anerkennung ihres Wirkens, vom Rhein und der Mosel gesendet wurden.

London, 5. April. Der verstorbene Professor Goldstücker hat, dem „Manchester Guardian“ zufolge, das Manuskript seines Sanskrit-Wörterbuches dem Ministerium für Indien unter der Bedingung letztwillig vermacht, daß es nicht vor dem Jahre 1920 veröffentlicht werden soll.

Dem Dover Chronicle zufolge ist zur Verhütung der Seekrankheit bei der Ueberfahrt über den Canal ein eigenthümlich construirtes Fahrzeug im Bau begriffen. Dasselbe hat nicht weniger als sechs Kiele die parallel neben einander liegen und darüber einen horizontalen Boden. Die Seitenwände steigen senkrecht empor, ohne irgend welche Curve. Das Dampfschiff, oder vielleicht richtiger bezeichnet die Fähre, soll nicht tiefer als zwei Fuß im Wasser gehen und in Folge seiner Breite alles Schaukeln vermeiden, wenigstens alles solche, wobei es sich um seine eigene Achse drehen würde. Man verspricht sich zugleich große Schnelligkeit der Bewegung und hofft mit dem neuen Fahrzeug die Strecke zwischen Dover und Calais in einer halben Stunde zurückzulegen.

Das Donaumoos, in letzter Zeit durch die Schauerthaten Gänswürger's und Gump's zu einem berüchtigten Landestheil des Kreises Schwaben und Neuburg geworden, enthält ungefähr eine Fläche von 30,000 Tagwerk, auf welche sich die Niederlassungen erstrecken. Hievon sind etwa zwei Drittel im Privatbesitz und unter beiläufig 1000 meist sehr zahlreiche Familien vertheilt, die Häuser stehen vereinzelt und die Einwohnerschaft, schon seit mehr als 3 Generationen aus aller Herren Länder hier zusammengelaufen, ist unseßhaft, arbeitsscheu, sittlich verkommen, dem Streunen ergeben und dem fremden Eigenthum gefährlich. Gibt es doch einzelne Ortschaften, in denen kaum ein Haus zu finden, in dem nicht schon ein Angehöriger für längere oder kürzerere Zeit Inwohner eines Zuchthauses war, in manchen Häusern sind aber 3, 4 und noch mehr Personen, die alle schon Gefangenkost genossen. Eine solche Bevölkerung ist eine wahre Zuchtschule für Verbrecher und solche Ortschaften sind ein freies Asyl für jeden Strolch und in einer solchen Gegend ist es für die Sicherheitsorgane ein wahres Wunder, wenn es ihnen gelingt, einen darin sich aufhaltenden, wenn auch noch so verrufenen Verbrecher ausfindig zu machen; findet er doch allenthalben Unterkommen, fast in jeder Hütte Freunde und Genossen. Die Bevölkerung des Donaumooses ist und bleibt im Großen und Ganzen verkommen, derselben ist auch durch Geldspenden, wie sie in den letzten Jahren so reichlich flossen, jedenfalls nicht zu helfen, sondern nur allmählig durch bessere Erziehung der ganz und gar verkommenen Jugend. Was ist von dem sittlichen Zustande einer Bevölkerung zu halten, wenn, wie früher mitgetheilt wurde, nach der Beerdigung Gänswürger's von seiner Verwandtschaft und Nachbarschaft ein solenner Leichenschmaus gefeiert wurde und dieß gleichzeitig im nämlichen Wirthshause geschah, in welchem der Untersuchungsrichter in einem andern Zimmer amtirte.

* Zur Kälberzucht. Daß man bei der Preisbestimmung der Nutzthiere nicht nur die Herstammung, den Nutzungswerth, das Gewicht und das Alter zum Preismaßstabe nimmt, sondern auch die Form des Thieres mit in die Rechnung zieht, ist zwar allgemein bekannt. Gleichwohl aber wird fort und fort bei der Aufzucht der Kalber die Form der jungen Thiere dadurch verdorben, daß man ihnen nach ihrer Abgewöhnung die Nahrung zumeist in Form von Getränken verabreicht. Tagtäglich wird wiederholt der Bauch der Thiere mit Flüssigkeit überfüllt. Die schlanke Gestalt, die man an jedem Thiere genau sieht, verliert sich dadurch rasch; es bildet sich ein sogenannter Bauch in Folge dessen auch die Hüft- und Kreuzknochen hervortreten, der Rückgrad sich abwärts biegt und so die von Natur aus schlanke und runde Form in die sackige und eckige Form übergeht. Man sollte jungen Thieren alles Futter nur im trocknen Zustande verabreichen und sie das Getränke in Form von klarem Wasser nach Belieben nehmen lassen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 48. Speyer, Dienstag, den 22. April 1873.

Die Wahrheit und die Lüge.

Die Wahrheit ist gar oft gebunden,
Die Lüge bringt sich herrlich fort;
Die Wahrheit wird nur schwer gefunden,
Die Lüge hört man hier und dort.
Es öffnen ihr sich alle Thüren,
Sie läßt sich, doch von Schminke roth,
In Kirchen und Paläste führen;
Die Wahrheit kaut am trocknen Brod.

So manches Auge füllt sich trüber,
Das, ach! die Wahrheit sehen soll;
Der Wahrheit geht man scheu vorüber
Und fordert doch von ihr den Zoll.
Die Lüge kann man allwärts haben,
Und süß ist ihre Schmeichelei,
Die Wahrheit aber ist erhaben,
Und oft so bitter wie Arznei.

Die Lüge darf in Alles rathen,
Die Wahrheit ist im Aug' ein Dorn,
Die Lüge steht in vollen Saaten,
Die Wahrheit ist ein kleines Korn.
Die Lüge hat Posaunenstöße,
Die Lüge führt das große Wort,
Die Wahrheit wirkt in schlichter Größe,
Doch was sie schafft, währt ewig fort.

Hermann Lingg.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Vor vierhundert Jahren brachte nun die Ankunft eines fahrenden Spielmannes in das gewohnte Einerlei der Dörfer und kleinen Städte immer eine erwünschte Abwechslung und frohe Aufregung. So war es auch in Herlisheim, als am Nachmittag vor St. Marx, mit einem Gefolge zum Voraus jubelnder junger Leute, der Fiedler einzog, für welchen sich am Thore noch zuletzt Junker Matthies, der zweite Sohn des Heinz Grefe, verwendet hatte. Schon gleich an der innern Thorseite blieb der Spielmann stehen, warf einen forschenden Blick nach den vergitterten Fenstern des Thurmes und der daran stoßenden Gebäude, welche der alte Sträuchlin mit seinem Töchterlein bewohnte, und fing an in lockenden, lauten Tönen zu spielen. Zu allen Fenstern der Straße in der Nähe fuhr ein Kopf heraus, um zu sehen, was es gebe; nur an den Oeffnungen des Thorhauses und seines Thurmes selbst zeigte sich keine Menschenseele, mochte die Fiedel noch so lustig erklingen:

„Nun schürz' Dich, Gretlein, schürz' Dich!
Wohlauf, mit mir davon!"

Der Spielmann hörte dabei nicht auf, scharfe Blicke nach den engen, vergitterten Thurmfenstern zu werfen und begann eine andere Weise, in welche seine Zuhörer bald mit einstimmten:

„Ich hört' ein Sichelein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn,
Ich hört' eine feine Magd klagen:
Sie hab' ihr Lieb verlor'n;

Aber auch auf dieses Lied hin kam aus Thurm und Thorhaus Niemand zum Vorschein, so daß er, nach einem heftig abgespielten, tanzartigen Zwischenstück, selbst zu singen anfing, und zwar ein Lied, dessen Worte und Weise den Zuhörern noch nicht bekannt war. Er begann mit der Strophe:

„Wo find' ich wohl die fromme Magd?
Mach' auf, mach' auf Du Feine!
Meine Botschaft, die ich für Dich hab',
Sag' ich Dir nur alleine!"

Nachdem er jedoch einige Strophen gesungen hatte, brach er Gesang und Spiel ab und ging mit sichtlichem Unmuth, weil er keinen Lohn empfangen, wie die Zuhörer meinten, um einige Häuser weiter, wo er auf's Neue sein Spiel begann.

Das Thurmkätherlein hätte dem Fiedler den gebührenden Lohn sicherlich nicht versagt und wohl auch gerne dessen Liedern gelauscht, wenn es daheim gewesen wäre. Das Mädchen hatte jedoch, nach dem Begießen des Krautstücks vor dem Thore, auch ihres Hausgärtchens nicht vergessen und war mit der im Graben gefüllten Kanne an der inneren Mauerseite durch einen gedeckten Gang geschritten, der sich auf eine Art von Zwinger öffnete. Der Raum bildete an dem einen Ende einen Winkel zwischen der Stadtmauer und einer Seite des Schlosses, aus welcher ein niederer, aber umfangreicher Thurm gleich einer Bastei gegen die Stadtmauer vorsprang, so daß diese hier zugleich als die äußere Ringmauer der Burg zu Herlisheim erschien. Der ziemlich enge Raum war in Beete abgetheilt und bepflanzt mit Schnittlauch, Petersilie und sonstigen Gewächsen für den Haus- und Küchenbrauch. Dazwischen fanden sich bei Lavendel und Quendel auch der im Volke beliebte Rosmarin, sowie Tulpen, Narzissen, Violen, Schwertlilien und wie alle diese Blumen heißen mögen, welche schon damals die Gärten

zierten. An den Mauern rankte zum Theil Epheu, dann aber auch angepflanztes Gaisblatt und Jelängerjelieber; an der sonnigsten Stelle breitete sich ein Pfirsichbäumchen, von Querstäben gehalten, in beschnittener Form aus, während ein mächtiger Rosenstrauch, in jener Jahreszeit noch ohne Duft und Blüthe, die Ecke füllte. Daneben trug ein „Nägelesbaum" die duftigen Sträuße des spanischen Flieders der Sonne entgegen. Hier, in dem engen, friedlichen Raum stand das Kätherlein und begoß ihren Rosmarinstock. Das liebliche Haupt des Mädchens war niedergebeugt, als sei es zu schwer für die feine, schlanke Gestalt, oder als würde es niedergedrückt von der Wucht einer reichlichen, dunkeln Haarfülle, die jetzt zum Theil den zarten Nacken und die Schläfe des ausdrucksvollen und anmuthigen Gesichtes verhüllte. Vielleicht beugte noch etwas Anderes das schöne Köpfchen, denn das Mädchen seufzte, seufzte tief auf, so daß sich ihr jungfräulicher Busen dabei so hoch hob, als wolle er das blaue Mieder sprengen. Welche Erinnerungen mochte der schlichte, kleine, aber duftige Strauch mit seinen immergrünen Blättern in der Seele des jungen Mädchens wecken?

Als kleines Kind hatte Thurmkätherlein schon einen Zweig davon der Mutter auf die Todtenbahre gelegt und später wieder der einzigen Schwester, als diese, von den Gecken gehetzt, schauerlichen Tod gefunden und draußen an der Feldkirche von dem Vater — und noch einem Andern — begraben wurde. Und dieser Andere, wie bat er so freundlich damals, als die Schwester noch lebte und Kätherlein mit dem blonden Aenneli vor das Thor spazieren ging, wie bat er so freundlich an jenem Sonntagabend um das Rosmarinsträußlein, das Kätherlein an ihrer noch halb kindlichen, ahnungslosen Brust getragen! Es war von diesem Strauche hier, — sie hatte es ihm gegeben und mußte seitdem immer an dieß Rosmarinsträußlein zurückdenken und an die treuen, blauen Augen, die es ihr abgelockt hatten. Grünte der Rosmarinzweig noch? Oder war er längst verloren, verworfen, vergessen und verwest? Sie hätte es gar so gerne gewußt. Ja, im Herbste, dort bei der Riedeiche hinter Colmar, da hatte sie für einen Augenblick geglaubt, der Rosmarinzweig grüne und dufte herrlicher, als je, und so müsse es nun fortgehen. Aber seitdem hatte sie wieder nur zu sehr daran zweifeln gelernt. Brachte doch die Schloßbärbel dieser Tage die Kunde: er selbst, dem sie das Zweiglein schon als junges Mägdlein geschenkt, arbeite wieder zu Colmar bei Störlin unter den Augen der schönen Gertraud. Seitdem hatte Kätherlein noch sehnlicher als sonst, von ihrem hohen Thurmkämmerlein ausgeschaut in die Ferne und oft getäuscht und enttäuscht sich traurig wieder niedergelegt, wenn Tag für Tag verging, ohne daß er auf der Landstraße daher vor das Thor kam, welches ihr Vater bewachte. Und doch! Wie thöricht war ihr still gehegter Wunsch! Welchen Kummer, welchen Schmerz hätte es ihr bereiten müssen, wenn der Geliebte jetzt unversehens nach Herlisheim gekommen wäre! Das sagte sie sich selbst und konnte doch das Leid über sein Fernbleiben nicht verwinden.

So stand sie in wehmüthigem Gedanken vor dem Rosmarinstrauche, als ein vernehmbares Stöhnen, ein langgezogener Klagelaut sie aus ihrer Versunkenheit weckte. Das Haupt erhebend sah sie gegen den vorspringenden Eckthurm des Schlosses hin und statt der eigenen Trauer drückte ihr Antlitz jetzt Mitgefühl für fremdes Unglück aus. „Der arme Mann!" sprach sie für sich hin. „Wie mag er seine Gefangenschaft in solcher schönen Frühlingszeit fühlen! Und er hat vielleicht nicht einmal etwas Böses gethan, womit er den Thurm verdient hätte! Du lieber Gott! Warum leidet unser gnädiger Herr, daß man so die Leute in seine Thürme einsperrt?"

Damit begann sie sich zu ihren Blumen niederzubücken, um einige zu pflücken, zu welchen sie dann noch mehrere kleine Sträuße vom „Nägelesbaum" ablöste und einen Rosmarinzweig legte. Unterdeß blickte ein ernstes, gramvolles Männergesicht durch eine tiefe, mit Quadern ausgemauerte und mit schwerem Gitterwerk versehene Fensteröffnung des basteiartigen Thurmes, der von dem Gärtchen nur durch eine niedere Mauer getrennt war. Der Kopf des Mannes war in die rechte Hand gestützt, das Angesicht über die Mauerzinnen, welche das Gärtchen einschlossen, hinaus in die Ferne gerichtet. Ein tiefes Seelenleid prägte sich auf dem durchfurchten Antlitze aus, während ein Rothschwänzchen munter wippend und mit beständigem Lockrufe um das Mauerloch flog, in dessen Nähe sein Nestchen sein mochte.

Als Kätherlein Blumen genug gepflückt hatte, legte sie dieselben zu einem Sträußchen zusammen, das sie mit einigen Grasstengeln festband. Dann trat sie im engen Garten soweit zurück, daß ihre Gestalt von dem trauernden Mann im Thurm bemerkt werden konnte. Wie ein Sonnenstrahl glitt es jetzt über das Antlitz des Gefangenen. Kätherlein zeigte ihm das Sträußchen, und freundlich und dankbar nickte er ihr zu. Nun sah sich das Mädchen erst vorsichtig um, eilte dann nach der Stelle, wo der Jelängerjelieberstrauch an der Mauer emporwuchs, hob dort zwei oder drei Steine heraus, worauf sie ihren Fuß in die entstandenen Lücken setzte. Es dauerte nicht lange, so tauchte ihr Köpfchen über der Mauerzinne auf, um scheu und ängstlich in den engen Raum dahinter zu schauen. Etwas sicherer geworden, trat sie nun völlig auf die Höhe der ziemlich breiten Mauer und durfte nun von hier aus, mit der Aussicht auf wahrscheinliches Gelingen, den Wurf wagen, welcher ihren Blumenstrauß in die Fensteröffnung brachte, wo er von dem Gefangenen leicht erreicht werden konnte.

Als dieß geglückt war, verweilte Kätherlein noch an der Stelle, indem sie nur dann und wann vorsichtig umherschaute. Der Gefangene innen hatte ihr mit der Hand ein Zeichen gegeben, noch zu bleiben, und sie harrte nun, was er ihr zu sagen habe. Als er aber noch immer schwieg, fragte sie: „Seid Ihr hungrig, armer alter Mann?" „Nein, mein freundliches Kind", antwortete der Gefangene, „man läßt mich nicht darben und Mangel leiden hier."

„Möchtet Ihr Euch an einem Trunk alten Weins

erquicken?" flüsterte Kätherlein leise, indem sie behutsam wieder in die Mauerlücken zurücktrat und sich oben hielt, um beim ersten Anlaß rasch auf den Boden zu gelangen.

„Dank, Dank, Du liebes Mägdelein", lautete des Gefangenen Antwort. „Aber ich habe kein solches Verlangen. Deine Blumen erquicken mich genugsam. Doch sprich, was treibt Dich unter allen Menschen allein, so freundlich für einen armen, verlassenen, gefangenen Mann zu sorgen? Weißt Du, wer ich bin?"

„Nein, guter Mann. Aber Ihr seit unglücklich und vielleicht unschuldig im Kerker!" sprach das Mädchen, und der Gefangene innen mußte ihrer Stimme und ihren Worten anhören, daß sie aus selbstsuchtlosem Herzen kamen. „Ihr habt vielleicht liebe Angehörige zurückgelassen, die daheim klagen mögen, daß sie Euch nicht beistehen können."

Ein stöhnender Seufzer drang aus dem Gitterwerk, und erst dann vernahm das Mädchen die Worte: „Ja, ja, — ich habe ein frommes Weib daheim und ein Töchterlein so lieb und gut wie Du, wenn auch nicht so schön. Ich habe auch —"

Der Gefangene hielt plötzlich inne und begann erst nach einer Pause wieder: „Sag' an, mein Kind, ist ein Fest im Städtchen oder im Schloß? Ich höre singen und fiedeln und lautes Gelächter."

„Ein fahrender Spielmann mag angekommen sein", erwiderte das Mädchen, welches ebenfalls die Töne vernahm. „Und im Schlosse mögen sie lustig sein, denn unser Herr ist heute wieder angekommen."

(Fortsetzung folgt.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

II. Ehe, Brautkauf, Mundium, Vormundschaft, Verlobung, Eidam.

Die naturgemäße und regelmäßige Begründungsart der Familie ist die Ehe. Die Ehe war in den ältesten Zeiten, wie bei allen Völkern, den Juden, Griechen und Römern u. s. w., so auch bei den Germanen ein Kauf. Wenn auch vielleicht ursprünglich, so war doch bald nicht mehr die Person der Frau der Gegenstand des Kaufes, sondern das Mundium, die Vormundschaft, der Schutz, unter welchem die Frau stand. Dieses Mundium, diese Vormundschaft kaufte der Mann von dem bisherigen Inhaber desselben und wurde dadurch selbst Mundwald, Vormund der Frau. Das Wort „Mund", latinisirt „Mundius, Mundium," ist gleichbedeutend mit „Wort, Rede, Mund" in der heutigen Bedeutung. Nach einer andern Ansicht soll es auch „Hand, Gewalt" bedeuten. Das Wort in seiner rechtlichen Bedeutung hat sich erhalten in „Vormundschaft, Vormund, Mündel."

Das Mundium also, das Schutzrecht, die Vormundschaft über die Frau, war bei der Ehe der Gegenstand des Kaufes. Nach dem alten deutschen Rechte nemlich standen nicht blos die Unmündigen und Minderjährigen im Mundium, unter Vormundschaft, sondern das weibliche Geschlecht überhaupt. Frauen und Jungfrauen bedurften immer eines Mundwald, eines Vormundes, sie standen zeitlebens im Mundium eines Mannes. Dieser Mundwald, Vormund, war in der Regel der nächste männliche Verwandte. Unverheirathete Mädchen standen also im Mundium ihres Vaters, ihres Bruders oder eines sonstigen männlichen Verwandten. Frauen kamen durch den Kauf des Mundiums in das Mundium ihres Mannes und nach dessen Tod in das Mundium des nächsten männlichen Verwandten des Mannes, also zunächst des ältesten volljährigen Sohnes aus einer früheren oder ihrer eigenen Ehe. Die Gründe für dieses Mundium, für diese Vormundschaft über das weibliche Geschlecht, welche man später mit dem Namen der Geschlechtsvormundschaft bezeichnete, werden wir noch kennen lernen. Für jetzt genügt die Bemerkung, daß der Mann das Mundium über die Frau von dem bisherigen Inhaber desselben durch Kauf erwarb. Der Bräutigam bezahlte hiefür einen bestimmten Preis, den sogenannten Mundschatz, an den bisherigen Mundwald, Vormund der Frau und damit war die Ehe geschlossen. — Nach Einführung des Christenthums trat zwar die Kirche der Ansicht, daß die Ehe durch Kauf der Braut und des Mundiums geschlossen werde, entschieden entgegen mit dem Grundsatze: consensus facit nuptias, d. h. die Ehe wird durch die Uebereinstimmung der Eehegatten begründet; doch erhielt sich der Kauf des Mundiums noch längere Zeit, wenn auch der Kauf allmälig ein bloser Scheinkauf und der Preis ein Scheinpreis wurde. Aber schon im Sachsen- und Schwaben-Spiegel, jenen zwei bekannten Rechtsbüchern des 13. Jahrhunderts, wird der Brautkauf nicht mehr erwähnt. Dagegen blieb der Ausdruck „eine Frau kaufen" bis ins 14. und 15. Jahrhundert üblich. Selbst heute noch nennt man in Niedersachsen die Verlobung „Brudlop", das ist Brautlauf. Auch in manchen heute noch üblichen Ausdrücken findet sich ein Anklang an die alte Sitte des Braut- oder Fraukaufes. So sagen wir: „eine Frau nehmen", oder „einem ein Mädchen zur Frau geben", weil der Vormund der Braut sie dem Bräutigam förmlich übergibt und dieser sie in seine Vormundschaft nimmt. Ebenso bedeutet auch das Wort „Trauung" selbst ursprünglich nichts anderes, als die Uebergabe der Braut an den Bräutigam durch ihren Vormund, indem die Braut von diesem jenem „anvertraut" wird. An den Fraukauf endlich erinnert auch jener bei dem gewöhnlichen Volke in England noch immer nicht ausgetriebene Glaube, daß der Mann seine Frau auf öffentlichem Markte verkaufen und sich dadurch von ihr scheiden könne.

In ihrer ursprünglichen Form des Brautkaufes, somit eines Rechtsgeschäftes, war daher die Ehe auch eine Rechtsverbindung der Ehegatten. Darauf deutet auch das Wort „Ehe" hin. „Ehe, Ewa, Eä, Euua, Eva" bedeutet im Althochdeutschen „Bund, Bündniß, Vertrag, Gesetz," insbesondere das „ewige Gesetz", das Gesetz Gottes. Daher „Ewa oder Euua Francorum Chamavorum", d. h. das Gesetz der chamari-

schen am Niederrhein seßhaften Franken aus dem Jahre 802 oder 803. Daher das Wort „Ehehalte“, Dienstbote, der die „E“, das Gesetz, das Gebot des Herrn hält. Daher der Ausdruck „die alte Ehe“, d. h. der alte Bund, das alte Testament. Daher endlich die Worte „ehehaft, ehehafte Noth“ d. h. eine im Rechte, im Gesetze begründete Noth. Erst seit dem 16. Jahrhundert bezeichnet das Wort „Ehe“ ausschließlich das, was wir heute unter Ehe verstehen, den Bund zwischen Mann und Frau.

Dem Eheabschlusse, der Trauung, geht heute wohl ohne Ausnahme die Verlobung voraus. So lange man die Ehe als Brautkauf betrachtete, konnte die Verlobung, d. h. das gegenseitige Versprechen des Vormundes der Braut, sie dem Bräutigam zur Frau zu geben, und des Bräutigams, sie zur Frau zu nehmen, mit der Trauung, d. h. mit dem Anvertrauen, der Uebergabe der Braut an den Bräutigam zusammenfallen; Verlobung und Trauung waren also hier nicht unterschieden. — Doch konnten Verlobung und Trauung oder Eheabschluß auch getrennt sein, die Verlobung konnte der Trauung vorausgehen und dieses wurde allmälig zur Regel, als mit Einführung des Christenthums die Kirche auf die vorherige Abschließung von Verlöbnissen drang als Vorbereitung zu einer würdigen Eheschließung. Die Verlobung war, wie schon der Wortlaut sagt, ein feierliches Versprechen, ein feierliches Geloben; sie wurde eidlich beschworen oder das Versprechen wurde wenigstens dem Eide gleichgestellt. So lesen wir im Nibelungenliede bei der Verlobung der Tochter des Markgrafen Rüdiger mit Geiselher:

„Da schwur man ihm zu geben das wonigliche Weib.
Da gelobt er auch zu minnen ihres minniglichen Leib.“

Und im sogenannten Schwabenspiegel, dem bekannten Rechtsbuche aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, heißt die Braut „die Jungfrau, die einem Manne hingeschworen ist“, und der Bräutigam ist der, „dem sie geschworen ist.“ Ebenso kommt auch bei den altdeutschen Dichtern sehr häufig der Ausdruck vor: „Man schwor sie (die Braut) ihm zum Weibe.“

Die Ehe und die Familie war sonach auch eine Eides- und Schwurgenossenschaft. Darauf deutet auch das Wort „Eidam“ oder auch „Eidmann“, das ist der Eidleistende, Beeidete, heute meist Schwiegersohn oder Tochtermann genannt.

Miscellen.

Die erste Haupt-Versammlung des Drachenfels-Clubes hat am 14. d. in Dürkheim bei starker Betheiligung von Nah und Fern Statt gefunden; die Summe von 700 fl., über deren Verwendung die Versammlung zu beschließen hatte, gibt am besten Zeugniß, daß die endliche Verwirklichung des schon seit langen Jahren ausgesprochenen Gedankens freudig begrüßt wird. Die Mitgliederzahl ist gegen 300; viele Listen sind noch nicht zurück. Artikel 1 der Satzungen gibt den Zweck des Vereins folgender Maßen an: „Der Drachenfels-Club setzt sich zur Aufgabe, die schönsten Punkte unserer Gebirgsgegenden für die Besucher aus Nah und Fern zugänglicher zu machen, Waldanlagen, Schutz-Pavillons, Wegweiser ꝛc. herzustellen und die Ruinen zu erhalten und zu verschönern. Er beginnt seine Thätigkeit mit dem Drachenfelsen (Hochberg). Wenn in Gemeinden, wo unser Verein Mitglieder hat, besondere auf locale Verschönerungen bezügliche Wünsche sich geltend machen, so werden nach Begutachtung von Seiten des Ausschusses zwei Drittel der in dieser Gemeinde gezeichneten Beiträge zu diesen Zwecken überlassen. In besonderen Fällen, wenn es sich z. B. um die Erhaltung und Verschönerung von Ruinen und sonstigen geschichtlichen Denkmälern handelt, kann der Ausschuß hiefür besondere Credite eröffnen. Ueber die Verwendung ist unserem Ausschusse Rechnung abzulegen. Solche Wünsche sind mit den Beiträgen der Mitglieder Anfangs Sept. jeden Jahres einzusenden.“ Folge dieses Artikels: Herstellung eines bequemen Aufganges zur Frankensteiner Schloßruine und Verschönerung derselben nach Art der Rietburg und Scharfeneck; Waldanlage beim Beilsteiner Schlosse; Ausdehnung der Vereins-Thätigkeit auf Hoheneckеn, Altleiningen, Neidenfels und Wartemberg; zwei Drittel der Beiträge von Landstuhl ꝛc. sollen zur Herstellung einer Waldanlage im romantischen Bärenloch bei Kindsbach verwendet, und das Grabdenkmal des schwedischen Generals Torstensohn — westlich vom alten Hochspeyerer Bahnhofe — mehr ins Auge fallend gemacht und mit einem kleinen Hain geziert werden. Was zunächst zur Ausführung kommt, ist: Herstellung von parkartigen Wegen ꝛc. auf der obern Fläche des Drachenfelsen, Fußpfade, wo nöthig neue, von Frankenstein, Weidenthal (Waldanlage am reizenden Siegfriedsbrunnen), Lambrecht und vom Wachenheimer Forsthaus zum Hochberg; gegen 100 Wegweiser nach allen Richtungen. Für den Weinbiet-Thurm sind 25 fl. gutgeheißen worden. Die Erbauung eines Thurmes (Moschee-Thurm) an Stelle des früheren Signalsteines auf dem Drachenfelsen wird nach 2—3 Jahren geschehen können. Die Versammlung trennte sich in gehobener Stimmung und im Bewußtsein, eine gute und schöne Sache in froher Einigkeit begründet zu haben. (Pf. K.)

Wien, 15. April. Als eine Art Präludium zu den glänzenden Hoffesten, welche diese Woche sich vollziehen, mochte die heutige Akademie zum Besten der Franz-Josephs-Stiftung im Opernhause angesehen werden. Der Zudrang war trotz der unerhörten Preise ein außerordentlicher; man sah im Hause die Spitzen der Wiener Gesellschaft, und vor dem Theater war noch eine Menschenmenge versammelt, so zahlreich, daß sie noch einmal ein Opernhaus hätte füllen können. Alles sah der Ankunft des Hofes entgegen, der sich heute vollzählig im Opernhause einfand. Gegen halb 8 Uhr ungefähr, als die Vorstellung bereits im Gange war, erschien in der Festloge der Kaiser in der Uhlanen-Obersten-Uniform; bald darauf kam die Kaiserin im schwarzen Atlaskleide; die Hoftrauer war heute nicht abgelegt worden. Die Kaiserin trug einen weißen Spitzenüberwurf über dem Kleide, ein reiches Perlen-Collier um den Hals und im Haare lebende Blumen und einen prachtvoll in Schleifenform gearbeiteten Brillantenschmuck. Kurz vorher war am Arme ihres (in der Uniform des ihm verliehenen österreichischen Artillerie-Regiments erschienenen) Bräutigams, Prinzen Leopold von Bayern, dessen Braut Erzherzogin Giesela gekommen. Die in schwarzem Anzug mit weißem Spitzenüberwurf erschienene Braut trug reiche Brillanten wie Thautropfen im Haare; sie sah glückselig lachend in das volle Haus; der blühende Maienstrauß, den sie in den Händen hielt, gab ein anmuthiges Sinnbild ihrer selbst, die jugendstrahlend dem schönsten Tage ihres Lebensfrühlings heiter entgegenschreitet. Prinz Luitpold von Bayern, Prinz Arnulf, die Prinzessinnen Therese und Ludwig von Bayern hatten gleichfalls in der großen Festloge Platz genommen. Die Erzherzoge, unter ihnen Kronprinz Rudolph in schwarzem Fracke, ferner die Erzherzoginnen hatten theils in der Festloge, theils in den übrigen dichtgefüllten Hoflogen des Hauses ihre Plätze genommen. Die Vorstellung selbst, welche erst nach 11 Uhr endete und ziemlich schläfrig nach dem Programm sich abwickelte, zog in weit geringerem Maße die Aufmerksamkeit des Hauses auf sich, als die festlich frohgemuthen Insassen der Hoflogen, wo fortwährend heitere Conversation gepflogen ward. Die Vorstellung soll ein Erträgniß von beinahe 50,000 fl. abgeworfen haben.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 49. Speyer, Donnerstag, den 24. April 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Der von Hattstadt weilt im Schloß?" fragte jetzt der Gefangene.

„Ja! wenn er von dem fremden Junker, von Euch hört, wird er sich gewiß für Euch verwenden."

„Meinst Du? liebes Kind, Du hast noch eine gute Meinung von den Menschen," sprach der Gefangene, indem er herzlich hinzusetzte: „Gott möge sie Dir noch lange erhalten! Aber, wie heißt Du denn?"

„Kätherlein."

„Kätherlein?" wiederholte der Gefangene so, daß das Mädchen zurück fragte: „Gefällt Euch der Name nicht?"

Wieder dauerte es eine Weile, bis der Gefangene, ohne die Frage zu beantworten, in etwas anderem Tone anhub: „Hast Du nicht gehört oder gesehen, ob heute der Notar Geiler hier angekommen ist?"

„Der Stadtschreiber von Ammersweier? Nein, — ich hätte ihn bis vor einer halben Stunde einreiten sehen müssen! Denn wir wohnen ja im Thorthurm. Der Thorwart ist mein Vater."

„Der Sträuchlin?" fragte jetzt in frostigem Tone, durch welchen einige Betroffenheit hindurch klang, der Mann im Thurme. Das Mädchen bejahte.

„Also das Thurmkätherlein?"

„So heißen sie mich."

Jetzt trat eine so lange Pause ein, daß man geraume Zeit den Klang einer Fiedel, jauchzenden Gesang und fröhlichen Lärm deutlich unterscheiden und verfolgen konnte. Kätherlein hatte den Wechsel im Tone, mit welchem der Gefangene zu ihr sprach, wohl empfunden und harrte verschüchtert der Fortsetzung der Unterhaltung. Jedoch vergeblich. Sie mußte es unterdeß als ein Glück schätzen, daß die Aufmerksamkeit der Bewohner des Städtchens und des Schlosses jetzt nach anderer Seite hin gezogen war. Dennoch durfte sie nicht länger an einem Orte verweilen, wo ihre Anwesenheit nicht mehr begehrt war. So sprach sie endlich mit halbem Zagen: „Wenn ihr mich nichts mehr zu fragen habt, guter Mann, so behüt' Euch der liebe Gott!"

„Halt! Nur noch einen Augenblick!" rief der Gefangene. „Was ist im Felde geschehen, seit mich die Leute des Bastards aufgegriffen haben?"

„Ich weiß nicht!" war die Antwort.

„Hast Du nicht gehört, ob die Schlettstädter Bürgerschaft gegen den Feind ausgezogen ist?"

„Nein, ich habe nichts davon gehört!"

„Aber", fuhr der Mann im Thurme auffallend herb fort: „Du magst dafür um so besser wissen, daß Einer von den Schlettstädter Küfern ruhig zu Colmar in Meister Störlins Haus sitzt und nur manchmal hier am Thore bei Dir nachfragt, wie es stehe."

Kätherlein empfand wohl, welcher Argwohn aus diesen Worten sprach. Des Mädchens Antlitz verfärbte sich so sehr, daß es ihr selber fühlbar wurde. Ihre Kniee schlotterten, ihre Hände zitterten — sie vermochte sich nicht mehr an der Mauer aufrecht zu erhalten. So war es ihr jetzt ein willkommener Anlaß, als laute, hastige Schritte hörbar wurden und näher kamen, rasch von ihrem Standort in das Gärtchen zurück zu springen. Auch der Mann im Thurme mußte die eilenden Tritte hören, denn er zog sich für einen Augenblick vom Gitter zurück, trat jedoch sogleich wieder an dasselbe, als er bemerkte, daß es ein blondes Mädchen von dem Alter Kätherleins war, das da in aller Eile und fliegender Hast daher kam. „Was gibt's denn, Aenneli?"

„Ei, Kätherlein, was es gibt?" wiederholte lebhaft und fast noch außer Athem die Blonde. „Da hockst und stehst Du im Winkel, wenn draußen Alles singt und springt! Ein Spielmann ist da, der geigt und fiedelt Dir das Blaue vom Himmel herab! Jetzt ist er eben in's Schloß hinein, um den Herren vorzugeigen, dann kommt er wieder heraus. Junker Hanns hat mich zweimal vor dem Schlosse im Reigen geschwungen, und Junker Matthies hat immer nur nach Dir umgeschaut und gefragt."

„Ei, so schrei doch nicht so, Aenneli!" Was kann der Junker mich kümmern."

„Was kümmern? Ist Dir Junker Matthies etwa nicht gut genug, Kätherlein? Du mußt doch schon gemerkt haben, wie sehr Du ihm gefällst!"

„Ich habe nicht darauf zu merken!"

„Ich sage Dir, er mag Dich!"

„Ich ihn nicht!"

„Ei, worauf wartest Du denn? Auf den Her-

mann Schwarz? Der hat sich die ganze Zeit nicht mehr um Dich gekümmert und hat jetzt doch nahe genug. Den hat wieder Störlins Stolze am Schnürchen. Schlag' Dir den Küfer aus dem Sinn, Kätherlein. Komm!"

„Laß rauschen, Lieb, laß rauschen!
Ich acht' nit, wie es geh';
Hab' mir einen Buhlen erworben
In Veiel und grünem Klee."

„So sei doch nicht so laut", bat Kätherlein wieder eindringlich. „So komm, Kätherlein!

Komm, komm zum Reigen,
Säuberliches Mägdelein!"

„Ich geh' nicht zum Tanze!" erwiderte die Tochter des Thorwarts bestimmt. „Du brauchst ja nicht zu tanzen, nur zu schauen", drängte die Andere. „Wer weiß, ob der Spielmann nicht eine Botschaft an Dich hat!"

„Ich geh' nicht mit!"

„So laß es bleiben und werd' eine Nonn'! rief das Aennelein, während die Fiedel jetzt so laut und ausgelassen herüber klang, daß die muntere Blonde zu hüpfen und zu tanzen anfing, indem sie fortlaufend vor sich hinträllerte:

„Traut Hänslein über die Haide ritt,
Er schoß nach einer Tauben,
Da strauchelt' ihm sein apfelgrau Roß
An einer Fenchelstauden!"

Als Kätherlein wieder allein war, stand sie eine Weile unschlüssig und mit getrübtem Muthe da, bis sie wieder das Angesicht des Gefangenen hinterm Gitter bemerkte, das starr nach ihr herüber gerichtet war. Auf seine letzte Frage, die ihr noch immer schwer auf der Seele lastete, war sie noch die Antwort schuldig. So hob sie sich wieder an derselben Mauerstelle empor, wie vorher, und als sie sich so wieder dem Manne im Thurm gegenüber befand, sagte sie leise und schamhaft: „Auf Eure letzte Rede muß ich Euch sagen, daß Ihr Unrecht habt!"

„So! Aber warum geht das Thurmkätherlein nicht auch zum Tanze?" fragte der Gefangene trocken.

„Ich tanze nicht mehr."

„Seit wann?"

„Seit meiner Schwester Tod!"

„Ist das lange her?"

„Vier Jahre."

„Immerhin! Die Blonde hat Recht!" sprach jetzt der Mann im Thurme mit einiger Kälte und einigem Antheil. „Geh' hin, hör' zu! Wer weiß, wozu es gut ist." Kätherlein verließ die Stelle an der Mauer mit gekränktem Gefühle und tief innerlich erschüttertem Gemüthe. Es was ihr, als sei ihr ein frommes Geheimniß entrissen und entheiligt. Traurig übersah sie ihre Beete, als sie den Platz verließ. In ihrem Herzen klang auch ein Lied nach:

„Hatt' mir ein Gärtlein bauet
Von Veiel und grünem Klee,
Ist mir zu früh erfroren;
Thut meinem Herzen weh."

Aber es kam ihr weder Wort noch Ton über die Lippen, da sie willenlos dahin ging, als gehorche sie nur einem unliebsamen Befehl.

Hinter dem Gitterwerk des tief eingesenkten Thurmfensters stand noch immer der gefangene Mann mit dem bleichen, ernsten Gesichte und der herben Miene, das Haupt auf die Hand und den Arm auf den Gesimsstein der Fensternische gestützt. In seiner Linken hielt er den Blumenstrauß, der ihm vorhin als ein Bote der Hoffnung und Freude zugeflogen war. Und nun legte er ihn auf das Gesims und stieß ihn mit der Hand zurück. Noch dufteten unten die blühenden Beete wie ein kleines Eden zwischen dem harten Mauerwerk des Städtchens und Schlosses. Aber fühlte der Mann im Thurm, daß dem friedlichen Paradiese sein Engel fehlte, als des Thorwarts Kätherlein das Gärtchen verlassen hatte? Vor dem engen Thurmfenster flog noch immer das Rothschwänzchen in die Kreuz und Quer, indem es fort und fort seinen Lockruf ertönen ließ. Aber das Auge des Gefangenen versuchte nicht länger, dem raschen Fluge weiter zu folgen, sondern richtete sich hinaus in die blaue Ferne und hing bald unverwandt über den Zinnen der Stadtmauer, am Firmamente. Leichtes Gewölk zog da in Flocken und Streifen aus der Richtung des Gebirges her, und die Luft fing an in lebhafterer Bewegung den dicken Thurm zu umwehen.

Auch das Auge des gefangenen Mannes umflorte sich. Ein bitterer Zug legte sich um seinen Mund und eine herbe Klage über seine Verlassenheit und über die Untreue der Menschen ging ihm durch die Seele, ohne mehr als in Seufzern über seine Lippen zu kommen. Dabei klang bald lauter, bald gedämpfter Gesang und Fiedelton über die Mauern und Giebel in den einsamen Winkel, wo der dicke Thurm mit seinen Verließen stand. Je nachdem der Wind die Laute an die Mauer oder vorübertrug, waren sie vernehmbar oder nicht. Der gefangene Mann hörte sie, und die heitere Musik, die so wenig zu seiner eigenen Stimmung und Lage paßte, that ihm wehe. Allmählich jedoch lauschte er, horchte schärfer und andauernder. Sein Haupt hob sich. Lebhaft erregt lauschte er hinaus. Wer war der Spielmann, der sich in solcher Melodie bewegete? Um die Weise, welche den Mann im Thurm so eigenthümlich berührte, deutlicher in sich aufnehmen zu können, legte er die hohle Hand hinters Ohr. Aber da war sie auch schon wieder verweht, zu Ende und den fröhlichen Tanzstrophen eines damals besonders beliebten Reigens gewichen. Dazwischen stieg heller Jubel und wildes Jauchzen auf, das gellende Juchhei springender Paare und das dumpfere Gejohle ausdauernder Zecher. So lauschte der Mann im Thurm der ausgelassenen Fröhlichkeit, welcher man in Stadt und Schloß sich hingegeben hatte und die dem Gefangenen jetzt wie Hohn auf sein Unglück klang. Verschiedenen Vermuthungen über den Anlaß derselben sich überlassend schien sie ihm aus der Freude über die Rückkunft des Schloßherrn nicht genugsam erklärt. Diese Ungewißheit erfüllte ihn daher nur mit neuem Kummer. Hatten die Feinde einen neuen Triumph über die befehdete Bürgerschaft zu feiern? War er selbst nicht aufgegeben von der Vaterstadt, sondern Schwager Lang mit der jungen Mannschaft ausge-

zogen gegen den Feind und in einem Treffen erlegen? Solche und ähnliche Fragen richtete er in seinem Zweifelmuth an die Ungewißheit, die ihn peinigte und von der er keine Antwort erhielt.

Während so ein ganzes Heer neuer Sorgen sein Herz überkam, nahm dieses allmählich wieder und ihm selbst völlig unbewußt andere, lieblichere und tröstlichere Eindrücke durch Töne auf, welche jetzt mitten in dem fernher schallenden Lärm der Ausgelassenheit sich geltend machten und, wie Sendboten der Hoffnung, sein vergittertes Kerkerfenster umgaukelten. Wieder lauschte er mit anhaltender Aufmerksamkeit den Tönen, welche die bewegte Luft durchzitterten. Mit leuchtendem Auge und hochathmender Brust stand er da. Denn es war die Weise eines Liedes, das er selbst in jungen Tagen im Kreise der Genossen, an der Seite seines Weibes und vor dem Lager seiner Kinder gern und oft gesungen:

„Es maiet in dem Walde und auf der grünen Haid',
Thu auf Dein Herz, thu auf Dein Herz! Laß fahren all' Dein Leid!
Harr' aus, magst Du die Blumen sehen auch nur mit Trauern
Durch dicke Mauern:
Du pflückst sie noch, Du pflückst sie noch zur rechten Zeit!

Es klang wie treuen Freundes Gruß. Wer aber war der Spielmann? Während der Mann im Thurm noch seinen Empfindungen und Gedanken hierüber nachhing, erlosch mit einem Male Wort und Weise mitten im Satze; heftige Worte, lautes Gezänk folgten nach, und dann hörte man nichts mehr als einzelne Stimmen, die sich lärmend unterhielten, ohne daß davon mehr als dumpfe Laute zu unterscheiden waren. Dann und wann folgte ein lauter Zuruf, ein Klirren von Gläsern und starkes Gelächter. Irgendwo im Schlößchen mochten fröhliche Kumpane bei offenen Fenstern am Zechtische sitzen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

III. Verlobung, kirchliche Trauung, Civilehe.

Die Verlobung war in der Regel eine öffentliche; sie wurde in feierlicher Versammlung erklärt, im feierlichen „Mallum." „Mal, Mahal", latinisirt „mallus", bedeutet „Versammlung", insbesondere „Gerichtsversammlung"; daher der heute noch übliche Ausdruck „Mahlstatt, Gerichtsstätte." Dann bedeutet „Mal, mallus" auch eine öffentliche Besprechung, Versprechung. Hieraus erklären sich unsere heutigen Worte „Gemahl, Gemahlin, vermählen", welche eigentlich mehr die Verlobten und die Verlobung bezeichnen, als die Ehegatten und die Eheschließung. Daher auch der Ausdruck „Mahlschatz", d. h. die bei der Verlobung beredeten Geschenke. — Belege für die öffentliche Feier der Verlobung bietet unter andern wieder das Nibelungenlied. So heißt es bei der Verlobung Siegfrieds mit Kriemhilden:

„Man ließ sie mit einander in einem Kreise stehen,
Und frug sie, ob sie wolle diesen Recken ausersehen?"

Und:

„Da wurden nach der Sitte in einen Kreis gestellt
Die beiden Anverlobten . . ."

Ferner in der bereits angeführten Stelle:

„Man ließ die Jungfrau hin zu Hofe gehen,
Da schwur man ihm zu geben das wonigliche Weib . . ."

„Kreis und Hof" bezeichnen hier die Versammlung des Hofgesindes, das gesammte Hofgefolge. — Noch sei hier erwähnt, daß das Wort „hochzit, hochgezit, Hochzeit", mit welchem wir heute die Vermählungsfeierlichkeiten bezeichnen, ursprünglich jede festliche Feier, geistliche wie weltliche, bedeutete, und erst später die heutige Bedeutung annahm.

Mit Einführung des Christenthums wurde natürlich die kirchliche Trauung üblich; eine zur Giltigkeit der Eheschließung nothwendige Form führte jedoch erst das Concil von Trient (1545 bis 1563) ein, nemlich die Erklärung der gegenseitigen Eheeinwilligung vor dem zuständigen Pfarrer der Braut oder des Bräutigams und zwei Zeugen. Die katholische Kirche erklärte die Fragen über die Giltigkeit oder Ungiltigkeit der Ehen immer als Gegenstand der kirchlichen Gerichtsbarkeit; sie erkannte — und in dieser Beziehung schließt sich auch die protestantische Kirche im Wesentlichen an — nur die kirchliche Trauung, die Erklärung der Brautleute von dem ordentlichen Pfarrer in Gegenwart von Zeugen, als giltig an und betrachtet auch heute noch die nur vor der bürgerlichen Obrigkeit abgeschlossene Ehe, die sogenannte bürgerliche oder Civilehe, nicht als giltige Ehe. — Indessen ist doch die bürgerliche Trauung, die sogenannte Civilehe, nicht erst in neuerer Zeit in einzelnen Ländern eingeführt worden. Sie kam schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden und um die Mitte des 17. Jahrhunderts in England, Schottland und Irland auf. In Schottland insbesondere ist es Uebung geworden, daß ein Paar zum Friedensrichter geht, die gegenseitige Einwilligung erklärt und sich eine Bescheinigung seiner Eheschließung ausfertigen läßt. Daher stammt die Sage von dem Schmied zu Gretna-Green an der schottisch-englischen Grenze, der das Vorrecht haben soll, die liebenden Paare ohne alle Förmlichkeit als Eheleute zusammenzugeben. — Auch in Frankreich gestattete schon im Jahre 1787 Ludwig XVI. durch ein Edict seinen nicht katholischen Unterthanen, die Ehe vor einem bürgerlichen Beamten abzuschließen. Als bald darauf die Revolution ausbrach und die constituirende Versammlung die Freiheit der Religionsübung verkündete, wurde als Folge dieser Freiheit durch die Verfassung von 1792 erklärt, daß das Gesetz die Ehe nur als einen bürgerlichen Vertrag betrachte; ein weiteres Gesetz vom nemlichen Jahre bestimmte sodann, daß die Ehen vor einem bürgerlichen Beamten, dem Civilstandsbeamten, auf dem Gemeindehause geschlossen werden sollen. Hiemit war die sogenannte Civilehe in das französische Recht vollständig eingeführt und ging in das heute noch geltende

bürgerliche Gesetzbuch über. Es besteht also in Frankreich, in der Pfalz und überhaupt auf dem ganzen linken Rheinufer die Civilehe in der Art, daß alle Ehen vor dem Civilstandsbeamten, d. h. dem Bürgermeister oder seinem Stellvertreter geschlossen werden müssen, und daß die kirchliche Trauung, welche den Eheleuten freigestellt ist, erst nach der bürgerlichen Trauung vorgenommen werden darf. Die Ehe ist in civilrechtlicher, bürgerlicher Beziehung vollkommen giltig durch die Trauung vor dem Civilstandsbeamten, aber in kirchenrechtlicher, religiöser Hinsicht ist ihre Giltigkeit noch immer von der kirchlichen Trauung abhängig.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das unlängst erschienene, auf gleiche Weise der Sage und der Geschichte geweihte „Fuldaer Historienbüchlein“ von Dr. G. J. Malkmus enthält eine Kriegskostenrechnung aus dem siebenjährigen Kriege, welche der Repositur der ehemaligen Fuldaer Regierung entnommen ist und welche ihrem Betrage nach sich verhältnißmäßig als fast ebenso groß herausgestellt, wie die Kriegskostenentschädigung, welche Frankreich an Deutschland zu zahlen hat. Die specifizirten Kriegskosten des Hochstifts Fulda während des siebenjährigen Krieges bezifferten sich nämlich auf 1.099.662 fl. 38 kr., welche Summe der Herausgeber des genannten Büchleins mit Geschicklichkeit zu den 5 Milliarden Frcs. in Parallele zu bringen wußte. Um denn Werth des Geldes zur besagten Zeit zu fixiren, zog er eine Anzahl von Rechnungen aus den Jahren 1740—65 herbei, aus welchen folgende Lebensmittelpreise ersichtlich wurden:

	1740—65.	1872.
1 Pfd. Ochsenfleich	4 kr.	19 kr.
1 Pfd. Karpfen	7 kr.	22 kr.
1 Pfd. Stockfisch	5 kr.	14 kr.
1 Schaf	1 fl. 40 kr.	8 fl. 40 kr.
1 Kalb	1 fl. 30 kr.	10 fl. 30 kr.
1 Pfd. Reis	5 kr.	10 kr.
1 Pfd. Rosinen	7 kr.	28 kr.
1 Malter Gerste	5 fl.	14 fl.
1 Maß Branntwein	20 kr.	40 kr.
	8 fl. 58 kr.	35 fl. 23 kr.

Hieraus ergibt sich also das Verhältniß von 1 zu 4 von damals und heute, so daß also die specifizirten Kriegskosten von 1.100.000 (in runder Summe) nach den heutigen Werthen 4.400.000 Gulden betragen würden, welche Summe in Franken sich auf 9.428.571 3/7 berechnet. Die Einwohnerzahl des Fuldaer Ländchens belief sich aber im siebenjährigen Krieg auf 80.000, so daß also von den 3/7 Franken abgesehen, auf den Kopf 117 Franken 85 Centimes, also beiläufig 55 Gulden trafen. Frankreich zählt dermalen 36 Millionen Einwohner. Würde nun jeder Franzose eben so viel zahlen müssen, wie ehedem ein Unterthan des Fürstbischofs von Fulda, so würde Dieß 4.242.857.142 6/7 Franken, also ungefähr 4 1/4 Milliarde, also nahezu die Summe, welche Frankreich soeben an Kriegskostenentschädigung aufbringen muß.

Leute aus den gebildeteren Ständen hatten in letzter Zeit mehr als gewöhnlich mit den Londoner Gerichten zu thun. Letzthin stand wiederum ein Mann vor Gericht, dessen Schicksal die allgemeinste Theilnahme erregen muß. Vor einiger Zeit starb ein Mitglied des höheren Advocatenstandes in äußerster Noth. Seine Geschichte, die in der „Times“ von einem Freunde erzählt wurde, hat das größte Aufsehen gemacht, und der Verfasser dieser Geschichte, ein Freund des Verstorbenen und Genosse in Leid und Verzweiflung, wurde nun im Central Criminal Court wegen einfachen Diebstahls zu sechs Monaten Zwangsarbeit verurtheilt. Der Unglückliche gehört ebenfalls dem höheren Advocatenstande an, ist 57 Jahre alt und war angeklagt, aus der Gerichtsbibliothek ein Buch entwendet und für 10 Shill. verkauft zu haben. Der Angeklagte gab den Diebstahl nicht zu, leugnete ihn aber auch nicht, sondern beschränkte seine Vertheidigung nur darauf, daß er nachwies, daß man juristisch eigentlich ihm nichts anhaben könne. Die Beweise gegen ihn waren jedoch zu klar, und die Geschworenen fanden ihn schuldig, empfahlen ihn jedoch auf Grund seines bisher tadellosen Lebens der Gnade des Gerichthofes. Der Erzbischof Manning und andere Personen von Stand bezeugten seine bis dahin stets bewiesene Ehrlichkeit. Der Angeklagte, Wightman mit Namen, bat indessen den Richter, die Empfehlung der Geschworenen nicht zu beachten. Im Tone der Verzweiflung bat er für die längste Strafzeit, welche gestattet sei, um wenn möglich den Kerker nicht lebendig mehr zu verlassen. Er könne physisch nicht mehr leiden, als er schon gelitten habe. Seit Wochen, erzählte er, ja seit Monaten schon lebe er ohne Mittag, von Brod und Thee und dergleichen Nahrungsmitteln allein. Er habe Rock und Hemd vom Leibe verkauft, um die täglichen Bedürfnisse zu befriedigen, habe bis jetzt aber sich nichts zu Schulden kommen lassen. Er erzählte ferner, daß er der Verfasser von Büchern sei, die auf den Brettern derselben Bibliothek stehen, und werthvoller seien als das gestohlene. Er habe alles Mögliche gethan, um sich zu ernähren, und jetzt sei sein einziger Wunsch nur nach Ruhe im Grabe oder Gefängnisse. Er hatte sein Dasein kümmerlich gefristet, dadurch, daß er juristische Bücher recensirte und die ihm geschenkten Exemplare verkaufte. Ein elendes Brod, ein jammervolles Dasein für einen Menschen, der eine gute Erziehung genossen, auf der Universität und nachher noch keinen leiblichen Mangel gelitten, ja gehofft und vielleicht auch das Zeug dazu hatte, Lordkanzler von England zu werden. Es gibt viele Nieten in der Lotterie des Lebens, und in dem juristischen Berufe in England ganz besonders viele.

Charade.

(Viersilbig.)

Der Genius, der ohn' Erbarmen
Des Lebens schönste Blüthen knickt,
Dort hat er in der Mutter Armen
Das einz'ge Kindlein todt gedrückt;
Nun steht sie an dem grünen Hügel,
Der es verschließt auf immerdar;
Aus ihrer Augen blauem Spiegel
Blickt still das erste Sylbenpaar.

Das zweite Paar such' zu besitzen,
Denn unvergleichlich ist sein Schutz,
Mag Zeus auch selber drohn und blitzen,
Entgegen trittst Du ihm mit Trutz;
Zum Liebchen läßt's Dich sicher schleichen,
Vom Nebenbuhler ungekannt;
Und gehst Du, Gaben still zu reichen,
Verdeckt's die Wohlthat Deiner Hand.

Zwiefachen Sinns, schleppt hier das Ganze
Dem Tode nach sich, schwarz und schwer;
Fliegt neuem Leben, neuem Glanze
Voran dort leicht und sorgenleer;
Zwar wie ein Schatten ist's zu schauen
Sogar im hellsten Sonnenschein,
Doch kannst Du sicher darauf bauen,
Daß dann ein ganzer Sommer Dein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 50. Speyer, Samstag, den 26. April 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Quandos? sagt der Wurmser.

Allerdings saß in der oberen Halle, deren Fenster nach dem Burghofe gingen, schon geraume Zeit vorher eine lustige Gesellschaft beim Wein. Anfänglich hatte sich Heinz Grefe, der Bastard von Lützelstein, allein beim Becher vergnügt, dann nahm der angekommene Hattstadter wacker Theil. Lachend sah der Schloßherr in das weingrüne Antlitz mit der Karfunkelnase, als der fröhliche Bastard mit kräftiger Faust den Humpen schwang und ihn dann dem Freunde zuschob. Und recht wohl ließ sich Herr Gutmann den Trunk behagen, nachdem er mit Genugthuung vernommen, daß der edle Wein keineswegs aus seinem eigenen Schloßkeller stamme, sondern ein treffliches Beutestück sei, das man den Schlettstädtern abgenommen habe. Mit dem schönen Fasse sei derselbe für den feisten Abt und die fetten Mönche zu Münster im Gregorienthale bestimmt gewesen, von den Leuten des Bastards jedoch bei Ingersheim hinter Colmar den Fuhrleuten auf freier Landstraße abgenommen worden. Herr Gutmann von Hattstadt war völlig versöhnt mit seinem Gaste und jetzt in bester Laune. „Ein feiner Tropfen Muskateller!" sagte er mit schmatzenden Lippen und schnalzender Zunge, indem er die Miene eines Kenners annahm. „Sicherlich Kästenholzer! Immerhin däucht es mir ein noch besserer Fang, daß Du den Küfer dazu nachgeholt hast. Laß den Schelm, mit dem ich auch noch abzurechnen habe, nur nicht leichten Kaufs los. Jetzt haben wir ihn, — so soll er zahlen, mich und Dich bezahlen und jene verlorene Wette zehnfach."

„Das soll er, bei meinem Barte!" rief Heinz Grefe vergnüglich lachend. „Wenn aber heut oder morgen die Schreiberseele aus Ammersweier daherkommt, der Geiler?"

„Was will der hier? Was hat der Federfuchser auf meinem Gebiet zu suchen?"

„Er wird den Handel austragen und den Meister mit glatten Worten lösen wollen! Ha!" erwiderte der Bastard, „was soll ich mit dem Tintenfisch nur anfangen?"

„Schlag ihm meinethalb die Rippen entzwei! Wirf ihn vor's Thor!" entgegnete der Hattstadter, vom Uebermuth des Freundes angesteckt.

„Gut!" meinte lachend der Bastard. „Es soll ihm der gebührende Empfang nicht ermangeln, so wahr ich Heinz Grefe heiße."

„Deß bin ich sicher. Man wird hier in seiner eignen Stadt und Burg wunderlich genug von Deinem Volk empfangen!" sprach jetzt der Hattstadter mit einem Anflug rückkehrender Empfindlichkeit.

„Die Leute kannten Dich nicht, Gutmann, — mußt es ihnen so übel nicht anschlagen!" beschwichtigte der Bastard.

„Kannten mich nicht? Ich sage Dir, man kannte mich wohl! Wer ist denn dieser borstige Kerl, der mir in seiner Lumpenherrlichkeit unterm Schloßthor begegnete?"

„Wie sah er aus?"

„Verdächtig, sag' ich Dir. Eine Nase wie ein Turniersattel —"

„Ah, der Jost Schurpfinsack! Etwas rauh in seinem Gebahren, aber brauchbar, Gutmann, brauchbar und meint's nicht so übel. Bedenk', Du kamst in schlechter Laune vom Stadtthor, wo der Sträuchlin Dich und mich geärgert. Der alte Starrkopf wird immer unnützer."

„Laß ihn, Heinz — seine Treue ist's, die sorgt und mißtraut, dießmal am unrechten Ort. Er hat sich in den Kopf gesetzt, ich könne durch diesen Handel, der uns aus jener gottverdammten Wette erwachsen, noch zu argem Schaden kommen."

Der Bastard von Lützelstein stieß den großen Becher aus kunstreich geschnitztem Holze hart auf die eichene Tafel und schlug dabei ein lautes Gelächter auf. „Durch die Schlettstädter Holzverderber? Ha, ha, ha, ha! Traut sich doch das Handwerkervolk nicht aus seinen Mauern!"

„Und Herlisheim ist fest, meinst Du, ja!" bemerkte der Gutmann von Hattstadt. „Es hat meinen Urgroßvater Geld genug gekostet, nach jener Geschichte mit Hans Erbe die Mauern und Gräben herzustellen, hinter denen Du Dich jetzt sicher fühlst."

„Dafür wollen wir in diesem Wein sein Andenken segnen" sprach der Bastard, indem er trank und dann dem Freunde den Becher wieder zuschob. „Was aber den Sträuchlin betrifft, so bleib' ich dabei,

daß er mich und meine Leute in die Hölle wünscht. Hör' ich doch, daß er sein Kind wie ein Drache vor uns hütet."

„Darfst ihm nicht verübeln, Heinz", beschwichtigte jetzt wieder der Hattstadter. „Wie die armen Gecken hier lagen, hat er seine ältere Tochter, ein hübsches, munteres Mägdelein, auf erschreckliche Art verloren."

„Meine Leute sind aber keine Gecken, Gott's Tod! Keine wälschen Mörder und Jungfernräuber, sondern Kinder unseres Landes, ehrliche Knechte und Leute. Ist denn das Thurmkätherlein so kostbar, daß Keiner nach ihr schauen darf?" fragte Heinz Grefe mit unmuthiger und mißachtender Geberde, indem er dann fortfuhr: „Es hat noch seinen eignen Grund. Der Küfer im Thurm hat einen Buben — derselbe, der mir damals die Wette verlor und dem Kätherlein den Weinsegen brachte. Gegen den war das Kätherlein nicht so spröde. Und wer sagt mir, daß er jetzt nicht von Allem hört und weiß, was hier vorgeht?"

„Ah, pah!" machte der Hattstadter geringschätzig. „Und sei es — was mag es schaden!"

„Hm! Man hat ihn ihm Streit gegen die Gecken gerühmt", meinte etwas bedenklich der Bastard, setzte aber sogleich hinzu: „Na, meinethalben! Eines Küfersbuben wegen hab' ich wahrlich keine Sorge. Doch hätt' ich ihn immerhin lieber bei seinem Alten im Thurm, als draußen."

„Ich auch, Heinz", versicherte der Hattstadter. „Was Du jedoch zu befürchten vorgibst, glaub' ich nicht. Wärst Du noch ein so junger und flinker Kauz, als Du jetzt ein alter und lahmer bist, so würd' ich sagen: Die Eifersucht gibt Dir das Mißtrauen ein. Ist es doch allerdings ein Mägdelein, das auch ein altes Herz noch in Wallung bringen kann. Nicht wahr, Heinz?"

Das Haupt schüttelnd lachte der Bastard jetzt laut auf. „Du bist ein Feiner!" rief er dann, sich den Bauch haltend. „Ich, der Vater von zwei Jungen, die schon das Wehrgehäng tragen — ich, der lahme Heinz Grefe und solch ein blutjunges Ding. Nein", setzte er hinzu, indem er aus einem mächtigen Kruge den Becher wieder füllte, „nein, Hattstadt, da thatst Du einen Fehlschuß.

Der liebste Buhle, den ich han,
Der leit beim Wirth im Keller.
Er hat ein hölzern Röcklein an
Und heißt der Muskateller.
Er hat mich nächten trunken gmacht . . ."

„Glaub' Dir's, und wird's heut' wieder thun," unterbrach der Hattstadter den Weinbaß des Freundes. „Und hab' ich einen Fehlschuß gethan, so will ich jetzt einen Zweckschuß thun. Hör', Heinz, was ich vorhin im Scherz sagte, mein' ich jetzt im Ernst. Dein Zweiter, Dein Matthies, soll ja das Kätherlein gern sehen. Ist auch kein Wunder, denn es ist ein feines Mägdelein und verdient ob ihrer Sittigkeit einen wackern Gesponsen, der als mein Lehensmann mit seinem Weibchen eine meiner Burgen hüten könnte."

Der Bastard hatte Letzteres mit veränderter Miene angehört, indem er, an den Lippen nagend, dem Hattstadter in's Antlitz sah. Jetzt aber hielt er nicht länger zurück. „Was fällt Dir ein, Gutmann!" rief er. „Mein Sohn, Junker Matthies, ein Blutsverwandter der Lützelsteiner Grafen, und Deines Thorwarts Kind!"

„Er liebt sie doch."

„Nun ja, er mag ein Auge auf sie geworfen haben, wie Junggesellen auf ledige Mägdelein. Aber denk' nur: meine Schwiegertochter — das Thurmkätherlein!"

Des Hattstadters Antlitz nahm jetzt einen tief ernsten Ausdruck an, als er erwiderte: „Zu etwas Anderem ist aber das Mägdelein mir und ihrem Vater zu gut, Heinz. Du weißt es, und der Schrägbalken auf dem Schild, der jetzt draußen am Thor meiner Burg hängt, bezeugt es, daß Deine Mutter eben auch keine Edelfrau war, ja, nicht einmal eine Ehefrau, was doch Kätherleins Mutter gewesen. Ja, schau nur drein, wie Sturm und Wetter! Ich sag' Dir's nicht zum Schimpf, sondern in allem Glimpf: Deine Mutter in Ehren, aber sie war eben keine Gräfin von Lützelstein. Dein Vater, Graf Burkhardt, durfte als Domherr zu Straßburg und erwählter Bischof nicht heirathen. Niemand trägt Dir's nach, daß er dennoch geliebt hat. Als er aber aus dem Chorhemd sprang und heirathete, damit sein Geschlecht nicht aussterbe oder die schöne Grafschaft an Andere falle, machte er nicht Deine Mutter zur Gräfin, sondern die edle Agathe von Hohenfels, die zu Ruffach bei den Barfüßern begraben liegt. Die schenkte ihm das wackere Brüderpaar, Deine gräflichen Vettern von Lützelstein, die sich jetzt des Pfalzgrafen erwehren müssen wegen der Bitscher Geschichte. So steht es. Also, schau mich wieder fröhlich an, Heinz! Du weißt, daß ich es gut mit Dir meine. Wär' ich doch auf die Sach' nicht gekommen, wenn Du nicht von dem Mägdelein gesprochen hättest, als ob Du sorgtest, sie möchte doch den jungen Küfer nehmen."

„Dacht' aber noch lange nicht, mit ihr in Verwandtschaft zu treten", versetzte der Bastard mißmuthig. „Um Dir's nur heraus zu sagen: Der Jost Schurpfinsack hat ein Aug' auf sie. Der nähme sie gleich und bei ihm wäre das Thurmkätherlein gut angebracht."

„Der Schurpfinsack?" wiederholte der Hattstadter fast entrüstet. „Der mit seiner Nase? Du bist trunken, Heinz!"

„Es ist wahr, er hat eine merkenswerthe Nase", entgegnete jetzt Heinz Grefe gelassener und fuhr sich dabei an die eigene, die ihn juckte. „Ein holder Schatz mag er gerade nicht sein, aber er ist, wie ich Dir schon sagte, ein brauchbarer Mann bei Raub, Reuterei und Todtschlag, wie kein zweiter. Und dabei hat er eine gar sorgsame Art, auch was ein Anderer liegen ließe, mitzunehmen, und wo es Stöße mit dem Stahl gilt, Alles mit Einem abzumachen."

„Ha, beim Henker auch! Ein recht lieber Geselle, der Schurpfinsack!" höhnte Herr Gutmann von Hattstadt. „Der leert Einem die Tasche und macht Einem ein Loch in die Rippen, ehe man es merkt und spürt."

„Ja, ja", bestätigte der Bastard mit unheimlichem Kopfnicken. „Er hat so seine Eigenheiten, ist aber sonst eine ganz gute Haut." (Forts. f.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

IV. Verlobungs- und Trauungs-Feierlichkeiten, Trauring.

Die Verlobung und die Ehe wurden, wie schon bemerkt, in den ältesten Zeiten meist öffentlich abgeschlossen. Daneben waren aber noch weitere Feierlichkeiten üblich, welche gewisse rechtliche Wirkungen oder eine sinnbildliche Bedeutung hatten und sich theilweise bis heute erhalten haben.

Vor allem ist hier zu erwähnen der Gebrauch des Ringes bei der Verlobung und bei der Trauung. Die Verlobten tauschen noch heute bei der Trauung Ringe aus, und zwar in der Regel goldene Ringe, zum sinnbildlichen Zeichen, daß sie einander angehören, mit einander verbunden sein wollen. Der Ring war von jeher das Zeichen eines feierlichen Gelöbnisses, der verpfändeten Treue, und auch das Gold bedeutet Treue und Wahrhaftigkeit: „rein und echt wie Gold." Indessen scheint doch die Erklärung für die ursprüngliche Bedeutung des Ringes nicht in dem sittlichen Gehalte der Ehe, sondern in der ursprünglichen Form der Ehe als eines Kaufes gesucht werden zu müssen. — Die Ehe war nämlich, wie wir bereits gesehen haben, in den ältesten Zeiten so ziemlich bei allen Völkern ein Kauf. Später wurde freilich ein bloser Scheinkauf daraus, der wirkliche Braut- oder Fraukauf wurde eine blos sinnbildliche Handlung. So war es insbesondere auch im alten Rom. Hier gab der Bräutigam bei der Verlobung einen Ring, aber nicht als Geschenk, wie der Bräutigam auch sonst der Braut Schmucksachen zu schenken pflegt; denn der Ring, welchen der Bräutigam gab, war ein schmuckloser Eisenreif, er war nicht von Gold. Der Ring sollte vielmehr das sichtbare Zeichen des sinnbildlichen Brautkaufes sein, wie man auch beim gewöhnlichen Kaufe einen Ring zum Zeichen des Kaufabschlusses zu geben pflegte, als arrha, wie es die Römer nannten, als Draufgeld.

Warum aber gab man gerade einen Ring? Denn den Ring finden wir nicht blos bei den Römern, sondern auch bei den Griechen und Juden als Zeichen der Verlobung. Zunächst erklärt sich die Verwendung der Ringe wohl daraus, daß bei verschiedenen alten Völkern Ringe (goldene oder silberne) die Stellen der Münzen vertraten. Man konnte also als Zeichen des gegebenen Versprechens, als arrha, Draufgeld, Münzen oder Ringe fordern. Für den Gebrauch des Ringes aber sprach noch seine sinnbildliche Beziehung zur Treue und Wahrhaftigkeit, vermöge welcher er als feierliche Bekräftigung eines Versprechens erscheint; und hieraus erklärt sich, warum man gerade bei der Verlobung Ringe verwendet, und hier die Verwendung des Ringes seine Verwendung beim Kaufe überlebte.

Von jeher hat die Kreislinie als die vollkommenste Linie die Einbildungskraft der Völker beschäftigt. So ist auch der Ring ein Sinnbild sagenhaften Ursprungs und hiemit hängt es zusammen, wenn Fingerringen zuweilen geheimnißvolle Kraft zugeschrieben wird. Ich erinnere an den Ring des Königs Gyges. Insbesondere aber bedeutete der Ring Herrschermacht und dann Wahrhaftigkeit. Der sterbende Alexander der Große gab seinen Fingerring dem Perdikkas zum Zeichen, daß er ihm die Herrschaft übertrage. Als Pharao den Joseph über ganz Aegypten setzt, steckt er ihm seinen eigenen Ring an den Finger. Der Ring Salomons ist das Sinnbild der Herrschermacht. Daher stammen auch die Ringe der Könige als Sinnbilder der Herrschaft; daher auch im Mittelalter die Verwendung des Ringes bei Uebergabe großer Domänen, daher die Belehnung „mit Ring und Stab." — Was die andere Bedeutung des Ringes als Zeichen für Treue und Glauben, Wahrhaftigkeit betrifft, so kann hier auf die sogenannten Schwurringe der arischen Völker verwiesen werden. Auch noch im deutschen Mittelalter finden sich Spuren dieser Bedeutung. Dem neuen Bischofe wird der Ring übergeben, der annulus fidei, der Trauring. Darum dient der Ring zur Bekräftigung eines Versprechens und das beigedruckte Siegel zu gleichen Zwecken; darum auch der vielfache Gebrauch der Siegelringe.

Also in dieser Beziehung zu Treue und Glauben ist der Grund zu suchen, warum man in alter Zeit den Ring wählte zur Bekräftigung des abgeschlossenen Kaufes, und um so mehr zur Bekräftigung der Verlobung. Daraus aber erklärt sich auch, warum man allmälig, als die Erinnerung an die Form des Brautkaufes immer mehr zurücktrat, auch die ursprüngliche Bedeutung des Ringes, als Zeichen des gegebenen Wortes, bei der Verlobung vergaß und ihn zuletzt nur als Sinnbild der ehelichen Treue betrachtete.

Von den Römern verbreitete sich die Sitte, bei der Verlobung einen Ring zu geben, mit dem Christenthum auch unter die Germanen. Auch bei ihnen war die Ehe, wie wir gesehen, ursprünglich ein Kauf, wie auch bald nur ein Scheinkauf, und als Zeichen des gegebenen Versprechens, der Verlobung, erscheint der Ring. Daraus erklärt sich, warum damals nicht, wie heute, Ringe gewechselt wurden, sondern nur der Bräutigam der Braut einen Ring gab. Daher das Rechtssprüchwort: „Ist der Finger beringt, ist die Jungfer bedingt", d. h. verlobt. Aus dem Verlobungsringe aber wurde unter dem Einflusse des Christenthums allmälig der Trauring. Die ursprüngliche Form der Ehe als Kauf, wenn auch nur als Scheinkauf, gerieth in Vergessenheit; das eigentlich Entscheidende wurde die Trauung und der Verlobungsring als Zeichen des gegebenen Versprechens wurde zum Trauring als Sinnbild der ehelichen Treue. Der Trauring wurde jetzt ein wesentlicher Bestandtheil der Trauungsfeierlichkeiten, zumal auch bei der jüdischen Trauung der Ring vorkam; er wurde das Sinnbild der Unverbrüchlichkeit und Treue des geschlossenen Bundes: Wie der Ring rund und ohne Ende ist, so soll auch die eheliche Liebe und Treue ohne Ende sein, und wie er von Gold ist, so soll auch die Liebe der Ehegatten treu und echt sein wie Gold. Hierin liegt denn auch der Grund, daß jetzt nicht mehr der Bräu-



tigam allein einen Ring gibt, sondern daß die Ringe gewechselt werden.

Doch hat sich die Erinnerung an die ursprüngliche Bedeutung und an die Entstehung der Sitte noch immer erhalten, einmal darin, daß der Trauring zwar nicht mehr von Eisen, sondern von Gold ist, aber immer noch ein *schmuckloser* Reif, ohne Edelstein 2c. 2c., sodann dadurch, daß der Trauring auch heute noch regelmäßig am 4. Finger der dem Herzen näheren *linken* Hand getragen wird, an welchem Finger auch die alten Römer und Griechen den Ring trugen; denn, so erklärten schon die Römer diese Sitte, in diesem Finger befinde sich eine Ader, die das Blut unmittelbar zum Herzen führe, was freilich nicht richtig ist.*) Darum heißt denn dieser Finger auch *Ringfinger* oder *Malfinger*, abgeleitet wie *Gemal* oder *Vermälung*, von „Mal, mallus", wie bereits oben bemerkt. (Forts. f.)

Zur Vermählungsfeier der Erzherzogin Gisela mit Prinz Leopold von Bayern.

Der Trauungsact fand am Sonntag, den 20. April, um 12 Uhr in der Augustinerkirche statt. Schon während des ganzen Vormittags sammelten sich, wie bei jeder solchen Gelegenheit, Tausende von Menschen in der Umgegend und eine lange Wagenreihe bewegte sich langsam durch die Straßen bis vor die Pforten der Hofburgpfarre. Um 10 Uhr war die Tribune bereits überfüllt, bis halb 12 Uhr dauerte die Zufahrt der Geladenen und Punct 12 Uhr traten das hohe Brautpaar und die Majestäten, die Erzherzoge und Erzherzoginnen und bayerischen Prinzessinnen ein, von der Geistlichkeit empfangen und zum Altar geleitet. Mit dem Eintritte des Hofes erreichten der Glanz und die Pracht in der Kirche ihren Höhepunkt. Rothgekleidete Edelknaben schritten voran. Dann kamen mit ihren glänzenden Helmen, mit Roßschweif und goldbedeckten Uniformen die Arcierengarden, dann die noch reichere und phantastischere ungarische Garde, dann die Gardehauptleute und Generaladjutanten. Pauken- und Trompetenschall verkündigten den Eintritt der hohen Herrschaften. Die Hofschranzen ringsumher verneigten sich tief, als hinter den Erzherzogen der Kaiser erschien und an seiner Seite der Bräutigam. Hinter seinem kleinen Gefolge schritt die Kaiserin und an ihrer Seite die Braut. Ein lichtperlgraues Kleid übersäet mit Diamanten, ein langer perlgrauer Schleier und ein Brillantendiadem, das war der Schmuck Ihrer Majestät. Eine lange Schleppe von demselben Stoffe wurde ihr von den Obersthofmeisterinnen nachgetragen. In derselben Weise wurde die Schleppe der Braut getragen. Die letztere trug eine schimmernde Silbertüllrobe. Drei Guirlanden von Myrthen schmückten das Brautkleid und eingewirkt in diese Guirlanden war ein Schatz von Brillanten. Zum unteren Besatz waren Marabut-Federn verwendet worden. Der zarte Schleier war von weißen Rosenknospen in Silber übersäet. Zur Rechten des Altars nahmen die Majestäten unter einem reichen Baldachin Platz. Der Orgelton mischte sich jetzt mit dem Gesang der ersten Hofsängerinnen. Vor dem Altare standen zwei schwere Sessel; vor diese Sessel traten die Brautleute hin, und dicht unter den Altar, vor welchem jetzt der Cardinal stand, um die Einsegnung vorzunehmen. Als der Gesang verstummt war, hielt der Cardinal eine längere Anrede, während welcher die Brautleute auf einem Schemel vor ihm knieten. Dann traten sie noch einen Schritt vor zum Altar und die üblichen Fragen wurden an dieselben gerichtet. Ein Geistlicher brachte darauf in einem goldenen Gefäß die Ringe, um sie dem Brautpaar anzustecken. . . . Die Ceremonie war beendigt und die Brautleute nahmen, nach einer tiefen Verbeugung vor ihren Majestäten, ihren Platz vor den Sesseln wieder ein. Nun aber geschah mit der Umgebung eine Veränderung. Die kaiserlichen Haus- und Hofbeamten, welche bis daher bei der Braut fungirt hatten, traten zurück und an ihre Stelle traten die neuen, die bayerischen Chargen, zum Zeichen, daß die Braut jetzt in das bayerische Hoflager übergetreten sei. Noch traten jetzt die Erzherzoge und Erzherzoginen vor die letzteren, gefolgt von Hofdamen, welche ihre Schleppen trugen, und gingen das Brautpaar zu begrüßen. Als aber das Zeichen gegeben wurde, daß der kirchliche Act beendigt sei, erhoben sich der Kaiser und die Kaiserin, welche während der Feierlichkeit, in welcher ihre Tochter ihnen unwiderruflich genommen worden war, das Gesicht hinter ihr Schnupftuch verborgen hatten und gingen ebenfalls das Brautpaar zu beglückwünschen. Der Kaiser reichte Beiden mit herzlichem Drucke die Rechte. Zum Schlusse brachten die gesammte Geistlichkeit und die höchsten Hofchargen ihre Huldigungen dar und mit derselben musikalischen Begleitung und in derselben Ordnung verließ der glänzende Zug die Kirche, worauf die Neuvermählten in der Hofburg ein Frühstück einnahmen.

Der Abschied des jungen Paares. Um ³/₄4 Uhr fuhren die Hofwagen mit den Neuvermählten, dem Kaiser, der Kaiserin, den Prinzen und Erzherzogen, dann die Privat-Equipagen zu dem mit österreichischen, bayerischen und städtischen Fahnen reich geschmückten Westbahnhofe. Daselbst angelangt, verließen die allerhöchsten Herrschaften die Wagen und begaben sich in den reich decorirten Hofsalon. Um vier Uhr verabschiedeten sich Erzherzogin Gisela und Prinz Leopold in der herzlichsten Weise und auf das innerste ergriffen von den anwesenden Erzherzogen und Erzherzoginnen und bewegten sich sodann in Begleitung der Kaiserin, des Kaisers, des Kronprinzen und des Prinzen Luitpold zu dem zur Abfahrt bereiten Zuge. Kaum war die Erzherzogin in dem Hofwagen angelangt, als die Kaiserin ihr, welche in ein lautes Schluchzen ausbrach, weinend um den Hals fiel und deren Lippen mit heißen Küssen bedeckte. Hierauf zog der Kaiser sein scheidendes Kind an die Brust und küßte es mit Thränen im Auge lange und innig. Als sich nun der Kronprinz seiner Schwester nahte, schluchzte sie noch heftiger, drückte demselben herzlich die Hand und bedeckte seine Wangen mit vielen Küssen, welche er weinend erwiderte. Sodann umarmten die Kaiserin, der Kaiser und Kronprinz Rudolf den Prinzen Leopold und verließen den Hofwagen. Jetzt erschien die Erzherzogin noch immer schluchzend und weinend, in der Hand ein Camelienbouquet, am geöffneten Fenster des Wagens und winkte ihren kaiserlichen Eltern grüßend zu. Einige Minuten nach vier Uhr setzte sich unter dem stürmischen Hochrufen der Anwesenden der Zug in Bewegung. Die Kaiserin stand und wehte mit dem Taschentuche, so lange der Zug sich noch im Gesichtskreise derselben befand. Als er gänzlich verschwunden war, ergriff sie den Arm des Kaisers, welcher sie zu dem Wagen geleitete. Diese überwältigend ergreifende Scene hatte keinen Anwesenden ungerührt gelassen. Die Hofdamen weinten und schluchzten und selbst dem blasirtesten Hofcavalier rannen bei dem Anblicke des so herzlichen Abschiedes der kaiserlichen Braut von ihren Eltern und ihrem Bruder die hellen Thränen über die Wangen. Die Erzherzogin Gisela trug ein schweres graues weißmelirtes Seidenkleid, das Haupt noch bedeckt mit dem Myrthenkranz und dem Brautschleier. Die Kaiserin hatte ein blaues Seidenkleid und eine weiße Mantille am Leibe und auf dem Kopfe einen weißen Hut. Prinz Leopold war in bayerischer Oberstenuniform seines Regiments der Kaiser in der Oberstuniform seines bayerischen Cavallerieregiments und der Kronprinz Rudolf in der Oberstenuniform seines Regiments erschienen. Am Abend desselben Tages blieben die Neuvermählten in Salzburg, von wo die Weiterreise nach München stattfindet.

*) Eine andere mehr alltägliche Erklärung ist folgende: Als die Römer statt der ursprünglichen Eisenreife kostbare Goldringe zu tragen begannen, hätten sie die weniger beschäftigte linke Hand dazu gewählt um die Ringe nicht so schnell abzunützen; aus demselben Grunde habe man den Daumen, den kleinen und Zeigefinger vermieden, von den beiden übrigen Fingern aber dem größeren (vierten) der Vorzug gegeben.

Redaction von Dr. *Eugen Jäger*. Druck der *Jäger*'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 51. Speyer, Dienstag, den 29. April 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Sonst? Eine gute Haut? Wenn sie ihm abgezogen und gegerbt ist, will ich Dir Recht geben, Heinz!" bemerkte der Edle von Hattstadt. „Für's Erste trägt er sie aber noch; er mag mir also ferne bleiben und dem Kätherlein auch. Was Deinen Matthies betrifft, so kennst Du meine Meinung. Kannst's ja überlegen, hat ja noch Zeit. Denn — aber siehe, da sind sie ja endlich beide!"

Der letztere Ausruf galt einem Paar Jünglinge, das eben in den Saal stürmte. Der kleinere, aber ältere war ein untersetzter, beweglicher, munterer junger Herr, dessen leuchtende Augen und hochgeröthete Wangen von freudiger Aufregung zeugten. Der Jüngere dagegen war eine edlere Figur mit einer ernsten, fast traurigen Miene. Als sie den Herrn von Hattstadt bemerkten, eilten beide nach dessen Sitz, um ihn ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Dann erst begaben sie sich zu ihrem Vater, der jetzt fragte: „Wo steckte ihr denn? Bist ja ganz erhitzt, Hans und Du, Matthies, siehst wie ein fastender Pfaffe in die Welt. Was gibt's denn, ihr Jungen?"

„Tanz und Lustbarkeit, Vater," antwortete der ältere mit heiterer Offenheit. „Ein Fiedler ist im Orte."

„Ein fahrender Spielmann? Wie konnt' man solchen Schalk jetzt einlassen?"

„Ich sprach dem Thorwart zu, Vater", berichtete jetzt der jüngere Sohn. „Zur Feier der Ankunft des edeln Herrn von Hattstadt."

„Deine Miene, Matthies", fiel hier der Hattstadter ein, „Deine Miene ist wohl feierlich, doch will mich bedünken, nicht eben in Freuden."

Während der Gemeinte bei diesen Worten tief erröthete, sprach sein leichtfertiger, älterer Bruder: „Er hat auch nicht getanzt! Da ich das blonde Aenneli im Reigen schwang, stand er daneben und blies Trübsal nach Noten! Ich habe den Geiger auch in's Schloß herein bestellt, heija!"

„Das hättest Du nun bleiben lassen können", meinte der Bastard. Der von Hattstadt jedoch fragte: „Und warum hat Matthies nicht getanzt?"

„Weil das Thurmkätherlein gefehlt hat, wie immer", erwiderte Hans rücksichtslos.

Der Bastard biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten, indem er seinem älteren Sohne einen ärgerlichen Blick zuwarf, während der Schloßherr wieder begann: „Da muß ich wohl mit dem Kätherlein selbst reden, daß es künftig sich vom Reigen nicht ausschließe."

Darauf hieß er die beiden Jünglinge sich niedersetzen und schien, zur großen inneren Pein des Bastards, bei dem Thema verweilen zu wollen. Er hätte sich auch kaum durch die ärgerlichen oder bittenden Blicke desselben davon abbringen lassen, wenn Heinz Grefe nicht den glücklichen Gedanken gehabt hätte, ihn zu ersuchen, er möchte doch die neueste Geschichte von dem Walther von Dahn wieder erzählen, mit dem er zu Straßburg beisammen gewesen sei; Hans und Matthies könnten etwas dabei lernen und seien gewiß begierig, einmal wieder von dem edeln Walther zu hören.

Herr Gutmann von Hattstadt liebte es nämlich manchmal, sich seines Umgangs mit solchen viel besprochenen Edelleuten, wie Walther von Dahn und einer gewissen, wenn auch nur leitenden Theilnahme an deren wilden Streichen zu rühmen. Es gefiel ihm dann und wann, im Lichte eines „verfluchten Kerls" zu erscheinen, während er doch nur ein „guter" war, der sich von seinen lockern Freunden ausnützen und in ihre verzweifelten Angelegenheiten verwickeln ließ, um gewöhnlich zuletzt die Zeche zahlen zu dürfen. Als nun auch für die beiden Söhne des Bastards ein Becher Weins eingeschenkt war, fing der Hattstadter folgendermaßen an: „Ja, ja, der Walther! Mit dem hab' ich etliche fröhliche Tage zu Straßburg verbracht, bald auf dem Hohensteeg bei den Zornen, bald auf dem Mühlstein, der Trinkstube der Mühlheime. Es ging ganz lustig, bis sich der Ammeister endlich dreinlegte."

„Wer ist denn jetzt Ammeister zu Straßburg?" fragte der Bastard, der schon vorher mit der Geschichte bekannt gemacht war.

„Jacob Wurmser, einer vom Spiegel", antwortete der Hattstadter, der damit sagen wollte, daß der Ammeister aus der Zunft genommen sei, die nach der Trinkstube zum Spiegel genannt wurde. Dann fuhr er fort: „Ihr erinnert euch wohl noch des Colmarer Festtags, wo, wegen des Streits mit dem Handwerkervolke, der Walther von Dahn vom Pfalzgrafen noch

ganz besonders vorgenommen wurde. Der Walther war nämlich mit dem Schan von Vinstingen eines Nachts von den Bergen herunter geritten und hatte dem Hochstift und den Bürgern von Straßburg das Vieh von der Wanzenau weg nach Diemeringen im Westrich getrieben. Da bewog nun der Pfalzgraf den Walther, zu erklären, daß den Bürgern ihr Vieh wieder zurückgegeben werden solle. Walther gibt sein Wort, reitet von Colmar weg und fort über den Landgraben auf den Kochersberg zu Rudolf Lumhart, dem Straßburger Vogt, und sagt ihm, was er dem Pfalzgrafen versprochen hatte. Also sendet die Stadt ihre Boten in's Westrich, um das Vieh zu fordern. Aber der Schan und der Walther bedeuten ihnen: Unentgeltlich solle versprochener Maßen das Vieh zurückgestellt werden, sobald die Stadt es zuvor mit gutem Gelde ausgelöst habe. Da kehrten die Boten zurück, und in Straßburg sagten sie, der Walther habe sein Gespött mit ihnen gehabt."

„Ha, ha, ha, lachte der Bastard. „Die Straßburger haben kein Recht zu übler Nachrede auf einen Edelmann, wie der von Dahn. Er hat sein gegebenes Wort genau gehalten! Doch die Hauptsache kommt noch, — horcht auf, Hans und Matthies!"

„Nun mag noch Anderes vorgekommen sein, was den Straßburgern unlieb war", fuhr der Hattstadter in seiner Mittheilung fort, nachdem er zuvor dem Bastard und dessen Söhnen noch zugetrunken hatte. „Denn keck und mannlich ist der von Dahn, wie der von Vinstingen auch. Dazu steht der Walther mit dem Straßburger Bischof gut, und hat mit seinem Bruder Götz das feste Wasselnheim im Kronthal, als Lehen von dem Vinstinger, inne. Da mögen sie nun manchen Ritt auf die Pfeffersäcke gemacht haben. Der Walther aber, drob zur Rede gestellt, wußte sich immer fein hinaus zu reden. Dennoch hätt' wohl kein Anderer in seiner Haut g wagt, zu der Zeit nach Straßburg zu kommen. Der Walther von Dahn aber kam eines Tags durch's Steinthor herein geritten, so stolz, hochgemuthet und sorglos, als stehe er mit der Stadt in dickster Freundschaft. Wir vom Adel staunten, lachten, warnten, — er schlug ein Schnippchen. Ihr kennt ja seine Art. So trieben wir uns, er und ich, in den adeligen Trinkstuben und auf den Straßen umher, unbekümmert um die erstaunten Gesichter der Handwerker. Als wir nun eines Tags über den Roßmarkt schlenderten, trat uns ein Stadtknecht an und forderte den Walther vor den Ammeister. Ich erschrak nicht wenig; er gar nicht, fragte nicht einmal, warum ihn der Ammeister beschicke, sondern that, als sei er zu einem Imbiß geladen. Nicht ohne Bangen folgten ihm Einige von uns vor den Ammeister. Dieser, Jacob Wurmser, trat auch alsbald in den Hof heraus und hielt ihm mit gebührendem Nachdruck ein langes Schuldenregister vor, indem er Walthers Thun mit tadelnden Worten als Untreue strafte. Da war dem guten Herrn von Dahn der Spieß an den Bauch gesetzt. Er gab die glattesten Worte zu seiner Entschuldigung, schielte dabei jedoch immer nach uns herüber, die wir zuhörten und an seinem Augenzwinkern merkten, daß ihm der Schalk im Nacken stecke. Als der Ammeister noch immer nicht mit seiner Strafpredigt aufhörte, versprach Herr Walther mit dem Anschein der Reue die größte Vorsicht in seinem künftigen Betragen; er wolle sich sicherlich bessern. — „Quando?" fragte drauf Herr Jacob Wurmser und sieht ihn mit eiserner Stirne an."

„Was fragte er?" fielen jetzt die beiden Jünglinge ein, welche der Erzählung mit Aufmerksamkeit gefolgt waren.

„Quando?" sagt der Wurmser; das heißt nämlich wann? Es ist lateinisch!" erläuterte Herr Gutmann von Hattstadt und fuhr dann fort: „Kaum hat es Herr Walther von Dahn vernommen, so fährt er wie besessen zurück vor dem Ammeister, geberdet sich, als wäre er unsinnig, läuft rücklings, zittert, läßt alle Glieder hängen und schreit: „Behüte mich Gott! Behüte mich Gott!"

„Was hatte denn der edle Herr?" fragten betreten und in großer Spannung die beiden Söhne des Bastards.

„Der Ammeister wußte es auch nicht," fuhr der Hattstadter in seiner Mittheilung fort. „Erschrocken über solch' seltsames Gebahren, folgt er unserm Freunde und fragt mit Antheil, was ihm denn widerfahren sei. Was, meint ihr, hat nun der von Dahn zur Antwort gegeben?"

„Nun, was?" fragte Heinz Grese, und der von Hattstadt fuhr mit Nachdruck fort: „Walther von Dahn sprach: Er müsse sich vor dem Ammeister Schlimmes versehen, denn er habe sein Lebtag gehört, wenn die Bauern Latein redeten, so seien sie toll!"

Ein andauerndes Gelächter schlug jetzt an die Decke empor, in welches Alle einstimmten, selbst der zweite Sohn des Bastards, trotz seiner schwermüthigen Miene.

„Trinken wir auf Herrn Walthers Wohl!" rief dann Heinz Grese, indem er einschenkte und die Andern die Becher hoben. „Bei meines Vaters Bart, das war gut hinaus gegeben! Ha! ha! ha! ha! ha!"

„Und wie ging es weiter?" fragte dann einer der Jungen.

„Wie es weiter ging? Der Ammeister läuft roth, wie ein Wälschhahn, auf die Pfalz, theilt dem Rath die Sache mit, und dieser beschließt auf diese spöttische Rede hin, was die Handwerker schon längst gewollt — auf Wasselnheim zu ziehen und den Walther von Dahn sammt seinen Genossen in allem Ernst zu befehden. Einige Edle in der Umgegend, die es mit ihm und dem Bischof Ruprecht hielten, wurden auch alsbald überzogen, ihre Burgen berannt, so Nideck. Dann — auf Freitag vor dem Palmtag — zogen die von Straßburg aus mit viel Volks zu Roß und zu Fuß, mit Wägen, Büchsen und allem Zeugwerk gegen Wasselnheim. Als sie aber in's Kronthal kamen, erhielten sie Botschaft, daß die Söldner ihres Vortrabs darnieder gelegen seien; Herr Walther von Dahn war über sie hergeritten. Da hielten es die Straßburger für klug, wieder heim zu ziehen. Aber ehe Pfingsten kommt, soll es wieder los gehen, und mit mehr Ernst. Als ich von Straßburg wegritt, wurde schon allenthalben

gerüstet. Und so fest Wasselnheim auch ist, ich fürchte sehr für unsern ehrlichen Walther. Denn Straßburgs Feind sein ist ein ander Ding, als der Schlettstädter Feind sein." (Forts. f.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

V. Verlobungs- und Trauungs-Feierlichkeiten, Kuß, Schlüssel, Schuh, Schleier, Kranz.

Auch der Kuß hatte bei der Verlobung eine rechtliche Bedeutung. Schon im spätern römischen Rechte finden wir die Bestimmung, daß, wenn der Bräutigam der Braut Geschenke gegeben, und sie dabei geküßt hatte, und dann er oder die Braut vor der Heirath starb, die Braut oder deren Erben die Hälfte der Geschenke behalten durften und nur die andere Hälfte zurückgeben mußten. Hatte der Bräutigam aber die Braut nicht geküßt, so mußten, im Falle des Todes der Braut oder des Bräutigams vor der Hochzeit, die Geschenke vollständig zurückgegeben werden. Doch scheint dies Gesetz nur für Spanien gegeben worden zu sein, und auf eine spanische Rechtsgewohnheit sich gegründet zu haben. Noch im Mittelalter wurde, wie wir aus einem Stadtrechte für Castilien sehen, nach dieser Rechtsgewohnheit entschieden. Es hatte sich nämlich ein Cavalier mit einer edlen Dame, Donna Elvira, verlobt und ihr reiche Geschenke gegeben. Da die Heirath aber nicht zu Stande kam, verlangte der Cavalier die Geschenke von der Braut zurück. Beide gingen vor den Richter Don Diego und dieser entschied: Wenn die Dame bei der Verlobung ihren Bräutigam geküßt habe, so dürfe sie alle Brautgeschenke behalten; habe sie ihn aber nicht geküßt, so müsse sie alles zurückgeben. Die Dame wollte nicht zugeben, daß sie den Bräutigam geküßt habe und gab daher alles zurück. — Aber auch in mittelalterlichen Urkunden aus dem südlichen Frankreich wird oft ausdrücklich erwähnt, daß der Bräutigam der Braut ein Geschenk gemacht und ihr dabei den ersten Kuß gegeben habe; dieses Geschenk hat sogar den Namen Osculum, Kuß, erhalten. — Küsse sind, wie allbekannt, auch heute noch üblich, doch haben sie alle rechtliche Bedeutung verloren, wenn sie auch ihren eigentlichen ursprünglichen Werth noch immer besitzen.

Bei der Trauung selbst war es gebräuchlich, der Braut die Schlüssel zu überreichen; eine Sitte, die wir auch bei den alten Römern finden. Die Schlüssel bedeuten die hausfrauliche Gewalt, die Schlüsselgewalt, das Recht, im Hause zu schalten und zu walten. Die Hausfrau trägt sie am Gürtel hängend und sie gibt ihre hausfraulichen Rechte auf, wenn sie die Schlüssel zurückgibt, wie wir später noch sehen werden.

Ein anderer Gebrauch bestand darin, daß der Bräutigam der Braut einen Schuh brachte; sobald sie ihn an den Fuß gelegt hat, ist sie seiner Gewalt unterworfen. Es hängt dieß wohl zusammen mit einer andern Sitte der ältesten Zeit. Bei der Adoption nämlich soll der Adoptiv-Vater ein Mahl rüsten, einen dreijährigen Ochsen schlachten, dessen rechtem Fuße die Haut ablösen und daraus einen Schuh machen. Diesen Schuh zieht er dann zuerst an, nach ihm zum Zeichen des Eintrittes in die neue Familie der adoptirte Sohn, hierauf die Erben und Freunde. Dieß heißt: mit Einem in den Schuh steigen. Vielleicht brachte auch der Bräutigam der Braut seinen eigenen Schuh, den sie anlegte, so daß auch hier beide in einen Schuh gestiegen wären. In einigen Gegenden glaubt man noch heute, wenn sich die Braut vom Bräutigam den linken Schuh anziehen lasse, oder wenn es gelinge, bei der Hochzeitsfeier, ohne daß der Bräutigam es merke, der Braut den Schuh vom Fuße zu ziehen, so werde sie im Hause herrschen; Schuhe dienten überhaupt auch als Zeichen der Herrschaft; mächtigere Könige sandten Geringeren ihre Schuhe, welche diese zum Zeichen der Unterwerfung auf der Achsel tragen mußten. Daher stammt wohl auch die sprüchwörtliche Redensart: „den Mann unter den Pantoffel bringen", deren Bedeutung allbekannt ist.

Bei vielen germanischen Völkern war das lange, lockichte Haar das äußere Kennzeichen des freien Mannes, und ein Vorrecht der freien Jungfrau war es, wenn sie heirathete, in fliegenden Haaren zur Kirche zu gehen. Die Neuvermählte aber ließ ihr Haar nicht mehr fliegen; sie band es in Knoten, sie „band ihr Haupt", sie bedeckte es mit der Haube, sie ist nun, wie wir heute noch sagen, „unter der Haube." Die Haube war von jeher ein Ehrenschmuck der Ehefrauen und Wittwen. — Hiemit hängt wohl auch die noch heute bestehende Sitte zusammen, daß die Braut bei der Trauung einen Schleier trägt. Wenn das fliegende Haar das Zeichen des freien Mannes, der freien Jungfrau war, so war das Binden und Verhüllen des langen Haares mit dem Brautschleier, dem Brautgebende, das Sinnbild der verlorenen Freiheit, da die Braut nun unter die Herrschaft des Mannes kommt. An die Stelle des Schleiers tritt nach der Vermählung die bequemere Haube, die ebenfalls das Haar gefangen hält. — Uebrigens war es schon bei den alten Römern Sitte, das Gesicht der Braut bei der Vermählung mit einem rothen oder feuerfarbenen Schleier (lateum flammeum) zu verhüllen; darum hieß auch die Braut „nupta", die Verhüllte. Auch das deutsche Wort „Braut" will man auf eine sanskritische Wurzel zurückführen, welche „verdecken, verhüllen, verschleiern" bedeutet, so daß auch die Braut der ursprünglichen Wortbedeutung nach die „Verschleierte, Verhüllte" wäre. Das Wort „Bräutigam" ist nur eine Ableitung von „Braut", und heißt „der Brautmann."

Auf dem Schleier trägt die Braut den Brautkranz, meist von Myrthen. Die Myrthe war bei den alten Griechen der Aphrodite, der Göttin der Liebe, geweiht, und mit Myrthen wird auch heute noch die Jungfrau geschmückt, wenn sie als Braut zum Altar tritt, aber auch dann, wenn sie als Todesbraut in den Sarg gelegt wird.

Endlich mag hier noch erwähnt werden der Braut-

kampf, der Kampf um die Braut. Brautraub findet sich noch heute bei vielen halbwilden Völkern; auch in der ältesten geschichtlichen Zeit wird er erwähnt, wie z. B. der Raub der Sabinerinnen. Häufig mußte um die Braut gekämpft werden, im Wettlauf oder im Wettfahren, wie z. B. im Wettfahren zwischen Pelops und dem Vater der Hippodamia. Einen wirklichen Kampf mit der Braut hat uns das Nibelungenlied überliefert: Die nordische Brunhilde folgt dem König Gunther, der um sie warb, erst dann, als er mit Hilfe Siegfrieds und seiner Tarnkappe einen Wettkampf im Speerwerfen, Steinschwingen und Springen mit ihr bestanden hat. Auch heute noch ist es in einigen Gegenden Sitte, daß der Bräutigam die Braut den Brautführern, die hier ihre Familie vertreten, mit scheinbarer Gewalt entreißen muß, oder daß die Braut im Tanze vom Bräutigam gehascht und entführt wird — der sogenannte Brauttanz. Die Bedeutung dieses sinnbildlichen Kampfes um die Braut ist wohl die, daß der Mann nicht ohne Kampf seine Frau errungen habe, und daß sie ihm dadurch, wie jedes mit Sorge und Kampf errungene Gut, um so theurer sein müsse. (Forts. f.)

Miscellen.

Breslau, 20. April. Ueber die Verhaftung der Directoren der Saganer Actien-Brauerei schreibt man der Schles. Ztg. aus Sagan: „Die Constituirung der Actien-Gesellschaft erfolgte im Dezember 1871 auf Betreiben des Banquiers Ende. Dieselbe hatte den Ankauf der hiesigen Schwebe'schen Brauerei und den Betrieb der Brauerei in derselben zum Zwecke. Die Actionäre beauftragten den Aufsichtsrath, zu welchem Herr Ende ebenfalls gehörte, mit dem Ankaufe der Brauerei, deren Preis von Herrn Ende auf 120,000 Thaler angegeben worden war. Dabei verschwieg Herr Ende den Actionären sowohl wie den übrigen Mitgliedern des Aufsichtsrathes die Thatsache, daß er, in Gemeinschaft mit Guhr, ein Abkommen mit dem früheren Besitzer der Brauerei, Herrn Schwebe, getroffen, nach welchem der Kaufpreis in der That nur 90.000 Thaler betrug, daß derselbe den Actionären gegenüber aber auf 120.000 Thaler angegeben werden sollte, und daß von letzteren 30.000 Thaler an Ende und Guhr gezahlt werden sollten. Diese Summe ist in der That von den Kaufgeldern gezahlt worden, und Herr Schwebe hat über dieselbe als „an Kaufgeld erhalten" quittirt. Mit diesem ziemlich bedeutenden Gründerlohn war man noch nicht zufrieden. Es hat noch eine Fälschung der Bücher Statt gefunden und sind die wirklich bezahlten Beträge über Lieferungen drei- bis viermal so hoch in Ausgabe gestellt. In Folge dessen ist die Beschlagnahme sämmtlicher Bücher und Scripturen erfolgt und werden sämmtliche Lieferanten, deren Beiträge die Summe von 50 Thaler übersteigen, eidlich darüber vernommen, wie viel sie in Wirklichkeit erhalten haben. Was die Gründung dieses Actienunternehmens gekostet hat, ergeben folgende Zahlen: Gründerlohn an rc. Ende und Guhr 30.000 Thaler, Gewerbebank Schuster und Comp. für Emission der Actien 7½ Procent, macht 12.000 Thaler, die freilich von der General-Versammlung beanstandet worden sind. Dem Banquier Neander in Berlin für Einführung der Actien an der Börse 16.000 Thaler, dem Redacteur eines Berliner Börsenblattes für Reclame 2000 Thaler, macht in Summa 60.000 Thaler. Die Untersuchung ist in vollem Gange.

(Wie Herr Thiers lebt.) Zu Versailles wie in Paris im Palais-Elysee hat Herr Thiers genau dieselbe Lebensweise beibehalten, welche er ehemals in seinem kleinen, von der Commune zerstörten Hause auf dem Platze St. Georges hatte. Er ist umgeben von denselben Freunden und von denselben Dienern; die Zahl jener, die einmal seiner Person attachirt waren, wurde nicht vermehrt; nur der Dienst im Allgemeinen wurde vergrößert, so weit die neue Stellung es erforderte. Zwei Personen sind es besonders, die immer um die Person des Präsidenten sind, ein Freund und ein Diener; jener Herr Barthelemy Saint-Hilaire und Louis, sein erster Kammerdiener und Haushofmeister, der seit langen Jahren dem Präsidenten dient. Um 5 Uhr Morgens ruft eine Glocke den Diener zum Präsidenten, Herr Thiers kleidet sich sogleich vollständig an; meistens geschlossener Redingot, Schuhe und Halsbinde. In der Nacht trägt Thiers niemals die in Frankreich beliebte Nachtmütze oder sonstigen verweichlichenden Schutz für das Haupt; sein dichtes Haar ist ihm Schutz genug. Von 5 bis 6 Uhr bleibt der Präsident allein in seinem Cabinet, mit seinen Arbeiten beschäftigt. Um 6 Uhr nimmt er seine Morgensuppe. Das ist der Moment für Herrn Barthelemy, um seine Aufwartung zu machen, welcher ebenfalls um 5 Uhr aufsteht und schon die Abendzeitungen mitbringt, welche er durchgelesen hat und in denen er die wichtigsten Artikel bezeichnet zur Lektüre für den Präsidenten. Dann erscheint der Generalsecretär und nimmt die Befehle für die zu schreibenden Briefe entgegen. Um 7 Uhr schon beginnt Herr Thiers Besuche zu empfangen. Die ersten sind gewöhnlich Graf Pontecoulant, Cabinetschef des Auswärtigen; dann Herr von Gironde, Chef des Cabinets des Innern; dann General Hartung, Cabinetschef im Kriegsministerium; dann Admiral Kreutz, Chef für die Marine. Um halb 8 Uhr erscheint Herr Calmon, Seinepräfect, Leon Renault, Polizeipräfect: Hausart, Chef der Municipalpolizei, welche schon sehr frühe von Paris aufbrechen müssen, wenn Herr Thiers in Versailles weilt. Acht Uhr ist die Stunde zum Empfang der Finanzchefs. Von 9 bis 11 Uhr werden die Minister selbst empfangen. Dann die Deputirten und fremden Besuche, welche Audienzbriefe empfangen haben. Um diese Zeit empfängt Herr Thiers Vertreter der Presse. Der Ministerrath findet gegen 11 Uhr statt; nachher wird ein leichtes Diner eingenommen bis gegen 1 Uhr. Entweder die nächsten Freunde, oder zufällige Besucher sind die Geladenen, welche Herrn und Madame Thiers sehen wollen. Herr Thiers hat gewöhnlich einen guten Appetit. Nach dem Diner wird ein halbes Stündchen geplaudert, und auch zu dieser Zeit werden Besuche angenommen. Um 2 Uhr tritt der Präsident der Republik in sein Schlafgemach; er findet da seinen Kammerdiener, der die Nachmittagskleider, sowie Alles, was für die zweite Toilette nöthig war, schon vorbereitet hat. Nun wird Herr Thiers ein „Hemdärmeliger", da er an seine Gesichtstoilette geht: er rasirt sich nämlich immer mit eigenen Händen. Salonfähig empfängt der Präsident dann wieder die Leute die ihn besuchen wollen, doch empfängt er stehend, um die Audienzen nicht zu verlängern. Um 3 Uhr besteigt er, in Begleitung seiner Ordonnanzofficiere den Wagen. Wenn er in die Kammer oder auf die Promenade gehen soll, pflegt er gewöhnlich um 5½ Uhr nach Hause zu kommen, wo er zuerst in sein, dann in das Bureau Saint-Hilaire's geht, der ihm die unterdessen angekommenen Karten, Depeschen und Briefe übergibt; dann begibt er sich in den Saal, wo sich seine Secretäre befinden, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob man seine Befehle ausgeführt hat. Hierauf hält Herr Thiers sein Schläfchen in der Dauer von ungefähr einer halben Stunde; dann macht er seine Dinertoilette; schwarzer Ueberrock, wenn nur Freunde, Frack, wenn Fremde da sind. Selten empfängt der Präsident nach ½6 Uhr. Nach dem Diner verweilt Thiers bis nach Mitternacht in dem Salon, wenn Herr Calmon, der sehr spät zu kommen pflegt, zum Besuche erscheint. Der Seine-Präfect ist immer der letzte Besuch des Präsidenten, aber nur des Abends, des Morgens ist er immmer der erste, der vor dem Palais vorfährt. Was Herrn Saint-Hilaire anbelangt, so zieht sich derselbe schon um 11 Uhr zurück. Mit Ausnahme der stets wechselnden Besucher kann man bei Thiers sagen, daß sich alle seine Tage gleichen. Schließlich muß noch erwähnt werden, daß er allmorgendlich seinen Pferden, für die er eine große Vorliebe hegt, einen Besuch abstattet.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 52. Speyer, Donnerstag, den 1. Mai 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Quando kann Wasselnheim kosten, das ist wahr!" bemerkte jetzt der Bastard von Lützelstein. „Aber noch ist dem nicht so, und der Edle von Dahn wird dem vorbeugen können, wenn ihm nur des Bischofs und des von Vinstingen Freundschaft bleibt."

„Wenn ihm nur der Pfalzgraf der Bitscher Geschichte und seiner Freundschaft für Deine Vettern wegen nicht grollte!" versetzte der von Hattstadt. „Ich fürcht', es möchte ihm und seinen Freunden die Luft im Unterlande bald zu schwül werden. Der böse Fritz drängt längst seinen kurfürstlichen Bruder zum Krieg!"

„Wird ihm die Luft dort zu schwül, mag Herr Walther zu uns in's Oberland kommen", meinte Heinz Grefe. „Es muß ja bald aller Orten losgehen gegen die Städte. Hab' ich doch selbst noch mit denen von Mülhausen ein Hühnchen zu pflücken und wir Edelleute alle, Walther insbesondere — ein zweites mit Colmar."

„So möcht ich nicht in Junker Michel Würmleins kostbarer Haut stecken, wenn der edle Herr von Dahn in's Land kommt!" sagte der ältere Sohn des Bastards, indem er dann plötzlich aufsprang, als der Ton einer Fiedel unten im Schloßhof erklang und zugleich das Lachen, Rufen und Getrappel des nachdrängenden Volks herauf scholl. „Hei da! der Spielmann!" rief Hans Grefe ans Fenster eilend.

„Was will der Geiger?" fragte unwirsch sein Vater. Der Sohn jedoch fuhr fort: „Zu Euern Ehren, edler Herr von Hattstadt, will ich gleich im ersten Reigen sein. Komm Matthies!"

„Zu meinen Ehren und eurer Lust!" entgegnete der Schloßherr lächelnd, während der Bastard von Lützelstein ein sehr unzufriedenes Gesicht machte. „Immerhin, Heinz, laß die Jugend sich austoben! Wir haben's auch nicht anders gemacht in jungen Jahren. Wollen wir auch den Fiedler hören und die Jungen springen seh'n? Komm, laß einmal den Becher."

Damit hatte sich der Schloßherr von dem eichenen Zechtische erhoben, um an eines der Fenster zu treten, wohin ihm der Bastard später mißmuthig folgte. Nachdem er jedoch eine Weile den Liedern und Tanzweisen des fahrenden Spielmanns gelauscht und der Lust des Tanzes zugeschaut hatte, machte er keinen Einwand mehr, da der Herr und Gebieter von Herlisheim ihm in volksthümlicher Anwandlung vorschlug, das fröhliche Spiel aus nächster Nähe anzusehen und in den Schloßhof hinunter zu gehen, um sich herablassend unter das jubelnde Volk zu mischen. Brummend zwar, jedoch ohne ernsten Widerstand hinkte der lahme Bastard nach.

Fünftes Capitel.

Der Teufel hat den Geiger.

„Potz Bellen von Ruffach, was hat denn der Geiger!" rief unten im Schloßhofe der junge Hans Grefe, indem er, mitten im besten Drehen und Schwenken des Tanzes mit dem blonden Aennelein, innehielt und nach dem Fiedler schaute. „Der Kerl muß trunken sein!" Aus einem fröhlichen Reigenspiel war der fahrende Spielmann nämlich unmerklich zu einer ernsteren Weise übergegangen, indem er das Lied zu fiedeln begann:

„Augsburg ist ein' kaiserliche Stadt,
Darin da liegt mein Lieb gefangen
In einem Thurm, den ich wohl weiß,
Darnach steht mein Verlangen."

„Ei, der spielt wohl Eurem Bruder zu Trost", entgegnete fast athemlos das Aennelein, das mit hochgerötheten Wangen, leuchtenden Augen und klopfendem Busen, der unter der weißen Leinenhülle wogte, neben ihm stand, von seiner Hand und seinem Arme gehalten. „Junker Matthies schaut sich wieder vergeblich um."

„Wo steckt denn das Thurmkätherlein?" fragte Junker Hans seine Tänzerin, von der er wußte, daß sie unterdeß bei ihrer Jugendfreundin gewesen war.

„Kätherlein tanzt nicht."

„Warum?"

„Es will wohl eine Nonne werden."

„Dann wird Bruder Matthies Pfaffe, in der Hoffnung, ihr Beichtvater zu werden!"

Aennelein kicherte lustig über diese Rede, ward aber doch stiller und drängte sich im Stolze ihres Glückes nunmehr etwas weniger vor, als sie den Schloßherrn bemerkte, der mit Heinz Grefe, dem Vater ihres Tänzers, in den Hof herunterkam, um von einer überdeckten, steinernen Estrade herunter in das heitere Getümmel zu blicken.

Der fahrende Spielmann ließ unterdeß während seines Fiedelns auch hier im Schloßhofe die Augen beständig an all' den Fenstern und Oeffnungen, die sich nach dem Hofe öffneten, umherschweifen. Er hatte seinen Platz zuletzt an einer Stelle gewählt, von der man über die Giebel der den Hof einschließenden Gebäude einen Theil des dicken und hohen Schloßthurms sehen konnte, da dieser seine scharfe, mit mächtigen Quadern gefaßte Ecke im rechten Winkel nach dieser Seite kehrte. Als der Fiedler jedoch, durch das Gemurmel und die schüchterne Haltung seines dankbaren Publicums aufmerksam gemacht, sich umsah und die beiden Herren bemerkte, vor welchen die jungen Männer des Städtchens die Mütze zogen, die Mägdelein knixten und die Söldner eine achtungsvollere Haltung annahmen, unterbrach er augenblicklich sein Spiel. Sein schlampiges Hütlein mit der geknickten Feder vom Haupte nehmend, nahte er sich mit demüthiger Haltung, vermeldete seine unterthänigste Ergebenheit, sprach in einem zierlichen Willkomm seine Freude aus, vor dem Schloßherrn und dessen edlem Gaste selbst seine Kunst zeigen zu dürfen, und fragte zuletzt:

„Und was, gnädiger Herr von Hattstadt, soll ich nun spielen? Was befehlt Ihr?"

„Gieß einen Becher Wein in den Busen und spiel' und sing' dann, was Du willst!" antwortete Herr Gutmann wohlgelaunt, indem er dazwischen noch immer leutselig dem versammelten Volke zunickte.

„Das wollt' ich wohl thun, gnädiger Herr", meinte jetzt der Spielmann, „wenn nur Wein und Becher zur Hand wären." Der Hattstadter lachte, sah sich rasch um und bemerkte nächst dem Thore, das zum Schloßkeller hinunter führte, einen seiner Leute, dem er winkte und befahl, eine Kanne Weins zu bringen. Dann wandte er sich mit gütigen Scherzworten an einige ihm zunächst stehende junge Leute, und würde sich wohl noch weiter in die Unterhaltung verloren haben. Jedoch der Wein war bald gebracht, ein Becher gefüllt und der Trunk von den Spielmannslippen hinuntergeschlürft, worauf das Gefäß nochmals hingehalten, gefüllt und geleert ward. „Zweimal ist Spielmannsrecht!" ließ sich drauf der Fahrende vernehmen. „Den dritten Trunk mag mir Eure Gnade gönnen, edler Herr, und soll auf Euer künftiges Wohlsein geleert werden!"

„So gieß nur drein, Schenke!" rief lachend der Hattstadter. „Es ist eine ächte Spielmannskehle. Immer durstig, immer durstig, wie Andere auch, gelt Heinz! Es ist eine durstige Zeit!"

„Möge Euch kein Unheil an Leib und Leben gehn, gnädiger Herr!" sprach der Spielmann den Becher erhebend und denselben an die Lippen setzend.

„Das ist ein kühler Trinkspruch für Sängers Mund", bemerkte Herr Gutmann. „Immerhin mag er wohlgemeint sein. Jetzt aber ist Deine Kehle genügend gesalbt, hoffentlich auch Dein Fiedelbogen. Wohlan, sing' her!"

Der Spielmann strich über die Saiten und begann dann mit guter Betonung ein Lied, das noch jetzt vom Volke gesungen wird:

„Es reit der Herr von Falkenstein
Wol über eine breite Haide.
Was sieht er in dem Wege stehn?
Ein Mägdlein im weißen Kleide."

Während nunmehr die noch immer beisammen stehenden Paare allmälich nach der anmuthigen, wenn auch nicht heitern Melodie zu singen, sich zu wiegen und langsam zu drehen anfingen, wandte sich auch der Fiedler im Takte hin und her, bis er wieder an derselben Stelle stehen blieb, die er schon früher eingenommen hatte. Mit Wohlgefallen weilte das Auge des Schloßherrn auf den jungen Paaren, als er sich an seinen Nachbar mit den Worten wandte: „Schade, daß wir alt geworden, Heinz! He! — Wäre Sträuchlins Kätherlein hier, stände wohl auch Dein Matthies nicht dorten müßig an der Wand. Ich sollte meinen, man läßt die Kleine holen! Die Jugend will ihr Recht am Leben haben."

„Der Teufel hat den Geiger!" fuhr da statt aller Antwort der Bastard von Lützelstein heraus. „Ich glaube gar, — ja, sieh nur, wie er immerhin nach dem Thurme hinan lugt!"

„Ei, was fällt Dir ein, Heinz! Das ist so Spielmann's Art, die Augen am Himmel umhergehen zu lassen, wenn die Saiten erklingen. Höre nur, wie es gut klingt."

„Seid Ihr der Herr von Falkenstein,
Derselbe edle Herre,
So will ich Euch bitten um'n Gefangenen mein,
Den will ich haben zur Ehe."

„Den Gefangenen mein, den geb' ich Dir nicht,
Im Thurm muß er verfaulen!
Zu Falkenstein steht ein tiefer Thurm
Wohl zwischen zwei hohen Mauern."

„Steht zu Falkenstein ein tiefer Thurm
Wohl zwischen zwei hohen Mauern,
So will ich an die Mauern stehn
Und will ihm helfen trauern."

„Bleib von dem Thurm, Geiger!" unterbrach jetzt der Bastard von Lützelstein den Vortrag, nachdem er nicht nachgelassen hatte, den Fiedler zu beobachten.

„Warum, Herr?" fragte der Spielmann mit dem Ausdrucke betroffener Unschuld, als augenblicklich sein Fiedelbogen ruhte.

„Darum! Du hast nichts dort zu thun und kannst eben so wohl von der Staffel dort heulen und kratzen, wenn's noch Jemand hören will."

„Laß ihn doch, Heinz! Was hast Du nur gegen den Mann?" fiel Hattstadt ein. „Verdirb doch dem jungen Volke nicht seine Lust!"

Der Fiedler hatte unterdeß den ihm von dem Bastard von Lützelstein angewiesenen Platz ohne Gegenrede und nur mit einem gleichgültigen Achselzucken eingenommen, worauf er seinen Vortrag fortsetzte:

„Ich ging den Thurm wohl um und um:
Feinslieb, bist Du darinnen?
Und wenn ich Dich nicht sehen kann,
So komm' ich von meinen Sinnen.

Ich ging den Thurm wohl um und wieder um
Und wollt' ihn gern aufschließen.
Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär',
Keine Stund' thät mich verdrießen.

Ei, dürft' ich scharfe Messer trag'n,
Wie unsers Herren Knechte:
Ich thät mit'm Herrn von Falkenstein
Um meinen Herzliebsten fechten!"

Der Bastard von Lützelstein biß sich in die Lippen, während seine rothen Augen starr und durchbohrend an dem Geiger hingen. Sie maßen dessen Gestalt, als ob sie nach solchen scharfen Messern forschten, von denen das Lied meldete. Ja, für einen Augenblick schien es, als wolle er sofort das Schwert ziehen, an dessen Knauf sich unwillkürlich seine Rechte gelegt hatte. Doch begnügte er sich mit einer Geberde des Mißmuths und mühsam unterdrückten Zornes, welche sein Sohn Hans wohl bemerkte, jedoch mißverstund.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Wiener Ausstellung.

II.

Wien, 26. April. Der Stand der Arbeiten auf dem Ausstellungsplatze gestattet nunmehr, sich mit einiger Sicherheit ein Bild von dem Unternehmen nach seiner Fertigstellung zu machen. Wir stehen vor einem neuen Werke großartiger internationaler Concurrenz, das trotz aller Verschiedenheit des Charakters hinter der großen Pariser Ausstellung von 1867 nicht zurückbleiben wird. Dagegen ist es sicher, daß der Eröffnungstag noch nicht der Tag der Vollendung sein wird. Leider theilt die Ausstellung darin das Schicksal aller ihrer Vorgängerinnen. Von einigen kleinern Staaten, wie Belgien, Schweiz u. a. abgesehen, welche ein verhältnißmäßig geringes Material zu bewältigen hatten, wird Deutschland am Tage der Eröffnung jedenfalls zu den am meisten vorgeschrittenen Nationen gehören. Die Schwierigkeiten waren für die deutsche Abtheilung dadurch besonders groß, daß die eine Hälfte der gesammten Industrie in besondern Bauten untergebracht werden mußte, an welche erst mit Beginn des letzten Herbstes die Hand gelegt werden konnte, während die andere Hälfte in den dicht an dem großartigen Kuppelbau gelegenen Räumen des Palastes untergebracht wird, welche wegen der immer noch nicht abgeschlossenen Bauarbeiten in der Kuppel erst im Laufe der letzten Wochen für das Ausstellungsgut benützbar geworden sind. Die Energie, mit welcher in der deutschen Abtheilung gearbeitet wird, läßt jedenfalls zum 15. Mai die völlige Fertigstellung der deutschen Abtheilung erwarten. Bis dahin wird, wie die Dinge gegenwärtig liegen, keine andere der größeren Nationen fertig geworden sein. Die Eröffnungsfeier wird sich nach dem nunmehr vorliegenden Programme verhältnißmäßig einfach gestalten. Mit Rücksicht auf den Stand der Arbeiten in den einzelnen Rayons der Ausstellung hat man anscheinend die früher beabsichtigten Feierlichkeiten beschränkt. Die Eröffnung wird insoferne für das große Publicum nur ein geringes Interesse bieten. Von Einladungen hervorragender Persönlichkeiten des Auslandes, insbesondere auch der bei den Vorarbeiten betheiligt gewesenen Commissionen der einzelnen Staaten, soweit deren Mitglieder nicht officiell in Wien anwesend sind, hat man gegen die anfänglichen Pläne Abstand genommen. Die Feier wird sich wesentlich zu einem localen Feste des Hofes und der Stadt Wien gestalten.

Nach der Zufuhr von Ausstellungsgütern für die deutsche Abtheilung der Weltausstellung zu schließen, ist die Betheiligung Deutschlands eine außerordentlich rege. Ueber 1400 Waggons mit deutschem Gut sind bereits jetzt in den Ausstellungs-Rayon eingelaufen, auf die Zuführung einiger hundert Wagen wird noch gerechnet. Bei den beschränkten Zufuhrwegen bereitet die Bewältigung dieser Gütermassen ungewöhnliche Schwierigkeiten, die zur Verzögerung der Installations-Arbeiten nicht wenig beitragen. Ein großer Vortheil ist Deutschland dadurch geworden, daß die Sendungen mit unerwarteter Pünktlichkeit eingegangen sind, in Folge dessen die Güter zur Hälfte schon eingetroffen waren, als die Sendungen der übrigen Nationen ihren Anfang nahmen. Unter den zahlreichen Bauten, welche rings um den Industriepalast von den verschiedenen, an der Ausstellung theilnehmenden Staaten errichtet werden, erregen die großen deutschen Annexe besondere Aufmerksamkeit. Sie ragen nicht nur durch die Größe der bedeckten Fläche (über 12,000 Quadratmeter) hervor, sondern zeichnen sich auch durch die architektonische Gesammtanlage und die geschmackvolle Ausführung im Einzelnen in sehr vortheilhafter Weise aus. Unstreitig werden sie einen der Mittelpunkte der Ausstellung bilden.

Unter den verschiedenen Abtheilungen der deutschen Ausstellung wird die Maschinen-Ausstellung einen hervorragenden Platz einnehmen. Sie bietet schon jetzt, in unvollendeter Gestalt, einen hervorragenden Anblick dar. Auf keiner der früheren Weltausstellungen ist eine einzige Nation mit einem so massenhaften Maschinen-Material aufgetreten. Ein Vergleich mit der letzten Pariser Ausstellung gewährt eine Vorstellung von dem Aufschwung, welchen die deutsche Maschinen-Industrie während der letzten sechs Jahre genommen hat. Die Maschinen-Ausstellung wird, soweit sie Deutschland angehört, großentheils schon am 1. Mai vollständig, aber sicher am 15. Mai fertig gestellt sein. Von den an der Weltausstellung betheiligten Staaten hat Deutschland übernommen, die Güter der Aussteller für die Zeit der Ausstellung auf öffentliche Kosten gegen Brandschaden zu versichern. Die Unterbringung dieser Versicherung bot bei dem hohen Werthe der Güter, der mehrere Millionen Thaler erreicht, nicht gewöhnliche Schwierigkeiten, ist indessen in befriedigender Weise gelungen. Eine große Anzahl deutscher Versicherungs-Gesellschaften haben sich zur Uebernahme des Risicos vereinigt. In den Ausstellungsräumen sind die einzelnen Staaten gegenwärtig mit der Decoration ihrer Rayons beschäftigt. Sehr reich scheint dieselbe namentlich in der deutschen Abtheilung angelegt zu sein. Auch von Seiten einer großen Anzahl von Einzel-Ausstellern in dieser Abtheilung werden augenscheinlich besondere Anstrengungen gemacht, ihre Waaren in glänzender Entfaltung zu zeigen. Bekanntlich traten auf den früheren internationalen Ausstellungen gerade die deutschen Abtheilungen durch eine gewisse Monotonie des Arrangements hervor. In der großen Rotunde

haben die Bauarbeiten auch jetzt, wenige Tage vor der Eröffnung, noch nicht zum Abschluß gebracht werden können. Voraussichtlich wird es mit aller Mühe gelingen, zum Eröffnungstage die Arbeiten soweit zu beenden, daß eine Feier darin stattfinden kann. Dagegen ist in den nächsten Tagen an die Installation der für die Rotunde bestimmten Objecte noch nicht zu denken, von wenigen, an besonders günstigen Plätzen befindlichen Ausstellungen abgesehen. Dem Vernehmen nach wurde deutscherseits beschlossen, vor Anfang Mai die Kuppel überhaupt mit Ausstellungsgegenständen nicht zu besetzen. Die aus Deutschland für den Kuppelraum angemeldeten Gegenstände sollen etwa den dritten Theil der verfügbaren Plätze in Anspruch nehmen. Von den Abtheilungen der deutschen Ausstellung ist zur Zeit die Kunstausstellung am Weitesten zurück. Die Ursache daran liegt in den bekannten, nunmehr geschlichteten Differenzen über die Raumvertheilung in der Kunsthalle, durch welche eine erhebliche Verzögerung der Vorarbeiten herbeigeführt wurde. Es ist indessen gegründete Aussicht vorhanden, die Folgen dieser Verzögerung in Kürze auszugleichen, da die Installation der Kunstwerke verhältnißmäßig wenig Zeit verlangt.

Berlin, 22. April. Den (bei den Vermählungen in der Königsfamilie stattfindenden) **Fackeltanz der Minister** beschreibt in der „Voss. Ztg." ein Augenzeuge der neulichen Feier der Vermählung des Prinzen Albrecht (20 April) in folgender Weise: „Die „Ceremonientafel" wurde aufgehoben. Der königliche Zug bewegte sich noch einmal durch die schnell gebildeten Spaliere in der Bildergallerie zum Weißen Saale. Zwölf Pagen standen im dem Vorgemach; jeder hatte eine große dicke Wachskerze, an einem silbernen Griff mit großem Stichblatt getragen, in der Hand. Es waren die Fakeln für die eigenthümlichste Ceremonie des Abends: den Fackeltanz der Minister. Wer den nicht mit angesehen, macht sich unmöglich eine voll zutreffende Vorstellung von dieser Haupt- und Staatsaction. Die Fackeln sind den 12 Ministern übergeben. Die Kaiserin mit dem Kaiser haben sich vor dem Thron aufgestellt, umgeben von den Mitgliedern des Königshauses und den fürstlichen Gästen. Das Orchester intonirt einen der für diesen Tag componirten feierlichen Märsche. Der Oberst-Marschall, mit seinem gekrönten hohen Stabe in der Hand, schreitet wieder voran. Ihm folgen paarweise die Minister; die „jüngsten" zuerst. Dies war die Reihenfolge und Paarung: Falk und v. Kameke, Delbrück und v. Stosch, Camphausen und Leonhardt, Graf Eulenburg und v. Itzenplitz, v. Schleinitz und v. Uhden, zum Schluß — feierlich, stramm, hoch aufgerichtet Graf Roon und Fürst Bismarck, jeder seine Kerze in der Hand, wie spanische Granden. Hinter ihnen das junge Paar. So geht der Zug einmal mit langsamem, abgemessenem Schritt in weiter Ellipse durch den Saal. Da tritt die hohe Braut aus der Reihe und macht eine tiefe Verneigung vor dem Kaiser, die eine Einladung zum Tanze mit ihm bedeutet. Er reicht ihr die Rechte und, von den schleppetragenden Damen gefolgt, halten diese Beiden hinter dem letzten Ministerpaare nun ihren Umzug in der gleichen Curve. Wieder vor dem Thron angelangt, tritt der Kaiser in die Reihe zurück: die Prinzessin fordert in gleicher Weise den Kronprinzen auf. So geht es weiter, immer in unabänderlich gleicher Weise, immer zu dem gleichen Marsch, die Minister ohne Ruhepause immer dieselbe Ellipse ziehend. Nachdem die Braut mit dem letzten Partner, dem jungen Prinzen Friedrich von Hohenzollern, ihren Umzug gehalten und zurückgetreten ist, nimmt der Bräutigam ihren Platz ein, fordert mit tiefer Neigung die Kaiserin auf, und wieder geht der feierliche Tanz hinter den unermüdlichen Ministern her. Sie hielten sich bewundernswerth; der greise ehrwürdige Handelsminister sogar, ohne der Stütze seines Partners, des festen Grafen Eulenburg, zu bedürfen. Bis zum vollzogenen Tanz mit den letzten jungen Prinzessinnen mochte die ganze Ceremonie gut über eine halbe Stunde gewährt haben. Aber die Aufgabe und der Weg dieses Ministeriums waren damit noch nicht vollbracht. Der Oberst-Marschall lenkte sofort aus dem Saal in die Bildergallerie, und der ganze Zug, diesmal wieder das Brautpaar hinter dem letzten Ministerpräsidenten-Paare, folgte bis zu den Königinnen-Zimmern. Dort erst traten die Träger der Wachsfackeln diese an die Pagen ab, welche den Vermählten noch bis zu ihren intimen Gemächern zu leuchten hatten."

Dieses Ceremoniel ist im höchsten Grade steif, kalt und gemüthlos, besonders wenn man es mit der gleichzeitigen herzlichen und bei allem Prunk doch einfachen Hochzeitsfeierlichkeit in der kaiserlichen Familie in Wien vergleicht. — Man hat über den Fackeltanz, so schreibt die Berliner „Nationalzeitung„ ziemlich allgemein den Kopf geschüttelt, gelacht oder auch daran Anstoß genommen. Die genannte Zeitung fordert eine **Reform** des Hofcermoniels, indem sie schreibt: „Nicht der Beseitigung der Hof-Etikette wird man das Wort reden dürfen. Noch weniger wird man gegen die Beibehaltung alter Sitten etwas einwenden können; der conservative Sinn, der sich gerade in den bei den wichtigsten Lebensereignissen beobachten Sitten äußert, ist ehrenwerth und das Alter macht solche Sitten ehrwürdig und heilig. Aber gut sollten solche Sitten seyn, den Ansichten und dem Herkommen unseres Volkes entsprechend und nicht im Widerspruch stehen mit den Grundanschauungen unseres öffentlichen Lebens. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet aber, verdient unser Hofceremoniel nicht überall Lob. Wir denken hier z. B. daran, daß das neuvermählte Paar mit dem ganzen Hofe unmittelbar vom Traualtar kommend, sich an die Spieltische setzt, um, wenn auch nur symbolisch, Karten zu spielen. Dies ist eine schlechte und alles idealen Gehaltes entbehrende Sitte; es ist dies sicherlich auch keine deutsche Sitte, vielmehr ist sie ganz ohne Zweifel dem frivolen Leben des französischen Hofes entnommen. Noch entschiedener im Widerspruch zu unserem Zeitbewußtsein steht die Rolle, welche man unsere hohen Staatsbeamten bei solchen Hoffesten spielen läßt. Daß vornehme Leute den Königen bei feierlichen Gelegenheiten Ehrendienste verrichten, dies ist an sich ansprechend und geschichtlich wohl begründet. . . . . Die Ueberlieferung rechtfertigt es wohl, daß unser Adel, aber nicht, daß unsere hohen Staatsbeamten und am wenigsten, daß unsere Staatsminister zu solchen Diensten verwendet werden. Zwölf recht schön gewachsene, stattliche, aber nicht zu corpulente junge Männer, die immerhin von vornehmster Geburt sein könnten, werden zur Ausfüllung jener Rolle ohne Zweifel viel geschickter seyn und den Ministern werden die ihrem Ansehen wenig förderlichen Glossen billig erspart werden können, welche jetzt überall im Gespräch und in Zeitungen spöttisch und nicht ohne Grund über sie gemacht werden".

In **Aldershott** bei London wurden während der letzten Tage Versuche mit einem tragbaren Dampf-Kochapparat angestellt und sie fielen zufriedenstellend aus. Kessel und Pfannen befinden sich auf einem vierrädrigen Wagen, der leicht von zwei Pferden gezogen und einem Regimente auf dem Marsche folgen kann. Der Apparat reicht hin, für 500 englische Soldaten Speisen, selbst während marschirt wird, zubereiten. Sobald das Bataillon Halt macht, können die Soldaten ihr gut gekochtes Mittagessen genießen, ganz als wenn sie in ihrem Lager oder in der Garnison sich befänden. Die Bequemlichkeiten, die ein solcher Apparat bietet, liegen klar auf der Hand. Die Construction ist eine einfache. Auf jeder Seite befindet sich ein Kessel, der von einer Einspritzröhre gespeist wird und an dessen Seiten heiße Brunnen angebracht sind. Mit dem Kessel stehen durch Röhren vier Pfannen in Verbindung, in welchen Fleisch gebraten oder gekocht werden kann. Zum Apparat gehört auch eine Kaffeemühle, die ebenfalls während des Marsches benutzt werden kann. (Köln. Ztg.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 53. Speyer, Samstag, den 3. Mai 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Ei, der Henker auch!“ rief der junge Mann, indem er lebhaft den Arm auswarf. „Wie lang soll denn die traurige Litanei noch dauern? Ein Ende damit! Bist Du gekommen, Fiedler, uns am hellen Tage einzuschläfern? Etwas Lustiges! Drehen, schwingen und schwenken wollen wir uns, daß den Mägdlein die Zöpfe und Röcke fliegen! Hei da, aufgespielt!“

„Ja, was denn?“ fragte der Geiger ärgerlich, als auch andere Stimmen derselben Meinung zu sein schienen. „Meinethalb das Schlemmerlied!“ rief der muntere Sohn des Bastards. „Ja, ja, das Schlemmerlied!“ tönte es von allen Seiten. Und alsbald schickte sich auch der gefügige Spielmann an, der öffentlichen Willensäußerung seines Publicums zu entsprechen. Eine Volksweise von höchst lebhafter Bewegung riß bald die leichtfertige Jugend in die Luft des — an einzelnen, sich wiederholenden Stellen fast wilden Reigens. Junker Hans aber schwang das blonde Aennelein, daß die Strumpfbänder flatterten, indem er mit gellendem Juchhei in die Verse mit einstimmte:

„Hätt' ich das Kaiserthum,
Darzu den Zoll am Rhein
Und wär' Venedig mein,
„So wär' es All's verloren,
Es müßt' verschlemmet sein!“

Auch that er es an lautem Singen und keckem Springen all' den jungen Fußknechten und Reisigen seines Vaters zuvor, da es zu den Worten kam:

„Trag' einher kühlen Wein
Und schenk uns tapfer ein!
Mir ist ein' Beut' gerathen,
Die muß verschlemmet sein!“

„Der Hans wird gut!“ wandte sich jetzt der Edle von Hattstadt an den Vater des jungen Mannes. „Der ist gerathen, — ganz der Alte! Ja, Heinz, der artet Dir nach! — Wenn Du nur jetzt keine solche Gesichter schnittest! Was hast Du nur?“

„Der Geiger ist ein Schelm! Ich leb' und sterb' drauf!“

„Nun, er ist ein Spielmann, Heinz! Wozu braucht es aber dazu feierlicher Mienen und Worte?“

„Er kundschaftet!“

„Ah! Pa! Dir träumt's, oder Du bist ärgerlich, daß ich Dich vom Zechtisch genommen, und siehst nun schwarz in die Welt! Er ist ein so harmloser Schelm, als je ein Spielmann gewesen.“

„Hast Du noch nicht von dem Spielmann gehört, der auch fiedelnd um die Burgen schlich und schließlich seinen gefangenen Herrn befreite?“

„Richtig, der Blondel!“ entgegnete gut gelaunt der Edle von Hattstadt. „Nun, wenn Du in dem Schelm hier einen Blondel erkennst, muß Dir der Schlettstädter Küfermeister als Richard Löwenherz gelten. Ha! ha, ha, ha! Mach keine Schwänke, Heinz, und laß den armen Mann geigen. Sieh nur, wie Dein Hans die säuberliche Blonde schwenkt! Ist es doch eine Lust zu sehen und zu hören! Wärst Du nicht lahm, Alter, Du würdest auch noch mitspringen. Horch nur!

Ruck her, Du schönes Weib!
Du erfreust mir's Herz im Leib!
Wohl in dem Rosengarten
Dem Schlemmer zum Zeitvertreib.“

Während so Herr Gutmann von Hattstadt mitsummte, war er durch ein leises Antupfen veranlaßt, sich rasch umzudrehen, und war sehr unangenehm überrascht, statt des im Liede angesungenen schönen Weibes eine abscheulich häßliche Alte vor sich zu haben, welche ihn vertraulich angrinzte. „Lustig, Herr! Recht so, — die Tage vergehen und morgen ist St. Marx“, schwätzte das Weib mit ihrem zahnlosen Munde. „Darum seid Ihr heut' von Straßburg gekommen, ja! Also lustig, hab' nichts dagegen, gnädiger Herr! Wenn Ihr Euch aber heute Nacht unter eine Kirchthüre stellt, könnt Ihr Alle sehen, die von diesem lustigen Volk hier bald todt sein werden. Ja! Versucht's nur!“

„Das werd' ich bleiben lassen, Bärbel!“ erwiderte der Schloßherr, unangenehm berührt von der Erscheinung und dem Gebahren der Alten.

„So will ich's dem Heinz Grefe da sagen“, versetzte die Alte, indem sie sich an den Bastard wandte, ihn am Kleid faßte und mit dem dürren Zeigefinger der andern Hand mehrmals an die Brust tupfte. „Ja, Heinz Grefe, merke Dir's:

St. Georg und St. Marx
Drohen viel Args!“

„Der Satan hole das alte Weib!“ fluchte der Bastard, ohne sich jedoch eines Schauers erwehren oder von der Greisin losmachen zu können. „Was tupft sie mir immer an's Herz!“

„Ob's noch herzhaft ist, Heinz Grese," fuhr die alte Schloßbärbel fort. „Wenn man lahm ist, soll es mit dem Herzen doppelt gut stehen. Heut' ist der Vorabend von St. Marx, — man merke das Datum."

„Heul', alte Eule, ich werd' es allerdings merken!" brummte der Bastard halblaut vor sich hin.

„Gut, aber laß Dir sagen: besser wär's, Du hättest den Jungen für den Alten im Käfig", fuhr die Greisin mit ihrem gräulichen Antupfen weiter. „Der Junge ist flügge, merk' Dir's."

„Meinst Du den jungen Schwarz?" fragte jetzt Heinz Grese aufmerksam geworden. „Wo hätte ich ihn finden sollen?"

„Beim fetten Störlin und seiner stolzen Gertraud zu Colmar", antwortete die Alte, indem sie ihn los ließ und davon kroch.

„Eine heillose alte Hexe!" sagte ärgerlich der Bastard. „Jetzt geht sie, wo ich noch Manches zu fragen hätte!"

„Aber nichts weiter erfahren würdest. Ich kenne die Schloßbärbel schon lange!" bemerkte der Hattstadter. „Laß sie und benütze den Wink. Ich zweifle nicht daran, daß sie Recht hat."

„Du meinst etwa, wir sollen diesen Küfergesellen aus Colmar locken — denn dort können wir ihm nichts anhaben — her nach Herlisheim locken, etwa durch das Thurmkätherlein? He? Aber, Gott verdammt, was thut der Geiger? Hör' nur!" Als nämlich die lustige Weise des Schlemmerliedes zu allgemeiner Zufriedenheit abgespielt war, hatte der Spielmann die Gelegenheit benutzt, an seine frühere Stelle zu gelangen und sang von dort aus das Lied, dessen Inhalt den Bastard von Lützelstein auf's Neue in mißtrauische Aufregung versetzte. Es war dasselbe Lied, das so ermuthigend an Ohr und Gemüth des Gefangenen im Thurm erklang und mit den Worten begann:

„Es maiet in dem Walde und auf der grünen Haid'"

Noch ehe ihn der Hattstadter zurückzuhalten vermochte, humpelte jetzt Heinz Grese, indem er bei Seite stieß, was im Wege stand, auf den Fiedler los.

„Hallunke", rief er ihm mit rothem Gesichte und funkelnder Nase zu, „Du bist ein Kundschafter!"

„Herr!" entgegnete der Spielmann, vor der Faust des Bastards etwas zurückweichend. „Ihr habt kein Recht mich zu schmähen. Ich habe Siegel und Brief von meiner Zunft und meinem edlen Herrn von Rappoltstein. Wessen klagt Ihr mich an? Ich —"

„Du willst Blondel spielen! Wart', ich beblondel' Dich, wenn Du nicht gleich sagst, was Du hier suchst und —"

„Gemach, Heinz!" sprach jetzt der von Hattstadt, welcher dem Erregten in den Arm fiel. „Ich darf nicht zugeben, daß ein fahrender Spielmann auf einer meiner Burgen mißhandelt werde. Da würde mein Name von Mund zu Mund schimpflich durch das Land getragen. — Was Dich aber betrifft, Spielmann, so magst Du ein Schelm sein oder nicht sein, auf Kundschaft gehen oder nicht: was Du hier gesehen und erfahren, magst Du allenthalben verkünden. Hier ist Dein Lohn für Deine Kunst, Spielmann! Geh damit und mach', daß Du aus dem Schlosse kommst, sonst steh' ich Dir weder für Deine Fiedel, noch für Deinen Hirnkasten. Spiel' draußen in der Stadt Dein Tagwerk noch vollends herunter. Geschieht's hurtig, so wird's gut sein! Aber hier im Schloß ist jetzt genug gesungen und gesprungen."

Der Geiger dankte für die nicht kärgliche Gabe des gütigen Schloßherrn und folgte alsbald dem Rathe desselben, während sein Publicum, mit Lobsprüchen auf den edlen Herrn von Hattstadt und mit Verwunderung über das ungastliche Benehmen des Bastards, durch das Schloßthor folgte. „Du hast da zu Deinem und meinem Schaden einmal wieder den guten Mann gemacht!" fing Heinz Grese an, während sich der Schloßhof immer mehr leerte. „Das bleibe dahin gestellt", antwortete Herr Gutmann von Hattstadt mit Bewußtsein. „Woller wir Alles oben bei einem Becher Wein bereden. Es lebt sich mit Dir am besten am Zechtisch, mein wackerer, alter Heinz."

Sechstes Capitel.

Ruhig Meister! Greift den Geiger!

Nachdem Herr Gutmann von Hattstadt in so milder Form sein Hausrecht gegen den Bastard von Lützelstein gewahrt und sich vor seinen eigenen Leuten sowohl, als vor den Söldnern seines Gastes als großmüthigen, milden Herrn gezeigt hatte, nahm er mit gutem Bedacht neben dem verstimmten Freunde wieder Platz am Zechtische und hieß die Schenken Wein bringen. „Trink, Bruder!" rief er demselben wohlaufgelegt zu. „Oder ist Dein Durst nicht mehr wach? Aergere Dich nicht weiter über den Geiger, Heinz, sondern laß ihn laufen."

„Ja wohl, Gutmann! Aber vorgesehen wäre besser, denn nachgesehen!" meinte der Bastard noch immer unmuthig. „Wir können nur zu leicht in große Ungelegenheit kommen."

„Herlisheim ist fest, sei nicht so schwarzsichtig!" entgegnete Hattstadt. „Fängt Dir vor Fiedlern zu grauen an?

„Will's nicht verhehlen, daß mir bei seinem Gebahren eine alte Geschichte zu Sinne kam. Ich hörte sie einmal von einem Caplan meines seligen Vaters, des Grafen. War ein guter Lateiner —"

„Der Graf?"

„Nein, der Caplan. Es geschah da im Griechenlande herum. Da saßen fremde Herren in einer überwundenen Stadt im Schlosse, gutes Muths und sangen:

„Guter Gesell', das bring' ich Dir,
Ein Gläslein Wein, drei oder vier?"

Kommt mit einmal eine Dirne, singt, spielt, tanzt, zieht drauf unversehens einen Dolch und sticht todt, was sie erreicht. Die Dirne aber, die Dirne war ein verkleidetes Mannsbild, ein Verschworener."

„Und daran hat Dich der fahrende Spielmann erinnert?"

„Ja wohl, Gutmann", sagte der Bastard ernsthaft. „Als er an den Vers kam:

Ei, dürft' ich scharfe Messer trag'n!

war ich darauf gefaßt, daß er mir an die Kehle springen werde, wie eine Wildkatze."

„Behüte mich Gott! Dir hat's die Schloßbärbel angethan mit ihrem Geträchze!" meinte der von Hattstadt. „Die Alte schwatzt lauter Unsinn, seit sie keine Zähne mehr im Munde hat.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einzug des Prinzen Leopold und der Erzherzogin Gisela in München.

* **München**, den 28. April. Heute Morgen begannen sich die Gebäude der Stadt in Flaggenschmuck zu kleiden, vor allem die Staats- und städtischen Gebäude, welche sämmtlich außer den bayerischen, deutschen und Münchener Farben auch die österreichischen Hausfarben (weiß und roth) im Flaggenschmucke führten. Von allen Thoren und Kirchthürmen wehten die Fahnen, und eine große Zahl Privatgebäude, insbesondere in der Wein- und Theatiner-, Brienner-, Ludwigs-, Schützen-, Residenz- und Dienersgasse &c. waren nicht blos in reichen Flaggenschmuck gekleidet, sondern auch mit grünen Kränzen und Guirlanden und bunten Teppichen, dann Wappenschilden und Inschriften geschmückt. An den Hotels sämmtlicher Gesandten auswärtiger Mächte sah man deren respektive Landesflaggen wehen. Ein heftiger Wind, der den ganzen Tag wehte, hatte doch das Gute, daß er gegen Mittag das dichte Gewölke zerriß, so daß in den ersten Nachmittagsstunden die Sonne vom blauen Himmel herniederstrahlte. Um diese Zeit war auch schon Alles auf den Beinen, um Zeuge des Einzugs zu sein, ganz München schien auf dem Wege vom Bahnhof, die Schützenstraße herein über den Karls- und Maximiliansplatz und an der Briennerstraße versammelt. Die hier garnisonirenden Bataillone Infanterie bildeten mit Musik und Fahne den ganzen Weg Spalier, um die Straßen freizuhalten. Auf dem Perron des Staatsbahnhofes war eine Compagnie mit Musik und Fahne als Ehrenwache aufgestellt. In die auf's schönste mit Blumen und Fahnen geschmückte Bahnhalle fuhr der Zug um ½4 Uhr von Salzburg her ein. Die Prinzen Otto, Luitpold und Arnulph hatten sich am Bahnhof eingefunden, begaben sich jedoch nach kurzer Begrüßung vor dem Festzug in die königliche Residenz. Prinz Leopold und Prinzessin Giesela (ersterer die Oberst-Uniform des 1. Kürassierregimentes mit dem Bande des Hubertusordens tragend, letztere in die bayerischen Landesfarben gekleidet, indem sie über einer weißen Robe ein hellblaues Grosgrain-Kleid anhatte,) bestiegen nunmehr den prachtvollen Gallawagen, den sich S. M. der König dahier anfertigen ließ, und der, von zwei Piqueurs auf Schimmeln geleitet, und von 6 herrlichen in Blausammt geschirrten Schimmeln gezogen, in seiner überreichen goldenen Pracht das allgemeinste Staunen erregte. Nun setzte sich der Zug, den ein vierspänniger Hofwagen mit dem kgl. Regierungspräsidenten, dem Ceremonienmeister und den beiden Dienstkämmerern, dann eine halbe Eskadron Kürassiere eröffnete, und eine solche und zwei vierspännige Hofwagen mit den Damen und Herren des Gefolges schlossen, in Bewegung. Als der prunkvolle Wagen zur Bahnhofhalle herausfuhr, und das Volk des tapfern Prinzen und noch mehr der in Jugendanmuth prangenden, so freundlich und so liebenswürdig nach allen Seiten grüßenden Kaisertochter ansichtig wurde, brach es in stürmisches Hochrufen aus, das sich auf dem Wege ununterbrochen fortsetzte. Der Prinz und seine Gemahlin dankten. Am Karlsplatz erfolgte die Begrüßung durch die Gemeindevertretung. Der 1. Bürgermeister Dr. Erhardt hielt an das hohe Paar folgende Ansprache:

„Königliche und Kaiserliche Hoheit! Es gereicht uns zur Ehre und zur Freude, berufen zu sein, Eure Hoheiten im Namen dieser Stadt zu begrüßen und Höchst-Ihnen deren ehrfurchtsvollste Glückwünsche zur Vermählung darzubringen. Die Stadt München ist sich bewußt, daß ihr eigenes Glück mit den Geschicken des Erlauchten Hauses Wittelsbach innig verbunden ist. Wir feiern daher die freudigen Erlebnisse des geliebten Königshauses als unsere eigenen Feste, und Jubelruf und Flaggenschmuck sind Zeugen des freudigen Willkomms. — Durchlauchtigste Erzherzogin! Sie haben mit dem elterlichen Hause die herrlichste Stadt am Donaustrande verlassen. Möge das Glück der Ehe in der neuen Heimath am Isarstrande reichen Ersatz hiefür gewähren! Wir begrüßen jedoch in Eurer Kaiserlich Königlichen Hoheit keine Fremde, — denn Sie sprechen unsere Sprache, und München rühmt sich, die Geburtsstätte Ihrer erhabenen Mutter, Oesterreichs regierender Kaiserin, zu sein. Geruhen Eure Hoheit, aus den Händen dieses Kindes einen Strauß von Rosen entgegenzunehmen; die Rose ist die Königin der Blumen, ein Eurer Hoheit und und Euerer Hoheit Anmuth würdiger Schmuck. — Durchlauchtigster Prinz! Durchlauchtigste Prinzessin! Gesegnet sei Ihr Einzug in unsere Stadt! Möge die Sonne des Glückes wie bisher, so auch in Zukunft Ihre Lebensbahn beleuchten! Was wir wünschen, Gott walte es!"

Hierauf überreichte eines der weißgekleideten, Blumen streuenden Mädchen ein herrliches Bouquet, welches die Prinzessin freudig erregt entgegennahm. Der Zug bewegte sich sodann über den Karls- und Maximiliansplatz durch die Briennerstraße nach der k. Residenz. Am Maximiliansplatze und in der Feldherrnhalle waren Musikchöre aufgestellt. In der Residenz wurden die Neuvermählten von sämmtlichen Prinzen des Königshauses, den dienstthuenden Damen und Herren des großen Cortèges empfangen und nach den Appartements des Königsbaues geleitet, an deren Eingang der König und die Königin-Mutter mit den k. Prinzessinnen die Ankommenden in herzlicher Weise begrüßten und nach dem kleinen Thronsaale führten. Unterdessen waren die vielen Tausende nach der Ludwigsstraße geströmt bis zum Palais des Prinzen Leopold an der Schwabinger Landstraße, das gleichfalls mit Flaggen und Kränzen geschmückt war und dem gegenüber ein Militärmusikchor postirt war. Während die Neuvermählten in der k. Residenz sich befanden, brach plötzlich ein furchtbarer Schneesturm los, der die ganze Stadt und Umgebung verhüllte, aber nur eine halbe Stunde dauerte, worauf wieder blauer Himmel und Sonnenschein kam und die weitere Fahrt des prinzlichen Paares die Ludwigsstraße hinaus bis zu dem Palais begünstigte,

wo die junge Kaisertochter nunmehr ihr Daheim finden soll. Erst als das neuvermählte Paar die heimathliche Schwelle überschritten, verstummte das Hochrufen und die Menge zertheilte sich.

Die Münchener der alten Zeit, schreibt der „Bayer. Kur.“, haben stets an den Freuden und Leiden ihres Fürstenhauses den innigsten Antheil genommen und demselben herzlichen Ausdruck zu geben gewußt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit lebt auch heute noch in weiten Schichten der Münchener Einwohnerschaft fort und aus diesen Kreisen werden denn auch tausendfache Gebete zum Himmel steigen, daß Gott das hohe Ehepaar, welches heute in unsere Stadt einzieht, segnen möge alle Tage seines Lebens! Möge insbesondere die hohe Kaisertochter sich bald in unsern Mauern heimisch fühlen und in den Sympathien, welche trotz alledem in tausend Bayernherzen für das stammverwandte Oesterreich und sein Kaiserhaus leben, einen Ersatz finden für die Liebe, welche das Land ihrer Geburt ihr gezollt hat! Tausend Herzen rufen ihr heute zu: Willkommen!

„Zu Bruchsal die Dragoner.“*)

Bierstrikende Dragoner Sind eine Seltenheit, Sogar in uns'rer schönen, So strikereichen Zeit.

Zu Bruchsal hat in Baden, Der alten, schönen Stadt, Für Bier und deutsche Treue Ein Herz noch der Soldat.

Da lief durchs ganze Städtchen Gar böse, böse Kund': „Das Bier soll theurer werden!“ So gings von Mund zu Mund.

Da rasselten die Säbel Vor Zorn in ihrer Scheid', Die tapferen Dragoner, Sie rüsteten zum Streit.

„Wir dürfen zwar nicht klopfen Den Wirth zu uns'rem Schmerz, Doch labe nicht ein Tropfen Von theuerem Bier das Herz!“

Nun wurde rasch umgürtet, Das alte Wehrgehänk', Nun ging's in kleinen Truppen Herum von Schänk' zu Schänk'.

Und wo es theuerer worden, Da sah'n sie an sich stumm Und schüttelten die Köpfe Und machten schnell rechtsum.

So sehr der Durst auch brannte, So sehr das Bier auch gut, Ihr Wort, es blieb gehalten Mit echtem deutschen Muth.

Kein Tropfen ward getrunken Vom allzutheuren Naß, Das Bier, es wurde sauer Den Wirthen in dem Faß.

Da sannen sie, die Wirthe: „Das ist ein böses Ziel, Zu Bruchsal die Dragoner, Die trinken sonst so viel!“

„Bei Gott! wir geben's billig, Wie früher für und für . . .“ Nun trinken die Dragoner Zu Bruchsal wieder Bier.

Miscellen.

Vielen ist wohl die dem Weichselrohre eigenthümliche Eigenschaft des Wohlgeruches bekannt; aber Wenigen dürfte es geläufig sein, daß die im Handel vorkommenden Weichselrohre das Ergebniß einer mit vieler Mühe und großer Sorgfalt betriebenen Bodencultur so wie einer mit geheimgehaltenen Kunstmitteln vorgenommenen langwierigen Zurichtung sind. Diese Cultur und Herrichtung der Weichselstämme wird vornehmlich im Badeorte Baden bei Wien in Oesterreich betrieben. Versuche, welche in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts gemacht wurden, die in den dortigen Wäldern wild wachsenden Weichselsträuche (Prunus Mahaleb) in eigens gepflegten Gehegen im badener Boden anzupflanzen und zu ziehen, ergaben günstige Resultate und erzielten als Producte hohe, starke, gleichmäßig dunkelroth gefärbte Weichselstämme, welchen die Eigenschaft des Wohlgeruches in hohem Grade eigen war und die sich auch durch Dauerhaftigkeit der Farbe auszeichneten. Diese Versuche ergaben aber als das wichtigste Resultat die ganz hervorragende Eignung des badener Bodens zur Weichselcultur. Durch diesen Erfolg aufgemuntert, ahmten Mehrere dieses Verfahren nach, obwohl es nicht Allen gelang, eine Waare der ersten Qualität zu erzeugen. Gegenwärtig wird diese Weichselcultur in Baden sehr stark betrieben. Auch im gepflegten Boden kommen drei Varietäten vor, nämlich die rothe, gelbe und grüne Species, wovon die erstere, durch Reinheit, Glanz und Dauerhaftigkeit ausgezeichnet, die beste Qualität bildet. Wie bedeutend diese Cultur und dieser Industriezweig ist, mag daraus entnommen werden, daß im Ganzen in Baden alljährlich 400.000 Weichselstämme zur Rohrfabrication gewonnen werden, welche gegen zwei Millionen Stück Rohre ergeben.

* Das Gypsen der Pferdeställe, ein Thema für Thierschutzvereine. Schon vor 15, ja beinahe 20 Jahren ist immer und immer wieder auf den hohen Nutzen hingewiesen worden, den das Gypsen der Pferdeställe bringt. Allein wenn jemals eine Lehre das Unglück hatte, im ausgedehntesten Maßstabe an tauben Ohren abzuprallen, so war es diese. Man besuche die Ställe der Landwirthe und aller derjenigen, welche Pferde halten, und überzeuge sich, daß sicherlich noch nicht 5 Procent der Pferdehalter das Gypsen ihrer Ställe eingeführt haben, trotzdem es einem jeden vernünftigen Menschen ohne weitere Ueberlegung klar sein muß, daß Lunge und Augen des Pferdes von den sich im Stalle durch die Zersetzung des Kothes und des Urins bildenden Ammonialgasen sehr stark angegriffen und für Entzündungskrankheiten empfänglich gemacht werden. Fragt man, warum trotz des ewigen Predigens dieser Lehre so Wenige ihr Beachtung schenken, so kann nur der Hang zur Festhaltung des Gewohnten als Grund bezeichnet werden, denn das Gypsen der Pferdeställe erfordert an Benützung pro Pferd 2 Minuten Zeit und an Geld pro Jahr 1¹/₅ Thaler für Gyps, der übrigens den Werth des Mistes pro Jahr um 5 Thaler erhöht, also gegen 400 Procente Zinsen trägt.

Charade.

(Viersilbig.)

Geschaffen zum Gebrauch im Kriege
Erhebt sich eine hohe Stiege;
Willst du die höchste Stufe kennen,
Ein Sylbenkleeblatt wird sie nennen.

Zu schönerm Brauch bei Sang und Reigen
Sieh eine zweite Treppe steigen,
Willst du den Fuß der Treppe kennen,
Die vierte Sylbe wird sie nennen.

Auf letzter Treppe nicht zu gleiten,
Muß etwas auf- und abwärts leiten;
Willst du auch dieß Geländer kennen,
So wird das Ganze dir es nennen.

Auflösung der Charade in Nr. 44:
Rechtsprecher.

Auflösung der Charade in Nr. 49:
Trauermantel.

*) Den „Bierkrawallen“ in Frankfurt und Mannheim steht als heiteres Gegenstück ein „Bierstrike“ in Bruchsal gegenüber, der den Erfolg hatte, der muthwilligen Preiserhöhung unter friedlicher Mithilfe der dortigen Dragoner ein Ende zu machen. Dieses freudige Ereigniß hat den Redacteur eines Wiener Blattes zu den obenstehenden Zeilen begeistert.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 54. Speyer, Dienstag, den 6. Mai 1873.

Das Grab.

Kaum dämmerte des jungen Tages Grau,
Zu frischem Leben weckend nächt'ges Schweigen,
Kaum zitterte der erste Morgenthau
An duft'gen Blühten, blätterreichen Zweigen, —
Da schlich ich matt nach schwer durchwachter Nacht
Langsamen Schrittes hin zur Kirchhofsmauer,
Hab' still ein weißes Sträußchen hingebracht
Zu der geweihten Stätte heil'ger Trauer!

Kein Wesen störte jene süße Pflicht,
Ich war allein, — allein mit meinem Kummer,
Der mit entsetzlich drückendem Gewicht
Den Nächten raubte den gewohnten Schlummer.
Es lag das Grab, das all mein Glück umschloß,
— Ein kleiner Hügel — still zu meinen Füßen,
So eng der Raum, — und dennoch einst so groß
Mein Glück, — das mir so bald der Tod entrissen!

Ich legte still den weißen Rosenstrauß
Auf jenen grünen Rasen, feucht vom Weinen,
Und dachte an mein Leid und an mein Haus, —
Ach, in dem Hause schliefen noch die Kleinen!
Im nahen Hain der Vögel munt'rer Sang
Schlug an mein Ohr in lieblichen Accorden,
Ich schlich betrübt nach Haus der Maur' entlang, —
Und unterdessen war es Tag geworden.

Ich weckte sanft die lose Kinderschaar,
Die noch von himmlisch süßem Schlaf umfangen; —
Entgegenstrahlte lieblich wunderbar
Dem Blick das Morgenroth der Kinderwangen!
Und Allen bracht' ich mit dem ersten Kuß —
Beseligt, meine hehrste Pflicht zu üben, —
Der fernen Mutter lieb gewohnten Gruß,
Ich stand ja nicht allein mit meinem Lieben!

E. H. Penzmer.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Gut! Wie aber, wenn der Spielmann ein Späher war? Du hättest ihn nicht durchschlüpfen lassen sollen, Gutmann, Gott weiß es."

„Was soll er denn erspähen?" fragte jetzt der Hadstadter. „Was soll er denn kundschaften, was nicht alle Welt schon weiß? Und hättest Du ihn gefangen genommen, ohne ihn überführen zu können, denk', Heinz, so würdest Du leicht noch mit den Schlettstädtern den Pfeiferpatron von Rappoltstein auf den Hals kriegen. Was that denn der Geiger, das Dein Mißtrauen wachrief?"

„Seine Lieder, Gott's Wetter auch, sein Umherschleichen am Thurm."

„Um den Thurm schlich er nicht," bemerkte Hadstadt bestimmt. „Und gesungen hat er nichts, was Du und ich nicht schon öfter gehört hätten. Ist er übrigens wirklich, wofür Du ihn hältst, so wird er sich nunmehr sicher fühlen und sein Werk zwangloser betreiben. Dann packen wir ihn mit Fug und Recht."

„Wenn er nicht schon über alle Höhen ist."

„Sicherlich nicht! So lang er Wein riecht, bleibt er haften. Du kannst ihn ja durch Deinen Hans oder Matthies beobachten lassen, wenn sie noch für etwas Anderes Augen haben als ihre Dirnen. Mir will nur nicht zu Sinn, daß die Schlettstädter einen versoffenen Geiger schicken sollen, um etwas zu erspähen, was sie längst wissen."

„Ob er auch ein wirklicher Spielmann ist, Gutmann?" fragte Heinz Grefe, indem er den geleerten Becher wieder absetzte und füllen ließ.

Der von Hadstadt lachte über solchen Zweifel und sagte dann, indem er den Zeigefinger ausreckte: „Ich seh' es den Mienen jener Leute an, daß sie ihn kennen. Frage sie!"

Damit deutete er auf eine Gruppe seiner eigenen Dienerschaft, die sich mit einigen Knechten des Bastards in Gesellschaft des Schenken im Hintergrunde der Halle hielten, um jederzeit zu Befehl zu stehen oder einen heimlichen Schluck zu thun, der ihnen selbst zu Gute kam. Jetzt drängten sie sich herbei und Einer versicherte: „Wir kennen ihn alle, gnädige Herren! 's ist, mein' Seel', der Fidelhans!"

„Wer von euch Schelmen kann es beschwören mit seinem Eide?" fragte jetzt der Bastard mit einer Stentorstimme, indem er den Leuten seine funkelnde Nase und seine blitzenden Augen zeigte.

Betroffen, ja bestürzt wichen die Gesellen zurück und nur Einer stammelte: „So haben wir gehört, — Jedermann nennt ihn so!"

„Also von Hörensagen," bemerkte der Bastard, indem er Herrn Gutmann einen Blick zuwarf und sich dann wieder an die Dienerschaft wandte: „Packt euch nur gleich von dannen! Du, Ittel, hör' noch: Du gehst in's Städtlein, suchst meinen Sohn, den Junker Hans, auf und sagst ihm, er solle ein Auge auf den Fiedler

haben und ihn nicht durch's Thor lassen! Gibst selbst Acht, daß er nicht entwische. Verstanden?!"

Als sich die Leute ihrem Befehl nach zurückgezogen hatten, wandte sich der Bastard an den Freund. „Nun, Hadstadt, siehst Du: sie kennen ihn von Hörensagen. Weißt Du aber, was ich nun möchte, um sicher zu gehen?"

„Nun?"

„Dem Meister selbst auf den Zahn fühlen, und zwar jetzt gleich."

„Gib nur Acht, daß er Dir dabei nicht in den Finger beißt!" mahnte der Schloßherr.

„Dafür laß mich sorgen," war die Antwort, „er soll einmal Rede stehen."

„So müßtest Du den Mann im Thurm herbescheiden," meinte der von Hadstadt, anscheinend gleichgültig.

Der Bastard ließ alsbald einen schrillen Pfiff nach der Thüre hin ertönen, hinter welcher die Schloßdienerschaft verschwunden war. Fast gleichzeitig hatte er sich selbst von seinem Sitze erhoben, humpelte durch die Halle und zur offenen Thüre hinaus in einen langen Gang, in welchem er verschwand und seine Befehle gab. Dann suchte er wieder seinen früheren Platz bei dem Freunde und Gönner am Zechtische auf. Ihre Unterhaltung ward nunmehr nur noch im flüsternden Ton geführt, während ihre Augen sich dazwischen immer wieder nach der Thüre richteten. Das ganze Gebahren der beiden drückte nicht geringe Spannung und Erwartung aus. Endlich ließen sich die Donnerschläge zufallender schwerer Thüren und gleich darauf hallende Tritte vernehmen, die näher und näher kamen. Zuletzt erschien unter dem steinernen Rundbogen, der zur Halle führte, ein schlanker, ältlicher Mann — in der bürgerlichen Tracht jener Zeit — zwischen zwei handfesten, grimmig blickenden Begleitern. Barhäuptig, mit schon stark ergrautem, kurz geschorenem Haare, hielt der Mann den Kopf hoch, wie ein König, als er jetzt unter dem Thürbogen stehen blieb und in die Halle hereinsah, an deren Eichentisch die beiden Edelleute saßen. „Man hat mich aus dem Verließ hierher geholt," hub der Mann in der dunkeln Bürgertracht an, nachdem er schweigend und vergeblich erwartet hatte, daß man ihn anrede und wissen lasse, was man von ihm wolle.

„Nur näher, Mann, tretet nur näher!" begann jetzt der Bastard von Lützelstein, ohne sein Gesicht voll zu dem Herantretenden zu kehren. Der Mann machte ohne seine Begleitung, die am Eingang hielt, einige Schritte in den Saal herein und blieb dann wieder stehen, um auf die Beiden am Zechtische niederzuschauen. Er hatte besonders den Herrn von Hadstadt im Auge, bis dieser, um einer gewissen Befangenheit loszuwerden, plötzlich anfing: „Nun, wie steht's? wie geht's? Meister Schwarz! Setzt Euch! Wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen."

„Am besten, ich hätte Euch nie erblickt, Herr von Hadstadt," antwortete der Meister, ohne sich zu setzen. „Ihr kamt aber damals zu mir, um das Faß zu bestellen. Was will man jetzt von mir?"

„Das Faß," antwortete der von Hadstadt, die letzte Frage überhörend. „Ja, das Faß, Meister! Das Faß platzte und mein guter Wein — tausend Mal Schade um ihn, es war Türkheimer Traminer — mein Wein floß aus und verdarb. Von Gott und Rechtswegen müßt Ihr ihn mir zahlen. Hättet Ihr's schon längst gethan, wäret Ihr wohlfeiler davon gekommen und —"

„Ich säße vielleicht nicht hier gefangen, wollet Ihr doch sagen," ergänzte jetzt Meister Schwarz die abgebrochene Rede. „Von Gott und Rechtswegen aber schulde ich Euch nichts, Herr von Hadstadt, wohl aber Ihr mir noch die Hälfte des Preises von dem Fasse, das durch Ungeschick der Eurigen zu Grunde ging. Und Ihr *müßt* mich noch zahlen."

„Ihr seid nicht klug, Meister Schwarz," entgegnete jetzt der Edelmann. „Ihr redet da, als ob ich von Eurem Wohlwollen, und nicht Ihr vielmehr von dem meinigen abhinget. Bedenkt Euere Lage und wie viel in derselben von mir abhängen möge."

„Ich bedarf Eurer Gunst nicht," versetzte der Bürger, „und nicht Eures Wohlwollens."

„Doch! Ihr seid gefangen, dächt' ich, und — müßt Euch lösen!"

„Dies bestreit' ich."

„Ihr seid gefangen in rechtmäßiger, angesagter Fehde," fing der Hadstadter nochmals mit Nachdruck an.

„Nicht von Euch," lautete des Bürgers Antwort. „Der edle Herr von Hadstadt macht nur den Hehler, hat aber nicht das Herz zur offenen Fehde."

„Meinst Du?!" rief jetzt aufgeregt der Hadstadter mit rothem Kopfe. „Mann, halte Deine Zunge im Zaum! Es ist nicht Ort und Zeit für Dich, sie so frech umher gehen zu lassen."

„Setzt Euch, Meister!" mahnte jetzt auch der Bastard. „Und trinkt von dem Wein da — er macht die Zunge geschmeidiger. Laßt ein vernünftig Wort mit Euch reden, Meister Schwarz, und trinkt! Gott's Element! Es wird Euch der Wein wohl thun."

„Verfügt Heinz Grefe auch über des edeln Gutmann von Hadstadt Keller?" fragte jetzt der Bürger zurück, ohne der Einladung Folge zu leisten. „Nein," versetzte der Bastard, „es ist kein Herlisheimer oder Hadstadter Wein, sondern Kästenholzer. Versucht Euren Wein oder vielmehr einen, der Euer war."

„Also gestohlen Gut," bemerkte der Bürger, ohne durch den Ton, in dem er sprach, den Sinn seiner Rede irgendwie mildern zu wollen.

„Wählt Eure Worte besser," fing jetzt der Bastard an. „Der Wein ward in rechtmäßiger Fehde erbeutet."

„Das nennt Ihr rechtmäßige Fehde," erwiderte uneingeschüchtert der gefangene Schletistadter Küfermeister. „Ihr überzieht eine friedliche Stadt und Bürgerschaft, so Euch nichts zu Leid gethan, mit Raub, Brand, Mord und glaubt Eurer Ehre genug gethan, wenn Ihr vorher einen Absagebrief geschickt?"

„Macht keine Worte, Meister," entgegnete jetzt der Bastard mit aufgehobener, abmahnender Hand und einer Miene, die ihm das Ansehen geben sollte, als wolle er Milde walten lassen und des Meisters Reden



dessen erklärlicher Aufregung zu Gute halten. „Nichts ohne Ursach', und solche ist hinlänglich bekannt. Und was die Beute anlangt, nun Meister Schwarz — habt ihr Schlettstadter Handwerker, ihr ehrlichen friedlichen Bürger euch damals Zwang angethan, da ihr vor vier Jahren auf die Gecken auszoget, ihnen allenthalben Pferd' und Harnische abjagtet und an Frucht und Futter große Beute machtet? Gott's Element, wie war es doch?"

„Das thaten wir zu unserer Ehr' und des Landes Schutz," versetzte der Bürger fest. „Wir thaten dem wälschen Feind, der mordend und raubend ins Land fiel, mit Dransetzen unsres Leibes und Lebens Abbruch, wo wir konnten, erschlugen seine Leute und jagten ihm seine Beute ab, was uns nicht zum Schimpf gereichen wird. Wir gaben die Hälfte des Guts den armen Bauern wieder, deren Habe es gewesen. Was aber thatet Ihr und Euresgleichen? Wer wies den armen Gecken schon vor neun Jahren den Weg über den Wasgenwald in's Elsaß? Und wer brachte wieder Anno vier und vierzig die Schaaren von Schindern über die Windenberger Steig herunter? Einer von Euch war's, Schan von Vinstingen, Euer Vetter, Schwager, Freund! Und wer hielt zu dem Landesfeind, der Alles verdarb? Wer zeigte so großen Eifer, unser schönes Elsaß in fremde Abhängigkeit zu bringen? Wer wollte das Land von Kaiser und Reich lösen, übergab dem schlimmen Feind die Burgen und verkaufte ihm Leib und Seele? Wer anders als diejenigen, die sich die Edeln und Herren im Lande nennen?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Nachtigall *).

Unter den einheimischen Sing- und Stubenvögeln nimmt die vielgepriesene Nachtigall unstreitig den ersten Rang ein. Bereits Aristoteles und Plinius gedachten ihrer mit Entzücken und nicht minder haben die Dichter der alten Griechen und Römer sie mit Begeisterung besungen, die ersteren als Aedon und Prokne, die letzteren als Luscinia und Philomela. Auch ist uns aus dem Alterthum überliefert, daß einige Schlecker, ein Caligula, Heliogabal und Vitellius ihre Schwelgereien sogar bis zu Pasteten aus Nachtigallenzungen getrieben. Die Nachtigall ist ein schlanker, hochbeiniger, kräftiger Vogel von der Größe des Sperlings, am Oberkörper dunkel-röthlich-grau, am Unterkörper düstergrau-weiß, mit weißer Kehle; Männchen und Weibchen gleichen sich völlig und sind nur für Kenner zu unterscheiden; das Männchen soll eine aufrechtere Haltung, einen wenig längeren Hals, zugespitzten Kopf, eine rein weiße Kehle, etwas längere Beine haben und dabei kaum bemerkbar größer sein; diese Kennzeichen sind jedoch nur bei völlig gesunden, kräftigen Vögeln maßgebend, werden aber durch die in Größe wie Färbung vorkommenden Abänderungen mannigfaltig verwirrt. Sicherstes Merkmal ist daher nur der Gesang. Verbreitung: ganz Europa bis Mitte Schwedens, über Mittel- und Nordasien, bis zum gemäßigten Sibirien und Nordafrica. Aufenthalt: lichte Haine und Gebüsche, mit Ausschluß des Hochwaldes und des reinen Nadelholzes, vorzugsweise wasserreiches, mit Wiesen und Aeckern wechselndes mannigfaltiges Gebüsch. Siedelt sich gern in der Nähe der Menschen an, weil sie sich dort vor den meisten ihrer Feinde und Verfolger geschützt weiß. Bewegungen: lebhaft und zierlich; hält im Sitzen die Flügel nachlässig und den Schwanz in völliger Ruhe herabhängend, doch bei jeder Erregung emporgerichtet und je nach ihren Empfindungen ausdrucksvoll auf- und niederschnellend. Flug: bogenartig, hurtig und leicht; im dichtesten Gebüsch flattert sie gewandt und schnell. Auf der Erde sonderbar hochbeinig, mit geraden Beinen in großen, schnellen Sprüngen hüpfend. Nach mehreren Sprüngen bleibt sie jedesmal stehen, beguckt flügelschlagend und schwanzschwippend ein gefundenes Kerbthier, sieht mit einem Auge ganz genau darauf, schnappt es dann fort und hüpft weiter. Sucht vorzugsweise kriechende und sitzende Kerbthiere in allen Entwickelungsstufen und kleine Würmer, vom Gesträuch oder an der Erde unterem Laub, auf frisch gegrabenen Stellen u. s. w.; Lieblingsfutter: Ameisenpuppen, Mehlwürmer, Larven des Schattenkäfers, kleine unbehaarte Räupchen, und im Herbst Hollunder- u. s. w. Beeren. Aufmerksame Beobachtung lehrt ihre verschiedenen Äußerungen bald unterscheiden, so daß man nach denselben ihr Behagen ermessen, im Freien sie bei drohender Gefahr beschützen, im Käfige dagegen zufrieden stellen kann. Gewöhnlichster Laut ein langgezogenes pfeifendes Wit! Männchen und Weibchen locken einander Wit—karr! Gemüthlichkeit oder Zärtlichkeit durch tiefes Tak! Tak! Verwunderung, Aerger und Zorn durch gellendes Zit! Furcht und Erregung durch mehrmals schnell hinter einander erschallendes Wit! welches mit schnarrendem Karrr! abschließt. Jedes Pärchen hat einen bestimmten Standort, von dem es, obwohl friedlich gegen andere Vögel, jeden Eindringling seiner Art vertreibt. In manchen Gegenden leben im Umkreise einer Achtelmeile höchstens zwei bis drei Pärchen, während doch oft in kleinen Wäldchen von kaum einigen Tausend Schritten Umfang alljährlich wohl ein Dutzend zu gleicher Zeit zu finden sind. Reichlicher vorhandene Nahrung ist zweifellos die Ursache dieser verschiedenen Bevölkerung, denn der Sängerkrieg wird allenthalben in gleich hitziger Weise geführt. Verläßt Deutschland etwa Mitte August, erst familienweise umherstreichend und dann allmälig verschwindend; einzelne bleiben bis zum September. Wandert bei Nacht, südöstlich; wird in Norditalien, wie alle übrigen Zugvögel, arg verfolgt; überwintert theils in den Nilländern, theils in Syrien. Von der zweiten Hälfte des Aprils an kehren die Männchen einzeln zurück und nach vier bis acht Tagen die Weibchen.

Nur eine Brut im Mai; wenn sie zerstört wird, noch ein Gelege. Nest dort, wo sie nicht verfolgt

*) Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler. 2. Von Karl Ruß (Hannover, Rümpler).

wird, gewöhnlich niedrig am Boden, auf dicht verwachsenen Baumstümpfen, in Grasbüscheln oder dichtem, mit Gras durchwachsenem Gebüsch, sogar in Reisig- und Laubhaufen; immer gut versteckt, so daß es nur mit Mühe aufzufinden ist. Brutdauer: 14 Tage; beide Gatten brüten, das Männchen löst in den Mittagsstunden das Weibchen ab, beide füttern gemeinsam die Jungen mit kleinen weichen Kerbthieren und deren Larven. Schon nach 14 Tagen, viel früher als sie fliegen können, verlassen die Jungen das Nest, um sich in dichtem dornigen Gebüsch, wo sie vor ihren vielen Feinden viel sicherer sind, noch lange füttern zu lassen. Jugendkleid: oberhalb bräunlich-dunkelgrau, rostgelb gefleckt, unterhalb fahlbräunlich-gelb. Mauser im Juli.

(Schluß folgt.)

Der Spitzendiebstahls-Proceß in Wiesbaden.

Wiesbaden, 1. Mai. Die heutige Strafkammer verhandelte von 8 Uhr Morgens an gegen: 1. Leony, geb. v. Löw-Steinfurth, Wittwe des Geh. Raths Philipp v. Langsdorff, welcher in kurhessischen und darmstädtischen Diensten gestanden, 64 Jahre alt, ohne Vermögen. Sie bezieht eine jährliche Pension von 900 fl., 2. deren Tochter, Frau v. Recum, 40 Jahre alt, Mutter von fünf Kindern im Alter von 19—8 Jahren; besitzt ein Immobiliarvermögen von etwa 30,000 Thaler. Beide sind des Diebstahls und der Hehlerei angeklagt. Aus der Verlesung des Anklageactes entnehmen wir Folgendes: Im Februar d. J. vermißte Frau Louis Franke hier zwei Spitzen-Fichus, werth 80 und 36 Thaler. Bald darauf fehlten aus demselben Laden drei Spitzen, zwei je 140 Thaler und eine 112 Thaler werth, welche zuletzt der Frau v. Recum, deren Schwester Leony v. Langsdorff und ihrer Mutter Geh.-Raths-Wtw. v. Langsdorff vorgezeigt wurden. Außer diesen Damen wurden die Spitzen Niemandem in der Zwischenzeit vorgezeigt. Da die drei genannten Damen häufig in Franke's Laden kamen, sich Waaren vorzeigen ließen, nach dem Preise fragten, aber immer nur wenig kauften und häufig zur Bezahlung von Kleinigkeiten größeres Papiergeld hingaben, so daß, um dieses zu wechseln, man sich immer in ein Nebenzimmer begeben mußte, fiel auf diese Damen der Verdacht der Entwendungen. Von dieser Zeit an wurden dieselben beobachtet und das Ladenmädchen angewiesen, den Damen bei ihrem nächsten Erscheinen die in zwei Cartons verzeichneten Spitzen vorzulegen, während Frau Franke durch in die Tapetenwand (welche den Laden vom Nebenzimmer trennt) geschnittene Löcher sie beobachten wollte. Am 18. März kamen dieselben wieder. Frau v. Langsdorff kaufte etwas für 7½ Sgr. und wurden ihr dann die Spitzen aus den beiden Kasten gezeigt und zum Ankauf vorgelegt. Aus dem Nebenzimmer wurde jetzt beobachtet, wie Leony v. Langsdorff zweimal Spitzen in ihren Muff steckte, während ihre Mutter das Fenster in der Thüre nach dem Nebenzimmer beobachtete. Als die Damen weg waren, ohne von den Spitzen etwas zu kaufen, fehlten 16 Stück im Werth von über 400 Thlr. Das Dienstmädchen wurde den Damen nachgeschickt und beobachtete, wie Leony v. Langsdorff nicht weit vom Laden der Frau v. Recum einen weißen Gegenstand zusteckte. Hiernach wurde Anzeige bei der Polizei gemacht, was eine den folgenden Tag bei Frau v. Langsdorff und Frau v. Recum stattgehabte Haussuchung zur Folge hatte. Bei Frau v. Langsdorff fand man 25 verschiedenartige Gegenstände, als: Taschentücher, Spitzen, Stickereien und Schleier im Werthe von etwa 4000 Thlr., welche Frau Franke als aus ihrem Laden gestohlen aneranerkannte; darunter auch einige Tage vorher entwendete Spitzen, bezüglich deren Leony v. Langsdorff zugestand, daß sie solche genommen. In einem Secretär fanden sich 16 Ellen aufgewickelte Spitzen im Werthe von 142 Thlrn. und behauptete Frau v. Langsdorff, solche ererbt zu haben. Diese Spitzen sind der Frau Franke nach deren Angabe vor etwa 2 Jahren gestohlen worden. Als noch immer Spitzen fehlten und Frl. v. Langsdorff zur Rede gestellt wurde, erklärte sie, sie habe sie ihrer Schwester v. Recum geschenkt, sie wolle zu ihr gehen und sie zur Herausgabe auffordern. Im Besitze der Frau v. Recum fanden sich bei der Visitation 43 verschiedene von Franke als ihr gestohlen anerkannte Gegenstände im ohngefähren Werthe von 2000 Thlrn., darunter auch die oben erwähnten 2 Fichus, ferner 3 von den am 24. Februar entwendeten Spitzen und 9 Stück, von denen die Auszeichnungen abgeschnitten waren. Frau v. Recum erklärte, daß sie die Spitzen zu verschiedenen Zeiten von ihrer Schwester Leony geschenkt erhalten habe, insbesondere die zwei Fichus vor etwa 4 Wochen. Sie habe nicht gewußt, daß die Spitzen solchen Werth gehabt. Ihre Schwester erhalte von ihr jährlich 400 Thlr. und ihre Mutter 100 Thlr. und habe sie geglaubt, diese verwende das Geld, um ihr Geschenke zu machen. Frau v. Langsdorff stellt jede Betheiligung an den Spitzendiebstählen in Abrede, wollte auch keine von ihrer Tochter Leony erhalten, auch nicht gewußt haben, daß diese im Besitze solcher sei. Bei Frau v. Langsdorff fand man bei der Haussuchung eine Menge Kinderspielwaaren, Gummibälle, Portemonnaies, Sammt- und Seidenbänder, Zahnbürsten, Schwämme, Parfümerien, Seife, einige neue Sonnen- und Regenschirme und auch Frau v. Recum war im Besitze einer Anzahl neuer Brieftaschen, Cigarren-Etuis und Portemonnaies, bezüglich deren sie behauptet, daß sie solche Gegenstände en gros ankaufe, um sie demnächst wieder zu verschenken. Als eine zweite Haussuchung vorgenommen wurde, waren diese Gegenstände verschwunden. Beide erklärten demnächst, diese Gegenstände verbrannt zu haben. Dieser Umstand mußte allerdings den Verdacht erwecken, daß auch diese Gegenstände gestohlen waren und dies bestätigte sich auch. In vielen Läden hier wurden immer Sachen vermißt, nachdem die Damen v. Recum und v. Langsdorff mit Leony v. Langsdorff dort waren. Von allen diesen Diebstählen wollte weder Frau v. Langsdorff noch Frau v. Recum etwas wissen. Leony v. Langsdorff konnte über dieselben bis jetzt nicht vernommen werden, da sie sich gegenwärtig als geisteskrank in der Irrenanstalt Eichberg befindet. Die Verlesung der Anklageacte dauerte fast zwei Stunden. Bei der darauf folgenden Vernehmung leugneten die Angeklagten durchweg alles ihnen zur Last Gelegte und schieben die Schuld an Allem auf ihre irrsinnige Tochter resp. Schwester.

Um 8½ Uhr Abends zog sich der Gerichtshof in sein Berathungszimmer zurück. Um 9½ Uhr Abends verkündet derselbe das Erkenntniß, wonach Frau von Langsdorff zu 1 Jahr 6 Monaten Zuchthaus, Frau von Recum zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängniß, beide solidarisch in die Kosten und zum Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 3 Jahre verurtheilt sind. Die Angeklagten wurden in allen ihnen zur Last gelegten Fällen mit Ausnahme zweier für schuldig befunden. Der Gerichtshof ging davon aus, daß Frl. Leony von Langsdorff bei Ausübung ihrer Diebstähle noch nicht geistesgestört gewesen sei, somit strafbare Handlungen vorliegen; daß Frau v. Langsdorff und Frau von Recum ihr bei den Diebstählen behilflich gewesen, auch darum gewußt haben, daß die bei ihnen confiscirten Sachen gestohlen waren, wenngleich eine gewohnheitsmäßige Hehlerei nicht angenommen werden könne, da eine frühere Verurtheilung wegen Hehlerei nicht vorliege.

Miscellen.

(Ein Glück.) Mann (beim Ankleiden): Schau Frau, was ich für ein Glück hatte. Da ist die Naht meiner Tasche, in der mein Geld steckt, aufgegangen und —
Frau (in's Wort fallend): Und Du hast nichts verloren?
Mann: Keinen Kreuzer — Ich hatte Alles vorher schon verzwickt.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 55. Speyer, Donnerstag, den 8. Mai 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Die beiden Edelleute sahen erstaunt, ja betroffen zu dem Bürger auf, indem sie vergeblich nach dem Ausdrucke des Hohns suchten, der ihnen diesmal nicht so geläufig war, als sonst. „Gott's Element," meinte der Bastard, „wer sagte mir doch, dieser Schlettstadter Küfer spare die Worte, als seien es Perlen? Und nun seh' ich, daß Ihr Predigten halten könnt, wie die Weißkutten von Colmar!"

Gutmann von Hadstadt aber wandte sich mit rothem Gesichte nach dem Meister, der seine Stelle noch immer behauptete: „Du kannst nicht sagen, Küfer," fing er an, „daß den Gecken kein Edelmann widerstrebt habe. Die gräflichen Brüder von Lichtenberg sowohl, als die von Lützelstein, Heinz Grefes Vettern, auch der von Dahn und Andere im Unterland schlugen herzhaft in die Gecken. Und hier im Oberlande ging es mir selbst nahe genug an das Häuptlein, da der Sträuchlin das Thor nicht öffnen wollte."

„Ja," meinte der Bürger unbewegt, „ich habe davon gehört und von je bedauert, daß Euer Wärtel sich schrecken ließ."

„Bei Gott und seinem Zorn," brauste jetzt der Hadstadter auf, „Ihr redet da wie ein Fürst oder wie ein Thor, und nicht wie ein kluger Mann und gefangener Handwerker, der in unserer Gewalt steht. Ihr mißbraucht unsere Geduld, Meister. Macht nicht, daß Ihr es zu bereuen habt."

„Ja, ich sehe, mit Euch ist nicht zu reden," fing auch der Bastard wieder an. „So sendet Jemand heim, der sich wegen des Lösegeldes mit dem Rathe von Schlettstadt oder den Eurigen bespricht. Euer Schwager, Conrad Lang, hat ja Ansehen genug von dem Armengeckenkrieg her, die Sach' bei der Stadt und Gemeinde zeitig durchzusetzen."

„Derlei hofft Ihr vergebens, Heinz Grefe," entgegnete Meister Schwarz. „Nicht einen rothen Heller sollt Ihr aus Anlaß meiner Haft von den Meinigen oder der Stadt erpressen."

„Dann werdet Ihr im Stock und Eisen lernen, Euch eines Bessern zu besinnen!" drohte jetzt der Bastard mit einem finstern, entschlossenen Blick, der zugleich einen forschenden Ausdruck annahm, als er denselben länger auf seinem Gefangenen weilen ließ.

„Thut was Ihr wollt," war des Bürgers Antwort. „Eure Hoffnung auf ein Lösegeld wird Euch täuschen!"

„Und wie meint Ihr wohl loszukommen, Meister Schwarz. He? Wie?" fragte jetzt der Bastard mit grimmigem Hohn, indem er die Fäuste auf seine Kniee stützte.

„Laßt mich frei und Ihr wißt es," erwiderte gelassen der Bürger.

„Verlangt Ihr nicht auch noch Sühnegeld für die erlittenen Unbilden? He?"

„Ihr würdet allerdings gut thun, Heinz Grefe, meiner Vaterstadt allen Schaden, den Ihr derselben zugefügt, freiwillig zu ersetzen."

„Und," fuhr der Bastard mit höhnischem Ingrimm fort, „soll ich nicht etwa kniefällig Euch und den Schlettstadter Rath um Verzeihung für all den Frevel, so ich an Euch verübt, bitten?"

„Es würde Euch wohl anstehen, Heinz Grefe!" sprach der Bürger mit ruhiger Würde.

Der Bastard aber sprang von seinem Sitze auf.

„Nun, Höll und Teufel," schrie er, daß die gewölbte Decke der Halle davon wiederklang und der Ton bis in die fernsten Winkel des langen Schloßgangs drang, „Dir ist der Dachstuhl verrückt. Du bist toll, Geselle, oder Du hoffst auf Verrath!"

„Auf Recht! Heinz Grefe! Noch lebt der Kaiser!"

Die beiden Edelleute sahen sich auf diese Worte des Meisters hin zuerst eine Weile an, dann lachten sie beide laut hinaus, und Heinz Grefe ließ sich dabei wieder auf seinen Sitz niederfallen. „Ah so, daher weht der Wind, der ihn aufbläst! Gott's Tod, er hat mich fast erschreckt!" sprach der Bastard. „Zitterst Du nicht, Gutmann? Morgen erscheint der Stadtschreiber von Ammersweiher als kaiserlicher Notarius und fordert uns den Gefangenen ab, ha, ha, hi, hi, hi, hi, hi, hi!"

Meister Schwarz sah auf das bläulich angelaufene Gesicht des mit einem krampfhaften Lachen kämpfenden Bastards. „Lacht nur!" sprach er dann. „Wenn der Pfalzgraf, unser oberster Richter von Reichswegen, das Land heraufreiten wird, seid Ihr nicht [illegible] lustig!"

„Der Kaiser ist weit und der [illegible]zgraf braucht lange zu dem Ritt, lieber Geselle!" [illegible]ing der Hadstadter

jetzt mit verächtlichem Mitleid an. Dann aber fuhr er in anderem Tone weiter: „Ja, ja, der Pfalzgraf! Auf den steift sich eure Hoffahrt, ihr unsaubern Handwerker in den Städten. Aber ihr irrt!" Es kommt die Zeit heran, wo euch gezeugt werden soll, wer die Herren im Lande sind, wir vom Adel oder das schmutzige Bürgervolk."

„Ihr seid selbst Bürger einer freien Stadt des Reichs, Herr von Hadstadt" entgegnete Meister Schwarz. „Bürger zu Straßburg, freilich kein würdiger. Sonst würdet Ihr nicht als Hehler dem da dienen. Er ist eben wohl solch ein Ritter vom Stegreif, nährt sich zumeist vom Raub und Reuterei auf freien Straßen, muß die Leute placken und das Land in freudlose Unruhe setzen, um sein Leben zu fristen. Ihr aber schändet Euren guten Namen und edeln Stand —"

„Still, Mann, still! Kein Wort weiter, wenn Ihr nicht wollt, daß mein ritterlicher Stahl auf Eurem harten Küferschädel Funken schlägt!" Damit hatte sich der von Hadstadt erhoben und schritt in sichtlicher Aufregung auf dem Estrich der Halle hin und her, indem er wüthende Blicke nach dem Meister schleuderte. Der Bastard war dagegen sitzen geblieben, hatte wieder einmal den Becher geleert, setzte ihn dann hart auf den Tisch, erhob das breite Gesicht nach seinem Gefangenen und sprach: „Genug, Du bist ein eigener Kauz, sollst nach Deiner Art gehalten werden. Aber zähm' Deine Zunge, sonst könnt' mich reuen, daß Du sie noch hast. Uebrigens hast Du Recht, sie ist nicht werth, in diesem Wein zu baden, der mir so zur Lust und Wonne geworden ist."

Damit füllte er sich wieder den Becher und umfaßte ihn fest, wie das edelste Gut. Meister Schwarz aber sah es, und da ihm heute zu Muthe war, als dürfe er bei guter Gelegenheit mit keinem seiner Gedanken vor den übermüthigen Edelleuten zurückhalten, sagte er: „Der Wein, Heinz Grefe, kann Euch noch theuer zu stehen kommen!"

„Du verleidst mir ihn nicht, Küfer, trotz Deines essigsauren Gesichtes," war die Antwort.

„Nun, wißt Ihr, was Heinz Streiff von Landenberg zu seinem Raubgenossen Junker Hans Alb gesagt, als sie zu Straßburg mit einander auf den Rabenstein geschleppt wurden?"

„Nun, was wohl?"

„Hans, der Wein hat uns so weit gebracht, sagte der Heinz."

Der Bastard sah dem Sprechenden starr ins Gesicht, während über das eigene ein bleifarbiger Schatten flog. „Hm, Du meinst wohl, Küfer," fragte er dann, „Du meinst wohl, mir den Wein durch die Angst vor Deinen Schlettstadter Reifenmördern zu verderben? He? Machen es die von Schlettstadt anders, als die Nürnberger, die keinen hängen, ehe sie ihn haben?"

„Nein, aber haben sie ihn — und hoffentlich kriegen sie ihn — dann hängen sie ihn gewiß."

Wieder überflog das Antlitz des Bastards ein fahler Schatten. „Hund!" schrie er keuchend vor innerer Wuth, indem er nochmals aufsprang und sein steifes Bein in den Estrich bohrte. „Hund von einem Schlettstadter Holzverderber, ich reiße Dir, bei St. Margenhart, die falsche Zunge aus!"

„Dann reißt Ihr keine falsche Zunge aus, denn die meinige ist nicht falsch," lautete die furchtlose Entgegnung.

„Nicht falsch?" rief der Bastard, indem er stehen blieb und den Bürger scharf ansah. „Gut, gib Red' und Antwort, sofort! Weißt Du, wo Dein Sohn sich befindet? Derselbe, der mir damals die Wette verloren?"

„Mein Sohn?" fragte der Meister in völlig verändertem Ton zurück. „Mein Sohn!" wiederholte er sich verfärbend. „Was ist mit ihm?"

„Das ist keine Antwort!" versetzte der Bastard.

Der Bürger legte das eben noch so stolze Haupt in die Hand. „O," äußerte er jetzt klagend, „wär' er nicht im Zorne von mir geschieden, so stünd' sein Vater jetzt nicht gebeugt und bangend vor Euch!"

Als Meister Schwarz aus seinem Verließe vor die Junker entboten wurde, empörte sich sein Bürgerstolz gegen die Rolle, die ihm wahrscheinlich zugedacht war, die eines wehrlosen, jeder Demüthigung preisgegebenen Gefangenen. Statt sich in Red' und Antwort blos abwehrend zu verhalten, war er zum Angriff übergegangen und ließ sich von der Bitterkeit seiner Stimmung hinreißen, bei bester Gelegenheit das Herbe seines Gemüths gegen die Junker heraus zu kehren, welche aus nichtigen Ursachen seine friedliche Vaterstadt bekriegten, das Land in Unruhe setzten und ihn selbst aufgegriffen hatten und gefangen hielten. Nun aber gab ihm die letzte Frage des Bastards die Besorgniß ein, auch sein Sohn möchte sich in dessen Gewalt befinden, was um so leichter geschehen konnte, als sich derselbe in der Nähe aufhielt und auf seinen Gängen dem Angriffe der Reisigen des Bastards ausgesetzt war. Meister Schwarz gedachte jetzt seiner Härte gegen den Sohn, — sein ganzes Vatergefühl erwachte für einen Moment. Alsbald kehrte jedoch sein hartnäckiger Stolz, sein fester Muth wieder zurück, als der Bastard, die rothen Augen zornig nach ihm richtend, in die Worte ausbrach:

„Im Zorn sei er von Dir geschieden? Das willst Du mir weißmachen, heuchlerischer Weinschwester! Nach Colmar, zum fetten Störlin, hast Du ihn bescheiden lassen, um mit Dir in heimliche Verbindung zu treten. Aber kriegen wir ihn, dann soll Dein Schädel sich in Staub beugen lernen, so wahr ich Heinz Grefe heiß!"

„Und ich will Dir das Faß einschwefeln, warte nur!" drohte der von Hadstadt mit geballter Faust aus der einen Ecke der Halle, wohin ihn sein unruhiges Umherwandeln eben geführt hatte.

„Wenn ihr ihn kriegt," entgegnete jetzt mit hochaufgerichtetem Kopfe wieder der Bürger. „Aber, so Gott will, kriegt ihr ihn nicht, wohl aber er euch, und dann, ihr Junker, denkt an Heinz Streiff von Landenberg und seinen Raubgenossen Hans Alb."

Bleich vor Wuth blieb der von Hadstadt stehen. Der Bastard schoß aber einen wüthenden Blick nach dem gefangenen Bürger und that einen entsetzlichen

Fluch, indem er nach seiner Wehr griff. „Mann," brüllte er, „wie viel Köpfe hast Du denn, daß Du Dich so frech um den einen redest?"

Damit hinkte er vorwärts, als risse ihn sein Zorn nunmehr zu Thätlichkeiten hin. Sofort hielt er jedoch wieder ein, als von dem Eingang zur Halle her eine rauhe Stimme sich hören ließ: „Aergert Euch weniger, Heinz Grefe, und schlagt ihm ganz gelassen über das Häuptlein. Den Schelmen aber hier befehlt, daß sie mich einlassen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Nachtigall.

(Schluß.)

Der Nachtigall-Gesang ist so schön und oft beschrieben, daß wir nichts mehr hinzufügen dürfen. Bekanntlich erklingt er aber an sich außerordentlich verschiedenartig. Wie bei allen Singvögeln hängt dies selbstverständlich von mannigfaltigen Ursachen ab, und zwar nicht allein von der Begabung des einzelnen Sängers, dem mehr oder minder günstigen Bau seiner Kehle, sondern auch von der Gegend, d. h. von den Lehrmeistern, die dort sich angesiedelt haben, so daß man sagen kann, jede Gegend hat ihre besonderen mehr oder minder vorzüglichen Sänger. Der begeisterte Liebhaber, oder besser gesagt, der tüchtige Kenner unterscheidet zahlreiche verschiedene Sangesweisen. Im Freien beginnt die Nachtigall sogleich nach der Ankunft und singt etwa bis zum Johannestage, doch während der Brut bereits matter und weniger anhaltend. Gegen drei Uhr Nachmittags hebt der Gesang an, wird gegen Abend immer feuriger und schöner und währt bis in die Dunkelheit; am herrlichsten ist er in der Morgendämmerung oder in mondhellen Nächten; bei Tage schlägt die Nachtigall nur noch mit fortwährenden Unterbrechungen, weil sie dann mit dem Futtersuchen beschäftigt ist, und so singt sie beinahe den ganzen Tag hindurch. Liebhaber unterscheiden eigentliche „Nachtvögel", welche am Abend beginnen und bis zur Mitternacht fortfahren; auf diese wird gewöhnlich der höchste Werth gelegt, weil sie meistens auch die besten Sänger. Sogenannte „Repetirvögel", welche in der Nacht nur einzelne Strophen, niemals aber den vollen Schlag hören lassen, sind viel weniger geschätzt. Wo Nachtigallen und Sprosser zugleich leben, nehmen junge Männchen wohl von diesem und jenem Lehrmeister etwas in ihren Gesang auf; solche „Zweischaller" schätzt man nicht besonders. Im Zimmer, bei naturgemäßer Pflege, singt die Nachtigall gewöhnlich länger und anhaltender als im Freien; oft beginnt sie schon vor Weihnacht und hält bis zum Mai oder Juni an. Auch ist ihre Singzeit hier zuweilen ganz unbestimmt; je nach der Pflege, dem Standort u. s. w. singt und mausert sie zu ganz verschiedenen Zeiten. Regeln zur Beurtheilung des Gesanges: klare und melodische Stimme, in voller Harmonie, weder zu hoch und zu schrill, noch zu tief und rauh, jede einzelne Strophe und jeder Triller muß voll und geläufig und gleichmäßig schön vorgetragen werden. Um diesen liebenswürdigsten aller einheimischen Sänger in Gärten, Hainen und Anlagen zur Ansiedelung anzulocken, genügt es zuweilen, ihn blos mit Leckerbissen zu kirren, wenn die Oertlichkeit günstig ist. Andernfalls hält es schwer, dorthin eine Bewohnerschaft zu ziehen, wo noch gar keine solche vorhanden gewesen oder wo sie fortgefangen oder vertrieben worden. Die einfachsten und natürlichsten Hülfsmittel sind selbstverständig immer die besten; man befolgt daher zunächst die Regeln, welche der Vogelschutz überhaupt vorschreibt. Vorzugsweise nothwendig ist es aber in dem Garten, Hain rc., und sei er noch so klein, jedenfalls eine Fläche mit trockenem Laube zu bedecken und auch unterhalb aller dichten, dornigen Gebüsche, welche für das Nisten geeignet sind, das Laub nicht fehlen zu lassen und dann streut man zur Zeit der beginnenden Rückkehr täglich einige Male an diesen Ort Mehlwürmer mit zerquetschten Köpfen auf Stellen aus, deren Oberfläche man mit einer Hacke aufgerissen und gelockert hat. Außerdem soll man junge, aus den Nestern genommene und aufgefütterte Nachtigallen Anfangs Mai an geeigneten Orten paarweise aussetzen. Dieselben müssen aber über Winter nicht im engen Käfige sein, sondern freifliegend im schwachgeheizten, mit Sträuchern ausgestatteten Zimmern, damit sie flugbar und nicht zu weichlich sind.

Unter allen Feinden der Nachtigallen steht der Vogelfänger oben an. Es gibt Oertlichkeiten, welche so günstig sind, daß man das Staunen darüber nicht unterdrücken kann, warum hier keine Nachtigall zu finden ist. Nähere Beobachtung ergibt aber bald die Ursache dahin, daß jede ankommende Nachtigall regelmäßig sogleich fortgefangen wird. Da ist schwierig Abhilfe zu finden. Einigermaßen hilft es, jede Nachtigall, die soeben sicheingefunden, selber einzufangen und dann sogleich wieder fliegen zu lassen; sie ist dadurch klug geworden und hütet sich — allein leider nicht genug, um sich mit einer anderen Falle dennoch wieder überlisten zu lassen. Ohne nachdrücklichste Bestrafung des Fanges werden daher zahlreiche Orte immerhin ohne Nachtigallen bleiben. Die übrigen Feinde der Nachtigall sind die aller Singvögel überhaupt. Ungern berichten wir über den Fang der Nachtigall; doch ist Dies wegen des oben erwähnten Falles und in Rücksicht auf Vogelliebhaber nothwendig. Am sichersten fängt man das Männchen im Frühling sogleich nach seiner Ankunft in den Morgenstunden von 5 — 10 Uhr mit Schlaggern, Meisenschlag, Sprenkel oder Schlaggrube. Die Nachtigall ist leicht zu fangen, wenn sie noch keine Erfahrungen gemacht, aber auch dann in anderen Fällen immer wieder unschwer zu überlisten. Großer Aufmerksamkeit und bester Pflege bedarf die soeben gefangene Nachtigall; im Frühling, nach bereits stattgefundener Paarung, geht sie immer unrettbar zu Grunde. Liebhaber sollten daher niemals muthwillig oder doch unbedacht solch liebliches Leben vernichten. Der Fänger steckt die Nachtigall gewöhnlich in einen Beutel oder Taschentuch, welche beide aber sehr lose und luftig sein müssen, und wenn er einen weiten Weg hat, so stopft er sie mehrmals mit Mehlwürmern

oder frischen Ameisenpuppen. Dann bindet er ihre Flügel auf den Rücken zusammen, indem er die Federn ineinander knüpft. Dies geschieht bekanntlich bei den meisten frischgefangenen, kostbaren und wildstürmischen Vögeln, um ihnen das Entwischen und zugleich die Möglichkeit zu benehmen, an den Sprossen des Käfigs sich den Schädel einzustoßen und sie in ihrer Machtlosigkeit leichter an Ruhe und Futter zu gewöhnen. Dies Verfahren ist aber so roh und grausam, daß man es durchaus vermeiden sollte. Manche beschneiden auch die Flügel, weil dies weniger im Gesang stört, doch ist der Vogel bei einer Erkrankung dann nicht mehr freizulassen, sondern von vornherein verloren. Zuweilen singt eine Nachtigall im Beutel einige Strophen, und dies sollen immer die vorzüglichsten Sänger sein, welche zugleich leicht einzuwöhnen sind.

Eingewöhnung: Der geräumige Käfig wird mit grünem Zeug oder grünem eingeölten Papier so umgeben, daß die Nachtigall nirgends hinaussehen kann und innen eine völlige Dämmerung, doch nicht Dunkelheit herrscht. Die Decke des Käfigs muß von Zeug sein, weil der Vogel häufig in die Höhe hüpft und an Draht oder Holzsprossen sich den Kopf zerstößt. Futter und Trinkwasser gibt man in offenen Gefäßen, so daß es leicht zu finden ist. Sitzhölzer dick, nicht zu glatt. Ganz ungestört, am stillen Ort, beginnt die Nachtigall in zwei bis sechs Tagen fast immer zu schlagen. Frischgefangen gibt man ihr vier- bis fünfmal im Tage drei bis vier zerschnittene Mehlwürmer und so viel frische Ameisenpuppen, als sie fressen will; allmälig gewöhnt man sie an hartgekochtes und feinzerschnittenes Eiweiß, gekochtes Rinderherz und Käsequark. Wer keine frischen Ameisenpuppen hat, sollte niemals eine Nachtigall fangen oder eine frischgefangene kaufen, weil sie fast immer umkommt. Will eine Nachtigall weiter nichts als Mehlwürmer oder überhaupt gar nichts fressen, so muß man sie zeitweilig mit dem übrigen Futter stopfen; dann ist sie freilich sehr mühsam am Leben zu erhalten, und man solle sie lieber bei Zeiten fliegen lassen. Sobald eine Nachtigall mit gesträubten Federn, geschlossenen Augen, Kopf unter den Flügeln oder geöffnetem Schnabel traurig in einer Ecke sitzt, sollte man sie sogleich frei lassen, weil sie sonst jedenfalls stirbt. Erst sobald eine singende Nachtigall verstummt, gewöhnt man sie an Nachtigallenfutter, wozu drei Wochen gehören, indem man unter frische Ameisenpuppen ein wenig des Ersatzmittels mischt und damit immer mehr steigt. Ameisenpuppen erhält sie dann nur noch als Leckerei; drei bis sechs Mehlwürmer sollte man ihr aber fortdauernd geben.

Miscellen.

Die „Berliner Wespen" bringen folgendes Gedicht mit Bezug auf die drohende Tabaksteuererhöhung:

Der arme Raucher!

Ich hab', weil Alles jetzt so theuer,
Auf viel verzichten schon gemußt,
Bald wird mir nun die Tabaksteuer
Verbittern meine höchste Lust.

An meinem Leib-Cigarrenladen
Geh ich vorbei, ich armer Mann,
Und meine Cuba aus Vierraden
Muß ich versagen mir alsdann.

Zwar ging sie manchmal niederträchtig,
Die Cholerado, mir in's Blut,
Allein im Freien ging's ganz prächtig,
Im Freien rauchte sie sich gut.

Zwar riecht sie schlecht, doch ich verdanke
Ihr manchen Hochgenuß sogar,
Seht, bei dem scharfen Duft der Banke
Wußt' Keiner, wer's von Beiden war.

Oft hat mich schon im harten Bette
Der Stummel sanft in Schlaf gepafft,
Und dann verehrt' ich sie, als hätte
Ich sie von Liedtke angeschafft.

Doch bringt den Steuerantrag dringlich
Camphausen in den Reichstag ein,
Dann wird für mich ganz unerschwinglich
Die Dreifürngroschencuba sein.

Camphausen, Du mit vollen Cassen,
Den nun und nimmer ich begreif',
Du wirst mir nur die Pfeife lassen,
Auf deren letztem Loch ich pfeif'!

London, 22. April. Ein Berichterstatter der „Köln. Ztg." schreibt von hier: „Taghell war die Nacht gestern um Westminster gelichtet. Auf dem Glockenthurme des Parlamentsgebäudes flammte ein Feuersignal, das, bald wie eine Säule emporsteigend, bald sich zu einem sonnengleichen Strahlenkern zusammenziehend, eine Helligkeit aussprühte, welche die ganze Umgebung feuerbrunstartig erleuchtete, trotz des Nebels, welcher sich gegen Abend mit beträchtlicher Dichtigkeit niedergeballt hatte. Bekanntlich besteht hier die schöne Sitte, während der ganzen Session die gewaltigen Zifferblätter der Uhr in besagtem Thurme allnächtlich zu erleuchten, um den Bewohnern der Hauptstadt die tröstliche Versicherung zu geben, daß wieder Recht und Sitte in Westminster Wache halten. Indeß war das bisherige Licht, obwohl in der Nähe imposant genug, doch nicht im Stande, die nebelige Atmosphäre Londons auf weitere Entfernungen hin mit Erfolg zu durchdringen. Man hat daher schon seit längerer Zeit Vorschlage behufs einer intensiveren Beleuchtung mit elektrischem Lichte gemacht und schließlich die jetzige Methode angenommen, sintemal sie von Professor Tyndall befürwortet und in verschiedenen Leuchtthürmen mit großem Effect angewandt worden war. Dasselbe läßt kaum allerdings etwas zu wünschen übrig. Nicht nur die umgebende Häusermasse, sondern auch weiter abgelegene Punkte, Whitehall, die Nelson- und Yorksäule ꝛc., waren zeitweilig lichterloh erhellt. Höchst drollig nahm sich für die, welche von der Martinskirche auf den Trafalgarplatz herunterkamen, der bekannte unästhetische Löwe oben auf Northumberlandhouse aus, dessen lang weggestreckten Schweif sich auf dem rothschimmernden Hintergrunde noch zu recken schien, gleichsam als freute sich das königliche Thier ob dieser letzten Ehre, die man ihm vor seinem Sturze, welcher ihm mit dem baldigen Niederrisse des Palastes droht, noch angethan habe.

Im Wyoming Territorium herrscht bekanntlich das Frauenstimmrecht und eine Frau kann dort Geschwornendienst verrichten. Neulich wurde dort ein junger Mann wegen Bruch eines Heirathsversprechens zu einer Geldstrafe verurtheilt. Er hat jetzt einen neuen Prozeß erhalten, weil sein Anwalt nachwies, daß eine der Geschworenen eine „alte Jungfer" war und demnach Vorurtheile gegen den Angeklagten haben mußte.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 56. Speyer, Samstag, den 10. Mai 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Der Bastard wandte sich um und erkannte seinen Genossen Jost Schurpfinsack, der sich hinter den beiden finstern Männern aufgepflanzt hatte, welche den Meister Schwarz aus dem Verließe hierher gebracht und sich berufen fühlten, so lange er da weilte, Jedem den Eingang zur Halle zu verwehren. Nun folgte ein Wink Heinz Grefe's, der den Schloßherrn mit einem Blick aufforderte, Gleiches zu thun. Die schweigsamen Hüter der Pforte wichen zurück und machten dem Reisigen Platz, der in die Halle trat, während Heinz Grefe seinen Stahl einsteckte. „Nun, Jost Schurpfinsack, warum nicht beim Tanze?“ empfing der Bastard den Reisigen. „Oder wäre der Geiger bereits aus den Thoren?“

„Der Henker hole den Strolch!“ fuhr der Reisige mit großer Zwanglosigkeit heraus, ohne dem Schloßherrn mehr als einen flüchtigen Blick zu gönnen. „Er treibt sich noch immer hier herum! Der Henker hol' ihn, sag' ich, und den Tanz dazu!“

„Habt Ihr Spiel und Tanzen schon verschworen, Schurpfinsack?“ fragte der Bastard wieder mit einer gewissen achtungsvollen Vertraulichkeit, die sowohl den Schloßherrn als den gefangenen Bürger einigermaßen zu befremden schien.

„Der Geiger hat den Satan im Nacken, sag' ich,“ lautete die Antwort. „Nicht umsonst schleicht sich der Strolch hier herein!“

Zustimmend nickte der Bastard und ließ seinen Blick nach Hadstadt hinüber gleiten, während der Reisige sich selbst an diesen wandte.

„Ihr solltet Euren Thorwart Strenge gegen solches Volk lehren, wenn ehrlicher Kriegsleute Sicherheit und Wohlergehen davon abhängt. Und Ihr, Heinz Grefe, solltet Eurem Jungen, dem langen Matthies, sagen, daß Jost Schurpfinsack erfahrener in Kriegssachen ist, als unbärtige Laffen. Der Matthies sprach dem Sträuchlin zu, den Schelm herein zu lassen, zur Feier des Hadstadters, sagte er.“

„Und Jost Schurpfinsack dringt deßhalb in meine Schloßhalle ein, um uns selbst Wohlverhalten zu predigen?“ fiel jetzt der von Hadstadt ein, der nicht mehr an sich zu halten vermochte.

„Nein, deßwegen nicht, aber es wird nicht schaden, wenn Ihr der Predigt nachlebt,“ erwiderte der Reisige in der zwanglosesten Weise. „Uebrigens hab' ich noch nicht ausgesprochen. Weil ich draußen über den Platz kam und der Geiger nun einmal da war und gerade aufspielte, auch das rechte Mägdelein daneben stand, wollt' ich einen Sprung mitmachen. Aber plag' mich St. Vellen von Ruffach, das Thurmkätherlein ist zu vornehm geworden, seit Euer Matthies nach ihr schleicht, Heinz.“

Der Bastard von Lützelstein schaute in peinlicher Verlegenheit drein, daß er sich mit dem Reisigen vor den Augen und Ohren Hadstadts und des gefangenen Bürgers, in solche Erörterungen verflochten sehen mußte.

Mit unruhig umherschweifenden Augen sagte er: „Ihr seid doch wohl nicht deßwegen gekommen, Jost Schurpfinsack, um mir zu klagen, daß Euch eine Magd hat den Tanz versagt.“

„Nein, Stich und Schlag, es hielt mich nur auf, Heinz Grefe. Ich habe Anderes zu bestellen.“

„So? Was bringt Ihr?“

„Einen Zettel, eine Botschaft, einen geschriebenen Brief!“ sprach der Reisige, indem er in seinem Busen zu suchen anfing. „Ein rothköpfiger Junge hat ihn von Colmar an's Thor gebracht, da ich noch dorten bei dem Sträuchlin stand.“

„So! Von wem?“ fragte jetzt der Bastard mit Spannung.

„Weiß der Satan! Eh' ich den Rothkopf fragen konnte, war er schon wieder auf der Flucht, wie ein aufgetriebener Fuchs. Da ist endlich der verdammte Fetzen! Nehmt hin, Heinz Grefe, und les't was Gutes, wenn Ihr's überhaupt könnt.“

Der Bastard nahm das Schreiben, das in seiner Hand heftig zitterte, während er es um und umwandte. Dann gab er es plötzlich seinem Freunde Hadstadt hin. „Es flimmert mir heute so vor den Augen,“ sagte er, sich gleichsam entschuldigend. „Lies Du!“

Schweigend sah der Hadstadter die Aufschrift an, buchstabirte für sich und sagte dann: „Ja, Heinz, es ist an Dich.“

Hierauf erbrach Herr Gutmann das Schreiben, las langsam und bedächtig für sich, allmählig aber mit leidenschaftlicher Unruhe und weit geöffneten Augen,

und schloß mit einem heftig ausgehauchten, fast bestürzten „Ah!"

„Nun, was ist, was gibts?" fragte ungeduldig der Bastard.

„Was es gibt? Da schreibt Einer, der sich nicht nennt, daß ein gewisser Hermann Schwarz, — hört Ihr, Meister, — seit Kurzem wieder als Küferknecht beim Störlin stand."

„Das weiß ich ja, Gott's Element!" fluchte der Bastard.

„Wart' nur, Heinz. Es kommt besser. Dieser Hermann Schwarz von Schlettstadt sei heute Nachmittag ausgetreten, da er vom Unglück seines Vaters gehört, aus der Stadt fort —"

„Nach Schlettstadt zurück, doch wohl um seines Vaters Geschäft zu übernehmen," ergänzte der Bastard, als der Hadstadter eine Pause der übereilten Hast eintreten ließ.

„Nein, hierher, Heinz, nach Herlisheim, als fahrender Spielmann."

„Spielmann?" keuchte der Bastard erbleichend. Todesblässe bedeckte sein Gesicht, so daß seine Karfunkelnase ihren Glanz verloren hatte und mit bleichem, violettem Scheine über seiner bärtigen Oberlippe hing. Auch Meister Schwarz, der dem Zwischenfall mit steigender Aufmerksamkeit gefolgt war, hatte sich verfärbt und stand, ein Bild verhaltener Aufregung und Erwartung, dort in der Halle. Eine Weile hatte sich's auf das Wesen des Bastards gelegt wie eine Erstarrung. Dann aber raffte er sich zusammen, humpelte im Kreise umher und schrie, daß der Ruf sich aus der Halle durch den langen Gang fortsetzte und das ganze Schloß erfüllte. „Auf! Greift den Geiger! Packt ihn! — Hollah, Leute! Führt den Mann da zurück! Schließt ihn, spannt ihn in den Bock, wenn er sich rührt! — Die Stadtthore zu! Höll und Teufel, laßt mir den Fiedler nicht entwischen! Sagt' ich's nicht, sagt' ich's nicht, Hadstadt? — Fangt mir den Spielmann, Leute, schafft ihn zur Stelle!"

Siebentes Capitel.

Wohlan, Kätherlein!

Nach der Vertreibung des Fiedlers aus der Burg hatte sich die muntere Gesellschaft, welche noch ferner sich an dessen Weisen ergötzen wollte, nach der großen Linde auf dem Platze vor dem Schlosse gewendet, wo die Kirchweihreigen und Maientänze abgehalten zu werden pflegten. Hier entfaltete sich inzwischen das fröhliche Treiben immer mehr. Nicht nur die jungen Burschen und Mädchen des Ortes schlossen sich der Lustbarkeit der Söldner an, welche in Burg und Städtchen lagerten, sondern selbst ältere Leute standen schauend und sich wiegend umher, summten oder sangen laut die bekannten Weisen mit, nach welchen damals allgemein und immer getanzt wurde. Oder sie schleppten nach guter, oberrheinischer Sitte, in kleinen und großen Krügen den Wein aus den Hauskellern herauf, um sich selbst, ihre Kinder und deren Tänzer freigebig zu laben. Des ganzen kleinen Orts hatte sich der Taumel der Freude bemächtigt, und mitten unter der Menge, zunächst der großen Linde stand der Fiedler, der Alles jetzt nach seiner Geige tanzen machte. Nur Eine befand sich dorten, die an der allgemeinen Freude nicht Theil nahm. Hinter den breiten, vielgetheilten Stamm der alten Linde gedrückt, stand dort, fast ängstlich und verschüchert, die lieblichste und schönste von Allen, Thurmkätherlein.

Als der fremde Spielmann noch im Schloßhofe weilte, war sie schon an's Burgthor gekommen und hatte von ferne dem Singen und Tanzen drinnen gelauscht. Und als dann der Zug johlend und jauchzend den Geiger herausdrängte, der dabei, wie vom Teufel besessen, darauf losfiedelte, hatte sich Thurmkätherlein hinter die breite Linde an der Kirchhofsmauer geflüchtet und schaute und hörte nun, selbst unbemerkt, dem Trubel zu, der sich da vor ihr bewegte. Mochte Junker Hans noch so gellend jauchzen und seine Beine emporwerfen, mochten die Zöpfe und der Rocksaum Aenneleins noch so hoch fliegen, die Tanzweisen des Fiedlers noch so verlockend klingen: in Kätherleins Brust kam die Lust nicht, ihre kleinen Füße juckten sie nicht, gleich den andern mit im Reigen zu springen. Auch als sie den Junker Matthies, ohne besondere Theilnahme an der allgemeinen Freude, schwermüthig umher gehen und stehen sah, reute sie ihre Enthaltsamkeit vom Tanze nicht. Wenn sie überhaupt ihre Gedanken beim Reigen hatte, dachte sie an einen ganz andern Tänzer, an den, der einst vor Jahren, da sie noch als blutjunges Mägdelein, mit Bändern und Rosenkränzlein im Haar, vor das Thor auf Anger und Haide wandelte, ihr freundlich die Hand reichte, um mit ihr züchtiglich im Reigen zu springen.

Es war merkwürdig genug, daß der Ausfall des Bastards von Lützelstein gegen den fahrenden Spielmann im Schloßhofe keinen andauernden Mißton in die Lust jenes Tages brachte. Selbst seine eigenen Söldner, ja sein eigener Sohn ließ sich nicht abhalten, an der Freude nach wie vor theilzunehmen, während noch rings über die Grobheit des Bastards gezankt oder seines Mißmuths und seiner Person höhnend gedacht wurde. „Ja," hieß es, „Heinz Grese ist alt und steif geworden!"

„Das Bein! Das Bein!" rief ein Anderer.

„So konnt' er den krummen Reigen mitspringen!" meinte ein Dritter, und Alles lachte und schrie jetzt: „Spielmann, den krummen Reigen, den krummen Reigen!"

Dem Fiedler war es offenbar nicht unlieb, dem Bastard Eins zum Hohne aufzuspielen, denn nach zwei guten Schlucken aus einem dargereichten, gefüllten Kruge, hob er mit herzhaften Strichen seines Fiedelbogens den Reigen an, welcher schon zur Zeit Neitharts unter den Hohenstaufen der krumme genannt wurde, weil die Tanzenden dabei zeitweise insgesammt hinkten. Ein ausgelassenes Gelächter begleitete den Tanz, bis Junker Hans, des Bastards Sohn selbst, den man als Vortänzer anerkannte, plötzlich den Arm emporreckte, mit den Fingern schnalzte und dem Fiedler zurief: „So jetzt, Spielmann, den Hoppeldai!"

„Den Hoppeldai! Den Hoppeldai!“ schrie Alles nach, und bald war die ganze Gesellschaft im Wirbel des „Hoppeldai“ befangen, wobei Junker Hans die höchsten Sprünge machte und das blonde Aennelein schwenkte, daß dieser alle Sinne vergingen und alle Adern tobten.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Wiener Weltausstellung.

III.

Von den größten Staaten außer Oesterreich hat bei der Eröffnung das Deutsche Reich seine massenhafte Ausstellung dem Publikum am fertigsten und vollständigsten zeigen können, indem von den vielen deutschen Ergänzungsbauten nur wenige noch geschlossen bleiben mußten. Wir betreten die deutsche Industrie-Ausstellung von dem großen Plateau vor der Rotunde aus und zwar durch das Portal unter dem südwestlichen Eckpavillon, der die Aufschrift trägt: „Deutsches Reich.“ Im Giebelfeld befindet sich das deutsche Reichswappen, ihm zur Seite die allegorischen Gestalten der Stärke und der Weisheit. Den Innenraum dieses Pavillons nimmt die Collectiv-Ausstellung des Vereins für die Rübenzucker-Industrie des Deutschen Reiches ein. Ein großer, achteckiger Schaukasten mit Erkern, in denen die Zuckerhüte stehen, während nachgemachte Riesenexemplare derselben den Abschluß nach oben bilden. An der einen Wand hängt eine große Uebersichtskarte der Rüben-Industrie des Deutschen Reichs, auf der auch Oesterreich mit verzeichnet ist, so daß man sehen kann, daß nach der Gegend um Magdeburg das mittlere Böhmen die stärkste Zucker-Industrie hat. Aus dem Eckpavillon tritt man in die vordere Hälfte der westlichen Quergalerie 28 und gelangt aus dem Gebiete des Zuckers in das der Chemicalien. Auf die Länge von sechs Fensterbreiten stehen dann in schwarzen, goldverzierten Kästen die Reihen von Krystallfläschchen mit farbigen Flüssigkeiten, die Vasen mit allen Sorten goldiger oder farbloser Oele, die buntglänzenden Krystalle der Salze u. s. w. — ein effectvolles, wenn auch dem allgemeinen Verständniß einigermaßen entrücktes Bild. Die Mitte nimmt ein Monument aus Erdwachs ein, dessen Bearbeitungsstufen darstellend, indem der unterste Würfel noch schwarz und roh ist und die Farbe der Quadern durch braun und gelb bis zum schimmernden Weiß an der Spitze der Säule übergeht. Mehr als der Inhalt dürfte in dieser Abtheilung der schöne mit eingelegter Holzarbeit geschmückte Renaissancekasten der Nürnberger Ultramarin-Firma gefallen. Es folgt nun fünf Fensterbreiten lang die Ausstellung wissenschaftlicher Instrumente. Den Restraum dieser Hälfte der Quergalerie, zwei Fensterbreiten, nehmen die Uhren, Wand- und Taschenuhren, ein; doch scheint die Ausstellung weder besonders groß noch glänzend, bedeutend oder an Prachtstücken reich zu sein. Einer der deutschen Aussteller stellt seine Uhren als „amerikanische“ aus. Jener Theil der westlichen Hauptgalerie, der zwischen den beiden deutschen Quergalerieen und hart an der Rotunde liegt, ist für die Gold- und Silberwaaren und für Gegenstände der Luxus-Industrie bestimmt. Die Galerie, welche die nördliche Seite des Quadrats um die Rotunde bildet, enthält in ihrer ersten Hälfte die Baumwoll- und dann die Leinenwaaren. Unter den ersten fällt namentlich die Collectiv-Ausstellung der Baumwoll-Industrie Augsburg durch ihren prachtvollen Kasten auf. Das braune, mit Schnitzwerk und eingelegter Arbeit verzierte Holz der Säulen und Bogen, die vergoldeten Capitäle und Ornamente und die farbigen Wappen Deutschlands, Bayerns und Augsburgs machen einen imposanten Effect neben den übrigen gleichartigen Kasten. Unter den Leinenwaaren macht sich vor allen anderen die Collectiv-Ausstellung von Bielefeld durch die in die Augen springende Pracht und Vorzüglichkeit des Stoffes und der Arbeit, sowie durch die luxuriöse Ausstattung bemerkbar. Von den beiden deutschen Rotundenhöfen enthält der nordöstliche das noch nicht vollendete Fürstenhaus, einen sehr luxuriösen Holzbau mit rothgoldenen Tapeten, vor welchem sich eine Fontaine aus Bronceguß befindet. Aus dem Becken steigt ein runder Sockel empor, um den herum Figuren in Hautrelief die Freuden und den Genuß des Wassers darstellen und auf dem Sockel steht eine geflügelte Victoria, Kranz und Palme in den Händen haltend. Inmitten des nordwestlichen Rotundenhofes steht das deutsche Versammlungshaus, nur aus Holz erbaut, das aber mit seinen Rundbogen, Rundfenstern, Säulen und bemalten Wandflächen zwischen den Säulen den Eindruck eines romanischen Prachtbaues macht. Vor demselben ist in passender Weise die Colossal-Statue Heinrich's des Löwen von Sachsen aufgestellt. In der einen Ecke dieses Hofes steht das aus Karlsruhe hierher gebrachte hölzerne Schwarzwaldhaus von Professor Ratzel, in dem derselbe die Ausstellung der Schwarzwälder Uhren-Industrie eingerichtet hat, und zwar sowohl eine historische von der ersten, über 200 Jahre alten Schwarzwalduhr an, die aus einer Sammlung in Furtwangen stammt, wie eine Darstellung der gegenwärtigen Uhr-Industrie.

Tritt man aus der deutschen Galerie im Industriepalast heraus in den lang gestreckten Raum zwischen dem Palast und der Maschinenhalle, so erhebt sich links von der Maximiliansstraße — so genannt nach dem in der Mitte desselben erst zu errichtenden Monumente des Königs Maximilians II. von Bayern — das deutsche Industrie-Annex, ein Bau von zwei Längen- und drei Querflügeln. Die Mitte desselben nimmt die deutsche Eisen-Industrie ein. In dem rechten Querflügel befindet sich das deutsche Leder und mitten in demselben eine Trophäe preußischer Heeresausrüstungs-Artikel, Mü[illegible] und Pickelhauben, Uniformen und Seitengewehre 2c. Der linke Querflügel ist angefüllt mit den musikalischen Instrumenten, hauptsächlich Pianinos, von denen schon ein ganzer Park aufgestellt ist. Im rückwärtigen Längenflügel folgen einander von rechts nach links: das Ingenieurwesen, von dessen Objecten ein großes, aber im Detail reizend

ausgeführtes Modell des Alsterbassins in Hamburg gewiß allgemein bewundert werden wird; dann die kleine aber gewählte Ausstellung des Verbandes der deutschen Glas-Industriellen und die Thonwaaren, zumeist elegante Oefen; hierauf die Producte der graphischen Künste, unter denen die Prachtstiche der bedeutendsten Werke der modernen deutschen Kunst, Kaulbach voran, ausgestellt sind; schließlich die ziemlich bunte Exposition des Luxuspapiers. Rechts stehen die beiden Pavillons für das deutsche Bergwesen und zwischen ihnen der Pavillon, den Krupp für seine Riesengeschütze und Riesenblöcke aus Gußstahl errichtet hat. Den Montanpavillon zunächst dem Industriepalast füllen die Bergwerks- und Hüttenproducte aus den Reichslanden, aus Bayern und Hessen, vom Mittelrhein und Harz und aus Ober- und Niederschlesien. Den zweiten Montanpavillon nehmen fast ganz allein Westfalen und der Niederrhein ein: Gußstahl, Eisen, Draht. In der Mitte erheben sich in wahrhaft überwältigender Massenhaftigkeit Gußwerke aus Bochum und zwei Positionsgeschütze von colossaler Länge, eine Schiffsschraube im Gewichte von 200 Centnern, Trophäen von Maschinen- und Locomotivrädern und — als das Erstaunlichste — Spiralfedern aus Gußeisen, die dicker als Bahnschienen sind und sich klafterhoch emporwinden, aber durch einen leisen Druck der Hand in schwingende Bewegung gesetzt werden können.

Miscellen.

(Wie man ein pikantes Feuilleton bekommt.) Ein in Wien erscheinendes Blatt, „Das Stachelschwein," erzählt in Nr. 5: „Es mögen etwa vier Jahre verflossen sein, als wir von Herrn Keil (Gartenlaube), den Auftrag erhielten, Charenton, das größte Irrenhaus Frankreichs, zu besuchen, und eine Beschreibung dieses Hauses für sein Blatt zu liefern. — Wir unterzogen uns diesem Auftrage sofort, und erhielten vom damaligen Minister des Innern in Paris die Erlaubniß, das düstere Haus zu besuchen. Der Zeichner, ein Herr S., Preuße von Geburt, wurde mitgenommen, um die von Keil im Vorhinein bestellten interessanten Skizzen an Ort und Stelle aufzunehmen. Ich übersendete Keil meine fertige Arbeit, erhielt aber von ihm, Keil, einen Brief, in welchem er mir die Gründe darlegt, aus welchen er meinen Artikel vor der Hand refüsire. Welche waren die Gründe? Ganz einfach: Keil verlangte von mir Personen, wenn auch erfundene, in der Skizze handelnd auftreten zu lassen, wie z. B. deportirte Franzosen, die ob des Unglücks wahnsinnig geworden sind, politische Verbrecher, die durch Napoleon III. Justizopfer wurden u. s. w. Ich hatte seit dieser Zeit nie mehr einen Artikel für Keil geschrieben, weil ich es ganz gegen den Gerechtigkeitssinn eines ehrlichen Autors und zu erbärmlich fand, mich für Judaspfennige dazu herzugeben, die öffentliche Meinung im strengsten Sinne des Wortes zu fälschen.

* Erfolg durch das Gipsen des Stalles. Herr S. G. hat seit 8—9 Jahren seinen Stallmist mit Gips vermischt, wodurch sich die Fruchtbarkeit bedeutend erhöhte. Seine Früchte sind üppiger und vollkommener seitdem, sein Getreide ist stets das schönste und schwerste der Umgegend, seine Futterfelder geben am meisten aus und seine Hackfrüchte sind schöner, sein Korn bestockt sich so sehr, daß er es bis dahin gebracht hat, daß der Ertrag das 40- und 50fache des Samens ausmacht. Alle diejenigen, welche diesem Beispiele gefolgt sind, bestätigen auch ihrerseits, daß von da an ihre Kornerträge bedeutender und von Qualität besser seien. (Mitgetheilt von der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt in Worms.)

* Compost als Wiesendünger. Der Compost hat als Wiesendünger noch nicht diejenige Anerkennung gefunden, die er verdient. Im Herbste 1869 ließen wir eine nicht bewässerbare Wiese zur Hälfte mit 32 zweispännigen Fuhren Compost, der aus mit Jauche getränktem sandigem Lehmboden bestand, überfahren. Wir haben nun in den letzten drei Jahren den Mehrertrag durch Wiegen ermittelt und gefunden, daß die 32 Wagen voll Compost, bis jetzt eine Ertragserhöhung von 78½ Ctr. Dürrfutter gegenüber der gleichgroßen ungedüngten Hälfte zur Folge hatten. Die Bereitung des Compostes sammt der Ausbringung desselben hatte uns im Ganzen 40 Thaler gekostet, während wir den Mehrertrag an Dürrfutter zu 112 Thaler berechneten.

* Nachruf

an

Max Seyler von Deidesheim,

gestorben am 14. April 1873 auf der Ueberfahrt von Rio de Janeiro nach England an Bord der „Neva."

Wir saßen einmal unter den Platanen
Als Dich ein Siechthum in der Heimath hielt,
Wir sprachen dort von unsern Lebensbahnen,
Und vom Erfolg, den Du so früh erzielt;
Es ging durch unsre Seelen stilles Ahnen,
Als hätten wir die Trennung schon gefühlt,
Und durch Dein klares Wort in jenen Stunden
Da hab' ich Deinen ganzen Werth gefunden.

Es zog Dich nach Italiens Gefilden
In kühnem, unverdross'nem Jugendmuth,
Du standest vor des Alterthums Gebilden
Dort in Aegyptens heißer Sonnengluth,
Die Deinen, die Dich in der Heimath hielten,
Verließest Du, so wie ein Held es thut,
Um hohe Lebensziele zu erringen
Und zur Vollendung Dich hinauf zu schwingen.

Und als das Land der Palmen Du verlassen,
Und frisches Hoffen Dir die Brust geschwellt,
Da wanderst Du, zu forschen, zu erfassen,
Ein kühner Geist, noch in die neue Welt,
Umsonst Dich in der Heimath stillen Gassen
Das Vaterhaus an tausend Banden hält;
Du zogst hinaus, um in den Blüthenjahren
Des Lebens ernst Geheimniß zu erfahren.

Und ach! kein Sieg verherrlichte Dein Streben,
Ein frühes Ende nahm Dein kühner Flug,
Nicht war Dir, theurer Freund, das Glück gegeben,
Daß Dich, erstarkt, ein Boot zur Heimath trug,
Wo, Dich ersehnend, Deine Lieben leben,
Wo Dir ein Mutterherz entgegen schlug —
Nein, statt in treuer Pflege zu gesunden,
Hast Du im Ocean Dein Grab gefunden.

So ruhe sanft! Du hast nun ausgerungen
Und unser harrt des Lebens Kampf und Noth,
Wohl ist an Deinem Grab kein Wort erklungen,
Das wunden Herzen lindernd Tröstung bot,
Doch wird das Band, das einmal uns umschlungen,
Zerrissen nicht durch Deinen frühen Tod;
Auf Wiedersehn, in jenen ew'gen Sphären,
Wo sich des Lebens dunkle Räthsel klären!

Straßburg am 6. Mai 1873.

Karl August Woll.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 57. Speyer, Dienstag, den 13. Mai 1873.

* An einen Frühlingsdichter.

Sing' Er doch im Monat Mai
Nicht so böse Lieder.
Was im Herbst verwelkt auch sei,
Bringt's der Lenz doch wieder.

Heb' Er doch zum Himmelsblau
Seine Augenlider,
Streck' Er doch zur duft'gen Au
Seine Nase nieder.

Lern' Er Hoffnung, lern' Er Scherz
Von des Wald's Gefieder.
Hat verloren Er sein Herz,
Such' Er sich's nur wieder.

Christian Wohlgemuth.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Der leichte Sinn der Jugend ist nur zu geneigt zum Vergessen und läßt sich rasch von jedem neuen Eindruck hinreißen. Und das Volk selbst fühlte sich damals noch jung und war stets bereit, sich mit Leidenschaft in Tanz und Spiel zu stürzen. Wehmüthigen Gedankens sah nur noch das Mägdelein hinter der Linde auf das Getriebe, dachte an das todte Schwesterlein, das auch so gern tanzte und beim Maienreigen hohe Sprünge machte, bis es den höchsten — vom Thurm herab ins blutige Grab — gemacht, und dachte immer wieder an jene fröhlichen Tänze ihrer frühen Jugend mit dem freundlichen Küferjungen Störlins — auf Anger und Haide. So sehr versenkte sie sich in diese Erinnerungen, daß sie allmälich ihre Umgebung mitten im Freudenlärm vergaß und — hinter die Linde gedrückt — sich weit abwähnte auf den Wiesenauen und im Riede gegen Colmar hinaus, woher alle Sonntage der liebe Junge kam, der jetzt gar nicht mehr ihrer gedachte. Da legte sich ein Arm um ihre schlanke Gestalt, daß sie in ihrem Innersten erbebte. „Ei, Thurmkätherlein auch hier?“ sprach eine rauhe Stimme. „Mußt mit mir einen Reigen springen, Du Kleine, Feine, so wahr ich Jost Schurpfinsack heiße. Wohlan, Kätherlein!“

Rasch hatte sich das erschrockene Mädchen gewandt und suchte sich, da sie die unholde Erscheinung des Reisigen erkannte, dessen Zudringlichkeit zu erwehren, vor Allem seinem Arme zu entwinden. „Laßt mich, ich tanze nicht!“ sagte sie hastig und mit Unmuth.

„Du tanzest schon!“ entgegnete der Reisige grinsend indem er sie fester umfing. „Ich dacht' auch nicht an's Tanzen. Da der Schelm aber einmal geigt, mußt mit mir bei so schöner Gelegenheit im Reigen springen. Wohlan, Kätherlein!“

„Laßt mich!“ wiederholte Kätherlein, in ihrem ohnmächtigen Widerstand gegen den Recken vor Angst und Widerwillen fast weinend. „Es sind der Mägdelein genug, die gern mit Euch in den Reigen treten. Ich kann nicht tanzen.“

„So lehr' ich's Dich, Kätherlein! Es wird bald gehen!“ versetzte der Geselle, indem er keinen Anstand nehmen zu wollen schien, das widerstrebende zitternde Mägdelein mit Gewalt in den Reigen zu schleppen und zu zerren. Da fühlte sich aber Jost Schurpfinsack plötzlich von einem Männerarm gepackt, der ihm die rohe Hand preßte. Wüthend kehrte er sich nach dem Gegner um, ohne jedoch das Mädchen fahren zu lassen.

„Ah!“ sprach er giftig. „Der lange Matthies! Wollt Ihr mir die Dirne abjagen, he?“

„Laßt das Mägdlein, sag' ich! Laßt es, Schurpfinsack! Sofort!“ befahl der jüngere Sohn Heinz Grefes mit vor Aufregung bebender Stimme.

„Stich und Schlag, wollt Ihr Händel mit mir, Junkerlein?“

„Laßt das Mägdlein los, sag' ich. Rührt es nicht wieder an, Geselle!“

Diese Worte des jungen Mannes waren von einer so entschiedenen Kraftäußerung begleitet, daß der Reisige nothgedrungen von dem an allen Gliedern zitternden Mädchen abließ. Aber er blieb stehen und maß die Gestalt des Junkers Matthies mit einem grimmigen Blick. „Hätt' ich nicht Anderes zu thun,“ sagte er dann, „wollt' ich Euch zeigen, wo der Barthel den Most holt. Straf' mich St. Velten von Ruffach, wenn ich's Euch nicht gedenke.“ Damit kehrte er sich um und machte sich auf den Weg nach dem Burgthore zu, hinter welchem er auch verschwand, um den Zettel dort abzugeben, welcher ihm am Thore an den Bastard von Lützelstein überreicht worden war. Junker Matthies jedoch wandte sich voll Antheil und Liebe zu der zitternden Tochter des Thorwarts und sprach:

„Fürchte Dich nicht, lieb' Mägdelein. Niemand soll Dir wieder etwas zu Leide thun."

„Schönen Dank, Junker, für Eure Güte," flüsterte sie ängstlich und verschämt, indem sie sich wieder abwenden wollte.

„Und will Kätherlein nicht mit mir in den Reigen treten?" fragte Junker Matthies mit rücksichtsvoller Haltung.

„Nein, Junker, ich tanze nicht!" antwortete Kätherlein verschüchtert und in sanftmüthigem Tone. „Laßt mich ruhig hier stehen und zuschauen, ich bitte. Ich bin Euch dankbar für Eure Güte, aber vergebt — ich tanze nicht."

Sein Gesicht hatte einen noch traurigern, entsagenden Ausdruck angenommen, als er sich verschmäht und abgewiesen sah. Ohne noch weiter in das Mädchen zu dringen, wandte er sich innerlich weinend hinweg. Er kam dabei an dem Geiger vorüber, der eben daran war, sein Instrument zu stimmen, um dem unersättlichen jungen Volke aufs Neue vorspielen zu können. „Warum tanzt Ihr nicht, Junker?" fragte der Spielmann. „Sind Euch meine Weisen nicht gut genug?"

„Gut genug," war die Antwort. „Aber die Eine, mit der ich allein tanzen möchte, verschmäht mich!"

„Ei, so müßt Ihr sie recht fein und höflich bitten. Kein Mägdlein weist einen feinen Tänzer ab."

„Sie hat's dennoch gethan. Sie will nicht!"

„So laßt sie fahren, Junker!" fuhr der Spielmann fort. „Es gibt noch Andere, und ich wette, sie wird noch tanzen. Laßt mich nur machen, Junker! Und sie will schon!" Damit winkte er dem Sohne des Bastards nochmals ermuthigend mit den Augen zu, nahm von einem Herlisheimer, der ihm das Krüglein reichte, den Wein an, trank mit kräftigem Zuge und stimmte dann, indem er noch tiefer in den Schatten der Linde hinein trat, mit dem Rücken an den Stamm des mächtigen Baums gelehnt, wieder folgenden Reigen an, den bald Alle mitsangen:

Auf und schaart Euch unter die Linden,
Wo die Mägdlein sich alle finden!
Wen die Liebe machte wund —
Siecher Mann wird da gesund.
Freut euch, Ihr Jungen,
Die Blumen sind entsprungen!
Singet den Reihen,
Seid froh, seid froh des lichten Maien!

Kätherlein, wo möglich noch trauriger und wehmuthvoller gestimmt als vorher, sah jetzt in den Wirbel der Tanzenden hinein mit in Thränen schwimmenden Augen. Sie hatte auch einmal nach derselben alten Weise getanzt, — es war vor Jahren draußen vor dem Thor auf dem Anger. Sie hatte auch einmal diese muntern Strophen mitgesungen, die da jetzt fort und fort an ihr Ohr und ihr pochendes Herz klangen. Von dem Schmerze der Erinnerung übermannt, wußte sie nicht mehr, sollte sie sich entfernen oder bleiben, als sie so hinter der Linde versteckt dem Ringeltanze zuschaute. Es war ihr nun, als höre sie mitten durch Geigenton und Lärm und Gesang ihren Namen. Des zudringlichen Gesellen sich erinnernd, der sie vorher hatte zum Tanze zwingen wollen, sah sie ängstlich auf. Außer dem Geiger war Niemand in ihrer Nähe, und dieser strich um so lebhafter die Saiten seiner Fiedel, je fröhlicher Alle im Reigen hüpften. „Thurmkätherlein," vernahm sie jetzt wieder neben sich. „Komm näher, tritt her, hör' mich an!"

Der Geiger war's, der so zu ihr sprach, während er wie besessen fortfiedelte. Sie merkte es an seinen Augen, die für eine kleine Weile bittend und mit dem Ausdruck eindringlicher Aufforderung an ihr hafteten. Was hatte ihr der fahrende Spielmann zu sagen? Aengstlich, ja zitternd vor Bangigkeit sah sie nach ihm hin. Da hörte sie wieder: „Denk' an die Riedeiche vor Colmar und komm näher!"

Ein Schauer durchrieselte das Mädchen, das, sich verfärbend, fast einen Schrei ausgestoßen hätte, nun aber vorsichtig und mit einem Blick umher, ob es unbemerkt geschehen könne, näher trat. „O reicher Gott vom Himmel herab, was wollt Ihr von mir?" fragte sie mit flüsternder, bebender Stimme.

„Du sollst kommen — heute noch, sogleich!" vernahm sie, indeß der Geiger fortspielte. „Wohlan, Kätherlein!"

„Wohin?"

„An die Feldkirche vor dem Thore, wo Deine Schwester begraben liegt!"

„Und was soll ich dorten?"

„Er wartet auf Dich."

„Wer? Wer?"

„Der Dein Schwesterlein begraben half in jener Nacht!"

Kätherlein drückte die Hand an ihr Herz, das fast stille stand. Die Kniee brachen ihr fast ein. Aus ihrem Antlitz war alles Blut gewichen, kehrte jedoch wieder rasch dahin zurück, als der Fiedler fortfuhr: „Geh, bevor der Reigen ein Ende hat, doch nicht in auffallender Weise. Nimm den Kopf zusammen, Kätherlein! Es hängt manches Leben daran! Ich merke, man hat ein Auge auf mich."

„Was hat denn der Geiger schon wieder?" tönte es aus dem tanzenden Volke. „Kommt immer aus dem Tacte! Hast Du Dir ein Räuschlein angelegt, hollah?"

Der Spielmann hob den Kopf und strich wieder munterer darauf los. Dann beugte er sich unversehens noch einmal zurück. „Wohlan, Kätherlein, geh bald! Sag', wenn ich nicht in Kurzem nachkomme, lassen sie mich nicht mehr zurück. Ich kann Dir nichts weiter sagen. Säum' nicht!"

Nach diesen eilig zugeflüsterten Worten entfernte sich der Geiger wie von ungefähr wieder von dem Stamme der Linde, an den er sich fortspielend gelehnt hatte, und strich nun in demselben Reigen die Saiten nach wie vor. Und als nun Junker Matthies zu ihm trat, gab er demselben zu verstehen: „Sie tanzt nicht. Es ist ihr nicht wohl. Sie läßt sich nicht einreden!"

Kätherlein aber stand und wußte noch immer nicht, was sie denken und thun sollte. Ihre schlanke Gestalt lehnte sich an den alten Stamm, sonst wäre sie wohl in der Aufregung über das, was sie gehört

und was man von ihr erwartete, umgesunken. Sie hätte den Spielmann noch so Manches zu fragen gehabt. Aber der kümmerte sich nicht weiter um sie und spielte nach wie vor den Tanzenden den Reigen vor, daß sie mit Sprung und Schwung und in schwindelnden Wirbeln dem Strich seines Bogens Ehre angedeihen ließen. Kätherlein säumte noch. „Der dein Schwesterlein begraben half in jener Nacht! Es hängt manches Leben daran!“ Diese Worte klangen in ihrem Innern wieder, und sie raffte sich aus ihrer Schwäche auf, nahm sich zusammen und verließ den Platz, wo jetzt noch lauter Lust und Freude waltete, nach einer kleinen Weile aber die Fiedel verstummen, der Tanz mitten im Reigen ein gewaltsames Ende nehmen sollte, da das Ungewitter, das der Bastard von Lützelstein im Schlosse über den Fiedler herauf beschwor, sich dort an der Linde über dessen Haupt entlud.

Kätherlein war unterdeß durch die Straße zum Thore gekommen, das ihrem Vater seit langen Jahren zur Bewachung anvertraut, in dessen Gebäuden sie selbst geboren und erzogen worden war. Hastig und verschüchtert, mit Herzklopfen holte sie die Gießkanne aus dem Verschlage, in welchem sie dieselbe untergebracht hatte. Hatte sie doch begriffen, daß sie ohne genügende Ausrede und mit einer offenbaren Lüge, zu welcher sie sich nicht entschließen konnte, ihren Ausgang gegen den argwöhnischen Wächter des Thores, ihren eigenen Vater, nicht wohl durchzusetzen vermochte. Draußen im Stadtgraben wollte sie die Kanne füllen, um zugleich die Blumen und den Rosmarinstock auf dem Grabe ihrer Schwester begießen zu können. Und so beschwichtigte sie selbst ihr Gewissen, als sie jetzt durch die Thorhalle auf die Zugbrücke hinaus eilte und ihren Vater erblickte. „Nun, wohin schon wieder, Kätherlein?“ fragte der alte Mann verwundert, als sein Töchterlein des Weges kam.

„Wasser schöpfen, Vater!“

„Wo willst Du schon wieder gießen!“

„Liseli's Grab. Der Rosmarin und die Gelbveigelein dürren sonst ab.“

„Du hast ja erst gestern dort gegossen, Kätherlein.“

„Ja, aber an St. Marxen Vorabend ist es den Blumen gar besonders wohlthätig.“

„So!“ machte der Thorwart und sah nach dem Himmel empor, der jetzt von eilenden, grauen Wolken überzogen war, die der Wind hinter den Bergen hervorscheuchte und vor sich her über das ebene Land gegen den Rhein hin trieb. „Es gibt heute Nacht Regen, Kätherlein. Die alte Schloßbärbel hat's schon heute Nachmittag gesagt. Du brauchst also nicht zu gießen.“

„Vielleicht, Vater, kommt auch nur ein Sturm,“ antwortete die Tochter. „Der Wind kann das Wetter vertreiben. Um so besser das Gießen, das bei feuchter Luft doppelt ausgibt. Und dann will ja St. Marx die Blumen begossen haben, Vater!“

„Nun gut, Kind! So geh' und schöpfe Wasser, Kätherlein!“ sprach der Thorwart nachgiebig. „Halt Dich aber nicht zu lange draußen auf, hörst Du?“

„Ich komme bald wieder, Vater!“ rief das Mädchen dahineilend, und fast hätte sie die Worte hinaus gejauchzt, als sie so glücklich das Verhör bestanden und freien Paß hatte. Die Gießkanne war rasch zur Hälfte gefüllt, und Kätherlein lief dann unverweilt unter den Weiden dahin, nach der Landstraße zurück, deren Nußbäume sie allmälich den nachfolgenden Blicken des Vaters entzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Indianer in Nordamerika.

I.

Der „Cincinnati Volksfr.“ gibt einige Aufschlüsse über die Ursachen, weßhalb die Indianer und besonders die Modocs sich gegen die amerikanische „Civilisation“ mißtrauisch verhalten, und trägt kein Bedenken, die letzten Wuthausbrüche jenes Stammes auf Rechnung der schamlosen Prellereien zu setzen, welche sich die Agenten der Vereinigten Staaten zum Nachtheil desselben erlaubt haben. Er schreibt: „Der Indianer-Schwindel. Wir erwähnten neulich, daß die Betrügereien der Indianer-Agenten zum großen Theile an dem bösartigen Betragen der Indianer schuld seien. Heute finden wir im „Indianopolis Telegraph“ eine Notiz, in welcher gesagt wird, daß ein gewisser Wright von Fort Wayne, Indiana, der lange Indianeragent gewesen ist, auf unlegitime und schwindelhafte Weise Vermögen aus seiner Stellung gemacht habe. Wright wird beschuldigt, 12,000 Dollars auf diese Weise zusammengeschlagen zu haben. Wenn das so wäre, dann hätte er es noch außerordentlich billig gethan. Vielleicht hat er auch noch viel an andere Leute abgeben müssen. Er war nämlich die rechte Hand Harlans, der sehr stark am Indianerschwindel, den er von Amts wegen verhüten sollte, betheiligt gewesen ist. 12,000 Dollars Nebenverdienst bei einer Indianeragentur ist eine so lumpige Bagatelle, daß ein Mensch, der einmal corrupt ist, sich damit gar nicht begnügt. Unterschleife lassen sich noch viel leichter machen, als indem man die Unterschriften von Indianern für Soldatenpensionen nachmacht. Das Vergeben der Licenzen an die Indianerhändler, welches Sache der Agenten ist, wirft allein bedeutend mehr ab. Einem Manne, der noch jetzt im Vereinigten Staaten-Senate sitzt und der vor 20 Jahren Indianeragent unter den Sioux und Winnebago's war, wurde in 1857 und 1858 sehr positiv nachgesagt, daß er sich das schöne Sümmchen von 90,000 Dollars für die Ertheilung von Händlerlicenzen habe bezahlen lassen. Selbstverständlich haben die Händler diese Summe unter den Augen des Agenten wieder doppelt und dreifach aus den Indianern herausgeschlagen, und die infame Prellerei, welche an diesen ausgeübt wurde, hat nicht wenig zu der Mißstimmung unter den Sioux beigetragen, welche sich später, in 1862, in der fürchterlichen Abschlachtung der weißen, meistens deutschen Ansiedler in der Nähe von New Ulm Luft machte; obwohl die directe Veranlassung zu den damaligen Gräuelthaten von anderen Agenten gegeben wurde, welche ganz gegen den Wortlaut der Verträge die Indianer mit entwerthetem Papiergelde auszahlen wollten und das ihnen von der Regierung gelieferte Gold und Silber zurückbehielten. Die Wuth der Modocs ist ursprünglich auch dadurch erregt worden, daß zwischen den Indianeragenten und den Regierungscontractoren ein Verhältniß existirt hat, unter welchem die Indianer leiden mußten. Unter Anderem nahmen die Contractoren die Ländereien der Modocs für Viehweiden in Beschlag und suchten jene ganz aus der Gegend zu vertreiben. Wir führen übrigens diese Thatsachen nicht an, um Sympathie für die niederträchtigen Indianer zu erregen, welche die auf Treu und Glauben vertrauenden Commissäre auf neutralem, sonst selbst von den Indianern respectirten Boden während der Unterhandlungen niedermetzelten, und für welche keine Strafe zu strenge ist,

sondern nur, um zu zeigen, daß die entsetzliche Corruption unserer Verwaltung dem amerikanischen Volke nicht nur Geldverluste, sondern auch höchst beklagenswerthe Blutopfer bereitet." Das klingt anders als die officiösen nordamerikanischen Beschönigungsversuche! Den Indianern ist von jeher auf diese Weise das schreiendste Unrecht zugefügt worden und die Republik hat als solche niemals ernstlich den Gedanken gefaßt, im wahren Sinne des Wortes die wilden Stämme zu civilisiren.

Miscellen.

Hildesheim, 3 Mai. (Johannes Leunis †.) Heute haben wir die Leiche des berühmten Naturforschers Johannes Leunis zur Erde bestattet. In dem kleinen Friedhof am Dom, wo nur die Mitglieder des Domcapitels beerdigt zu werden pflegen, hat der unermüdliche Forscher seinen letzten Ruheplatz gefunden. Wenige Schritte von seinem Grabe, bekleidet sich die tausendjährige Rose, welche aus ihrem uralten Wurzelstock unter dem Altar der Dom-Krypta hervorsproßt, wieder mit frischem Frühlingsgrün. Leunis war im Jahr 1802 in Mahlerten, einem kleinen Dorf in der Nähe Hildesheim's als der Sohn eines Landmanns geboren. Er war Domvicar und Professor an dem Gymnasium Josephinum, an welchem Institut er 49 Jahre lang Lehrer war, und wo er auch selbst seine erste Jugendbildung erhalten hatte. Als ihm als jungem Lehrer, der Unterricht in den Naturwissenschaften übertragen wurde, warf er sich mit der zähen Kraft seiner niedersächsischen Natur auf die weiten Felder dieser Doctrin. Wie er die Berge und Thäler, Wälder und Gewässer inner- und außerhalb Deutschlands durchstreift, wie er gesammelt, vergleichend geprüft und gesichtet, wie er die ganze Literatur der Naturwissenschaften mit nie erschöpfter Energie durchdrang, kann man kaum schildern, kaum begreifen. Er schien die Kraft eines Menschen zu verzehnfachen. Kein Blatt in seinen Werken ist ohne die Spuren wunderbaren Fleißes. Seine Schulbücher, „Analytischer Leitfaden für den ersten wissenschaftlichen Unterricht in der Naturgeschichte" und seine „Schulnaturgeschichte" sind mit einer wahrhaft genialen Oekonomie und ebenso praktischer als scharfsinniger Anordnung des Stoffes gearbeitet. Sie sind über ganz Deutschland verbreitet, und haben wesentlich dazu beigetragen, die Naturwissenschaften der Jugend zugänglich zu machen. Sein Hauptwerk ist aber die „Synopsis der drei Naturreiche," ein Werk von so umfassender Vollständigkeit eines überreichen Materials, daß es in der That schwer zu fassen ist, wie ein Mann solche Leistungen auszuführen im Stande war. Seine Arbeitskraft war aber auch eine so über alles Maß hinausgehende, daß nur ein eiserner Körper solche Anstrengungen ertragen konnte. Es blieb diese Arbeitskraft auch bei zunehmendem Alter unvermindert, bis der Tod sie plötzlich unterbrach. Man fand den rastlosen Gelehrten am 26. April des Abends, von Apoplexie betroffen, an seinem Schreibtisch niedergesunken, vor ihm einen Druckbogen des zweiten Theiles seiner Synopsis der Botanik, mit deren Umarbeitung er in den letzten Jahren beschäftigt war. Auf dem Druckbogen waren noch die nassen Schriftzüge seiner Correcturen zu sehen. Er starb am 30. April, ohne zum Bewußtsein zurückgekehrt zu sein. So konnte nur der Tod dem unermüdlichen Arbeiter die Feder aus der Hand nehmen.

Einem interessanten Artikel von Hermann Kuhn (im „Liter. Handw.") über die **Pariser Tagespresse** entnehmen wir folgende Daten. „Die Pariser Tagespresse hat unter dem Drucke der Ereignisse mehr gelitten als jeder andere Zweig des öffentlichen und gewerblichen Lebens in Frankreich. Bei ihr bewährt sich gewissermaßen das Wort: man werde durch das gestraft, womit man gesündiget. Die Pariser Presse hat allen Zügellosigkeiten das Wort geredet, zu Krieg und Umsturz in maßlosester, unverantwortlicher Weise gehetzt: jetzt muß sie die Folgen davon in eben so ungewöhnlichem Maßstabe fühlen. Die materielle Lage der Blätter ist eine gänzlich andere geworden. Für die Aufhebung der Stempelsteuer, welche die „Regierung der Nationalvertheidigung" als Köder hinwarf, hat die jetzige Regierung die Papiersteuer einführen müssen, um die Kriegsschuld abzahlen zu können. Dagegen hat die Aufhebung des Cautionszwanges die Zahl der Tagesblätter mindestens verdreifacht, während die bezahlten Einrückungen jeder Art in Folge der unsichern Zustände und der schlechten Geschäftslage sich im Allgemeinen verringert haben. Ueberdies vertheilen sich dieselben jetzt auf nahezu 50 Zeitungen, während früher deren höchstens 15 vorhanden waren. Selbst die Blätter, welche durch Vertrag mit den Annoncen-Pächtern sich eine gewisse Summe gesichert haben, müssen jetzt mit der Hälfte oder dem Drittheil der frühern Einnahmen zufrieden sein, und mit dem Ablauf des Vertrages wird ihre Stellung noch schlechter werden. Noch nicht ein Drittel der jetzt bestehenden Blätter kann aus eigenen Mitteln leben. Die Parteien müssen zuschießen; denn auch die Gründer, deren Zahl übrigens gegenwärtig sehr gering ist, vermögen es nicht, alle Zeitungen in Dienst zu nehmen und genügend abzulohnen. Natürlich sind auch das Ansehen und der Einfluß der Blätter sehr gesunken. Früher hörte Jeder auf das Blatt seiner Partei; heute weiß er nicht recht genau, welcher Partei er eigentlich angehört; sein Blatt hat eine andere Haltung angenommen, und die Nebenbuhler derselben Farbe überbieten sich gegenseitig in den widersprechendsten Betheuerungen. Wenn gegenwärtig, nach den bittern Lehren des Krieges und den Belagerungen, die Pariser Presse noch so oft in lächerliche Uebertreibungen verfällt, so kommt das zumeist auf Rechnung der Sucht, durchaus die Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu wollen. Der Straßenverkauf, bei dem am wenigsten für den Verleger herauskommt, ist Hauptsache geworden. Nur eine erfreuliche Thatsache ist unbestreitbar: die Zahl der Blätter, welche die Grundsätze des Rechtes und der Ordnung im Allgemeinen vertheidigen und die Befehdung der Kirche vermeiden, hat ungemein zugenommen, mehr als die Hälfte gehört ihnen; leider haben jedoch die rothen Blätter durchschnittlich mehr Leser und Abnehmer. Die eigentliche kirchlich-gesinnte Presse ist indeß eher zurück- als vorwärtsgegangen. Der „Monde" hat heute über 5000 Abonnenten; der „Univers" soll etwas mehr haben, ebenso die legitimistische „Union", in welcher die politische Seite am meisten gepflegt wird. Der fusionistische „Français" hat 3000, die legitimistische „Gazette de France" eben so viel, die früher sehr kaiserlich-katholische „France" jedenfalls weniger Abnehmer. Dem gegenüber tritt dann die Thatsache um so schärfer hervor, daß unter den rothen Blättern „Rappel" (Victor Hugo's Söhne) mit 30,000 und „République Française" (Gambetta's Moniteur) mit 22,000 Auflage figuriren. Die größte Auflage aller Pariser Tagesblätter hat „Figaro", der bei 40,000 Abonnenten bald für Heinrich V. und bald für Napoleon, bald für die Orleans und bald für Thiers schwärmt, und so ein richtiges Abbild der schwankenden französischen Zustände bietet.

Räthsel.

Ich stichle, um Dich zum Mann zu machen
Mit spitzester Waffe, jahraus, jahrein.
Nimm mir den Kopf und — es ist zum Lachen! —
Ich stichle noch immer, sei's grob, sei's fein;
Und daß ich's thu' — vernimm, ich bekenne! —
Ist, weil ich jegliches Glück Dir mißgönne!

Ein Zeichen fort, und im deutschen Reiche
Ström' ich durch liebliche Fluren dahin,
Lasten tragend; die letzten Zwei streiche,
Und, was als winziger Rest ich nun bin,
Mußt Du vor Gott und den Menschen geloben,
Um, was Du sagtest, als wahr zu erproben!

Auflösung der Charade in Nr. 53:
Generalbaß.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 58. Speyer, Donnerstag, den 15. Mai 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Es war stille im Felde. Zu dieser späteren Nachmittagsstunde hatten die meisten Leute ihre Aecker schon verlassen, und waren nicht wieder aus dem Städtchen, wo der fahrende Spielmann Alles in seinem Zauberbann verstrickte, ins Feld zurückgekehrt. Nur dort und da in weiterer Ferne arbeitete noch ein alter Mann im Freien, sonst war die Flur leer und nur von den singenden Vögeln belebt.

Kätherlein dankte in ihrem Herzen dem lieben Gott, daß er sie so unaufgehalten und unbemerkt von Andern dahin wandern ließ, wohin sie auf so sonderbare und dringliche Weise bestellt worden war. Schon trat die Feldkirche in ihrem weißen Anstrich aus den Bäumen hervor, und das junge Herz war so von Angst und Hoffnung, Furcht und Erwartung erregt und bewegt, daß es fast die blüthenweiße Linnenhülle ihres Busens sprengte. Regten sich doch auch Zweifel, ob sie nicht das Opfer einer Täuschung sei, und vergeblich sann sie nach über den Zweck der dringlichen Bestellung nach der einsamen Flurkirche. Wenn der Spielmann sie betrogen? Doch, nein! Seine Botschaft war durch Worte erhärtet, die ihm nur Einer aufgetragen haben konnte. Aber, was wollte er von ihr, hier an dem einsamen Orte?

Als sie nun der Kirche näher kam, welche in ihrer grünen Umgebung jetzt aus den Bäumen mit voller Deutlichkeit hervortrat, entdeckten ihre forschenden Augen eine Männergestalt, welche an dem Kirchenrain in Gras und Blumen saß. Ihr Herz und ihre Kniee zitterten, da sie noch näher heranschritt und einen greisen Mann in braunem Pilgergewande erkannte. Sein weißer Bart floß auf das schlichte Kleid nieder, der Stab, welcher ihn auf langer Pilgerfahrt gestützt haben mochte, lag neben ihm im Grase. Ermüdet von der Wallfahrt hatte der Pilger allem Anschein nach in der Flurkirche an seinem Wege noch in frommem Sinn seine Andacht verrichtet und war dann ins Gras gesunken, um hier auszuruhen und den Weg weiter fortzusetzen. Die Erscheinung des Pilgrims an der Flurkirche, wohin Kätherlein bestellt worden war, verwirrte das arme Mägdlein vollends. „O reicher Gott vom Himmel herab,“ hatte sie schon mehrmals bei sich wiederholt, „was soll das nur bedeuten?“

Bebend, voll Zweifel und Argwohn, und um den greisen Pilger in seiner Ruhe nicht zu stören, betrat sie nun den kleinen engen Kirchhof von einer Seite, wo sie den Wallfahrer nicht sah und nicht von demselben gesehen werden konnte, da derselbe hinter der Kirche am Rain saß. Ungewiß, was sie beginnen und denken sollte, stand Kätherlein dort am Grabe ihrer Schwester an der Kirchenmauer. Fast mit Grauen ob der Einsamkeit und Stille des Ortes schaute sie sich um. Denn der Pilgrim drüben rührte sich nicht, und sonst war Niemand weit und breit, fern und nahe zu sehen. Mit zitternder Hand hielt sie die Kanne, um die Blumen des kleinen Hügels zu erfrischen, der den Staub ihres Schwesterleins umschloß. Das Mädchen hatte nachgerade eine solche Furcht überkommen, daß es laut aufschrie, als plötzlich eine dunkle Gestalt die Stelle vor ihr beschattete. Vor Schreck die Kanne fallen lassend, sah Kätherlein auf.

Es war der greise Pilgrim, eine hohe, ehrwürdige Gestalt im braunen Rocke. Derselbe beugte sich nieder, um die Kanne vom Boden aufzunehmen. Die rasche Bewegung, mit welcher der fromme Wallfahrer dies ausführte, widersprach jedoch der Ermüdung und gebrechlichen Geisterhaftigkeit seiner äußeren Erscheinung. Als er nun, ohne sein Schweigen zu brechen, mit leuchtenden Augen auf Kätherlein niederblickte, faßte das Mädchen zu den Worten Muth: „Nehmt es nicht übel, frommer Vater, wenn ich Euere Andacht und Ruhe hier gestört haben mag. Gebt mir Euren Segen, mein Gießkännelein, und ich will wieder meines Weges gehen.“

„Kätherlein, Dich kann dies Gewand täuschen?“ tönte ihr jetzt eine wohlbekannte Stimme entgegen.

Mit beiden Händen fuhr sie sich an die Brust. „O Gott im Himmel! Ihr seid's dennoch, Hermann Schwarz?“

„Wer anders, Du mein holdes Kätherlein,“ sprach er, sie zärtlich umfangend.

Kätherlein erwehrte sich dieser Umarmung nicht, sondern lag minutenlang in seligem Weinen dem Geliebten an der Brust. Als sie sich endlich dennoch seinen Armen entwunden, fragte sie: „Und hier, hier in diesem Gewande sollt' ich Dich treffen? Was willst Du hier, was soll ich?“

„So hat Dir's der Spielmann ausgerichtet und Du bist gekommen, Kätherlein," entgegnete er in eigenthümlicher Erregung. „Hab' Dank dafür, Du liebes Mägdelein. Nun sollst Du, damit Du gleich Alles erfährst, mir meinen armen Vater befreien und rächen helfen."

„Deinen Vater? Deinen Vater?"

„Den der Bastard aufgegriffen und nach Herlisheim geschleppt hat."

„Der Mann im Thurm Dein Vater! Also wirklich Dein Vater?"

„So ist's. Und in dieser Nacht noch soll er frei werden, wenn anders mein Kätherlein nicht zu helfen versagt."

„O Hermann! Was kann ich armes Mägdelein dazu thun?"

„Viel! Das Meiste! Du kennst Ort und Gelegenheit. — Dein Vater ist Thorwart —"

„O allmächtiger Gott —" Kätherlein rang die Hände. „Kann Dein Vater nicht anders erlöst werden? Durch Geld?"

„Nein! All' unser Vermögen würden wir hingeben," antwortete Hermann Schwarz. „Aber soviel ich höre, setzt er seinen Kopf daran — und das entspricht seiner Art — daß kein Heller Lösegeld für ihn gegeben werde. Du, Kätherlein, bist meine Hoffnung in dieser Noth. Einen Freund hab' ich schon im Städtlein an dem treuen Fiedelhans, der ihnen vorgeigen wird, bis sie nicht mehr sehen noch hören. Ich werfe in der Dämmerung den Pilgrimstab weg, greife zur Laute und folge durch's Thor nach, als Spielmannsgenosse."

„Und dann? Und dann?" fragte Kätherlein, indem sie voll Verzweiflung den verzweifelten Plan anhörte.

„Du führst mich in der Dunkelheit, — Kätherlein, erschrick nicht. Heute noch reden Bücher glorreich davon und Männer rühmen, wie der Magister Dringenberg, von dem ich in Freiburg viel Herrliches aus alter Zeit gehört, — heute noch rühmen solche Männer die Heldenthat des griechischen Jünglings Pelopidas von Theben, der seine Vaterstadt von den Tyrannen befreite."

„Und was that der? Was that der, Hermann?" flehte Kätherlein, in angstvoller Spannung zu ihm aufblickend.

„Zu Spiel und Tanz aufgeputzt, wie ein Mägdelein, drang er in die Burg und stieß die fremden Tyrannen mitten in der Lust nieder."

„O, reicher Gott im Himmel, und das willst auch Du thun?"

„Heute noch mit Deiner Hülfe. Du kennst den Weg zu meines Vaters Kerker, Dein Vater sitzt am Thore —"

„Und würde der erste sein, liebe Frau im Himmelreich, der Dich ergriffe!" versetzte Kätherlein in fürchterlicher Bangigkeit. „O, Hermann, wie kannst, wie magst Du das wagen! Du weißt nicht, wie viel Leute und gefährlich Volk in Schloß und Stadt liegt."

„Die liegen bis dahin vom Wein bezwungen unter den Tischen," bemerkte Hermann Schwarz. „Der Fiedelhans trinkt ihnen noch besser vor, als er geigt."

„Den Fiedelhans haben sie wohl in diesem Augenblick schon in den Thurm geworfen. Es war sein letztes Wort, das ich Dir ausrichten sollte," sprach jetzt Kätherlein mit Hast und Nachdruck. „Hermann, Du wagst mehr, als Jener, von dem Du gesprochen. Er befreite seine Vaterstadt von dem fremden Herrn, — Du willst in fremder Stadt den Feind mitten unter den Seinigen heimsuchen. Nein, Hermann, damit richtest Du Dich und mich, Deinen und meinen Vater zu Grunde!"

„So soll ich's aufgeben, Deinetwegen? Ich täuschte mich in Dir, Kätherlein! sprach Hermann Schwarz jetzt betrübt und bitter.

Kätherlein faltete die Hände, ihr Haupt sank vornüber. „O Gott, hilf mir den Gedanken denken!" flüsterte sie und sank dann am Grabe ihrer Schwester nieder, um in betender Stellung zu verharren. Als sie sich dann wieder erhob, war sie bleich wie Marmor, aber ihr Antlitz hatte einen entschlossenen Ausdruck. Sie ergriff des Geliebten Hand. „Du sollst nicht umsonst gekommen sein," sprach sie dann mit fast gebrochener Stimme. „Morgen ist St. Marzentag, da soll Dein Vater mit Gottes Hülfe frei sein!"

Hermann schaute sie an; Kätherlein war in der kurzen Zeit, wo sie betend auf den Knieen gelegen, verändert, als seien Jahre inzwischen verflossen. „Mag kommen, was da wolle, mein Vater bleibt ungefährdet; kannst Du das versprechen?" fragte sie dann wieder.

„Kein Haar soll ihm berührt werden, das schwör' ich Dir!"

„Ich glaube Dir auch ohne Schwur, Hermann. Kannst Du noch vor Mitternacht nach Schlettstadt zurück?"

„In der Nähe steht mir ein Pferd bereit, — es bringt mich bald nach Einbruch der Nacht dahin, wenn ich es gleich besteigen kann."

„Du sollst es, — komm nur zuvor herein mit mir in die Kirche," bat Kätherlein, ohne seine Hand loszulassen. „Vor dem Altare Gottes, der mir meine Sünden verzeihen möge, will ich Dir sagen, worin ich seine Hilfe erblicke."

Mit bleichem Antlitze schritt sie neben ihm her. Dann verschwanden Beide hinter der angelehnten Thüre. Es war still ringsum, Nichts rührte sich als der Wind in den Bäumen. Endlich trat der Mann im Pilgergewand wieder heraus und eilte vorsichtig über die Flur dem nahen Walde zu. Innen in der Flurkirche lag, auf den Stufen des Altars hingegossen, das Thurmkätherlein in inbrünstigem Gebete.

(Fortsetzung folgt.)

Der Maitrank.

Die Getränke durch ein Blumenarom zu würzen, ist uralt — der feinste Sherbet der Mohamedaner ist

aus einer Abkochung von Veilchen und Zucker bereitet, Mohamed selbst trank durch Veilchen gewürzten Wein und die Römer hatten ihre Rosenfilter, über welche sie den Falerner goßen. Kein Wunder, wenn der Deutsche sich in seiner Weise einen Maitrank bereitete, der als Preservativ gegen die Gicht galt, die sie durch den Genuß zu üppiger Schwelgereien sich zugezogen. Der Maitrank — ein leichter Wein — sollte in den Lenztagen durch duftige Kräuter geweiht, ein Blutreinigungsmittel sein, geschaffen, die schwarze Galle, die sich im langen Winter angesammelt, durch böse Laune, Rheuma und Husten sich bemerkbar machte, zu beseitigen.

Der Maitrank war in alten Tagen die übliche Libation beim Ende jeder guten Mahlzeit, vom April bis Juni; die Maibowle übernahm den lebendigen Toast, den man der Wiederkehr des Lenzes darbrachte. Nur Lenzkräuter umfaßte die Zusammensetzung einer solchen deutschen Nektarschaale. Wald, Feld und Wiesenhang lieferten die duftigen Knospen, die nicht nur die Luft würzen, sondern als ein belebender Saft sich in die Adern der Sterblichen ergießen, Kraft und Gesundheit spendend den Körper durchdringen sollten. Alle die zum Maitrank verwendeten Kräuter waren, laut uralten Sagen, mit besonderen Eigenschaften erfüllt, und es lohnt sich schon eine ernste Studie darüber zu machen, man muß doch wissen, was man trinkt!

Die Grundlage bildete der Waldmeister: „Asperula odorata"; Clusius, der eine gute Abbildung der Pflanze gab, sagt, daß sie im XVI. Jahrhundert die wahre Volksmaiblume war, und in Frankreich: petit muguet hepathique de bois genannt wurde. Unsere heutige Maiblume trug damals den viel poetischeren Namen: Lilium convallium, ein Name, den die Engländer ihr noch heute erhalten haben. Clusius macht nun schon 1557 darauf aufmerksam, daß die asperula odorata den schönsten Duft im Mai hat, und wir sehen daraus, daß er wohl den Maitrank gekannt hat, denn dem weisen Botaniker war es ja nicht neu, daß die Römer ihren goldenen Falerner über Rosen goßen oder solche darin schwimmen ließen, ehe sie ihn tranken. Die Lateiner, sagt er, nannten das Kraut cordialis, auch Herba stellaris, Sternkraut, Spergula odorata, die Franzosen nannten es daher auch: »La cordiale par excellence.« Von diesem cordial, d. h. herzstärkend und Cordiale Herzgespannkraut, nannten es die Deutschen: „Herzfreydt" und Waldmeyster, ein Name, den es heute noch führt, weil nach Hieronimus Bock 1574, „darumb das Kraut so heißt, weil es in Wäldern wächst." Es ist, wie andere sagen: „Meister im Walde" ausgezeichnet durch aromatischen Geruch und Geschmack. Auch sollte das getrocknete Kraut noch das Wetter anzeigen; bei nasser Witterung sehr stark, bei trockener gar nicht riechen. Die Brabanter und Flamänder bezeichneten es auch unter dem Namen: „Waldmeister." Keinen gab es, versichert uns Clusius, dem dieses Wunderkraut, wenn er es in den Wein that, den er trank, nicht das Herz erfreute und dem Kranken neue Kräfte gab.

Wie in den deutschen Wäldern, am deutschen Rhein, wächst das liebliche Kräutchen auch in denen von Belgien, besonders in Condroy, längs der Ourthe, und im Luxemburg'schen. Es ist seltener in Nordbrabant, steigt man aber in die Ebene von Südbrabant hinab, so findet man es als lieblichen Eindringling in allen Parken, ja auf den Blumenbosquets der Schloßgärten, so daß er der Herrin des Hauses gleich zu Diensten steht, ihren Gästen eine „Herzfreude" zu bereiten. Die ersten Maitrinker versichern, und sie haben Recht, daß man den Waldmeister in schattigen Wäldern, auf gutem schwarzen Boden zu suchen hat, wenn man seinen ganzen Werth erkennen will; nur an solchen Orten behauptet er seine medizinische Wirksamkeit und duftet auch im Schatten doppelt so stark. In der Sonne verflüchtigt sich dieser intensive Duft, das ganze Aroma verschwindet. Man kann bei näherer Beobachtung es selbst wahrnehmen, wie Abends, Nachts und früh Morgens das Kraut ein herrlich Aroma ausströmt und während des Tages, sobald die Sonnenpfeile es berühren, sein Duft auf Null herabsinkt; schneidet man es aber zu richtiger Zeit ab, so steigert sich sein Duft, indem es getrocknet wird — es ist als hauchte es sterbend seine ganze Seele aus. Man stelle in ein Zimmer eine Hand voll von der blühenden „Herzfreud" und das ganze Zimmer wird — ohne „Blumenrache" zu üben, durchduftet sein — ähnlich als hätte man einen spanischen Wickenstrauß hineingestellt. In früheren Zeiten gab man von der Asperula, deren offizieller Name »Matrisylva« war, einen schweißtreibenden Thee. Die anderen Kräuter, die noch zu diesem echten Zaubertrank gemischt werden mußten, reduzirte man allmälig auf: Maiblume, Erdbeere, Maaslieb, Potentilla (Fingerkraut und zwar die erdbeerenartig aussehende Potentilla Fragariastrum), Himbeere, Veilchen, Schafgarbe und Ahlbeere (Schwarze Johannisbeere, Ribes nigrum L.) Von diesen acht genannten erscheint uns vor allen die Veilchenpflanze gewagt, denn sie hat eine brechreizende Eigenschaft, von der wir nach einer guten Mahlzeit durchaus keinen Nutzen absehen — will man daher auf die Veilchen halten, so nehme man nur die abgepflückten Blüthenblätter, der Duft mag angenehm sein, aber das Kraut thut dem Wein eher Schaden als Nutzen. Die anderen genannten Pflanzen sind tonischer, d. h. kräftigender Art, leicht bitter, astringirend. Indeß der Aberglaube hatte auch sein Theil an der Zusammenstellung und wenn man die alten Kräuterbücher aufschlägt und den Sagen nachgeht, die sich an diese und jene Pflanze knüpfte, so sieht man, daß die Maitrinker wohl das „Paradiesgärtlein" des Pfarrherrn Conradus Rossbachius 1558 befragt hatten, ehe sie die Mischung vollzogen, denn der ehrenwerthe Herr sagt, daß: „da drinnen die edelste und fürnehmbste Kräuter nach ihrer Gestalt und Eigenschaft abkontrafeyet und mit zweyerlei Wirkung, Leiblich und Geistlich aus den besten Kräuterbüchern und heiliger Schrift zusammen geordnet und beschrieben sind." Gehen wir nun die einzelnen Kräutlein, so dazu benutzt wurden, durch, so finden wir überall einen tieferen Grund, warum man sie erwählet. Wir wissen durch Clusius, daß die asperula



odorata die wahre Volksmaiblume war, und von dieser Maiblume hieß es, daß sie nicht nur das Blut reinige und erfrische, sondern, der Lenzgöttin gereicht, Glück in der Liebe brachte, deßhalb hieß es auch von ihr: „Wer sein lieb mit freuden annfahet und er hofft noch große freude zu entphaenn, der sollt mayblumen tragen.“ Die Erdbeeren galten als Sinnbild der Verlockung und Weltlust, aber sie sättigen nicht — so viel man auch von ihnen ißt, nie hat man genug — das wurde auf den Durst bezogen. Maaslieb wurde als Ovation der Ostara (Frühlingsgöttin) hineingethan, denn mit Maaslieb wurde das Osterpokal umwunden als schönster Lenzschmuck. Die Himbeere trug in den ersten jungen Sprossen die erfrischende Kraft der kommenden Frucht. Das Veilchen, in der nordischen Mythe dem Gott Tis oder Tir gereicht, daher auch Tysfiola, war der eigentliche Lenzbote und sollte als solcher der gereichten Bowle nicht fehlen. Die Schafgarbe schützte gegen die Pest und sonstige Krankheiten und war besonders gut für Brustschwäche, im Paradiesgärtlein hieß es: „Schaffripp ist seiner vielfältigen Tugend halb zu achten.“ Die Ahlbeere, auch Gichtbeere, war in ihren jungen Trieben das Hauptmittel gegen die Gicht, sie war daher eine nothwendige Beimischung des Maitranks. Vom aufgeklärten Standpunkt aus meinen wir, daß trotz all' dieser Blätter und Blumen es doch nur der Waldmeister ist, der die Hauptrolle — oder vielmehr die erste Violine in diesem Concert spielt, und am besten will es uns bedünken, ihn ganz solo spielen zu lassen.

Es heißt zwar auch, daß all dieser vereinten Kräuter nur so viele sein sollen, als eine Hand halten kann, und nicht mehr, dabei soll der Waldmeister ein Drittheil ausmachen und die Andern als Zauber und Cabalamittel, nur durch wenige Blättchen, 6 bis 8, vertreten sein, aber auf die zwei ganzen Pflänzchen Maaslieb kommen die echten Brauer der Maibowle doch immer wieder zurück. Alles muß frisch gepflückt sein, am schönsten und unmittelbar vor dem Aufguß, außer dem Waldmeister, den man früh Morgens pflücken muß, oder zur selben Stunde, im Fall er im Schatten steht. Je besser der Rhein- oder Moselwein ist, je besser wird die Mischung; man wirft das Maibouquet in die goldenen Fluthen der Bowle, die es überschwemmen, auch drei Scheiben eines hesperischen Apfels, der Apfelsine, oder eine kleine grüne Pomeranze und Zucker werden hineingethan, um das Gebräu zu vollenden, dann deckt man die Bowle mit dem Deckel, oder noch geheimnißvoller mit einem weißen Linnentuch zu, und läßt sie eine viertel oder halbe Stunde, je nachdem der Wein mehr oder minder gewürzt sein soll, stehen, *) um sie dann den fröhlichen Genossen zum höchsten Ruhme des Monats Mai und der Tugenden der heilbringenden Kräuter zu kredenzen, denn uns däucht:

Wie in Dschemsched goldnem Becher
Liegt Geheimniß tief im Grunde,
Finden thuts ein braver Zecher
Hier mit liebedurst'gem Munde! —
Darum schenket Maienwein
Euch als Lebensflammen ein!

*) In neuester Zeit nimmt man meistens zu einer Bowle von etwa 4 Liter eine starke Handvoll blühenden Waldmeister, ½ Handvoll Blätter von schwarzer Johannisbeere und Pfeffermünze mit Scheibchen von Orangen und etwa ½ Pfund Zucker.

Miscellen.

△ **Aus der Südpfalz**, 12. Mai. **Um die auf den Tabaksbeeten vorkommenden schädlichen Würmer zu entfernen** sticht man mit dem Spaten in das Beet und schüttelt denselben hin und her. Durch die Erschütterung des Bodens kriechen die Würmer sofort aus ihren Löchern hervor, wo man sie dann leicht entfernen und vertilgen kann. Dies Verfahren wird aber nicht an einer, sondern auf mehreren Stellen eines solchen Beetes angewendet.

Offenbach, 8. Mai. Gestern hielt die hiesige Polizei wieder einmal eine Razzia auf gewässerte Milch. Als die Milchhändlerinnen die Polizeiofficianten kommen sahen, bemächtigte sich einiger derselben ein panischer Schrecken, der so weit ging, daß sie mit ihren Kannen die Flucht ergriffen und diese in Scheuern rc. zu verstecken suchten. Dies half aber nichts; die Kannen wurden wieder an's Tageslicht gefördert und der Inhalt geprüft, wobei sich herausstellte, daß theilweise mehr Wasser wie Milch darunter war. ⅔ der in Beschlag genommenen Milch soll über die Hälfte Wasser enthalten haben. (O.Z.)

Kiel, 8. Mai. Der Meteorstrom, welcher in voriger Woche in ganz Norddeutschland bemerkt wurde und an verschiedenen Stellen einzelne Meteore zur Erde niedersandte, hat durch ein solche Feuerkugel in Schlutup bei Lubrik ein Feuer entzündet, das mehrere Häuser in Asche legte. Als kurz vor Ausbruch des Feuers, so schreibt man der „Kieler Z.“, zwei Travemünder Fischer in der Nacht in ihrem Boote die Trave aufwärts fuhren, sahen sie ein Meteor vom Himmel fallen und längs des Kirchthurms herunterschießen (das Haus, in dem der Brand entstand, liegt dicht neben der Kirche) und hörten gleichzeitig einen Knall, über den auch der Bewohner des Hauses aus dem Schlafe erwachte; einige Momente nach der beobachteten Meteorerscheinung bemerkten sie schon das Feuer; jenen auffälligen Knall haben noch mehrere Bewohner des Ortes und auch der Nachtwächter gehört. Man hat die Absicht, beim Aufräumen der Feuerruinen im Schutt sorgfältig nach einem Meteorfragment zu forschen.

Charade.

Das Erste nur ein kurzer Ausdruck ist,
Man braucht ihn, um den Eindruck zu verstärken.
Das Zweite ist wohl da zu jeder Frist,
Kann's auch Dein Auge immer nicht bemerken.

Mit Füßen trittst Du es allein,
Wenn es Dir nah, und liebst es, wenn es ferne,
Es war, es ist, es wird auch sein,
Und wenn es gut ist, nun dann folg' ihm gerne.

Das Ganze kommt und geht, ist wandelbar,
Und naht Dir jedes Mal in anderm Kranze,
Und daß des Zweiten Weisung wahrhaft war,
Das ward besiegelt einstens durch das Ganze.

Auflösung der Charade in Nr. 57:

Schneider, Neider, Eider, Eid.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 59. Speyer, Samstag, den 17. Mai 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Achtes Capitel.

Wo warst Du, Kätherlein?

Als das Thurmkätherlein wieder heimgekehrt war, fand es den Vater in großer Unruhe und Sorge unterm Thore und die Einwohnerschaft des Städtchens selbst in fieberhafter Aufregung über die Verhaftung des Spielmanns, den der alte Sträuchlin Nachmittags eingelassen hatte, und der sich nun als höchst gefährlicher Kundschafter erwiesen haben sollte. Den andern Häschern voran, welche vom Burgthor ausgespieen wurden, war der Jost Schurpfinsack rücksichtslos mitten in die jubelnde Menge hineingebrochen und hatte zuerst seine Hand auf den Arm des fiedelnden Geigers gelegt. Unter großem Tumult des inmitten fröhlichen Reigens unterbrochenen Volks ward der Spielmann ins Schloß abgeführt. „Untersucht ihn! Reißt ihm die Larve herunter!" schrie der lahme Bastard schon vom Fenster aus in den Schloßhof hinab.

Und ohne Umstände wurde denn auch die Untersuchung vorgenommen. Der Geiger hatte sich vollständig in sein Schicksal ergeben und ließ sich Alles ohne Widerstand, wenn auch nicht ohne gelegentliches Murren, gefallen. Das zerschlissene Mäntelein und der von einem Lederstreif zusammengehaltene kurze Rock wurden ihm förmlich vom Leibe gerissen, die Wandertasche durchsucht, Alles durchforscht. Verdächtiges wurde jedoch nicht gefunden. Er trug sein eignes Haar, sein eignes Gesicht, seinen eigenen Charakter, — keinen entlehnten, wie man erwartet hatte. Denn das Einzige von Belang, was man bei ihm gefunden hatte, war eine Bestätigung seiner Angabe, auf der er stehen geblieben war: daß er ein armer Fiedler von der anerkannten Pfeiferzunft sei. In seiner Wandertasche entdeckte man nämlich ein Pergament, das sich als ein Brief mit dem Siegel des Freiherrn von Rappoltstein erwies, in welchem dieser Patron der fahrenden Leute des Elsasses dem Hans Krümmler von Zellenberg, genannt der Fiedelhans, bestätigte, daß er vor dem Pfeifergericht in die Zunft eingeschrieben worden und somit berechtigt sei, im ganzen Lande — vom Hauenstein bis zum Hagenauer Forst — seine Kunst zu üben. Aber auch mit diesem triftigen und gültigen Beleg seiner Person und seines Standes war der Geiger noch lange nicht jedem Verdacht enthoben. Der Bastard versuchte im Gegentheil durch die schrecklichsten und unsinnigsten Drohungen das Geheimniß seiner Kundschafterei und seiner Verbindung mit dem aus Colmar entwichenen Sohn seines Gefangenen zu entlocken. Jedoch, keine Drohung schreckte den Fiedelhans, keine Querfrage verwirrte ihn. Der Spielmann behielt seine vollständige Fassung, und da er nur wenig sprach und nur kurz antwortete, schützte er sich auch vor der Gefahr, in Widersprüche verwickelt zu werden. Heinz Grefe stieß seine schrecklichsten Flüche aus, Jost Schurpfinsack stieß an dem Geiger in ziemlich roher Weise herum, — es hatte Alles nur denselben Erfolg. „So kommt ihr dem nicht bei," hub endlich der von Hadstadt an: „Mit Fluchen, Drohen und Umherstoßen bringt ihr nichts aus ihm heraus. Man muß nur die Spielleute kennen. Dem kommt ihr am besten bei, wenn ihr ihn voll und toll macht, indem ihr ihm Wein einschüttet, bis er überläuft."

„Das wird — straf' mich St. Velten von Ruffach — schwer werden!" entgegnete Jost Schurpfinsack. „Wollen wir den trinken lassen, bis ihn der Rang anstößt, bleibt dem Heinz Grefe und uns Andern nichts mehr."

„Ja, ja, er verträgt seinen Stiefel," meinte der Freiherr von Hadstadt. „Immerhin muß es versucht werden. Aicht ihn einmal, so bringt ihr ihn wohl zum Reden."

Der Fiedelhans hörte es und lachte verschmitzt in sich hinein. Er getraute sich, auch diese Probe zu bestehen, und es war ihm keine leidige Probe. „So gießt ihm den Wein ein! Spart nicht, Leute!" rief der Bastard von Lützelstein. „Er wird uns von unserer trefflichen Beute wohl noch einen guten Schluck übrig lassen. Wenn es ihm nur die Zunge löst!"

Dann befahl er noch, ihn gehörig im Auge zu behalten und ihm jede Möglichkeit zu benehmen, sich mit Andern als seinen Wächtern zu verständigen. Mit Hadstadt aber, der an den Aufbruch dachte, besprach er sich noch über die Maßregeln, welche im Städtchen und am Thore zu ergreifen seien. Man beschloß, gegen Nacht eine starke Wache an die Thore zu legen, für's Erste aber den alten Sträuchlin darüber zu verständigen, wie er sich gegen fremde Wande-

rer zu benehmen und verdächtiger Leute zu versichern habe. Denn daß etwas zur Befreiung seines Gefangenen und gegen seine eigene Sicherheit im Werke, hatte sich bei dem Bastard von Lützelstein festgesetzt. So sehr hatte ihn die Nachricht von der Entweichung des jungen Schwarz aus Colmar erschreckt, daß er von nun an keine Ruhe mehr fand und nur noch an Sicherheitsmaßregeln dachte, bis er den von Hadstadt und alle seine Leute mit dieser Unruhe angesteckt hatte.

Herr Gutmann von Hadstadt setzte sich endlich zu Pferde, um mit seinem Reitknecht Jecklin nach dem Schlosse an den Bergen zu reiten, von welchem sein Geschlecht den Namen trug und das als Residenz der reichen Freiherren galt. Schon im Sattel, gab er dem Bastard noch die wiederholte Versicherung, daß er sich auch deßwegen heimbegebe, um seine Lehensleute und Mannen aufbieten und beim ersten Nothzeichen Herlisheim zu Hülfe eilen zu können. Im Uebrigen beschwichtigte er des Freundes Sorgen mit dem Hinweis auf die Festigkeit des Städtchens und der Burg, auf die Zahl seiner kriegsgeübten Knechte und auf die Unwahrscheinlichkeit, daß etwas von dem Feinde zu besorgen stehe. Heinz Grefe deutete auf die hochgemuthete Sprache hin, die der gefangene Meister Schwarz angeschlagen habe, welche in dessen Verhältnisse sicher am wenigsten am Platze gewesen wäre, wenn er nicht das hoffen dürfe, was man befürchten müsse. „Immerhin," schloß der Bastard, indem er dem Schloßherrn noch die Hand reichte, „wir sind jedes Feindes gewärtig und er soll — straf' mich Gott — nach Verdienst empfangen werden."

„Das dächt' ich auch, obgleich ich noch immer nicht weiß, woher er kommen soll und was er anfangen wollte!" war des Herrn von Hadstadt Antwort. „Gleichviel, ich halte meine Leute bereit, thu Du desgleichen — und spunde einmal das Faß dorten und den eigenen Mund für heute Nacht zu, Heinz. Halte Deine Knechte in Ordnung, den eigenen Kopf frei und überlege dabei nochmals reiflich den Vorschlag wegen des Lehen für Deinen Jüngeren, den Matthies, dem das Kätherlein recht am Herzen liegt. Mit dem Schurpfinsack ist's ein für allemal Nichts! Und somit behüt Gott, Heinz!"

Und damit ritt der Schloßherr aus seiner Burg, ohne Ahnung, daß er das feste Schloß von Herlisheim, in welches er den Bastard von Lützelstein mit dessen Kriegsknechten aufgenommen hatte, nicht wieder sehen sollte. In der Straße gegen das Thor hin standen noch immer einzelne Gruppen von Einwohnern des Städchens, welche die Ereignisse des Tages besprachen und die gewaltsame Unterbrechung der Lustbarkeit des Tanzes noch immer nicht verschmerzt hatten. Am Thore angekommen, hielt er sein Pferd an und befahl seinem Reitknecht Jecklin nach dem alten Sträuchlin und dem Thurmkätherlein zu rufen. Dasselbe hatte wieder seinen Sitz im obersten Stübchen des Thorthurms eingenommen und blickte von dorten mit beschwertem Herzen und gedankenvollem Sinne durch das Blumengewinde vor dem Gitter ins Land hinein. Als es jedoch den Ruf vernahm, der es zu dem eigenen Herrn und Gebieter beschied, eilte es mit beängstigtem Gemüthe die enge Treppe hinunter, um wo möglich ihrem Vater und dessen Antworten auf etwaige Fragen seines Herrn zuvorzukommen. Als sie jedoch unter die Thüre trat, welche auf die hohe Staffel hinausführte, bemerkte sie, daß ihr Vater schon zur Seite des Ritters stand und dessen Befehle hinnahm oder auf seine Fragen Auskunft gab. Sie behauptete also ihren erhabenen Standpunkt auf der obersten Platte der steinernen Staffel.

„Nun, Kätherlein," fragte der Gebieter, „ich höre Du habest Dich einmal aus dem Thurme unter die Leute gewagt."

„Ja, gnädiger Herr!"

„Wo warst Du denn?"

„Ich habe das Krautstück vor dem Thor und das Gärtlein am Zwinger begossen."

„Und dann? Wo warst Du dann?"

„Beim Tanze, gnädiger Herr."

„Ei so! Da rissen sich wohl die jungen Gesellen um Dich?"

„Nein, gnädiger Herr, sie rissen sich nicht."

„Nun, mit wem tanztest Du denn da?"

„Ich tanzte nicht, — ich sah und hörte zu."

„Und wohin gingst Du nachher, Kätherlein?"

„Sie war draußen an der Feldcapelle, gnädiger Herr," fiel Sträuchlin ein, als sein Töchterlein etwas stockte.

„So!" machte der Hadstadter. „Was thatest Du denn da?"

„Ich habe die Blumen auf meiner Schwester Grab begossen," antwortete das Mädchen mit bedrängtem Gemüthe.

„Hab' aber Deinem Vater geboten, Dich nicht mehr so oft hinaus zu lassen," bemerkte Herr Gutmann von Hadstadt. „Es macht Dich traurig und schwermüthig und Du sollst fröhlich werden. Nun, sag' an, ist Dir da draußen etwa ein junger Küfergeselle mit Wanderstab und Felleisen begegnet?"

Kätherlein wurde unter den Blicken und bei dieser Frage des Gebieters ihres Vaters roth und blaß. Aber sie glaubte mit gutem Gewissen die Antwort geben zu können: „Nein!"

„Oder war es etwa ein junger Fiedler oder Geiger, he?

„Einen solchen habe ich nicht gesehen!" versetzte Kätherlein, die ohne lügen und leugnen zu wollen, ihre Antworten wohl abwog, um die entscheidende verzögern zu können.

„Wen aber hast Du denn draußen getroffen, he!"

„Einen Pilgram!" hauchte sie mit fast ausgehendem Athem.

„Einen Pilgram? Ei so!" machte der Hadstadter. „Wie sah denn der Pilgram aus, Kätherlein?"

„Er hatte greises Haar und Bart, ein braunes Gewand und setzte seine Wallfahrt fort, ohne daß ich ihn gefragt hätte, wohin!"

„Ei, ei, ein Pilgram!" wiederholte der Hadstadter mit einem Kopfnicken. „Hüte Dich, Kätherlein, vor solchem Pilgram. Ein Fuchs steckt manchmal

hinter dem braunen Rock. Du aber, mein getreuer Thorwart," wandte er sich dann an Kätherleins Vater, „gib heute wohl Acht auf jeden Fremden, der vor's Thor kommt. Und käme ein gewisser Küfergeselle des Weges, als Geiger verkleidet oder nicht, verstehst Du, so faß ihn in's Auge, laß ihn ein, aber nicht wieder heraus, pack ihn, wenn er sich wehrt, schon Deines Kätherleins wegen —"

„Meines Kindes wegen?" fragte der alte Sträuchlin jetzt zurück. „Warum, wie so das, gnädiger Herr?"

„Weil es derselbe ist, der beim Küferfest zu Colmar Deinem Kätherlein das dumme Häuptlein verrückt hat, und weil sich große Ungelegenheiten ergäben, wenn wir ihn durchließen."

„So, gnädiger Herr! Wohlan! Es soll geschehen!" (Forts. f.)

Die Hauptbestandtheile des Weines und die Weinverfälschung.

Um zu einer richtigen Kenntniß des Weines zu kommen, dazu gehört vor Allem eine genaue Kenntniß der Natur der Stoffe, aus welchen der Wein besteht. Sein Hauptbestandtheil ist der aus dem Zuckergehalt der Traubenbeeren durch Gährung entstandene Weingeist. Er ist eine farblose, dünne Flüssigkeit von angenehmem Geruch und brennendem Geschmack. Sein specifisches Gewicht bei 14 Grad R. ist 0,7932, und nur in ihm verdunsten die anderen Riechstoffe, welche den edlen Weinen ihren hohen Preis verschaffen. Gute edle Weine sind in der Regel auch reich an Weingeist; aber nicht immer sind weingeistreiche Weine zugleich auch gut und bouquetreich, da der absichtlich einem schwachen Weine zugesetzte sogenannte Weinsprit nicht auch zugleich das Bouquet vermehrt. Die meisten deutschen Weine haben einen Alkoholgehalt von 4 bis 10 pCt. Weine über 10 und 15 pCt. sind meistens nicht mehr natürlich und haben einen Alkoholzusatz erhalten. Ein Alkoholzusatz von 15 pCt. setzt einen Zuckergehalt von 30 pCt. voraus, der im natürlichen Most nur ausnahmsweise vorhanden ist. Durch den entstandenen Alkohol wird die Gährung gehemmt, die Hefe niedergeschlagen und Zucker bleibt übrig. Dadurch entstehen die von Natur süßen Weine, welche nicht zu verwechseln sind mit den fabricirten und durch Beimischung von Glycerin ꝛc. versüßten Weinen.

Das Glycerin oder Oelsüß kommt in Naturweinen nur ganz unbedeutend vor. Es wurde aber seines süßen Geschmackes wegen schon vielfach als Zusatz zu Wein und Bier empfohlen und soll bei Bier und bei rauhen Weinen in ausgedehnter Weise verwendet werden. Es soll die Eigenschaft haben, nicht in Gährung überzugehen, deßhalb können die Mischer dasselbe zu jeder Zeit verwenden, meistens geschehe es vor dem Verkauf der Getränke, damit die hierdurch hervorgebrachte Süße nicht oder doch nicht so schnell wieder verschwinde. Das Glycerin wird aus Oel, Unschlitt, Schweine- oder anderem Fett dargestellt und wird meistens als Nebenproduct bei der Darstellung von Stearin gewonnen. Es ist eine syrupartige, farblose, süße Flüssigkeit. Bei der Darstellung des Glycerins werden gewöhnlich Bleisalze verwendet, die hier und da im Glycerin in kleiner Menge zurückbleiben. Da diese Bleisalze giftig sind, so hat man alle Ursache, gegen glycerinirte Getränke Verdacht zu haben. Zum Mindesten machen sie beschwerliche Blähungen, und Kranken sollte man niemals solche Weine reichen. Das Glycerin ist erheblich schwerer als Wein oder Wasser, sein specifisches Gewicht ist 1,23. Wird also dem Wein Glycerin zugesetzt, so wird derselbe specifisch schwerer; sind die Mengen Glycerin irgend erheblich, so zeigt der Wein weniger, ja oft keine Grade mehr auf der Weinwaage.

Ein anderer Bestandtheil des Weines ist die freie Säure. Eine gewisse Menge freier Säure gehört zum Wohlgeschmack des Weines. Die Säure des Weines ist Weinsteinsäure und doppelt weinsteinsaures Kali, gemeiner Weinstein, der in Wasser gelöst einen schwach sauern Geschmack besitzt. Der mittlere Säuregehalt sehr edler Weine beträgt ½ pCt. d. h. da 1 Liter gleich 1000 Gramm wiegt, so sind unter diesen 1000 Theilen 5 Theile freie Säure bei einem Naturwein mittlerer Qualität.

Unter Extract des Weines versteht man alle nicht flüchtigen Bestandtheile des Weines, als da sind: der Rest von unvergorenem Zucker, das gebildete Glycerin, die Weinsteinsäure, der Weinstein, der Rest von Hefe und die Ascherbestandtheile des Weines. Bei ausgegorenen Weinen ist der Extractgehalt nicht groß und übersteigt selten 4 pCt. Je weniger ein Wein Extractgehalt hat, desto mehr ist er ausgegoren; daher sind junge Weine immer extractreicher, als wenn dieselben Weine älter sind. Süße Weine enthalten immer eine ansehnliche Menge Extract und man erkennt sogleich die Bedeutung des Extractgehaltes an dem süßen Geschmacke. Enthält ein Wein viel Extract bei geringer Süße, so hat er den Verdacht gegen sich, mit dextrinhaltigem Zucker bereitet zu sein. Ueberhaupt ist jeder bedeutende Extractgehalt bei nicht merkbarer Süße ein Zeichen eines beigemischten Zusatzes. Gute Weine, welche nach unserem Geschmack ausgegoren sind, sind immer solche, welche nur wenig Extract enthalten; sie sind bei ansehnlichem Weingeistgehalt weit haltbarer als die mehr Extract haltenden. (Schluß f.)

Die Indianer in Nordamerika.

II.

Die indianische Bevölkerung der Vereinigten Staaten — die von Alaska nicht mitgerechnet — wird von der Regierung auf 300,000 Seelen abgeschätzt. Von diesen leben etwa 150,000 friedlich auf den ihnen angewiesenen abgegränzten Gebieten (reservations), während ungefähr 95,000 über die Ebenen schweifen, aber friedlich sich verhalten und sogar oft zu den Regierungs-Agenten für indianische Angelegenheiten kommen, die sie aber sehr häufig betrügen. 55,000 Indianer jedoch entziehen sich gänzlich aller Regierungscontrole, und sie sind es (also der sechste Theil der ganzen Race etwa), welche der Regierung und den weißen Ansiedlern alle Schwierigkeiten bereiten. Die übrigen Indianer sind entweder ganz oder theilweise civilisirt und stehen jedenfalls unter dem Einflusse

der Agenten. Gegen die 55.000 Indianer muß Waffengewalt demnach in Anwendung kommen, und es gibt drei Kriegsschauplätze gegen sie. In Californien bekämpfen die Truppen die Modocs, welche der Zahl nach zwar unbedeutend sind, die aber fast unangreifbare Positionen behaupten. In Arizona und Neu-Mexico operirt General Crook gegen die Apachen, welche etwa 6- bis 10.000 Mann stark sind, und dort kommt es fast wöchentlich zu Zusammenstößen, in denen die Barbaren stets den Kürzern ziehen. So hatten die Indianer in einem Treffen zu Anfang des Monats April allein 41 Todte. Der Feldzug auf diesem Gebiete naht sich indessen seinem Ende und die Uebergabe des unbändigen Indianerstammes im Westen steht demnächst bevor.

Der größte Kriegsschauplatz befindet sich auf den Ebenen von Montana, Dacota und Wyoming, wo die Sioux, Schwarzfüße, Uter, Crows u. a. m. hausen. Ihre Zahl beträgt etwa 45- bis 50.000, mit denen zwar nicht gekämpft wird, die aber stets von den Truppen bewacht und im Zaume gehalten werden müssen. Diese Stämme bedrohen die Grenzen von Minnesota, Nebraska und Kansas und erschweren die Vermessungen der nördlichen Pacificbahn. Kaum 12.000 Soldaten befinden sich in den indianischen Ländern, die mehr als die Hälfte des Gebiets der Vereinigten Staaten ausmachen. Das Gebiet, welches die Modocs beherrschen, ist wie oben gesagt, ganz unzugänglich. Entlang der Grenze zwischen Oregon und Californien nämlich in einer Entfernung von 600 englischen Meilen vom stillen Ocean befinden sich unregelmäßige Lavalager, welche die Modocs genau kennen und benutzen. Das felsige Terrain ist mit Gestrüpp bedeckt und bietet durch seine Ritzen und Löcher unzähligen Kaninchen und Eidechsen eine Zuflucht. Eine basaltische Bildung, scheint sie an dem Ufer eines Sees aufgeworfen zu sein und, plötzlich abgekühlt in Tausenden von Spalten, Rissen, Sprüngen, die 10 bis 60 Fuß tief sind, sich getheilt zu haben. Eine Anzahl von Zuflüssen des Columbiaflusses findet ihren Weg nördlich nach Oregon und bildet viele Seen und Teiche. Das Wasser wäscht die Erde weg und schafft so zahlreiche, oft meilenweite Höhlen. Die bedeutendste ist die Ben Wright's Höhle, welche 15 Acres groß ist, eine Quelle enthält und viele Oeffnungen, durch die ein Mann, kriechen kann, während der Haupteingang etwa fensterweit ist.

In dieser Höhle hatte Capitän Jack, Führer der Modocs, sein Hauptlager aufgeschlagen. Welche Vortheile Krieger aus einem derartigen, ihnen allein genau bekannten Terrain ziehen können, ist klar. Die Indianer sehen, während sie selbst unsichtbar sind, ihre Feinde in einer Entfernung von 5 Meilen, können sie bis auf wenige Fuß herankommen lassen, ohne auch nur einen Zoll von sich bloßzustellen, auf sie schießen und, wenn bedrängt, mit Leichtigkeit in sichere Schlupfwinkel sich zurückziehen. Das einzige Glück ist, daß es den Modocs an Munition fehlt.

Miscellen.

(Warum die Banquiers in Preußen geadelt werden.) Wie man der „A. A. Z." aus Berlin schreibt, erklärte kürzlich eine hervorragende Persönlichkeit aus der Diplomatie ganz ernsthaft, daß die Adelserhebungen mancher Banquiers eine gesellschaftliche Nothwendigkeit seien: „Viele Mitglieder der Diplomatie, besonders die jüngeren, verkehren gern in den Häusern der reichen Herren, weil diese recht amusante Gesellschaften, besonders aber ganz vortreffliche Diners veranstalten, welche die etwas reservirte und sparsame preußische Aristokratie nur höchst selten bietet. Auf die Länge jedoch ist ein solcher Verkehr der Diplomatie, die doch zur Hofgesellschaft gehört, nicht gut durchzuführen, wenn nicht der Banquier durch Erhebung in den Adelsstand ꝛc. in die Elite eingeführt wird."

Den Ehemännern, wie sie sind, wird im Londoner „Punch" der Spiegel vorgehalten von „einer Frau, die sie nur zu wohl kennt." Die Dame klagt zunächst über Folgendes: „Daß die Frauen nur geboren sind, um die Sklaven der Männer zu sein — daß das Mittagessen in derselben Minute fertig sein und auf dem Tische stehen soll' wenn sie nach Hause kommen — daß eine Haube nicht so schnell aufzusetzen ist als ein Herrenhut — daß eine Dame sich nicht in einer Minute ankleiden kann, und daß der Mann diese Operation durch heftiges und wiederholtes Klingeln glaubt beschleunigen zu können — daß die Männer Alles besser machen wollen, vom Füttern der kleinen Kinder bis zum Feuerschüren — daß ihnen nichts gut genug ist und daß sie, wenn sie täglich frischen Braten vorgesetzt erhielten, sich wieder beklagen würden, daß nie kalte Küche auf den Tisch komme — daß sie das Alter der Damen viel genauer kennen als diese selbst — daß Mittagsschläfchen die Unterhaltung befördern sollen — daß eine arme Frau zum Weinen gebracht werden muß, wenn es einmal einem dummen Hemdenknopf einfällt, nicht auf seinem Posten zu sein — daß der Haushalt nicht ohne Geld zu führen ist und, wenn wir uns unterstehen, Etwas zu verlangen, mürrischen Mienen begegnen, „was machst du mit all' dem Gelde"? oder „du wirst mich noch zu Grunde richten" — daß nie gescheuert werden darf oder geputzt oder ausgestäubt, oder daß Alles ein Recht hat zerbrochen oder verdorben zu werden, und doch ewig dauern soll — daß eine arme verlassene Frau nie, nie ein Vergnügen haben und immer, immer zu Hause bleiben soll und die Kinder hüten — daß der Wunsch einmal das Theater zu besuchen, stets der sichere Vorläufer eines Zankes ist — daß die Töchter Musik, Buchführen, Literaturgeschichte, Tanzen und Alles lernen sollen ohne einen Lehrer — daß zehn Kinder nicht mehr kosten sollen, als eins — daß kein Mann leben kann, ohne täglich seine Spielgesellschaft zu besuchen, und daß die Frau ihn, je weniger sie ihn sieht, um so mehr lieben soll, und daß es ein Vergnügen für uns sein soll, aufzubleiben ihretwegen." — Die Correspondentin des „Punch" hält dies vorläufig für hinreichend, und wir auch, behält sich jedoch vor, den Männern noch mehr „abzugeben", wenn es nöthig werden sollte.

Seit einiger Zeit schon beschäftigte man sich im weinbauenden Frankreich viel mit der Idee, künstliche Wolken zu erzeugen, um die Reben gegen die Frühjahrsfröste sicher zu stellen. Man will in den bedrohten Weingärten und Geländen Kessel mit Oel aufstellen, welches durch einen aus Stroh gefertigten Docht zum Brennen und zur Entwickelung von Rauch und Wärme gebracht werden soll. Ein Herr Charles de Hedouville hat zu dem Zwecke für das Departement der oberen Marne bereits ein Reglement entworfen und den Behörden zur Genehmigung unterbreitet. Es soll eine Gesellschaft der Weinbauer gegründet werden, welche aus den Beiträgen, nach der Größe der einzelnen interessirten Grundstücke, die Kessel und das Oel anschafft und Wächter anstellt. Letztere treten ihr Amt an, sobald Leben in den Weinstock getreten ist. Wenn diese Wächter des Nachts merken, das es Frost geben wird, so haben sie die Eigenthümer der Reben zu benachrichtigen und es ist ein Jeder von diesen verpflichtet, hinauszueilen und diejenigen Kessel, welche für alle Mal seiner speciellen Sorgfalt anvertraut sind, in Brand zu setzen. Verschiedene Vorschriften und Strafandrohungen regeln das Uebrige. — Sollte dieses „Heizen der Natur" wirklich Schutz gegen die Fröste gewähren, was auszuprobiren wirklich interessant sein müßte, so bietet die Ausführung desselben scheinbar gar keine besonderen Schwierigkeiten und können die Kosten auch gar keine besonders erheblichen sein, da jedes schlechte und billige Oel zu verwenden ist und das wirkliche Anzünden desselben sich doch nur auf wenige Nächte beschränken wird.

Räthsel.

Ein halbes Ei die Erste ist,
Die Zweite in die Donau fließt;
Das Ganze war ein Weidwerksmann,
Wie uns die Bibel saget an.

Auflösung des Räthsels in No. 58:
Ostern.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 60. Speyer, Dienstag, den 20. Mai 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Gut. Halte nur ja diese Nacht treue Wache, Sträuchlin!“ mahnte jetzt ernstlicher der Gebieter. „Ich hab' Dir aus meinem Schloßkeller mehrere Krüglein guten Trunks bereit stellen lassen, — magst Dir dran die Zeit vertreiben. Auch wird von den Leuten meines guten Freundes sich eine starke Wache ins Thorhaus legen, die bei jeder Gefahr leicht zur Hand ist.“

„Kriegsvolk zu mir, ins Thorhaus?“

„Ja, sie werden Dir und Deinem Kinde keine Unruhe bereiten, — ich habe Heinz Grefe's Handschlag darauf. Morgen, Sträuchlin, ziehe ich vielleicht selbst mit meinen Leuten ein und Heinz Grefe mit den Seinigen hinaus gegen die Handwerker.“

„Ihr wollt so offenen Theil an der Fehde und Feindschaft gegen die von Schlettstadt nehmen?“ fragte der Thorwart sorgenvoll.

„Sei ruhig, Sträuchlin,“ beschwichtigte halb und befahl zur Hälfte der Edelmann. „Thu Deine Pflicht und zeig', daß sie Unrecht haben, die da sagen, der Sträuchlin sei zu alt geworden, als daß ihm noch länger die Thorwache anvertraut werden dürfe. Ich hab's gut vor mit Dir, Dein Kätherlein soll etwas Rechtes werden, was sie sich noch nicht träumen läßt, Deine Nachkommen angesehene Leute im Lande und Dir selbst ist für Deine alten Tage das ganze Herrenfeld bei der Flurkirche draußen bestimmt. Hüte mir nur heute Nacht die Stadt gut!“

Als nun der Edelmann mit seinem Reitknechte über die Brücke davonsprengte, sah ihm sowohl der Thorwart als sein Töchterlein mit wunderlichen Gefühlen und Gedanken nach. „Es ist mir das Alles zu rund, was der Herr da gesagt hat,“ brummte der alte Hüter der Stadtpforte. „Hält er die Hälfte davon, so könnt ich meines Kätherleins wegen außer Sorge stehen. Und warum ich heut' mit meinem Dienst am Thor so viel verdien'? Treuer als treu kann ich doch nicht wachen, und dies thu' ich, so lang ich eben Thorwart bin! Hm! hm! Wer konnt auch dem Fiedelhans an der Nase absehen, daß er auf Kundschaft gehe! Hm! hm! hm!“

Kätherlein sagte gar nichts, sondern stieg wieder in ihr Thurmstübchen empor. Vor dessen engem Gitterfenster lag das Land jetzt im Schatten der Wolken, die von dem Gebirg herjagten. Aber die Dämmerung des Abends, heute von ihr ersehnt, schien gar nicht kommen zu wollen. Und als sie endlich sich langsam über das Gefilde und die kleine Stadt breitete, pfiff der Wind um die Ecken des Thurms und trieb einzelne Regentropfen durch das Gitterwerk des engen Fensters. Da spähte Thurmkätherlein nochmals scharf hinunter nach ihrem Vater. Er hatte sich vor dem beginnenden Wetter in das kleine Wächterstübchen am Thore zurückgezogen, von wo er den Thorweg noch genau übersehen konnte. Kätherlein eilte an den Wandschrank in der Ecke, nahm einen alten Wettermantel heraus und schlüpfte in denselben. Dann eilte, oder vielmehr flog sie die Thurmtreppe hinunter auf die Staffel, die an der inneren Thorseite auf die Gassen des Städtchens führte. Es war still in demselben geworden, der beginnende Regen hatte die Leute in das Innere der Häuser gescheucht; die Straßen und Plätze waren verlassen.

So achtete Niemand der in den Mantel gehüllten weiblichen Gestalt, welche in der Dunkelheit, dicht an die Ringmauer gedrückt, denselben Weg wieder zurücklegte, den Kätherlein schon Nachmittags mit der Gießkanne gemacht hatte. In den gedeckten Gang gelangend, eilte sie weiter nach dem Gärtchen im Zwinger, dessen Boden jetzt die fallenden Tropfen gierig aufsog. Der dicke Thurm sah, vom Regen umpeitscht, finster aus der Umwallung des Schlosses und über die niedere Mauer, welche von Kätherlein jetzt noch vorsichtiger als sonst bestiegen wurde. Kein Lichtstrahl drang aus der Quadermauer des Thurms, aber Kätherlein kannte die Richtung des tiefeingesenkten Fensterloches zu genau, um fehl zu gehen. Sie raschelte mit der Hand im nassen Laube, bis endlich ein stöhnender Laut ihr ankündigte, daß der Mann im Thurme aufmerksam geworden war. Kätherlein fragte mit leiser Stimme: „Seid ihr noch wach, Meister Schwarz?“

„Ich bin's. Was willst Du von mir?“ tönte es aus dem Thurme.

Kätherlein sah sich nochmals ängstlich um und da sie nur das Rauschen der fallenden Regentropfen und das Pfeifen des Windes hörte, flüsterte sie: „Haltet Euch bereit! Heute nach Mitternacht, bei Tagesanbruch!“

„Wozu? Wozu? zum Tode, zur Freiheit? Ach,

die Hoffnung will mich verlassen!“ seufzte der Gefangene, der sich in der Einsamkeit seines Verließes muthloser fühlte, als im Angesicht des Gegners.

„Geduld, vielleicht sollt Ihr bald frei werden,“ flüsterte Thurmkätherlein. „Haltet Euch bei Morgengrauen und Hahnenschrei bereit.“

„So wäre es wahr? Mein Sohn will mich erlösen? Mein Hermann kommt — — mein Schwager Lang — — o nein, Trug und Lug! Dirne, du bist geschickt, mich zu täuschen, mich auszuspähen . . .“

„Klagt und fragt nicht zu viel,“ mahnte jetzt Kätherlein, den eigenen Schmerz über sein unüberwindliches Mißtrauen in der Brust verbergend. „Ihr seid nicht vergessen, nicht betrogen! Geduldet Euch noch diese Nacht und der Morgen wird Euch frei sehen, wenn Ihr nur wollt! Bis dahin behüt Euch Gott!“

Auf demselben Wege schlich sich Kätherlein wieder in der Dunkelheit bei Wind und Regen zurück. Als sie an's Thor kam, hörte sie Waffen rasseln und befehlende Stimmen. Das Thorhaus war von den Kriegsknechten des Bastards von Lützelstein besetzt, die Zugbrücke schon zu dieser frühen Stunde aufgezogen. Als aber ein Wachtposten auch in den gedeckten Gang an der Mauer und ein anderer doppelter, weiterhin in den Zwinger, wo ihr Gärtchen lag, und vor das nach Außen gehende Fenster des dicken Schloßthurmes beordert wurde, dankte sie ihrem Schöpfer, daß sie nicht auf der Mauer dorten betroffen wurde, wo sie dem Vater des Geliebten die hoffnungsreiche Botschaft seiner nahenden Befreiung zugeflüstert hatte. Wenn nunmehr nur der Vater nicht noch fragte: „Wo warst Du, Kätherlein?“

Neuntes Capitel.

Aufgemacht!

Es war Nacht geworden, eine Nacht, wie sie der schöne Frühlingstag nicht erwarten ließ. Denn der Wind heulte um das Thorhaus von Herlisheim und trieb kalte Regenschauer an den viereckigen Thurm, den der alte Sträuchlin mit seinem Töchterlein bewohnte. Der Kriegsknecht, welcher innerhalb der aufgezogenen Brücke in der Thorhalle auf und abschritt, indem er seinen Spieß auf der rechten Schulter trug, konnte, trotzdem, daß er vor dem kalten Nachtregen geschützt war, doch kaum die Stunde seiner Ablösung erwarten, welche ihm erlaubte, in die Wachtstube des Thorhauses zurückzukehren, wo seine Kameraden mit Wein, Würfelspiel und Karten ihre Zeit verbrachten. Manchmal schlug ein lautes Wort oder dumpfer Lärm durcheinander redender Stimmen an sein Ohr, während die Gasse nach dem Städtchen hin schwarz und still, wie das Grab vor ihm lag. Denn in jener Zeit ging man noch nicht so spät zur Ruhe als heut' zu Tage, und zum Schlosse hin, wo man noch wach sein mochte, vermochte der Blick wegen der Biegung der Straße, nicht zu dringen. Es war eine stürmische Nacht, die dem St. Marxentag vorherging; oben in dem Thurmstübchen jedoch, wo der alte Thorwart seine Wohnung hatte, war es gemüthlicher und heimlicher, als sonst. In der Mauernische steckte der brennende Span, welcher dem kleinen Raum so viel Licht spendete, daß auch die gewölbte Decke nicht dunkel über dem Gemache lag oder die Gemüther derer bedrückte, die dorten saßen. Vater und Tochter weilten in der Stube, sonst Niemand. Kätherlein hatte den Rocken zur Hand genommen und ließ die Spindel schnurren; das schöne Köpfchen vorbeugend, saß sie da, wie die Jungfrau im Märchen, holdselig, aber schweigend und gedankenvoll. Hie und da hob sich ihr Busentuch in einem leisen Seufzer. Und dieser war, da das Mägdlein sorgsam Acht auf sich selbst hatte, so leise, daß ihr Vater ihn nicht vernahm, so nahe er auch weilte.

Vater und Tochter schienen für diesen Abend ihre Rolle oder ihren gewohnten Gemüthszustand ausgetauscht zu haben. Denn eine schärfere Beobachtung, als der alte Sträuchlin sie heute pflag, hätte ergeben, daß dem Kätherlein eine große Sorge, ja Angst auf dem Herzen lastete und ihrem Antlitze einen wehmüthig ernsten, ja rührend kummervollen Ausdruck verlieh, der sich nur dann und wann zu einem entschlossenen erhob oder auf Augenblicke zu einem hoffnungsvollen gestaltete, um dann bald wieder in den des sorgenvollen Ernstes zu sinken. Die scheinbare äußere Ruhe des jungen Mädchens verbarg nur die Unruhe ihrer von widerspruchsvollen Erwägungen bewegten Seele. Dagegen schien den alten Sträuchlin heute Abend eine mehr gemüthliche, behagliche, zutrauensvolle und mittheilsame Stimmung überkommen zu haben, die um so stärker hervortrat, je seltsamer sie mit seiner gewöhnlichen trüben Laune im Gegensatz stand. Die Falten seiner Stirne hatten sich fast geglättet, seine Stimme war weniger rauh, seine Ausdrucksweise weniger herb, seine Rede weniger kurz und abgebrochen, als gewöhnlich. Und diese verhältnißmäßige Milde seines äußeren und inneren Wesens hatte eine Quelle, in welcher seit alten Zeiten die Sorgen und Nöthen des Herzens von allen Jenen untergetaucht werden, die nicht Seelenstärke genug haben, sie über sich zu nehmen und geduldig und schweigend zu ertragen. Sein freundlicher Gemüthszustand entfloß der goldnen Fluth, die den großen steinernen Krug auf dem kleinen eichenen Tische füllte, an welchem der Thorwart saß. Sein Herr und Gebieter hatte bezüglich des Labeweins Wort gehalten, und Junker Matthies, der zweite Sohn des Bastards von Lützelstein, hatte selbst den Diener herbegleitet, welcher den Weinkrug aus dem Schlosse in das Thurmstübchen zum alten Sträuchlin brachte. Ja, es hatte ganz den Anschein, als ob Junker Matthies die drei thönernen Flaschen, welche mitfolgten, aus eigenem Betrieb und auf eigene Kosten beigegeben habe. (Forts. f.)

Die Hauptbestandtheile des Weines und die Weinverfälschung.

(Schluß.)

Die Farbstoffe des Weines. Man unterscheidet rothe und weiße Weine. Beide Bezeichnungen

sind nicht genau. Eigentlich roth sind die so benannten Weine nicht, sondern violett, und die weißen Weine haben immer eine gelbe Farbe mit einem Stich ins bläuliche. Die weißen Weine wachsen mit der Zeit in der Farbe und die rothen nehmen ab, verblassen. Auch aus einem ganz farblosen Moste entsteht ein gefärbter Wein, wenn auch nur schwach gefärbt. Die Ursache der Farbe der meisten Weine liegt nicht im Traubensafte, sondern in den Schalen der Beeren und Kernen, und es sind nur Spuren von Gerbsäure, die allmälig durch Sauerstoffaufnahme in lösliche Humussäure übergehen; je bälder daher der Most von den Schalen und Kernen entfernt oder abgekeltert wird, eine desto lichtere Farbe bekommt der Wein. Bekanntlich erzielt man die tief dunkelrothen Naturweine hauptsächlich dadurch, daß man den Most an den Trebern in geschlossenen Gährbütlichen oder in Fässern längere Zeit gähren läßt und erst ablettert, wenn bereits die stürmische Gährung verlaufen ist, wodurch der Farbstoff aus Schalen und Kernen vollständig ausgezogen ist. Von diesen Weinen sind wohl zu unterscheiden:

a) Die petiotisirten Weine, d. h. solche Weine, welche aus den Trestern des rothen Gewächses, Wasser und Zusatz, bereitet werden. Diese haben eine tiefere Farbe, als die aus dem rasch abgepreßten Moste entstandenen Naturweine, weil durch längeres Stehenlassen von den Ablettern der Farbstoff aus den Trestern ganz ausgezogen wird.

b) Die gefärbten Weine. Es ist bekannt, daß viele schwachrothe und gelbe Weine durch Zusatz von Färbemitteln: Heidel- und Holderbeerextract, Malvenblätter, gebranntem Zucker &c. und ein wenig Tannin (Gerbstoff) zu täuschend ähnlichen Rothweinen, oft zu den tief dunkelrothesten gemacht werden.

Wie mancher Liebhaber des Rothweins, der da glaubt, je tiefdunkler der Wein sei, desto besser sei er, kauft sich um theueren Preis bloß eine werthlose Farbe! Wie oft begegnen wir unter dem Namen Wein nur einem Fabricat, in dem von wirklichem Rebensaft keine Spur vorhanden ist, das aus Zucker, Spiritus, Wasser, Weinsteinsäure, Tannin, Farbstoffen &c. besteht. Um den Naturrothwein von künstlich gefärbtem zu unterscheiden, ist ein ganz einfaches Mittel folgendes: Man nehme ein Glas helles Brunnenwasser, lasse am Ende desselben 2—3 Löffel voll des zu prüfenden Rothweines langsam auf das Wasser fließen. Ist der Wein naturroth, so bleibt der eingegossene Wein als Weinschichte auf dem Wasser stehen; ist er gefärbt, so mischt sich der eingegossene Wein mit dem Wasser und sinkt unter. Ein anderes Mittel macht ein Chemiker bekannt: 50 cbcm. oder 1/10 eines halben Liters des zu prüfenden Rothweines werden mit 6 cbcm. (1/8 des zu prüfenden Weines) Salpetersäure von 42° B (d. h. mit 42° Stärke nach Beck) gemischt und auf 90 bis 95° C erhitzt. Der natürliche Wein zeigt unter diesen Umständen selbst nach einer Stunde keine Veränderung, während die künstlich gefärbten Weine innerhalb fünf Minuten ihre Farbe verlieren.

J. Beyse, Bearbeiter des Hallenthal'schen Weinbuches vom Jahre 1869, gibt ein einfaches, verläßliches Mittel an, den fabricirten Wein vom Naturwein zu unterscheiden. Er sagt: „Man tröpfle in ein Trinkglas Abends 6 bis 7 Tropfen Wein, fülle das Glas mit Trinkwasser an und lasse es über Nacht offen stehen. Morgen koste man nüchtern das Wasser. Haben die wenigen Tropfen Wein dem Wasser den eigenthümlich unangenehmen schalen (abgestandenen) Geschmack des Weines gegeben, dann war der Wein Naturwein; bei künstlich fabricirten Weinen erlangt das Wasser diesen charakteristischen Geschmack nicht. Nachahmungen durch Zusätze, wie namentlich durch Weingeist, müssen auf anderem Wege gefunden werden."

Ein anderer Bestandtheil des Weines ist die Gerbsäure. Sie ist fast der einzige Körper, welcher in Aether, Weingeist und Wasser zugleich löslich ist. Sie hat einen herben, zusammenziehenden Geschmack und ist derselbe Körper, welcher in der Eichenrinde oder Lohe das Gerben des Leders bewirkt, woher auch der Name. Sie ist im ausgepreßten Moste nicht vorhanden, sondern nur in deren Kernen, Kämmen und Hülsen der Trauben, weshalb sie auch im weißen Wein fast immer fehlt, weil hier der Most bald von jenen Theilen getrennt wird. Dagegen findet sie sich in merkbarer Menge in den rothen Weinen, weil diese zur Ausziehung der Farbe mit Hülsen und Kernen längere Zeit in Berührung stehen. Das Vorhandensein der Gerbsäure in den rothen Weinen kann nicht ganz vermieden werden, aber sie macht dieselben weder besser, noch haltbarer. Man kann sich wohl durch Gewohnheit mit dem herben Geschmack befreunden, allein rothe Weine, in denen man durch zeitiges Ablassen das gewöhnliche Maß der Gerbsäure vermieden hat, können ganz vortrefflich sein und munden allgemein. Diese Säure ist eher ein unvermeidliches Uebel, als ein entschiedener Vorzug, sowie es denn auch ganz dem Belieben anheim gestellt ist, weiße Weine mit Gerbsäure aus den Traubenkernen zu versehen, ohne daß Jemand bis jetzt dafür eine besondere Neigung gezeigt hätte. Gewohnheit hat auch hier das Urtheil irre geführt.

Die Riechstoffe des Weines. Man unterscheidet bei den Gerüchen des Weines diejenigen Gerüche, welche schon in der reifen Frucht wahrnehmbar sind, wie z. B. in der Muscateller-, Rießling-, Klevner- &c. Traube, und diejenigen, welche erst durch die Gährung entstehen. Die ersten nennt man aromatische, die letzteren Bouquetweine. Da man diese Riechstoffe noch nicht einmal kennt, sie also auch nicht darstellen oder aus anderen Pflanzen herausziehen kann, so kann man ohne Trauben auch keine bouquetreichen Weine darstellen (?); daher man bei fabricirten Weinen kein eigentliches Weinbouquet findet. Die riechenden Stoffe sind flüchtig, sie sind aber weniger flüchtig als der Weingeist, selbst als das Wasser. Diese Flüchtigkeit verdanken sie einem höheren Gehalte an Wasserstoff und einem niederen an Sauer-

stoff. Der Weinkenner findet den Kunstgeschmack bald heraus, wenn einem Weine Zusätze von Holder- und und Muscatblüthe, Muscatellersalbei, Nelken, Zimmt, Weinbeeröl, Essenzen und Tincturen ꝛc. beigemischt sind, um ihnen einen feineren Geschmack zu geben; der Nichtkenner bezahlt einen solchen Wein erheblich höher, als er sonst bezahlt worden wäre. Da und dort trifft man einen Wein, der allzu sehr an die Apotheke erinnert.

Doebereiner sagt: „Die Weine werden vor ihrem Verkauf an die Consumenten fast durchgehends so mannigfach von den Großhändlern behandelt, daß man in der That nur selten ein reines Naturerzeugniß, d. h. einen reinen, unvermischten, aus Most der Trauben gezogenen Wein im Kleinhandel beziehen kann." Eine Weinsorte, die uns, bei nicht zu übermäßigem Genusse, am nächsten Tage das geringste Unbehagen erweckt hat, sollten wir niemals genießen. Eine ernstliche Ueberwachung des Verkaufs alles dessen, was man „Wein" nennt, wäre von Seite der Sanitätspolizei um des allgemeinen Besten willen außerordentlich wünschenswerth. („Deutsches Volksbl.")

Miscellen.

Heidelberg, 16. Mai. Cusa, der als Alexander Johann I. einige Zeit hindurch Fürst von Rumänien gewesen, ist gestern dahier an einer Luftröhrenentzündung gestorben. Zu Galacz in der Moldau 1820 geboren und von 1834 bis 1839 in Paris erzogen, trat er, heimgekehrt, in die moldauische Miliz und rückte darin allmälich bis zum Obersten auf; 1850 ward er Präfect seiner Vaterstadt, 1858 deren Kammerdeputirter und im Cabinet des einstweiligen Kaimakams Kriegsminister. Am 17. Januar 1859 einstimmig zum Fürsten der Moldau und am 5. Februar auch zum Fürsten der Walachei gewählt, und in dieser Doppelwürde „ausnahmsweise" von den Großmächten wie auch von der Pforte bestätigt, errang er zu Ende 1861 die Vereinigung beider Fürstenthümer unter dem Namen „Rumänien". Da seine Regierungsmaßregeln fortwährend auf den Widerstand der Volksvertretung stießen, machte er im Mai 1864, nach dem Vorbilde seines Gönners Napoleon, einen Staatsstreich, setzte eine allgemeine Volksabstimmung in Scene, die ihm 611,094 Ja gegen 71,527 Nein eintrug, und machte gleich darauf dem Sultan, der ihn freundlich empfing, seine ergebenste Aufwartung; aber Regelmäßigkeit und Bestand vermochte er nicht in seine Staatsleitung zu bringen. Fortwährend wechselte er seine Minister, und als er im Februar 1866 dieß abermals (in den sechs Jahren seiner Herrschaft zum 27stenmal) that, brach in der Nacht des 22. jenes Monats eine ebenso plötzliche als kurze Revolution aus. Zur Abdankung gezwungen, verließ er das Land, und hat seitdem in Wien, während der letzten Zeit aber in Wiesbaden, von wo er jüngst nach Heidelberg kam, um seine Söhne dort in Erziehung zu geben, gelebt. Vermählt war er seit 1844 mit Helena Rosetti, der Tochter eines walachischen Bojaren.

Tessin, 11. Mai. (Unglücksfall.) Ein Unglück höchst seltener Art hat sich am 8. d. M. auf dem Langensee zwischen Magadino und Locarno ereignet. Die Zeitungen des Kantons berichten über diesen Unglücksfall: Es war Markttag in Locarno, und, wie gewohnt, fuhr die Bevölkerung des linken Ufers auf Barken hinüber, wie sie die Schiffsleute gebrauchen, indem sie nach der Bequemlichkeit der Dampfschiffe wenig fragen. Etwa zehn Barken, alle mit Leuten beladen, setzten sich von Magadino nach Locarno in Bewegung, als in einer Entfernung von einem Kilometer von Locarno sich plötzlich ein furchtbarer Sturm erhob, welcher all' die hölzernen Marktbuden auf dem großen Platz in Locarno zertrümmerte und wirr durcheinander sammt Waaren aller Art längs dem Ufer des Sees dahintrug. Die Schiffsleuten dachten daran zurückzukehren, wurden aber von der Wuth des Sturmes davon abgeschreckt. Durch die äußerste Anstrengung, mit welcher sie gegen die Wellen kämpften, gelang es allen Barken, sich zu retten, mit Ausnahme einer einzigen, welche — sei es wegen Ueberladung, sei es wegen Unerfahrenheit des Schiffers, oder sei es endlich, daß die Personen sich nicht ruhig verhielten — in der Nähe von Vira umschlug. Von 19 Personen konnten von einer Barke, welche vom Ufer her zu Hülfe kam, nur drei gerettet werden. Zum Unglück lag noch ein dichter Nebel auf dem See, so daß man nicht auf wenige Meter Entfernung sehen konnte. Die 17 unglücklichen Opfer sind Männer und Frauen von Magadino, Vira, Contone und St. Antonio, alles Leute, welche um ihrer Geschäfte willen sich auf den Markt begeben wollten. Ein Opfer hatte 128 Napoleonsd'or bei sich, um eine Schuld abzuzahlen. Die Leichname sind noch nicht alle gefunden worden, und sehr viele arme Familien sind in schmerzliche Trauer versetzt. Aehnliche Unglücksfälle sind glücklicherweise sehr selten, wie eben auch solch' ein heftiger und unbändiger Sturm auf dem Langensee zu den größten Seltenheiten gehört. Der Umstand, daß in Locarno Markt war, welcher im Monat Mai einer der besuchtesten des Jahres ist, hätte leicht noch größeres Unglück herbeiführen können.

* Zum Gypsen des Klee's. Mehrfach wurden die Landwirthe schon darauf aufmerksam gemacht, daß das Gypsen des Klee's, nicht, wie von altersher gebräuchlich im späten Frühjahre, sondern schon im Winter vorgenommen werden müsse; allein, wie bei allen landwirthschaftlichen Lehren, so braucht auch hier die bessere Lehre Jahrzehnte, bevor sie von der Masse der Bevölkerung Anerkennung findet. Es müssen daher immer und immer wieder die nützlichen Erfolge vorgeführt werden, damit allmälig der Eifer zur Nachfolge wächst. Friedrich Jungheim aus Neusans berichtet uns, daß er Anfangs des Monats Januar dieses Jahres ein mit ewigem Klee bestelltes Feld zur Hälfte gegypst habe und daß auf diesem Theile der Klee jetzt schon gut um 2 Zoll höher sei, als auf dem anderen Stücke. Der Gyps erlangt durch das frühzeitige Ausbringen eine vollkommenere Lösung und vermag aus diesem Grunde günstiger auf die Aufschließung der Bodenbestandtheile zu wirken. (Mitgetheilt von der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt in Worms.)

Arithmetisches Räthsel.

Zur wiener Weltausstellung kommt eine Anzahl Fremder in ein Hôtel, woselbst sie in der Hälfte der Zimmer untergebracht werden, und zwar so, daß in jedem Zimmer die gleiche Anzahl Passagiere untergebracht sind. Um Mitternacht kommt mit der Bahn ein weiterer Schub Fremder, sechzig an der Zahl. Der Hotelier erklärt, nicht alle unterbringen zu können, außer, es bequemen sich Einzelne, auf dem in jedem Zimmer vorfindlichen Sopha zu übernachten. Wenn man von der dreifachen Zahl der leeren Zimmer die Zahl der Erstangekommenen abzieht, so erhält man die Zahl derjenigen Reisenden, welche von den zuletzt angekommenen sechzig mit Sophas vorlieb nehmen müssen. Es werden nun in der zweiten Hälfte der Zimmer alle Sechzig untergebracht sein und zwar so, daß in jedem eben so viel wie bei der ersten Vertheilung und je Einer mehr ein Zimmer bewohnen.

1. Wie viel Zimmer waren es? 2. Wie viel Reisende waren das erstemal gekommen? 3. Wie viel Reisende waren in je einem Zimmer regelmäßig untergebracht? 4. Wie viele mußten noch außer den regelmäßigen Untergebrachten vertheilt werden?

Auflösung der Charade in Nr. 59:
Esau.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 61. Speyer, Samstag, den 24. Mai 1873.

* Am Himmelfahrtsfeste.

Wo ich steh' und gehe
Fällt ein milder Strahl
Aus des Himmels Höhe,
Auf mein Erdenwehe,
Auf den Weg so schmal.

Trost der trüben Tage,
Licht auf dunkler Bahn,
Kraft für Kampfestage,
Antwort düstrer Frage,
Leiter himmelan!

Nun weiß ich: mein Ende
Ist nicht Nacht und Grau'n:
An des Lebens Wende
Tragen Vaterhände
Mich auf Himmelsau'n.

Heim — wo Lieb' und Leben
Blüh'n verklärt im Herrn;
Ach, was wird's dort geben,
Wenn ich frei darf schweben,
Von der Täuschung fern!

Heim — wo edle Keime,
Hier erstarret, blüh'n;
Heim — wo sel'ge Träume
Als der Lebensbäume
Goldne Früchte glüh'n!

Ch. Böhmer.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Anfänglich hatte Sträuchlin Anstand genommen, der Sitte der Zeit zu folgen und sich den Sorgenbrecher zu Gemüth zu führen. Als er jedoch, und zwar auf besonderes Zureden seines Kätherleins, den Wein nur einmal versucht hatte, begann er auch wieder an das Wort der Schrift zu glauben, daß der Wein des Menschen Herz erfreue. Und nach diesem Glauben handelte er, wenn auch noch lange nicht in dem Maße, wie es damals in allen Ständen Sitte war. Mit vollem Bedacht, denn er hatte heute Nacht Zeit, da der Wachedienst in den Händen der Söldner des Bastards lag und sein Beistand am Thor nur im Falle dasselbe wieder geöffnet oder geschlossen werden sollte, von Nöthen war, — mit vollem Bedacht goß er den Wein in ein blechernes Kännlein, roch und schlürfte daran und setzte nach einem kräftigeren Zuge die Kanne wieder auf den kleinen eichenen Tisch, daß es im ganzen Gemache wiederhallte.

„Hm! hm!" machte er dann behaglich. „Der Wein ist trefflich, Kätherlein. Versuch' ihn auch einmal, Kind!"

„Nein, Vater, trinkt Ihr ihn nur allein," war Kätherleins Antwort. „Er wird Euch gut thun, denn in solcher Fülle ist er noch nicht leicht an Euch gekommen, als in dieser unheimlichen St. Marxennacht."

„Ja, ja," versetzte der Thorwart. „Es heult und pfeift draußen, als stürme das wüthende Heer über Land. Du mußt Dich aber nicht fürchten, Kind! Es ist gar heimlich, dem Wetter im warmen Stübchen zuzuhören, ohne hinaus zu müssen. Und Du wirst wohl keine Lust haben, heut um Mitternacht nochmals den Gang nach der Flurkirche hinaus zu machen, wo unser Liseli begraben liegt. — Gott hab' es selig! Es ist ja gut aufgehoben, das liebe Kind und aller Sorg' und Angst dieser Welt enthoben!"

„Ja, Vater, das ist sie!" erwiderte Kätherlein mit tiefem Antheil, während dem alten Sträuchlin eine seltene Thräne der Rührung ins Auge trat.

„Gelt, Kätherlein, Du willst den Gang um Mitternacht machen?" fing nach einer Weile der Thorwart wieder an.

„Es muß ja nicht sein, Vater, oder doch?"

„Nein, Kätherlein. So neugierig bist Du nicht, wie die alte Schloßbärbel meint, daß Du Dich um Mitternacht unters Kirchenthor stellen möchtest, um die Geister derjenigen zu sehen, die bald sterben müssen."

„Ei Du mein Gott, Vater, es schauert mich ja!" fiel Kätherlein jetzt ein. „Das hört sich ja schon ganz gruselig an, wenn es so heult und stürmt draußen!"

Wirklich brauste der Sturm jetzt um das alte Thorgemäuer, als wolle er auch die bemoosten Steine zum Frühlingstraum wecken. Die unheimlichen Laute füllten eine Pause aus, worauf der alte Sträuchlin wieder nach seinem Töchterlein sah und begann: Wo warst Du denn noch am Abend, Kätherlein? Du kamst ja fast erschrocken heim. Hast Du etwa nochmals einen Pilgram getroffen?"

„Nein, Vater, ich habe nur im Gärtlein am Zwinger Schnittlauch für morgenfrüh geholt," sagte

das Mädchen, erröthend über die Nothlüge und wieder erblassend über den Zweck der Frage.

„So! Aber Du hättest den Schnittlauch besser in der Frühe geschnitten," bemerkte der Thorwart. „Ist Dir Niemand dabei begegnet?"

„Wer sollte mir denn begegnet sein?"

„Nun, Du mußt Dich nicht gleich verfärben. Es könnte ja gerade Junker Matthies des Weges gekommen sein, von dem der Wein da ist. Ein artiger Knabe, den ich wohl leiden mag, wenn auch der lahme Heinz sein Vater ist. Trink einmal, Kätherlein, der Wein ist wahrlich gut."

„Ich mag nicht trinken," war des Mägdleins Antwort, indem sie das von dem Lichtspane erhellte, holde Antlitz mit dem Ausdruck großer Unruhe und Beklommenheit gegen ihren Rocken neigte, als ihr Vater fortfuhr: „Du würdest wohl lieber trinken, wenn der Wein von dem jungen Schlettstadter Gesellen käme, mit dem Du zusammen gewesen sein sollst, Kätherlein!"

Für den Augenblick in ihrer Herzbeklemmung keine Antwort findend, sah sie mit bestürztem Blicke nach ihrem Vater. Erst nach einer Weile fragte sie mit wiedergewonnener Fassung: „Habt Ihr mich etwa dabei belauscht, Vater?"

„Nein, die Leute reden davon. Es soll ja derselbe Küfergeselle sein, der Dir zu Colmar den Weinsegen gebracht. Ob er es aber dabei ehrlich gemeint hat?"

Kätherlein athmete erleichtert auf und antwortete in der Empfindung eines für den Augenblick wieder sehr entlasteten Herzens: „O, Vater, er ist redlich und . . ."

„Ja, ja, so heißt's immer! Das ist die alte Rede! Hat Dir wohl auch Versprechungen gemacht? Die sind wohlfeil bei solchen jungen Knaben; sie locken mit Honig und geben Galle zu trinken. Merk' Dir's, mein Kind, und glaub' solchen jungen Wichten nicht, — sie trügen Dich!"

„Vater!"

„Sei nur ruhig, Kätherlein, weiß schon, was Du sagen möchtest! Glaub' Deinem alten Vater, der den flüggen Küfergesellen gehörig am Kragen nähme, wenn er einmal des Weges käme! Ich wollt' es ihm schon zeigen, ich! Du aber bist ein armes Mägdelein, und er — bedenk' — irgend eines reichen Bürgers Kind. Laß Dir also den Mund nicht wässern, Kätherlein, und trau seinen schönen Reden nicht."

„Aber Vater," wandte jetzt die Tochter ein, „Ihr seid hinsichtlich des guten Gesellen so streng und mißtrauisch. Was hättet Ihr denn nun gesagt, wenn eben Junker Matthies des Weges gekommen wäre und mir schöne Dinge gesagt hätte?"

Ehe der Thorwart antwortete, griff er unwillkürlich zur Weinkanne und trank. „Nun," fing er dann an, „ein Wort in Ehren und ehrlich gemeint kann man anhören, — man muß ja nicht gleich Häuser darauf bauen. Und dann mag ich ihn nicht übel leiden, den Matthies, — er wird auch schon um unseres gnädigen Herren willen Dich nicht trügen wollen, und er — er —"

„Hat so guten Trunk geschickt, nicht wahr, Vater?"

„Der Trunk ist gut und verdient Dank," meinte der alte Sträuchlin, indem er seinem Gedankengang etwas unzusammenhängenden Ausdruck verlieh. „Solche junge Handwerker haben reiche Mägdelein nöthig. . . . Des Junkers Großmutter war auch keine Edelfrau . . . Und Du sollst einmal was rechts heirathen, meint unser Herr."

„So," erwiderte betroffen und aufmerksam geworden die Tochter. „Ich soll wohl einen Ritter haben! Vater, habt Ihr bedacht, was Ihr sagt?"

„Ritter, Junker — vor Zeiten sagte man Edelknecht, als solche noch große Thaten verrichteten; jetzt gibts große Titel und kleine Thaten. Sieh, Kätherlein, was jetzt zumeist zum Adel sich zählt, das waren vor Zeiten unfreie Knechte, die einem Herrn mit den Waffen dienten, da noch die Bauern freie Leute waren. Doch, die Welt hat sich gedreht und verkehrt . . . ganz verdreht . . . Aber, was red' ich da? Der Wein setzt mir solch' verkehrtes Zeug in den Kopf. Kätherlein, sing' lieber einmal, sing'! Ich will Dir zuhören!"

„Ich kann nicht schön singen, Vater!"

„Du kannst schon, sing nur her!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten. *)

(Fortsetzung.)

VI. Geschlechtsvormundschaft, Gewalt über die Person der Frau.

Wie bereits erwähnt, standen die Frauen, auch die unverheiratheten, ihr Lebenlang im Mundium, unter der Vormundschaft irgend eines Mannes. Der Gründe für diesen Rechtszustand, für die sogenannte Geschlechtsvormundschaft, sind es mehrere.

Zunächst war es der wirkliche, leibliche Schutz, dessen das weibliche, das wehrlose Geschlecht bedurfte und welchen es in der ältesten Zeit, wo alles von der Kraft des Armes abhing, sich selbst nicht gewähren konnte. In der ältesten Zeit berechtigte jede gewaltsame Rechtsverletzung, Mord, Todschlag, Raub, auch Diebstahl u. s. w. zur Selbsthilfe, zur Fehde. Der Verletzte und seine Familie waren berechtigt, sich selbst mit Waffengewalt zu rächen; der Thäter war der Blutrache des Verletzten in seiner Familie ausgesetzt, so lange er sich nicht mit den Bluträchern verglichen hatte. Die Familie, welche, wie wir früher gesehen, eine Friedens- und Rechtsgenossenschaft war,

*) Nachdruck ist nur nach eingeholter Genehmigung des Herrn Verfassers erlaubt. — In den bisherigen Aufsätzen bitten wir — außer einigen anderen unbedeutenden — folgende Druckfehler zu berichtigen: S. 187 Anmerk. Zeile 7 v. u. ist zu lesen: Deeke statt Denke; S. 191 ist überall zu lesen: Mundoald statt Mundwald; S. 199 Zeile 24 v. u. ist zu lesen: wenn auch statt wie auch; S. 203 Zeile 17 v. u. ist zu lesen: luteum statt lateum.

bildete in dieser eben erwähnten Beziehung eine Rachegenossenschaft. Da nun die Frauen nicht wehrfähig waren, so bedurften sie nothwendig eines Rächers, und dies war eben ihr Mundoald, ihr Vormund; er hatte die Pflicht zur Rache, und war daher auch berechtigt, die Buße, das Wehrgeld, welches der Thäter zu bezahlen hatte, für sie in Empfang zu nehmen. Dazu kam noch ein anderer Grund.

Wenn Jemand gegen einen Andern klagte, sei es vor dem bürgerlichen, sei es vor dem Strafgerichte, so mußte der Kläger in vielen Fällen seine Anklage, oder es mußte der Angeklagte seine Unschuld durch ein Gottesurtheil, ein Ordale, insbesondere durch einen Zweikampf beweisen. War eine Frau oder ein Mädchen die Klägerin oder die Angeklagte, so bedurfte sie daher, da sie selbst nicht wehrfähig war, eines Stellvertreters und dies war wieder ihr Mundoald, ihr Vormund, der die Pflicht hatte, für sie zu kämpfen.

Endlich mochte wohl auch noch ein politischer Beweggrund für das Mundium, die Vormundschaft über das weibliche Geschlecht vorhanden sein, nämlich die Zusammenhaltung des Vermögens in der Hand der Männer, welche allein befähigt waren, es zu bewahren und zu vertheidigen.

Diese Gründe für das Mundium über die Frauen, für die Geschlechtsvormundschaft hörten allerdings nach und nach auf. Zwar war der gerichtliche Zweikampf noch im 13. Jahrhundert gesetzlich angeordnet, — das Landrechtsbuch des Sachsenspiegels aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts handelt noch ausführlich von der Art des „kamplik grüßen," von der „kampflichen Ansprache." Aber das Verbot der Kirche, die Abneigung namentlich der Bürger in den Städten, welche sich seit dem 12. Jahrhundert vielfach durch kaiserliche Privilegien von der Verpflichtung zum gerichtlichen Zweikampfe entbinden ließen, endlich die fortschreitende Gesittung ließen den Zweikampf als gerichtliches Beweismittel allmälig ganz verschwinden. Auch das Recht zur Selbsthilfe, das Fehderecht, wurde mehr und mehr beseitigt durch die wiederholt verkündeten kaiserlichen Landfrieden und verschwanden endlich ganz, als die staatlichen Zustände mehr und mehr erstarkten und namentlich im 16. Jahrhundert die Landesherrlichkeit der mächtigen Fürsten immermehr sich entwickelte. Trotzdem aber ist die Geschlechtsvormundschaft selbst, die Vormundschaft über verheirathete und unverheirathete Frauen geblieben und hat sich theilweise bis in die neueste Zeit erhalten.

Durch die Verheirathung trat, wie wir gesehen haben, die Frau aus dem Mundium ihres bisherigen Mundoald in das Mundium, die Vormundschaft ihres Mannes über. Der Mann wird nun, wie sich der Schwabenspiegel ausdrückt, „des Weibes Vogt und Meister, ihr rechter Vogt." Dieses Mundium des Mannes, oder auch, wie die Rechtsquellen sagen, „dieser Mund" hatte eine doppelte Richtung. Er war theils Gewalt über die Person der Frau und in so ferne heißt er „der gewaltige Mund"; theils war er Gewalt über Hab' und Gut der Frau, und in dieser Richtung heißt er „der gewehrte Mund," d. h. der zum Gewere, zum Schutze und Besitze des Vermögens der Frau berechtigte Mund.

In der ersten Richtung, als Gewalt über die Person der Frau gab das Mundium, die Vormundschaft, dem Manne eine Strafgewalt über die Frau; er konnte sie züchtigen, ja in gewissen Fällen war ihm sogar die Tödtung erlaubt. Allerdings sagt ein Rechtssprüchwort: „Wer „da schlägt sein Weib, trifft seinen eigenen Leib;" allein es gibt auch ein anderes Rechtssprüchwort: „Eheleute verbrechen nichts, wenn sie sich schlagen," und: „Schlägt der Mann Frau und Kind mit Stock und Ruthe, so bricht er damit keinen Frieden," mit anderen Worten, er begeht nichts Strafbares und es hat Niemand etwas darein zu reden. Ein Beispiel dieses Züchtigungsrechtes erzählt uns das Nibelungenlied. Als Siegfried erfahren, daß Kriemhilde das ihr anvertraute Geheimniß verrathen, heißt es weiter:

„Man soll so Frauen ziehen, sprach Siegfried, der Degen,
„Daß sie üppige Reden lassen unterwegen."

Und von Kriemhilden selbst heißt es, als sie mit Hagen von ihrem Streite mit Brunhilden spricht:

„„Das hat mich schon gereuet,"" sprach das edle Weib,
„„Auch hat er so zerbläuet zur Strafe meinen Leib.""

Dieses Züchtigungsrecht hat sich indessen im Laufe der Zeit immer mehr gemildert. Doch ist noch nach dem bayerischen Landrechte von 1756, das noch heute in einem großen Theile des jenseitigen Bayerns gilt, der Mann berechtigt, die Frau nöthigenfalls „mit Mäßigkeit" zu züchtigen. Der Verfasser dieses Gesetzbuches, Wiguläus Xaverius Aloysius Freiherr v. Kreittmayr, bemerkt hiezu, dieses Züchtigungsrecht gründe sich zum Theile auf das göttliche Recht selbst, wenn die Schweizer-Uebersetzung richtig sei, nach welcher die Worte der Schrift: Vir dominabitur tui — auf Deutsch soviel heißen als: Der Mann wird Dich zwingen und kneipen. „Es kann sich auch das weibliche Geschlecht," fährt Freiherr von Kreittmayr fort, solches um so eher gefallen lassen, als diese Ehre — eheliche Prügel zu bekommen — der Göttin Juno von ihrem Gemahle Jupiter selbst öfters widerfahren ist." Die neueren Gesetze erkennen das Züchtigungsrecht ausdrücklich wohl nicht mehr an; im Gegentheile — harte Mißhandlungen und grobe Beleidigungen der Frau sind nach französischem (auch in der Pfalz geltenden) Rechte sogar ein Grund zur Ehescheidung.

Der Mann war, wie der Schwabenspiegel sagt, „des Weibes Vogt und Meister." Doch mag es wohl auch in älterer Zeit vorgekommen sein, daß es der Frau gelang, den Händen des Mannes die Zügel der Herrschaft zu entreißen und selbst den Meister zu spielen. Kam es aber so weit, daß Männer sich von ihren Frauen schlagen ließen, so wurden sie öffentlich verhöhnt und die Frauen mit einer schimpflichen Strafe belegt. Eine Frau, welche ihren Mann geschlagen, mußte rückwärts auf einem Esel reiten und dessen Schwanz haltend durch den ganzen Ort ziehen. Dieser Gebrauch herrschte namentlich in Darmstadt und den umliegenden Ortschaften und kam noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts vor. Der dazu dienende Esel wurde

von den Herren zu Frankenstein zu Bessungen geliefert. Hatte die Frau den Mann hinterlistig, ohne daß er sich wehren konnte, geschlagen, so führte der Frankensteiner Bote den Esel, war er dagegen in offenem Kampfe von ihr besiegt worden, so mußte er den Esel selbst führen. — Eine andere Strafe war das Dachabdecken. Wenn eine Frau ihren Mann geschlagen, so versammelten sich die Bewohner der benachbarten Gemeinden am letzten Fastnachtstage oder am Aschermittwoche, „damit es ein rechtes Fastnachtsspiel werde," ziehen in das Dorf, wo der Fall vorgekommen, und wenn der geschlagene Mann sich nicht mit ihnen abfindet, steigen sie auf das Dach, hauen ihm die First ein und reißen das Dach bis auf die vierte Latte von oben an ab. Wer sich von seiner Frau schlagen ließ, den wollten seine Nachbarn nicht mehr unter sich dulden, er verdiente, von Haus und Hof vertrieben zu werden. Das war die Bedeutung des Hausabdeckens. Dieser Gebrauch kam namentlich in der Umgegend von Mainz, sowie im Fuldaischen vor und wurde noch im Jahre 1769 ausgeübt. Daher stammt wohl auch die noch heute übliche Redensart: „einem auf's Dach steigen."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Selters, 14. Mai. In dem benachbarten Rüderod war während der letzten zwei Wochen die ganze Bevölkerung in fieberhafter Aufregung. Der Knecht des dortigen Pfarrers hatte in der Nähe einer Waldwiese 1½ Kronenthaler gefunden, welche durch einen Maulwurf aus der Erde gewühlt worden waren. Diese Thatsache war kaum bekannt geworden, als sich Groß und Klein auf die Beine machte, um auf dieser Waldwiese nach Geld zu graben. Dazu kam die im Dorfe und Umgegend umgehende Tradition, daß an jenem Orte seit 1790 zu verschiedenen Malen größere u. kleinere Geldsummen, und zwar immer in Kronenthalern, gefunden worden seien, so z. B. noch vor dreißig Jahren durch den Vater des verstorbenen Bürgermeisters Groß daselbst an 100 Stück Kronenthaler, sorgfältig in Pappdeckel verpackt. Das Nachgraben in den letzten Tagen hatte für einen Gräber wieder den glücklichen Erfolg, daß er eine Partie, nach den Einen 9, nach den Andern 90 Kronenthaler fand. Aber weil hier das Aufwühlen der theilweise mit junger Waldcultur bestandenen Waldwiese immer größere Dimensionen annahm, schritt die Forstbehörde durch Strafandrohungen ein. Trotz dieser und trotz der fortgesetzten Bewachung der Stelle durch die Forstschützen dauert bis heute, besonders unter dem schützenden Dunkel der Nacht, das Geldgraben fort. (Rh. K.)

Ungarn, 13. Mai. (Unglücksfall.) Aus Großwardein wird ein Unglücksfall von ziemlich weittragender Bedeutung für diese Stadt gemeldet. Ein ungarisches Blatt schreibt darüber: „Der gestrige Tag wird für Großwardein lange Zeit von traurigem Angedenken sein. Gegen halb 2 Uhr Nachmittags stieg am Horizont der Stadt eine ungewöhnlich finstere Gewitterwolke empor, deren Folge ein mehr als zweistündiger, von zuckenden Blitzen und entsetzlichem Donnergeroll begleiteter Wolkenbruch war. Der zu Füßen der eben hier beginnenden Berge unzweckmäßigerweise errichtete hohe Damm der Ostbahn hielt das von oben kommende Regenwasser auf, so daß die Fluth alsbald haushoch anschwoll, der Paris-Bach aus dem Bette trat und binnen kurzer Zeit die halbe Stadt überschwemmte. Alle Haupt- und Nebengassen, vom öffentlichen Spitale des Biharer Comitats bis nahe zur Körös, standen unter schmutzigem Wasser, welches in tiefer gelegenen Gassen klafterhoch war. Die andrängenden Wassermassen stürzten ein gegenüber dem Spital erst fertig gewordenes Steingebäude sammt dem darunter befindlichen Eiskeller zu einem Trümmerhaufen zusammen, dann drang die Fluth durch die Fenster in das Spital; die daselbst befindlichen Kranken konnten nur mit genauer Mühe und Noth ins obere Stockwerk gerettet werden; dem da wohnenden Comitats-Vice-Physikus wurden Möbel, Kleider und Bücher total ruinirt. Aus dem Thore des Spitals wälzten sich die zerstörenden Fluthen über Gärten, Häuser hinweg, alles, was ihnen im Wege lag mit sich reißend und eine schreckliche Verheerung anrichtend. Leider sind auch einige Menschenleben dem entfesselten Elemente zum Opfer gefallen. Die Körös, welche später auch über die Ufer trat, hat in der Stadt keinen Schaden verursacht, wahrscheinlich aber weiter unten im Beleser Comitate. Zu all dem Unglück gesellte sich noch ein dichter, intensiver Hagelregen, dessen gespenstisches Geräusch den Weingärtenbesitzern anzeigte, daß sie das Wenige, welches ihnen der neuliche Frost übrig gelassen, nun auch unrettbar verloren haben. Der Schauplatz der gestrigen Ueberschwemmung ist heute ein Wallfahrtsplatz, nach welchem Tausende pilgern, um sich den Schaden zu besehen. Der Schaden an Weingärten, Häusern und Gärten ist gegenwärtig noch unberechenbar, beträgt aber jedenfalls über 100,000 fl."

Goldfälschungen. Das in einem sehr gewerbsamen Uhrmachersitz erscheinende „Anzeigeblatt von Sct. Croix" bringt folgende Warnung, deren Beachtung wir besonders empfehlen: Wir glauben die Uhrenfabrikanten und Kaufleute unserer Gegend vor den vielen Goldfälschungen warnen zu sollen, welche in gewissen Schalenmacher- und Goldschmiedwerkstätten in Genf und Chaux de Fonds vorkommen. Das Centralbureau in Pontarlier hat letzter Tage mehrere Halbdutzend Schalen zerschnitten, welche nicht den nöthigen Gehalt hatten. Man findet Ringe, in deren Mitte sich ein Kupferfaden befindet, und Decken und Charniere, welche zu 18 Karat declarirt, aber nur 14 halten. In Chaux de Fonds fanden wir Schalen, die zu 14 Karat declarirt, aber in Wirklichkeit zu einem Theil nur $^{540}/_{1000}$ fein, zum anderen Theile sogar nur $^{500}/_{1000}$ fein hielten und deren Rest nur aus Aluminium bestand. So ist es auch mit der Bijouterie. Diesen Uebervortheilungen sind hauptsächlich die Fabrikanten ausgesetzt, welche nach Oesterreich und Deutschland verkehren. In Deutschland existirt nämlich keine Controle, und in Oesterreich begünstigt eine höchst mangelhafte Controle, welche bei fremden Goldwaaren keinen Unterschied im Gehalte macht, sobald sie über 14 Karat sind, die unerhebliche Concurenz. Es ist also eine genauere Prüfung erforderlich, oder man muß ausdrücklich von diesen beiden Städten die officielle Stempelung von 18 Karat gleich $^{750}/_{1000}$ verlangen. (Wochenblatt d. Nied.-österr. Gewb.-Vr. p. 197).

Charade.

(Dreisilbig.)

Wenn an Seel' und Leib Du die Erste nicht bist,
Gleichst Du dem Sklaven. Das Zweite ist
Eben nichts Ganzes, halb ist es heilig,
Zum Theil aber wohl auch recht langweilig.
Das Dritte endlich verachte nicht,
Wenn es Dir noch an Erfahrung gebricht.
Und weil das Ganze das Erste gedacht,
Sich schwerlich das Dritte zu Nutze gemacht,
Ward es mit dem Staat in Conflict einst gebracht.

Auflösung des arithmetischen Räthsels in Nr. 60:

1. Wie viel Zimmer waren es? 40.
2. Wie viel Reisende waren das erstemal gekommen? 40.
3. Wie viel Reisende waren in je einem Zimmer regelmäßig untergebracht? 2.
4. Wie viele mußten noch außer den regelmäßig Untergebrachten vertheilt werden? 20.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 62. | Speyer, Dienstag, den 27. Mai | 1873.

Zu August Kopisch's 74. Geburtstag
am 26. Mai.

So lang gelacht wird, wird man Dein gedenken!
Wer lachte nicht ob all der Prachtgeschichten,
Die Du von Schildburgs einzig dummen Wichten
Uns sangst in heitern, übermüth'gen Schwänken.

So lang gezecht noch wird in deutschen Schenken,
Von Noah's Sänger wird man stets berichten;
So wußte Keiner je zu seinen Pflichten
Die Weinverächter baß zurückzulenken!

Und wer hat jemals kecker, sichrer, dreister
Alräunchen, Heinzelmännchen uns beschworen
Und all die hundert nieblich winz'gen Geister?

Die selt'ne Kunst, sie ging mit Dir verloren:
Wann wird in Deutschland solch ein Hexenmeister
Wie, Kopisch Du, uns wiederum geboren?

Fr. Oser.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Während der alte Sträuchlin sich mit diesen Worten behaglich auf die Bank hinstreckte, beschwichtigte Kätherlein ihre Herzensangst, um ihrem Vater den Willen zu thun. Der Sturm draußen machte die Thurmfahnen und Läden ächzen und stöhnen, so daß man bei dem Lärm des Wetters auch den Werdaruf der Wache im Thorbogen nicht vernahm. Die Spindel drehte sich dazwischen mit vernehmlichem Surren, während Kätherlein mit sanfter Simme anhub:

„Es geht ein frischer Sommer daher
Und ein viel leichter Schein!
Ich hatt' einen Buhlen erworben,
Da schlug Alles Unglück drein!

Ich hatt' einen Bahlen erworben,
Den muß ich fahren lan,
Das schafft eine kleine Schulde,
Daß ich nicht Pfennig han.

Es machen's die falschen Zungen —

„Gott! Es hat geklopft!" unterbrach das Mädchen seinen Gesang und sprang erbleichend auf, um nach dem Lugloch zu laufen, welches auf die steinerne Treppe hinausführte.

„Was hast Du denn, Kätherlein?" fragte ziemlich gleichgültig ihr Vater, der unbekümmert auf der Bank ausgestreckt lag.

„Es ist Jemand draußen, es hat gepocht!"

„Ich habe nichts gehört. Wer soll denn auch kommen!" meinte der Thorwart im frühern Tone. „Du läßt Dich durch den Wind täuschen, der an den Läden rüttelt."

Kätherlein war jedoch schon am Lugloch und sah hinaus, ohne etwas anderes zu gewahren, als schwarze Nacht. Da wiederholte sich das Klopfen, erscholl vernehmbarer, so daß es auch der Alte nicht mehr überhören oder mit dem Anschlagen der Ladenbohlen im Sturme verwechseln konnte. Brummend richtete sich Sträuchlin von der Bank auf, wo er sich's erst bequem gemacht hatte, um nunmehr selbst durch die Scharte nach dem Störer seiner Ruhe zu fragen.

„He da! was gibt's draußen?"

„Sträuchlin, macht auf!" sagte eine Stimme.

„Wer ist draußen? Wer?"

„Seid nur ruhig, Thorwart, ich bin's, — Matthies!"

„Heinz Grefe's Sohn?" wiederholte jetzt in verwundertem Tone der Alte, während auch über Kätherleins Antlitz ein Schatten unangenehmen Erstaunens flog. Sträuchlin überlegte bei sich, ob er öffnen solle. „Was bringt Euch denn noch zu später Stunde her, Junker?" fragte er sodann, immer noch unschlüssig und zögernd.

„Laßt mich nur erst ein und ich will's Euch sagen!"

Jetzt öffnete Kätherleins Vater die Thüre, und herein trat der wohlgestaltete, nach der Sitte junger Edelleute gekleidete Sohn des Bastard von Lützelstein. Tief in den schützenden Mantel gehüllt, nahm er nunmehr das Baret ab, da er erröthend die Anwesenheit Kätherleins gewahrte. Mit höflichem Gruße sich verneigend, wandte er sich an den Vater: „Ich hatte den Auftrag, im Thorhaus nach der Wache zu sehen. Und so nahm ich mir gleich die Freiheit, herauf zu kommen, um eine Weile in besserer Gesellschaft zu plaudern, als unten in der Wachtstube. Wollte sehen, Sträuchlin, wie's Euch geht, hören, was Ihr Neues wißt und für ein Stündlein hierbleiben, wenn Ihr es verstattet."

„Neues kann ich Euch nicht sagen, Junker," antwortete der Thorwart, der noch immer nicht wußte,

wie er sich zu seinem Besuch stellen sollte, während seine Tochter jetzt ihren Spinnrocken zusammen faßte und sich erheben wollte, um die Männer allein zu lassen.

„Bleibt, ich bitte, an Eurem Platze," fing jetzt der junge Mann an, „wenn Ihr mich nicht so sehr hasset, da Ihr meine Gesellschaft fliehen müßt. Was hab' ich Euch denn gethan, Kätherlein, daß Ihr mir so böse seid?"

„Bin Niemanden böse, Junker!" entgegnete das Kätherlein mit Ruhe, indem es sich wieder niederließ. „Habt Ihr Euch doch meinem Vater immer freundlich erwiesen, und ich weiß, daß Ihr barmherzig seid gegen arme gefangene Leute, für die Ihr Euch jederzeit verwendet habt."

„Ihr rechnet mir's an, daß der Schlettstädter Meister so wohl gehalten wird, als er es je verdient hat," bemerkte Matthias, indem er sich auf einem aus Stroh geflochtenen Stuhl niederließ, welcher neben dem Sitze Kätherleins stand.

„Rückt nicht zu nahe, Junker!" bat Kätherlein in aller Ruhe.

„Ihr seid hart gegen mich, wie es die schönen Jungfräulein von Colmar oder Straßburg nie wären."

„Mag sein, Herr, sie mögen Euch lieb und werth halten," entgegnete das Thurmkätherlein fest. „Mich hindert Ihr im Spinnen."

„Ich würde Euch wohl nicht zu nahe sitzen, wär' ich ein Schlettstädter Schurzfellträger," sprach jetzt Junker Matthies traurig und mit verletztem Gemüthe, während dem Mägdelein alles Blut zu Kopfe schoß. „Und doch möget Ihr noch erfahren, daß es Keiner redlicher mit Euch gemeint hat, als Matthies Grefe. Ich will Euch nicht lästig fallen, Kätherlein. Aber vergönnt mir noch ein kleines Verweilen bei Eurem Vater!"

Damit hatte er seinen Stuhl hinweg gerückt an den kleinen eichenen Tisch, wo der alte Sträuchlin in nicht geringer Verlegenheit saß. Kätherlein spann fleißig und ohne aufzusehen darauf los, indeß draußen der Sturm durch die Lenznacht heulte. Unbelästigt von dem Junker, der nun von ihr abgelassen hatte, konnte sie ihren quälenden Gedanken nachhängen, während derselbe in gedrückterem Tone ein Zwiegespräch mit dem Vater begonnen hatte. Er stellte die Frage an den Thorwart, ob sich außer dem gefangenen Spielmann kein anderer am Thore habe blicken lassen, ob ihm überhaupt kein Fremder mehr Abends vor die Augen gekommen sei. Sträuchlin konnte es mit gutem Gewissen verneinen. Dann folgte eine längere Pause, die blos von den unheimlichen Lauten des nächtlichen Wetters ausgefüllt wurde. Endlich, sein trübes Hinbrüten unterbrechend, sagte Matthies Grefe: „So wär' ich denn wirklich von Eurem Kätherlein verschmäht und von einem Schlettstädter Handwerker aus dem Feld geschlagen. Das widerfährt meines Gleichen gemeiniglich nicht. Nun, mag dem so sein, — führt aber den Hermann Schwarz sein böses Geschick mir je in Schwerteslänge zu, so dürft' Euer Töchterlein groß' Trauern überkommen."

„Wie? Es wäre wirklich der Hermann Schwarz von Schlettstadt?" fragte der Thorhüter. „Der Sohn des Küfermeisters Schwarz, den Euer Vater aufgegriffen und im Thurm liegen hat?"

„Der nämliche!"

„Nun, so dürft Ihr's einem jungen Mägdelein nicht verdenken, wenn — wenn — — hm, ja! Wird gar Rühmliches gehört von ihm, daß er ein ebenso schmucker Geselle sei, als wacker im Handwerk und tapfer im Streit."

„Das mag er sein, wie es eben ein Schurzfellträger sein kann," bemerkte der Sohn des Bastards bitter. „Scheint doch, er würde auch vom alten Sträuchlin mit offenen Armen empfangen, wenn er des Weges käme."

„Mit offenen Armen, — da mögt Ihr Recht haben, Junker, aber mit solchen, die ihn festhalten," erwiderte der Thorwart, indem er seine immer noch kräftigen Glieder ausbreitete. „Allerdings," fuhr er dann fort, „man mag Sorge haben, daß er Leib und Leben an seinen Vater wagt."

„Setz' er doch seine Buhlschaft mit Eurem Kätherlein dran," sprach jetzt der junge Mann, sich über den Tisch hinüberneigend, in vertraulich ernstem Ton. „Das brächt' ihn alsbald an's Ziel!"

Des Thorwarts Töchterlein hörte das Wort, so gedämpft es auch gesprochen war. Innerlich zusammenschreckend saß sie am Rocken, faßte sich jedoch rasch wieder, und murmelte nun nach schnippischer Mädchenart vor sich hin: „Dessen bedarf es nicht, Herr Junker. Er gelangt ohnedies an's Ziel!"

In demselben Augenblicke hatte Matthies Grefe einen Seitenblick nach dem spinnenden Mägdelein geworfen und mochte ihrer Miene deren Sinn abgemerkt haben. Dann, wieder zu dem Vater gewendet, fuhr er in bitterm Scherze fort: „Käm's auf Euer Kätherlein an, so säßen wir eher gefangen zu Schlettstadt, als Meister Schwarz hier. Die Handwerker wissen wohl gar nicht, welche Freunde sie hier in Herlisheim haben, sonst hätten sie sich doch schon heran gewagt."

„O, sie wissen's wohl!" dachte Thurmkätherlein, während der junge Mann hochgemuthet weiter sprach:

„Aber, wie wollten wir über dies unsaubere Volk kommen! Darniederreiten wollten wir sie, wie eine Lämmerherde!"

„Achtet die Schlettstädter nicht zu gering!" mahnte der Thorwart den übermüthig und kampfeifrig plaudernden Jüngling. „Es ist eine streitbare Bürgerschaft, die Gecken haben's erfahren, und Ihr könntet es auch noch erfahren, Junker, wenn sie mit allem Kriegszeug gewaffnet kämen."

„Nun Stadt und Schloß sind fest genug, Sträuchlin," meinte Matthies Grefe. „Wir können ruhig und sicher trotz aller Kundschafterei hier sitzen, bis sich wieder Gelegenheit ergibt, dem Handwerkervolke über'n Hals zu kommen. Oder, glaubt Ihr etwa, Alter, daß ein kühner und verschlagener Feind einen Handstreich gegen Herlisheim unternehmen und glücklich hinausführen könnte?"

Damit sah er dem Thorwart in's Antlitz, wäh-

rend dieser sich anfänglich, als ob er seine Gedanken sammeln müßte, hinter dem Ohr und am Kopfe kratzte. Aber auch Kätherlein schaute jetzt scharf und forschend, mit bangem Herzpochen zum Vater herüber. Ihre Finger zitterten heftig, und für einen Augenblick hielt sie deßwegen im Spinnen ein und heftete ihr Auge bänglich nach der Miene des alten Vaters, das vom Licht des zu Ende gehenden Spans in der Mauer schwach beleuchtet wurde. Noch ehe der Thorwart jedoch zur Antwort kam, erhob sie sich in ihrer Unruhe, nahm einen andern Span, um ihn anzuzünden und setzte sich dann wieder mit festerer Haltung zum Spinnen nieder.

„Ich will nicht sagen, daß es wahrscheinlich, und nicht, daß es unmöglich wäre," hatte unterdeß der alte Sträuchlin begonnen. „Wenn ein verschlagener und kühner Feind in einer solchen Nacht — — hört nur, den Lärm! — wie es braust und heult und pfeift und jauchzt! — — ja, es kam schon oft genug, daß in solcher Sturmnacht die Mauern einer Stadt oder eines Schlosses unversehens erstiegen wurden, und selbst Herlisheim ist es widerfahren vor siebenzig Jahren, wie mir oft mein Großvater erzählt hat. Ich könnte Euch ja die Geschichte hier bei gutem Trunk — — Aber, beim Henker auch! Was ist denn das schon wieder? Wer macht denn den Lärm? Schlägt man nicht an die Thüre, Kätherlein?"

„Ja, Vater! Soll ich aufmachen?"

„Laß nur mich sehen, wer zu so später Stunde noch daher kommt."

Und damit erhob sich nicht blos der alte Thorwart, sondern auch sein Gast, der sich fest in seinen noch nicht abgelegten Mantel wickelte, und sich dann nach der dunkleren Ecke hinterm Ofen des Thurmgemaches zurückzog, wo er regungslos stehen blieb, als jetzt außen laut der Ruf erscholl: „Hollah, aufgemacht, Wärtel! Wird's bald?"

(Fortsetzung folgt.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

VII. Geschlechtsvormundschaft, Gewalt über das Vermögen der Frau.

Als Gewalt und Herrschaft über das Vermögen der Frau gab das Mundium, die Vormundschaft, dem Manne das Recht, die Frau vor Gericht zu vertreten, ihr Vermögen zu verwalten, zu benützen und über dasselbe zu verfügen und zwar unbeschränkt über das bewegliche und mit Zustimmung der Frau, oft auch noch ihrer nächsten Erben, über das unbewegliche Gut. Die Frau dagegen konnte keine Rechtsgeschäfte eingehen, namentlich ihr Vermögen nicht veräußern oder verschenken. — Der Sachsenspiegel (aus der Mitte des 13. Jahrhunderts), drückt dieses Verhältniß mit den Worten aus: „Wenn der Mann eine Frau nimmt, so nimmt er in seine Gewere all' ihr Gut zu rechter Vormundschaft" d. h. als ihr rechter rechtmäßiger Vormund hat er die Gewere ihres Vermögens, das Recht, dasselbe zu besitzen und zu verwalten. Denselben Sinn drücken die Sätze des kleinen Kaiserrechts, eines spätern Rechtsbuches, aus: „Alle Dinge sollen sein in des Mannes Hand" und „An Weibern liegt keine Macht;" ferner im Sprüchwort des belgischen Rechts: »Mulier nihil proprii habet praeter fusium et coelum« — Eine Frau hat nichts Eigenes als den Spinnrocken und den blauen Himmel.

Uebrigens war die Lage der Frauen keineswegs eine rechts- und schutzlose. In den ältesten Zeiten allerdings mag der Rechtszustand der Frauen ein bedrückter gewesen sein, wie dies bei allen ungebildeten, rohen Völkern der Fall ist. Aber schon mit dem Beginn des Mittelalters hatte sich ihre rechtliche Lage bedeutend gehoben. Schon das alte Stadtrecht von Freiburg im Breisgau vom Jahre 1120 sagt: »Omnis mulier est genoz viri sui et vir mulieris similiter,« d. h. jede Frau ist die Genossin ihres Mannes und der Mann der Genosse der Frau. Ebenso sagt der Sachsenspiegel aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts: „Das Weib ist des Mannes Genossin; sie ist seine Genossin und tritt in sein Recht, wenn sie in die Ehe tritt." Die Frau wird in die Familie des Mannes aufgenommen, sie wird seiner Stellung und seiner Ehren theilhaftig.*) Sie ist insbesondere die Vorsteherin der inneren Haushaltung, sie hat die Schlüsselgewalt, sie trägt die Schlüssel, die ihr schon bei Eingehung der Ehe übergeben wurden. Darum bezeichnen auch viele Rechte, namentlich das Bamberger Stadtrecht aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die Frau als „die Wirthin, die Hauswirthin." „Wirth und Wirthin, Hauswirth und Hauswirthin," das sind die Eheleute. Hiemit, mit der Innigkeit des ehelichen Verhältnisses, die ganz besonders durch das Christenthum begünstigt wurde, hängt zusammen, daß schon frühzeitig auch das Vermögen beider Gatten wenigstens äußerlich als ein gemeinschaftliches, ein ungezweites betrachtet wurde. Schon der Sachsenspiegel drückt dies aus mit den Worten: „Mann und Weib haben kein gezweites Gut bei ihrem Leben." Gleicher Ausdrücke bedient sich der Schwabenspiegel und an einer andern Stelle sagt er: „Mann und Weib, wann die recht und redlich zur Ehe gekommen sind, da ist nicht Zweiung vorhanden, sie sind nur ein Leib." **)

Allmälig ging man einen Schritt weiter; aus der äußeren Einheit des Vermögens wurde eine innere Einheit. Man betrachtete das Vermögen beider Gatten auch noch immer als ein ungetheiltes, als ein Sammtgut, bei welchem man gar nicht mehr unterschied, welcher Theil des Vermögens vom Manne, welcher von der Frau herrührte. Der Mann verfügte über dieses Sammtgut, soweit es beweglich war, unbeschränkt, über das unbewegliche dagegen nur mit Zustimmung der Frau, mit gesammter Hand der

*) „Ritters Weib hat Ritters Recht," wie das Rechtssprüchwort sagt.

**) Oder, wie ein Rechtssprüchwort sagt: „Ein Mann, ein Weib, zwei Seelen und ein Leib."

Frau, manu communicata, adunata, coadunata. Man hat daher auch diese Güterordnung die Güterordnung der gesammten Hand genannt. Viel trug zur Ausbildung der Güterordnung der gesammten Hand, zu dieser Vermengung und Vermischung, dieser Verschmelzung des beiderseitigen Vermögens in eine einzige Masse, in ein Sammtgut, auch bei, daß gerade damals Handel und Gewerbe einen bedeutenden Aufschwung nahmen, in Folge dessen die Städte zu hoher Blüthe gelangten, große Reichthümer in ihnen sich ansammelten, im Erbrechte das weibliche Geschlecht, das hier dem männlichen vielfach nachstand, gleichgestellt wurde, und daß die Frauen überhaupt mehr und mehr am Erwerbe des Mannes Theil nehmen konnten. Dieser Güterordnung der gesammten Hand begegnen wir im Mittelalter namentlich in den fränkischen Gegenden in Frankfurt, Bamberg, Nürnberg, Würzburg, in Hessen, in Württemberg und Baden, am Mittel- und Niederrhein, endlich in Belgien, wo man die gesammte Hand als main plévie, manus plicata, complicata, gleichsam als zusammengelegte Hand, bezeichnete.

Das Verhältniß während der Ehe, „so lange gesammte Hand lebt," wie sich viele Rechte ausdrücken, hatte wieder Einfluß auf das Verhältniß nach Auflösung der Ehe. Wenn nämlich die Ehe durch den Tod eines Gatten aufgelöst wird, „wenn gesammte Hand zerbricht oder gebrochen ist," bleibt der Ueberlebende, Mann oder Frau, im gesammten Vermögen sitzen, hat es zu nutzen und zu niesen, wenigstens so lange, als er sich nicht wieder verehelicht, sich verändert, oder „den Wittwerstuhl verrückt," wie die Rechte sich ausdrücken. Aber wenn Kinder vorhanden sind, ist das unbewegliche Vermögen und oft auch ein Theil des beweglichen Vermögens, das sogenannte „wagende Erbe," wie es das Bamberger Recht nennt, den Kindern „verfangen," d. h. der Ueberlebende kann ohne Zustimmung der Kinder über dieses verfangene Vermögen nicht mehr verfügen, dasselbe nicht verschenken oder verkaufen, den Fall der ehehaften Noth — Schulden oder Armuth — ausgenommen. Dies ist das sogenannte Verfangenschaftsrecht, das namentlich im alten Bamberger Rechte sehr ausgebildet ist, und auch in erbrechtlicher Beziehung manche Eigenthümlichkeiten bietet.

Aus der Güterordnung der gesammten Hand mit Verfangenschaft entwickelten sich allmälig die verschiedenen Güterordnungen, die noch heute in Geltung sind, die allgemeine Gütergemeinschaft, bei welcher alles Vermögen beider Ehegatten gemeinschaftlich wird, die Errungenschaftsgemeinschaft, bei welcher nur das, was die Eheleute während der Ehe erwerben, erringen, die theilweise Gütergemeinschaft, wobei nur das von den Eheleuten eingebrachte bewegliche Vermögen und die Errungenschaft der Ehe gemeinschaftlich wird u. s. w. Nirgends ist das deutsche Recht so vielgestaltig wie auf dem Gebiete des ehelichen Güterrechts.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

[Ein junger Robinson Crusoe.] Wie der "Staatsanzeiger für Würtemberg" berichtet, verhandelte die Strafkammer zu Ravensburg am 14. Mai einen Straffall, zu welchem die Abenteuer Robinson Crusoe's Veranlassung gegeben hatten. Die Geschichte ist folgende. Ein 15jähriger Schreibereibeflissener, Mathäus Schauber in Saulgau, hatte solches Wohlgefallen an dem Inselleben Robinson's gefunden, daß er sich mit dem Gedanken trug, eine unbewohnte Insel aufzusuchen, um dort ein Leben nach Anleitung Robinsons zu führen. Er hatte zu diesem Zweck nicht nur eingehende Ueberschläge, Zeichnungen und Pläne entworfen, sondern auch sein kaum über 12 Jahre altes Schwesterchen Josefa zur Theilnahme an der Ausführung dieses Planes zu bestimmen gewußt, und sodann mit dieser eine der Amiranten-Inseln im indischen Meer zum Schauplatz seines Unternehmens ausgewählt, weil er in einem Handbuche der Erdkunde gelesen hatte, daß diese Inseln unbewohnt sind, und auf denselben die Cocos-Palme wächst. Das war ihm aber sofort klar, daß er ohne Geld seinen Plan nicht ausführen könne, es kam ihm deßhalb die Mittheilung seiner Schwester, daß der in demselben Hause mit seinen Eltern in Saulgau wohnende Händler Xaver Renz mehrere Säcke Geld in seinem Zimmer habe, ganz erwünscht. Am 18. März erbrach er dieses Zimmer mit einer Axt und holte, als er das Geld nicht fand, seine Schwester aus der Schule herbei; diese fand den Geldvorrath im Ofenrohr, worauf sie von demselben so viel sich aneigneten, bis sie glaubten, es sei zur Ausführung des Planes zureichend, mindesten 350 fl. Gold und Silber. Nun machten sich beide alsbald flüchtig, und waren, nachdem das Mädchen in Rorschach in Knabenkleider gesteckt und ihr Haar kurz geschnitten worden war, in der Absicht, Italien zu erreichen und in Genua ein Schiff zu besteigen, bereits bis Chur gekommen, als das Mädchen sich weigerte, weiter zu gehen. Sie beschlossen deshalb umzukehren, um sich über Feldkirch nach Ungarn zu wenden, wurden jedoch an der Grenze zurückgewiesen und reisten deshalb nach Einsiedeln, wo sie von einem zufällig anwesenden Einwohner Saulgau's erkannt, und den Behörden übergeben wurden. Das Nachspiel ist minder abenteuerlich. Beide Beschuldigte legten ein vollständiges Bekenntniß ab und wurden in Betracht, daß sie bei Begehung der strafbaren That die zur Erkenntniß ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht besaßen, unter Verneinung der von der Vertheidigung gemachten mildernden Umstände, Mathias Schauber wegen schweren Diebstahls zu der Gefängnißstrafe von einem Jahr und zwei Monaten, Josefa Schauber wegen einfachen Diebstahls zu 5monatlichem Gefängniß mit dem Anfügen, daß beide Strafen in der Anstalt für jugendliche Strafgefangene zu erstehen seien, verurtheilt.

Arithmetisches Räthsel.

In einer Thalschlucht commandirt ein Unterofficier eine Anzahl Soldaten. Er bleibt mit einem Theil derselben unten, während er einen andern Theil auf die Anhöhe entsendet. Bald darauf kehrt ein Mann von der Anhöhe zurück mit der Meldung, daß ein naher Wald theilweise die Aussicht hemme und deßhalb im Walde auch ein Posten auszustellen nöthig sei. Der Unterofficier schickt nun diesen und noch einen Mann in den Wald. In dem Thale bleibt nun sammt dem Unterofficier eine Zahl Soldaten, welche gleich ist der Hälfte der gesammten Mannschaft (ohne Unterofficier.) Auf der Anhöhe befindet sich gerade der vierte Theil der dem Unterofficier unterordneten Mannschaft.

1. Wie viel Mannschaft hatte im Ganzen der Unterofficier?
2. Wie viel Soldaten waren auf der Anhöhe (ohne die zwei im Walde)?
3. Wie viel blieben im Thale (ohne Unterofficier)?

Auflösung der Charade in Nr. 61:
Freiligrath.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer-Zeitung.

Nro. 63. Speyer, Donnerstag, den 29. Mai 1873.

Sommersonntag.

Ei, bin ich in schattigen Laubwald's Zelt
Schon drei der Stunden gesessen?
Hab' ich doch draußen den Rest der Welt
Schier ganz und gar vergessen.

O du leise brütender Mittagsglanz,
Wie liegst du so golden gebreitet
Um Hügel und Au'n! Nur den Athemzug Pan's
Vernimmt, wer die Gründe beschreitet.

Zurück zur Stadt nun schlendr' ich gemach,
Sie flimmert im Sonnenscheine,
Es blinken die Ziegel auf jedem Dach,
Es blitzen die Pflastersteine.

Aus der Kirche wogen die Leutchen fein,
In den Händen das glitzernde Büchlein,
Und neben den Müttern die Jungfräulein,
Wie neben der Henne die Küchlein.

O Sonntagsfreude, wie spieltest du schön
In des Laubwalds goldenen Lichtern,
Doch wahrlich, noch reizender bist du zu sehn
Auf den rosigen Mädchengesichtern!

Robert Hamerling.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Zehntes Capitel.

Es ist hohe Zeit.

„Oho!" rief der alte Sträuchlin von innen, während die Schläge an die Thüre fortdauerten. „Braucht mir nicht so grob dreinzuschlagen. Werda?"

„Der Hauptmann von der Wache."

„Wa — was? Hauptmann? Ist mir doch, als sei die Stimme die des Jost Schurpfinsack?"

„Und dieser eben befehligt die Mannschaft im Thorhaus! Also, potz Velten von Ruffach, mach' auf, Wärtel!"

„Und was will Jost Schurpfinsack von mir?"

„Wirst schon hören! Schieb den Riegel weg, oder ich laß — straf mich Gott — die Thür einsprengen!"

„Gemach, Hauptmann Schurpfinsack. So, tritt herein und sag', was Dein Begehr ist."

In den engen Vorraum schreitend, machte der Reisige einen weitern Schritt gegen das Licht hin, das durch die Thürritze fiel, stieß die Stubenthüre ohne Umstände auf und sprach dabei: „Ich muß von diesem Luginsland aus einen Blick ins Feld werfen, ob's da geheuer ist. Es treibt sich verdächtig Volk umher und schleicht sich ein, — hast Du ja selbst den Strolch von einem Spielmann eingelassen, Wärtel."

„So tritt an's Fenster und lug, so viel Du magst, meinte der Sträuchlin, indem er sich so vor den Lichtspan in der Mauer stellte, daß sein Schatten auf sein Töchterlein und den ganzen Raum dahinter fiel. Jost Schurpfinsack jedoch wurde dadurch nur aufmerksam gemacht und bemerkte nicht sobald das Mädchen am Rocken und den leeren Strohstuhl daneben, als er auch ohne Weiteres darauf Platz nahm und dem Sitz seiner Nachbarin so nahe als möglich rückte. „Ei, Thurmkätherlein! Hast Du mir den Tanz versagt, mußt Du doch jetzt den Hauptmann von der Wache neben Dir leiden, so wahr ich Jost Schurpfinsack heiße. Mach' meinethalb eine trutzigliche Geberde, aber bleib sitzen, schön's Jungferlein."

„Laßt mich," wehrte jetzt Kätherlein voll Widerwillens ab, indem sie ihre Hände vorhielt. „Rührt mich nicht an!"

„Oho, ist das Thurmkätherlein von Safran?" höhnte der Reisige, indem er sich von seinem Stuhle etwas erhob, den der alte Sträuchlin auch alsbald wegrückte, während Schurpfinsack sich zu dem zurückweichenden Mädchen vorbeugte, um seine rauhe und unzarte Galanterie fortzusetzen. „Ich bin von edlerem Blut, als der Andere, dazu ein erprobter Mann, Kätherlein und ein besserer Junker, Gott's Element, als der schwachmüthige Knabe des Bastards."

„Hinweg! Weicht von mir!" sprach jetzt Kätherlein, indem sie ihn entrüstet von sich stieß, „ich mag keinen Junker neben mir haben!"

„Stich und Schlag!" rief jetzt der Reisige, indem er sich ärgerlich auf den Strohstuhl zurückfallen lassen wollte. Da dieser jedoch nicht mehr an seinem Platze stand, fand Jost Schurpfinsack nicht eher Widerstand, als bis er auf den Stubenboden gelangte, auf dem er wie eine übermäßig bewegte Wiege hinrollte und sich kopfüber, mit emporgestreckten Beinen, überschlug. Dieser Anblick mußte auf Andere so ergötzliche Wirkung haben, daß nicht nur der alte Sträuchlin seit langen Jahren zum ersten Mal laut auflachte, sondern auch sein Töchter-

lein, trotz aller Aengsten, Sorgen und bangen Erwartungen, die ihr junges Herz erfüllten, in ein helles Lachen und Kichern ausbrach. Aber auch aus der dunkeln Ecke hinter'm Ofen scholl ein herzliches Gelächter, als ob selbst der lange, finstere Schatten an der Wand dorten sich der lächerlichen Niederlage des Jost Schurpfinsack in lauter Weise freue.

„Stich und Schlag!" fluchte dieser, indem er sich wieder aufraffte, mit der Hand abrieb und nach dem dritten Spötter in der Stube umschaute. „Blitz und Stern, wer lacht da, wer steht da in der Ecke? Heraus, Geselle, der Hauptmann von der Wache befiehlt's. Heraus und laß einmal Dein Angesicht sehen! Heraus!!"

„Ich denke, es dürfe sich Jost Schurpfinsack gegenüber schon sehen lassen!" bemerkte jetzt der junge Grefe, indem er mit emporgehaltenem Haupte aus dem dunkeln Winkel hervortrat. „Ah, — straf' mich St. Velten von Ruffach!" rief überrascht der Reisige. „Matthies Grefe selbst! Recht gut! Hm! Junker Matthies, von dem man meint, er könne nicht drei zählen, beim Thurmkätherlein!"

Während sowohl der alte Sträuchlin, als seine Tochter von diesen Worten in unangenehmster Weise berührt wurden und betroffen daneben standen, trat der junge Grefe dem Reisigen noch näher und sagte sehr bedeutsam: „Hört, Schurpfinsack, Ihr werdet das Wort nicht mehr wiederholen. Ihr wißt so gut, als ich selbst, daß Kätherlein so unschuldig an meinem Kommen, als an Eurem ist. Lugt ins Land hinaus, so viel Ihr wollt, dann geht und laßt mich von dem Sträuchlin vollends hören, was ich wissen möchte."

„Wenn ich aber bleiben mag, junger Herr, wie dann?"

„So bleibt, bis der ehrliche Sträuchlin Lust kriegt, Euch die Staffel hinunter zu werfen, wobei ich ihm wohl Hülfe leiste, wenn Ihr das Mägdlein nicht eben so in Ruhe laßt, als ich selbst es thue."

„Ihr?" machte Jost Schurpfinsack, indem er den Gegner von Kopf bis zu Fuß ansah. Hierauf wandte er sich an den alten Sträuchlin, den der Wein an jenem Abend viel milder und geschmeidiger gestimmt hatte, als sich sonst mit seinem Wesen vereinigen ließ. „Wärtel, hast Du wirklich mit dem jungen Menschen da Dinge zu reden, die ich nicht hören darf?"

„Mag sie hören, wer da will," war die Antwort. „Am Besten aber, Ihr ginget Beide, oder wäret nie heraufgekommen. Haltet Ihr Euch sonst anständig, so möget Ihr jedoch meinethalben anhören, was ich dem Junker Matthies mittheilen wollte, — es ist kein Geheimniß dabei, sondern nur eine alte Geschichte."

„Gott's Element, da habt Ihr mich, Wärtel," rief jetzt der Jost Schurpfinsack heiter, indem er dann etwas vorsichtiger als vorher auf der Wandbank Platz suchte. Solche alte Geschichten bei einem Becher Wein, wenn's draußen stürmt und braust, hör' ich zuweilen gern an. Hab' Euch selbst noch eine zu erzählen."

„Bei einem Becher Wein? entgegnete der alte Thorwart mit einem Ausdruck, als wolle er hinzufügen, daß sich manchen Leuten gegenüber solche Uebung der Gastlichkeit nicht von selbst verstehe. Als aber auch der junge Grefe den Strohstuhl herbeischob, und sich niederließ, fuhr Sträuchlin in geändertem Tone fort: „Da sich Jost Schurpfinsack vorhin so fein auf dem Boden geschaukelt hat, als säß' er auf seiner eigenen Nase, so soll es ihm auch an einem guten Tropfen nicht fehlen." Und der alte Sträuchlin goß von seinem Weinvorrathe in die kleine blecherne Kanne, schob diese dem Jost Schurpfinsack zu und hörte dessen Trinkspruch auf das „Jungferlein vom Thurme" ohne weitere Bemerkung an. Denn sein Kätherlein saß jetzt nicht weiter belästigt, in der von dem kleinen Eichentische am weitesten entfernten Ecke der Thurmstube, wie es schien, wieder ganz in die Beschäftigung am Rocken versunken.

„Und wie lautet denn Eure Geschichte, Sträuchlin?" fragte jetzt der junge Grefe über den Tisch.

„Nun ja," begann der Alte, nachdem er sich nochmals durch einen kräftigen Zug aus der Kanne gestärkt hatte. „Ich wollte Euch sagen: in einer solchen schlimmen Nacht wäre es wohl möglich, daß etliche verwegene Gesellen, Hühnerfänger oder Blutzapfen, ungesehen und ungehört über die Mauer in eine Stadt kämen. So war's also vor etwa siebenzig Jahren. Da forderte man die Edelleute zu Straßburg auf, weil gerade der Pfahl- oder Ausbürger halben Fehde zwischen der Stadt und den Landesherren war, daß sie sich erklären möchten, ob sie Bürger seien oder nicht. Etliche der Edeln nämlich wollten allzeit Bürger sein, so sie der Stadt bedurften; wo aber die Stadt ihrer bedurfte, wollten sie es nicht. Andere gaben den feinen Bescheid, wohnen zu wollen, wo ihre Voreltern gewohnt, ohne des Näheren zu gedenken. Da beschloß der Rath: alle Edelleute zu Straßburg müßten ihr Recht als Bürger erwirken und dem Rath Gehorsam schwören oder die Stadt verlassen. Nun saß zu Straßburg ein Ritter von guter, alter Familie, Hans Erbe. Der hatte dem Kaiser Dienste geleistet, so daß ihm dieser das Einlösungsrecht dreier verpfändeter Reichsdörfer verliehen, deren einen Pfandtheil jedoch die hochberühmte Familie der Zorne zu Straßburg im Besitz hatte. Bald entsprang derhalben zwischen beiden großer Haß. Als sich nun Hans Erbe jenem Gebot des Straßburger Raths nicht fügen wollte, ward er auf zehn Jahre aus der Stadt verbannt. Jetzt sagte er den Straßburgern und ihren Freunden ab und streifte auf dieselben mit Hülfe des von Vinstingen. Nun war Herr Eppe von Habstadt, meines gnädigen Herrn Vorfahr, Bürger von Straßburg und saß hier auf der Burg zu Herlisheim. Er war gar reich und in der Burg lag köstlich Gut an Gold und Silbergeschirr. Da sammelte Hans Erbe heimlich alle Bösewichter und Straßenräuber im Lande und kam mit diesen eines Nachts unversehens im Sturmwetter vor Herlisheim. Heimlich wurden die Mauern erstiegen und Herr Eppe von Habstadt im Bette gefangen. Hans Erbe nahm mit fort, was Werth hatte, den Gefangenen aber ließ er in der Hut seiner Blutzapfen in der Burg zurück. Seht, so ward Herlisheim in einer Nacht genommen."

„Gut," bemerkte Matthies Grefe, „und was lehrt die Geschichte?"

„Daß es damals besser stand, als heut', wo wir hier nichts nehmen können, schon weil nichts herinnen liegt," meinte Jost Schurpfinsack. „Der Hans Erbe lebte noch in der guten, alten Zeit."

„Die Geschichte lehrt," fuhr der junge Grefe, ohne sich unterbrechen zu lassen fort, „daß wir wachsamer sein müssen, als es unsers Freundes Ahne war. Jost Schurpfinsack vergißt, warum er heraufgekommen."

Der Genannte erhob sich jetzt rasch von seinem Sitze, eilte an das Fenster und sah einen Augenblick lang hinaus in die Nacht, die in dicker Finsterniß über der Flur lag. Dann suchte der Reisige wieder seinen Platz auf. „Potz Velten," sprach er, „das muß wahr sein. Wo man den lieben langen Tag über'm Weinfaß liegt, jeden fahrenden Schelm mit Fiedel und Bogen einläßt und seine Zeit mit den Dirnen todtschlägt, muß Jost Schurpfinsack allerdings die Augen stets offen haben. Aber wie war's denn, Wärtel? Deine Geschichte hat mir nicht übel gefallen und es war klüglich gehandelt von dem Hans Erbe, Geld und Gut mit fort zu nehmen und den Burgherrn in seinem eigenen Haus gefangen zu halten. Damals — Blitz und Stern! — wußte man noch Krieg zu führen. Blieb denn der Hadstadler in der Gefangenschaft? Wie hoch belief sich denn noch das Lösegeld? Oder kriegte er Eins in die Rippen?"

(Fortsetzung folgt.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

VIII. Schulden der Ehe, Mitgift, Morgengabe, Witthum.

Wenn einmal das Vermögen beider Gatten gemeinschaftlich wurde, so mußten natürlich auch die Schulden gemeinschaftlich werden. Es mußten daher aus dem gemeinschaftlichen Vermögen bezahlt werden nicht nur die Schulden, welche beide Gatten gemeinschaftlich machten, sondern auch jene, welche sie schon vor der Ehe hatten, oder welche der Mann während der Ehe allein machte. Daher das Rechtssprüchwort: „Die dem Mann traut, traut auch dessen Schulden," oder umgekehrt, wie das franz. Rechtssprüchwort lautet: »qui épouse la femme, épouse les dettes.« (Wem ich meinen Leib gönne, dem gönn' ich auch mein Gut. Wenn die Decke über dem Kopfe ist, sind beide Eheleute gleich reich.)

Dies war nun namentlich für die Frau nach Auflösung der Ehe eine sehr lästige Verpflichtung, denn sie mußte die Schulden, selbst die, welche der Mann allein gemacht hatte, nicht blos aus dem gemeinschaftlichen Vermögen bezahlen, sondern auch aus ihrem eigenen, wenn sie solches besaß oder später erwarb. Von dieser Verpflichtung konnte sich die Frau dadurch befreien, daß sie in gewöhnlicher Kleidung das Sterbehaus verließ, und ihren Mantel, ihren Gürtel, ihre Schlüssel, oder auch ihren Rosenkranz, ihr Paternoster, auf das Grab oder die Bahre des Mannes legte; sie entsagte dadurch allen Rechten auf das gemeinschaftliche Vermögen und wurde aller Haftung für die Schulden ledig. Wir finden diesen Gebrauch nicht nur in vielen Gegenden Deutschlands, sondern auch in Frankreich und Belgien. Aus ihm hat sich unser heutiger, in der Regel gerichtlicher, Verzicht der Ehefrau auf die Gütergemeinschaft entwickelt.

Was in der älteren Zeit die Frau in die Ehe einbrachte, war wohl in der Regel weniger als das, was der Mann zur Zeit des Eheabschlusses besaß. Die Frauen waren ja in ihrem Erwerbe mehr beschränkt, als die Männer. Dazu kam noch, daß nach dem älteren Erbrechte das männliche Geschlecht vielfach vor dem weiblichen bevorzugt war. Der Sohn erbte vor der Tochter, der Bruder vor der Schwester, der Vater vor der Mutter, wenn nicht das ganze Vermögen, doch den damals wichtigsten Bestandtheil desselben, das unbewegliche Gut. Indessen war es Regel, daß die Eltern der Braut eine Aussteuer mitgaben, eine Heimsteuer, Mitgift, gewöhnlich in beweglichem Vermögen bestehend. „Heimsteuer" bedeutet „Haussteuer"; „Heim" ist „Haus, väterliches Haus," daher „Heimath." Das Wort „Mitgift" ist abgeleitet von „giften, giftigen," d. h. geben, schenken. „Mitgift" ist daher die Mitgabe vom Vaterhause. Auch Göthe in dem Gedichte „Gleich und gleich" gebraucht das Wort „Gift" in der Bedeutung von „Gabe, Geschenk."

„Denn das ist Gottes wahre Gift,
Wenn die Blüthe zur Blüthe trifft u. s. w." *)

Der Mann war es sonach vorzugsweise, der die Kosten des Haushaltes zu bestreiten hatte. Dabei war er auch noch verpflichtet, der Frau für den Fall seines Todes eine anständige Wittwenversorgung zu sichern. Dies geschah zunächst durch eine in beweglichem Gute bestehende Gabe, welche der Mann der Frau am Morgen nach der Hochzeit machte, und die daher auch Morgengabe heißt. Viele Gesetze, namentlich der Sachsen- und Schwabenspiegel, bestimmten genau, was der Mann der Frau zur Morgengabe geben durfte. In manchen Gegenden gebührte nur einer Jungfrau die Morgengabe, die Wittwe, die zur zweiten Ehe schritt, hatte keinen Anspruch darauf; dies bestimmt unter andern das heute noch geltende bayer. Landrecht von 1756. Ja, in den bayerischen, österreichischen und schweizerischen Ländern wurde es sogar Sitte, daß eine Wittwe, die einen Junggesellen heirathete, diesem eine Morgengabe bestellte, was auch heute noch in Straubing der Fall sein soll. Die Morgengabe gehörte der Frau; ohne ihren Willen durfte der Mann sie nicht veräußern, und ihr fiel sie auch nach dem Tode des Mannes zu. Daneben bestellte der Mann der Frau in der Regel auch ein Witthum, eine Leibzucht, ein Leibgeding, d. h. eine lebenslängliche Nutznießung, meist an unbeweglichen Gütern.

*) Vielleicht hängt auch das Wort „das Gift" mit „geben" zusammen; „einem vergeben" wird wenigstens auch gebraucht für „einen vergiften."

Manche Rechte setzten gesetzlich fest, wie viel der Frau als Witthum aus dem Vermögen des Mannes gebühre, wenn keine besondere Verabredung getroffen war. Auch die Gegenstände des Witthums und der Leibzucht durfte der Mann ohne Zustimmung der Frau nicht veräußern. Das Wort „Witthum", auch „Widdum" ist nicht von „Wittwe" abgeleitet, sondern von „widmen"; es ist das der Wittwe gewidmete Gut. Das Wort „Wittwe" selbst hat denselben Stamm wie das lateinische »vidua« und bedeutet, wie dieses, „ohne Mann, einsam."

Außerdem erhielt die Wittwe nach dem Sachsenspiegel noch aus dem Vermögen des Mannes gewisse bewegliche Gegenstände, die sogen. „Gerade, Rade, Frauengerade," welche die zum weiblichen Schmucke dienenden Gegenstände und Kleider, sowie Hausgeräthe, „Hausrath," mancherlei Art in sich begreift. Endlich durfte die Wittwe die Hälfte sämmtlicher Speisevorräthe, die sich beim Tode des Mannes vorfanden, den sogen. „Mußtheil, die Hofspeise" nehmen.

Wir haben gesehen, wie sehr schon das ältere deutsche Recht für die Wittwe sorgte, wie sehr es bestrebt war, ihr eine anständige Wittwenversorgung zu sichern. (Forts. f.)

Miscellen.

△ Aus der Südpfalz, 25. Mai. (Landwirthschaftliches.) Auf manchen Gerstenäckern bemerkt man dieses Jahr außerordentlich viel Disteln. Daran sind aber viele Landwirthe selbst schuld, indem sie zu seicht pflügen oder ihre Pflüge nicht gehörig und oft genug scharf machen lassen. Ein stumpfer Pflug ist nicht im Stande, die Disteln aus dem Boden herauszureißen, sondern drückt dieselben, wie man sagt, nur um; nach beendigtem Pflügen eggt der Bauer den Acker und die Eggenzähne richten dann die in den Boden gedrückten Disteln wieder recht schön in die Höhe, das leidige Unkraut wird sonach gepflegt und wächst üppig empor. Also nur nicht am unrechten Platze gespart und die Pflüge oft, recht oft schärfen lassen!

Auf der Wiener Ausstellung befindet sich auch das „Nebelhorn" des Ingenieurs Albani. Dasselbe übertrifft an Kraft des Tons alle bisher erfundenen Instrumente so, wie der Kanonendonner den Pistolenknall. Das Instrument besteht aus einer hornförmigen Kapsel aus Bronze, in welcher eine metallene Zunge befestigt ist. In diese Kapsel mündet das Leitungsrohr eines Dampfkessels einerseits und andererseits ist daran eine Trompete von acht Fuß Länge angesetzt, welche an der engen Mündung dreißig Lienien weit ist, an der großen Mündung einen Fuß im Durchmesser mißt. Der Dampf stößt an die Zunge und je nach dem Druck, den er ausübt, ist der Ton ein minder oder mehr gewaltiger. Bei vollem Druck, der auf etwa vier Atmosphären bemessen ist, soll das Horn bis auf dreizehn Seemeilen weit hörbar sein, was auf der See von großem Nutzen sein dürfte.

New-York, 6. Mai. Ein schreckliches Verbrechen hat vor einiger Zeit in Maine allgemeine Entrüstung hervorgerufen und wurde sofort gerächt. Zu Mapleton war gegen James Cullen wegen Einbruchs ein Verhaftsbefehl erlassen worden. Der stellvertretende Sherif machte sich mit zwei Gehülfen auf die Verfolgung, und am 29. April wurde Cullen gefangen. Er versprach, am nächsten Tage ruhig folgen zu wollen, und die Beamten begaben sich hierauf in einem Zelte auf dem Felde, wo Cullen verhaftet worden war, zur Ruhe. Früh Morgens ergriff der Gefangene eine Holzaxt und tödtete den Sherif und einen der Begleiter. Zwei andere Männer erwachten und flohen erschreckt. Der Mörder verbrannte hierauf Zelt und Leichen, und bald war das ganze Feld, auf dem Schindeln und sonst leicht entzündliche Stoffe aufgehäuft waren, in Flammen. Diese, so wie der Alarm, den die beiden Flüchtlinge geschlagen hatten, lockten eine Anzahl Leute herbei, denen Cullen jedoch zu entrinnen vermochte. Auf der Brandstätte wurde außer einigen verkohlten Knochen und einem Schlüsselbunde nichts vorgefunden. Wie sich denken läßt, rief die That die größte Aufregung hervor, und man folgte den Spuren des Mörders, bis man ihn endlich in seinem Hause zu Mapleton versteckt fand. Man brachte ihn nach der Kreisstadt; aber auf dem Wege kam ein Trupp verkleideter Männer, faßte den Mörder, der sich seiner That auf das Unverschämteste rühmte und nur bedauerte, nicht die beiden Andern und sein Weib und Kind dazu getödtet zu haben, ohne viel Umstände beim Kragen und schleppte ihn zu einem Baume, wo er aufgehängt wurde und nach wenig Minuten eine Leiche war.

* Spargeldüngungsversuche. In Verfolg früherer Verhandlungen in der Section für Gartenbau des landw. Centralvereins des Herzogthums Braunschweig über Spargelkultur und Krankheiten, welche dem Spargel Vernichtung drohen, wurde laut den von der Section herausgegebenen Mittheilungen beschlossen, in diesem Jahre mit verschiedenen Düngemitteln vergleichende Versuche anzustellen. Herr Dr. Hugo Schulze, Dirigent der Versuchsstation, hat, die hier übliche Jauchendüngung zu Grunde legend, verschiedene Düngungsarten zusammengestellt, welche nun unter ganz gleichen Bedingungen dem Boden zugeführt werden sollen. Die Kunst- und Handelsgärtner Herren A. Bültemann und Th. Grabbe haben jeder eine genügende Fläche junger Spargelbeete zur Disposition gestellt, auf denen diese Düngungsversuche unter genauer Controle des Herrn Dr. Schulze vorgenommen werden sollen. Spätere Mittheilungen werden jedenfalls interessante Resultate über diese Versuche geben und wesentlich zur rationellen Cultur des Spargels beitragen. Es sind dies die ersten derartigen umfassenden Versuche über Düngung des Spargels und werden gewiß ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmen, besonders da hierorts die gewissenhafteste Genauigkeit bei Zuführung der bestimmten Massen des Düngers und bei Abwägung des daraus hervorgehenden Productes stattfinden wird. (Mitgetheilt von der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt in Worms.)

Charade.

(Viersilbig.)

Als Exemplare
Vom ersten spare
Die allerfeinsten
Blos wähl' und reinsten.

Als Exemplare
Vom zweiten spare
Die allerschwersten
Zugleich und mehrsten.

Als Exemplare
Der ganzen Waare
Von Duft die vollen
Nur sollst Du wollen.

Auflösung des arithmetischen Räthsels in Nr. 62:

1. Wie viel Mannschaft hatte im Ganzen der Unterofficier? 4.
2. Wie viel Soldaten waren auf der Anhöhe (ohne die zwei im Walde)? 1.
3. Wie viel blieben im Thale (ohne Unterofficier)? 1.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 64. Speyer, Samstag, den 31. Mai 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

„Gemach, Jost Schurpfinsack, das ging doch anders!" begann nun wieder der Sträuchlin. „Die Kunde davon kam vor den Landvogt. Der rief die Bürger zu Schlettstadt und Colmar auf und rannte zur Stund' mit diesen vor Herlisheim, daß keiner der Schnapphähne darinnen herauskommen möchte. Auch die Straßburger warfen die Reichsbanner auf und zogen mit den übrigen Reichsstädten im Elsaß das Land herauf vor Herlisheim, gewannen Stadt und Burg und fingen alle Bösewichter darinnen. Mit denen ward in der alten guten Zeit kurz verfahren, Jost Schurpfinsack, so wie Ihr's liebt. Die Einen wurden auf's Rad geflochten, den Andern das Häuptlein herunter geschlagen. Schade, daß Ihr nicht in der alten, guten Zeit gelebt habt. Meines gnädigen Herrn Vorfahr ward aber glücklich aus seiner Noth erlöst."

„Und wie ging es dem Hans Erbe?"

„Der hoffte sich noch mit der Stadt vertragen zu können. Nach Straßburg kam er aber nicht mehr. Denn vor Ablauf seines Bannes ging er nach Illkirch, eines jener verpfändeten Reichsdörfer, um sich mit den Zornen zu besprechen. Ein heißblütiger Ritter, der weiße Zorn zubenannt, stand ihm da mit starrer Red' und Antwort gegenüber, bis Hans Erbe zum Schwerte griff. Da fuhr aber schon das des weißen Zorn heraus und gar behende dem Verbannten ins Häuptlein, daß das Blut aufspritzte und in die gefüllten Pokale schoß, meinem Großvater aber, der daneben stand und den Wein brachte, roth und warm auf das Koller troff. Damit war die Sach' zu End'. Der Edle von Hadstadt aber ließ sich seine überstandene Noth zur Lehre dienen, machte Herlisheim fester und ließ die tiefen Gräben draußen anlegen, also daß man darinnen wohl sich ruhen mag, wenn der Feind nicht allzu verschlagen und voll des Teufels Hinterlist sein wird."

Bei diesem Schlusse der Erzählung konnte das lauschende Kätherlein am Rocken einen Anflug von schelmischem Lächeln nicht gänzlich unterdrücken, wenn es auch schon im Entstehen wieder erlosch und ganz dem Ausdrucke von Angst und Herzbangigkeit wich, mit welchem es im seltsamen Widerspruch gestanden war.

„Ja, ja," setzte der alte Sträuchlin noch behaglich hinzu, nachdem wieder er dem Weine zugesprochen, den Junker Matthies beständig ablehnte, „Herlisheim ist eine harte Nuß und wäre auch für solche Nußknacker, wie Jost Schurpfinsack, zu hart, wenn er mit seines gleichen draußen läge und nicht herinnen. Der von Lupfen ließ auch die Nuß vor zehn Jahren liegen und konnt' uns blos die Reben verderben."

„Die Gecken haben aber die Nuß geknackt," hielt da der Reisige entgegen.

„Mit einem Kopf, der mehr werth ist, als die eurigen alle zusammen!" versetzte der Thorwart. „Doch reden wir nicht davon — Jost Schurpfinsack will uns ja auch von sich erzählen."

„Hm, nicht viel zu erzählen," machte der Reisige mit Achselzucken und seiner Rede widersprechendem Lächeln. „Es ging lange so, so, — da ein Hieb, dort ein Stich, heute eine leere, morgen eine volle Tasche, bis ich mit dem Lützelsteiner Grafenpaar bekannt ward. Da hatten wir gleich einen freien Ritt auf den wälschen Cardinal, der aus Niederdeutschland wieder nach dem Baseler Concil zurückreiste und Gold und Silber mit sich führte. Es war unten bei Benfelden, wenn Du weißt, Wärtel, wo es liegt."

„So, Du warst bei dem Anschlag auf den heiligen Mann?" fragte jetzt nicht ohne Grauen der Thorwart.

„Ja," lautete die Antwort. „Die Lützelsteiner Grafen liegen nicht stets über'm Weinfaß, sondern sitzen allzeit frisch im Sattel. Hei, die Geschichte von Bitsch macht noch lange von sich reden, wie wir da in finsterer Nacht den hohen Felsen erstiegen, wie's Niemand glauben wollt' und doch wahr ist."

„Ja, man hat davon viel gehört," versetzte jetzt der alte Sträuchlin. „Man hieß es einen räuberischen Handstreich wider Ehr' und Recht — ohne Absage und Fehdebrief."

„Stich und Schlag! Wir hätten wohl dem Bitscher Grafen vorher sagen sollen, daß wir kommen! Was haben wir denn heute viel davon, daß wir den Schlettstädtern die Fehde nach Form und Recht ankündigten?"

„Was habt ihr von der Bitscher Geschichte? Der Pfalzgraf hat Euch das Schloß doch wieder abgenommen und dort zu Lande Ruhe geschafft, indem er euresgleichen hinausfegte. Aber warst Du auch wirklich dabei, Jost Schurpfinsack?"

„Und wie! Hab heute noch gefüllte Taschen davon! Ich war einer der Ersten und kroch gleich hinter dem Walther von Dahn auf den Strickleitern am hohen Fels empor. In dunkler Märznacht, in der es stürmt und regnet wie heute, hoch in der Luft zu hängen, ist, straf mich St. Velten, nicht halb so behaglich, als hier sitzen im Thurme und dem Wetter zuhören. Doch kamen wir unvermerkt hinauf durch ein Fenster am Abgrund; vor die Schlafkemnate des Grafen. „Todt will ich ihn schlagen!" schrie Einer von uns, und da er darüber aufwachte, wollte er sich schon gefangen geben. Aber sein Kammerknecht Matthies — der Schelm war ein Namensvetter von Euch, Junker — wies zur Flucht auf denselben Leitern, auf denen wir heraufgekommen waren, und richtig, der Bitscher rettet sich im Hemde über den Fels hinunter, findet hinter der Pforte unten einen Ackergaul und flieht dann weiter durch's Gebirg nach Landeck zur alten Gräfin. Seine Kinder aber blieben in unsern Händen sammt allen Gütern auf der Veste. Nun denkt, da kommt bald darauf die junge Gräfin nach Bitsch geritten, von wo ihr Mann hinweg geflohen war. Ich stand in der Nähe, da einer der Lützelsteiner sie empfangen und ritterlich ins Schloß geleiten will zu ihren Kindern. Was aber thut die Wildkatze? Sie zuckt den Dolch nach ihm, schilt ihn einen ehrlosen Bösewicht, von dem sie auch nicht einmal ihre Kinder annehme, da sie Gottlob ihren Mann noch habe. Ein Teufelsweib das! Sie rührte dann auch ein Sturmwetter gegen uns auf, daß ich — straf' mich Gott — froh war, als ich mit voller Tasche und heiler Haut wieder weit davon stand."

„Ihr seid aufrichtig, Jost Schurpfinsack," bemerkte jetzt der junge Matthies Grefe. „So aufrichtig, daß ich meine gräflichen Oheime beklagen möchte, wenn sie zu ihren verzweifelten Unternehmungen solcher Helfer bedürfen, und daß ich meinen Vater ob solcher Genossenschaft nicht begreife."

„Die Grafen von Lützelstein, die Ihr Eure Oheime nennt, wissen für Euer Mitleid wohl kaum einen Dank, Matthies Grefe. Und Euer Vater, den die beiden Grafen so wenig kennen wollen, als Euch selbst, wird sich Glück wünschen, daß ein Mann von besserer Geburt sein Helfer sein mag."

„Ihr besserer Geburt?" fing jetzt der junge Grefe wieder mit blitzenden Augen an. „Wäre das Mägdelein nicht zugegen, ich wollte Euch die Lüge in den Hals hinein stoßen!"

„Ei, Knabe, laß Dich das Mägdelein nicht hindern!" rief jetzt Jost Schurpfinsack mit bitterm Hohn. „Du erinnerst mich daran, daß ich noch mit Dir abzurechnen habe. Was ich sage, Stich und Schlag, kann ich Dir beweisen. Heraus, Knabe, mit Deinem Flederwisch! Heraus!" Und Jost Schurpfinsack war aufgesprungen und hatte sich in herausfordernder Haltung im Zimmer aufgepflanzt. „Wag' ein Tröpflein Deines schlechten Blutes daran. Meine Großmutter war keine —"

„Herr meines Lebens!" rief jetzt auch der junge Matthies Grefe, indem er vom Stuhl aufsprang, seinen Mantel zurückschlug und zum Schwerte griff. „Heran, Du lügenhafter Spießknecht!"

Da war aber auch schon der alte Sträuchlin mit aufgehobenem Stuhle dazwischen gesprungen, während Käthherlein sich in den äußersten Winkel ihrer Ecke geflüchtet hatte. „Die Flederwische weg, sag' ich!" mahnte der Thorwart. „Seid Ihr gekommen, um unter mein friedliches Dach Mord und Todtschlag zu bringen? Streitet, wo Ihr wollt, aber nicht hier, wo eines ehrlichen Mägdeleins guter Name zu schonen ist. Es ist hohe Zeit, hohe Zeit, daß Ihr geht."

„Ihr habt nur zu sehr Recht, Sträuchlin," sprach jetzt Matthies Grefe, indem er seinen Stahl einsteckte. „Wenn Jost Schurpfinsack sich morgen finden lassen will, bedarf es keines weitern Wortes."

„Ihr werdet mich finden, Blitz und Stern, ohne suchen zu müssen," entgegnete der Reisige, ebenfalls seine Waffe wieder einsteckend und sich zur Thüre wendend. „Es ist allerdings hohe Zeit für mich, unter meinen Leuten im Wachthaus unten zu erscheinen. Straf mich St. Velten von Ruffach, die guten Gesellen werden nicht wissen, wo ihr Hauptmann steckt."

Damit verschwand er, während Matthies Grefe noch dem alten Thorwart die Hand hinreichte und sprach: „Es thut mir von Herzen leid, was eben geschehen, Euret und Eures Kindes wegen. Ich wollt' Euch noch Manches fragen und sagen, — liegt es mir doch nachgerade auf der Seele, wie nahendes Unheil. Daran mögen die Erzählungen Schuld sein, und wenn unter uns nur der Verrath nicht wacht, so können wir ja hinter den Mauern, Wällen und Gräben ruhig schlafen! Gute Nacht, — gute Nacht auch, Käthherlein, seid mir nur nicht böse. Ich will es Euch auch nicht sein, ob Ihr auch einen Andern lieber habt!"

„Bin Euch nicht böse, Herr!" fiel jetzt Käthherlein ein, indem sie herbei kam und ohne Ziererei die kleine Hand in die des Junkers legte. Bewegt fuhr sie fort, ja ihre Stimme zitterte hörbar, als sie hinzu setzte: „Gehabt Euch wohl, und geb' Euch Gott ein gesundes Aufstehen in der Frühe!" Und wiederum war der Thorhüter Sträuchlin allein in der Thurmstube. Und Thurmkätherlein stand lange am Fenster, die Hände gegen den Busen gedrückt, hinausblickend in die Nacht voll Sturm und Graus, welche nicht blos über ihr eigenes, sondern über noch manches andere Leben die Entscheidung bringen sollte. Und jedes Aechzen und Knarren der Windfahnen, jedes Rütteln und Anschlagen der Ladenbohlen weckte schmerzlichen Widerhall in ihrem aufgeregten, bangen Gemüthe.

(Fortsetzung folgt.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

IX. Nadelgeld, Eheverträge, Ehegebote.

Wir haben gesehen, wie sehr schon das ältere

deutsche Recht für die Wittwe sorgte, wie sehr es bestrebt war, ihr eine anständige Wittwenversorgung zu sichern.

Später, als die Güterordnung der gesammten Hand und die verschiedenen Arten der Gütergemeinschaft sich ausbildeten, erhielt die Frau nach dem Tode des Mannes stets entweder die gesammte Gemeinschaft oder doch wenigstens einen Theil, sei es die Hälfte, oder ein Drittel, den sogenannten Kunkel- oder Spindeltheil im Gegensatze zu den anderen zwei Dritteln, welche den Erben des Mannes zufallen, und die der „Schwerttheil“ heißen. „Gerade“ und „Mußtheil,“ meistens auch die Morgengabe, fielen unter diesen Umständen weg. Dagegen war es immer üblich und ist es auch heute noch, daß der Mann der Frau oder beide Ehegatten gegenseitig für den Fall des Todes aus ihrem Vermögen sich besondere Vortheile zuwenden. Auch kommt es jetzt noch namentlich in den höheren Ständen häufig vor, daß der Frau während der Ehe bestimmte Summen zu ihrem persönlichen Bedarfe, zu willkürlichen Ausgaben zur Verfügung gestellt werden; es sind dies die sogenannten Nadel und Spielgelder. „Nadelgeld“ ist das zur Bestreitung der weiblichen Kleidung und des weiblichen Schmuckes bestimmte Geld. „Spielgeld“ ist nicht Geld zum Spielen; es ist abzuleiten von Spille, Spele, „Spindel“; also Spindelgeld, Spillgeld, gleichbedeutend mit Nadelgeld. Nadel und Spindel waren es ja vorzugsweise, welche die Hand der fleißigen Hausfrau führte.

Diese besonderen Vortheile wurden und werden noch heute durch Eheverträge festgesetzt, auch „Ehezärten,“ in Frankfurt „Brautlaufs- oder Freundschaftsbriefe“ genannt. Bei dem Worte „Ehezärten“ haben wir nicht an „zart“ zu denken; das Wort hängt zusammen mit carta, Urkunde, Ehekarte, oder weicher ausgesprochen „Ehezarte, Ehezärter“; vielleicht auch ist es abzuleiten von »certificatio,« Bestätigung, Vertrag, „Ehecertificat, Ehezärter.“ Die Benennung „Brautlauf“ für „Ehe“ ist sehr alt; es liegt darin angedeutet das Schreiten, Gehen der Braut zur Ehe. Wenn man will, kann man in dem Worte „Brautlauf“ auch eine Erinnerung finden an die bereits erwähnte alte Sitte, wornach um die Braut gelaufen werden mußte, wie im Nibelungenliede König Gunther im Wettkampf mit Brunhilden den Stein werfen und darnach springen mußte. Ein neuerer Dichter, Schiller, hat in seinem „Tell“ das Wort „Brautlauf“ wieder verwendet:

„Das ist der Klostermaier von Moelischachen,
Der hier den Brautlauf hält.“

In den Eheverträgen selbst wurden nicht selten besondere Ausdrücke gebraucht, um eine bestimmte eheliche Güterordnung zu bezeichnen. So wird bestimmt, daß die Eheleute zusammenheirathen „Leib an Leib, und Gut an Gut,“ wie das Nürnberger Recht sich ausdrückt; oder „längst Leib, längst Gut“ oder „Hut bei Schleier und Schleier bei Hut.“ Dieser letztere Ausdruck: „Hut bei Schleier und Schleier bei Hut“ erklärt sich durch die ältere niederhessische Sitte, wonach während der Trauung der Bräutigam den Hut, die Braut den Schleier zusammen auf den Altar legten.

Was das Mundium, die Vormundschaft betrifft, und zwar insbesondere die Geschlechtsvormundschaft, wonach jede verheirathete und unverheirathete Frau lebenslänglich unter einem Vormunde stehen mußte, so hat sich dieselbe allerdings durch das ganze Mittelalter hindurch erhalten, obwohl die Hauptgründe, welche das Mundium nothwendig gemacht hatten, längst nicht mehr bestanden. Allein im Laufe der Zeit, mit der fortschreitenden Gesittung und Bildung und unter dem Einflusse des römischen Rechtes wurde die ursprüngliche Strenge der Geschlechtsvormundschaft immer milder; sie verschwand bei den Handelsfrauen ganz, bei den übrigen Frauen wurde sie zu einer blosen Beistandsleistung, die noch dadurch alle Bedeutung verlor, daß sich die Frau, wenn sie volljährig war, den Beistand selbst wählen konnte. Heutzutage besteht die Geschlechtsvormundschaft wohl nurmehr in wenigen Ländern. Mit der Geschlechtsvormundschaft fiel natürlich auch die Vormundschaft des Mannes über die Frau. Wenn auch überall der Mann eine gewisse Gewalt und Herrschaft über die Person und das Vermögen der Frau auszuüben befugt ist und die Frau auch über ihr eigenes Vermögen meist nur mit Zustimmung des Mannes verfügen darf, so ist dies doch nicht mehr als Ausfluß der ehelichen Vormundschaft, des ehemännlichen Mundiums zu betrachten, sondern als Ausfluß der hausherrlichen Gewalt des Mannes, seiner Stellung als Haupt der häuslichen Gemeinschaft.

Die Ehe wird durch die freie gegenseitige Uebereinstimmung, durch den freien Willen der Ehegatten geschlossen. Der Grundsatz des römischen Rechts: consensus facit nuptias, d. h. freier Wille der Verlobten ist wesentliche Bedingung der Ehe — ging auch in das canonische Recht über und gelangte immer mehr zur Anwendung; Zwang zur Ehe darf nicht stattfinden. Daher die Rechtssprüchwörter: „Ehe liegt im schlichten Willen“ und „Zur Brautlieb kann man Niemand zwingen,“ „gezwungene Ehe bringt nur Wehe.“

Im Widerspruche mit diesem Grundsatze schrieben sich aber die Landesherren von der ältesten Zeit bis ins späte Mittelalter das Recht zu, Söhne und Töchter ihrer Unterthanen mit ihrem Hofgesinde zu verehelichen; in den Reichsstädten waren es die Kaiser, in den Landstädten die Landesherren, welche dieses Recht ausübten. Wenn einem Dienstmanne des Königs, einem Hofjunker eine Jungfrau in der Stadt, oder einem Hoffräulein ein Junggeselle gefiel, so machte der König den Freiwerber durch seinen Marschall. Eine abschlägige Antwort durfte bei des Königs Ungnade nicht gegeben werden. Der Spruch, welchen der Marschall dabei hersagte, lautete:

„Höret zu, ihr Herren überall,
Was gebeut der König und Marschall!
Was er gebeut, und das muß sein!
Hier ruf' ich aus (Name der Braut) mit (Name des Bräutigams),
Heute zu Ehen,
Morgen zum Leben,
Ueber ein Jahr
Zu einem Paar!“

Gegen dergleichen Ehegebote suchten sich die Städte kaiserliche Freibriefe zu verschaffen; solche erlangten Frankfurt im Jahre 1232, Wetzlar 1257, Ingolstadt 1312, andere Städte erst im Jahre 1490.

Ebenso läßt es sich mit dem Grundsatze, daß zur Ehe wie zum Verlöbniß der freie Wille der Verlobten wesentlich sei, nicht wohl vereinigen, daß in früherer Zeit fürstliche Kinder oft schon im zartesten Alter mit einander verlobt und verehelicht wurden. So z. B. wurde die hl. Elisabeth von Thüringen, die Tochter des Königs Andreas von Ungarn, im Jahre 1211, als sie 4 Jahre alt war, mit Ludwig, dem Sohn des Landgrafen Hermann von Thüringen, der damals 11 Jahre zählte, verlobt. Die Vermählung fand im Jahre 1220 statt, als Ludwig 20, Elisabeth 13 Jahre hatte. Und um ein Beispiel aus unserer pfälzischen Geschichte anzuführen: Churfürst Ruprecht III. (1398 bis 1410) wurde als Knabe von 9 Jahren mit seiner späteren Gemahlin, der luxemburg'schen Prinzessin Elisabeth, verlobt. Sein Sohn Ruprecht wurde als Kind von 3 Jahren im Jahre 1379 verlobt mit Katharina, der Tochter Karls V. von Frankreich; doch kam die Ehe nicht zu Stande. (Forts. f.)

Don Carlos

hielt sich Ende April in Bayonne auf, wo ihn ein Correspondent der „Kölnischen Zeitung" besuchte. Der Correspondent erzählt über denselben Folgendes: Im Garten spazierend und von General Elio begleitet, kam er mir entgegen, hieß mich mit der größten Freundlichkeit willkommen und knüpfte gleich ein Gespräch an, während dessen er beständig die unvermeidliche Cigarette rauchte. Don Carlos ist ein hoher, schlankgewachsener Mann von fast sechs Fuß Größe. Er trägt einen dichten Bart, und sein erstes Erscheinen macht durchaus einen angenehmen Eindruck, der durch seine Lebhaftigkeit und ein fast weibliches Lächeln erhöht wird. Er fragte mich, welche Meinung ich von den Carlisten hege, und da meine Antwort eine günstige war, schien er höchst zufrieden zu sein. „In den sämmtlichen baskischen Provinzen," sagte Don Carlos, „das heißt in Navarra, Alava, Guipuzcoa, Biscaya und Logrono werden Sie finden, daß die Bevölkerung ganz besonders durch und durch carlistisch ist. Sie müssen, um diese Thatsache zu erklären, bedenken, daß im 13. Jahrhundert die Provinzen, die bis dahin eine vollkommenere Selbstverwaltung besaßen, sich mit der Krone Castiliens vereinigten unter Zusicherung Seitens der Krone aller ihrer bisherigen Privilegien, unter Anderem des Rechtes der Localverwaltung durch gewisse vom Volke erwählte Deputirten, und so fort. An diesen Bestimmungen und Traditionen hängt das Volk fest; und deßhalb können sie sich nicht an eine Republik gewöhnen, die Alles über einen Leisten schlägt. Nur die Monarchie kann und muß alle diese Privilegien wahren; und welche Monarchie, welche Dynastie das Volk in diesen Provinzen verlangt, wissen Sie selbst."

„Darüber läßt sich gar nicht streiten," erwiderte ich, „aber wie steht es mit der übrigen Bevölkerung Spaniens?"

„Darüber will ich Ihnen ganz aufrichtigen Aufschluß geben," fuhr Don Carlos fort. „Die Bevölkerung der größeren Städte ist zweifelsohne republikanisch gesinnt; doch ist dieser Republikanismus zum größten Theile kein selbstständiger, sondern nur ein künstlich eingepflanzter, hervorgerufen und unterhalten durch die unruhigen Geister der Communards, Internationalen und Socialisten, die aus Frankreich in Spanien eingewandert sind. Es ist nur den Anstrengungen solcher von allen Parteien geachteten Männer wie Figueras und Castelar, die ich ebenfalls hochachte, zu verdanken, daß die Republik nicht schon jetzt in anarchische Trümmer gefallen ist. Die Landbevölkerung ist in den übrigen Theilen Spaniens entweder gleichgültig — jedoch zum Carlismus geneigt — oder geradenwegs carlistisch. Nur in Galicien finden Sie eine größere Anzahl Alfonsisten, die hauptsächlich unter den höheren Officieren der Armee vertreten sind. Sie werden verstehen, daß der Hauptzweck der Alfonsisten im gegenwärtigen Augenblick die Fortdauer des Bürgerkrieges ist, damit, wenn der Sohn der Exkönigin alt genug geworden und das Land vom Kriege und von Unruhen erschöpft ist, sie es leicht finden möchten, ihn auf den Thron zu setzen. Dabei darf auch das uneinige Wesen der Republikaner nicht vergessen werden, die sich in Föderale und Unitarier zertheilen. Meiner Ansicht nach — und für die baskischen Provinzen kann ich einstehen — ist die einheitliche Republik in Spanien ganz unmöglich; denn der Charakter der verschiedenen Provinzen ist ein so abweichender, einer vom andern, daß, wie ich schon gesagt, es unmöglich ist, sie über einen Leisten zu schlagen. Soll eine Republik in Spanien gebildet werden, so kann diese nur eine bundesstaatliche sein; und dagegen, glaube ich, werden alle Mächte Europas ihr Möglichstes anstrengen. „Hier," fuhr Don Carlos fort, indem er aus der Brieftasche ein Papier zog, „haben Sie eine Depesche, die Herr Thiers seinem Gesandten in Madrid kürzlich sandte. Sie sehen, er sagt, daß der Gesandte sein Möglichstes thun soll gegen die Carlisten; daß er, Herr Thiers, nicht alles thun kann, was er thun möchte; denn England und Rußland seien den Carlisten günstig, obgleich, auf der anderen Hand, er glaube, daß Deutschland eher die Republik begünstige. Ich aber zweifle nicht an dem endlichen Siege meiner Waffen," schloß Don Carlos.

„Aber," bemerkte ich, „wenn Alles so zu Gunsten Ihrer Majestät steht; wenn die Republikaner so uneinig und unter sich zerfallen sind; wenn die Alfonsisten nur einen kleinen Bruchtheil der Bevölkerung ausmachen; und wenn die ganze Bevölkerung auf dem Lande carlistisch gesinnt ist: warum entschließt sich Ihre Majestät nicht, sofort als Hauptführer ins Feld zu ziehen und auf spanischem Grund und Boden den Stand zu nehmen?"

„Weil man es mir nicht erlaubt. Meine Minister, meine Generäle behaupten alle, daß der Augenblick dazu noch nicht gekommen ist. Nicht eher soll ich ins Feld ziehen, bis 10,000 Mann und die nöthigen Kanonen zu meinem Empfang bereit stehen. So schmerzlich dieser Entschluß ist, kann ich doch nicht umhin, die Richtigkeit desselben einzusehen. Auch habe ich allen Grund, zu hoffen, daß in aller Kürze diese Bedingungen erfüllt sein werden. Sie wissen aber kaum, gegen welche Schwierigkeiten ich zu kämpfen habe. Die feindliche Stellung der Franzosen — oder vielmehr Herrn Thiers' — ist unerhört. Er erkennt die Republik nicht an, doch kämpft er ununterbrochen dafür. Er hat von uns nichts zu fürchten, doch betrachtet er uns als seine schlimmsten Feinde. Und warum? Weil er fürchtet, daß das Glück der Legitimisten in Spanien nur das Vorspiel zum Glück der Legitimisten in Frankreich sein würde. Als ob die zwei Sachen auf irgend eine bedeutende Weise zusammenhingen! Was meine Partei an der Spitze der spanischen Regierung für die französischen Legitimisten thun kann, das kann sie auch im Exil thun. Und umgekehrt."

„Doch," bemerkte ich, „meiner Ansicht nach schadet der Sache Ihrer Majestät nichts so sehr, als die öffentliche Meinung in England und Deutschland, daß der Carlismus und die unbeschränkte Macht der Priesterschaft identisch sind."

„Ja, ich weiß es," sagte Don Carlos; „man denkt, daß ich die Inquisition und Gott weiß was noch einführen werde. Ich werde der Geistlichkeit nie gestatten, aus ihrem Gebiete zu treten. Den legitimen Einfluß der Kirche kann und werde ich nie bestreiten. Doch über diese Schranke hinaus erlaube ich ihr nicht zu treten. Um diesen legitimen Einfluß wird die katholische Kirche immer über ihre Bekenner ausüben, mag nun die Regierung monarchisch oder republikanisch sein."

Damit gab der König zu verstehen, daß die Audienz zu Ende war. Mit großer Freundlichkeit gab er mir die Hand und ich verabschiedete mich mit dem Eindrucke, daß wenn Don Carlos auch kein glänzend hervorragender Geist sei, er es doch ehrlich meine.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 65. Speyer, Dienstag, den 3. Juni 1873.

Der Abschiedsbrief.

Aus dem Französischen eines Ungenannten übersetzt von H. Emil Barthel.

Mit Gegenwärt'gem schick ich Kunde
Von meinem Wohlsein, Röse, Dir.
Victoria ist mit uns im Bunde,
Und ich — ich lieg als Krüppel hier.
Dem Feinde machten wir zu schaffen,
Mir raubt' ein Schuß den linken Arm,
Wir nahmen viel Gepäck und Waffen,
Zwei Kugeln kriegt' ich beim Allarm.

Ich lieg' im Lazareth und schleiche
Vermuthlich bald ins Todtenland.
Anbei zehn Francs! — für meine Leiche
Gab sie der Arzt, der mich verband.
Ich dachte: muß ich abmarschiren,
Und Röse hat dann keinen Mann,
So muß ich ihr doch was testiren,
Damit ich ruhig sterben kann.

Mein Mütterchen starb fast vor Weinen,
Als ich maschirt' zum Aufgebat:
Ich hoffe, daß sie beim Erscheinen
Von diesem Briefe wirklich todt.
Denn ist die Frau mit dem Gemüthe
Gesund an meinem Todestag,
Ist möglich, daß vor treuer Güte
Sie auf der Stelle rührt der Schlag.

Vor Allem, Röschen, auch empfehle
Ich meinen armen Hund Dir sehr,
Und bitte herzlich Dich, erzähle
Ihm nicht, daß ich nicht wiederkehr'.
Der Köter freut sich, den Gemeinen
Als Corporal vor sich zu sehn,
Und wie ein Rehkalb würd' er weinen,
Erführe er, was mir geschehn.

Ich sterbe hier auf fremder Erde
Das ist's, was mich verdrießlich macht;
Denn wer entschläft am eignen Heerde,
Sagt noch den Freunden: Gute Nacht!
Sein Grab ist nah der Kirchenpforte,
Ein Kreuz gibt seinen Namen an;
Auch kommt wohl Eine aus dem Orte,
Dabei zu beten dann und wann. —

Leb' wohl! und fasse Muth zum Leben!
Leb' wohl auf Nimmerwiederkehr!
Das Regiment, dem ich ergeben,
Bewilligt keinen Urlaub mehr.
Mir schwindelt..., meine Händ' erkalten,
Jetzt ist es aus!... mein Auge bricht!...
Ich hab' mein Marschbillet erhalten —
Leb' wohl! leb' wohl! vergiß mein nicht!

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Elftes Capitel.

Pilgram herab!

Schon längst lag im Städchen die Bevölkerung desselben im sorglosen Schlafe. Das Horn des Nachtwächters blies Stunde um Stunde ab, jedoch nur immer am Platze vor der Burg, da der Regensturm den armen Gesellen jedesmal wieder rasch unter Dach trieb. Die Schauer der Sturmnacht legten sich immer dichter über das Städtchen hin, und die Wache, welche in dem gedeckten Gang an der Stadtmauer auf und abwandelte, oder die Länge der Halle des Thorhauses abmaß, wußte nicht, was grausiger klang — der Widerhall des eignen Tritts, oder die nach jeweiligen Pausen doppelte Wucht des schauernden Regens und pfeifenden Windes. Auch auf der Wachtstube des Thorhauses war es allmälig ruhig geworden. Und oben im Thurmstübchen ließ sich kein Laut mehr vernehmen. Nur das Licht, welches durch die Fensterluken mit trübem Schimmer aus dem obern Theil des Thorthurmes in die schwarze Nacht hinausfiel, deutete darauf hin, daß dorten noch Jemand wachte und den Schlaf floh oder vom Schlummer geflohen wurde.

„Stell' den Wein hinweg, Kätherlein," sprach der Thorwart mit etwas schwerer Zunge. „Ich möchte sonst mehr trinken, als gut ist, und in der Frühe nur mit wirrem Kopfe meines Amtes warten können. Und Du, lege Dich jetzt schlafen, Kätherlein! Du hast lang genug mit mir und den hitzköpfigen Gesellen gewacht!"

„Ich habe heute keinen Schlaf, Vater! Laßt mich nur auf sein!" antwortete die Tochter, indem sie sich wieder zu ihrem Spinnrocken setzte. „Trinkt nur noch, wenn's Euch schmeckt, Vater. Es kommt selten genug an Euch. Laßt Euch also nichts abgehen."

„Nein, Kätherlein! Du solltest mir nicht zureden, Kind! Es ist schon zu viel. Ich könnte die rechte Zeit verschlafen und in den Tag hineinliegen. Das darf sich der Sträuchlin nicht nachsagen lassen."

„Ei, so schlafet doch, Vater! Die auf der Wache im Thorhaus werden Euch schon wecken, wenn's Zeit ist, die Brücke herunter zu lassen. Und solltet Ihr

nicht können und die Wache unten vor Tag abziehen, so kann ich ja einmal das Amt versehen."

„Du?" fragte der alte Thorwart und sah durch müde und getrübte Augen zu der Tochter herüber. „Das wär' das Rechte. Du schwaches Mägdelein siehst schon von dem langen Wachen so angegriffen aus und wolltest noch meinen Dienst versehen?"

„Ich bin nicht angegriffen, ich bin stark, Vater!" erwiderte jetzt das Thurmkätherlein und richtete ihre Gestalt am Rocken auf. „Ja, ich bin stärker als Ihr meint, Vater und hab' Euch ja oft genug zugesehen, wie Ihr die Zugbrücke emporwindet und niederrollen laßt. Das ist ja nicht zu schwer!"

„Ei, Kätherlein! Was fällt Dir ein! Laß das!" versetzte der Thorwart, „Du bist ein thörichtes Mägdlein. Und gerade jetzt in diesen schwierigen und gefährlichen Zeitläufen, wo jede Stunde ein wohlgerüsteter Feind vor dem Thore erscheinen kann, um über die Brücke herein zu stürmen."

„Ein Feind, Vater? Wo soll er denn herkommen? Und käme er, so würde er doch wohl uns und unserm Herrn nichts anhaben, sondern denen, die jetzt in Stadt und Schloß liegen. Die gehen uns ja nichts an."

„Du redest wie ein thörichtes Kind, Kätherlein!" erwiderte der Vater. „Mag herinnen liegen, wer da will, — mir hat unser gnädiger Herr das Amt am Thor anvertraut und die treue Hut desselben heute noch ganz besonders auf die Seele gebunden. So lang der Sträuchlin im Dienst ist, soll kein äußerer Feind, und sei er noch so verschlagen, durch dieses Thor herein kommen. Dich harmloses, ungeschicktes, schwaches Mägdelein würden sie leicht schrecken oder täuschen, und Dein Vater wäre der erste, der unter ihren Streichen fiele."

„Nein, nein, Vater!" rief jetzt Kätherlein und sprang hingerissen von dem sie beherrschenden Gedanken von ihrem Sitze auf. „Keine Hand darf Euch anrühren, kein Haar Eures grauen Hauptes verletzt werden!"

Der alte Sträuchlin sah nochmals mit müden Augen und gesteigerter Verwunderung nach seinem Töchterlein. „Was hast Du nur? Was ist denn aus Dir geworden, Kätherlein?"

„Nichts, Vater! Es brachte mich nur Eure Rede so auf!" antwortete die Tochter, welche wohl einsah, daß sie sich mehr beherrschen mußte. „Legt Euch ruhig nieder, — ich weiß mit dem Thor wohl Bescheid. Und sollten Leute die Gelegenheit erspähen, die Böses im Sinne haben, so bin ich rasch am Gatter und laß es ihnen vor der Nase niederfallen, so daß ihnen die niedergelassene Brücke nichts hülfe."

„Du bist ein Schneegänselein! Rede mir kein ungescheidtes Zeug!" bemerkte jetzt der Thorwart, indem er nochmals, halb in Gedanken, halb im Schlaf dem Wein zusprach, sich dann mit zufallenden Augen auf die Bank hinstreckte und, vergebens gegen den Schlummer ankämpfend, bald in tiefen Schlaf versank.

Kätherlein war stehen geblieben und lauschte. Sie hörte das eintönige Geriesel des Regens auf dem Thurmdache und den Dächern des Thorhauses, hörte das Sausen und Brausen des Windes, das Rauschen der Bäume überm Graben, und dann und wann das Anschlagen eines Fensterladens, an den der Wind den Regen klatschte. Und dazwischen vernahm sie den tiefen Athemzug des sorglosen, vertrauensvollen Vaters, der, überwältigt von der Ermüdung und dem ungewohnten Weingenuß, in ruhigem Schlafe auf der harten Bank lag. Da faltete Kätherlein die Hände über dem argbeklommenen, heftig klopfenden Busen, da sank ihr Haupt auf die Brust, und ihr ganzes Wesen durchschütterte mit Einem Male eine lang und mit Aufwand aller Kraft zurückgehaltene heftige Bewegung. Fieberhafte Angst durchschauerte ihre Seele, preßte ihr das Herz zusammen und färbte ihre Wange bleich. Kaum vermochte sie sich mehr aufrecht zu erhalten, — es zitterte und bebte ihre ganze Gestalt. Ihr blasses Antlitz hob sich und ihre Augen hafteten mit geisterhaftem Ausdrucke an der Fensterlucke, um welche der Mitternachtswind stöhnte und heulte. Glaubte sie doch Menschenlaute zu vernehmen, Klagetöne solcher, die sterben sollten, — erstickte Seufzer. War ihr doch, sie habe den Rath der alten Schloßbärbel befolgt und stünde nun in der Mitternachtsstunde draußen unterm Thor der einsamen Flurkirche, um die Geister der künftigen Todten vorüberziehen zu sehen. Aber draußen trieb nur der Nachtsturm ein dunkles Wolkenheer am Fenster vorüber und über den Thurm hin. Wie Espenlaub zitternd, stand Kätherlein im Thurmstübchen, von der Angst nur heftiger geschüttelt. „Wie ist mir wehe und mein Herz so bang!" flüsterten ihre Lippen. „Thu' ich recht? Thu' ich Unrecht? O, betrüge ich nicht meinen eigenen alten Vater, der sonder Arg und Ahnung hier schlummert, träumt? — ach! er jammert im Traume! — Verrathe ich nicht meinen Herrn und Gebieter, dessen Freunde? Führe ich nicht so manches Menschenleben in Gefahr und Noth? Und dennoch, dennoch soll es geschehen, geschehen für ihn, für ihn, dem mein Herz, mein Lieben, mein Leben gehört und all' mein Denken!"

Sie suchte selbst die Bedenken ihres Gewissens zu beschwichtigen, doch kehrten sie mit den eigenen Zweifeln immer wieder. Vergeblich rang sie nach Klarheit in der Ungewißheit, nach Fassung in ihrem aufgeregten Zustande. Die Unruhe ihres Gemüths ward nicht besänftigt, und in ihrer Herzensangst warf sie sich endlich zu Boden, neben ihren Rocken hin, und betete inbrünstig mit aufgehobenen Händen: „Herr Gott im Himmel, habe Barmherzigkeit mit einem armen, zweifelmüthigen Mägdelein! Wend' Du in Deiner Allmacht zum Besten, was ich in meiner Liebe ersonnen und vollführen will. Nicht mir zu Nutz und Gefallen thu' ich es, — Du reicher Gott vom Himmel herab siehst und weißt es, nicht mir. Laß heut' und morgen kein theures Blut fließen und schirm' und schütze mir den alten Vater vor Weh und Leid. Oder wenn Du nicht billigest, lieber Herrgott, wie ich es in meinem Herzen zu thun gedacht, wozu mich mein Lieben getrieben," fuhr Kätherlein fort, in Herzensangst sich windend, — „wenn Du nicht gutheißest,

was ich erdacht, so gib mir ein Zeichen, Du himmlischer Vater, gib ein Zeichen und Rath, wie ich's wenden kann. Und also deute auch Deinem armen, bangen Kinde an, daß es Dein Wille, was und wie ich's ersonnen . . ."

Ein heftiger Windstoß rüttelte in diesem Augenblicke so gewaltig an dem Thorhaus, daß alle Bohlen des Daches krachten und die Läden heftig an die Mauer schlugen. Der alte Sträuchlin aber murmelte im Schlafe und brach in die deutlichen Worte aus: „Laß sie herein, Kätherlein! Laß sie herein!"

Er träumte und sprach im Traume. Kätherlein aber hatte es mit blitzenden Augen und leuchtendem Antlitze gehört. Sie durfte die vernommene Aufforderung als das erbetene Zeichen begrüßen und ihr Vorhaben gebilligt glauben. Rasch erhob sie sich vom Boden. Die Kniee brachen ihr nicht mehr ein, aller Kleinmuth war aus ihrem Wesen gewichen. Mit festerm Schritt trat sie in der schlichten Stube auf, um sich dann verhältnißmäßig ruhig, gefaßt, ja entschlossen wieder zum Rocken zu setzen, nachdem sie noch vorher einen neuen Span angezündet hatte. Beim Scheine desselben spann sie nun fort und fort. Während der Wind mit schwächern Stößen an dem Thurmdache rüttelte, der Regen allmälig einzuschlafen schien, und die Wetterfahnen seltner kreischten, ward die Stille in der Stube nur von dem Schnarchen des alten Sträuchlin und von dem Surren der Spindel unterbrochen. Und von außen ertönte dann und wann ein Ruf der Wache bei der Ablösung, oder wenn einer der Söldner im Thorhause zufällig die Wachtstube verließ. Kätherlein konnte den Gedanken ihrer Liebe und ihres Vorhabens ungestört nachhängen. (Forts. f.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

X. Hagestolz.

Wiederholt haben wir bereits darauf aufmerksam gemacht, welch' hohe Bedeutung unsere Vorfahren der Ehe beigelegt haben. Viele Rechtssprüchwörter heben diese hohe Würde der Ehe hervor: „Die Ehe ist kein Geschleck. Die Ehe ist der Orden aller Orden; der Ehestand ist der heiligste Orden; die Ehe ist der sieben Heiligkeiten eine der höchsten," sagen sie. Sie sahen daher auch nicht gerne, daß ein Mann, der heirathen konnte, unverehelicht blieb. „Wer entbehrt der Ehe, lebt weder wohl noch wehe," sagt ein Rechtssprüchwort. Und ein anderes: „Ledig sein ist Ketzerei, da alle Christenheit in der Ehe beschlossen sein soll." Ein solcher unverheiratheter Mann hieß ein „Einhändiger, Einlaufiger," im Althochdeutschen „Hagastalt," welches zuletzt in Hagstelz und Hagestolz verdorben wurde, obwohl es mit „stolz" durchaus nicht verwandt ist. Der Hagestolze wurde wie ein Fremdling behandelt, wie ein „Wildfang, Wildflügel, Bachstelze," mit welchen Namen man im Mittelalter die Fremden bezeichnete. Wie diese Wildfänge nach dem — insbesondere den Churfürsten der Pfalz zustehenden — Wildfangsrechte vom Staate beerbt wurden, so fiel auch das Vermögen der Hagestolzen in manchen Gegenden an den Staat, entweder unbedingt, oder wenigstens dann, wenn sie keine Geschwister oder Erben in aufsteigender Linie, oder keine letztwilligen Verfügungen hinterlassen hatten. Uebrigens galt der Mann erst dann als Hagestolz, wenn er „die Jahre der Bescheidenheit" erreicht hatte. „Ein Hagestolz muß 51 Jahre oder 50 Jahre 3 Monate und 3 Tage alt sein."

Heutzutage sind die Rechtsnachtheile, welche mit dem Stande eines Hagestolzen verbunden waren, weggefallen. Zwar wurden noch durch Gesetze aus der Zeit der französischen Revolution die Hagestolzen, d. h. die Männer, welche, obwohl 30 Jahre alt, doch nicht verheirathet und nicht Wittwer waren, mit manchen Nachtheilen bedroht. Sie hatten namentlich eine höhere Steuer zu bezahlen, eine Bestimmung, die für die Pfalz auch noch unter bayerischer Regierung galt, und erst durch die neuen Steuergesetze aufgehoben wurde. (Auf Mädchen fanden natürlich jene Bestimmungen keine Anwendung.) Doch war der Grund jener gegen die Hagestolzen gerichteten Gesetze nur der Wunsch, die durch die Revolution und ihre Kriege gelichtete Bevölkerung zu vermehren, ein Grund, dem auch jenes erst im Jahre 1840 für die Pfalz aufgehobene Gesetz seine Entstehung verdankte, wonach, wenn eine Familie sieben lebende Kinder hatte, ein Knabe vom zehnten Jahre an auf Staatskosten erzogen wurde.

Das Wort „Hagestolz" hängt, wie schon erwähnt, keineswegs mit „stolz" zusammen; es lautete ursprünglich „hagastalt, hagustalt, hagestelz," und wurde erst später in „Hagestolz" verderbt. „Hagastalt" aber ist einer, „der seines Hages waltet, ihn verwaltet." „Hag" selbst ist der Zaun, die Einfriedung, dann auch das umzogene Gut selbst. Der „Hag" steht aber im Gegensatze zu „Hof". Letzterer ist der eigentliche Herrenhof, das Hauptgut, das schon seit den ältesten Zeiten meist der Erstgeborene erhielt, mit den daran haftenden Rechten, während dem jüngeren Sohne ein Nebengut, ein Hag angewiesen ward. Der Hagbesitzer ist daher in einer gewissen Abhängigkeit von dem ältesten Bruder, er ist, so lange er nicht anderswo einen eigenen, unabhängigen Besitz findet, an der Gründung eines vollkommen freien Hausstandes behindert, er ist Hagastalt, Hagestolz, ehelos.

Unsere Vorfahren erkannten übrigens sehr wohl, daß der Ehestand seine Freuden und Leiden, sein Glück und seine Gefahren habe. Darum sagen sie: „Die Ehe ist ein Hühnerhaus, der Eine will hinein, der Andere heraus." Sie rathen deßwegen auch, bei der Wahl recht vorsichtig zu sein. „Wer freien will, nehme seines Gleichen; kauf' Deines Nachbars Rind, heirathe Deines Nachbars Kind." Oder noch derber ausgedrückt: „Heirathe über den Mist, so weißt Du, wer sie ist." Denn „Weibernehmen ist kein Pferdehandel. Heirathen ist nicht Kappentauschen; Heirathen ist leicht, Haushalten schwer. Weib und

Leinwand kauft man nicht bei Licht." Und: „Heirathen in Eile, bereuet man mit Weile." Gleichwohl können Mißgriffe nicht verhütet werden, denn „die Ehen werden im Himmel geschlossen; aber die Thorheiten werden auf Erden begangen." Doch auch dafür weiß das Sprüchwort einen Trost: „Wem Gott ein Weib gibt, dem gibt er auch Geduld." (Forts. f.)

Mac Mahon.

Graf Marie Edme Patric Maurice de Mac-Mahon, Herzog von Magenta, ist irischer Abkunft, seine Familie floh nach dem Sturze der Stuarts aus Irland nach Frankreich und er wurde am 13. Juni 1808 auf dem Schlosse Sulli bei Autun geboren. Obwohl seine Ahnen fast alle sich dem Kriegshandwerke widmeten, so war er dennoch zum geistlichen Stande bestimmt worden und trat auch in das Priesterseminar zu Autun; er konnte aber für diesen Stand keine Neigung gewinnen, der Soldatensinn erwachte in ihm und erwirkte schließlich den Uebertritt in die militärische Vorbereitungsschule von Versailles; dort blieb er bis zum 24. November 1825, wo er in der Militär-Schule zu St. Cyr Aufnahme fand. Er verließ dieselbe mit ausgezeichneter Fortgangs-Note am 1. Oktober 1827 als Unterlieutenant und trat als Zögling in die praktische Generalstabs-Schule, wurde am 19. Oktober 1830 zum Ordonnanz-Officier des Generals Achard ernannt und stand als solcher 1830 und 31 in Algerien, wo er Ritter der Ehrenlegion wurde, und 1832 vor Antwerpen. Nach dieser Belagerung kam er zum 8. Kürassier-Regiment und avancirte zum Kapitän; 1835 wurde er Adjutant bei General Belair, ein Jahr später war er dem Generalstab attachirt und 1837 wählte ihn General Damrémont, der in Algerien commandirte, zu seinem Adjutanten; in demselben Jahre machte er die Belagerung von Constantine mit, zeichnete sich höchst vortheilhaft aus, wurde am 10. October durch eine Flintenkugel in die Brust verwundet; er avancirte in diesem Jahre zum Officier der Ehrenlegion. — Am 1. Dezember 1838 ward er zum Generalstabe des Platzes Paris versetzt, bis er am 18. Dezember 1839 Adjutant bei General d'Houdetot und am 12. Juli 1840 Adjutant bei General Changarnier wurde, dem er bis auf die neueste Zeit eine treue Anhänglichkeit bewahrte. — Nach einem Gefechte am 28. August 1840 avancirte er zum Schwadronschef im Corps des Generalstabes und wurde dann vom Herzog von Orleans in das Corps der Orleansjäger aufgenommen, in welchem er das Commando über das 10. Jägerbaillon zu Fuß erhielt; 1842 zeichnete er sich bei Bab-el-Taza aus und am 31. Dezember desselben Jahres wurde er zum Oberstlieutenant im 2. Regiment der Fremdenlegion befördert und that sich in dieser Charge 1844 in den Kämpfen gegen die Kabylen, namentlich bei Biscara, rühmlichst hervor.

In dem verhängnißvollen Jahre 1848, in dem er bereits Oberst war, blieb er in Afrika und bekannte sich zu keiner Partei: er wurde im Juni Brigade-General und im Juli Commandant der Ehrenlegion; 1850 finden wir ihn als Commandant der Provinz in Oran und 1852 als Divisions-Commandant in Constantine, wo er sich bei mehreren Expeditionen im Osten auszeichnete und wofür er zum Divisions-General ernannt wurde. 1853 im August erhielt er die Ernennung zum Großoffizier der Ehrenlegion und im Jahre 1855, nachdem er volle 15 Jahre unausgesetzt in Algerien gedient hatte, erhielt er das Commando der 1. Division Infanterie des 1. Corps der Nordarmee mit der Ernennung zum Großkreuz der Ehrenlegion, dann am 3. August jenes der 1. Division Infanterie des 2. Corps der orientalischen Armee und kam in die Krim, um dortselbst mit Pelissier den Kampf seinem Ende entgegenzuführen. Er war mit Niel und Bosquet beim Sturm auf den Malakow und bewies hiebei seltenen Heldenmuth. Er erhielt hierauf das Commando über das Reservecorps der orientalischen Armee und kehrte nach Frankreich zurück, wo er am 1. August 1856 zur Disposition gestellt wurde. Am 24. Juni 1856 ernannte ihn der Kaiser zum Senator.

Im Jahre 1857 übernahm er das Commando einer Infanterie-Division in Algerien, zog mit General Randon gegen die Kabylen und erhielt am 27. Dezember die Militärmedaille. Mit dem Jahre 1858 kehrte er nach Paris zurück, bekam aber im selben Jahre im August das Obercommando in Algerien, bis er zum italienischen Feldzuge nach Frankreich zurückberufen wurde. — In diesem Feldzuge leistete er rühmliche Dienste, insbesondere in der Schlacht bei Magenta, wo er durch sein richtiges Urtheil von seiner Ordre abwich und damit den Ruin des Kaisers und den Verlust der Schlacht abwendete; nicht minder zeichnete er sich durch die Führung seiner Truppen bei Solferino aus; der Dank des Kaisers war die Erhebung zum Marschall mit dem Zusatz des Titels Herzog von Magenta und das nicht minder dankbare Piemont lohnte ihn mit den Orden der Heiligen Mauritius und Lazarus. — Nach dem Feldzuge kehrte der Marschall nach Paris zurück, erhielt später das Marschallat in Lille, bis er 1864 zum General-Gouverneur von Algerien ernannt wurde, in welchem Commando er bis zum Ausbruch des für Frankreich so unheilvollen Krieges verblieb. Er erhielt dabei das Commando der Südarmee, bestehend aus dem 1. und 5. Corps, die sich in Elsaß-Lothringen concentrirte. Es ist noch in frischem Andenken, daß er mit dieser Armee am 6. August 1870 in der Schlacht bei Wörth durch den Kronprinzen von Preußen eine vollständige Niederlage erlitt, wobei es ihm nur mit Mühe gelang, bis Chalons zu fliehen, wo er die Reste seiner Armee sammelte; er unternahm dann auf Befehl des Kriegsministers Palikao den Zug zum Entsatz des Marschalls Bazaine gegen Metz, wurde aber von dem Kronprinzen von Sachsen und dem 1. bayerischen Corps am 30. August bei Beaumont wiederholt geschlagen, dadurch von Metz abgeschnitten und gezwungen, auf das rechte Maasufer zu gehen. — Er concentrirte sich nun um Sedan, um neuerdings die Schlacht anzunehmen, aber seine Verwundung beim Beginne des Kampfes enthob ihn des Mißgeschickes, die dortige große Katastrophe zu vertreten.

Nach dem Friedensschlusse zu Versailles wurde ihm vom Präsidenten Thiers der Oberbefehl über die Versailler Armee anvertraut, welcher es, durch die aus Deutschland zurückgekehrten Gefangenen verstärkt und aus ungefähr 120,000 Mann bestehend, nach blutigen Kämpfen im Mai 1871 endlich gelang, die Commune niederzuwerfen und Paris zu erobern. — Er arbeitete von da an rüstig an der Reorganisation der französischen Armee, bis ihn am 24. Mai 1873 das Vertrauen der Mehrheit der Nationalversammlung als Präsident an die Spitze des Landes rief.

Mainz, 27. Mai. Bei der gestern im hiesigen Zeughause statt gehabten großen Auction von alten Waffen ereignete sich folgender Zwischenfall, der die Lachmuskeln der Anwesenden in nicht geringe Bewegung versetzte. Auf ein Ausgebot von 50,000 Stück Gewehren bot einer der anwesenden Käufer 16 Sgr., worauf sich sodann ein Bauer hervordrängte und 1 Thlr. bot. Es entstand in Folge dieses bedeutenden Mehrgebots unter den Anwesenden ein Verwirrung. Ein Hauptmann redete alsdann den Bauern folgendermaßen an: „Also Sie verpflichten sich, 50,000 Stück Gewehre zum Preise von 1. Thlr. per Stück zu übernehmen," worauf letzterer erwiederte: „Nä deß hon eich nit gemänt, ä Stück will ich kaafe!"

Charade.
(Viersilbig.)

Die erste Silbe fährt herunter.
Die and're bedeutet selbst herunter,
Am Paar der letzten geht's hinauf,
Im Ganzen geht herab der Lauf.

Auflösung der Charade in Nr. 63:
Krausemünze.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

// Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 66. | Speyer, Donnerstag, den 5. Juni | 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

So rann Stunde um Stunde hin, der erste Hahnenschrei erscholl vom Städichen herüber, und Kätherlein saß noch immer am Rocken. Wer das Licht aus dem Thurmfenster schimmern sah, dachte wohl, der alte Sträuchlin sei schon auf, nicht aber, daß das Thurmkätherlein die ganze Nacht fortgesponnen habe. Der Nachtsturm machte eine lange, lange Pause, oder hatte sich ganz gelegt. Kätherlein rückte Stuhl und Rocken an die Fensterlucke und sah hinaus. Da lugte da und dort ein Stern mit goldnem Schimmer herunter, das schwarze Gewölk war zerrissen, hatte sich getheilt und jagte in einzelnen Haufen an dem Halbmonde vorüber, der jetzt erst zum Vorschein kam und in raschem Lauf nach den Bergen hin begriffen zu sein schien. Draußen in der Flur war Alles still, — auch im Städtchen lag noch die Bevölkerung im ungestörten Schlummer, gleich dem Thorwart, der oben im Thurmstübchen schnarchte. Vom Schloßplatze her klangen zwei langgezogene Töne; des Nachtwächters Horn kündigte die frühe Morgenstunde an. Sonst störte kein Laut den nach Mitternacht zurückgekehrten Frieden der Natur.

Kätherlein spann und spann und wich nicht mehr von der Fensterlucke. Noch eine Weile verstrich, und es begann bereits der junge Tag zu grauen. Schon drückten da und dort die Sternlein, welche über der schlummernden Erde wachten, die Augen zu und bleicher barg sich der Halbmond hinter den jagenden Wolken. Kätherlein sah hinaus, die Augen starr auf den Weg gerichtet, der, aus dem Walde herüberlaufend, zwischen Wiesen und Stadtgraben sich mit den anderen Straßen, die zum Thore führten, vereinigte. Je mehr die Nacht wich, je heller es wurde, desto stärker kehrte auch die Sorge und Unruhe wieder bei ihr ein. Da mochte sie glauben, das enge Mieder müsse zersprengt werden vor dem sich steigernden bangen Schlag ihres Herzens. Und ein Gefühl unsäglicher Angst überkam besonders dann ihr Wesen, wenn ihre Blicke auf den ruhig fortschlafenden Vater auf der Wandbank fielen. „Horch! Was war das?“

Kätherlein schauerte heftig zusammen. Der frische Morgenwind hatte ein Geräusch herauf getragen, in das sich Männerstimmen und das Geklirr von Waffen mischten. Von ihrem Stuhle aufspringend faßte sie das Eisengitter, sah hinaus und konnte nichts bemerken, horchte und konnte nichts mehr hören. Sie hielt sich an dem Gitterwerk, um nicht dennoch zusammensinken zu müssen. Der letzte brennende Span war in der Mauernische des Thurmstübchens verglommen, die bange Nacht vorüber. Es war heller Tag geworden. Und noch immer schaute Thurmkätherlein hinaus, ohne etwas zu erspähen, als daß der Halbmond, erblichen, sich wieder hinter dem Gewölk barg, das nunmehr die entstandenen Lücken ausfüllte und auf weithin den Morgenhimmel überzog. Im Städtchen, dessen Bewohner auf den Trubel und die Aufregung des vorher gegangenen Tags des Schlafes länger pflagen als sonst, rührte sich noch nichts, denn die Frühbeschäftigung der Knechte und Mägde in den Ställen und Küchen entzog sich der Beobachtung. Nur im Thorhaus unten ward es lebendig, und Kätherlein überzeugte sich, daß es derselbe Lärm war, der sie schon vorher erschreckt hatte.

Waffen wurden unten aufgestoßen, Stimmen und Tritte laut. Als Kätherlein nochmals mit demselben Erfolg wie seither den Weg vom Walde her und die Flur abgeblickt hatte, eilte sie nach der anderen Seite des Thurmstübchens, wo sich eine zweite Lucke nach der Stadt hin öffnete. „Blitz und Stern, laßt ihn schlafen,“ rief eine Stimme unten in der Thorhalle. „Das Thor mag immerhin noch geschlossen bleiben. Besser so als so!“

„Aber der Henker hol's, haben wir da wieder umsonst auf den harten Pritschen gelegen, eine ganze gottverdammte Nacht hindurch!“ erwiderte eine andere Stimme. „Wir wollen erst auf unseren Strohsäcken gehörig ausschlafen, sonst sind wir lebenlahm für den ganzen Tag.“

„Das war wieder solch' ein dummes Gerede von einem Feinde, der nie kommen will,“ meinte ein Dritter. „Bin auch froh, heim zu kommen.“

„Aber — straf' mich St. Velten von Ruffach! wenn nun der Schlettstadter Küfersbube herein kommt?“

„Ei, der wird ein Narr sein. Der ist von Colmar heim und führt seines Alten Geschäft fort, der ihm lange im Thurm liegen mag. Schänd' mich dies und das, wenn's nicht wahr ist.“

Gleich darauf erscholl noch ein lauter Befehl, und dann das Trappeln schwerer Tritte, als die Söldner mit ihrem Hauptmann für jene Nacht, dem Jost

Schurpfinsack, von der Thorwache ab und ins Städtlein hinein zogen. Thurmkätherlein athmete erleichtert auf. Eine schwere Sorge war vom Herzen gewälzt. Aber dasselbe barg schwere Sorgen und Aengste noch genug, als das Mädchen wieder an jene Fensterlucke zurückkehrte, die einen freien Blick ins Feld gewährte. Da drüben lag das Gebirg, ganz nahe wie es schien, in der durchsichtigen Morgenluft. Und nach der anderen Seite der Wald der Ebene, dunkel und regengetränkt, wie die ganze Flur. Kätherleins Vater schlief noch fest auf der Bank; vom Städtchen her verriethen einzelne Laute das Erwachen der Bewohner. Da fuhr ein Wagen mit zwei Pferden bespannt mühsam auf der erweichten Straße durch die Flur her gegen das Thor. Mit zurückgehaltenem Athem und krampfhaft angestrengtem Blicke sah Kätherlein durch das Gitter, während der Wagen näher kam. Es war ein gewöhnlicher Bauernwagen, wie man ihn zu Heu- und Strohfuhren bedarf, die Radspeichen vom Straßenkoth bedeckt und das Gestell bis zu den Leitern hinan bespritzt. Es saßen Leute auf dem Wagen, Frauengestalten in braunen Mänteln. Kätherlein ließ das Gitter fahren, das ihre Hände krampfhaft umspannt gehalten hatte. Diese aber falteten sich. Mit einem innigen Blicke nach ihrem Vater und einem anderen nach oben flüsterte sie: „Nun, mein Herr und Gott, leih mir Deinen Beistand! Schirme meinen Vater und führ' es glücklich hinaus! Was ich thue, geschieht ja nicht meinetwillen. Seinetwillen, ihm zu Trost, zu welchem Du mir die junge Liebe in's Herz gelegt, hab' ich's erdacht und will es vollführen!" Mit diesem kurzen Stoßgebete wandte sie sich nochmals zur Fensterlucke, um sich zu überzeugen, ob überhaupt der Wagen die Richtung nach dem Thore nehme. Mit dem innigen Wunsche, daß ihr Vater fortschlummern und dann glücklich erwachen möge, neigte sie sich nochmals zu ihm nieder, um dann leichtfüßig an ihm vorüber und auf die Staffel hinaus eilen zu können. Da war aber auch der Alte schon erwacht, hielt die Hand seines Kindes und erhob sich ächzend von dem harten Lager, indem er sich mit der anderen Hand die Augen ausrieb. „Was hast Du denn, Kätherlein?" fragte er die Erbebende. „Herr meines Lebens, es ist schon ganz Tag! Ich glaube, Du hast gar nicht geschlafen. Siehst Du doch aus, als wärst Du wirklich nach der alten Schloßbärbel Rath um Mitternacht unterm Kirchenthor gestanden."

Kätherlein, für den Augenblick ganz aus aller Fassung gebracht, wollte sich mit der Entschlossenheit, welche die Noth ihr eingab, von dem Vater und aus der verzweifelten Lage im entscheidenden Momente losringen. „Vater, schlaft vollends aus!" sprach sie mit leidenschaftlicher Erregung. „Laßt mich, ich bin gleich wieder bei Euch."

„Nein, mein Kind," sprach der Alte gelassen. „Du mußt Dich jetzt niederlegen, da mein Amt wieder beginnt. Ich habe mich, weiß Gott, verschlafen! Der Wein! Der Wein! Und sieh, da kommt schon ein Wagen des Weges, schwerbeladen. Schau, schau, sind es nicht Frauenzimmer, Kätherlein?"

„Ich glaube auch, Vater!" sagte Kätherlein mit einem vergeblichen Versuch, sich, ohne des Alten Aufmerksamkeit zu erregen, loszumachen.

„Bleib da, Kätherlein," sprach ihr Vater halb gütig, halb mürrisch. „Du wirst doch nicht mehr daran denken, meinen Dienst versehen zu wollen? Bleib da, will das Thor schon öffnen und die Brücke herunter lassen, — brauch' Dich nicht dazu. Aber was thut denn solch Weibsvolk schon so früh auf? Wer wird denn so früh über Feld fahren?" fragte der Thorwart, indem er nach seinem Mantel langte, der in der Fensternische hing, durch welche man hinaus nach dem Wagen sehen konnte. „Ist mir's doch wirklich, als seien Pilgrame dabei."

„Sie mögen auf einer Heilthumsfahrt sein!" antwortete Kätherlein mit einer fast versagenden Stimme.

„Heilthumsfahrt?" wiederholte der alte Sträuchlin, indem er in den alten Mantel zu schlüpfen suchte. „Zu St. Velten von Ruffach? Heut' ist kein Tag hierzu!"

„Es ist St. Marxentag, Vater," antwortete Kätherlein, sichtlich gepeinigt. „Da werden sie nach dem Kloster St. Marx dort auf den Bergen wallfahren wollen."

„Hat ja keine Heilthümer mehr, seit die Gecken die Greifenklaue gestohlen," bemerkte der Thorwart. „Nun, wollen sehen! Sind sie vor mir am Thore, sollen sie nur warten auf den Sträuchlin. Bleib oben, Kätherlein, Du bist ja krank und kannst mir nichts helfen."

Damit war der alte Thorwart hinaus getreten und ließ sein Töchterlein in Qualen der Seele zurück, von denen er keine Ahnung hatte. Mit gerungenen Händen sah sie in unsäglicher Angst den Wagen nahen, hörte sie den schweren Tritt ihres Vaters auf der hinunterführenden Staffel, und wußte in der grenzenlosen Verwirrung ihrer Gedanken nicht mehr, was thun und lassen. Sollte sie bleiben oder dem Vater nachstürzen? Die Zugbrücke unten senkte sich, — Kätherlein konnte es den ihr wohlbekannten Tönen entnehmen, welche alle Morgen diesen Vorgang begleiteten. Es war ein für fremde Ohren widerliches Geräusch, mit welchem das Balkengefüge langsam niederfiel und den tiefen, breiten Graben überbrückte. Ueberraschend schnell näherte sich jetzt das Fuhrwerk, das seither ziemlich lahm einhergekrochen war, — der Fuhrmann hieb mit klatschender Peitsche auf die Pferde. Dennoch war der alte Sträuchlin noch eher über die Brücke hinübergekommen. Fluchend war er nach dem Zollbaum gelaufen, der quer über der Straße lag, wo diese zur Brücke führte.

„Ha, Teufel! Die wollen wohl den Zoll ersparen!" brummte er, als der Wagen jetzt rasch herauffuhr. „Hab' ich doch gerade noch Zeit gehabt. Halt! Der Henker hol' dies Fahren! Meint ihr denn, ihr sprengt mit der Deichsel den Zollbaum? Was wollt ihr? Wer seid ihr?"

„Pilgerinnen, wie Ihr seht!" antwortete eine der Frauen auf dem Wagen mit anscheinend erschrockener Stimme. „Laßt uns durch, Wärtel, um Gottes willen!"

„Niemand darf hier durchfahren ohne den Herrenzoll!" entgegnete der alte Sträuchlin etwas rauh.

„Da kann alles Gesindel im Lande umherfahren und sagen: laßt fromme Pilgrime um Gottes willen durch! Wird's bald? Den Herrenzoll oder ihr fahrt dahin, wo ihr hergekommen!"

„So tretet näher, Wärtel," sprach die Stimme von vorher wieder von dem Wagen herab, auf dem noch etwa zwölf andere Frauen saßen. (Forts. f.)

Der alte Wein.

Wenn uns ein Weinbauer in seinen Keller führt, um uns sein Gewächs kosten zu lassen, so geleitet er uns zum Schlusse noch — das heißt nur dann, wenn wir ihm besonders werthe Gäste sind — in einen verborgenen Winkel des Kellers, um uns von seinem „Aeltesten" versuchen zu lassen. Und merke dir die Regel, lieber Leser: Ohne den Mann schwer zu kränken, mußt du diesen „Aeltesten" als die Krone seiner Weine anerkennen oder dich der Gefahr aussetzen, von ihm als gänzlicher Nichtkenner bezeichnet zu werden, an den es schade ist, einen guten Tropfen zu verschwenden. In England sieht man häufig in den Schaufenstern der Weinhandlungen Flaschen ausgestellt, welche handhoch mit häßlichem Schimmel überkleidet sind, vor ihnen die Ankündigung: »Twenty years bottled!« (zwanzig Jahre in der Flasche.) Die Schimmeldecke, welche ein Beleg für das hohe Alter sein soll, läßt sich, nebenbei gesagt, künstlich in wenigen Wochen erzeugen. Mit einem Worte, „alter Wein" wird überall verlangt und gerne theuer bezahlt; das Publikum verbindet beim Weine den Begriff „alt" untrennbar mit dem Begriffe „ausgezeichnet," ja für Viele erscheint es unmöglich, daß der Wein die letztere Eigenschaft haben könne, ohne die erstere in hohem Grade zu besitzen.

Es gilt nicht nur den Laien, sondern auch vielen Weinproducenten und Händlern als eine ausgemachte Thatsache, daß jeder Wein in jedem Jahre an Güte ununterbrochen zunehme. Ist es denn wirklich wahr, daß der Wein fort und fort an Güte zunimmt, daß er, wenn er einmal das Kammerjungfer-Alter überschritten, zur „Medicin," wenn er aber dem canonischen Alter nahe kommt, zum wahren Lebens-Elixir" wird? Nein, vom chemischen wie vom national-ökonomischen Standpunkte aus. Der Spruch ist wahr: In vino veritas! — denn der Wein sagt es uns selber, wann er das richtige Alter, d. h. seine höchste Güte erreicht hat, er spricht zu Gaumen und Nase — eine deutliche Sprache für Jeden, der nicht durch das Vorurtheil, das Alte sei stets das Gute, befangen ist. Geht erst ein Chemiker einem solchen „Alten" auf den Leib, so reißt er ihm den ehrwürdigen Nimbus herunter und zeigt uns durch die unumstößliche Logik der Zahlen, daß der „Alte" im Laufe eines Jahrhunderts nichts Neues gewonnen, ja im wahren Sinne des Wortes das Beste, was er besessen, zum größten Theile verschwitzt hat.

Was den Wein zum edelsten aller Getränke macht — ist die „Blume," das „Bouquet," jener eigenthümliche zarte Duft, der nur dem Weine eigen ist. Er entwickelt sich durch fast noch gänzlich unbekannte chemische Vorgänge im Weine in den ersten Jahren seines Lebens. Alles, was wir über die Körper wissen, welche das „Bouquet" bilden, ist, daß sie in ungemein geringer Menge auch in den duftendsten Weinen vorkommen (etwa nur ein Vierzigtausendstel des Gewichtes), daß sie sich im Weine durch die Einwirkung der Luft entwickeln und daß sie ungemein flüchtig sind. Mit dem Bouquet darf aber nicht der „Weingeruch" verwechselt werden, der sich in jedem Weine, auch im ordinärsten Krätzer vorfindet, und von Oenanth-Aether (Weinfusel-Oel), einem schwer flüchtigen Körper, herrührt. Wir müssen annehmen, daß die Bildung des Bouquets die Folge einer Verbindung gewisser Stoffe im Weine mit Sauerstoff aus der Luft, also einer Oxydation sei; diese schreitet fort und fort bis zu einem gewissen Punkte, wo die Zunahme des Bouquets aufhört.

Wann dieser Zeitpunkt wohl eintritt? Ich weiß es nicht, muß ein ehrlicher Chemiker sagen, hier wird die Theorie grau, und die goldne Praxis tritt in ihr Recht. Der Weinbauer muß durch aufmerksames Beobachten die Individualität seines Weines studiren, um den Zeitpunkt der höchsten Bouquet-Entwickelung kennen zu lernen, denn dieser hängt von dem Alkohol- und Säuregehalt, von der Temperatur des Kellers, der Größe der Lagerfässer und wahrscheinlich noch von manchen anderen Umständen ab. Ist aber dieser Zeitpunkt einmal eingetreten und man will den Wein auf dieser hohen Stufe erhalten, so gehört er von jetzt ab in einen Behälter, in welchem er vor Sauerstoffzutritt und vor Verdunstung bis zum Augenblick des Genossenwerdens geschützt ist, d. h. in die Flasche. Denn die dem Weine bis jetzt nützliche Thätigkeit des Sauerstoffes verwandelt sich von nun an geradezu in eine feindliche; die bis zu einem gewissen Grade oxydirten duftenden Stoffe werden weiter oxydirt und in Folge dessen — geruchlos. Mancher Weinbauer hat schon die Erfahrung gemacht, daß ein öfteres Abziehen das Bouquet in seinem Weine zum größten Theile vernichtet hat. Läßt man also solchen ausgebildeten Wein fortan lagern, so werden die Bouquetstoffe durch Ueber-Oxydation und durch Verdunstung immer weniger, die Scheidung dauert fort und fort, verlangt ein immerwährendes Nachfüllen oder Abziehen auf kleinere Gebinde, der Preis des Weines muß nothwendigerweise durch die Schwindung, die Arbeit und Kapitalsverzinsung ein immer höherer werden, und was ist dabei gewonnen? Nichts, sondern im Gegentheile viel verloren: Qualität, Quantität, Arbeit und Geld.

Vergleicht man einen sehr alten Wein mit einem vier- bis fünfjährigen aus derselben Gegend in Bezug auf die chemische Zusammensetzung, so findet man vorerst, daß der alte eine viel tiefere Goldfarbe hat, einfach darum, weil im Laufe der langen Jahre aller Gerbstoff durch Oxydation in die dunkel gefärbten Körper übergegangen ist, welche die Farbe des Weines bedingen; der Alkoholgehalt hat sich durch Verdunstung verringert. Bronner fand im 1783er $6^2/_3$, im 1811er Kometenwein $7^1/_4$ Procent Alkohol, während

Weine aus derselben Gegend in den geringen Jahren 1854—1856 9 Procent haben. Die feinen Bouquetstoffe sind verflüchtigt, nur der gemeine, wenig angenehm riechende Oenanth-Aether ist wegen seiner geringen Flüchtigkeit getreulich zurückgeblieben. Der Säuregehalt ist natürlicherweise durch die fortgesetzte Verdunstung der Flüssigkeit beträchtlich gestiegen. Also ein Bischen mehr Farbe, mehr Säure, dafür aber weniger Alkohol und Bouquet, das sind die edlen Eigenschaften eines sehr alten Weines. Auch die Ankündigung: „So und so viel Jahre in der Flasche" ist eitel Humbug, denn in der Flasche verändert sich kein Wein weiter, vorausgesetzt, daß er gesund ist, denn sonst ist er in kurzer Zeit ganz untrinkbar.

Miscellen.

Ein Brief von Platen. Hoffmann von Fallersleben theilt in seinen „Findlingen" aus R. Weigel's Autographensammlung folgenden Brief Platen's mit, der uns wegen des darin enthaltenen, wenig bekannt gewordenen Scherzgedichts einen erneuerten Abdruck zu verdienen scheint:

Herrn Max von Gruber, Lieutenant im
k. bair. 2ten Infanterie Regiment in
Regensburg.

Erlangen d. 18. Feb. 1824.

Deine Briefe habe ich erhalten, danke Dir für Deinen Beifall, kann Dir aber bis jetzt nichts Erfreuliches über die Aufnahme meines Dramas melden. In Berlin hat man es abgelehnt, bei dem Münchener Hoftheater behauptete man, daß es kein Stück für eine königl. Bühne sei, und bei dem Vorstadttheater, daß nichts dabei zu gewinnen sei. Ich schickte ein Exemplar an Major Knebel, in der Hoffnung, daß dieser es vielleicht Goethe'n mittheilen könnte; allein er sandte mirs mit einem Brief der gröbsten Verwünschungen zurück. Nachdem er zuerst seine ganze Galle über meine Ghaselen ausgeleert, nennt er die Comödie ein Ding, wovon gar nicht die Rede sein könne. Es wäre ein verunglücktes Machwerk, mein Apoll ein Kasperle, u. meine Musen Dienstmädchen. Du kannst Dir denken, daß man so etwas nicht ganz verschnupft, u. daß ich mir wenigstens für mich selbst Luft machen mußte. Es entstanden daher zwei Gedichte, wovon ich Dir das kürzere hier mittheile, als das Beste u. Einzige, was ich in diesem Augenblick mittheilen kann.

Die Weihnachtsferien habe ich in Baireuth zugebracht, wo Jean Paul das Stück las, dem es gefallen hat.

Zuschrift.

Meine Muse, jene Bettel
Wirbelt zum Olymp empor
Heißen Dank für ihren Zettel,
Lieber alter Herr Major!

Spornten Sie doch selbst nicht minder
Einen Pegasus zuvor!
Leider hat ihn jetzt der Schinder,
Lieber alter Herr Major!

Aber nun, als Kritikaster
In bejahrter Musen Chor,
Rügen Sie poet'sche Laster,
Lieber alter Herr Major!

Doch, sich in ein Lied zu finden,
Das die Seele bringt hervor,
Muß man selber was empfinden,
Lieber alter Herr Major!

Was Sie als verrückt bestreiten,
Saugt in sich der Jugend Ohr:
Wie verwandelt sind die Zeiten,
Lieber alter Herr Major!

Als an's Schneiden fremder Federn
Ramler seine Zeit verlor,
O wie war die Zeit so ledern,
Lieber alter Herr Major!

Was das Sekulum der Gleime
Sich als klassisch auserkor,
Mahnt uns fast wie Leberreime,
Lieber alter Herr Major!

Doch, verachten Sie die Schreier,
Und es stimme Cypripor
Ihnen die gedämpfte Leier,
Lieber alter Herr Major!

Dieß Gedicht muß auf eine eigene Weise vorgetragen werden, so daß der Refrain, seinem vorhergehenden Sinn nach bald mitleidig, bald ironisch, bald zutraulich u. s. w. gesprochen wird, wodurch das Ganze eine entschiedene Wirkung hervorbringt.

Dein Freund
Platen.

Schutz gegen Raub. Die Chinesen wenden ein merkwürdiges Mittel an, um ihre Tauben gegen die Angriffe von Raubvögeln zu schützen. Sie befestigen nämlich eine kleine Bambuspfeife auf dem Rücken der Tauben und zwar so, daß sie beim Auffliegen einen schrillenden Ton hervorbringt. Wenn nun, wie dies gewöhnlich der Fall ist, eine ganze Anzahl so mit Pfeifen versehener Tauben auffliegt, dann ist das Geräusch sehr groß und hält die Raubvögel in respektvoller Entfernung. Die Pfeifen bringen je nach ihrer Länge verschiedene Töne hervor und sind durch einen Firniß gegen die Einflüsse der Witterung geschützt. Die Chinesen kennen dieses Mittel schon seit vielen Jahren und haben dadurch viele ihrer Tauben erhalten. (D. Ausland.)

* Das Scheeren der Pferde scheint auch in Deutschland mehr Eingang zu gewinnen, nachdem sich die Erfahrung so günstig für dasselbe ausgesprochen hat. Thatsache ist es, daß die Pferde in Folge der starken Schwitzungen, die sie oft zu erfahren haben sich aus dem Grunde erkälten, weil der Schweiß zu lange in den Haaren hängen bleibt; ist es doch keine ungewöhnliche Erscheinung, daß Pferde, welche Abends von schwerer Arbeit kommen, schweißtriefend eingestellt werden, des andern Morgens beim Einspannen noch feucht sind, daher Frostschauer empfangen und sich rasch Erkältungen zuziehen. Bei geschorenen Pferden, besser gesagt bei solchen, deren Haare kurz gehalten sind, kann man beim Einstellen den Schweiß schon durch tüchtiges Reiben entfernen, was bei den langhaarigen Pferden nicht möglich ist. (Mitgetheilt von der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt in Worms.)

Charade.

(Viersilbig.)

Wenn du einmal das Ganze hast,
So lade mich dazu als Gast;
Ich weiß es zu genießen;
Beim Glas, das du mir reichest dar,
Will ich das schöne mittle Paar
Mit lautem Toaste grüßen.

Und was sonst anderweit ich hab'
Des Ersten vor und nach dem Grab',
Dem will mein Hoch ich bringen;
Die Letzte aber laß ich steh'n,
Denn ob sie wäre noch so schön,
Kein Glas mag damit klingen.

Auflösung der Charade in Nr. 64:
Blitzableiter.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 67. Speyer, Samstag, den 7. Juni 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Der alte Sträuchlin streckte die schwielige Hand hin und nahm ein Stück Geld entgegen, das er sich kopfschüttelnd besah. „Das ist fremde Münze, unechtes Geld!" sprach er barsch, da ihm die ganze Erscheinung dieser weiblichen Gesellschaft nicht gefiel. „Gott mag wissen, woher ihr kommt und wohin ihr wollt. Das ist wälsches Blech, damit ihr einen Schelmen zahlen möget, nicht einen ehrlichen Mann, der den Herrenzoll fordert."

„Wir haben kein ander Geld! Ihr müßt es schon nehmen!" sagte die nämliche Stimme wieder.

„Daß Euch der Satan — — ich muß es nehmen? Ich nehm' es aber nicht! Gebt mir bessere Münze! Pilgerinnen wollt ihr sein? Landfahrende Dirnen seid ihr zur Plage ehrlicher Leute. Kehrt nur eure Deichsel wieder um als unnütz Gesinde!"

Seltsam rauhe Frauenstimmen mischten sich jetzt in den Streit ein und schalten auf den Zöllner, der sich da mit Zankworten und schimpflichen Reden unnütz mache, indem er unter unschicklichen Vorwänden die Heilthumsfahrt frommer Leute aufhalte. Vor Aerger fluchend rief der alte Sträuchlin:

„Packt euch von dannen oder es soll euch gottlosen Dirnen schlimm ergehen!"

„Pilgram herab!" schrie da eine mächtige Stimme aus der fremden Gesellschaft, und zugleich sprang eine der seltsamen Frauen mit einem gewaltigen Sprung vom Wagen, daß es klirrte. „Pilgram herab!" „Herab! Pilgram herab!" rief jetzt ein Dutzend rauher Kehlen, indeß die Pilgerinnen, ihr Gewand schürzend, im Nu sich zu Boden und über den Zollbaum schwangen. Bevor es sich der Thorwart nur versah, war er umringt, trotz der Wuth, mit der er sich wehrte, und trotz seiner noch immer nicht gebrochenen Leibeskraft, von jungen starken Armen emporgehoben und über die Brücke in den Stadtgraben hinuntergeworfen, der an jenem Morgen nach der Sturmnacht hoch angefüllt war. Ein jäher Schreckensschrei gellte durch die Luft.

Kätherlein war zuletzt ihrem Vater dennoch bis ins Thorhaus hinuntergefolgt und sah von hier aus unter unsäglichen Seelenqualen der Entwicklung der Dinge zu. Die zankenden Worte ihres Vaters, die streitenden Stimmen durchbohrten ihr das Herz. Als aber die Pilgerinnen vom Wagen sprangen, um auf ihren Vater einzudringen, schwanden ihr beinahe die Sinne. Und da nun gar ihr Vater in den tiefen Graben gestürzt wurde, schrie sie auf vor Entsetzen über solche That. Schon eilten die seltsamen Pilgerinnen über die Brücke dem Thore zu. Wie ein Blitz ging es durch Kätherleins Gehirn: das Fallgatter hielt deren Vordringen auf, — sie konnte den Verrath an ihr selbst und an ihrem Vater augenblicklich rächen, indem sie das Gatter fallen ließ. Und wie ein junger Falke flog sie vor, um dem verhängnißvollen Antrieb ihres durch Schreck und hereinstürmende Qualen aller Art verwirrten und zerrütteten Gemüths zu folgen.

Viertes Buch.

Im Sturm.

Erstes Capitel.

Werda?

Von Süden nach Norden wird das schöne Elsaß durchflossen von der Ill, lateinisch Alsa, welche unstreitig dem Lande den Namen gab. In gleicher Richtung mit den Wasgaubergen, deren Thalgewässer sie aufnimmt und mit dem Rhein, dem sie ihre weiche Fluth unterhalb Straßburg zuführt, hält ihr Lauf so ziemlich die Mitte zwischen Gebirg und Strom und theilt die große elsässische Ebene in eine östliche und westliche Längenhälfte. Letztere ist die bei weitem reichere und anziehendere; denn sie lehnt sich an die stolze Bergreihe, deren ruinengekrönte Waldhöhen, deren Wein- und Kastanienhänge auf eine dichte Bevölkerung in hunderten von alterthümlichen Städten und großen Thaldörfern herunter schauen. Im Gegensatz zu diesen üppigen Fluren westlich bis zum Gebirg, liegt östlich der Ill bis zum Rheine hin flaches, oft sandiges Land von zahlreichen Wäldern unterbrochen. Arm an Wasser und Naturreizen lockt diese Fläche den Wanderer nicht an, und verirrt sich einmal ein solcher dahin, so mag er sich weitab vom schönen Oberrhein in die Haideflächen Norddeutschlands versetzt wähnen. Von Colmar abwärts bespült die Ill nach dieser Seite hin einen auf viele Meilen hin ausgedehnten Weidestrich,

der von Alters her das Ried heißt. Noch heute nennt man die in demselben liegenden oder angrenzenden Orte die Rieddörfer. Nun schrieb sich die Stadt Colmar das einzige Besitzrecht auf dieses Ried zu, mußte es aber oft genug erleben, daß ihr von den fehdelustigen Edeln alles Vieh von den Grasflächen des Rieds hinweggetrieben, d. h. geraubt wurde. Auch glaubten die Freiherrn von Rappoltstein ein besseres Anrecht auf dasselbe zu haben und lagen daher mit der Reichsstadt in einem langwierigen Processe. Ja, man sagte den Colmarern sogar nach, daß sie nur durch falschen Schwur und listige Ränke seinerzeit vor dem Schiedsgericht des Pfalzgrafen in den vorläufigen Besitz des Rieds und des daran stoßenden Niederwaldes gelangt seien. Der Niederwald aber war nur der südliche Theil der üppigen Waldungen, welche den Lauf der Ill nebst dem Ried begleiten. Während oberhalb Colmar eine lange Reihe schöner und großer Orte sich in dem Flusse spiegelt, finden sich auf der weiten Strecke seiner Ufer bis nach Schlettstadt hin kaum ein oder zwei menschliche Ansiedelungen. Dort aber, wo der alte Landgraben das obere vom untern Elsaß abgrenzte und der Fluß sich in viele Arme theilt, breitet sich der Wald in üppigen Laubbeständen aus, durch welche die Wasser träge hinschleichen. Dieser Theil im Norden des Rieds heißt heute noch, wie zur Zeit unserer Erzählung, der Illwald. Er dehnte sich fast bis an die Thore von Schlettstadt aus.

Nun war es in der Nacht vor St. Marxentag des Jahres 1448. Da zog schweres Gewölk über die Wipfel der Eichen und Rüstern des Illwaldes. Die jungen Blätter zitterten und rauschten im Winde, der dann und wann zum Sturme anwuchs. Sonst war es still im Illwalde, wie in jeder Nacht. Lagerten doch selbst am Tage die Schauer der Einsamkeit über den dunkeln Gründen und schleichenden Wässern, damals vielleicht noch mehr als heut zu Tage. Der Uhu allein schwebte mit leichtem Fluge, wie der Geist der Nacht selbst, durch den Wald hin und ließ hier und da seinen hohlen Ruf vernehmen. Vom Nordwinde aufgescheucht, wie es schien, setzte er sich dann und wann auf einen im Winde schwankenden und ächzenden Ast, sah mit den nachtgewohnten, unheimlich leuchtenden Augen den dunkeln Waldweg zurück und flog dann mit einem schaurigen „Huhu!“ wieder in der seitherigen Richtung fort. Aus weiter Ferne mischte sich das dumpfe Geheul eines Mühlenhundes in das Rauschen und Brausen. Es war eine unheimliche Nacht für den einsamen Wanderer, dessen Weg durch den Illwald führte. Der Wanderer war ein Mann von mittleren Jahren, in der ärmlichen Tracht eines Kleinbürgers jener Zeit. An einem über die Schulter gelegten Stabe trug er eine Anzahl Siebe, so daß er den Stock beim behutsamen Vorwärtstasten nicht verwenden konnte. So bekannt ihm die Wege durch den Illwald sein mochten, fiel es ihm in jener Sturmnacht dennoch schwer, sich in der Mitte der Bahn zu halten, so oft sich der blasse Halbmond wieder hinter den eilenden Wolken barg. Der Mann kam von der Seite des Rieds her. Er hatte sich in den Dörfern an dessen jenseitigem Rande zu lange aufgehalten und war nun auf nassen Pfaden durch die Grasfläche geeilt, um bei einer der wenigen Furthen oder Ueberbrückungen der Ill an das andere, westliche Ufer des Flusses zu gelangen. Dort, wo der Illwald an den Niederwald stößt, mußte er nun die dunkeln Gründe durchwandern, die hinter sich zu haben er sehnlichst wünschen mochte. Es brauste und rauschte auch so ungeheuerlich in den Wipfeln, die Aeste schüttelten sich so drohend, der Uhuruf klang so schaurig, unheilverkündend. Und was trappelte dahin wie Pferdehufschlug auf weichen Wegen? Was rief wiehernd dazwischen und heulten die Hunde? Hetzte der wilde Jäger seine Meute durch den Illwald? Horch! Was war das? Ein durchdringender Laut durchknallte die Luft, und noch einmal ein starker, klatschender Laut, wie Peitschenknall. Der arme Wandersmann fuhr erschrocken zusammen. Stehenbleibend horchte er in den Wald hinein, in der Hoffnung sich getäuscht zu haben. Aber der Peitschenknall wiederholte sich, bald schwächer, bald lauter und näher kommend. Dazwischen rasselte und klirrte es, während der Sturm im Walde fortbrauste. Die Furcht lähmte fast des armen Mannes Glieder, als er sich jetzt erinnerte, daß er sich in der St. Marxennacht im einsamen Walde befand, in einer der umheimlichen Lenznächte, durch welche die wüthende Jagd zu brausen pflegt und sträfliche Neugierde wohl auch den Geisterzug derjenigen zu gewahren vermag, welche im Laufe des Jahres noch sterben werden. So stand er im Innersten durchschauert, der Waldstelle nahe, wo ein anderer, von Mitternacht herziehender Weg den seinigen kreuzte. Der Lärm war nun ganz nahe. Der arme Mann konnte Pferdegewieher und Stimmen unterscheiden, deutlich und vernehmbar Menschenstimmen. Es zog heran und jagte vorüber, wie Schatten gespenstiger Reiter. Ein Wagen rasselte über die Kreuzung des Wegs; kaum erkennbar für das Auge, war er rasch verschwunden. Aber andere schienen zu folgen, der Grund dahinter von den Tritten einer großen Schaar zu beben und zu hallen. — Der ganze Illwald schien belebt.

Was war das? Was mochte es bedeuten? Sich selbst diese Frage stellend, verharrte der Wandersmann nur noch kurze Weile an seinem Platze. Noch stritt die Furcht mit der erwachten Neugierde; aber die Neugierde siegte zuletzt, und er schlich vorsichtig dahin, unmittelbar an die Kreuzung des Weges selbst. Der riesige Stamm einer Eiche, welche gleich einer Vorwacht des Waldes an der Ecke des Kreuzwegs stand, konnte ihn decken. Als nun der arme Mann mit seinem furchtsamen Herzen und seinen gierigen Augen aus seinem Versteck hervorschaute, zog wieder ein Fuhrwerk rasselnd vorüber. Der halbe Mond trat eben in eine Lücke des Gewölks und warf seine Strahlen hell und leuchtend auf den mit menschlichen Gestalten besetzten Leiterwagen. Fast hätte der Lauschende sich durch einen Schrei des Schreckens und der Verwunderung verrathen, da er in Gesichter schaute, die ihm bekannt däuchten. Rasch jedoch hatte der Mond sich wieder

hinter die Wolken geflüchtet, Dunkelheit lag auf dem Wege. Diese war jedoch keine so undurchdringliche, daß der Lauscher nicht neben sich eine Gestalt gewahren konnte, die sich am Stamm der Eiche abhob. Seine Kniee knickten ein, mit blutleerem Antlitze starrte er dieselbe an. Schien doch die Gestalt ihn selbst ins Auge gefaßt zu haben. Kaum vermochte seine von Furcht gelähmte Zunge ein kurzes Stoßgebet hervorzustammeln: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte eine tiefe Stimme.

Dieselbe setzte jedoch sogleich die barsche Frage hinzu? „Wer da?“

(Fortsetzung folgt.)

Wörth und Spicheren.

Das soeben erschienene dritte Heft des von dem großen Generalstab redigirten Werkes über den deutsch-französischen Krieg behandelt die beiden Schlachten des 6. August. Die Darstellung umfaßt etwa 165 Seiten, die sich je zur Hälfte auf Wörth und Spicheren vertheilen. Zwei vorzügliche Karten der Schlachtfelder und verschiedene Holzschnitte im Text erleichtern dem Leser die Anschauung von dem Verlauf der militärischen Bewegungen. Zudem ist die Darstellung, obwohl sie bis in die einzelnsten Gefechtsmomente eingeht, so außerordentlich durchsichtig und kar, daß es auch dem Laien möglich wird, unterstützt durch jene Hilfsmittel, ein übersichtliches Bild der großen Kämpfe zu gewinnen. Der Versuch dürfte kaum möglich sein, ein Resumé der beiden Schlachtenschilderungen zu geben. In einem solchen Auszug würden die einzelnen, neben und nach einander sich entwickelnden Actionen verschwinden, die zusammen das lebendige Bild des Ganzen herstellen. Wir heben daher zur Charakteristik des Werkes nur zwei Abschnitte heraus, von denen der eine die allgemeine Sachlage bei Wörth vor dem Beginn des entscheidenden Kampfes bezeichnet, während der andere eine Schlußbetrachtung über die beiden Schlachten, ihre Entstehung, ihren Verlauf und ihre Wirkungen enthält. Bekanntlich war im Hauptquartier des Kronprinzen für den 6. August eine Schlacht nicht beabsichtigt. Man wollte vielmehr an diesem Tage eine Frontveränderung der Armee vornehmen und die noch am weitesten entfernten Heerestheile des 1. bayerischen Corps, sowie des Corps Werder heranziehen. Aus den Gefechten, in welche die drei in vorderer Linie befindlichen Corps der III. Armee am Morgen und Vormittag verwickelt wurden, ergab sich erst die Nothwendigkeit, noch an demselben Tage die Entscheidung zu suchen. Im Verlauf jener Gefechte hatten bereits errungene Vortheile theils unter ansehnlichen Verlusten wieder aufgegeben werden müssen, theils konnte sie gegen die heftigen Angriffe der Franzosen nur noch mühsam behauptet werden. Nachdem das Werk des Generalstabes diese ungünstige Situation mit wahrhaft classischer Objectivität geschildert, wie denn überhaupt jede Leistung des Gegners die unparteiischste Anerkennung in ihm findet, fährt es also fort:

„An den General von Kirchbach war die Nothwendigkeit herangetreten, einen folgenschweren Entschluß auf eigene Verantwortung zu fassen. Ihm war bekannt, daß das Obercommando für heute keine Schlacht, sondern nur eine Frontveränderung beabsichtigte. Der schon früh Morgens im Hauptquartier zu Sulz aus der Richtung von Wörth vernommene Kanonendonner hatte den Kronprinzen veranlaßt, den Major von Hahnle vom Generalstabe dorthin zu senden. Dieser meldete um 9 Uhr das Vorrücken der Bayern, den Eintritt der Avantgarde des V. Armeecorps ins Gefecht, die geschehene Allarmirung dieses ganzen Corps und Vorbeorderung seiner Artillerie, und daß man lebhaftes Feuer bei Gunstett höre. Da der Kronprinz nur mit versammelten Kräften schlagen wollte, hatte er darauf dem General v. Kirchbach befehlen lassen, „den Kampf nicht aufzunehmen und Alles zu vermeiden, was einen neuen herbeiführen könne.“ Es war dies der irrthümlich auch an das II. bayerische Corps gelangte Befehl, welcher bekanntlich dort das Abbrechen des Gefechts zur Folge hatte. Schon war ein Theil dieses Corps auf dem Rückmarsch nach Lembach begriffen, während sich der Rest noch bei Langensulzbach sammelte. Hatte daher General von Hartmann seine Hilfe zwar bereitwillig zugesagt, so konnte sie doch in nächster Zeit noch nicht wirksam werden. Eben so schwierig lagen die Verhältnisse auf dem linken Flügel, wo die Avantgarde des XI. Corps in erschütterter Verfassung bis an die Sauer, zum Theil sogar über den Bach zurückgeworfen war. Vor der Front des V. Armeecorps endlich war es zwar gelungen, die feindliche Artillerie zeitweise zum Schweigen zu bringen und auf dem jenseitigen Sauerufer festen Fuß zu fassen; die Schwierigkeit eines Frontalangriffs gegen die starke und gut vertheidigte Stellung des Gegners auf den jenseitigen Höhen war aber im bisherigen Gefechtsverlaufe nur zu deutlich hervorgetreten. Ein erneuertes Vorgehen des V. Armeecorps mußte demnach unvermeidlich zu einer entscheidenden Schlacht führen, wobei auf rechtzeitiges Eingreifen der noch in zweiter Linie anrückenden Corps nicht mit Sicherheit gerechnet werden konnte. Andererseits übersah man, daß ein Abbrechen des Gefechts bei dessen jetzigem Stande nicht ohne große Verluste für die Avantgarde möglich war, daß ein Zurückziehen der Abtheilungen vom rechten auf das linke Sauerufer, in Verbindung mit den rückgängigen Bewegungen beider Nebencorps, dem Gegner unbestritten das Recht geben würde, sich einen materiell zwar unbedeutenden, in seiner moralischen Wirkung aber nicht zu unterschätzenden Sieg zuzuschreiben. Hierzu kam, daß ein schon während der Nacht vernommenes und am Morgen noch andauerndes Geräusch von Eisenbahnzügen auf fortgesetztes Eintreffen von Verstärkungen beim Gegner schließen ließ, so daß ein aufgeschobener An-

griff auf noch größere Schwierigkeiten stoßen konnte. Endlich durfte sich General v. Kirchbach bei einem sofortigen Fortangriff entscheidende Erfolge versprechen, wenn auch nur später erst von Langensulzbach und Gunstett aus mit eingegriffen wurde. Nach reiflicher Erwägung aller dieser Umstände ertheilte General von Kirchbach seinem Corps den Befehl zum erneuerten Vorgehen, meldete dies dem Obercommando und forderte die Nachbarcorps zur Mitwirkung auf." So wurde der Frontangriff des V. Armeecorps begonnen; um 1 Uhr übernahm der Kronprinz die Leitung der Schlacht, und um 5 Uhr endete dieselbe mit der Erstürmung der von drei Seiten umfaßten feindlichen Hauptstellung bei Fröschweiler.

Wie hier bei Wörth, hatte auch bei Spicheren ein Herandrängen der Vortruppen an den Gegner die für den 6. August noch nicht beabsichtigte Entscheidung herbeigeführt. — „Aber — so heißt in der „Schlußbetrachtung," welche beide Schlachten in Parallele stellt — an der Sauer (Wörth) wußte man den Feind vor sich, rechnete darauf, daß er Stand halten werde. Die Einleitungen zu einer Schlacht waren bereits getroffen, welchen nur um vierundzwanzig Stunden vorgegriffen wurde."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

☩ Schwetzingen, 3. Juni. Welch' zauberisches Wort für das reiselustige Publikum! Dies hat man gestern (Pfingstmontag) wieder deutlich gesehen. Obgleich die Morgenzüge schon zahlreiche Besucher des Schwetzinger Gartens — unstreitig eine der schönsten Anlagen Deutschlands — herbeiführten, so brachten die Züge gegen Mittag noch ungeheure Menschenmassen. Ein Extrazug, von Mannheim kommend, brachte allein 3000 Besucher und man kann annehmen, daß in Allem 15—20,000 Menschen zugegen waren. Auf dem Marktplatze und in den darangrenzenden Straßen stand Kutsche an Kutsche, Wagen an Wagen. Zahlreiche Buden waren aufgeschlagen und zwei Carroussels unterhielten die Jugend. In den Wirthschaften bekam man nur mit Mühe Platz, sowie Speise und Trank. Besonders lebhaft ging es in der Traumann'schen Wirthschaft her; ich sah daselbst die Bürgersfrau aus dem badischen Oberlande mit ihrer sonderbaren Kopfbedeckung als auch die geputzten Herren und Damen aus Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg rc. Das Bier war ausgezeichnet zu nennen, aber nicht wohlfeil, denn man verlangte überall 6 Kreuzer per Schoppen. Im Schloßgarten selbst spielte eine Kapelle am Apolloplatze aus Heidelberg. Sämmtliche Wasserkünste, Springbrunnen rc. waren thätig. Und so war denn der Pfingstmontag — überdies noch durch's herrlichste Wetter begünstigt — für den Besucher gewiß einer der vergnügtesten Tage.

Die „Gazette de Mons" berichtet von einem entsetzlichen Unfall, der sich in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai in dem großen Walzwerke von Demerbe & Comp. in Jemappes zugetragen hat. Gegen 3 Uhr Morgens, während eben 250 Arbeiter in den Werken thätig waren, explodirte einer der Kessel der Dampfmaschine und in Folge davon stürzten sechs Puddelöfen zusammen und begruben unter ihren Trümmern vierzehn daran beschäftigte Arbeiter. Diese wurden nur als Leichen wiedergefunden, fürchterlich zerschmettert und verbrannt durch das glühende Eisen. Neun andere Arbeiter sind schwer verletzt worden, einer von ihnen starb noch am selben Tage. Von der Gewalt der Explosion gibt der Umstand einen Begriff, daß ein Dampfreservoir, welches sich auf dem Kessel befand, in zwei Stücke getheilt wurde, von denen das eine, 700 Kilogr. schwer, auf 15 Meter Höhe über eine Glashütte hinweg auf 350 Meter Entfernung geschleudert wurde, wo es auf den Boden fallend noch zwei Sprünge von zehn Meter machte und sich dann in einem Garten in die Erde grub. Die andere Hälfte flog nur einige Meter weit. Das Dach des Walzwerks ward in einer Ausdehnung von etwa 70 Meter fortgeschleudert und die herumfliegenden Dachziegel haben verschiedene Leute beschädigt. Seltsamer Weise ist ein Arbeiter, der unmittelbar neben dem explodirenden Kessel stand, nur einige Schritte weit weggeschleudert worden, ohne irgend welchen Schaden zu leiden. Der Dampfkessel selbst, etwa 6000 Kilogramm schwer, ward durch das Dach des Gebäudes 12 Meter weit weggeschleudert. Die Ursache der Explosion kennt man nicht, und es wird versichert, daß der Kessel noch nicht sechs Monate in Gebrauch und einige Minuten vor der Explosion von dem Oberheizer inspicirt worden war.

Aus Moskau wird dem „Nord" geschrieben, der Schah von Persien habe allerdings mehrere seiner Frauen mitgebracht; aber nicht im Kreml, sondern in einem Landhause der Umgegend seien sie einlogirt worden, bis der Gebieter sie zu sich habe bringen lassen. Als dies geschehen, begab er sich ins Theater, wo ein Ballet aufgeführt wurde, das ihm sehr viel Spaß machte. Die Frauen, denen er davon erzählte, wollten nun durchaus auch das Theater besuchen, um die Damen zu sehen, welche ihren Herrn so sehr entzückt hatten. Als ihnen nicht gewillfahrt wurde, revoltirten sie und machten dem Schah den Kopf so warm, daß sofort der Befehl erging, sie einzupacken und direct nach Teheran zurückzuschicken. Noch bevor Nasreddin von Moskau nach Petersburg weiterreiste, waren die Damen schon unterwegs nach Rjäsan. So kam es, daß Petersburg sie nicht zu sehen bekommen hat. Die Geschichte ist wohl erfunden. Vermuthlich hat der Schah, wenn er die Frauen überhaupt bis nach Moskau mitgebracht hat, dort eingesehen, daß er sich als Gast den Sitten der Länder, wo die Monogamie Gesetz ist, ein wenig anbequemen muß.

Wie telegraphisch gemeldet, ist Alessandro Manzoni, einer der hervorragensten Poeten des neuen Italiens, am 23. Mai gestorben. Er war im Jahre 1784 in Mailand geboren; seit 1860 war er italienischer Senator. Er lebte seit Jahren auf seiner Villa Brusuglio, in der Nähe von Mailand. Als vor Kurzem sein Sohn im Alter von 60 Jahren starb, erschütterte dieß den Alten derart, daß er krank ward. Nun ist er Jenem nachgefolgt. Von seinen Werken ist der Roman „I promessi sposi" in Deutschland allgemein bekannt, und der alte Goethe selbst war es, der auf den liebenswürdigen italienischen Schriftsteller aufmerksam gemacht hat. Es erschienen mehrere deutsche Uebersetzungen dieses Romanes, die ersten von Bülow, dann von Leßmann und Clarus. Seine lyrischen Gedichte („Opere poetiche" di Manzoni) hat Goethe mit einer eigenen Vorrede versehen. Das italienische Drama ist als ein nationales von Manzoni eigentlich erst wieder erschaffen worden. Sowohl in seinen Schriften, als in seinem Privatleben zeigte Manzoni sich als eifriger Katholik. Deßhalb war er auch bis 1859 nicht in besonders großer Gunst bei den Italianissimi-Revolutionären, obschon er stets patriotische Gesinnungen an den Tag gelegt hatte. Aber nachdem sein Vaterland der österreichischen Herrschaft entzogen worden, ließ der bereits vierundsiebzigjährige Greis sich durch seinen Patriotismus und die Schmeicheleien der neuen Machthaber irre machen, und so wurde er ein Abgott der „Liberalen." In Victor Emanuel, der ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufte, erblickte er nur den Befreier Italiens.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 68. | Speyer, Dienstag, den 10. Juni | 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Gutfreund!" lautete die bebende Antwort.

„Was für Gutfreund? Wer bist Du?"

„Ein armer Siebmacher."

Was thust Du hier im Walde, Geselle, in der Nacht?"

„Bin verirrt, beim Handel verspätet," stammelte der Siebmacher, worauf jedoch der Andere alsbald einfiel: „In den Schenken bliebst Du hocken, bis sie Dich hinaus warfen. Man kennt Dich, Ittel! Und wo wollst Du jetzt hin?"

„Bei den Illhäusern über's Wasser."

„Was willst Du über'm Wasser?"

„Die Herberge in Gemar suchen," war die kleinlaute Antwort.

„Geht nicht an! Magst weiter oben — beim rothen Haus hinüber, oder besser gar nicht. Halt!"

Der Unbekannte hatte sich von dem Erschrockenen abgewendet und sich nach der Richtung gekehrt, in welcher der Wagen verschwunden war. Während der Hall von Schritten aus dem Walde die Annäherung einer großen Anzahl Menschen verkündete, wiederholte er mit verstärkter Stimme seinen Ruf: „Halt! Halt, ihr davorn!"

Das Geräusch des Fahrens verstummte, der Wagen hielt an.

„Ihr habt wohl noch Platz auf eurem Fuhrwerk für einen Mann?" fragte der Unbekannte mit lauter Stimme.

„Nur für einen halben!" ward entgegengerufen.

„Nun, so reicht es für unsern Pritschmeister Ittel vom Colmarer Schießen."

„Ei, wo trieb man den Pritschmeister auf?"

Beim Siebhandel im Illwalde. Er mag Euch seine Schwänke vormachen und etwas vorlügen. Gebt ihm zu trinken, aber laßt ihn nicht laufen. Mag er euch den Weg kürzen. So und nun tapfer voran und thut das Eure! Vor Morgengrauen müssen wir an Colmar vorüber sein!"

Damit hatte der Unbekannte den Pritschmeister, der sich außer den Festzeiten sein Brod kümmerlich als Siebmacher suchte, nach dem Wagen hingezerrt und in denselben halb gehoben, halb geschoben, worauf der Fuhrmann die Peitsche klatschen ließ, so daß die starken Pferde wieder kräftig anzogen. Dem armen Ittel war es bei Alledem gar wunderlich zu Muthe, wenn er auch nunmehr erkannte, daß er es nicht sowohl mit nächtlichen Gesichtern, gespenstigen Erscheinungen und vorüberziehenden Schatten zu thun hatte, sondern in die Gewalt von Leuten gerathen war, die um eines bestimmten, wenn auch ihm noch unbekannten Zweckes willen auf einem Heerzug begriffen waren. Er wußte nicht, wie ihm geschah, als er sich so plötzlich aus der Einsamkeit des winddurchschauerten Forstes mitten in die seltsame Gesellschaft auf dem rasch sich fortbewegenden Wagen gehoben sah. Der Mond trat nicht mehr aus dem Gewölk hervor, das gegen Süden und Südwesten hin noch schwerer über dem nächtig dunkeln Lande hing, während der Sturm die Regenschauer vorüber trieb, welche jetzt dann und wann auch schon den Ill- und Niederwald streiften und das forteilende Fuhrwerk bespritzten.

„Wenn so der Regen auf den Leib schlägt, thut ein Pokal Wein im Busen wohl!" sprach jetzt einer von denen auf dem Wagen, indem er mit der Hand unterm Mantel sich auf ein Ding stützte, das beim Aufstoß wie eine Partisane klirrte. „He, Pritschmeister, meinst Du nicht auch?"

„Ja, ja!" machte dieser mit entsprechendem Nicken des Kopfes, indem er den Umhersitzenden in die von den Mänteln halb verdeckten Gesichter zu schauen suchte. Aber er vermochte schon der herrschenden Dunkelheit wegen Niemanden zu erkennen. Gleich darauf stieß ihn einer seiner Nachbarn an und reichte ihm einen gefüllten Becher dar. „Trink, Ittel," sagte derselbe hierbei. „Es löst Dir vielleicht die Zunge. Bist doch als Pritschenmeister ein Affenkerl und sitzest jetzt da, wie eine nasse Henne. Hast Du Furcht?"

Statt zu antworten, zog der Siebmacher Ittel vor, zu trinken, was er auch besser verstand, als seine Worte wohl zu setzen. „Nun, wie war's denn mit dem hochmüthigen Edelmann damals, dem Du den Klapps auf die gespannten Höslein gabst?" fragte jetzt Einer aus der Gesellschaft. „Wer war's doch?"

„Der von Dahn war's," versetzte ein Anderer, „Walther von Dahn. Ich sah die Geschichte an und lachte herzhaft mit. Meint' ich doch, der hochmüthige Junker wolle mich drob mit den Augen durchbohren."

„Ist das derselbe Herr von Dahn, der jetzt mit den Straßburgern in Fehde liegt?" fragte Jemand vom Ende des Wagens her. „Derselbe," war die Antwort. „Nun, so magst Du Dich getrösten, Ittel, so wird er Deines Klappses kaum mehr gedenken. Im anderen Fall möcht' ich nicht eben in Deiner Haut stecken."

„Ja," sagte jetzt der arme Pritschenmeister, „ich greife gar manchmal nach meinen Ohren, ob ich sie noch habe und wenn ich vom Schlaf erwache, glaub' ich allemal, sie seien mir angenagelt."

Ein etwas grausames Lachen ging durch die Runde, während der Pritschenmeister, jener Drohung des von Dahn eingedenk, mit der Hand nach seinen Ohren langte. „Getröste Dich, guter Geselle," fing dann wieder Einer an, „der von Dahn hat im Unterlande jetzt genug zu thun, um seine eigenen Ohren zu bewahren, und wird kaum mehr an deine denken. Es steht leider so im Lande, daß Herren und Bürger wider einander ziehen und sich Schaden zufügen müssen, und doch ist das Land reich und groß genug für beide. Aber die Herren wollen es nicht anders und denken wohl nicht daran, wie viel schöner und lobenswerther es wäre, wenn sie mit den Städten in Frieden stünden oder an der Bürger Spitze gegen den wälschen Feind. Das wär' doch einmal ein rechter Krieg! Das hier ist keiner!"

Zum Schweigen und zur Vorsicht mahnendes Zischen und unzufriedenes Brummen, das Mehrere von der Gesellschaft auf dem Wagen hören ließen, bewirkte, daß der Redner verstummte und der arme Siebmacher und Pritschenmeister Ittel mit offenem Munde dasaß, ohne noch etwas zu vernehmen, das sein Nachdenken anregte und sein Erstaunen weckte. Eine stumme Pause war eingetreten, in welcher man nur das Klatschen der Peitsche vernahm, mit welchem der Fuhrmann die Pferde auf dem weichen Grunde des Waldweges zur Eile anspornte. Noch wartete Ittel eine Weile, daß wieder einer seiner Gefährten das Wort ergreifen würde. Als er jedoch vergeblich geharrt hatte, drängte es ihn endlich zu der Frage: „Aber, liebe Leute, woher des Weges in der Nacht und wohinaus, ihr Männer?"

„Das geht Dich nichts an," knurrte ihn drüben ein Nachbar an, dessen Antlitz er noch immer nicht erkennen konnte.

„Aber man wird doch wohl noch fragen dürfen!"

„Frag' nichts! Halt Dein Maul, Pritschenmeister, außer Du wirst selbst gefragt. Dann magst Du es weit aufmachen."

Der Pritschenmeister that, wie ihm befohlen war. Er erkundigte sich nicht weiter nach seiner wunderlichen Reisegesellschaft, aber es stieg ihm doch nachgerade der Gedanke auf, daß er selbst nur deßhalb mit fortgenommen werde, damit er nicht von dem Zuge, der sich da in der Nacht durch den Ill- und Niederwald bewegte, Kunde in die benachbarten Orte bringen könne. Unterdeß war man mehr in den Strich der Regenschauer gekommen, welche die Nacht zu einer höchst unfreundlichen machten. Die Männer auf dem Wagen saßen, in ihre Mäntel verhüllt, stumm da und es schien, die meisten seien dem Schlaf in die Arme gesunken. Einiges Schnarchen machte sich auch bereits durch das Wagengerassel hindurch bemerklich, während es immer weiter in derselben Richtung fortging, als der Wald sich schon gelichtet hatte. Das Fuhrwerk lief über eine weite Riedstrecke, wo der Wind und der Regen freies Spiel hatten, bis es wieder auf dunkle Wege zwischen rauschenden Waldgründen einlenkte. Von Ittels Nachbarn, die sich gegen die mit Stroh gepolsterten Wagenleitern gelehnt hatten, erhob jetzt einer wieder den Kopf und gähnte laut und mit großem Kraftaufwand. „Wo sind wir denn?" fragte er unwillkürlich, indem er sich in der umwölkten Nacht umschaute.

„Wieder im Niederwald," antwortete der arme Siebmacher.

„Wem gehört der?" lautete die noch halb schläfrige Weiterfrage.

„Soviel ich weiß, der Stadt Colmar."

„So! Kommen wir endlich an den Knöpflern vorüber?"

„Noch nicht, aber bald. Euer Weg geht also nicht nach Colmar hinein?"

„Frag' nicht zuviel, Pritschenmeister, sondern sag' an, wie kommt denn Colmar zu diesen Wäldern, nachdem ihm auch, wie man mir sagt, das Ried zugehört?"

„Hm, ja, das hat schon Mancher gefragt und fragen noch heute Viele, die's nicht wissen. Habt Ihr noch nicht vom Colmarer Schwur gehört? Man sagt's eben der Stadt nach."

„Nein. Was sagt man wieder einmal denen von Colmar nach? Red' her!"

„Ihr seid doch nicht etwa von Colmar?"

„Nein, wir haben auch keine sonderliche Ursache, von den Knöpflern und ihrer Freundschaft viel Gutes zu denken. Also, red' frisch von der Leber weg."

„Nun," fing der arme Ittel an, „drüben am Gebirg gehört in dieser Gegend fast alles Land den Herren von Rappoltstein; die besaßen altherkömmlich das Recht, vom Hauenstein bis zum Hagenauer Forst hinunter Streifjagden anzustellen; sie sind ja auch die Patrone aller fahrenden Leute im Lande. Die Rappoltsteiner gaben vor, dieses Herkommen sei ein Lehen, machten auch Ansprüche auf alle Jagd im Niederwalde, ja, sprachen den Wald als Eigenthum an, weil er eine Zubehörde ihres Schlosses zu Gemar sei. Darauf klagten sie die Stadt an, den Grenzstein bei dem Dachsbrunnen mit dem Rappoltsteiner und Bergheimer Wappen weggenommen zu haben, und sagten noch allerlei Uebles dem ehrsamen Rathe nach. Half aber nichts, die Colmarer behielten den Niederwald, mußten jedoch gar böse Nachrede hören. Bejahrte, ehrbare und rechtliche Männer vom Lande sollten ausgesagt haben, daß vor Jahren die Colmarer aufgefordert worden seien, ihre Rechte an das Ried und den Niederwald zu beweisen. Da kamen ihrer sieben auf Wägen nach dem Ried vor die Schiedsrichter und schwuren dort den Eid: „Bei dem Schöpfer über uns, wir stehen hier auf eignem

Grund und Boden!" Auf diesen Schwur ist freilich Ried und Wald bei der Stadt verblieben, von den sieben aber ist keiner eines natürlichen Todes verstorben. Denn der Schöpfer, bei dem sie sich verhießen, war ein Löffel, so sie auf dem Haupte unter der Mütze getragen, und in ihren Schuhen lag Erde, die sie am Fuße des Colmarer Galgens aufgenommen hatten. Solche Sage und Rede ging nämlich wider die Stadt, und wenn sie auch schriftlich ihr Recht vor dem Pfalzgrafen bewies und dieser ihr Wald und Ried nach Ueberzeugung zusprach, geht doch das Gerede vom Colmarer Schwur noch immer durch das Land."

„Und das ist derselbe Wald, durch den wir eben gekommen?" fragte der Mann im Mantel, indem er diesen dichter und höher an sich heranzog, als der Wagen wieder die freie Fläche gewann, über welche beim Morgengrauen der Wind jetzt mit ziemlicher Kühle, ja frostig kalt hinblies. „Derselbe Niederwald," antwortete der arme Ittel, indem er sich halb vor Frost, halb vor innerem Schauer schüttelte, als er bei dem Dämmerlichte des erwachenden Tages die eisernen Gugelhauben mehrerer der Männer gewahrte, welche mit auf dem Wagen saßen.

„Ist die Stadt noch weit?" fragte Einer.

„Dort über den Erlengründen der Ill ragen ihre Thürme hervor!" antwortete ein Anderer. „Wenn die Knöpfler sich träumen ließen, wer in dieser Stunde —" „Bst!" ließen sich wieder mehrere Stimmen vernehmen. „Laßt die Knöpfler schlafen und träumen!" Und weiter rollte der Wagen ohne Verzug über das Ried, das weiche Geleise entlang, das ein anderer Wagen schon vor ihm an diesem rauhen Morgen in den Grund geschnitten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Wörth und Spicheren.

(Schluß.)

An der Saar vermuthete man den Gegner im Rückzuge. Wollte man ihn festhalten oder wenigstens die Fühlung nicht verlieren, so mußte gehandelt werden. Instinctiv, möchte man sagen, fühlt das hier Jeder; und da es sich dabei nicht mehr um Tage, sondern vielleicht nur noch um Stunden zu handeln schien, so ging man in vorderster Linie selbstständig und ohne Zaudern zur That über. Dies Verhalten entsprach aber auch den Auffassungen bei den höheren Commandostellen, obwohl im Augenblicke des Entschlusses die dort erlassenen Befehle noch nicht eingegangen waren. Zu der Zeit als General v. Steinmetz in Eiweiler den von dem VII. Armeecorps beabsichtigten Saarübergang guthieß, stand die 14. Division auf dem linken Ufer bereits mit dem Feinde im Gefechte. Und bevor noch die Befehle des Prinzen Friedrich Karl eingingen, es solle den Franzosen an der Klinge geblieben, auch der Uebergang bei Saarbrücken besetzt werden, näherte sich, von dem General v. Döring in Marsch gesetzt, die 9. Brigade mit ihren Spitzen schon dem Schlachtfelde. Das Vorgehen des Generals v. Kameke durchkreuzte also höhere Anordnungen nicht, weil es sich gegen einen im Weichen begriffenen Feind richtete. In der nämlichen Voraussetzung hatte auch die oberste Heeresleitung in Mainz schon unter dem Fünften Abends der ersten Armee den Grenzübergang unterhalb Saarbrücken freigestellt. Die vollständige Offensive der 14. Division lag mithin vollkommen in dem Geiste der deutschen Kriegführung, welche immer dahin strebte, dem Gegner an der Klinge zu bleiben. Freilich wäre jener Angriff aller Wahrscheinlichkeit nach gescheitert, wenn die 14. Division ohne Unterstützung geblieben wäre. Aber selbst in diesem Falle war der Gegner zum Stehen gebracht, und der vereinzelte Mißerfolg eines kleinen Heerestheiles vor feindlicher Uebermacht wäre ohne nennenswerthen Einfluß auf den Gang der Operation geblieben. Wurde hingegen General Frossard am 6. August nicht angegriffen, so ist zu berücksichtigen, daß schon vor diesem Tage, also zu einer Zeit, wo man im kaiserlichen Hauptquartier noch hoffen durfte, sich durch Vereinigung mit der Armee Mac Mahou's zu verstärken, der Abzug des 2. Corps nach St. Avold gefaßt war. Es darf daher angenommen werden, daß die Rheinarmee, auf die Nachricht von dem Ausgange der Schlacht bei Wörth an dem Morgen des 7., auch ohne angegriffen zu sein, den Rückzug angetreten hätte. Sie würde in diesem Fall voraussichtlich die Mosel erreicht haben, ohne vorher durch die Niederlage eines ihrer Corps Einbuße zu erleiden. Ein Vergleich des Verlaufes beider an dem nämlichen Tage geschlagenen Schlachten zeigt bei Wörth wie bei Spicheren die Franzosen in einer starken, zur Vertheidigung vorbereiteten Stellung. Ersterem Punkte gegenüber standen schon an dem Vorabend der Schlacht etwa anderthalb deutsche Armeecorps, und die übrigen waren an dem Morgen des 6. im Anmarsche nach den Aufstellungen, aus welchen an dem folgenden Tage der Angriff erfolgen sollte. So vermochte man in dem Laufe der Schlacht eine umfassende Uebermacht zu entwickeln, mit welcher der Sieg schon an dem Nachmittag entschieden wurde und noch bei Tageslicht ausgebeutet werden konnte. Bei Spicheren dagegen waren es nur die Spitzen der nächststehenden Armeecorps, welche nach der Saar vorfühlten, und erst in der Mittagsstunde stieß eine dieser Avantgarden auf den weit überlegenen Feind. Die magnetische Wirkung des Kanonendonners zog zwar theils zugesagte, theils nicht verheißene Verstärkungen herbei; aber aus Entfernungen bis zu einem vollen Tagemarsche anrückend, konnten sie erst in später Stunde wirksam werden, und während der ganzen Dauer der Entscheidung des Sieges bewirkte der Vorstoß weniger frischer Bataillone in einem Zeitpunkte, wo gleichzeitig hinter der Flanke bei Forbach der Rückzug bedroht wurde und der französische Feldherr über Reserven nicht mehr verfügte. Das Eingreifen der 13. Division würde offenbar noch entscheidender gewirkt haben, wenn dieselbe bereits vor Anbruch der Dunkelheit For-

bach erreicht und besetzt hätte, was durch die angegebenen Umstände verhindert wurde. Andererseits ist aber zu berücksichtigen, daß die Uebermacht des Feindes noch viel größer gewesen wäre, wenn statt der eigenthümlichen Querzüge dreier Divisionen hinter dem Schlachtfelde auch bei ihm alle Kräfte mitgewirkt hätten, welche nach Zeit und Raum dazu fähig waren. Der bei den Deutschen stets hervortretende Drang, an den Feind zu kommen, das kameradschaftliche Einstehen eines Führers für den anderen und ihr rechtzeitig selbstständiges Handeln scheinen in der französischen Armee nicht in demselben Grade vorhanden gewesen zu sein.

In taktischer Hinsicht ließ die Bodengestaltung des Schlachtfeldes bei Wörth alle Waffen zur ausgiebigsten Verwendung kommen. So standen hier mehr als 250 deutsche Geschütze im Feuer; die französische Cavallerie griff kräftig in den Kampf ein. Die Beschaffenheit des Schlachtfeldes bei Spicheren jedoch schloß die Thätigkeit der Reiterei fast vollständig aus und beschränkte die Wirkung der preußischen Artillerie auf einige Punkte mit theilweise nur schmalem Aufstellungsraum, in welchem sie diese aber opferwillig zur Geltung zu bringen wußte. Ueberhaupt waren anfänglich nur 24 Geschütze vorhanden, um die Infanterie in ihrer schwierigen Aufgabe zu unterstützen, und auch bis gegen Ende der Schlacht traten, einschließlich der Batterien bei Forbach, nicht mehr als dreizehn preußische Batterien in Thätigkeit. Aber nicht hieraus allein erklären sich die großen Verluste an Infanterie, welche dieser Schlacht einen so besonders blutigen Charakter geben, sondern vornehmlich daraus, daß von vornherein die Verhältnisse auf preußischer Seite einer einheitlichen Gefechtsleitung hinderlich wurden, und daß man auch im Laufe des Kampfes nicht dazu kam, eine größere geschlossene Reserve zu sammeln. Einzeln, wie die Verstärkungen anlangten, wurden sie sogleich in das Gefecht geführt, um dasselbe wieder herzustellen oder zu nähren. Erst der letzte Vorstoß gegen den Forbacher Berg und die Flankenwirkung der 13. Division nöthigten den erschöpften Gegner zu dem Rückzuge, dessen unmittelbare Verfolgung das nächtliche Dunkel ausschloß. Unter diesen Umständen blieb die materielle Ausbeute der Schlacht bei Spicheren weit hinter den reichen Trophäen der dritten Armee bei Wörth zurück. Aber der moralische Werth eines Sieges wirkt weit über das Schlachtfeld hinaus. Er trägt seine Bedeutung in sich selbst. Die gänzlich unerwartete Nachricht von den gleichzeitigen Niederlagen im Elsaß und in Lothringen wirkte wie ein Donnerschlag bei heiterem Himmel auf die siegesgewisse französische Hauptstadt; auch in dem kaiserlichen Hauptquartiere entsagte man für den Augenblick jedem Widerstande. So fiel im Laufe der folgenden Woche das Land bis zur Mosel in die Hände der Deutschen." (Spen. Z.)

Miscellen.

Breslau. (Mirza-Schaffy.) In einem Feuilleton-Artikel der seit dem 1. ds. Mts. erscheinenden „Schles. Presse" erzählt Friedrich Bodenstedt folgendes zur Aufklärung über seine Lieder des Mirza-Schaffy: „Nach der in Deutschland vorherrschenden Annahme war Mirza-Schaffy ein berühmter persischer Dichter, durch mich mit allem Duft und Schmelz der Urschrift in das Deutsche übertragen. Nach einer anderen sich hartnäckig behauptenden Annahme hat Mirza-Schaffy in irdischer Wirklichkeit nie gelebt, und der Name wie die Gedichte sind meine Erfindung. Mit beiden Annahmen könnte ich, wenn es sich blos um persönliche Genugthuung handelte, höchlich zufrieden sein, denn als Uebersetzer hätte ich einen Triumph gefeiert wie ein ähnlicher nie dagewesen, und als Dichter hätte ich eine Gestalt geschaffen, über welche man mich selbst oft vergessen oder nur so weit beachtet hat, als ich Licht von ihrem Licht empfing. Die Wahrheit ist nun, daß die „Lieder des Mirza-Schaffy" keine Uebersetzungen sind, sondern mir allein ihr Dasein verdanken, daß aber nichtsdestoweniger vor Jahren ein Mann Namens Mirza-Schaffy gelebt hat, der längere Zeit mein Lehrer im Tatarischen und Persischen gewesen, und als solcher nicht ohne Einfluß auf die Entstehung jener Lieder geblieben ist, von denen überhaupt ein großer Theil ohne meinen Aufenthalt im Morgenland nicht entstanden sein würde. Wie ich nach Tiflis kam, dort die Bekanntschaft Mirza-Schaffy's machte, und im Laufe der Zeit näher mit ihm befreundet wurde, ist in meinem Buch „Tausend und Ein Tag im Orient" ausführlich geschildert worden, dessen genaue Kenntniß eigentlich die nothwendige Voraussetzung zum richtigen Verständniß der an Mirza-Schaffy's Namen geknüpften Lieder bildet, welche mit jenem Buch zusammenhängen wie Blumen mit dem Garten, in welchem sie gewachsen sind."

Der große Börsenkrach hat nicht nur der Tragik sondern auch dem Humor Stoff gegeben. So erzählt bei dieser Gelegenheit die „Tribüne" einen Vorfall in einer kleinen polnischen Stadt, wo die etwas harte Verordnung besteht und streng aufrecht erhalten wurde, daß der bankerotte Kaufmann in der Synagoge hinten stehen muß. Da hatte denn auch Einer Platz nehmen müssen, den ein Freund nach kurzer Zeit wieder ganz vorne stehen sah. „Ich gratulire," redete der theilnehmende Freund den Avancirten an, „Ihr seid also wieder solvent?" — „Ich solvent?" rief der Angeredete wieder ganz betrübt. „Ich will Ihnen sagen, es sind jetzt so viel kaput gegangen, daß ich habe müssen raufrücken!" — Eine andere in den „Humoristischen Blättern" enthaltene Illustration zu der „Krachwoche" verdient mitgetheilt zu werden. Sie hat die Form folgenden Zwiegesprächs: A. „Ich war so glücklich die 20 Stück Wiener Börsenbank-Actien zu finden, deren Verlust Sie vor einigen Tagen angezeigt haben. Hier sind sie, und ich bitte um den gesetzlichen zehnprocentigen Finderlohn." — B „Finderlohn? 10 Procent? Wie haßt? Geben Sie mir den Finderlohn und behalten Sie sich die Actien."

Logogryph.

Fünf Zeichen, ein Tapfrer
In That und in Wort;
Vier Zeichen — o Aermste,
Nie nah't er dem Port;
Vier Zeichen, sie schwebet
Im Fluge dahin;
Vier Zeichen, der Schönsten
Jauchzt jeglicher Sinn;
Vier Zeichen, der König
Der lebenden Welt.
Drei Zeichen, die Holde
Den Himmel erhellt.

Auflösung der Charade in Nr. 66:
Liebfrauenmilch.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 69. Speyer, Samstag, den 14. Juni 1873.

Moderne Kriegskunst.

Cajus schmiedet Riesenprojectile,
  Titus schweißt dem Schiff ein Panzerstück;
Cajus bombardirt die Panzerkiele
  Stracks mit Globen, noch einmal so dick.
Doch nicht träg, verstärkt in stillem Grolle
Titus seinen Panzer um sechs Zolle;
  Cajus aber setzt in guter Ruh'
  Seiner Bombe noch drei Centner zu.

Und so treiben sie's mit Grazie weiter:
  Immer dicker schwillt des Titus Kiel;
Doch auch Cajus ist kein lahmer Streiter,
  Und stets wucht'ger fliegt sein Projectil,
Bis beim jähen Stoß der Riesenböcke,
Bei dem donnernden Gekrach der Blöcke
  Taub wird in des Seekampfs heißer Stund'
  Selbst der Hai, gescheucht bis auf den Grund.

Lucius ersinnt mit keckem Muthe
  Eine Nadel, zagem Schneider fremd —
Eine Nadel, die in der Minute
  Sieben Feinden näht das Leichenhemd.
Doch Sempronius — ihn wurmt die Finte —
Setzt sich hin, erfindet eine Flinte,
  Die mit todverbreitender Gewalt
  Zwanzigmal in der Minute knallt.

Fünfzig mal aus neuem Rohre feuert
  Lucius nun; Sempronius grausend sieht's,
Ruht nicht, bis er ihm den Sieg vertheuert,
  Und verhundertfacht den Todesblitz.
Weg da, Schütz', mit Deinem Einzelblitze!
Führt sie vor, die Massenkugelspritze,
  Die das Blei verstreut aus erz'ner Hand,
  Wie Confettikörner und wie Sand!

Zwanzigtausend Söldner, kecklich hausend,
  Klopften einst erklecklich sich das Fell;
Itzo stellen sechsmalhunderttausend
  Würger sich einander zum Duell.
Quintus hat sein halbes Volk in Waffen;
Gut, das können wir uns auch erraffen!
  Allgemeine Wehrpflicht — Landwehr — ha!
  Wartet nur, bald steh'n wir tüchtig da!

Zu den Waffen, ihr Familienväter,
  Kommt, und wär's auch mit dem Hängebauch!
Kommt, ihr leichtbeschwingten Pflastertreter!
  Als Reserve kommt der Graubart auch.
Frau Bellona's Kasse, schwer erschüttert,
Die erst Hunderttausend nur gefüttert,
  Füttert künftig eine Million. —
  Und man nennt dies Civilisation!

Robert Hamerling.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Zweites Capitel.

Ha! Die Mausfalle!

Es war in der Frühe des St. Marxentags Anno 1448, als einige Reiter auf einer Waldblöße hielten, die nur durch wenige höhere Bäume und dazwischen stehendes Unterholz von dem davorliegenden freien Felde getrennt war. Man vermochte von der Stelle wohl hinaus ins Land zu blicken, konnte selbst jedoch von draußen schwerlich wahrgenommen werden, da das Gebüsch die Lichtung deckte. Schon längst war der Tag angebrochen, aber mit dem trüben Lichte eines stürmischen Morgens unter einem grauen Morgenhimmel lag er über der vom nächtlichen Regen durchfeuchteten Erde. Während die Pferde von dem langen und scharfen Ritt noch dampften, das nasse Gras der Waldblöße zerstampften und die Nüstern in den kalten Morgenwind hoben, waren die Reiter abgestiegen. Sie hielten scharfe Ausschau und unterhielten sich dabei in gedämpftem, fast besorglichem Tone. Dabei spähten sie besonders nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin, woher sie entweder die Ankunft Anderer erwarteten, oder zu fürchten hatten.

„Die Sache fängt an, mir nicht mehr zu gefallen," sprach einer der Männer mit bedenklichem Kopfschütteln zu einem Andern, mit welchem er etwas bei Seite hielt. „Der Tag ist schon weit vorgerückt, und wir können noch immer nichts beginnen. Wo steckt denn der Lange?"

Der, an welchen die Frage gerichtet war, zuckte die Achseln. „Ich sehe noch nichts von ihm," sprach er dann durch das Strauchwerk hinausblickend. „Aber, wo Teufels bleiben denn die anderen Bärenhäuter?"

„Die liegen sicherlich nicht auf der faulen Haut," meinte der Erstere wieder. „Sie mögen genug zu thun haben, um auf den grundlosen Waldwegen fortzukommen. Zu Roß geht es wohl noch und auch wohl noch zu Wagen. Aber die zu Fuß! Sieben Stunden in vier zurücklegen ist auf solchen Wegen und in solchem Wetter viel verlangt. Hu! Wie frostig."

„Der Weg ist weit und wir sind erst gegen Mit-

ternacht daheim weg, zu spät! Ich sagt' es ja gleich!" antwortete der Zweite etwas unmuthig. „Wir hätten leicht einen Tag länger warten, die Sache überlegen und besser vorbereiten können. Man bricht dergleichen nicht auf dem Knie ab. Aber, wer wollt' noch auf mich hören!"

„Was man heut' thut, ist morgen gethan."

„Was heut, mißlingen muß, kann morgen glücken. Nun wird wohl aus der ganzen Geschichte nichts."

„Auch mir bangt für unser Vorhaben. Aber der Anschlag ist doch fein ausgeheckt und wohl bedacht, — wir wollen demnach erst sehen."

„Fein ausgeheckt, wohl bedacht?" fragte der Andere jetzt entgegen. „Thorheit baut auf schlechten Grund. Weiberworte, falsche Brücken —"

„Weiberlist kann uns berücken, meinst Du. Es soll wirklich ein Mägdlein mit im Spiele sein. Aber Du weißt wohl selbst, was ein solches einem jungen, schmucken Gesellen zu Liebe zu thun vermag."

„Hm!" machte der Mißtrauischere. „Herrengunst, Aprilenwetter, Frauenlieb' und Rosenblätter — ich weiß, wie viel man auf Frauenliebe bauen kann."

„Und wär' das Fäßlein noch so rein,
So findt' man Drusen drinnen;
So welch' Jungfräulein säuberlich sein,
Die sind von falschen Sinnen."

„Nun! Er wird sich dabei wohl vorgesehn haben," wandte der Erstere jetzt wieder ein, indem er den Hals seines Pferdes streichelte. „Er hält doch sonst den Kopf frei und hat das Herz auf dem rechten Fleck. Auch der Hans Krümmler ist mit im Spiel; das ist ein verschlagener Kopf und wird das Seine thun."

„Der Fiedelhans?"

„Der Geiger, ja! Ein ehrlicher Geselle, obgleich ein Spielmann."

„Mag dem so sein. Aber geben sie ihm nur so viel zu trinken, bis er überläuft, so schwimmt sein Geheimniß oben."

„Den kennst Du noch nicht — der hält was."

„Er mag halten, so viel er will; auch er ist geaicht, und gießen sie nur ein Uebermaß zu, so kriegen sie aus ihm heraus, was sie wollen. Wer weiß, was die da drüben gegen uns vorhaben!"

Damit war derjenige der beiden Reiter, welcher zuletzt gesprochen hatte, ohne den Zügel seines Rosses loszulassen, auf einen Baumklotz getreten, der da umgestürzt auf der Waldblöße lag, womit er einen freieren Ausblick gewann. „Straf mich Gott," fing er an, „da drüben liegt das Nest, nahe genug. Sieht es nicht verlockend aus?"

Auch sein Gefährte hatte jetzt den Fuß heraufgesetzt und schaute über das vom Wind bewegte Laubwerk des Unterholzes hin auf ein bethürmtes und ummauertes Städtchen, das drüben im trüben Lichte des stürmischen Morgens auf dem Blachfelde lag. „Das ist es?" fragte er erstaunt. „Ha! Die Mausfalle!"

„Ja wohl, eine Mausfalle," bestätigte der Andere. „Und obgleich die Mäuse es wissen, gehen sie doch an den Speck. Hollah, wer kommt?"

Hier wurde das Zwiegespräch durch ein Rascheln im nassen Gebüsch unterbrochen, und gleich darauf trat eine lange Männergestalt in einem von der Nässe triefenden Mantel auf die Lichtung und in den Kreis der harrenden Reiter. Der Ankommende spritzte, während man ihn anrief, ruhig den Hut ab und schüttelte den Mantel, daß die Tropfen zu Boden sprühten. „Nun, wie steht es?" fragten mehrere Stimmen zugleich.

„Alles noch auf dem alten Fleck, Mauern und Thürme."

„Das können wir selbst sehen. Noch kein Thor offen?"

„Von zweien keines. Das Nest müßte ein drittes haben, das ich nicht entdecken konnte."

„Nein, es ist kein drittes da," versicherte jetzt derjenige, welcher sich gegen seinen Gefährten so bedenklich geäußert hatte. „Hast Du nichts von dem Fiedelhans wahrgenommen?" wurde weiter gefragt.

„Nichts. Keinen Hauch."

„Was macht denn der Schelm? Auch sonst kein Zeichen?"

„Keines."

„Nichts Verdächtiges?"

„Gar nichts. Es ist, als ob das Nest ausgestorben wäre."

„Hol' es der Henker! Was soll denn das bedeuten?"

„Ich denke, sie schlafen noch," bedeutete jetzt der Berichterstatter trocken, indem er sich aus dem Kreise hinwegwandte und aufmerksam den Waldweg entlang sah, bis er endlich, diesen Weg einschlagend, langsam weiter schritt.

Unterdessen hatten mehrere wieder den Baumklotz bestiegen, um über das vom Wind bewegte Buschwerk hinaus nach dem Städtchen zu schauen und die Bemerkungen von der Mausfalle zu wiederholen. Mittlerweile fuhr ein Wagen mit keuchenden Pferden langsam durch den Wald heran, andere folgten, und bald hatte sich auf der Waldblöße ein bewegtes Leben entwickelt. Bewaffnete Männer standen umher und plauderten mit Gestalten, welche in der Tracht von Pilgerinnen mit nicht sehr sittsamen Sprüngen von dem einen Wagen ins Gras herunter gesetzt waren. Da und dort fiel ein grobes Scherzwort, da und dort erging man sich in derben Neckereien. Dazwischen fielen aber auch andere Reden, die eine gewisse Besorgniß, oder doch einen Zweifel aussprachen, während sich etwas beiseits, unter einer freistehenden Buche, Mehrere gesammelt hatten, welche sich offenbar ernstlich beriethen, was zu thun sei. Indessen wurden die müden Pferde ausgespannt, die Wagen umgekehrt und mit solchen Rossen bespannt, welche schon früher auf der Waldblöße angelangt waren und sich ausgeruht hatten, worauf es rasch wieder in der Richtung abging, aus welcher man nach dem Sammelplatze gelangt war. Mitten in diesem Getriebe machte sich dann eine Stimme geltend, die Keiner hörte, ohne den Kopf nach der Seite zu wenden, woher sie ertönte. Es war ein Mitglied der Berathenden unter der Buche, eine hohe, kräftige Gestalt im weiblichen Pilgerrock. Vortretend erklärte diese Person mit lauter Stimme: „Lieben

Freunde, Männer, Meister und Gesellen! Nachdem ihr mir zu dem Fürhaben, das mir aus treuem Gemüthe eingegeben ward, bis hieher sonder Furcht und Bedenken gefolgt seid als Freunde, fromme Bürger und tapfere Männer, einen trefflichen Mitbürger aus harter Gefangenschaft zu lösen und, so Gott will, die Feinde eurer Stadt zu strafen, so meinen diejenigen, mit denen ich mich berathen, daß wir alsbald starken Gemüthes und unerschrockenlich die Sach' beginnen und vollführen wollen und nicht länger größerer Zahl der Unsrigen warten, die zu Fuß gehend nachkommen. Es ist hohe Zeit. Wer aber mit Worten und Rathen weitere verlieren will, mag wieder mich reden."

Eine Pause trat ein, dann folgte ein Gemurmel. „Die Stadt ist fest und wir sind hier erst wenige," ließ sich endlich einer laut hören. „Ein verschlagener Feind steckt hinter den festen Mauern dort, und so dürften wir wohl harren, bis unsere vierhundert Brüder hinter uns stehen. Dann brauchen wir auch die Falle nicht zu fürchten, in die wir jetzt leicht gerathen dürften."

Wenn sich nun auch lauter Widerspruch gegen diese Rede erhob, so fand der Vorschlag doch auch bei einigen offenen Beifall. Die Gestalt im weiblichen Pilgergewande hörte es, nagte an der Unterlippe und hub dann wieder an: „Der Einwand soll gelten. Wer zweifelt, mag hier bleiben und die Brüder erwarten, die noch zu Fuß oder Wagen anlangen werden. Es müssen ohnehin Leute hier am Sammelplatz verweilen und ausharren, bis unsere Freunde kommen. So aber Etwelche unter uns sind, die ob unserm Fürhaben Reue haben oder Furcht in sich fühlen, mögen sie ganz umkehren, ohne Rüge und Verdruß."

„Vom Frauengeziefer fühlt Niemand Furcht oder Reue!" rief jetzt eine Stimme mit Humor.

„Aber," warf eine andere Stimme ein. Etliche mögen müde sein oder sich durch den Pilgerrock beengt fühlen."

„Dann aus damit, wir sind unserer immer noch genug."

„Mir den Frauenrock," rief jetzt derselbe Geselle, welcher zuerst mit den Reitern auf dem Sammelplatz angelangt war und gegen einen seiner Gefährten kein Hehl aus seinen Bedenklichkeiten gemacht hatte. „Nimm meine Stelle ein, Caspar, und laß mich auf den Frauenwagen." Der Angesprochene sah nach der Person im Pilgergewande hin, die hier das entscheidende Wort führte. Ein Nicken derselben hieß den Vorschlag gut, und Caspar zog denn auch sofort den spannenden Rock von seinem feisten Körper über sein volles, rothes Gesicht und warf ihn pustend seinem Nachbar zu. „Da, Wenzel, rief er. „Sieh zu, wie es Dir im Weiberrock ergeht. Ich will nur in meiner natürlichen Gestalt in das Nest hineinkommen, wenn es einen guten Schluck drinnen gibt, die Kehle zu schwenken."

Während nun aufrufende und befehlende Worte erschollen und rasch sich die Haufen schieden, in Glieder reihten und Ordnung in das bunte Getriebe kam, hatten auch die seltsamen Pilgerinnen wieder ihren Wagen bestiegen. Derselbe lange Mann im Reitermantel, welcher gleich bei seiner Ankunft zu Pferde aus dem Sattel gesprungen war, um die Stadt zu umschleichen und nach den Thoren zu sehen, stand jetzt hochaufgerichtet am Frauenwagen im hastigen, aber leisen Gespräch mit der Pilgerin, welche auf dem Sammelplatze so eben das große Wort geführt hatte. Diejenigen, welche zunächst standen oder schon auf den Wagenbänken saßen, konnten nur so viel verstehen, daß von Conrad Lang die Rede war, der nicht säumen werde, sofort nach seiner Ankunft mit der Hauptschaar nachzurücken, während ein Haufe für's Erste den Sammelplatz noch besetzt halten, ein anderer aber durch den Wald um die Stadtmauern rücken sollte, um eine Seite des Ortes zu beobachten, Niemanden durchzulassen, das zweite Thor je nach Gelegenheit in der Stille zu besetzen oder rechtzeitig mit den Beilen einzuschlagen.

Unterdeß hatte sich der dicke Caspar an einige Gesellen gemacht, die dort in Waffen bereit standen. Scheinbar, um Andere sorglos zu machen, in Wahrheit jedoch wohl, um den eigenen Muth aufrecht zu erhalten, versetzte er sich in diesem ernsten Augenblick in seine Rolle als Cermonienmeister bei den Zunftfeierlichkeiten und hielt eine jener scherzhaften Anreden, wie sie beim Gesellenschleifen und anderen Gelegenheiten auf den Zunftstuben gehalten wurden. So sprach er: „Nun wirst Du kommen vor eine Stadt, die auch ihre Mauern und Thore hat. Wenn Du nahe hinzu bist, setze Dich eine Weile nieder und warte, bis der Pförtner kommt und Dich fragt, ob Du nicht herein kommen mögest. Willst Du das thun?"

„Ja!" antwortete herzhaft der und jener.

„Du sollst es nicht thun, sondern selbst zum Thore hineingehen, wenn man Dich läßt," fuhr der dicke Caspar fort. „Da wird Dich der Thorwart anschreien und fragen: Woher, Junggeselle? Denn die Thorwärter sind zuweilen spitzfindig und wollen immer gern etwas Neues erfahren. Also thust Du, als ob Du nicht hörest und gehst nur immer fort. Schreit er alsdann Dich wieder an, woher? so schreie zurück und sprich: Da komm' ich aus dem Land, das nicht mein ist! So wird es ihm ein großer Spott vor Andern sein! Willst Du das thun?"

„Ja!"

„Du sollst es nicht thun, sondern wenn Dich Jemand um eine Sache fragt, so unterricht' ihn fein und sprich — —"

„Nichts sprich, sondern mach' voran und halt' Dich gut!" fiel der Lange im Reitermantel ein, der sich von dem Pilgerwagen ab zu den hier aufgestellten Leuten gewandt hatte. „Und Du, Casper, halt jetzt Dein Maul, — es ist wahrlich Zeit!" Damit hatte er den Dicken etwas unsanft auf die Seite gedrängt, indem er sich an die Spitze der Schaar stellte. „Oho, Kunz!" brummte Caspar. „Immer so grob als lang!" Der lange Kunz aber hörte nicht weiter auf ihn, sondern zog unverweilt mit seinen Leuten von dem Platze hinweg durch den Wald. Unterdeß fuhr in entgegengesetzter Richtung schon der Wagen mit den seltsamen

Pilgerinnen langsam auf dem Wege dahin, welcher durch das Gefilde vor dem Walde nach dem Thore der anderen Stadtseite führte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sago und seine Geschichte.

Aus dem Marke mehrerer Palmen, welche in Ostindien, auf den Molukken und Philippinen, sowie auch in China, Japan ꝛc. wachsen, wird der Sago, jetzt schon ein sehr bedeutender Handelsartikel, bereitet. Man kennt namentlich drei Palmenarten: die echte Sago-Palme welche den besten, die Mehlsago-Palme, welche geringenen, und die großblättrige Sago-Palme, welche den schlechtesten Sago liefert. Das aus dem Holz genommene, in Wasser gereinigte, durch Erhitzen zu einer durchscheinenden, gallertartigen Masse gewordene Mark wird dann durch Metallsiebe getrieben, deren Maschen, je nach der Art, dichter oder weiter sind. Hierauf wird der Sago halb getrocknet, in großen Fässern oder Cylindern gerollt, damit die Körner völlig rund und glatt werden, worauf man ihn völlig austrocknet. Man unterscheidet im Handel weißen und rothen oder braunen Sago, und die beste, in kleinen, gleichmäßigen Körnchen bestehende Sorte des weißen ist die am höchsten geschätzte sogenannte Sagoblume. Außerdem zerfallen beide wieder in molukkischen, echten ostindischen, alten Tapioka-Perlsago u. s. w. Alle diese Sorten sind aber ebenso in ihrer Beschaffenheit als nach ihrem Ursprung verschieden. Wirklicher echter ostindischer Sago gelangt nach Deutschland wohl höchst selten, sondern alle bei uns verkäuflichen Sorten sind untergeschobene Ersatzmittel. Echter guter Sago muß in gerundeten, mehr oder weniger, doch in jeder Sorte gleich großen, sehr harten, zwischen den Fingern nicht zu Pulver zerreibbaren, aber elastischen, halb durchsichtigen, geruchlosen und süßlich schmeckenden Körnchen, die oft zu unregelmäßigen Klumpen zusammengeballt sind, bestehen. In kaltem Wasser nicht auflöslich, gibt er demselben doch so viel Stärkemehl ab, daß es durch Jod lebhaft blaugefärbt wird; in heißem Wasser bläht er sich nur auf, erweicht und wird durchscheinend, behält aber seine Gestalt bei. Der echte rothe Sago ist nicht künstlich gefärbt, sondern hat diese Färbung durch gelindes Rösten angenommen, wodurch zugleich sein Stärkemehl etwas verändert wird. Die echten weißen Sagosorten geben meistens nichts an kaltes Wasser ab, so daß dies durch Jod nicht gebläut wird; der sogenannte alte Sago bleibt gewöhnlich sogar in heißem Wasser unverändert und scheidet nur Häutchen ab. Aus Amerika kommt Sago in den Handel, der aus den Wurzelknollen der Bataten bereitet wird. Eine andere geringe Sagosorte kommt aus dem Mark des in Ostindien heimischen Cykasbaumes. Die bedeutendste Menge des bei uns verkäuflichen Sagos besteht aus einem Fabrikat von Kartoffelstärke. Dieser deutsche Sago würde auch völlig seinen Zweck erfüllen, wenn er nicht meistens als ostindischer unverhältnißmäßig theuer verkauft würde. Seine Bereitung ist folgende: Frische, noch feuchte Kartoffelstärke wird durch Metallsiebe, im Kleinen durch einen Durchschlag getrieben; die entstandenen Körnchen werden in einem kaffeetrommelähnlichen Cylinder abgerundet; durch Erhitzen des Trockenraumes bis auf 200 Grad Fahrenheit erhalten diese Sagokörnchen eine gelbe oder röthliche Farbe. Solcher Sago läßt sich meistens zwischen den Fingern zerreiben, zerweicht in heißem Wasser vollständig und gibt auch an kaltes Wasser stets so viel ab, daß dasselbe durch Jod stark gebläut wird. Ist der Sago gar aus dem Mehle von Hülsenfrüchten, besonders Bohnen, bereitet und künstlich gefärbt, so wird er in kaltem Wasser bald weiß, während dieses schwach röthlich erscheint; auch lösen sich diese Sagokörnchen in heißem Wasser schnell zu Brei auf.

Fremdländischer echter Sago kommt über London, Amsterdam oder Hamburg zu uns, fehlt aber oft ganz auf dem Markte; darum sind die amerikanischen Sorten Bahia-, Rio-, Java- ꝛc. Sago viel gesuchter geworden, als sie es früher waren. Die bedeutendsten deutschen Sago-Fabriken befinden sich in Magdeburg, Halle, Eisenach, Gotha, Schweinfurt, Krischa bei Liegnitz u. s. w. — und wenn ihre Fabrikate nur nicht die Preise des ostindischen Sago beanspruchen, so sind sie oft vortheilhafter als jener.

Miscellen.

* Das Angährenlassen der zur Fütterung bestimmten Kleie gewinnt mehr Freunde. Gutsbesitzer Gelschner schreibt der höheren landwirthschaftlichen Lehranstalt in Worms, daß er, um über die Vortheile des Angährenlassens der Kleie ins Reine zu kommen, den folgenden Versuch ausgeführt habe. Er habe 14 Tage lang dreien seiner Milchkühe, die für den Versuch bestimmt waren, die Kleie in gebräuchlicher Weise, nämlich angebrüht mit Wasser und in Form von Getränke verabreicht und das Gesammtmilchquantum während dieser Zeit bestimmt. Darauf habe er die für den andern Tag bestimmte Kleie immer Abends vorher mit Wasser von ungefähr 28° R. Wärme eingeteigt und etwas Sauerteig zugegeben. Dies Verfahren habe er 14 Tage lang fortgesetzt und dabei eine Steigerung des Milchertrögnisses um 24 Liter beobachtet. Darauf habe er 14 Tage lang die Kleie im angebrühten Zustande gegeben und gefunden, daß der Milchertrag sich wieder auf das ursprüngliche Quantum vermindert habe. Gleich günstige Resultate hat Herr Gelschner auch mit der im angegohrenen Zustande verfütterten Kleie bei Mastvieh erzielt.

London, 31. Mai. Wie der „Times" mitgetheilt wird, hat C. B. Brown, der Vermesser der britischen Colonie Guyana auf einer seiner letzten Reisen nach den Quellen der großen Flüsse von British Guyana in der Nähe des Urquells des Massenrund einen gigantischen Wasserfall entdeckt. Das Wasser ergießt sich von der nordwestlichen Seite des großen Abhanges des Berges Reraima, „die Dach-Etage der Welt." Dieser außerordentliche Felsen hat eine Höhe von 2000 Fuß und scheint auf allen Seiten, die bis jetzt vermessen worden, unzugänglich zu sein. Der Gipfel ist flach und von großer Ausdehnung. Der Fall gehört nach Aussagen von Indianern dem Fluß Caruni, einem Nebenfluß des Orinoco im Territorium Venezuela an.

Logogryph.

Das Wörtchen, das ich euch hier bringe,
Aus sieben Zeichen ist's erbaut;
Sein Nutzen ist wohl nicht geringe,
Doch ward ihm Hohes nicht vertraut,
Und sagt ihr froh: Ich bin darauf!
Hat Lust und Laune ihren Lauf.

Nehmt weg den Kopf, und triumphirend
Schlägt's alle seine Feinde todt.
Den Hals auch: Sinn und Kraft verlierend
Stürzt es dahin in Staub und Koth;
Doch in so tiefem Mißgeschick
Sieht seinen Werth des Kenners Blick.

Nun schneidet ab das Paar der Füße,
Und es entsteht ein Feuergeist;
Ist gleich die Mutter sanft und süße,
Er glühend in's Verderben reißt.
Doch eint ihn mit dem duft'gen Kind
Aus Ost, und er wird mild gesinnt.
Nun hebet auch die Brust noch weg!
Voll Absicht sucht es krummen Steg.

Auflösung der Charade in Nr. 68:

Heros, Hero, Hore, Rose, Eros, Eos.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

// Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 70. Speyer, Dienstag, den 17. Juni 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Nun freue Dich, gut Kätherlein!

Die Pilgerinnen, welche den Weiberwagen eingenommen hatten, sahen mit pochendem Herzen, wie ihr Fuhrwerk durch die aufgeweichten Wege, in einiger Entfernung von den Umfassungsmauern des Städtchens Herlisheim, durch die Felder und Wiesen hin sich mühsam fortbewegte und nur allmälig dem Thore näherte, dessen Thurm bereits hinter den Pappeln und den Weiden sichtbar wurde. Aller Augen waren jetzt dorthin gerichtet, besonders auch diejenigen der Person, welche vorhin auf dem Sammelplatze das Volk angeredet, die Haufen geordnet und dann noch am Wagen selbst dem langen Kunz Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte. Die hohe, kräftige Gestat hatte bereits ihren Platz ganz hinten auf dem Wagen gewählt, wo sie sich oft von ihrem Sitze erhob, aufrecht stehend mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem Thorthum hinüber schaute und dazwischen manchmal scharfen Blickes die Besatzung des Frauenwagens selbst übersah. Auf jeder einzelnen dieser seltsamen Pilgerinnen verweilten dabei forschend und musternd die lichten Augen, bis endlich von den Lippen folgende Worte kamen: „Liebe Gesellen! Unserer sind wenige, nur zwölf auf dem Wagen, die das Wagstück unternehmen wollen. Besser aber, wir sind nur die Hälfte, als daß Einer unter uns sei, auf den kein Verlaß wäre. Noch ist's Zeit für jeden, der zurücktreten will.“

„Niemand will es!“ ward nach einer kleinen Pause von allen Seiten entgegnet.

„Gut denn! So bleib es bei dem Dutzend, wenn alle starken Gemüths und unerschrockenlichen Sinnes sind, aber auch in Allem thun wollen, wie angeordnet ist. Nur noch Eines hab' ich euch nun zu sagen zu wiederholten Malen: „Thut dem alten Thorwart kein Leid an. Kein Haar darf ihm gekrümmt werden! Hört ihr: Kein Haar! Geht also in jedem Fall fein säuberlich mit dem alten Manne um.“

Wieder trat eine Pause ein, dann ein Flüstern. „Den Sträuchlin schonen?“ raunte seinem Nachbar der Geselle zu, welcher das Frauengewand des dicken Caspars angezogen und sich zuletzt noch zu den seltsamen Pilgerinnen gesellt hatte. Welch' zärtliche Fürsorge für den Wärtel! So lang er sich nicht wehrt, ja! Macht er sich aber unnütz, so mag er einen Spieß in den Wanst kriegen! Ich habe mich nicht auf den Frauenwagen gesetzt und den verdammten Rock da angezogen, um noch Umstände zu machen.“

„Wir sind aber doch auf frommer Pilgerfahrt,“ meinte der Andere mit einem Lächeln auf sein Gewand blickend.

„Hm, ja! Und fahren dahin, wie die Schafe in den Pferch. Aber meinst Du wohl, mir sei dieser alte Kerl am Thor ein Heiliger, den man nicht anrühren dürfe?“

Das Kätherlein ist sein Kind!“ warf der Andere leise, aber bedeutsam mahnend ein.

„Um so schlimmer! Ich hab' allweg gehört, wo Männer thöricht werden, ist ein Weib im Spiel.“

„Nicht also!“ entgegnete der Andere. „Es ist keine Thorheit, sondern ein wohlbedachter Anschlag.“

„Wohl bedacht und — ausgelacht,“ fuhr jener Geselle fort. „Die Dirne hat ja wohl das mit der Pilgerfahrt fein ausgeheckt. Hat man je gehört, daß man sich zu Kriegszügen in Frauengewänder steckt? Sie glaubt wohl selbst nicht, daß wir so thöricht ihrem Rathe nachleben würden. Doch Weiberlist macht aus Männern Narren. Aber straf' mich Gott, wenn ich am Thore Umstände gelten laß. Der Sträuchlin ist für mich nicht gefeit.“

„So thätest Du besser, noch jetzt von der Sache abzustehen, und mit einem Sprung aus dem Wagen wär' es geschehen.“

„Ich muß dabei sein!“ versetzte der Geselle entschlossen, indem er seinen Pilgerrock enger zusammenzog. „Muß sehen, was hier geschieht und hinter der Sache steckt. Und wer weiß, wie viel Unheil ich abwenden kann. — Wenn man wirklich mit uns einverstanden, wo ist das Zeichen dafür? Siehst Du etwas am alten Thorthurm?“

„Nein, ich nicht. Aber die rechten Augen werden es schon sehen,“ meinte der Andere mit einem Blick nach der aufgerichteten Gestalt hinten im Wagen.

„Aber, wie gemahnt Dich das Nest?“ fuhr der mißtrauische Geselle fort. „Eine richtige Rattenfalle, he!“

„Man scheint es eben nicht auf uns abgesehen zu haben, — die Falle ist nicht gespannt, das Thor geschlossen, wenn ich richtig sehe!“ Der Geselle, an den die Worte gerichtet waren, wollte seinem Mißtrauen weiteren Ausdruck geben, als er aufblickend bemerkte, daß ihn die Augen der hier maßgebenden Person vom letzten Platze des Wagens her beobachtend streiften und dann weiter glitten, um auf einer der Pilgerinnen zu haften, die gleich Allen in einen braunen Weibermantel gehüllt war und dem Fuhrmann zunächst auf dem vordersten Sitze des Wagens saß. „Martin!“ rief die wohlbekannte Stimme. „Gedenke nur dessen, was wir besprochen. Kein Wort zu viel, keins zu wenig.“

Zur Bekräftigung ihres Einverständnisses nickte die angerufene Person zurück. Dann ging es wieder in aller Stille vorwärts, und kein Wort unterbrach weiter das Rasseln des Wagens, als dieser jetzt, von dem Feldwege auf die Straße gelangt, etwas rascher zufuhr, und zwar unmittelbar dem Thor entgegen. Man war nunmehr demselben näher gekommen, und Jedermann im Wagen konnte bemerken, daß das Thorhaus noch verschlossen, der feste Eingang zur Stadt durch die aufgezogene Brücke gesperrt war. Erstaunt sahen sich die wunderlichen Pilgerinnen an; man schien sich gegenseitig fragen zu wollen, was das zu bedeuten habe, und wie man bei geschlossenem Thore über den tiefen Graben und die hohen Mauern in das Städtchen gelangen solle. Endlich aber blieben Aller Augen auf der Person haften, die hier die wichtigste schien, wenn sie auch den Platz hinten am Wagen gewählt hatte. Die hohe aufrechte Gestalt hatte sich fester in den Pilgermantel gehüllt und blickte noch immer unverwandt und ohne eine Miene zu verziehen, gegen das Thorhaus hin. Welche Beklommenheit die Brust unter dem braunen Mantel preßte, vermochte Niemand zu erkennen. Aber man hätte auf die peinigende Stärke derselben nach dem Seufzer schließen können, der mit einem Mal aus der Tiefe des schwerbelasteten Herzens stieg und erleichternd die kräftige Brust hob.

Allen im Wagen war dieser befreiende und erleichternde Seufzer vernehmbar gewesen, und als sie nun den Blicken folgten, welche so unverwandt drüben am Thorhaus hingen, bemerkten sie, wie sich die Zugbrücke unter widerlichem Geräusch senkte und auf den diesseitigen Rand des Stadtgrabens niederfiel. Eine fieberhafte Ungeduld und Aufregung bemächtigte sich jetzt der kleinen Schaar. „Fuhrmann,“ schrieen mehrere Stimmen, „hau zu! Treib Deine Mähren an! Höll' und Tod, hau zu! Der Wärtel kommt uns sonst zuvor! Zeig' Dich jetzt, Ittel!“

Es schien sich nämlich vor Allem darum zu handeln, schleunigst auf die Brücke zu fahren, bevor der Thorwart Zeit fände, dieselbe zu überschreiten und den Zugang durch den Zollbaum zu sperren. So klatschte denn die Peitsche plötzlich mit Wucht in die Pferde ein, und der Wagen rasselte mit möglichster Schnelligkeit der Brücke zu.

Fast litt es die Leute nicht mehr auf dem Pilgerwagen, und am liebsten wären sie herausgesprungen, um alsbald gegen Brücke und Thor zu stürmen und sie im ersten Anlauf zu nehmen. Aller Augen heischten gleichsam Erlaubniß und Befehl hierzu von der Person, die sie geben konnte; deren Haltung und Gesichtsausdruck aber gebot Ruhe und Zurückhaltung, während der Pförtner des Städtchens den Anfahrenden bereits zuvorgekommen war. Selbst auf die Gefahr hin, die Reisenden zu beschädigen, hatte dieser den schweren Zollbaum fallen lassen, so daß die Pferde des Wagens beinahe erschlagen worden wären, als sie gerade noch durch die schon vorliegende Barre unmittelbar zum Stehen gebracht wurden. Der alte Sträuchlin, wohlbestallter Thorwart zu Herlisheim, empfing die Reisenden, wie wir bereits wissen, in nicht sehr rosiger Laune. Nach dem ungewohnten nächtlichen Trinkgelag brummte ihm der Kopf und er war nicht in der Stimmung, gegen unbekannte Wallfahrer eine Höflichkeit und Rücksicht walten zu lassen, die er auch sonst nicht überflüssig übte. So knurrte er denn auch wie ein Kettenhund die Zufahrenden an und zeigte keinerlei Achtung vor den frommen Frauen, die auf einer Pilgerfahrt begriffen waren, wie sie ihm selbst sagten. Rauh und brummig forderte er den Herrenzoll. Und als ihm eine der Pilgerinnen, welche neben dem Fuhrmann saß, darauf hin ein Geldstück reichte, wollte er trotz aller guten Worte dasselbe nicht nehmen, schalt auf die schlechte wälsche Münze und auf die Weibergesellschaft im Wagen selbst, indem er sich so, wie die Chronik berichtet, mit vielen Zankworten unnütz machte. Denen auf dem Pilgerwagen begann nachgerade die Geduld zu reißen. Mehrere rauhe Stimmen mischten sich in den Streit. „Wie mag der alte Kerl ehrliche Frauen auf ihrer Heilthumsfahrt aufhalten!“

„Beim Henker auch, schlag' dem groben Filzen auf sein breites Maul!“

„Ja, Martin, mach' nicht länger Umstände!“

Da, mit einem Male erscholl der Ruf vom Hintertheil des Wagen her: „Pilgram herab!“

Und im Nu waren die Pilgerinnen mit nicht sehr züchtigen Sprüngen über die Wagenleitern und den Zollbaum gesetzt. Während sich die Mehrzahl auf den überraschten Thorwart warf, zogen Andere rasch den Zollbaum wieder auf und trieben den Fuhrmann an, mit aller Macht zuzufahren, um den Wagen auf die Brücke und in die Thorhalle zu bringen. „Nun halt Dich gut, Ittel, und es soll Dir fortan wohl gehen!“ rief man ihm zu.

Unterdeß sah sich der Thorwart förmlich überrumpelt und an den Brückenrand gedrängt. Mit kräftigen Armen suchte er sich des plötzlichen Angriffs zu erwehren und schlug derb und grob auf die wilden Pilgerinnen los, die unter ihren Weiberröcken die Knochen und Fäuste von Männern verhüllten, wie er rasch inne geworden war. Mit all seiner rüstigen Kraft konnte der Thorwart gleichwohl nur den Grimm der Gegner noch reizen. „Thut ihm kein Leid an!“ ertönte jetzt die Stimme wieder, welche hier zu befehlen hatte. „Kein Haar werde ihm gekrümmt!“

Aber der Befehl wurde in dem augenblicklichen Tumult und Wirrwarr kaum vernommen oder kam zu

spät. Denn schon war der arme Thorwart über den Brückenrand gehoben, und schwer fiel jetzt sein Körper in den Stadtgraben, daß er untersank und das Wasser klatschend über ihm zusammenschlug.

„Mein Vater! Mein Vater!" Es war ein durchdringender, markerschütternder Schrei, der jäh und gellend aus dem Thorhaus erscholl und das Ohr einer der Person im Getümmel auf der Brücke so furchtbar traf, daß derselben alles Blut aus den Wangen wich und zum Herzen zurückfloß. „Wer hat sich das unterfangen?" ließen sich die bleichen Lippen vernehmen. „O, mein Gott, mein Gott!"

Aber keine Frage ward hier mehr gehört, Niemand nahm sich Zeit, solche zu beantworten. Wie reißende Thiere liefen die grimmigen Pilgerinnen über die Brücke gegen das Thorhaus, um den Zugang zur Stadt zu gewinnen, ohne sich weiter um den unglücklichen Wärtel zu kümmern. Während die Einen schon kampfmuthig die Beile schwangen, nahmen sich Andere im Eifer des Sturmes nicht einmal mehr Zeit, ihr unbequemes Gewand zu schürzen und die kurzen Schwerter zu ziehen, die sie unter ihrer Verkleidung trugen.

(Fortsetzung folgt.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

XI. Mißheirath, morganatische Ehe.

In den ältesten Zeiten gab es nur einen Standesunterschied, der bei Eingehung der Ehe in Betracht kam, der Gegensatz von Freien und Unfreien. Eine Ehe unter Freien, mochte auch der eine Gatte von höherem, edlerem Geschlechte sein, galt als eine Ehe unter Standesgleichen, und hatte daher volle Rechtswirkung; ein Grundsatz, den auch das römische und canonische Recht aufstellten.

Nicht dasselbe galt jedoch von Ehen zwischen Freien und Unfreien. Trat eine freie Frau mit einem Unfreien in eheliche Verbindung, so setzte sich bei einigen Volksstämmen der Unfreie der Todesstrafe aus. Nach anderen Volksrechten blieb zwar die Frau, wenn sie erklärte, sich freiwillig mit diesem Manne verbunden zu haben, mit ihm verbunden, aber sie folgte seinem Stande, d. h. sie wurde selbst unfrei. Natürlich wurden dann auch die Kinder unfrei. — Verband sich dagegen ein freier Mann mit einer unfreien Frau, so blieb diese unfrei, wenn sie nicht freigelassen oder freigekauft wurde und vererbte ihre Unfreiheit auch auf ihre Kinder. Nach einigen Rechten wurde sogar der Mann, welcher sich mit einer Unfreien verband, selbst unfrei.

Auch im Mittelalter galten im Allgemeinen noch dieselben Grundsätze; die Kinder eines (unfreien) Dienstmannes und einer freien Frau, oder eines freien Mannes und eines Dienstweibes wurden unfrei, nach dem Rechtssprüchworte: „Das Kind folgt der ärgern Hand." Wenn aber die beiden Eltern freier Geburt, so waren auch die Kinder frei, sie waren den Eltern ebenbürtig, das heißt gleichen Standes durch Geburt. Doch folgte in diesem Falle das Kind immer dem Stande seines Vaters; das Kind konnte daher sogar „besser" geboren sein, als seine Mutter, wenn nämlich der Vater einem höheren Stande der Freien angehörte, als die Mutter, wenn er von Adel war, die Mutter aber nicht; niemals aber konnte ein Kind „besser" geboren sein, als sein Vater, wie auch heut zu Tage wohl der Vater seinen höheren Stand, nie aber die Mutter den ihrigen auf die Kinder vererben kann.

Seit dem 15. Jahrhunderte aber, insbesondere seitdem die reichsständischen Familien, d. h. diejenigen, welche auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatten, und die man darum auch als „hohen Adel" bezeichnete, sich immer mehr als ein eigener Stand von den übrigen Ständen absonderten, machte sich allmälig die Ansicht geltend, daß die Ehe eines Mannes aus einer reichsständischen Familie mit einer Frau aus einem der übrigen Stände — Adel-, Bürger- oder Bauernstande — eine Mißheirath sei, und daß weder die Frau, weil dem Manne nicht ebenbürtig, noch die Kinder Rang und Stand des Vaters erhalten, und durch die aus ebenbürtigen Ehen erzeugten Kinder und Verwandte von der Nachfolge in Land und Leute und in die Reichsstandschaft ausgeschlossen werden. Diese Ansicht wurde begünstigt durch das Recht der Autonomie, welches man den reichsständischen Familien zugestand, d. h. das Recht, durch Hausgesetze ihre Familienverhältnisse zu ordnen und dadurch auch Grundsätze über Ebenbürtigkeit und Mißheirathen für ihre Familien aufzustellen. Gleichwohl bildete sich ein allgemeines festes Herkommen nicht, namentlich da auch dem römischen und canonischen Rechte, den geschriebenen Quellen des gemeinen Reichsrechtes der Begriff von Ebenbürtigkeit und Mißheirathen unter Freien vollständig fremd war.

Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden die „Mißheirathen" Gegenstand der Reichsgesetzgebung, als auf Andringen altfürstlicher Familien in die Wahlcapitulation Kaiser Karl VII. vom Jahre 1742 eine Bestimmung aufgenommen wurde, wonach der Kaiser versprach, „er werde fernerhin nicht mehr den aus unstreitig notorischer Mißheirath erzeugten Kindern eines Standes des Reiches oder aus solchem Hause entsprossenen Herrn die väterlichen Titel, Ehren und Würden beilegen, viel weniger dieselben zum Nachtheile der wahren Erbfolger für ebenbürtig und successionsfähig erklären." Was aber eigentlich „notorische Mißheirath" sei, sollte nach der Wahlcapitulation Kaiser Joseph II. von 1764 einer näheren Erklärung vorbehalten bleiben. Diese Erklärung ist aber niemals erfolgt, und so fehlt es an einem allgemeinen Reichsgesetze über Mißheirathen.

Es ist daher auch heut zu Tage noch eine Mißheirath nur dann anzunehmen, wenn Personen des hohen Adels, d. h. der regierenden

und der ehemals reichsständischen Familien mit Personen des niederen Adels oder der anderen Stände in eheliche Verbindung treten, und auch dann nur, wenn ein giltiges Hausgesetz oder ein festes Herkommen solche Verbindungen als Mißheirathen erklären. Eheliche Verbindungen dagegen zwischen dem niederen Adel und dem Bürger- oder Bauernstande sind nicht als Mißheirathen zu betrachten. Uebrigens ist auch eine wirkliche Mißheirath immer eine kirchlich und bürgerlich vollkommen giltige Ehe; nur erhält die Frau nicht Rang und Stand des Mannes und die Kinder aus der Ehe erben nicht das Lehen- oder Stammgut.

In genauem Zusammenhange mit der Mißheirath steht die sogenannte „morganatische Ehe" oder „die Ehe zur linken Hand." Auch die morganatische Ehe kam in Deutschland erst seit dem 15. Jahrhundert bei den reichsständischen Familien in Uebung. Wenn ein Mitglied einer solchen Familie, welches bereits Kinder aus einer früheren ebenbürgen Ehe hatte, deren Rechte und den Glanz der Familie nicht durch Kinder einer zweiten Ehe schmälern wollte, so wurde die zweite Ehe als morganatische oder Ehe zur linken Hand abgeschlossen. Hier waren alle Rechte der Frau und der Kinder durch den Ehevertrag geregelt, und zwar in der Regel so, daß die Frau nicht in den Rang, den Stand und die Familie des Mannes eintrat, bei ihrem Tode nur die bedungene Abfindungssumme erhielt, und die Kinder die Lehen- und Stammgüter nicht erbten. Doch konnte auch schon die erste Ehe als morganatische Ehe abgeschlossen werden.

Abgesehen von diesen beschränkten Wirkungen der morganatischen Ehe ist sie, wie die Mißheirath, eine kirchlich und bürgerlich vollkommen giltige Ehe, die Frau ist die rechtmäßige Frau und die Kinder sind ehelich; sie ist „eine Heirath ins Blut, aber nicht in Stand und Gut," wie das Rechtssprüchwort sagt. Mißheirath und morganatische Ehe haben also das gemeinsam, daß, obgleich sie kirchlich vollkommen giltig sind, wegen des verschiedenen Standes der Ehegatten nicht alle bürgerlichen und politischen Wirkungen der Ehe eintreten, nur beruhen die Wirkungen der ersteren, der Mißheirath, auf Gesetz, die der letzteren auf dem Ehevertrag.

Der Name „morganatische Ehe" ist abgeleitet von der bereits früher besprochenen Morgengabe. Die Frau erhielt ursprünglich wohl nur die Morgengabe, als Wittwenversorgung, wenn auch in einem höheren und für den Unterhalt einer Familie hinreichenden Betrage; sie war also eine Ehe auf Morgengabe. Daß die Frau dem Mann zur linken Hand angetraut wird — daher Ehe zur linken Hand — ist zwar üblich, aber nicht wesentlich, und soll nur das äußere sinnbildliche Zeichen sein, daß nicht alle Wirkungen der Ehe eintreten.

Begreiflich ließen sich eine solche morganatische Ehe nur Frauen gefallen, welche ihrem Manne nicht ebenbürtig waren, und heut zu Tage kann sie nur mehr vorkommen bei Mitgliedern souveräner und ehemals reichsständischer Familien, hier aber nicht blos bei einem Manne, sondern auch bei einer Frau dieser Familien, wie z. B. die Königin Marie Christine von Spanien sich morganatisch mit ihrem Kammerherrn Munnoz, dem späteren Herzog von Rianzares, vermählte. Bekanntlich haben auch einige noch lebende Mitglieder der bayerischen und herzoglichen Familien morganatische Ehen geschlossen.

Uebrigens kennt das französische und insbesondere unser pfälzisches Recht weder die Mißheirath noch die morganatische oder Ehe zur linken Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

London, 10. Juni. Wenn auch nicht Feuerlärm — der den Verhältnissen der mehr als drei Millionenstadt nicht mehr entspricht, — so setzten Feuerplacate an den Zeitungsverkaufsständen unsere Metropole gestern Mittag in nicht geringe Aufregung. Der kaum eröffnete Bau im Norden der Hauptstadt, der Alexander-Palast, der Nebenbuhler des Krystallpalastes in Sydenham, ist in wenigen Stunden ein ausgebrannter Steinhaufen geworden. Das Gebäude auf Muswallhill scheint ein eigenthümlicher Unglücksstern zu verfolgen. Aus dem Material des stolzen Industrie-Palastes von 1862 auf imposanter Anhöhe gebaut, hat es seine Eigenthümer in den neun Jahren seines Bestehens schon wiederholt zum Bankerott geführt. Endlich schien ihm ein neuer Stern aufzugehen. Die Eröffnung am 24. Mai war glänzend, und von dem Tage an galt das Unternehmen für gesichert. Da macht das unerbittliche Element, welches die Gebilde von Menschenhand haßt, einen neuen Strich durch die Rechnung, und zwar einen sehr bösen. Wie das Feuer entstanden sein mag, ist noch nicht ermittelt. Gegen halb 1 Uhr Mittags machte sich unter der Hauptkuppel Rauch bemerkbar. Kurz darauf brannte die Kuppel, und nun griff der Brand in dem trocknen Material mit rasender Geschwindigkeit um sich. Durch unverantwortliche Nachlässigkeit der Dirigenten befand sich nur eine einzige kleine Spritze im Gebäude, die sich gegen die aufsteigenden Flammen machtlos erwies. Ehe die Spritzen aus der Stadt heraneilen konnten, war an die Bezwingung des Feuers nicht mehr zu denken. Schon die Unordnung unter dem Personal, namentlich den Verkäuferinnen und Schenkmädchen, hätte an und für sich ein bedenkliches Hinderniß gebildet. Allein auch ohne dies hatte der herrschende Südwind den Brand zu einem mächtigen Feuer angefacht, gegen welches Spritzen ohnmächtig waren. Es blieb nur möglich, nach Kräften die werthvollsten Sachen, namentlich die Oelbilder, zu retten, und das wurde denn auch nach Möglichkeit gethan, jedoch war bei aller Thätigkeit nur ein beschränkter Erfolg zu erzielen. Um halb drei Uhr war der prächtige Bau eine Ruine mit vier Mauern, welche einen rauchenden Aschenhaufen umgaben. Den Abend hindurch wurde an der Löschung der fortlebenden Gluth in diesem Trümmerberge gearbeitet.

Eine große Perle. In Melbourne war kürzlich eine große Perle, die an der nordwestlichen Küste von Australien gefunden wurde, ausgestellt. Sie ist birnenförmig, wiegt 159 Gran, ist von sehr schöner Textur und hat einen ausgezeichneten Glanz. Ihr Besitzer, ein Melbourner Kaufmann, beabsichtigt sie auf die Wiener Ausstellung zu bringen und dann ihren Werth in London prüfen zu lassen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 71. Speyer, Donnerstag, den 19. Juni 1873.

„Fünf schöne neue Lieder!"

„Fünf schöne neue Lieder,
Gedruckt in diesem Jahr!"
Es ist doch Alles wieder,
Wie es vor Zeiten war!

Dort lehnt er an der Mauer,
Der alte Leiermann,
Und blickt in stummer Trauer
Mich wie vor Jahren an.

Dein denk ich, Magdalene,
Und unsrer Jugendzeit,
Der ich schon manche Thräne
In stiller Nacht geweiht!

Wie spielten wir so heiter
Auf grünem Wiesenrain,
Ich durfte Dein Begleiter
Und stolzer Ritter sein.

Da kam einst um die Mauer
Der alte Leiermann
Und sah in stummer Trauer
Uns, ach, so flehend an!

Es sprach der Blick des Armen
Von langer bittrer Noth,
Da brachtest voll Erbarmen
Du ihm dein Vesperbrod.

Sein Auge glänzte wieder,
Er sah uns dankbar an;
„Fünf schöne neue Lieder"
Gab uns der arme Mann.

Und als er fortgegangen,
Verschlangen wir das Blatt
Voll Neugier und Verlangen
Und lasen kaum uns satt.

Es sprach von Lieb und Treue
Wohl jegliches Gedicht!
Wir lasen stets aufs Neue,
Doch wir verstanden's nicht.

Und als wir es verstanden,
Wie war sie schön, die Zeit! —
Doch ach, die Jahre schwanden,
Und Liebe ward zu Leid.

Wie mahnen sie mich wieder
An das, was einstmals war,
Die „schönen neuen Lieder,
Gedruckt in diesem Jahr!"

J. Freudenthal.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Gleichzeitig war auch der Fuhrmann mit dem Pilgerwagen über die Bohlen der Brücke gejagt, daß es donnerte und krachte. Ihm lag offenbar daran, im Sturm auf das Thor allen, die ihm voranzueilen trachteten, zuvorzukommen. Wüthend hieb er in seine Pferde ein, — man hätte in ihm den armen verschüchterten Siebmacher, den man in der Nacht im Illwalde aufgehoben, kaum mehr erkannt. Aber Ittel war mit vielen Wassern gewaschen und hatte vor der Zeit, wo er als Pritschenmeister bei festlichen Gelegenheiten waltete, schon als junger Fuhrmann das Land mannichfach durchzogen. Heute und bei der nächtlichen Fahrt an der Ill herauf, hatte er, als erst der Tag kam, bald erkannt, unter wen er gerathen war, und sich in der Verlegenheit nützlich zu machen gewußt, als einer der Fuhrleute unter Wegs erkrankte und zurückbleiben mußte. Hier aber im entscheidenden Augenblick vor dem Stadtthore zu Herlisheim, war dem Ittel eine wichtige Aufgabe geworden. Vorsorglich hatte man sich des über der Pforte hängenden Gatters erinnert, das, herunter gelassen, auch dann noch die Stürmenden aufhalten und ihnen das Eindringen wehren konnte, wenn sie schon im Besitz der Thorbrücke waren. Drum lag Alles daran, den Wagen dahin zu bringen, wo sein Holzwerk das fallende Gatterwerk so auffinge und aufhielte, daß unten noch Raum für tapfere Männer blieb, durchzukommen. Eine gefährliche Sache für den Fuhrmann. Aber Ittel zeigte einen merkwürdigen Eifer und schlug in die Pferde ein, daß der Wagen donnernd über die Brücke und der Pforte zurasselte, gegen welche gleichzeitig die entschlossene Schaar losstürmte. Mit großem Ungestüm und mächtigen Schritten und Sprüngen rannten die seltsamen Pilgerinnen über die Brücke dahin.

Plötzlich jedoch stockte ihr Vordringen. Am Eingang der dunkeln Thorhalle, durch welche man von dieser Seite allein ins Innere des Städtchens gelangte, fanden die Stürmenden Widerstand von einer Seite und einer Art, die sie nicht vorausgesehen hatten, noch voraussehen konnten. Besorgliche Rufe und wilde Flüche schollen zurück und verriethen zwar Verwirrung

und Bestürzung, aber den Nachfolgenden nicht, was das Vordringen da hemmte und hinderte. „Was gibts? Wo hängts?" fragte hastig ein junger Geselle, der seine Verkleidung bereits ausgezogen hatte, indem er den Pilgermantel in der Linken trug, während er herbeirennend seine blanke Wehr in der Rechten schwang. „Um Gottes willen, Martin, wo ist unser Hauptmann?" riefen Mehrere entgegen. „Gleich hier! Vorwärts, Brüder! Das Thor besetzt! Von Eurer Eile hängt das Gelingen ab. Liegt es am Wagen, so soll der Kerl weiter fahren." Allerdings lag es mit an dem Pilgerwagen, der, das Thor zu zwei Drittel versperrend, gerade unter dem Gatterwerk hielt, welches im Herunterrasseln von seinen Leitern aufgehalten ward. Unter der engen Oeffnung, die noch übrig blieb, stand aber hochaufgerichtet ein junges weibliches Wesen, mit blassem Antlitz, flammenden Augen und aufgelöstem braunem Haar, das ihr weit über die zarten Schultern hinunterfiel. Ihre Linke hielt noch den Strick des Fallgatters krampfhaft fest, ihre Rechte aber hob eine Streitaxt hoch empor, und ihre Haltung war so drohend und entschlossen, daß sich der Ernst ihres Willens und Vorhabens nicht verkennen ließ. Jeder Kopf, der hier sich niederbückend unter dem Gatter durchzukommen suchte, war in Gefahr, gespalten zu werden.

„Heiliger Gott, das Thurmkätherlein!" rief Martin Butzer, der junge Geselle in der Küferei des Meister Schwarz, indem er sich vordrängte, um ihr zuzusprechen. „Zurück, wenn Dir Dein Leben lieb ist!" rief jedoch die Verzweifelte, ihre Axt schwingend. „Zurück, ihr Verräther und Mörder!"

„Kätherlein, mein Kätherlein! Was beginnst Du?" ertönte jetzt eine andere Stimme, und eine der Pilgerinnen drängte sich durch den bestürzten Haufen.

Kaum hatte das arme Mägdelein Ton und Wort erfaßt, als die Axt in ihrer Hand zitterte, derselben entfiel und beide Arme an ihrem bebenden Körper heruntersanken. Aber rasch hoben sie sich wieder, wenn auch nur, um die Hände zu ringen und das Antlitz in denselben zu verbergen. „Was habt Ihr meinem alten Vater gethan?" rief sie mit jammervoller Geberde und mit herzerschütterndem Tone. „Gebt mir meinen Vater wieder, wenn Ihr könnt!"

„Ich kann's!" lautete die Antwort. „Fall und Bad so gegen meinen Willen und Befehl geschehen, sind ihm hoffentlich nicht zu Schaden gediehen. Und dennoch, Gott thue mir dies und das, wo ich's nicht räche. Du aber, schön Kätherlein, mein holdes Lieb, sei mir tausendmal gegrüßt!"

Damit war das verhüllende Frauengewand abgestreift und ein junger, hochgewachsener bewehrter Krieger, dem der Streitmuth, die Seligkeit der Liebe und der Feuereifer zu fernerem Thun aus den Augen blitzte, stand vor dem schwachen Mägdelein. Jedoch, es war keine Zeit zur Weile. Während sein Mund die Geliebte beruhigte, gab sein Auge Befehle und leitete seine Hand das noch nicht vollbrachte Beginnen. Rasch war das Fallgatter wieder aufgezogen, der Wagen in die weitere Höhlung der Halle vorgefahren, die Frauengewänder abgeworfen und das Stadtthor von den kühnmuthigen Gesellen besetzt, die den Pilgermänteln entschlüpft waren.

„Schneidet die Stricke der Zugbrücke entzwei!" flüsterte er beiseits, während er noch des Mägdeleins Hand hielt. „Hängt von Thor und Mauer Pilgermäntel aus, daß sie im Winde fliegen, den Freunden draußen zum Zeichen. He, Martin, ist man in der Stadt schon aufmerksam?"

„Noch Alles ruhig. Niemand läßt sich sehen. Nur eine blondhaarige Magd sah vom Brunnen herüber und lief drauf mit ihrem Krug in die Gasse hinein. Sonst rührt sich nichts."

„Eine Dirne?" fragte aufmerksam der junge Krieger. „Schrie sie?"

„Nicht sogleich, aber weiter drinnen im Orte mag sie eben nicht geschwiegen haben."

Auf diese Auskunft hin ließ der Führer der kleinen Schaar augenblicklich die geliebte Hand fahren und eilte mit hallendem Schritt durch die Thorwölbung, um einen Blick in das Städtchen zu werfen und nachzusehen, ob die Wachen ausgestellt seien, wie er's befohlen hatte. Es war Alles in Ordnung, die Gassen noch still und wie ausgestorben; von Mauer und Thor aber flatterte je ein Pilgermantel im Winde und die Gesellen riefen ihm von oben zu, daß die Freunde, in starkem Haufen heranrückend, nicht mehr fern seien. Dann kehrte er wieder nach der Stelle zurück, wo er sein Lieb gelassen hatte.

Ihr Vater hatte sich inzwischen zu ihr gesellt; in noch nassen Gewändern stand er dorten, an die Thormauer gelehnt, trüb vor sich hinstarrend und von dem Geliebten seines Kindes kaum bemerkt, als dieser jetzt herantrat. „Nun freue Dich, gut Kätherlein!" rief der Glückliche mit leuchtenden Augen. „Auf, leite mich zu dem Thurm, darinnen mein Vater gefangen sitzt. Die Andern mögen mir den Bastard fangen."

Kätherlein wandte in bitterm Schmerze ihr Antlitz ab und sprach kein Wort. Der Alte jedoch hatte sich jetzt so viel gesammelt, daß er Kraft zu den Worten fand: „Hermann Schwarz von Schlettstadt, denn der seid Ihr wohl, Ihr habt mir heute das Leben gerettet, aber meinen ehrlichen Namen begraben. Schlechten Dank dafür. Ihr habt Euch einer schnöden List bedient, und die armen Leute hier müssen nun büßen, daß der Sträuchlin ein alter Lump geworden und eine Verrätherin ihres Herrn und Vaters zur Tochter hat."

„Schmäht Euer Kind nicht, alter Mann!" fiel der junge Schwarz ein. „Es ist jetzt nicht Zeit, viel darüber zu sagen. Aber besorgt nichts für die Einwohner des Orts. Verhalten sie sich nur ruhig, so geschieht Niemanden ein Leid. Und nun, guter Mann, begebt Euch in Eure Stube und trocknet Eure Kleider. Ich werde Euch zu schirmen wissen, dafür bürgt mein Wort. Du aber, mein Kätherlein —"

„Ich bleibe bei meinem Vater!" schluchzte Kätherlein mit verhülltem Antlitz.

Der junge Bürger sah betroffen auf sie nieder.

Endlich sprach er: „So mag es sein. Ich darf nicht länger weilen. Noch könnt's mißglücken! Gott behüte Dich meinem Herzen.“ Damit wandte er sich eiligst und folgte mit klirrenden Tritten den Genossen durch die Thorhalle.

Viertes Capitel.

Ich bin's, Meister.

Es war eben kein Wunder, daß die zwölf Gesellen in Pilgergewändern, welche unter Anführung von Hermann Schwarz von Schlettstadt vor Herlisheim rückten, sich in der Frühe des St. Marxentags des Thores zu bemächtigten vermochten und dies fast unbemerkt bewerkstelligen konnten. Zwar war es die Gewohnheit unserer Altvordern, früh zu Bett zu gehen und früh aufzustehen. Aber diese Gewohnheit erlitt doch auch ihre Ausnahmen, und eine solche hatte in dem Städtchen Herlisheim stattgefunden, als dieses wegen seiner festen Lage und starken Mauern dem Heinz Grefe, Bastard von Lützelstein, in seiner Fehde gegen die Schlettstädter eingeräumt worden war. Es konnte keinen glücklicher gelegenen Ort für diesen Zweck geben, denn Herlisheim war gewissermaßen schon durch das vorliegende Colmar und die nebenliegenden Schlösser des reichen Freiherrn von Hadstadt gedeckt, sowie durch seine Entfernung von Schlettstadt so ziemlich von einer Ueberrumpelung durch die beleidigten Bürger sicher. Ein Anschlag dieser Art konnte kaum unbemerkt und ungestört bewerkstelligt werden, wenn er nicht mit besonderer List und Vorsicht ausgeführt wurde. Und selbst, wenn der Ueberfall halbwegs schon gelungen war, konnte der Angriff noch von der zahlreichen und kampfgeübten Besatzung zurückgeschlagen und in eine blutige Niederlage verwandelt werden. Denn der Bastard von Lützelstein hatte viel keckes, wagehalsiges und raublustiges Volk in dem festen Städtchen gesammelt, und ritt täglich mit seinen Reisigen auf Reuterei und Rauberei gegen seine Feinde aus, die er bis unter die Mauern von Schlettstadt beunruhigte, während sein Fußvolk sich an den Straßen umhertrieb, welche ins Oberland und durch das Gebirg nach Lothringen führten, Alles aufgreifend, was von Schlettstadt kam oder dahin ging.

Außer diesen Streifereien aber gab man sich in dem festen Zufluchts- und Sammelort, den der Bastard durch seinen Freund, den Junker von Hadstadt, in dessen Burg und Stadt Herlisheim gefunden, einer großen Sicherheit und Sorglosigkeit hin. Da der Bastard selbst seine Zeit dann meistens damit zubrachte, seinen unlöschbaren Durst zu befriedigen, glaubten auch seine Kriegsleute nichts Besseres thun zu können, als seinem Beispiel nachzuahmen und dem Wein zu fröhnen. So hatte man den ganzen Nachmittag und Abend, welcher dem St. Marxentag vorherging, im Schlößchen sowohl, als auf dem Platze vor demselben und in allen Schenken des Städtchens wacker gezecht. Und als dann der fahrende Spielmann anlangte, fingen auch die Bewohner von Herlisheim selbst an, dem allgemeinen Trinken nachzuhängen, das immer dem Tanz und Spiel verbunden zu sein pflegte.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

XII. Mißheirathen und morganatische Ehen.

Die Geschichte erzählt uns viele Beispiele von Mißheirathen und morganatischen Ehen, welche zum Theile wichtige Folgen hatten und zu langdauernden Rechtsstreiten, zu Mord und Kriegen Anlaß gaben. Wir wollen die wichtigsten kurz erwähnen.

Kurfürst Friedrich der Siegreiche von der Pfalz trat mit einer schönen Augsburgerin, Clara Dettin, welche er bei seiner Anwesenheit in München im Jahre 1459 kennen gelernt hatte, in nähere Verbindung, und heirathete sie später, nachdem sie ihm schon vorher zwei Knaben geboren hatte. Der ältere starb frühe; der jüngere, Ludwig, welchem Friedrichs Nachfolger, Kurfürst Philipp, im Jahre 1488 die Grafschaft Löwenstein verlieh, ward Stammvater des noch blühenden fürstlich Löwenstein'schen Hauses. Dieser seiner Abstammung wegen behauptet das Löwenstein'sche Haus eine vollberechtigte Linie der Wittelsbacher zu sein, obwohl es bei der Thronfolge schon fünfmal übergangen wurde — 1559, 1685, 1742, 1777 und 1779.

Eine andere schöne Augsburgerin, Agnes Bernauer, die Tochter des Baders Caspar Bernauer, gewann die Liebe des Herzogs Albrecht von Bayern. Dieser vermählte sich heimlich mit ihr, ließ sie aber später, seinem Vater Herzog Ernst zum Trotze, öffentlich als Herzogin von Bayern verkünden, und wies ihr Straubing zum herzoglichen Sitze an. Da wurde sie, in Albrecht's Abwesenheit im Jahre 1435 auf Befehl seines Vaters verhaftet und von der Donaubrücke in Straubing in die Donau gestürzt und ertränkt. Herzog Albrecht überzog hierauf seinen Vater mit Fehde, versöhnte sich aber später mit ihm und heirathete die ihm von seinem Vater bestimmte Anna von Braunschweig.

Ein glücklicheres Loos war einer dritten Augsburgerin beschieden, der schönen Philippine Welser, der Tochter des reichen Kaufherrn Franz Anton Welser. Erzherzog Ferdinand, der zweite Sohn des Kaiser Ferdinand I., lernte sie im Jahre 1547 auf dem Reichstage zu Augsburg kennen und wurde im Jahre 1550 heimlich mit ihr getraut. Hierdurch zog er sich den Zorn seines Vaters zu. Als aber Philippine im Jahre 1558 als Bittstellerin in der Tracht einer Pilgerin dem Kaiser auf Schloß Ambras in Tyrol nahte, wurde er durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit so bezaubert, daß er, nachdem sie sich zu erkennen gegeben, ihr und ihrem Gatten ver-

zieh, ihre Ehe bestätigte, und sie später zur Markgräfin von Burgau erhob. Sie starb nach glücklicher Ehe im Jahre 1580 auf Schloß Ambras. Ihr Geschlecht starb schon im Jahre 1618 mit ihrem zweiten Sohne, dem Markgrafen Karl aus, nachdem schon vorher ein anderer Sohn gestorben war.

Die Ehe des Herzogs Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen mit Philippine Elisabeth Cäsarea Schurmann, der Tochter eines hessischen Hauptmanns, gab zunächst Veranlassung zu der oben erwähnten, in die Wahlcapitulation von 1742 eingerückten Bestimmung über Mißheirathen, und führte später zu ernstlichen Streitigkeiten mit den Herzogen von Gotha und Coburg, als die Söhne aus der Ehe mit Cäsarea Schurmann, Karl und Georg, zur Regierung gelangten.

Die zweite Ehe des Grafen Wilhelm Bentinck mit der Kammerjungfer Sara Margaretha Gerdes hatte beim Tode des Grafen im Jahre 1835 den bekannten Bentinck'schen Erbfolgestreit wegen der Herrschaften Varel und Kniphausen zur Folge, der erst im Jahre 1854 durch Vergleich beendigt wurde.

Auch die Ansprüche Bayerns an Baden wegen der ehemaligen Grafschaft Sponheim (im oberrheinischen Kreise zwischen Rhein, Nahe und Mosel), haben ihren Ursprung in einer morganatischen Ehe, in der zweiten Ehe des im Jahre 1811 verstorbenen Großherzogs Karl Friedrich mit der Freiin Geyer von Geyersberg, welche später zur Gräfin von Hechberg erhoben wurde. Als nach dem Absterben der männlichen Nachkommen Karl Friedrichs aus der ersten ebenbürtigen Ehe der Sohn Leopold aus der zweiten morganatischen Ehe im Jahre 1830 zur Regierung gelangte, machte Bayern seine Ansprüche geltend. Der Streit hatte schon früher eine sehr ernstliche Wendung genommen, doch wurde er noch friedlich vermittelt.

Noch sei hier erwähnt die morganatische Ehe des Herzogs Ferdinand von Bayern mit Marie Pettenbeck, der Tochter eines Hofdieners (seit 1588), deren Sohn zum Grafen von Wartenberg erhoben wurde und 1661 kinderlos starb; dann die Ehe des Fürsten Leopold von Dessau, des „alten Dessauers," mit Anna Luise Föhse, der Tochter eines Apothekers, welche 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben und, nachdem ihre Kinder als legitim anerkannt waren, die Stammmutter der Herzoge von Anhalt-Dessau wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Berlin, 13. Juni. Eine großartige von den traurigsten Folgen begleitete Explosion hat heute in der Hasenhaide stattgefunden. Heute früh bald nach 6 Uhr explodirte in der Ismer'schen Pappenfabrik in der Hasenhaide der eine der beiden im Betriebe befindlichen Dampfkessel mit fürchterlichem Krach und richtete scheußliche Verwüstungen an. Das Gebäude, in welchem sich der Kessel befand, ist vollständig auseinander gesprengt und nur noch ein Trümmerhaufen zu erblicken. Leider sind auch Menschenleben zu beklagen. So weit bis jetzt constatirt werden konnte, sind sieben Menschen sofort getödtet, darunter ein Buchhalter, zwei Werkführer und ein Feuermann. Die Leichen der Unglücklichen wurden in vollständig verstümmeltem Zustande vorgefunden, dem einen Werkführer waren beide Beine vom Körper gerissen. Außerdem sind zwei Mädchen, welche Lumpen sortirten, sehr schwer, viele Andere leichter verwundet. Ueber die Ursache der Explosion herrscht noch Ungewißheit, ebenso darüber ob etwa noch Personen in dem Trümmerhaufen begraben liegen. Die erforderlichen Nachsuchungen sind jedoch sofort in Angriff genommen worden. Von der Mächtigkeit der Explosion mag auch die Thatsache einen Anhalt geben, daß große und schwere Stücke des Kessels über ein zweistöckiges Gebäude hinweg, weit hinein ins Feld geschleudert wurden.

Ein platonischer Ball. Nach der „Fl. N. Z." ist dieser Tage von einem Kieler Professor der Philosophie der 2302. Geburtstag Plato's festlich begangen worden. Von den Details der classisch-modernen Feier ist nichts an die Oeffentlichkeit gedrungen, als daß ein solenner Ball den Anfang und das Ende des Gedenkfestes bildete. Es gibt doch noch harmlose Menschen!

Fortschritt im Telegraphenwesen. Der Fortschritt der Telegraphie ist in den letzten sechs Jahren auf jedem Theile der Erde ein ganz bedeutender gewesen. In Amerika erstreckt sich der telegraphische Weg nach jeder Richtung hin, von dem Golf von St. Lawrence bis zu dem von Mexico, von dem Atlantischen bis zum Pacific-Ocean. Drei Telegraphentaue durchlaufen den Atlantischen Ocean und verbinden Europa mit Amerika und ein anderer unterseeischer Telegraph vereinigt den Golf-Strom mit den Antillen. Zwischen allen Theilen Europa's und Amerika's besteht ununterbrochen ein lebhafter telegraphischer Verkehr; ein Gleiches findet statt mit Tripolis und Algier, mit Kairo, mit Persien, Syrien, mit der asiatischen Türkei, Bombay, Calcutta und den anderen wichtigen Districten Indiens, mit China, Sibirien u. s. w. Eine weitere directe Telegraphenlinie ist vor nicht langer Zeit eröffnet worden zwischen London und Indien mit Seitenzweigen nach Singapore, Hong-Kong, Java und Australien. Europa besitzt 450,000 Meilen Telegraphendraht und 13,000 Stationen; Amerika 180,000 Meilen und 6000 Stationen; Indien 14,000 Meilen und 200 Stationen und Australien 10,000 Meilen und 270 Stationen. Hiezu kommen noch 30,000 Meilen unterseeischer Leitung. Mehr als 20,000 Städte und kleinere Orte stehen jetzt miteinander im directen telegraphischen Verkehr.

Logogryph.

Ich, ein Wörtchen von sechs Zeichen,
Nenne Dir den klugen Mann,
Der so Läng' als Breit' ergründet,
Form und Grenze er gewann.

Auch zu vieler Nutz und Frommen
Waffn' ich die geschickte Hand,
Möchte fleiß'ger Kunst gern dienen,
Nicht der Rache wuthentbrannt.

Nimm den Kopf weg: Sieh ein Wesen
Von verzehrender Natur,
Alle Männer find's; von Allen
Such' mir eine Ausnahm' nur!

Nimm den Fuß auch! Sieh ein Wörtchen,
Vor- und rückwärts gleichen Tons,
Schauplatz der gewalt'gen Künste
Des erhabenen Jovissohns.

Auflösung der Charade in Nr. 69:
Strumpf, Trumpf, Rumpf, Rum, Um.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 72. Speyer, Samstag, den 21. Juni 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Selbst die nachfolgende Verhaftung des Fiedelhans wegen Kundschafterei vermochte in die Zechgelage keine dauernde Unterbrechung zu bringen, nachdem einmal das Trinken in allgemeinen Gang gekommen war. Die Aufregung über diesen Zwischenfall verlangte ohnehin, daß man sich beim Becher in den Schenken und daheim über Grund und Zweck dieser Strenge gegen den Fiedler aussprach und dabei sich selbst einredete, man trinke nur eben heute so viel zur Feier der Ankunft des gnädigen Herrn und Gebieters, des Freiherrn von Hadstadt. So ward denn die Schlemmerei allerorts im Städtchen bis in die tiefe Nacht fortgesetzt, selbst in die Wachtstuben an den beiden Thoren getragen, wo man für jene Sturmnacht vorsorglich Kriegsvolk eingelegt hatte, bis die Kleinbürger mit schweren Köpfen das Lager suchten, um in den hellen Tag hinein zu schlafen und die Söldner bei Tagesanbruch die nunmehr unnöthig erscheinenden Thorwachen gänzlich einzogen, um ebenfalls auf weicherem Lager noch der nöthigen Ruhe zu pflegen. Hatte sich doch selbst die Trinklust jener Nacht in das Thurmstübchen des alten Sträuchlin und seiner Tochter verpflanzt. Wie sollte sie nicht erst im Schlößchen blühen, wo der Bastard von Lützelstein die Aufregung, Plage, Sorge und den Aerger des Tages in einer Hochfluth von Wein zu ersticken suchte, ohne der Mahnungen seines Freundes von Hadstadt oder der Warnungen des Jost Schurpfinsack mehr eingedenk zu sein. Daß dabei auch die Schloßdiener und Soldknechte, welche damals die Burg beherbergte, Gelegenheit fanden, ihrem Durst zu genügen, bedingte schon neben der Sitte der Zeit die Persönlichkeit des Bastards, zu dessen Fehlern allzugroße Strenge und Mangel an Freigebigkeit nicht gehörten. So hallte denn bis gegen Mitternacht Becherklang, derber Scherz und froher Sang durch die Wölbungen und Gänge der Burg. Und nur in dem dicken Thurm, welcher gegen die Stadtmauer vorsprang und als Verließ diente, herrschte verhältnißmäßige Ruhe, und je weiter die Nacht vorrückte und der Lärm der Zecher verscholl, dumpfe Stille.

Meister Schwarz wandelte lange in dem steinernen Gewölbe auf und ab, das ihm zum Gefängniß angewiesen war und ihn nun mit dicker Finsterniß umfing. Noch war kein Schlaf in seine Augen gekommen. Die Aufregung ließ ihn nicht einmal lange ruhig auf der steinernen Bank sitzen, welche die enge und tiefe Nische der Fensterscharte noch mehr verengte. Alle die Begegnisse des Tages, was er gehört und gesehen, beschäftigte in lebhaftester Weise seinen Geist. Durfte er doch nach allen Wahrnehmungen sich der Hoffnung hingeben, daß man ihn daheim nicht aufgegeben, sondern auf andere Weise seine Befreiung anzufassen gedenke, nachdem er deren Bewerkstelligung durch ein Lösegeld bestimmt von der Hand gewiesen hatte. Am Schlusse der leidenschaftlichen Besprechung mit den feindlichen Edelleuten am verflossenen Tag, war er Ohrenzeuge der Nachricht, daß sein einziger, sein verstoßener Sohn, sein Hermann, sich von Colmar zur Befreiung des Vaters aufgemacht habe, und bei Eintritt der Nacht wurde ihm dort an jenem Fenster seines Thurmgemachs selbst die nahende Erlösung aus der Gefangenschaft flüsternd angekündigt. Aber Zweifel und andere trübe Erinnerungen verdüsterten ihm dabei den Sinn, als er sich erinnerte, wer ihm diese Botschaft gebracht. Und war der Anschlag seines Sohnes nicht schon verrathen, der Versuch im Keim erstickt, Hermann vielleicht bereits in den Händen der Feinde? War des Thorwarts Kind nicht ausersehen, ihn mit trüglichen Hoffnungen zu täuschen? Und dennoch, wenn sie wahr sprach, wenn sie von seinem Sohne geschickt war! Er erwog die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit von allen Seiten, und seine Gedanken knüpften Folgerungen daran, die ihm keine geringe Pein verursachten, selbst wenn seine Befreiung ihm gewiß erschien.

Für einen Augenblick hatte er sich auf den steinernen Sitz in der Fensternische niedergelassen und sah hinaus in die finstere Sturmnacht, welche den dicken Thurm umbrauste. Der Regen katschte an die Quader der Fensterumfassung und manchmal jagte der Wind die Tropfen durch das Eisengitter herein, daß sie dem gefangenen Mann kalt ins Gesicht sprühten. Das war eine Nacht, wie sie zu einem Ueberfall, zur Ersteigung der Mauer nicht besser gewählt werden konnte. Und horch! War das nicht Waffengeklirr? — Standen die Retter schon so nahe?

Meister Schwarz lauschte mit angehaltenem Athem,

bis er einen Tritt vernahm, der gleichmäßig da unten auf und abschritt. Er lächelte bitter. Da unten war diese Nacht eine Schildwache aufgestellt und ging im gedeckten Gange hin und her, um sich in der frostigen Wetternacht etwas zu erwärmen. Enttäuscht wandte sich der Gefangene ab, die herein stürmende kalte Luft trieb ihn vollends vom Gitterfenster, und in trüben Gedanken nahm er seinen Umgang in dem finstern Gewölbe wieder auf. Außer dem Brausen des Sturms vernahm er jetzt nichts mehr, als den dröhnenden Hall des eignen Tritts auf dem Estrich des mächtigen Quaderthurms, der sein Leben umschloß. Lange wandelte er so auf und ab. Von außen klang nur einmal nach Stunden der vom Winde hergewehte Klang des Wächterhorns. Außerdem umfing ihn in diesen frühesten Morgenstunden grabesdumpfe Finsterniß und Stille, die sich allmälig todesbang auf seine Glieder und Sinne legte. Erschöpft und aller Hoffnung baar, tastete er nach den harten Bohlen seines Lagers und warf sich darauf.

Bald befand er sich in dem Zustande wirrer Vorstellungen zwischen Wachen und Schlafen, aus welchen sich dann die Träume phantastisch fortspinnen und an jeden unbewußten Sinneseindruck eine Episode dunkeln Wahnlebens anknüpfen. Mit dem Brausen des Sturms berührte wieder ein Ton sein Gehör, der aus der Ferne näher und näher kam und schauerlich in den Gängen der Burg wiederhallte. Dem gefangenen Meister war es, als öffne sich die Thüre seines Verließes unter rasselndem Lärm und herein trete sein eigner Sohn mit einem blutigen Scharfrichterschwerte in der Faust und mit ihm des Thorwarts Töchterlein mit einer Schüssel, auf welcher ein Haupt lag. Und als der Träumende genauer hinsah, erkannte er sein eigenes, obgleich es dann wieder aussah, wie das weingrüne Antlitz seines Feindes, des Heinz Grefe.

„Ich bin es!" hörte er deutlich sagen und die Stimme wirkte mit seinem Entsetzen zusammen, um ihn aufzuwecken. Sich emporrichtend bemerkte der Meister, daß sein Zimmer erleuchtet war. Er glaubte, die Morgensonne lasse ihren ersten Strahl blutroth hereinfallen; aber nun ward er inne, daß das Licht von einer Lampe kam, deren Schein ihn noch so blendete, daß er den Träger nicht zu sehen vermochte. „Ich bin es, Meister Schwarz," wiederholte die rauhe Stimme, deren Besitzer die Lampe jetzt auf den kleinen rohen Tisch von Eichenholz stellte, welcher an der Mauer des Gewölbes lehnte.

Der Gefangene erkannte jetzt mit nicht geringer Verwunderung den Mann, der einen dreibeinigen Stuhl herbei rückte und sich darauf niederließ. Er war nur halb bekleidet; ein langes Schwert, das er nicht umgürtet hatte, sondern in der Linken trug, legte er jetzt über seine Knie. Sein Antlitz zeigte eine bläuliche Blässe, die ihm ein schreckenerregendes Aussehen gab, wie denn überhaupt seine ganze Erscheinung eben kein Vertrauen erwecken konnte.

„Ich bin es, Meister Schwarz," fing er nochmals an. „Ich denke, Ihr kennt mich und braucht mich nicht anzustarren wie ein Gespenst oder ein Meerwunder. Bin keines von beiden, Gott's Element, bin und bleib Heinz Grefe."

„Das seh' ich wohl," sprach der Meister, der auf den harten Bohlen seines Lagers sitzen blieb. „Aber was treibt Euch inmitten der Nacht daher, was wollt Ihr von mir?"

„Wollt Ihr mir wehren, zu jeder Zeit und Stunde nach meinem Gefangenen zu sehen?" fragte der Bastard zurück, indem er unruhig auf seinem Stuhl umherrückte. „Aber he, Meister Schwarz, ich will nicht harsch mit Euch reden. Habt Ihr Euch unterdeß nicht anders besonnen?"

„In welcher Sache?"

„Wegen des Lösegelds, Gott's Element, weßwegen sonst! Ihr wißt, ich habe mehrere Eurer Mitgefangenen frei gelassen, damit sie nach Schlettstadt gehen und Eure Auslösung betreiben, arme Schlucker, die ich hätte füttern müssen, ohne daß ein Heller für sie eingegangen wäre."

„Gut, so gebt mich auch frei!"

„Das kann und darf nicht sein, Gott's Element, ehe nicht das Lösegeld für Euch eintrifft. Dann mögt Ihr mit Freuden gehen, wohin Ihr wollt."

„Wißt ein für allemal, Heinz Grefe, Ihr bekommt nichts!" entgegnete jetzt ruhig und bestimmt der Bürger.

„Gott's Tod!" fluchte da der Bastard, indem er das quer über seinen Knieen liegende Schwert lüpfte und mit seinem steifen Bein den Estrich anbohrte. „Meint Ihr denn, ich halte Euch für nichts und wieder nichts in ehrlicher Gefangenschaft, oder ich glaube Euch, daß Ihr nichts werth seiet? Ich brauche Geld, Meister, muß mein Sach' schwer und auf Gefahr meines Leibs und Lebens als ehrlicher Reitersmann verdienen. Meine Leute müssen bezahlt sein und meine beiden Jungen müssen als Junker leben, — ich kann eben keine Küferknechte aus ihnen machen."

„Glaub's, daß sie zu was Gutem nicht taugen. Doch geht mich das Alles nichts an. Ihr möget Geld brauchen, — von mir aber und für mich erhaltet Ihr keines wegen dieser Sach'."

„Ihr besinnt Euch noch eines Bessern, Meister," hub der Bastard wieder an. „Hättet Ihr damals die Wette bezahlt, die mich schweres Geld kostete, könnten wir gute Freunde geblieben sein. Jetzt ist's ander's. Aber so trocken läßt sich nicht gut darüber reden, — he, wir wollen Eins zusammen trinken. Der Schließer draußen mag das gefüllte Krüglein holen, das in der Halle drüben stehen blieb."

„Nicht also! Mich plagt der Durst nicht und Ihr, Heinz Grefe, scheint des Weines nicht weiter mehr zu bedürfen, sprach der Bürger abwehrend. „Wäret Ihr nüchterner, so hättet Ihr Euch wohl den Gang hierher erspart."

„Meint Ihr, der Wein habe mich hergetrieben? Da seid Ihr beim Satan falsch berichtet!" entgegnete jetzt der Bastard. „Macht auch keine Worte weiter darüber, sonst könnte mich noch die Lust ankommen, Euch die Schalkshaut mit meinem eisernen Stabe hier ganz weidlich abzumessen. Doch wollen wir harte

Worte sparen. — Sagt mir denn, Meister, wie war's mit dem frommen Edelmann, Heinz hieß er auch, dem man damals das Häuptlein abgeschlagen? Was sprach er — he! — auf dem Rabenstein? Erzählt doch wieder." (Forts. f.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

XIII. Stellung der Frauen bei den Griechen und Römern.

Zum Schlusse wollen wir noch eine kurze Uebersicht geben über die Stellung der Frauen bei den alten Griechen und Römern, und insbesondere bei den Deutschen.

Wie wir schon wiederholt erwähnt haben, finden wir nicht nur bei den alten Deutschen, sondern auch bei den übrigen Völkern, daß in den ältesten Zeiten der Mann die Frau von ihren Verwandten kaufte. So war es unter anderen auch bei den Juden. Die Schriften des alten Bundes geben uns mehrfache Beispiele, namentlich am Patriarchen Jakob, der sich seine zwei Frauen Lia und Rachel durch siebenjähriges Dienen bei Laaban erkaufen mußte.

Dasselbe war der Fall bei den alten Griechen. In der Odyssee und der Iliade wird der Kauf der Frauen wiederholt erwähnt. Später hörte bei den Griechen allerdings der Kauf der Frauen auf. Aber auch in dem hochgebildeten Athen zur Zeit der höchsten Blüthe nahm die Frau nie die Stellung ein, in welcher wir sie schon in sehr früher Zeit bei den germanischen Völkern finden. Allerdings war ihre Stellung durch Gesetz und Herkommen gesichert; sie waren wahre Herrscherinnen im Innern des Hauses, Gebieterinnen über Sklaven und Kinder. Gleichwohl ward in Athen die Frau lebenslänglich als unmündig betrachtet; sie steht lebenslänglich unter der Gewalt eines Vormundes, mag sie verheirathet sein oder nicht. Dieser Vormund ist zunächst ihr Vater, dann ihr väterlicher Großvater und in dessen Ermangelung ihr ältester Bruder. Hat die Frau keine Verwandte, so ist der Mann ihr Vormund, und hatte sie einen Sohn, so fiel sie in dessen Vormundschaft, sobald er volljährig wurde. Ueber ihr Vermögen konnte die griechische Frau nicht verfügen. An der Mitgift, welche der Mann von den Verwandten der Frau erhielt, und welche wesentliche Bedingung einer Ehe war, hatte er nur die Nutznießung. Nach Auflösung der Ehe fiel die Mitgift wieder an jene zurück, welche sie bestellt hatten. Wir finden also hier eine strenge Sonderung des beiderseitigen Vermögens; von einer Vermengung und Vermischung desselben, von einer Gütergemeinschaft wie im deutschen Rechte ist nicht die entfernteste Spur. So war die Stellung der Frauen bei den Griechen in vermögensrechtlicher Beziehung.

Nicht besser war ihre gesellschaftliche Stellung. Allgemein wuchsen die zu Gattinnen bestimmten Töchter der Griechen ohne eigentliche Erziehung und Bildung auf. Nur in den häuslichen Arbeiten wurden sie unterrichtet. Wurde die Jungfrau dann Gattin, so wurde sie allerdings nicht, wie bei den orientalischen Völkern, in einen Harem eingeschlossen. Allein das Frauengemach, das sie bewohnte, verließ sie nur selten. Kein Fremder betrat dasselbe. Die Frau hatte nur wenig Umgang mit ihren Verwandten, und selbst den eigenen Mann sah sie nicht oft, da beide in getrennten Räumen wohnten. Die Frau lebte daher vorzugsweise in Gesellschaft ihrer Sklavinnen, mit häuslichen Arbeiten beschäftigt.

Aber was die Frauen den Männern an geistiger Bildung nicht gewährten und nicht gewähren konnten, das suchten und fanden die Männer bei den Buhlerinnen, den sogenannten Hetären; sie erhielten von Jugend auf eine sorgfältige Erziehung und wurden in allen schönen Künsten unterrichtet. Und wenn die Frauen in Zurückgezogenheit, in Abhängigkeit und Unwissenheit lebten, so nahmen die Hetären am öffentlichen Leben Theil, genossen die höchste Freiheit und gewannen den bedeutendsten Einfluß auf die Staatsgeschäfte nicht minder, wie auf Wissenschaft und Kunst. Die Verbindung einer Aspasia, einer Phryne, einer Lais, Leontion, Theodata u. s. w. mit den berühmtesten Staatsmännern, Dichtern, Rednern, Künstlern und Philosophen, mit Perikles, Alcibiades, Demosthenes, Isokrates, Aristoteles u. s. w. ist bekannt.

Das war die Lage der Frauen in Athen. Die Zustände, wie sie in Sparta waren, mögen unbesprochen bleiben.

Höher stand die Frau bei den alten Römern. Darauf weist schon die Bedeutung hin, welche die römischen Rechtslehrer der Ehe beilegen, und die Erklärung, die sie von derselben geben. Nuptiae sive matrimonium est viri et mulieris conjunctio, individuam vitae consuetudinem continens; „die Ehe ist die Verbindung von Mann und Frau, die eine untheilbare Lebensgemeinschaft zur Folge hat;" oder unter Hervorhebung auch der religiösen Seite der Ehe: Nuptiae sunt conjunctio maris et feminae, consortium omnis vitae; divini et humani juris communicatio, „die Ehe ist die Verbindung von Mann und Frau, die Gemeinschaft des ganzen Lebens, die gegenseitige Mittheilung des göttlichen und menschlichen Rechtes." Dieser höheren Auffassung der Ehe entsprechend, war auch die gesellschaftliche Stellung der Frauen eine würdigere. Sie waren nicht so strenge abgeschlossen von der Welt wie die griechischen Frauen, sie verkehrten frei mit ihren Verwandten, sie wohnten den Gastmählern bei, durften die Schauspiele besuchen, und lebten überhaupt mehr in der Oeffentlichkeit wie die Frauen in Griechenland. Es sei hier auch noch an die vestalischen Jungfrauen erinnert, die mit ganz außerordentlichen Vorrechten ausgestattet waren. Aber auch in Rom waren die Frauen, wenigstens in der älteren Zeit, vollständig abhängig.

In der ältesten Zeit kam die Ehe in Rom in einer doppelten Gestalt vor, als strenge Ehe und als freie Ehe.

Bei der strengen Ehe tritt die Frau vollständig aus ihrer bisherigen Familie heraus und kommt in die Manus, die Hand, die Gewalt ihres Mannes. Ihr gesammtes Vermögen, das sie besitzt, wird Eigenthum des Mannes, und alles, was sie erwirbt gehört dem Manne. Sie wird als filia familias, als Tochter der Familie betrachtet, und wenn der Mann vor ihr stirbt, beerbt sie ihn wie eine Tochter in Gemeinschaft mit seinen übrigen Kindern.

Neben dieser strengen Ehe, dieser Ehe mit manus, stand die freie Ehe, die Ehe ohne manus. Bei dieser Ehe tritt die Frau nicht in die Familie des Mannes, sie kommt nicht in dessen Manus, dessen Hand oder Gewalt; sie bleibt in ihrer bisherigen Familie, aber unter der Gewalt ihres Vaters, oder ihrer nächsten Verwandten; sie behält ihr Vermögen, jedoch kann sie dasselbe dem Manne als Dos, als Mitgift bestellen. In der strengeren Ehe, der Ehe mit Manus, geht also die Persönlichkeit der Frau ganz auf in der Gewalt des Mannes; sie steht dem Manne nicht gleich, sie ist nicht die Genossin des Mannes, sie steht unter ihm wie die Tochter. In der freien Ehe dagegen steht die Frau dem Manne als eine ganz fremde gegenüber; er hat keine Gewalt über sie und über ihr Vermögen, sie tritt gar nicht in seine Familie ein. In dem einen Falle ist das Band, das Mann und Frau verknüpfen soll, zu enge, im anderen Falle ist es zu weit. Von einer ungetheilten Lebensgemeinschaft beider Gatten aber, die doch die römischen Rechtsgelehrten als Folge der Ehe bezeichneten, ist weder im einen, noch im anderen Falle die Rede, und ebensowenig von einer Gemeinschaftlichkeit des beiderseitigen Vermögens, von einer Gütergemeinschaft, wie wir sie im deutschen Rechte finden.

Es war natürlich, daß die römischen Frauen die freie Ehe der strengen Ehe vorzogen. Bei der freien Ehe kamen sie nicht unter die Herrschaft des Mannes, sie blieben in der Gewalt des Vaters oder ihrer nächsten Verwandten, aus der sie sich leichter frei machen konnten. Bei der freien Ehe behielten sie ihr ganzes Vermögen für sich; es stand in ihrem freien Willen, wie viel sie dem Manne als Mitgift, als Dos zur Bestreitung der Lasten des Ehestandes geben, und wieviel Rechte sie ihm über ihr sonstiges Vermögen einräumen wollten, und daß sie diese ihre Rechte nach Kräften benutzten, um ihre Männer nach ihrem Willen zu lenken, verstand sich von selbst. Daher wurden die strengen Ehen durch die freien Ehen nach und nach vollständig verdrängt. Dazu kam dann noch, daß bei der freien Ehe die Ehescheidung ungemein erleichtert war. Nicht blos konnte der Vater, in dessen Gewalt die Frau verblieb, sie jederzeit vom Manne zurückfordern, sondern auch die Ehegatten selbst konnten sich durch gegenseitige Uebereinkunft und selbst durch einseitige Willenserklärung von einander scheiden. Alles dieses wirkte zusammen, um gegen das Ende der Republik hin die Ehen und das Familienleben vollständig zu zerrütten. Hatte man schon in früherer Zeit die Ehe als eine Last betrachtet, so scheuten sich die Männer jetzt um so mehr zur Ehe zu schreiten. Die Ehelosigkeit griff in so bedenklicher Weise um sich, daß Kaiser Augustus ein eigenes Gesetz gegen die Ehelosigkeit erließ, und die Ehelosen mit strengen Strafen bedrohte. Allein dieses Gesetz half so wenig, wie ein anderes Gesetz, das die Ehescheidungen erschweren und vermindern sollte. Die Sittenlosigkeit in und außer der Ehe griff immer weiter um sich, bis endlich nach dem Zusammenbrechen des römischen Reiches unter dem Einflusse des Christenthums eine neue sittliche und staatliche Ordnung erstand. (Forts. f.)

Behandlung des Weines mit Luft bei der Vergährung. In der Gegend von Nancy pflegt man den Most 48 Stunden lang mit großen eisernen Schaufeln durchzuarbeiten. Während dieser Zeit ist die Gährung natürlich unterbrochen, aber nachher vergahrt der Most um so rascher, so daß nach 12 Stunden die Schalen auf seiner Oberfläche schwimmen. Der so behandelte Wein (vin de pelle, Schaufelwein) hat einen reinen reifen Geschmack und ist um einen 20 Procent höheren Preis verkäuflich, als ein auf gewöhnliche Weise vergohrener Wein von demselben Jahrgange und Gewächs. Die Wirkungsweise dieses Verfahrens ist noch nicht erforscht, sie muß aber von der Berührung mit der atmosphärischen Luft herrühren. d'Heureuse (Dingl. polyt. Journ.) in San Francisco hat das Verfahren dahin abgeändert, daß er Luft in feiner Vertheilung durch den Most oder Jungwein hindurchpreßt. Der Most wird auf einer Temperatur von 26—27° C. erhalten, am ersten Tage eine halbe Stunde lang hindurch geblasen und dies alle folgenden Tage jedesmal einige Minuten lang wiederholt, bis die Gährung vollständig erfolgt ist, wozu 5 bis 14 Tage erforderlich sind. Einen oder zwei Monate nach dem Keltern ist der Wein vollkommen klar. Daß der so behandelte Wein sich durch guten Geschmack und Haltbarkeit in der That vor dem gewöhnlichen auszeichnet, wird von mehreren Seiten bezeugt.

— New-York war am 3. Juni der Schauplatz eines fürchterlichen Verbrechens. Das Opfer ist M. T. Walworth, der einst eine gute Stellung in der Gesellschaft eingenommen, dann aber einen liederlichen Lebenswandel eingeschlagen und von seiner Frau, die sich zu Saratoga durch Unterrichtgeben ernährt, getrennt gelebt hatte. In letzter Zeit versuchte der Elende seine Frau wieder unter seine Gewalt zu bringen und schrieb ihr mehrere freche Briefe, von denen einer seinem Sohne Frank Walworth in die Hände fiel. Dieser machte sich sofort nach New-York auf, wo sein Vater wohnte, miethete ein Zimmer in einem Hotel und bestellte seinen Vater in Geschäftsangelegenheiten zu sich. Dieser kam, und der junge Walworth schloß, als der Vater ahnungslos das Zimmer betreten hatte, die Thür ab, stellte sich davor, zog einen Revolver aus der Tasche und verlangte von seinem Vater ein feierliches Versprechen, seine Mutter in Zukunft nicht mehr zu belästigen. Nach der Aussage des Mörders weigerte der Vater sich, das Versprechen zu geben, und steckte die Hand in die Tasche, wie um eine Waffe hervorzuziehen, worauf der Sohn vier Läufe abfeuerte und den Vater tödtete. Nach vollbrachter That begab sich der junge Walworth ruhig die Treppen hinunter und fragte den Kellner, ob er wohl die Güte haben würde, ihm zu sagen, wo die nächste Polizeistation wäre, er habe seinen Vater umgebracht und wolle sich der Behörde stellen. Er telegraphirte hierauf an seinen Oheim nach Saratoga, dem er seine That mittheilte und an den er dabei die Bitte richtete, die Nachricht behutsam seiner Mutter mitzutheilen. Alsdann begab er sich auf das Polizeibureau, wo er erzählte, daß er seinen Vater vorher gewarnt habe und ihn jetzt kommen ließ, um ihn nochmals zu verwarnen; daß sein Vater nach einer Waffe gesucht und er selbst ihn darauf erschossen habe.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 73. Speyer, Dienstag, den 24. Juni 1873.

* Am Rheine.

In Dein tiefes Auge,
Sinnender alter Rhein,
Blick' ich oft, von Sehnsucht
Festgebannt, hinein.

Seh' die Burgen schimmern
Die Dich einst geziert,
Und die Kiele ziehen
Die Du hingeführt.

Alter Herrlichkeiten
Stolzer Zeuge Du,
Rausche der Ideeen
Siegeslied mir zu!

Will die Seele zagen,
Künde mir das Wort:
„Ewig wie die Fluten
Lebt das Edle fort!"

Kommen, Sehen, Gehen:
Unser Loos fürwahr —
Lieder doch und Wellen
Tönen immerdar.

Claus Einsiedel.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

„Mir dünkt, die Zeit zum Erzählen sei schlecht gewählt," fing der Bürger an. „Vielleicht aber gibt Euch die Geschichte eine gute Lehre, Heinz Grefe. So hört! Im Unterlande, gegen die Pfalz hin, tief im Gebirg hinter Weißenburg, liegt ganz in der Nähe anderer Burgen auf hohem Fels Schloß Lauenstein. Da hatte sich Heinz Streiff von Landenberg mit seinem Genossen Hans Alb eingelegt, denn das Schloß war fest und gut gelegen zum Raube. So streiften die Beiden so lange auf die Bürger von Speyer und Straßburg, bis die vor das Schloß zogen, den Felsen untergruben und damit die Räuber zur Uebergabe zwangen. Als nun der Nachrichter sie beide zu Straßburg auf den Block legte, sah der Heinz Streiff den Andern nochmals an, — Hans, der Wein hat uns so weit gebracht, sagte der Heinz, und es war sein letztes Wort, da er im nächsten Augenblick kein Häuptlein mehr hatte."

„Hm!" machte in bedenklichem Hinbrüten der Bastard, indem er unwillkürlich nach seinem Kopfe langte, mit der Hand über die Stirne und durch das wirre graue Haar fuhr und darauf den Gegenübersitzenden mit gläsernen Augen ansah. „Hm! der Wein, sagte der Heinz. Drum blieb mir die Geschichte im Schädel stecken. Hab' ja meinen Kopf noch! Aber es ging mir absonderlich darinnen herum. Es ließ mich nicht schlafen, trieb mich auf, zu Euch her, ein Stündlein zu verplaudern. Ist es doch eine böse Nacht, Meister Schwarz! Horcht nur, wie es pfeift und heult! Meint' immer, der Spielmann fiedle noch. Aber es ist der Sturm. Der Fiedelhans sitzt ja im Loch. He, Meister, das wär' solch eine Nacht zum Ersteigen fester Mauern."

„Ja, Herlisheim soll ja schon in solcher Nacht genommen worden sein!"

„Das war vor siebenzig Jahren, Meister Schwarz, heute nicht mehr möglich, oder doch? He, meint Ihr?"

„Weiß nicht. Aber als die Rebstöckler in solcher Nacht zu Molsheim auf der adeligen Trinkstube zechten, kamen ihre Todfeinde, die Rosheimer, mit List in einem Strohwagen durchs Thor und erschlugen Alle."

Ein bleifarbiger Schatten flog über des Bastards Antlitz, das ohnehin die Spuren einer verpraßten Nacht und leidenschaftlicher Unruhe nur zu deutlich trug. Aber er ermannte sich wieder. „Hm!" fing er dann etwas stammelnd an. „Zechend saßen sie also in der adeligen Trinkstube. Gut, Meister, um so eher können wir Eines zusammen trinken, da wir Beide hier ja sicher sitzen. Der Spielmann sitzt im Loch und am Thor die Wache. — Heda, hollah, Kerl da draußen! Verfluchter Hund, warum hörst Du nicht?"

Der Hüter und der Schließer steckte seinen häßlichen Kopf herein. „Bring Wein, Geselle! Der Meister da will auf gute Freundschaft mit mir trinken!"

„Warum nicht gar," fiel jetzt der Bürger ein, indem er von seinem Sitze aufsprang. „Der Weindunst läßt Euch das glauben. Seht nur, der Tag bricht an. Legt Euch nieder, schlaft aus. Und habt Ihr morgen noch etwas zu sagen oder zu fragen, so will ich Euch Rede stehen. Heute nicht mehr!"

Der Bastard sah ihn darüber mit Augen an, die wie glühende Kugeln in ihren Höhlen lagen. Dann sprang er von seinem dreibeinigen Stuhle auf, indem er diesem mit dem steifen Bein einen Stoß gab, daß er auf den Estrich hinrollte. „Höll' und Tod!"

brüllte er, indem er sein Schwert am Griff faßte und es drohend schwang. „Wenn Du, unnützer Weinschwesler, nicht die Gunst zu schätzen weißt, mit mir trinken zu dürfen, so magst Du Dein eignes, schlechtes Blut saufen. Warte nur, der Morgen wird's Dich lehren! Dann halt Dein Haupt hoch, so Du's noch hast."

Dennoch mochte der Bastard den Rath des Meisters gut gefunden haben, denn er wandte sich und humpelte etwas wankend gegen die Pforte zu. Mit einem bösen Fluch und einer wilden Drohung warf er das schwere Thor hinter sich zu, daß es gleich einem Donnerschlag durch die Gewölbe des Schlosses hallte.

Der Gefangene war wieder allein. Durch das Fenstergitter drang das graue Morgenlicht; der frische Wind strich herein und trug bald darauf wieder Laute herüber, wie von Hufschlag und Waffengeklirr. Erinnerte sich doch der gefangene Mann von früher, daß die Burg von Herlisheim mit ihrem dicken Thurm der Seite des Waldes zulag. Der junge Tag weckte neue Hoffnungen in dem gepeinigten Gemüthe des Einsamen. Nachdem er jedoch lange gelauscht und nichts weiter vernommen hatte, das seine Hoffnung nähren konnte, trat er aus der Nische zurück. „Mein Gehör täuschte mich. Sie müßten schon längst gekommen und hereingedrungen sein, wenn es überhaupt möglich wäre! So komm, o Schlaf, und gib Du mir Trost." Bald aber schlug neuer Lärm an sein Gehör und dieser dauerte fort und steigerte sich mehr und mehr.

Fünftes Capitel.

Feinde jo!

In heftiger Aufregung hatte Heinz Grefe das Gewölbe des dicken Thurmes verlassen, in welchem sein Gefangener saß. Sein Gesicht war blau angelaufen und die gerötheten hervorquellenden Augen rollten wild in ihren Höhlen, als er wankend durch den langen Gang des Schlosses dahinhumpelte. Er hatte es nach seinem Sinne gut mit dem Bürger gemeint, und dieser war ihm wieder stolz wie ein König begegnet, hatte all' sein Zureden, alle seine Vertraulichkeit hochmüthig von sich abgewiesen und zwar vor den Augen eines Bediensteten. „So soll er büßen, Höll' und Teufel!" fluchte er, indem er stehen blieb und das Schwert nochmals drohend in der Richtung des Thores zum Verließe schwang. „Das heischt Sühne, elender Faßschwesler! Und Gott thu' mir dies und das, wo ich nicht halte, was ich nächten geschworen habe. Frau und Kind soll Dir nachheulen und Schlettstadt des Tages gedenken, wo der Heinz Grefe die Faust in seiner Feinde Blut taucht! Mit eigner Hand — Gott straf' mich! So!"

Dabei ließ er sein schweres Schlachtschwert gewaltig durch die Luft saußen, daß ihn die Wucht desselben selbst zum Taumeln brachte. „Herr," sprach jetzt der Schließer, indem er den Wankenden auffing. „Ihr seid schlaftrunken. Der Tag bricht an. Eure Leute werden kommen! Niemand sollte Euch nach meinem Dafürhalten so hier finden."

„So bring mich zu Bett, Geselle!" murmelte d Edelmann, der nachgerade einsah, daß der Mann re hatte. „Aber greif mich nicht so derb an, grober Fi Gott's Element, Du bist eine rauhe Amme, ma aber sonst ein ehrlicher Kerl sein."

Unterdeß brachte ihn der Schließer durch ei Thüre in eine Schlafkemnate, die an die große Schlo halle stieß und wo sich Heinz Grefe, halb angekleid wie er war, auf das Lager warf, indem er se Schwert zu Boden fallen ließ, welches dann der Schli ßer aufhob und an einen Stuhl daneben lehnte. Noc mals hob der Edelmann den schweren Kopf und fragt wo seine Leute steckten. „Ist denn Alles trunken Gott's Wetter schlag in die Schlemmer!" fluchte e „Du aber, bleib' in der Nähe! Laß die Thüre auf! Und wenn ich schlafe, kannst Du dem tollen Faß schwesler im Thurm ansagen, er möge sich zu seine letzten Gang bereit halten. Hörst Du!" Damit fi das Haupt des Bastards wieder auf sein Lager zurüc nicht aber, um ruhig liegen zu bleiben, sondern u sich unruhig hin und her zu wälzen. Er stöhnte dabei und schnarchte dazwischen ohne eigentlichen Schlummer. Der Schließer aber schlich sich hinaus auf den langen Gang, nachdem er noch den letzten gefüllten Krug, den er in der Kemnate wahrgenommen, aufgegriffen hatte und mitnahm.

Das graue Licht des anbrechenden Tages stahl sich allmälig durch alle Fenster, Scharten und vergitterte Thüren und erhellte die Gänge und Säle des Schlosses immer mehr. Dabei herrschte noch immer die Stille der Nacht ringsum, und außer dem Hahnenruf, der dann und wann aus dem Städtchen herübertönte, ließ sich nichts vernehmen als das Gewimmer des Windes, der noch immer um die Giebel und Dachkanten der Burg heulte und manchmal die Thurmfahnen kreischen ließ, wenn er sie mit wechselnder Laune umherschwang. Dazwischen stöhnte wieder der Heinz Grefe in seiner Schlafkammer, ohne daß sich der Schließer viel darum kümmerte. Auf der Gesimsbank eines Fensters, das nach dem Schloßhofe hinausging, hielt er in aller behaglichen Gemächlichkeit seinen Morgentrunk. Die Stille in der Burg selbst und das Wetter draußen waren ihm gerade recht; das Kreischen der Thurmfahnen ging ihn nichts an, und Niemand war wach, der ihn mit einem Zuruf oder mit seiner Dazwischenkunft in dem Genusse des trefflichen Weines störte, dem er sich mit vollem Behagen hingab.

„Hollah! Heda! Leute, wo steckt ihr denn? Der Teufel fahr Euch in den Rachen!" ließ sich jetzt von innen wieder des Bastards Stimme vernehmen. „Hört ihr denn nicht? Kerl, wo bleibst Du denn, Du Hund!"

Hier, gnädiger Herr!" sprach jetzt der Schließer hineintretend, nachdem er nochmals mit dem Aermel seines Kollers sich die Lippen abgewischt hatte. „Was ist Euer Begehr?"

„Was mein Begehr ist? Schlafen möcht' ich, und der Teufelsgeiger fiedelt drauf los, wie toll!"

„Wer fiedelt? Welcher Geiger, Herr?"

„Nun der Spielmann von gestern. Hörst Du ihn nicht?“

„Ihr träumt, gnädiger Herr!“

„Ich träume? Wart Du Hund, ich schlag' Dir den Schädel ein, damit Du merkst, daß ich wache!“ brüllte der Bastard von Lützelstein, indem er sich aufrichtete und nach seinem Schwerte tastete. Der Schließer wich erschrocken zurück.

„Halt, Kerl!“ schrie jetzt Heinz Grefe. „Mach' einmal Deine dicken Ohren auf! Hörst Du nun?“

„Es ist der Wind, der heult und pfeift, gnädiger Herr.“

„Willst Du mich Lügen strafen, Schelm? Horch!“

„'s ist in Wahrheit das Wetter. Die Windfahnen kreischen. Schlaft ruhig fort, gnädiger Herr!“

„Meinst Du?“ fragte der Edelmann beruhigter zurück, indem er nochmal aufmerksam horchte. „Mag sein, der Kopf brummt mir, und da saust es, als kratze der Fiedler fort und fort.“

Damit wollte er sich wieder auf das Ohr legen, als er nochmals auffuhr. „Nein, bei meines Vaters Bart, 's ist der Fiedelhans! Ich hör' ihn deutlich durch das Wetter!“

„In der That, es klingt, wie lustiger Geigenton,“ bestätigte jetzt auch aufhorchend der Schließer. „Aber er steckt ja auf Euren Befehl im Loch.“

„Steckt im Loch? Er ist los, sag ich. Wer hat ihn herausgelassen? Höll' und Teufel, was soll das bedeuten?“

„Vielleicht ist's ein anderer, Herr, der nur etwas früh zum Tanze spielt! 's ist ja doch wahrhaftig noch nicht Zeit.“

„Schweig, Du Hund! Der Fiedelhans ist's und kein anderer!“ brüllte der Bastard. „Lauf, Geselle, schlag ihm die Geige entzwei und den Schädel dazu! Es soll Dir gelohnt werden!“

Der Schließer eilte aus dem Gemache und an eines der Fenster, welche in den Schloßhof hinuntergingen. In der That klang es aus der Ferne wie Geigenton zu wildem Reigen. Im Hofe selbst war es still, nichts rührte sich noch für den Augenblick da.

(Fortsetzung folgt.)

✻ Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Fortsetzung.)

XIV. Stellung der Frauen bei den Deutschen.

Ein erfreulicheres Bild der Entwickelung der Ansichten über die Ehe und der Stellung der Frauen bietet uns das Recht der germanischen Völker. Von jeher, selbst bevor sie das Christenthum angenommen hatten, zeichneten sich nach dem Zeugnisse des römischen Schriftstellers Tacitus die Germanen dadurch aus, daß sie die Ehe hoch und heilig hielten, und sie als die innigste, das ganze Leben in Glück und Unglück erfüllende Lebensgemeinschaft auffaßten. „Die Frau,“ sagt Tacitus, „wird beim Beginne der Ehe ermahnt, daß sie sein soll die Gefährtin des Mannes in Freud und Leid, im Kriege wie im Frieden“; und an einer anderen Stelle: „Mann und Frau sind in der Ehe geeinigt zu Einem Leben und zu einem Leibe.“ Als dann die Germanen zum Christenthum sich bekehrten, bestätigte dieses nicht nur die Ansichten des deutschen Rechtes über die Heiligkeit der Ehe und die Stellung der Frauen; es reinigte und veredelte noch diese Ansichten, indem es die Ehe als von Gott selbst gestiftet, als in der göttlichen Ordnung begründet, hinstellte. Darum sehen wir auch, wie nicht nur das persönliche Verhältniß der Ehegatten zu einander immer inniger wird; wir sehen auch, wie in vermögensrechtlicher Beziehung das Vermögen beider Ehegatten immer mehr zu einem einzigen verschmilzt. Unter dem Einflusse des germanischen Rechtssinnes und der christlichen Religion wird die Ehe eine wahre und wirkliche Genossenschaft, die Frau wird die Genossin des Mannes, sie tritt in seine Familie, sie nimmt an seinem Namen und seinem Stande Theil, und das beiderseitige Vermögen wird, so weit es nicht ohnehin zu einem einzigen zusammenfließt, wenigstens äußerlich unter der Herrschaft des Mannes zusammengefaßt. Es ist allerdings richtig, auch bei den alten Deutschen waren die Frauen, wie das weibliche Geschlecht überhaupt, ebensowenig selbstständig, wie bei den alten Römern. Wie bei diesen die Frauen und Mädchen lebenslänglich in der Gewalt ihrer Männer, ihrer Väter oder nächsten männlichen Verwandten standen, so waren, wie wir gesehen haben, bei den alten Deutschen die Frauen und Mädchen lebenslänglich im Mundium, unter der Vormundschaft ihrer Männer, ihrer Väter oder der nächsten männlichen Verwandten. Allein die Gewalt, die potestas, unter welcher bei den alten Römern die Frauen und Mädchen, wie die Hauskinder überhaupt standen, war wesentlich verschieden von dem Mundium, der Vormundschaft des deutschen Rechtes. Bei den alten Römern ging die Persönlichkeit der Frau beinahe ganz unter in der Gewalt des Mannes oder des Vaters; sie war fast nichts als eine Sache; was sie erwarb, gehörte bei der strengen Ehe dem Manne, bei der freien Ehe dem, in dessen Gewalt sie stand. Diese Gewalt war zunächst und vorzugsweise ein Recht, eingeführt zum Vortheile dessen, der sie hatte. Im deutschen Rechte dagegen war das Mundium, die Vormundschaft zunächst eine Pflicht, ein Ausfluß der Schutzpflicht des Mundoeldus, des Vormundes. Die Frau hatte ihr eigenes Recht, ihr eigenes Vermögen, und dieses ihr Recht, ihr Vermögen zu schützen, war Pflicht ihres Mannes, ihres Vormundes. Uebrigens haben wir bereits gesehen, daß die eheliche, wie die Geschlechtsvormundschaft überhaupt, in Deutschland so ziemlich verschwunden ist. In privatrechtlicher Beziehung wird das weibliche Geschlecht in der Regel als ebenso selbstständig betrachtet, wie das männliche; nur in der Ehe besteht noch ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß der Frau vom Manne

als Folge seiner Herrschaft im Hause, ein Verhältniß, das in der Natur der Ehe selbst begründet ist.

Auch in sonstiger bürgerlicher und gesellschaftlicher Beziehung wurde die Lage der Frauen in Deutschland frühzeitig eine ungleich bessere, als sie es jemals bei den Griechen und Römern war. Von einer Theilnahme der griechischen und römischen Frauen an der bürgerlichen Beschäftigung und dem Erwerbe der Männer konnte schon darum keine Rede sein, weil man Gewerbe und Kleinhandel als eines freien Mannes unwürdig betrachtete und deren Betrieb den Sklaven und Fremden überließ. In Deutschland dagegen entwickelte sich frühzeitig ein blühender Gewerbe- und Handelsstand. Und wenn auch in Folge des die Gewerbe beherrschenden Zunftzwanges die Frauen sich von der selbstständigen Betreibung der Gewerbe ausgeschlossen sahen, so konnten sie den Männern doch wenigstens helfend und fördernd zur Seite stehen. Ja zur selbstständigen Betreibung der Handelsgeschäfte wurden sie frühzeitig als berechtigt anerkannt, und als Handelsfrauen waren sie überall von allen jenen Beschränkungen befreit, denen die Frauen im Rechtsverkehre sonst unterlagen. Mit dem Fortschreiten der Gesittung war man immer mehr darauf bedacht, den Frauen die Erringung einer selbstständigen Stellung zu erleichtern. Nicht blos gestatten die neuen Gewerbeordnungen, insbesondere jene, welche auf der Grundlage der Gewerbefreiheit beruhen, den Frauen die selbstständige Ausübung der Gewerbe, sondern selbst zu manchen öffentlichen Diensten, zu den niederen Verrichtungen im Post-, Telegraphen-, Eisenbahn-Dienste u. s. w. werden Frauen in vielen Ländern verwendet. Und nicht blos als Erzieherinnen, als Lehrerinnen an niedern Bildungsanstalten, auch an höhern Lehranstalten finden wir Frauen thätig, und daß namentlich in Nordamerika und selbst in Europa auch schon die Arzneikunst von dazu befähigten Frauen ausgeübt wird, ist bekannt, wie nicht minder, daß den Frauen auch in den schönen Künsten, im Gebiete der Musik, des Gesanges, der Malerei, der Bühne u. s. w. ein weites Feld der Thätigkeit sich eröffnet hat.

Ebenso war und ist die Stellung der Frauen in der Gesellschaft bei den Deutschen eine wesentlich bessere, als bei den Römern und Griechen. Schon im 11. Jahrhundert begann für die Frauen, wenigstens die der höheren Stände, eine ganz neue Zeit. Es war die Zeit des Ritterthums und der Minnesänger. Wenn schon bisher den Frauen trotz ihrer Abhängigkeit vielfache Rücksicht im gesellschaftlichen Leben zu Theil ward, so wandelte sich jetzt dies Verhältniß geradezu in das Gegentheil um. Die Frauen wurden die Herrscherinnen, und für den Mann gab es keine größere Ehre als im Dienste der Frauen Fährlichkeiten manichfacher Art zu bestehen. Von dieser Zeit an wurde auch das Wort Frowe, Frau, immer mehr gebräuchlich. Frowe ist abgeleitet von Fro, der Herr, Frowe, Frau, bedeutet also Herrin; doch hängt das Wort auch zusammen mit vrô, froh, vröude, Freude. Und diesen Zusammenhang ahnend singen die alten Dichter: „Durch Freude Frauen sind genannt, denn ihre Freud' erfreuet alle Land; Wie wohl und gut der Freud' erkannte, Der sie zum ersten Frauen nannte;" und ein anderer: „Freud' ist Frau, und Frauen Freud ist beide; durch Freuden die Frau genannt ward; der habe Undank, der Freud und Frauen scheide." Auch ein neuerer Dichter, Rückert, stellt „Frau und Freude" neben einander in den Worten:

„Frauen sind genannt von Freuen,
Weil sich freuen kann kein Mann
Ohn' ein Weib, das stets von Neuem
Seel' und Leib erfreuen kann.
Wohlgefraut ist wohlgefreuet,
Ungefreut ist ungefraut;
Wer der Frauen Augen scheuet,
Hat die Freude nie geschaut."

Von „vrô, der Herr," stammt auch das Wort „vrône, vrôn," „was den Herrn betrifft"; daher Frohndienst, Herrendienst, Frohnveste zc., daher auch Frohnleichnam, der Leichnam des Herrn.

Dieser ritterliche Frauendienst wurde freilich bald zur Unnatur; die Achtung und Verehrung der Frauen artete bald in eine wahre Anbetung und Vergötterung aus, und mit den Minnesängern im 14. Jahrhundert und dem Ritterthum starb auch dieser übertriebene Frauendienst ab. Das Wahre jedoch, das ihm zu Grunde lag, die Anerkennung der veredelnden Stellung der Frauen in der Gesellschaft, wirkte fort, und wie heute, so gab es wohl auch im Mittelalter keine Feste, keine öffentlichen Feierlichkeiten, welche nicht ihren schönsten Schmuck erhalten hätten durch die Theilnahme der Frauen und Jungfrauen.

Dabei dürfen wir jedoch nicht vergessen, daß an allem diesem das Christenthum den wesentlichsten Antheil hatte. Das Christenthum umfaßt alle Menschen mit gleicher Liebe; vor ihm gilt kein Unterschied des Geschlechtes; es versammelt in seinem Gottesdienste alle ohne Unterschied des Ranges und Geschlechtes, und spendet allen in gleicher Weise seine Wahrheiten und seine Heilsmittel. Das Christenthum hat daher ganz wesentlich dazu beigetragen, die Gleichstellung der Frauen in rechtlicher, bürgerlicher und gesellschaftlicher Beziehung herbeizuführen.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Geht es Dir gut, brauchst Du mich nicht;
Jedoch, wenn Ebb' im Beutel ist,
Wenn's Dir an Jeglichem gebricht,
Wenn Du in Noth und Elend bist:
Dann denkst Du meiner sehnsuchtsvoll,
Daß ich mich Dein erbarmen soll. —
Und willst Du mich dann rückwärts lesen,
So bleib' ich doch dasselbe Wesen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 74. Speyer, Donnerstag, den 26. Juni 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Aber horch! Was war das? Und siehe da, wer kommt? Mit einem Male huschte nämlich eine Gestalt unten vorüber. Der Schließer riß überrascht seine Augen auf, — ein junges Mädchen in Hemd und Rock, mit flatterndem hellblonden Haar, die Hände wie in Verzweiflung emporgehoben, rannte dahin. Sie schien rufen zu wollen und vermochte es nicht vor Hast.

„Sturm! Sturm!“ kreischte sie endlich.

„Blut Christi, was ist, was hast Du, Aenneli?“

„Sie kommen! sie kommen!“

„Allmächtiger — wer?“ —

„Feinde jo! Feinde jo!“ heulte jetzt eine andere Stimme aus dem Thorweg des Schlosses, während die Dirne selbst ohne weitere Auskunft hinweglief und unter einem der Thore, welche auf den Schloßhof führten, verschwand.

„Hollah, Kerl! Was hast Du da, mit wem redst Du? Wer brüllt unten so gotteslästerlich?“ ließ sich unterdessen Heinz Grefe wieder von innen vernehmen.

Bleich wie der Tod stürzte der Schließer stolpernd in das Schlafgemach zurück. „Was gibts, Geselle? Hast Du Gespenster gesehen?“ Vor Angst und Eile brachte der Schließer kaum die Worte heraus: „Sie kommen, Herr, sie kommen!“

„Wer? Tod und Teufel! Mensch, sag' her!“ fragte der Edelmann, sich höher aufrichtend. Aber bevor dieser zu Worten zu kommen vermochte, ertönte von außen deutlich genug und wiederholt: „Sturm! Feinde jo!“

„Oho!“ stöhnte der Bastard aus keuchender Brust, während sein Gesicht die Farbe des Todes überflog und sein Körper eine vergebliche Bewegung machte, aus dem Bette zu springen. Einer seiner Leute sprang jetzt halb angekleidet herein. „Auf, Herr, Fliehet! Es geht Euch an Leib und Leben!“

Aber wie gelähmt blieb Heinz Grefe auf seinem Lager sitzen, während draußen Angst- und Schreckensrufe erschollen, in wildem Lärm hin und hergeschrieen ward und rauhe Stimmen fluchend nach Waffen und Führern begehrten. Thüren und Thore wurden aufgerissen und wieder zugeworfen, Leute eilten vorüber oder stürzten mit Jammermienen in die Wohngemächer, und der Tumult verstärkte sich immer mehr. Heinz Grefe aber verblieb in seiner Erstarrung. Erst als nun einer seiner Söhne im leichten Waffenrock, kampfbereit, mit dem blanken Schwert in der Hand unter der Thüre der Kemnate erschien, kam wieder Regung und Bewegung in die Glieder des Bestürzten. „Steht auf!“ rief der Jüngling mit blitzenden Augen seinem Vater entgegen. „Auf, herzliebster Vater mein! Schon klingen die Harnische, — der Feind ist da!“

„Deinen Arm, Matthies, Deinen Arm!“ hub jetzt Heinz Grefe an und legte seine zitternde Hand auf des Sohnes dargereichten Arm. Als ob die Berührung ein Theil des Muthes, welcher den ritterlichen Sohn beseelte, und mit dem zurückgekehrten Muth auch etwas von dessen Jugendkraft in den Vater gekommen wäre, erhob sich jetzt dieser flink von seinem Lager. „Und Hans, Dein Bruder?“ fragte er.

„Ist in Sicherheit, Vater! Denkt jetzt nur an Euch selbst! Gürtet Euch mit dem Schwerte!“ antwortete der Jüngling und richtete ihn vollends auf, damit er sich ankleiden und rüsten könne.

Zu gleicher Zeit stürzte kreischend ein greises Weib ins Gemach und suchte mit wirren Blicken nach Sohn und Vater. Es war die Alte, welche unter dem Namen der Schloßbärbel bekannt war. „Junker, rettet Euch!“ schrie sie mit heftigem Aufwerfen ihrer dürren Hand. „Der Feinde sind allzuviel. Ich weiß Euch zu führen, wenn Ihr mir folgt. Wär' ja schade um das schöne Leben und so junges Blut. Widerstand hilft nichts, bei Leibe nicht! Der Hans war klüger!“

„Alter Weiber Rath! Schafft sie hinaus, Leute!“ befahl der junge Matthies Grefe. „Ritterlich wollen wir fechten.“

Draußen währte der Wirrwarr fort, während die Schloßbärbel weggebracht wurde, indeß sie unheimliche Verwünschungen ausstieß und mit aufgehobener Hand zurückkreischte: „Fahrt hin und mögt Ihr in Eurem Blut ersticken, was kümmert's mich!“

Junker Matthies sah aber wohl ein, daß es, wenn Widerstand mit Erfolg geleistet werden sollte, nunmehr hohe Zeit war, seinen Vater, dem er ohnehin im Augenblick nichts helfen konnte, für jetzt zu verlassen und sich selbst den Leuten draußen zu zeigen, die noch immer in größter Verwirrung umherrannten oder standen, ohne zu wissen, was thun. Er war entschlossen, an

ihrer Spitze das Aeußerste zu leisten und durfte hoffen, daß sein Beispiel auf die ohnehin streitbaren Knechte von bester Wirkung sein werde. So eilte er denn mit raschem Schritt in den Gang hinaus an das Fenster, das sich in den Schloßhof öffnete und bog seinen Körper weit über dessen Gesims. Sein Schwert hoch haltend, ließ er es im Lichte des hellen Tages blitzen. „Auf, meine lieben und getreuen Knaben, wappnet euch!" rief er hinunter zu denen, die da unschlüssig umherstanden oder liefen. „Der Feind ist da! Er soll uns nicht unvorbereitet finden. Steht zu eurem Herrn und seinem Hause in dieser Stunde!"

Ja, Junker Matthies, zumeist sind wir bereit!" lautete die heraufschallende Antwort. „Führet uns und gerne wollen wir fechten!"

Rasch wandte er sich noch zu denen in der Kemnate, um seinen Vater ihrer treuen Obhut zu empfehlen. Dann sprang er in wenigen Sätzen über die Stufen der Treppe hinunter, welche in den Hof führte. Mit einem Beifallsgemurmel empfangen, übernahm er alsbald den Befehl über die kleine, muthige Schaar, welche sich von der Besatzung hier zusammengefunden hatte. Er ordnete sie in aller Schnelligkeit, während von der Stadt her durch das Schloßthor schon der Lärm und das Getöse des Kampfes erscholl. Es galt nun, den Freunden, welche draußen in den Gassen den eingedrungenen Feind aufzuhalten suchten, rasch zur Hülfe zu eilen und mit vereintem Widerstand denselben wieder durch die Thore und über die Mauern zu werfen. Das Klirren der Waffen gab die Richtung an, wohin man zu eilen hatte, um den Freunden willkommen zu sein. „Nur mir nach, liebe Knaben!" rief der Sohn des Bastards, indem er sich an die Spitze der Leute stellte. „Mir nach, und wehrt euch als fromme Knechte!"

„Mit Leib und Leben stehen wir zu Euch, Junker! Geht voran, wir folgen!"

Mit diesem Rufe eilte die kleine Schaar durch den Thorweg des Schlosses auf den Platz vor demselben und dann in aufgelöster Reihe und vollem Lauf — der Führer voran — hinein in die Gasse, aus welcher wildes Geschrei und heller Waffenklang erscholl. Schon kam ihnen ein Fußknecht mit zerschmettertem Arm entgegen. „Ach, Junker, mein allerliebster, seid willkommen!" rief er. „Wir begehrten nie so sehr, Euch zu sehen, als heute!"

Mit beschleunigtem Laufe drang der junge Edelmann weiter. Ein alter reisiger Knecht seines Vaters schleppte sich mit klaffender Stirnwunde auf die Staffel eines Hauses, im Zusammenbrechen noch den Sohn seines Herrn krampfhaft am Kleide fassend. „Bleibt davon, Junker!" ächzte er. „Wendet, gebt es verloren!"

„Erst wollen wir ritterlich fechten!" war die Antwort, die im Kampfgetöse verscholl, während die Einwohner des Städtchens selbst entsetzt die Köpfe aus den Fenstern streckten, um nach dem fürchterlichen Lärm zu schauen, durch welchen sie aus den Betten gescheucht wurden. Da sahen die erschrockenen Herlisheimer auf blitzende Schwerter, blinkende Beile und sausende Kolben, auf herzueilende Kampfgenossen und zurückweichende, mit zerschmetterten Gliedern sinkende Männer. Da hörten sie Gewimmer und Schmerzgeheul, lauten Ruf und Schlachtgeschrei, klingende Schwerter und klingende Harnische. Merkwürdiger Weise vernahmen sie mitten im Lärm auch jauchzenden Fiedelklang. Auf dem steinernen Brunnenstock drüben saß nämlich der Fiedelhans und geigte wie besessen zu dem wilden, blutigen Reigen.

Sechstes Capitel.

Frisch her, Gesellen!

Es war die heitere Jugendfreundin des Thurmkätherleins, das blonde Aennelein, welches in der Frühe des St. Marxentages mit dem Kruge in der Hand aus der Wohnung ihrer alten Base am Schlosse hinweg schlich nach dem Rohrbrunnen, in dessen Nähe im Thorhause die Freundin mit dem Vater wohnte. Aennelein hatte die ganze Nacht hindurch im Traume, noch immer mit dem lieben Junker Hans getanzt und dessen schalkhafte Reden und schmeichelnde Wörtlein mit angehört. Mitten im schönsten Träumen aber wachte sie endlich auf, und nun fühlte sie die Sehnsucht, über das Erlebte und Erträumte sich gegen die Jugendgefährtin auszusprechen, dieser aber auch Vorwürfe darüber zu machen, daß sie an der Lust des gestrigen Tages keinen Antheil genommen. Zu solchen und anderen Gängen nahmen nun die Mägdelein am Oberrhein von je das Wasserholen am Brunnen zum Vorwand, und so war es auch diesmal bei Aennelein. Mit dem irdenen Kruge in der Hand trippelte sie über den Schloßplatz, die Thorgasse hinein, die still vor ihr lag. Kaum eine Katze schlich vorsichtiger über dieselbe: hie und da tönte der Hahnenschrei aus den verschlossenen Höfen. Aber die Spatzen zwitscherten schon längst auf den Dächern und zankten sich an den Giebelkanten der Häuser. So kam sie ungesehen und unbemerkt nach dem Rohrbrunnen, der in hohlem, fast schläfrigem Gemurmel sein Wasser in den Trog ergoß. Aennelein hielt den Krug unter und spähte hinüber nach dem Thorthurm, ob sich nicht eines der Fenster öffne und Kätherlein ihr braungescheiteltes Köpfchen freundlich grüßend und winkend herausrecke. Das war jedoch nicht der Fall, sondern es drang vom Thore her nur ein eigenthümlicher, dumpfer Lärm, der ihr sonderbar vorkam. Sie ließ deßhalb den Krug überlaufen und trat vorsichtig lauschend einige Schritte weiter gegen das Thor hin. Jetzt hörte sie deutlich Stimmen, zumeist rauhe Männerstimmen. Doch beruhigte sie sich mit der Erinnerung, daß ja für die Nacht eine Wache ins Thorhaus gelegt worden sei, weil man einen Angriff von feindlicher Seite für möglich hielt. Nun aber scholl das Geräusch stürmischer Tritte und ein verdächtiges Rasseln und Klirren aus der Thorhalle, so daß sie scheu zum Brunnen zurückwich. Waren es auch nur die Soldknechte des Heinz Grefe, so wollte sie ihnen doch gerade jetzt nicht begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

* Von deutschem Rechte und deutschen Rechtsgewohnheiten.

(Schluß.)

XIV. Stellung der Frauen bei den Deutschen.

Nur in politischer Beziehung ist diese Gleichberechtigung der Frauen noch nirgends anerkannt worden. Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart waren die Frauen immer von den politischen Rechten und von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen; selbst die freiesten und gebildetsten Völker haben hier keine Ausnahme gemacht. Und wenn in neuerer Zeit in England und Nordamerika die Theilnahme der Frauen an den politischen Rechten, insbesondere das Wahlstimmrecht der Frauen, wiederholt in öffentlichen Versammlungen zur Sprache gebracht worden ist, so haben die darauf zielenden Anträge doch nur sehr vereinzelten Beifall gefunden und wurden fast überall verworfen. Es muß doch wohl mehr als ein bloses Vorurtheil sein, wenn den Frauen noch nie und nirgends die politische Gleichberechtigung eingeräumt worden ist.

Doch eine merkwürdige Ausnahme wurde frühe gemacht: schon frühe wurden Frauen zur höchsten politischen Thätigkeit, zur Herrschaft auf dem Throne berufen. Diese Ausnahme hat ihren Grund in der Uebertragung der Grundsätze der privatrechtlichen Erbfolge auf die staatsrechtliche, die Thronfolge. Wenn man Land und Leute gewissermaßen als das Eigenthum des Fürsten betrachtete, so schien es natürlich, Land und Leute auch in derselben Weise zu vererben, wie das übrige Vermögen. Doch kam dieses Thronfolgerecht der Frauen nie zur allgemeinen Anerkennung; nicht in allen Ländern werden auch die Frauen zur Regierung berufen, und wo es dennoch geschieht, hat immer der Mannsstamm und der männliche Erbe den Vorzug.

„Eines schickt sich nicht für Alle." Die Frauen mögen sich trösten, wenn sie nicht auch an den politischen Rechten Theil nehmen können. Es bleiben ihnen noch weite Gebiete ihrer Wirksamkeit übrig, vor allem das Gebiet der Familie, insbesondere der Leitung des Hauswesens; denn: „eine weise Frau baut ihr Haus; eine fleißige Frau ist der beste Hausrath; ein häuslich Weib thut keine Schritte vergebens; während die Frau spricht, spinnt sie; was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann erwirbt; der Frau Augen kochen wohl, die der Magd nicht; eine Frau kann mit dem Fingerhut mehr verschütten, als der Mann mit dem Eimer schöpfen; besser ein Erbtheil in einer Gattin, als mit einer Gattin" und wie die Sprüchwörter sonst noch lauten. Es bleibt ihnen das Gebiet der Kindererziehung; denn sagen die Sprüchwörter: „Muttertreu wird täglich neu; es ist keine Mutter so arm, sie hält ihre Kindlein warm; es ist keine Mutter so bös, sie zöge nicht gern ein fromm Kind," und vom „Mutterwitz," den das Kind von der Mutter hat, heißt es, daß von ihm ein Quentchen mehr werth ist, als ein Centner Schulwitz. Es bleibt den Frauen das große weite Gebiet der Gesellschaft, des geselligen Verkehrs, der alle Lebenskreise durchdringt, dessen Seele sie sind, und wo sie überall den Vortritt haben. Denn: „der beste Umgang der mag sein, ist ein Weib gut, rein und fein; schöne Weiber machen schöne Sitten" u. s. w. Unvergessen wird auch immer bleiben, was die Frauen und Jungfrauen während des letzten Krieges auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege geleistet haben. „Wo keine Frau ist, da geschieht dem Kranken weh."

Auf diesen Gebieten wird auch der Frauen Herrschaft bereitwillig von den Männern anerkannt; hier können sie einen unermeßlichen segensreichen Einfluß ausüben, hier können sie mehr für die Gesittung und die Bildung der Menschheit wirken, als es ihnen auf dem politischen Gebiete jemals möglich wäre. Mögen sie darum das politische Gebiet den Männern überlassen, um ihre Thätigkeit und ihren Einfluß in der Familie und in der Gesellschaft nicht zu zersplittern. Ausgeschlossen ist dabei freilich nicht, daß auch die Frauen an den öffentlichen Angelegenheiten Theil nehmen, doch nicht mithandelnd, sondern mitfühlend, nicht öffentlich, sondern im Kreise der Familie den Männern rathend und ermunternd zur Seite stehend. „Die Frau ist des Mannes Leben."

Sehr schön haben auch unsere beiden größten Dichter die Aufgabe der Frauen und Männer auf den verschiedenen Gebieten ihrer Wirksamkeit geschildert und wir glauben nicht besser schließen zu können als mit ihren Worten:

„Ehret die Frauen!"

sagt der eine, Schiller,

„sie flechten und weben
„Himmlische Rosen in's irdische Leben"
. . . .
. . . . „mit sanft überredender Bitte
„Führen die Frauen den Scepter der Sitte."
(Würde der Frauen.)

Und das Wirken des Mannes und der Frau in der Familie und für die Familie insbesondere schildernd, sagt derselbe Dichter:

„Der Mann muß hinaus
In's feindliche Leben
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise,
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und regt ohne Ende,
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.

Der andere, Göthe, der Stellung der Frauen in der Gesellschaft gedenkend, legt in

seinem „Tasso" der Prinzessin Leonore die Worte in den Mund:

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edeln Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst Du die Geschlechter beider fragen,
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

Ueber Irrlichter im Berliner Thiergarten schreibt der Reichs- und Staatsanzeiger: Die durch verschiedene Blätter gegangenen Nachrichten über Beobachtung von irrlichterartigen Feuererscheinungen auf den Gewässern des Thiergartens, insbesondere auf denjenigen bei der Louiseninsel, haben dem Vernehmen nach auch der Thiergartenverwaltung Veranlassung gegeben, über den Ursprung dieser Erscheinungen genauere Ermittelungen anzustellen. Zu diesem Zwecke ist zunächst die Masse von der Wasseroberfläche entnommen, auf welcher die Lichterscheinung wahrgenommen war. Dieser Körper, aus Wasser und Schlamm bestehend, verbreitete einen starken Phosphorgeruch, und es entstand sogleich die Vermuthung, daß durch Hineinwerfen von Chemikalien in das Wasser die beobachteten Erscheinungen künstlich erzeugt seien und mithin eine natürliche Selbstentwickelung brennbarer Gase ausgeschlossen sei. Die von einem Chemiker angestellte chemische Analyse hat die ausgesprochene Vermuthung vollständig bestätigt. Die von der Wasseroberfläche entnommene Masse, in der Hauptsache aus moorigem, mit Algenfäden durchzogenen Sand bestehend, enthielt ganz unverkennbar die Umwandlungsproducte des Präparates, mit welchem man in chemischen Auditorien derartige Feuererscheinungen, wie sie auf den Thiergarten-Gewässern vorgekommen sind, hervorzurufen pflegt, nämlich das Phosphorcalcium. Im frischen Zustand entwickelt dieses bekanntlich beim Naßwerden sogenanntes selbstentzündliches Phosphorwasserstoffgas. Nebenbei entsteht flüssiger und fester Phosphorwasserstoff, unterphosphorigsaurer Kalk u. s. w., welche weniger ephemer sind, als das genannte Gas, und mit dem bei der gewöhnlichen Bereitung gebildeten Kalkphosphat der Untersuchung einen sicheren Halt bieten. Phosphorwasserstoff verbreitet einen sehr widerwärtigen Geruch, wie faulende Fische, und es gilt auch sein Vorkommen unter den Zersetzungsgasen der letzteren als Thatsache, doch ist bis jetzt, so viel bekannt, die Entwickelung von selbstentzündlichen Fäulnißgasen noch nicht sicher beobachtet worden. Die Belustigung des Publikums durch künstliche Irrlichter mag, wo sie sich abgeschlossene sumpfige Gräben wählt, als harmlos gelten, in Fischteichen ist sie es entschieden nicht, da Phosphorcalcium und seine nächsten Umwandlungsproducte sehr giftig sind.

Dazu bringt die „Köln. Ztg." folgende Correspondenz:

Honnef, 22. Juni. In Bezug auf die unter den vermischten Nachrichten im zweiten Blatt Nro. 169 der Kölner Ztg. nach berliner Zeitungen mitgetheilte Erscheinung von Irrlichtern im Thiergarten zu Berlin ist zu bemerken, daß eine solche Mystification schon früher einmal in Karlsruhe stattfand. Professor Walchner theilte 1842 in Liebig's Annalen (41, 349) mit, daß aus dem Brunnen auf dem Ludwigsplatz sich Gasblasen erhoben hätten, welche mit leuchtender Flamme von selbst verbrannten und den Geruch von faulen Fischen verbreitet hätten. Er beobachtete die Erscheinung selbst. Da sich bei dem Aufräumen des Brunnens noch faule Fische darin vorfanden, was nicht wunderlich war, weil der Fischmarkt dort abgehalten wurde, so schien ihm die freiwillige Entwicklung von Phosphorsauerstoffgas begreiflich. Aber schon im folgenden Bande (42, 356) konnte er die Berichtigung nachschicken, daß nach gepflogener Nachforschung sich herausgestellt habe, daß ein chemischer Dilettant Phosphornatrium in den Brunnen geworfen habe. Nun ersehen wir aus den Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft in Berlin, daß Professor A. W. Hofmann im Laufe des Monats April und vorher in diesem Jahre sich umfassend mit solchen Phosphorverbindungen beschäftigt hat, indem vier Aufsätze desselben solche Gegenstände behandelten. Es ist also klar, daß gerade jetzt solche Phosphorverbindungen und insbesondere Phosphorcalcium im chemischen Laboratorium in Berlin dargestellt sein müssen, und es ist dies fast ein Indicienbeweis, daß wohl einer seiner Zuhörer sich den Spaß gemacht hat, davon etwas in die Teiche des Thiergartens zu werfen. Die in Nro. 169 ausgedrückte Möglichkeit einer Phosphorsauerstoffentwicklung aus verwesenden Knochen besteht deßwegen doch nicht, sondern die Sache bleibt ein Scherz, der Niemanden wehe thut, da die richtige Erklärung schon in Nr. 169 gegeben war.

— Während das Velociped bei uns keinen rechten Boden zu finden vermag, scheint es in England noch immer mit Eifer und Erfolg cultivirt zu werden. Ein Beweis dafür ist die Reise der Mitglieder des middlesexer Velocipeden-Clubs, welche am Pfingstmontag von London aufbrachen, um die Strecke von 400 Meilen bis John O'Groat's, dem nördlichsten bewohnten Punkte von Schottland, auf Velocipeden zurückzulegen. Dieselben haben am Montag, den 16. d. M. ihre Reise beendigt und demnach täglich 60 englische Meilen zurückgelegt. Auf ihrer Tour wurden sie überall von der Bevölkerung auf das herzlichste begrüßt.

Der Wein der „Rose". Im Jahre 1624 kaufte die Stadt Bremen 12 Stückfässer Rüdesheimer Rheinwein, jedes zum Preise von 300 Thaler Gold Bremer Rechnung. Man legte diese Fässer in denjenigen Raum des Rathskellers nieder, welcher „Rose" genannt wird. Dort sind sie geblieben, und ist die Leckage jedes Jahr mit dem ältesten im Keller vorhandenen Weine aufgefüllt worden. Außer einigen wenigen Fällen, in denen der Senat ein paar Flaschen des Weines als Ehrengeschenk entnommen hat, ist der Inhalt desselben nur in kleinen Quantitäten zu Arzneizwecken verwendet worden, im Uebrigen aber unberührt geblieben. Am Ende des nächsten Jahres haben die Fässer ein Alter von 250 Jahren erreicht. Berechnet man den ursprünglichen Preis Zins auf Zins mit 5 pCt., so kosten die 12 Stückfässer am Ende des Jahres 1874 die Summe von 790,680,000 preußischen Thalern. Da die Leckage erfahrungsgemäß 5 pCt. beträgt, so sind von dem ursprünglichen Wein im Ganzen nur noch 0,0465 Flaschen oder — die Flasche zu acht Gläsern à 1000 Tropfen gerechnet, — 372 Tropfen vorhanden, von denen also jeder einen Werth von etwa 2,125,500 Thalern haben würde. Nun ist aber der jährliche Verlust durch beständige Auffüllung mit dem ältesten vorhandenen Rheinwein ersetzt worden. Veranschlagt man den Preis einer Flasche dieses Weines nur zu einem Thaler, so ergibt sich für die bis zum Jahre 1874 im Ganzen aufgefüllten 216,000 Flaschen, wenn man den Werth der jedesmaligen Auffüllung wieder mit 5 pCt. Zins berechnet, ein Preis von 3,427,920,000 Thalern. Die 12 Stückfässer kosten also am Ende des nächsten Jahres mit der Auffüllung nicht weniger als 4,218,600,000 Thaler. Das macht durchschnittlich für ein Stück (à 8 Ohm) 351,550,000 Thaler, für die Ohm (à 180 Flaschen) 43,943,750 Thlr., für die Flasche 244,132 Thlr., für das Glas 30,516 Thlr. Hierbei ist zu bemerken, daß der berechnete Werth sich auf die einzelnen Fässer nicht gleichmäßig vertheilt. Die Auffüllung der Leckage geschieht nämlich von einem Faß auf das andere, so daß der angefüllte Wein im Laufe der Jahre erst alle 11 vorhergehenden Fässer durchlaufen haben muß, ehe er zu dem letzten Stück gelangt, das mithin den ältesten und kostbarsten Wein enthält, von dem jeder Tropfen etwa 50,000 Thaler werth ist. Nur aus diesem letzten Faß wird auch der ausgegebene Wein entnommen, von dem die Inschrift des Kellers mit Recht sagt:

Was Magen, Leib und Herz Kraft und Geist kann geben,
Betrübte trösten mag, Halbtodte kann beleben,
Theilt diese Rose mit, sie hat von 100 Jahren
Den Preis, ein edles Oel mit Sorgfalt zu bewahren.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 75. Speyer, Samstag, den 28. Juni 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Mit einem Mal tauchten unter dem nach der Stadt gekehrten Portal des Thores einige Gestalten auf, die sich wenn auch in Eile, doch mit großer Aufmerksamkeit in dem zunächst gelegenen Theile des Städtchens umschauten, darunter seltsame Gestalten, in Frauenmäntel gehüllt, wie sie damals Pilgerinnen zu tragen pflegten, aber mit Schritten und Bewegungen von Männern. Und eine dieser Pilgerinnen zog eben hastig den braunen Mantel aus und entpuppte sich als gewappneter Mann, während ein Anderer scharf nach ihr herüber schaute. Allmächtiger Gott, war das nicht einer der Schlettstädter Gesellen, die beim Colmarer Küferfest mitsprangen? Der Schreck nahm ihr beinahe den Athem. Aber Aennelein verlor doch ihre Geistesgegenwart nicht. Sie riß den überlaufenen Krug vom Brunnentrog hinweg und ging raschen Schritts und ohne sich weiter umzusehen wieder die Gasse hinunter. Sie schrie nicht, denn sonst wären ihr die Fremden am Thore wohl alsbald gefolgt und hätten sie eingeholt. Aber sie lief immer rascher und endlich mit fliegenden Haaren und Gewändern dem Schlosse zu.

Sie wußte wohl, warum die dort unterm Thore gekommen, und nun erfüllte sie nur noch Ein Gedanken, der an den lieben, fröhlichen Junker Hans, welcher sorglos und in tiefem Schlummer im Schlosse lag, während der Feind schon das Stadtthor inne hatte. Ihn retten, darauf richtete sich jetzt all ihr Sinnen. Die Gelegenheiten im Schloß, neben welchem die alte Bärbel, ihre Base, wohnte, waren ihr wohl bekannt und die Stadtmauer dort nahe, von innen mit ihrer Hilfe wohl über dieselbe zu kommen. Davon erfüllt, rannte sie fort um die Ecke und in die offenen Arme eines Mannes, der das dralle Aennelein fest umfing und an sich preßte. „Ei, plag' mich St. Velten von Ruffach, Du bist nicht spröd, wie das Thurmkätherlein, mein flachshaariger Schatz! So hab' ich's gern, Stich und Schlag, gleich in Arm springen. So gefällt mir's Kleine!“

„Blut Jesu! Weg! Jost Schurpfinsack! Laß mich fort!“ schrie jetzt Aennelein halb außer sich, seine Zärtlichkeit abwehrend.

„Nun, Du Wildkatze, was fährt auf einmal in Dich?“ sprach der Krieger, sie fester an sich pressend. „Halt fein, Kleine, nachdem Du mir einmal an den Hals gesprungen! Mord und Blut, halt!“

„Um Christi Wunden Willen, halt mich nicht auf. Sie kommen! Sind schon am Thor!“

Jost Schurpfinsack war aufmerksam geworden; er hielt das Mädchen so, daß er demselben ins Gesicht schauen konnte und dessen Füße wieder den Boden berührten. „Wer kommt?“ fragte er fast betroffen. „Wer — Mord und Element — ist schon am Thor?“

„Der Feind!“ kam es keuchend aus der geängstigten Mädchenbrust. Nochmals sah Jost Schurpfinsack das Aennelein an, als ob er sich erst überzeugen wolle, daß sie nicht einen Vorwand gebrauche, um loszukommen. Nur ungern entschloß er sich, seine unerwartete Beute fahren zu lassen. Aber das Antlitz des Mädchens sprach noch dringender, wenn auch stumm aus, als was sie eben gesagt hatte. „Nun, wenn's auch wahr ist, Stich und Schlag, einen Schmatz kriegst Du doch und wenn tausend Feinde hinter mir ständen!“ sagte er und drückte seinen Mund auf die Wange Aenneleins. „So, jetzt lauf Du Feine, laß Dich's nicht gereuen und denk an den Jost Schurpfinsack, mein Schatz!“

Damit hatte er die Blonde losgelassen, die mit beschleunigtem Lauf der Burg zueilte, während der Reisige einige Schritte die Gasse gegen das Thor hinan machte, stehen blieb, plötzlich mit einem jähen Satz umwendete und gegen ein großes, stallartiges Gebäude zurannte, in welchem der größere Theil der reisigen Leute, so wie der Fußknechte untergebracht war, da die Burg selbst nicht alle faßte. Er hatte seine Waffe aus der Scheide gerissen und schlug nun mit deren Knauf dreimal nach einander an die Bohlen des eisenbeschlagenen Thores, bis es sich innen regte.

„Heraus, heraus! Mord und Blut! Der Feind ist da!“ rief er, als das Thor aufsprang. Damit stürzte er selbst unter die schlaftrunkenen Kameraden hinein, um sie zum Kampf aufzurufen und zur Eile zu mahnen. Nach kurzer Frist waren denn auch die Kriegsknechte des Heinz Grefe bereit, dem Jost Schurpfinsack in die Gasse hinein zu folgen, welche zu dem Thore führte. Allerdings war der Feind da und drang schon durch das Thor in das enge Städtchen, um den Widerstand, der sich ihm entgegenstellte, zu bewältigen. Auch für die friedlichen Einwohner war

es jetzt nicht mehr Schlafenszeit, und mit Schrecken hörten sie das Getöse und sahen die fremden Kriegergestalten vor ihren Fenstern. Der Schreck war um so größer und betäubender, je ferner für sie die Möglichkeit lag, daß ein Feind über den tiefen Graben und die hohen Mauern ihrer Stadt gelangen könne. Im ersten Augenblick glaubte man an einen neuen Einfall der armen Gecken, deren wilde Kriegsführung noch schwer auf der Erinnerung jedes Elsässers lag.

Jedoch ein Ruf, der immer wieder laut und stark sich im Getümmel geltend machte, belehrte die Geängstigten bald eines Bessern. „Hie, Schlettstadt! St. Georg und St. Fides!“ tönte aus den Reihen der Heranstürmenden, damit kein Zweifel übrig bleibe, daß die Rächer der an ihrer Vaterstadt verübten Unbilden gekommen seien. „Ihr Männer von Herlisheim.“ ließ sich noch eine weithin vernehmbare Stimme hören. „Fürchtet nichts für Euch und die Eurigen! Wir sind nicht hier, um gegen friedliche Leute Krieg zu führen, sondern allein gegen Euren unruhsamen und freudlosen Gast, Heinz Grefe, Bastard von Lützelstein, der sich einen Edelmann nennt, jedoch als Schelm und Räuber handelt!“

So erscholl es aus dem Munde der Stürmenden. Und Niemanden von den Einwohnern fiel es denn auch ein wegen des fremden Junkers, der da im Schlosse seinen Aufenthalt hatte, zur Wehr zu greifen und sich in den Kampf zu mischen, der bereits zwischen des Bastards Knechten und den Männern von Schlettstadt entbrannt war. Mochten jene nun die Suppe selbst ausessen, die sie eingebrockt hatten, dachten die Herlisheimer. Und sie hatten eben keine Ursache anders zu denken.

Zum Glück für die kleine Schaar der Schlettstädter, welche sich durch List in den Besitz des Thores gesetzt, hatte sich ein Theil ihrer Hauptschaar, aus dem Walde kommend, noch rechtzeitig mit ihr vereinigt, um den Angriff fortzusetzen und in die Stadt eindringen zu können, in welcher ihr Anschlag bereits ruchbar geworden zu sein schien. Bald stießen die Bürger auf den Haufen von Kriegsknechten, welche von Jost Schurpfinsack geführt, nicht ohne Muth und Geschick den Kampf aufnahmen. Nachdem sich die Schlettstadter fast mühelos und unblutig in den Besitz des festen Thores gesetzt hatten, erwarteten sie, den Widerstand in der Stadt selbst, wenn es überhaupt noch zu solchem komme, nunmehr leicht bewältigen zu können. Um so mehr wurden sie durch die kräftige Gegenwehr erbittert, welche sie in der engen Gasse fanden. Wurde ihnen doch mit derselben der Weg zum Schlosse versperrt, ihr Befreiungswerk aufgehalten, wobei ihnen auch die Uebermacht wenig half, da sie dieselbe nicht verwenden konnten. Gleichwohl drängten sie die Knechte langsam zurück, bis die Ankunft des Junkers Matthies den Vertheidigern neuen Muth gab und den Kampf wieder auf eine Weile völlig zum Stehen brachte. Inzwischen saß der Fiedelhans auf dem steinernen Brunnen und handhabte seinen Fiedelbogen. Niemand wußte, wie der Geiger mit einem Mal daher gekommen war, Niemand fragte aber auch in diesem Augenblicke darnach oder fand Zeit dazu. Wie rasend strich er auf den Saiten seines Instruments umher, daß man glauben mochte, sie müßten alle reißen. Gleichwohl rißen sie nicht; aber ihre Klänge vermochten auch keine Lücken in die Reihe der Vertheidiger zu reißen, durch welche die Schlettstädter hätten eindringen können.

So stand der Kampf, an welchem Hermann Schwarz anfänglich nicht Theil nahm. Am Siege nicht mehr zweifelnd, nachdem das Schwierigste, die Wegnahme des festen Thores gelungen war, hatte er die Verfolgung der Feinde dem Haupttrupp unter der bewährten Führung seines Oheims Conrad Lang überlassen, um selbst so rasch als möglich durch eine Seitengasse nach dem Schlosse zu gelangen und dort den gefangenen Vater zu befreien. Er hatte dabei dasselbe enge Gäßchen gewählt, das zum Theil überwölbt an der innern Seite der Stadtmauer hinführte und bevor es sich zu dem Gärtchen im Zwinger erweiterte, so enge wurde, daß nur ein ganz schmaler, von mächtigen Quadern gefaßter Durchlaß blieb. Dieser war gewöhnlich offen und hätte für Hermann Schwarz und die wenigen geschmeidigen Gesellen aus seiner Zunft, welche ihm folgten, weiter keine Schwierigkeit geboten, wenn der Durchlaß nicht an eben diesem Morgen durch eine gewaltig dicke, eisenbeschlagene Bohlenthür geschlossen gewesen wäre. So waren sie plötzlich aufgehalten. Vergeblich versuchten sie ihre Kraft, die Thüre einzusprengen. Selbst die Versuche, dieselbe mit den mitgebrachten Beilen einzuschlagen, erwiesen sich als nicht zum Ziele führend. Um keine weitere Zeit hier zu verlieren, entschloß sich Hermann Schwarz, mit den Freunden auf demselben Wege, da ohnehin kein anderer blieb, wieder zurück zu eilen.

Nicht ohne Erstaunen bemerkte er nunmehr den geringen Fortschritt, welche unterdeß seine Genossen im Kampf mit den Leuten des Bastards gemacht hatten. „Wir kommen nicht vorwärts, wenn von den Unsrigen nicht Etwelche in ihren Rücken gelangen,“ rief Conrad Lang seinem Neffen mißmuthig zu. „Wo steckt der Kunz mit seinen Bärenhäutern? Ich habe ihm noch einen Theil unserer Mannschaft folgen lassen!“

„Der hat keine Kunde vom Stande der Dinge und das geschlossene Thor dorten mag eine harte Nuß sein!“ bemerkte der junge Schwarz in der Hast. „Hier müssen wir voran! Ohm, laßt mich's versuchen, den Strauß zu enden!“

„Wohlan! Versuch Dein Heil, mein Sohn!“ war die Antwort.

„Nun denn, frisch her, liebe Gesellen und Brüder!“ rief den Freunden jetzt Hermann zu, sein breites Zunftschwert schwingend. „Schlagen wir dran in Gottes Namen, zur Ehre des Handwerks und unserer Vaterstadt! Frisch her und mir nach!“

Aufjauchzend schlossen sich alsbald die mit ihm gekommen waren an, Martin und andere junge Küfer, während die Freunde im Vordertreffen fechtend zur Seite wichen. Wüthender noch strich der Fiedelhans seine Saiten und hüpfte dazu wie toll auf dem Brunnen-

stock umher, bis er plötzlich sein Spiel abbrach, den Fiedelbogen lang — der Richtung nach über die Köpfe der Kämpfenden hin — ausstreckte und dabei sich geberdete, als sehe er etwas für seine Partei höchst Erfreuliches hinter der feindlichen Reihe. War es nun die Wirkung der kräftigen Hiebe Hermanns und seiner Genossen, oder brachten die Geberden des hochsitzenden Geigers die Knechte des Bastards auf die Vermuthug von Feinden im Rücken, genug, sie wichen mit einem Male rasch, wenn auch fechtend zurück, ließen ihre Verwundeten liegen und zogen sich gegen den Schloßplatz hin, während die Schlettstädter heftig nachdrängten. Dorten warf sich ein Theil der Zurückweichenden mit dem ritterlichen Sohn des Bastards in die Burg und vertheidigte noch lebhaft den Eingang zu derselben, während sich die kleinere Hälfte unter Anführung des Jost Schurpfinsack ablöste, um die Gasse weiterhin bis zu dem entgegengesetzten Thore zu verfolgen. Sie zogen offenbar vor, durch dieses das Freie zu gewinnen, statt in der nicht sehr geräumigen Burg, wie Schafe im Pferch zusammengedrängt, um ihr Leben kämpfen zu müssen.

Kaum jedoch war das Thor geöffnet, als ein Haufe bewaffneter Männer, welche sich draußen im dichten Weidengebüsch verborgen gehalten, hereindrang und Alles vor sich niederschlug, was sich zur Wehr stellte. Während die meisten seiner Leute jetzt in der Verzweiflung die Waffen hinweg warfen und um Gnade baten, sprang Jost Schurpfinsack fluchend vor, um mit seiner gewohnten Tapferkeit einem der Vordersten dieser neuen Gegner den Spieß an den Bauch zu setzen. Das war aber ein langer Mann mit wenig Bauch und noch weniger Umständen, wie sich erwies. Denn er wartete nicht, bis Jost Schurpfinsack an ihn gelangte, sondern schleuderte alsbald sein Schlachtbeil nach dem kühnen Kriegsknecht. Dasselbe traf diesen denn auch auf die Brust mit solcher Wucht, daß er hinfiel wie ein Sack. „Straf mich St. Velten von Ruffach!“ röchelte der Reisige, während ihm ein Blutstrahl aus dem Munde sprang. „Mord und Blut, aus ist's!“

Sein Gegner verweilte einen Augenblick neben dem Gefallenen und sah ihm in die brechenden Augen, während er sein Beil wieder aufhob. „Laß Dich's nicht gereuen, lieber Gesell; stirb mannlich, wie Du Dich gehalten! So manchem wälschen Gecken ist's nicht besser ergangen, wenn der lange Kunz ihn traf. Wollte Gott, wir stünden zusammen gen Wälschen, statt in solchem Strauß mit Landeskindern! Aber, wie man's treibt, so gehts!“ meinte der Lange und eilte dann weiter in das Städtchen hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod Karls des Ersten.

(Aus der Geschichte der englischen Revolution von M. Guizot.)

Während früher Olivier Cromwell, der Bonaparte oder vielmehr der Robespierre der englischen Geschichte, von den Historikern als sittliches Ungeheuer, als frömmelnder Tyrann, als heuchlerischer Egoist dargestellt worden ist, haben bekanntlich einige von den modernen Gelehrten, besonders Macaulay, sich zu Ehrenrettern des Protectors aufgeworfen. Auch M. Guizot, der berühmte Minister des Königs Ludwig Philipp von Frankreich, hat in seiner Geschichte der englischen Revolution die Farben keineswegs zu Cromwells Ungunsten aufgetragen. Der bekannte deutsche Historiker Schlosser rechnet auch ihn unter die „Doctrinärs,“ die sich vergeblich bemüht hätten, die blutige Schreckensgestalt des Protectors einigermaßen zu entschuldigen.

Wir können daher nicht in den Verdacht der Parteilichkeit gerathen, wenn wir zur anschaulichen Darstellung des Geistes, der in dem Königsmörder Cromwell regierte und den kürzlich Professor M. Baumgarten in Rostock als den „ächt protestantischen Geist gepriesen und mit vielen Worten verherrlicht hat, einen Abschnitt aus Guizots Geschichte der englischen Revolution wiedergeben. Wir bemerken zur Einleitung nur wenige Worte:

Karl I., ein Enkel der unglücklichen Maria Stuart, hatte die Krone von Großbritannien im Jahre 1625 überkommen. Er war besser als sein Vater, ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit, von guten Sitten und von nicht gewöhnlichen Gaben, aber von Charakter bald allzu nachgiebig und schwach, bald eigensinnig und halsstarrig. Zu seinem besonderen Unglücke war er mit einer streng-katholischen Prinzessin verheirathet, und ihn selbst, der der englischen Staatskirche von Herzen angehörte, machte seine Neigung zu einem prächtigen, pompösen Cultus den Secten verhaßt und verdächtig. Diese waren es denn, die unter der genialen Leitung des Genrals Cromwell, wenngleich Fairfax dem Namen nach Obergeneral war, sich der Gewalt zu bemächtigen verstanden. Der gefangene König sollte, nachdem er von einem Kerker in den anderen geschleppt worden war, auch umsonst versucht hatte zu entfliehen, vor einen Gerichtshof gestellt und so in einer gewissen Form, und mit einem gewissen Schein des Rechts, nämlich wegen Hochverrath, weil er mit seinem Parlamente und mit der bestehenden (revolutionären!) Regierung von England Krieg angefangen habe, zum Tode verurtheilt werden. Dazu hatte das Unterhaus — das Oberhaus weigerte sich mitzuwirken — nicht weniger als 135 Richter, Schlosser sagt 150 bestellt. Ihre Aufgabe war so bekannt, es war so ausgemacht, daß nur das Blut des Königs die erhitzten Gemüther Cromwells und seiner Independenten und frömmelnden Soldaten befriedigen könne, daß kaum die Hälfte von den berufenen Beisitzern in Westminsterhall erschien. Der Obergeneral Fairfax selbst zog sich davon zurück, ließ aber Cromwell machen, was dieser wollte. Wir lassen nun Guizot erzählen:

Den 27. (Januar 1649) Mittags, nach zweistündiger Conferenz in der gemalten Kammer, wurde die Sitzung mit namentlichem Aufrufe (der Richter) eröffnet. Auf den Namen Fairfax antwortete eine weibliche Stimme aus dem Hintergrunde einer Galerie: „Er hat zu viel Verstand um hier zu sein!“ Nach einem Augen-

blick der Ueberraschung und des Schwankens ging der namentliche Aufruf weiter; 67 Glieder waren gegenwärtig. Als der König in den Saal eintrat, erhob sich ein furchtbarer Schrei: „Execution! Gerechtigkeit! Execution!“ — Die Soldaten waren sehr aufgeregt; einige Officiere, Axtell besonders, welcher die Garde befehligte, forderten sie auf zu schreien; einige hin und wieder im Saal zerstreute Gruppen stimmten in dieses Geschrei ein; die Menge schwieg ganz bestürzt.

„Mein Herr,“ sagte der König zu Bradshaw (dem Präsidenten), bevor er sich setzte, „ich möchte verlangen, ein Wort reden zu dürfen; ich hoffe, daß ich Euch keinen Anlaß geben werde mich zu unterbrechen.“

Bradshaw: „Ihr werdet antworten, wenn die Reihe an Euch ist; höret zuerst den Gerichtshof.“

Der König: „Mein Herr, wenn es Euch gefällt, ich verlange gehört zu werden. Es ist nur ein Wort. Ein unmittelbares Urtheil . . .“

Bradshaw: „Mein Herr, Ihr werdet gehört werden, wenn die Zeit dazu sein wird; Ihr müsset zuerst den Hof anhören.“

Der König: „Mein Herr, ich verlange . . . Das was ich zu sagen habe, bezieht sich auf das, was der Hof will, wie ich glaube, aussprechen, und es ist nicht leicht, mein Herr, von einem übereilten Urtheile zurückzukommen.“

Bradshaw: „Man wird Euch hören, Herr, ehe man das Urtheil spricht. Bis dahin müßt Ihr Euch des Redens enthalten.“

Bei dieser Zusicherung erschien wieder etwas Heiterkeit in den Zügen des Königs; er setzte sich; Bradshaw nahm wieder das Wort.

„Meine Herren,“ sagte er, „es ist Jedermann wohl bekannt, daß der Gefangene hier an den Schranken mehrmals ist vor den Hof geführt worden, um Rede zu stehen wegen einer Anklage auf Verrath und auf andere schwere Verbrechen, die gegen ihn vorgebracht worden ist im Namen des Volks von England . . . . .“

„Nicht von der Hälfte des Volks,“ rief dieselbe Stimme, welche auf den Namen Fairfax geantwortet hatte: „Wo ist das Volk? Wo ist seine Zustimmung? Olivier Cromwell ist ein Verräther!“

Die ganze Versammlung erbebte; alle Blicke wandten sich nach der Galerie: „Soldaten, gebt Feuer auf diese Weiber,“ schrie Axtell. Man erkannte Lady Fairfax.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein Herr Sauvogeon in Valencia hat die Erscheinungen, die in einer Tasse Kaffee vorkommen, nachdem man sie gezuckert hat, langjährigen Betrachtungen unterzogen, aus denen er folgende Schlüsse mit Sicherheit ziehen zu können glaubt: Wenn man den Zucker, ohne die Flüssigkeit umzurühren, sich ruhig auflösen läßt, so steigen bekanntlich Luftblasen an die Oberfläche der Flüssigkeit. Bilden diese nun eine schaumige Masse in der Mitte der Tasse, so kann man bestimmt auf dauernd schönes Wetter rechnen; setzt sich im Gegentheil der Schaum ringförmig an den Rand des Gefäßes an, so stehen starke Regengüsse bevor; bleibt der Schaum zwischen Rand und Mitte, so wird das Wetter veränderlich, fließt er, ohne sich zu zertheilen, nach einem einzigen Punkte des Tassenrandes, so steht mäßiger Regen bevor. Er hat diese Anzeichen regelmäßig mit denen des Thermometers und Barometers verglichen und sie zuerst, als er der genauen Uebereinstimmung sicher war, der Oeffentlichkeit übergeben.

Petersburg, 17. Juni. Aus verschiedenen Gegenden Rußlands treffen Nachrichten von augenblicklich herrschender übergroßer Hitze und Dürre ein. In Ssamara waren Hitze und Dürre so groß, daß man ernstliche Besorgnisse für den Stand der Saaten hegte. In Irkutsk war dabei der Wasserstand so niedrig, daß die mit Getreide beladenen Barken nicht auslaufen konnten.

Würzburg, 23. Juni. Ein Mann aus Sommerhausen bei Würzburg trat seiner Frau sämmtliche Rippen ein, so daß dieselbe in Folge der Mißhandlung starb. Einem zu Hilfe eilenden jungen Mädchen versetzte er einen Stich in den Unterleib, so daß dasselbe todt zusammenstürzte, und seinem Sohne schlitzte er mit derselben Waffe den Arm auf und brachte ihm noch mehrere Stichwunden bei. Der Verbrecher wurde in die Würzburger Frohnfeste eingebracht.

*Preisaufgaben.

I.

Ich muß besond're Reize haben,
Denn jedem Aug' gefalle ich,
Und Alte, Junge, Mädchen, Knaben
Sind meinethalb oft außer sich.
Ich bin recht gerne aufgenommen,
Wer mich verjagt — weh seiner Ruh!
Doch, sonderbar, wenn ich will kommen,
So schließt man meistens Alles zu.
Verliert mich Einer, welch ein Jammer!
Gewiß er läuft und klagt und spricht!
Doch nein — er bleibt in seiner Kammer
Und wartet still und rührt sich nicht.

II.

In meine Zelle lad' ich
Nach aufgesperrter Thür
Zu offner Tafel Gäste
Durch meinen Herold mir,
Und Arme, Reiche, Thoren
Und Weise treibt Begier,
Sie werden ohne Rückhalt
Zu Parasiten hier;
Sie greifen mit den Händen
Doch ganz anständig zu
Und lassen sich behagen
Den Hochgenuß in Ruh;
Erst war der Herold höflich,
Doch grob wird er im Nu,
Schlägt ihnen vor der Nase
Die Thüre wieder zu.

Die Frist zur Einsendung der Lösung ist bis 6. Juli einschließlich. Als Preis geben wir: Schiller's Werke und Uhland's Gedichte. Die Namen der Einsender werden, soferne nicht das Gegentheil gewünscht wird, veröffentlicht.

Auflösung des Räthsels in No. 73:
Reiter.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 76. Speyer, Dienstag, den 1. Juli 1873.

Berchtesgaden.

O Glück der goldnen Sommertage
Dort an des Watzmann's grünem Fuß,
Sie flossen ohne Sorg' und Klage
Dahin im reinsten Frohgenuß;
Wie duftgenährte Schmetterlinge
Führt' uns von Kelch zu Kelch der Flug,
Die Seele hob befreit die Schwinge,
Die hoch sie in den Aether trug.

Wie flog da zu der Felsen Kamme
Der Morgenröthe Gluth hinauf,
Wie hing sich, eine duft'ge Flamme,
Das Alpenglühn an ihren Knauf,
Und in der Nächte stiller Weihe
Wie war's durchleuchtet nah und fern,
Auf jedem Haupt der Bergesreihe
Stand in erhab'ner Pracht ein Stern.

Und in der Urweltsgruft der Schroffen,
Erglänzt der See in heit'rer Ruh,
Und deckt mit Lächeln, kindlich-offen,
Sein grausiges Geheimniß zu;
Er trägt dahin den schwanken Nachen,
Er duldet leichter Scherze Spiel,
Und nur des Echos dröhnend Krachen
Mahnt Dich: O traue nicht zu viel!

Von Felsen stürzen sich die Achen
Und rauschen durch die Thäler fort,
Im lichten Schmelz die Matten lachen
Und locken Dich zum stillen Ort;
In süßes Träumen wiegt die Sinne
Dir Alpenduft und Wipfelbraus,
Und grüßend weht die Weltenminne
Rings durch der Berge hohes Haus.

Karl Elze.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Siebentes Capitel.

So bringt's das Kriegsglück.

Während die Söldner, welche dem Jost Schurpfinsack gefolgt waren, unter dem Thore, das sie zum Ausgang gewählt hatten, von den Streitgenossen des langen Kunz theils darnieder gehauen, theils in die Stadt zurückgetrieben und entwaffnet wurden und nur Wenige sich mit ihren fortkämpfenden Kameraden wieder vereinigen konnten, tobte der Streit vorzugsweise um das Schloß selbst und unter dessen Thoren. Junker Matthies regte dorten durch Wort und That die getreuen Knechte zu hartnäckigem Widerstande an. Nicht um den Sieg, nicht um das eigene Leben kämpfte er mehr, sondern um Freiheit und Leben seines Vaters, auf den es, wie er wohl schließen durfte, bei dem Ueberfall besonders abgesehen war. Als der Sohn den Vater verlassen hatte, um in die Reihen der Kämpfenden zu eilen, verfiel Heinz Grefe in den Zustand zurück, in welchen ihn die unerwartete Nachricht von der Ankunft des Feindes versetzt hatte. Als ein Bild hilfloser Bestürzung blieb er auf der Kante seines Nachtlagers sitzen, während die Schloßdienerschaft in wilder Angst sich nur noch um sich selbst bekümmerte.

Dem sonst so kühnen Mann, der allweg zum Strauß mit seinen Feinden aufgelegt war, schien das Unerwartete des Angriffs allen Muth, alle Thatkraft gelähmt zu haben. Schon gellte der Schlachtruf den Bewohnern des Schlosses furchtbar in die Ohren, immer näher tönte das Geschrei und das Getöse des Kampfs, das Fluchen, Heulen der Zurückgedrängten und Verzweifelnden, und endlich die hellerklingende, mitten im wilden Kampf noch freudige Stimme seines Sohnes.

Da fand Heinz Grefe die Kraft, sich von dem Lager zu erheben. Durch das Zimmer humpelnd, gelangte er in den Gang ans Fenster. Waffenklirren und Schwertschlag klang schon herauf. Er warf einen Blick hinunter und sah nur ein wildes Getümmel von Weichenden, die sich mit ihren Wunden ächzend und stöhnend über den Schloßhof schleppten, von Fliehenden, welche die Eingänge zu erreichen suchten, um ein Versteck in den Winkeln der Burg zu finden, während unterm Thorweg noch immer gekämpft wurde. „Schlettstadt! St. Georg und St. Fides!" hallte jetzt mächtig in den Burghof herein und, von bleichen Schrecken übermannt, taumelte der Bastard vom Fenster hinweg.

Der Ruf hatte ihm stärker, als alles Andere, zum furchtbaren Bewußtsein gebracht, daß seine erbittertsten Feinde gekommen waren, Rache zu üben für alle erlittenen Unbilden. Und da stand er einsam, in seinem Zustande ein wehrloser Mann, während sein Sohn vielleicht schon unten auf den Stufen der Treppe er-

schlagen lag. Heller und näher klangen die Schwerter; auf den Schwellen der Eingänge zum Palast wurde noch gekämpft. Aber schon hallten die Treppen unter den Tritten der Heraufstürmenden, schon klirrten die Gänge und trugen dröhnend den Schall in alle Winkel des Schlosses.

„Nur immer voran! Hinauf, wo wir ihn finden!" klang eine laute Stimme befehlend durch das Getümmel. Da eilte der Bastard von Lützelstein, so rasch er sich mit seinem lahmen Bein fortzubewegen vermochte, in den hintersten Winkel des Ganges, dann fort durch eine offene Thür, weiter, weiter. Die zaghafteste, verzweifeltste Stunde seines Lebens war gekommen. Aus dem Schlosse sich zu retten, vermochte er nicht mehr, denn alle Zu- und Ausgänge mochten besetzt, die ganze Burg umstellt sein. Er konnte in seiner Angst nur noch ein Versteck im Hause selbst finden. Es waren fürchterliche Minuten für den verzweifelten Mann, als man schon durch die obere Halle stürmte, die Thüren hinter ihm eingestoßen, eingeschlagen wurden, und endlich der Donner gewaltiger Axtschläge, die sich an einem festen Thore im oberen Stock des Schlosses selbst versuchten, wie das Anpochen des jüngsten Gerichts, die Mauern erschütterten und noch durch die fernsten Winkel des alten Baues dröhnten.

Der Gefangene im dicken Thurm hörte dieses mächtige Anpochen auch und stand in heftiger Aufregung, aber ohne Schrecken. Ja, Meister Schwarz vernahm diesen Donner auch. Schlug er doch unmittelbar an sein Ohr, denn die Axtschläge galten dem eisenbeschlagenen Thore, das seinen Kerker schloß.

„Meister Schwarz, seid Ihr innen?" rief draußen eine Stimme, die ihm wie eine Engelsbotschaft klang. „Ja, Martin, ja, Du mein lieber Geselle." Ein Jauchzen antwortete draußen. Die Beilschläge verdoppelten sich mit der Wucht, welche Küferarme zu geben vermögen. Und endlich sprang das Thor halb zerschmettert auf, die Männer stürzten herein. „Schwager, mein lieber Bruder!" Eine innige Umarmung folgte und ein kräftiges Handschütteln der ihren Meister umdrängenden Gesellen. „Oh, ich wußte, mein Lieber," wandte sich Meister Schwarz an seinen Schwager Conrad Lang, „ich wußte, daß ich Dir meine Befreiung zu danken haben werde."

„Nicht mir! Nicht mir, Bruder! Einem, der Dir näher steht. Ohne ihn wären wir wahrlich nicht hier."

„Mein Sohn! Mein Sohn! Hermann! Wo ist er? Ich sehe ihn nicht unter Euch!"

Und die Blässe der Angst sog die Thränen im Auge des Vaters auf. „Wo ist mein Hermann? Mein Kind?"

„Noch freudig im Kampf, wo er allweg das Beste that!" sprach Conrad Lang. „Es war ein heißer Morgen, Bruder, ein weidliches Dreinschlagen. Und noch immer wehrt sich der Feind. Aber komm, komm aus diesem Trübsal an Gottes freie Luft!"

So verließ Meister Schwarz seinen Kerker am Arme seines Schwagers, während sich die Gesellen zum Theil als Geleite anschlossen, zum andern Theil dorthin eilten, wo im Schlosse noch fortgekämpft wurde oder Gefangene zu machen waren. Unterwegs sprach Conrad Lang zu dem befreiten Schwager, indem er auf einen Mann im schlichten Röcklein zeigte, der eine zerschmetterte Fiedel im Arme hielt: „Sieh den an. Kennst Du ihn noch? Auch er war ein treuer Kampfgenosse, wenn auch nur mit Fiedelbogen und Grütze unterm Schädel. Er hat uns durch das Schloß an das Thor Deines Verließes mitten durch das Getümmel geführt."

„Wohl kenn' ich den Fiedelhans noch!" sprach der Meister, dem Spielmann die Hand reichend. „Hörte Dich schon gestern, warst mir ein Hoffnungsvogel. Aber, Freunde, hat der Strauß noch kein Ende? Da klirren noch Waffen! Gott, ist's nicht mein Sohn?"

Sie waren in die große Schloßhalle gelangt, in deren Vorraum auch Hermann von unten her vorgedrungen war, als ein Bewaffneter hervorsprang, der mit Blut und Staub bedeckt, das blanke Schwert in der Faust, an ihm vorüber zu kommen suchte, augenscheinlich um die weiter führende Thür decken zu können. Hermann Schwarz vertrat ihm den Weg. Hinter ihm stürmten Andere, um sich auf den Bewaffneten zu werfen, der noch Widerstand leisten zu wollen schien. Hermann winkte aber den Freunden entschieden ab und wies sie auf eine lohnendere Jagd. „Sucht nach dem Bastard! Den hier laßt mir!" rief er.

„Dir? Herr meines Lebens, so hab' ich endlich den Küfersknecht vor mir!" rief der Bewaffnete, der, trotz seines jugendlichen und in dieser Stunde bereits sehr erschöpften Aussehens, alsbald muthig und mit lebhaftem Ausfall seinen Stahl an den des Gegners schlagen ließ.

Der junge Schlettstadter aber fing den Hieb mit derbem Widerschlag auf, blitzschnell mit dem breiten Zunftschwert auf den Gegner rückend und denselben in die Ecke drängend. „Ergebt Euch, Junker! Wehrt Euch nicht unnütz!"

„Deß sollst Du Dich nicht rühmen, Schelm!" rief der junge Edelmann. „Noch hält meine Faust das warme Eisen!"

„So helfe Dir Gott! Wehr Dich für den Schelm!" entgegnete Hermann Schwarz, und ein kurzer Zweikampf erfolgte, bis mißtönig summend eine der Klingen wider die Mauer flog und klirrend zu Boden fiel. Es war in demselben Augenblick, als der befreite Meister mit Schwager Lang, dem bewährten Führer der Schlettstadter, in die Halle trat. Ohne deren Eintritt zu beachten, stand der Entwaffnete in der Ecke und erwartete den Todesstoß. „Das hättet Ihr vermeiden können," sprach Hermann Schwarz, indem er sein Schwert kurz faßte.

„Stoß zu, thu Dein Werk vollends!"

„Nicht doch, Junker Matthies. Ihr seid mein Gefangener," versetzte Hermann Schwarz. „Gott sei's geklagt!" seufzte der junge Edelmann. „Ihr dürft Euch nichts Böses versehen. Nachdem Ihr Euch mannhaft und ritterlich gehalten, ergebt Euch in Euer Schick-

sal. Ihr seid uns gut empfohlen!“ setzte Hermann Schwarz noch leise hinzu, als er die Anwesenheit Anderer merkte. „So muß es denn sein. Thut mir nach Eurem Gefallen,“ meinte der junge Grese gefaßt, worauf er mit einem ängstlichen Blick um sich her sah und dann mit ersterbender Stimme klagte: „Aber mein Vater, mein armer Vater!“

Das Wort bewog den Sieger, sich selbst umzukehren. Er hatte ja auch nach einem Vater zu suchen und ahnte nicht, daß sich derselbe so nahe bei ihm, unter den stummen Zuschauern der Scene befand. Hatten sich doch noch Andere streitmüde oder weil der Kampf zu Ende, in der Halle zusammengefunden, wo sie die Hauptleute der Sieger zu treffen erwarten durften. Alle waren dort jetzt Zeuge, wie sich der befreite Vater und der siegreiche Sohn trafen und wortlos umschlungen hielten. Mit welchen verschiedenen und doch im Grunde so ähnlichen Gefühlen fand gleich nachher ein anderes Zusammentreffen zwischen Vater und Sohn statt!

Ein Jauchzen, welches draußen im Gange erscholl, hatte nämlich nicht sobald Besonderes angekündigt, als die Gesellen, welche das Schloß durchstürmt und durchstöbert hatten, einen Mann hereinbrachten, der einen jämmerlichen Anblick bot! Er war nur halb bekleidet, bestaubt, beschmutzt, über und über von Ruß geschwärzt, der ihm in den Haaren, im Gesichte, an Hemd und Beinkleid klebte. Dabei hinkte der Mann, und seine ganze Erscheinung war eine ebenso den Spott, als das Mitleid herausfordernde. Bei fast allen Gegenwärtigen überwog das eine oder das andere dieser Gefühle, als so der Mann hereingeführt ward. Nur in Einem Herzen loderte es warm und heiß dem mit Hohn und Schmach Bedeckten entgegen. „Mein Vater! Mein guter Vater!“ stöhnte es laut und vernehmlich aus der Ecke, wo der junge Edelmann als Gefangener saß.

Der Kopf des berußten Mannes, der bis dahin schwer auf die Brust niederhing, hob sich beim Klange dieser Stimme rasch. Ein Freudenstrahl blitzte aus den trüben Augen. „Daß ich Dich nur sehe, mein treues Kind, das ich so lang gering erachtete! Gott lohne Deine Liebe!“ kam kaum hörbar von den bebenden Lippen.

Ein einziger scheuer Blick im Umkreis überzeugte ihn, daß sein Aussehen und dessen Ursachen für die gereizten Feinde, in deren Mitte er sich jetzt befand, kein Geheimniß mehr, sondern einen Gegenstand gegenseitiger Mittheilung war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod Karls des Ersten.

(Aus der Geschichte der englischen Revolution von M. Guizot.)

(Fortsetzung.)

Eine allgemeine Verwirrung brach aus; die Soldaten, überall verbreitet und drohend, vermochten kaum, sich zurückzuhalten. Endlich war die Ordnung wieder ein wenig hergestellt, und Bradshaw erinnerte an die hartnäckige Weigerung des Königs, auf die Anklage zu antworten, die Notorietät der Verbrechen, deren er beschuldigt worden, und erklärte, daß der Gerichtshof, einig über den Urtheilsspruch, doch einwillige, bevor er ihn kundgebe, die Vertheidigung des Gefangenen anzuhören, in der Voraussetzung, daß er aufgebe, die Rechtmäßigkeit dieses Gerichtshofes in Abrede zu stellen.

„Ich verlange“, sagte der König, „durch die Lords und die Gemeinen in der gemalten Kammer gehört zu werden über einen Vorschlag, der mehr den Frieden des Reichs und die Freiheit meiner Unterthanen angeht, als meine eigene Erhaltung.“

Eine lebhafte Bewegung verbreitete sich über den Gerichtshof und die Versammlung; Freunde und Feinde, Alle suchten zu errathen, zu welchem Zwecke der König dies Zusammentreten mit den beiden Kammern begehre und was er ihnen wohl werde vorzulegen haben. Tausenderlei verschiedene Stimmen und Töne ließen sich vernehmen; die Mehrzahl schien zu glauben, daß er abdanken wollte zu Gunsten seines Sohnes. Aber wie dem auch gewesen sein mag, der Gerichtshof befand sich in der größten Verlegenheit. Die Partei, trotz ihres Triumphes, fühlte sich nicht in dem Falle, weder Zeit zu verlieren, noch sich neuen Zufälligkeiten auszusetzen. Unter den Richtern selbst ließ sich hin und wieder eine gewisse Erschütterung blicken. Um der Gefahr auszuweichen, behauptete Bradshaw, das Verlangen des Königs wäre nur eine List, um noch der Jurisdiction des Hofes zu entgehen. Eine lange und verwickelte Debatte erhob sich unter ihnen über diesen Gegenstand. Karl drang immer lebhafter darauf, gehört zu werden; aber jedes Mal wurden die Soldaten, die ihn umgaben, lärmender und beleidigender. Die Einen rauchten Tabak und bliesen ihm den Rauch in das Gesicht, die Anderen murrten in groben Ausdrücken über die Langsamkeit des Processes; Axtell lachte und scherzte ganz laut. Vergeblich, nach mehrfachen Anfängen, wandte sich der König gegen sie und versuchte, bald mit Geberden, bald mit der Stimme einige Augenblicke Aufmerksamkeit, wenigstens Stillschweigen zu erlangen; man antwortete ihm durch Ausrufungen, wie: „Gerechtigkeit! Execution!“ Entsetzt, fast außer sich, schrie er endlich in leidenschaftlich bewegtem Ton: Hört mich, hört mich!“ — Dasselbe Geschrei fing wieder an.

Eine unerwartete Empfindung offenbarte sich da in den Reihen der Richter. Einer von ihnen, der Oberst Dowes rührte sich auf seinem Sitze. Vergeblich strengten sich seine beiden Nachbarn, Cawley und der Oberst Wanlon, an, ihn zurückzuhalten. „Haben wir denn Herzen von Stein?“ sagte er, „sind wir Menschen?“ — Ihr richtet uns zu Grunde und Euch selbst mit uns“, sagte Cawley. — „Was thuts“, antwortete Dowes, „müßte ich darüber sterben, ich muß es thun.“ Auf dieses Wort drehte sich Cromwell, welcher gerade vor ihm saß, barsch auffahrend um: „Oberst“, sagte er zu ihm, „seid ihr bei Verstande? Woran denkt Ihr? Könnt Ihr Euch nicht ruhig verhalten?“ — „Nein“, antwortete Dowes, „ich kann

mich nicht ruhig verhalten", und, sich sofort erhebend, sagte er zum Präsidenten: „Mylord, mein Gewissen ist nicht genug aufgeklärt, um mir zu gestatten, die Bitte des Gefangenen abzuschlagen; ich verlange, daß der Hof sich zurückzieht, um darüber zu berathen," — „Weil eines von seinen Gliedern es begehrt", antwortete Bradshaw mit wichtiger Miene, „muß der Hof sich zurückziehen", und sie gingen alle sogleich in einen benachbarten Saal.

Kaum waren sie darin angelangt, so fuhr Cromwell den Obersten auf rohe Weise (rudement) an und forderte Rechenschaft von ihm wegen der Störung und Verwirrung, die er dem Gerichtshof verursachte. Dowes vertheidigte sich mit Bestürzung und führte an, daß vielleicht die Vorschläge des Königs befriedigend wären, daß Alles in Allem das, was man gesucht hätte und was man noch suchte, wären gute und solide Bürgschaften; man sollte die, welche der König bieten wollte, nicht von sich weisen, ohne sie zu kennen; man sei ihm wenigstens schuldig, ihn zu hören und die einfachen Regeln des gemeinen Rechts gegen ihn zu beobachten. Cromwell hörte ihn an mit einer brutalen Ungeduld, kehrte sich dann gegen ihn und unterbrach ihn plötzlich: „Nun ja, so sind wir endlich unterrichtet", sagte er, „über die wichtigen Gründe des Obersten, uns auf diese Weise aufzustören! er weiß nicht, daß er es zu thun hat mit dem unbeugsamsten Sterblichen in der ganzen Welt. Schickt es sich, daß der Gerichtshof sich lasse aus der Fassung bringen und in Fesseln legen durch die Querköpfigkeit eines einzigen Mannes? Wir sehen ganz gut dem Alten auf den Grund; er möchte gern seinen alten Herrn am Leben erhalten. Machen wir ein Ende damit, gehen wir wieder hinein und thun wir unsere Schuldigkeit." Vergebens unterstützten der Oberst Harvey und einige Andere den Wunsch von Dowes, die Verhandlung wurde schnell abgebrochen; nach einer halben Stunde kehrte der Hof in sein Sitzungszimmer zurück und Bradshaw erklärte dem Könige, daß er — der Hof — seinen — des Königs — Vorschlag zurückweise.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Regensburg, 24. Juni. Dieser Tage spielte sich in der Nähe des zwischen Vielenhofen und Kallmünz gelegenen Dorfes Wolfsegg ein schauderhaftes blutiges Drama ab. Ein Bauer letztgenannten Ortes ging in Begleitung seines 24jährigen Sohnes in den Wald hinaus in der Absicht, durch Anbohren von Birkenbäumen sogenannten Birkensaft sich zu verschaffen, eine Manipulation, durch welche die angebohrten Birken allmälig absterben. Ueber dieser rechtswidrigen Handlung von einem Forstgehilfen betroffen, scheinen die beiden Forstfrevler diesen bedroht zu haben, da er sich gezwungen sah, von seiner Schießwaffe Gebrauch zu machen. Er feuerte und schwer getroffen stürzte der Sohn des Bauern zu Boden. Die volle Ladung war ihm in die Brust gedrungen. Von blinder Wuth erfaßt, als er seinen Sohn fallen sah, stürzte sich der Bauer auf den Forstmann, der keinen Schuß mehr in seinem Gewehr hatte, und rannte ihm sein Messer mit solcher Gewalt in den Leib, daß er augenblicklich todt zusammenbrach. Von seinem Vater unterstützt, vermochte es der Sohn noch, sich nach Hause zu schleppen, woselbst er kurz darauf, nachdem er noch die letzten Sakramente empfangen hatte, verschied. Gestern verfügte sich die Gerichtscommission zur Constatirung des Thatbestandes nach dem Schauplatz dieser schrecklichen Begebenheit. Dieß der Bericht nach der Erzählung der Frau des bereits inhaftirten Bauern.

(Etwas vom persischen Schah.) In den Kreisen der hohen und niederen Dienerschaft des Berliner Hofes ist man auf den Schah und seine Begleitung nicht gut zu sprechen. Dieselben haben sich bei ihrer Abreise außerordentlich „ruppig" benommen, trotz der glänzenden Aufnahme. Die Diamanten, die er mit seinem Bilde verschenkt hat, sind weder von besonderer Schönheit noch von großem Werthe, nur ein gelber Brillant soll eine Ausnahme machen. Geradezu Entrüstung hat die Art und Weise hervorgerufen, mit der der Schah oft die höchsten Herrschaften warten ließ. Wenn die preußischen Diensthuenden, in Verzweiflung darüber, Mahnungen an die nächste und vornehmste Umgebung ergehen ließen, wagte diese nicht, solche Mahnung an den Herrn und Gebieter über Leben und Tod gelangen zu lassen, in Furcht, daß bei der Rückkehr nach Persien der Kopf der Mahner bedeutend in's Wanken gerathen könnte. Daß der Schah selbst, als durch den Kammerdiener die Nachricht in die königliche Opernloge gelangte: Der Thee sei servirt, der Kaiserin auf die Schulter tippte, um auch ihr Kenntniß von dem frohen Ereigniß zu geben, und daß er alsdann — immer winkend — vor der hohen Dame die Loge verließ, dürfte bekannt sein; weniger wohl aber die Thatsache, daß mehrere Stück persischer Prinzen und Minister, denen beim Nachtisch an der königlichen Tafel Radieschen vorgesetzt wurden, von letzteren nur das Kraut in sich aufnahmen und die wohlschmeckenden rothen Wurzelknollen fidel im Saal umherkugeln ließen. Eine ganz hübsche Manier des Gebrauches von Butter und Käse dürfte vielleicht bei jüngeren Zeitgenossen der Originalität halber Nachahmung finden: man nimmt ein Stück Käse in die linke Hand, fährt mit demselben einigemal in der Butter hin und her, leckt es hierauf sorgfältig ab und legt es mit der rechten Hand wieder in den Käseteller zurück; so ebenfalls an der königlichen Tafel von einigen persischen Reichswürdenträgern in Ausführung gebracht wurde.

Wien, 27. Juni. Das neu errichtete Aquarium im Prater ist nunmehr so weit gediehen, daß es am nächsten Sonntag dem Publikum zugänglich gemacht werden kann. Das Aquarium bringt in 39 größern und kleinern Becken eine dem Laien ungeahnte Mannichfaltigkeit des thierischen Lebens der süßen Gewässer wie des Meeres zur Schau. Von dem Seehund als Vertreter der See-Säugethiere bis zu den an der Grenzscheide des thierischen Lebens, zwischen dem Thier- und Pflanzenreiche scheinbar mitten innestehenden Schwämmen werden mit alleiniger Ausnahme der Vögel alle Klassen der Wasserbewohner zur Anschauung gebracht. Im bunten Wechsel bietet sich das rege wie das stille kaum merkliche Leben der Flüsse, Seen und des Meeres der Beobachtung dar; neben dem Alligator aus dem Mississippi oder dem Panzer-Krokodil aus den Strömen West-Afrikas tauchen buntfarbige Schildkröten auf, neben dem Salamander unserer Gewässer ist der höhlenbewohnende Olm aus den unterirdischen Wasserläufen des Karst ausgestellt worden, neben den bekanntern Gestalten der Fische des Donaugebietes tummeln sich die form- und farbenreichen Fische der Adria, neben diesen erblühen in stiller Pracht die wundersamen Hohlthiere, welche der dichterische Volksmund mit vollstem Rechte den Blumen verglichen und Seerosen, Seenelken ꝛc. ꝛc. genannt hat. Nicht allein die reiche Adria, sondern auch das Nordmeer haben beigesteuert zu dieser Bevölkerung, welche, der heimischen Salzfluth entrissen, hier mitten im Binnenlande eine lebendige Vorstellung von dem Reichthume des Meeres bieten soll.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 77. Speyer, Donnerstag, den 3. Juli 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker**.

(Fortsetzung.)

Ein kleiner Trupp der siegreichen Bürger von Schlettstadt war nämlich, nebst dem jungen Schwarz, mit geschwungenen Waffen die Treppen hinangedrungen und dann mit einem bestimmten Zweck durch die Hallen, Gänge und Kemnaten des Burghauses weiter gestürmt, von Thüre zu Thüre, von Kammer zu Kammer, überall nachsuchend und forschend. Endlich waren sie in einen unscheinbaren Raum gelangt, in welchem außer dem Eingang, durch den sie gekommen waren, nur noch eine niedere verschlossene Thüre zu bemerken war. Ein eigenthümliches Geräusch, seltsam dumpfe Töne, welche aus der Wand zu kommen schienen, erregten ihre Aufmerksamkeit. Indem sie mit den Beilen kurzweg die niedere Thür einschlugen, hörten sie Töne und Geräusch deutlicher. Ein handfester Zimmermann griff jetzt mit der Hand in das Loch und zog ein Bein heraus, dem das zweite Bein und endlich der ganze derbe Körper eines halb erstickten Menschen nachfolgte.

„Ich denk', wir haben unser Wild erjagt!" sagte der Zimmermann, indem er den Gefundenen aufrichtete und demselben mit der flachen Hand über Kopf und Antlitz strich, das dick mit Ruß belegt war.

Der unselige Mann hatte sich in der Verwirrung seiner Sinne und in der Angst seines Herzens, die ihn nach einer durchschwelgten, schlaflosen Nacht in seinem wehrlosen Zustand überkam, in einen Kamin verkrochen, der vom letzten Winter her noch nicht gefegt worden war. Seine krampfhaften Bemühungen, aus dem entsetzlichen Zufluchtsort zu entrinnen, während er durch das Zufallen der Thüre sich den Rückzug abgeschnitten hatte, mußten ihn seinen Verfolgern verrathen.

Als er sich nun mit diesem beschämenden Bewußtsein in der Schloßhalle rings von den Feinden umringt sah, gegen welche er sonst so große Verachtung geheuchelt, traf sein umher irrendes Auge auf das seines Gefangenen, des Meisters Schwarz. Das sonst so stolze, trotzige Haupt des gefürchteten Bastards von Lützelstein sank da rasch auf die Brust herab, und in dieser zweifelmüthigen und zaghaften Haltung verblieb er, bis Conrad Lang von Schlettstadt zu ihm trat, den Hut lüpfte und sprach:

„Heinz Grese, die Sach' hat sich gewendet. Trauert drob nicht allzusehr!"

„Weß haben wir uns von Euch zu versehen?" fragte der Unselige seufzend zurück.

„Ihr seid Gefangener! So bringt's das Kriegsglück!"

„Mein Sohn?"

„Auch."

„Hoffentlich in guter Hand. Wir bitten um ein ritterliches Gewahrsam."

„Ihr sollt als Edelleute gehalten werden und dann — wie ihr's verdient habt!" sprach der Hauptmann der Schlettstadter, indem er sich wieder zu seinen eignen Leuten befehlend und anordnend wandte.

Achtes Capitel.

Es kann nicht sein!

An den Thoren von Herlisheim standen an jenem St. Marxentag die bewaffneten Bürger und Gesellen von Schlettstadt Wache, während im Städtchen selbst die Verwundeten aufgelesen und verbunden, die Erschlagenen bei Seite geschafft und die Gefangenen vorgeführt wurden. Dann ging man an das Niederbrechen der Burg selbst, aus welcher in dieser Fehde den Schlettstädtern so viel Schaden geschehen war. Die Herlisheimer selbst sahen zu, ohne es hindern zu wollen oder zu können, oder hielten sich ferne, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden, die ihnen später von ihrem gnädigen Herrn von Hadstadt wohl schlecht gelohnt worden wäre.

Da und dort standen die Leute in schüchternen Gruppen beisammen, um sich über das Erlebte zu unterhalten und durch die Mittheilungen, wie Alles so gekommen war und, wenn auch überraschend, kommen mußte, sich selbst aus der Bestürzung zu erheben und von dem gehabten Schreck zu erholen. Man wußte, daß der Jost Schurpfinsack den Tod gefunden und der Bastard aus dem Ofenloch gezogen worden sei. Man erzählte sich auch, daß der wackere Junker Matthies, der das Thurmkätherlein so gerne sah, nach mannlichem Kampf sich ergeben mußte, während sein älterer Bruder, der Hanns, auf den der Vater immer die größten Stücke gehalten, gleich von Anbeginn entflohen und noch rechtzeitig im Hemd über die Mauer entkommen war. Nur gemunkelt ward, daß das blonde Aennelein

ihm hierbei die beste Hülfe geleistet habe. Wie aber die Schlettstädter hereingekommen, das wurde jetzt mit zusammengesteckten Köpfen ganz leise geflüstert. Nach einer Stunde zwitscherten es freilich die Spatzen auf dem Dache. Böse Blicke richteten sich nach der Seite des zuerst eingenommenen Thores und noch bösere Zungen zischelten von einer Duckmäuserin, die sich den Anschein zu geben wisse, als könne sie nicht Drei zählen, die Kostbare spiele und sich von Tanz und Reigen fernhalte, wohin zu gehen ehrliche Knaben und Mägdelein sich nicht scheuen dürfen.

Da kam in den ersten Nachmittagsstunden ein Wagen aus dem Städtchen vom Schlosse her gegen das Thor gefahren, das dem alten Sträuchlin in Obhut gegeben gewesen war. An dem Wagen erkannte man dieselben Pferde, welche bei dem Sturm den Schlettstädtern gleich durch das Thor nachgekommen waren, und auf dem Wagen saßen ein halbes Dutzend Bewaffneter, in deren Mitte aber in traurigem Zustande und mit gesenktem Haupte, wehrlos, der sonst so gefürchtete Bastard von Lützelstein und sein jüngerer Sohn, der Junker Matthies, als Gefangene.

Der Wagen mußte lange an jenem Brunnen halten, auf welchem der Fiedelhanns während des Sturms auf die Stadt gesessen war und gottlos darauf los gespielt hatte. Jetzt wußte man, daß der Argwohn des Heinz Grefe gegen den fahrenden Spielmann nur zu sehr berechtigt gewesen, ein Kundschafter war der Fiedelhanns, der mit jener Duckmäuserin unter einer Decke gesteckt. Das Mitleid des zuschauenden Volkes steigerte sich, als der arme junge Edelmann von seinem Sitze manchmal aufschaute und seine Augen lange auf dem Thorhause haften ließ, wo der alte Sträuchlin wohnte.

Mit einem Male öffnete sich die Thurmthüre über der hohen Staffel und auf diese heraus trat das Thurmkätherlein mit einem kleinen Bündel, ihr Vater hinter ihr. Sie war blaß, wie eine Todte; ihr schönes braunes Haar hing halb aufgelöst auf ihre Schultern herab; ihre Kniee wankten, als könne sie nicht von der Stelle weichen, da sie die Leute unten sah und das Gemurmel hörte, das unheilkündend auf sie aufmerksam machte. Der alte Sträuchlin aber schloß hinter sich die Thüre ab, zog die Klinke heraus und warf sie über die Kante der Mauer hinaus in den tiefen Graben. Flehend blickte Kätherlein nochmals zu ihm auf. Aber mit einem lauten Fluche stieß er sein Kind hinweg, um dann der Unglücklichen Arm zu ergreifen und sie die Treppe hinunter zu führen. Unten blieb er unter dem Zulauf des Volks mit seiner Tochter halten und sah starr auf eine Steinplatte im Boden.

„Besser, ich höbe Dich da als blutige Leiche auf, wie Dein Schwesterlein, das Liseli. Besser, Du lägst da zerschmettert. Geh Deine Wege, — ich hab' kein Kind mehr!"

„Vater, Vater, habt Erbarmen!" rief die Arme niedersinkend und rang knieend die Hände.

„Hinweg, zu Deinem Buhlen. Ich hab' keinen Theil mehr an Dir!" schrie der Alte, sein Antlitz verzerrend und den Arm erhebend. „Nein, Du bist nicht werth, daß ich Dich schlage!" setzte er hinzu und ließ die Zusammenbrechende liegen.

Als sie sich wieder erhob und um sich blickte, war ihr Vater nicht mehr da, aber andere Leute, die ihr ebenfalls keine freundlichen Blicke und nur bittere Worte gönnten. Ihr Auge traf den Wagen, es war derselbe, auf welchem die falschen Pilgerinnen gekommen waren. Jetzt saß dort Heinz Grefe und sein Sohn — Junker Matthies — gefangen. Die Augen des jungen Edelmanns ruhten auf ihr, sie sah es, fühlte es. Da drückte sie die Schürze vor das Gesicht und ging so den wohlbekannten Weg durch's Thor hinaus. Wohin sie wollte, das wußte sie nicht. Sie begehrte nur von dieser Stelle.

„Halt! Wohin?"

Kätherlein nahm die Schürze vom Gesicht und sah in das Antlitz eines bärtigen, bewaffneten Mannes.

„Fort! fort!" sagte sie. „Laßt mich durch!"

„Kann nicht sein! Niemand darf jetzt heraus! Später!"

Und der Bewaffnete schritt mit seiner Hellebarde ruhig und unbekümmert um das weinende Mädchen unterm Thore hin und wieder. Es war wirklich der Befehl gegeben, Niemanden, wer es auch sei, durchzulassen; und die Schlettstädter Bürgerwache, welche das Thor besetzt hielt, wußte wohl, wie nothwendig die Strenge war, da keinerlei Kunde über das, was in der Stadt vorgegangen, hinaus nach Hadstadt und zu den andern Freunden des Bastards dringen durfte. Lagen sie auch fünfhundert Mann stark im Orte, so war das Werk, zu welchem man gekommen, noch nicht so ganz vollendet, als daß man sich durch einen äußern Angriff darinnen gestört wissen wollte.

„Zurück!" rief die Wache, als Kätherlein in ihrem schrecklichen Seelenzustande dennoch weiter gehen wollte.

„So Recht! So muß es der Verrätherin ergehen!" rief jetzt eine Stimme hinter ihr, daß sie sich rasch umwandte.

„Aennelein!"

„Ja Aennelein, — Du falsches Thurmkätherlein, Du! Jetzt zeigt sich's, was Du für Eine bist, Du schlechte Dirne!"

„Was hab' ich denn Dir gethan?" klagte die Arme und streckte die Hände flehend nach der früheren Freundin.

„Bist Du nicht schuld, daß Alles so ergangen? Meinst Du, man wisse es nicht? Hast Deinem Schlettstädter Küfer gestern in der Flurkirche gesagt, wie er's machen soll, — hast Deine Vaterstadt und den armen Junker dort verrathen, — Gott sei Dank, den Hans haben sie aber nicht gekriegt! Drinnen liegen viel junge Gesellen todt und zum Tode wund. Ja, Du Schlechte, von den Lebendigen und Todten bist Du verflucht. Meinst, Dein Küfer werde Dich mitnehmen? Ja Schneckentänz'!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod Karls des Ersten.

(Aus der Geschichte der englischen Revolution von M. Guizot.)

(Fortsetzung.)

Karl erschien hoffnungslos und bestand nicht mehr so nachdrücklich darauf. „Wenn Ihr nichts mehr hinzuzufügen habt", sagte ihm Bradshaw, „so wird es an den Urtheilsspruch gehen." — „Ich werde nichts hinzufügen, mein Herr", antwortete der König; „ich möchte nur verlangen, daß man das zu Protokoll nehme, was ich gesagt habe." Bradshaw, ohne zu antworten, kündigte ihm an, daß er sein Urtheil hören solle; aber bevor er die Vorlesung desselben befahl, hielt er eine lange Anrede an den König, eine förmliche Vertheidigung des Verhaltens des Parlaments, worin alle Vergehungen des Königs wieder aufgezählt und alle Uebel des Bürgerkrieges ihm allein Schuld gegeben wurden, weil seine Tyrannei den Widerstand ebenso sehr zur Pflicht, als zur Nothwendigkeit gemacht hätte. Die Sprache des Redners war hart, bitter, aber ernsthaft, fromm, ohne alle Kränkung, und seine Ueberzeugung offenbar tief, wiewohl verbunden mit einiger rachsüchtigen Erregtheit. Der König hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen und mit einem gleichen Ernst. Je mehr aber die Anrede sich ihrem Ende nahte, bemächtigte sich seiner eine sichtbare Bestürzung; in einem Augenblicke, in dem Bradshaw schwieg, versuchte er, das Wort zu nehmen. Bradshaw widersetzte sich dem und gab dem Gerichtssecretär Befehl, den Urtheilsspruch zu lesen. Nach der Lesung sagte er: „das ist denn die Urkunde, das Erachten, das einstimmige Urtheil des Hofes", und der ganze Gerichtshof erhob sich zum Zeichen der Zustimmung. — „Mein Herr", sagte der König, wollet Ihr ein Wort hören?" —

Bradshaw: Mein Herr, Ihr könnt nach dem Urtheilsspruche nicht gehört werden.

Der König: Nicht, mein Herr?

Bradshaw: Nein, mein Herr, mit Eurer Erlaubniß, mein Herr. Garden, bringt den Gefangenen hinweg.

Der König: Ich kann reden nach dem Urtheilsspruche... Mit Eurer Erlaubniß, Herr, ich habe immer das Recht zu reden nach dem Urtheilsspruche... Mit Eurer Erlaubniß... Hört mich an... Der Urtheilsspruch, mein Herr... Ich sagte, mein Herr, daß... Man erlaubt mir nicht zu reden; denket doch, welche Gerechtigkeit die Andern erwarten können! —

In diesem Augenblicke umringten ihn die Soldaten, brachten ihn von den Schranken weg und schleppten ihn mit Gewalt bis an den Ort, wo sein Wagen ihn erwartete. Er mußte, während er die Treppe hinabstieg, die gröbsten Schmähungen erdulden. Die Einen warfen ihm die angezündete Pfeife auf seine Schritte, die Andern bliesen ihm ihren Tabakrauch in das Gesicht; Alle schrieen in seine Ohren: „Gerechtigkeit! Execution!" Indessen mischte das Volk unter diese Ausrufungen noch einige Male die seinigen: „Gott erhalte Eure Majestät! Gott befreie Eure Majestät von den Händen Ihrer Feinde!" und, so lange er nicht eingeschlossen war in seinem Wagen, blieben die Träger unbedeckten Hauptes, trotz der Befehle von Axtell, der sich so sehr darüber erhitzte, daß er zuschlug. Man setzte sich in Bewegung nach Whitehall. Spaliere von Truppen standen auf beiden Seiten des Weges. Vor den Kaufläden, an den Thüren, an den Fenstern hielt sich eine unermeßliche Menschenmenge auf, die Meisten schweigend, Andere weinend, Einige ganz laut betend für den König. Von Minute zu Minute erneuerten die Soldaten, um ihren Triumph zu feiern, ihr Geschrei: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Execution!" Aber Karl hatte seine gewöhnliche Heiterkeit wieder erlangt und, zu erhaben, um an die Aufrichtigkeit ihres Hasses zu glauben, sagte er, indem er aus dem Wagen stieg: „Arme Leute, für einen Schilling würden sie ebenso gegen ihre Offiziere schreien!"

Kaum nach Whitehall zurückgekehrt, sagte er: „Herbert, hören Sie, mein Neffe, der Kurprinz, und einige Lords, welche mir anhänglich sind, werden sich alle mögliche Mühe geben, zu mir zu gelangen. Ich weiß ihnen das Dank; aber meine Zeit ist kurz und werthvoll; ich wünsche sie anzuwenden zur Sorge für meine Seele. Ich hoffe doch, daß sie sich nicht einbilden werden, daß ich nur noch meine Kinder empfangen will. Der größte Dienst, den mir heute die, welche mich lieben, erweisen können, ist der, daß sie für mich beten." Er ließ wirklich seine jüngeren Kinder zu sich fordern, die Prinzessin Elisabeth und den Herzog von Glocester, die unter dem Schutz der Kammern zurückgeblieben waren, und den Bischof von London, Juxon, von dem er bereits durch die Vermittlung von Hugh Peters seelsorglichen Beistand erhalten hatte. Beides wurde ihm gestattet. Am folgenden Tage, am 28., begab sich der Bischof nach St. James, wohin der König gebracht worden war. Er überließ sich, als er mit ihm zusammentraf, dem Ausbruche seines Schmerzes. „Lassen wir das, Mylord", sagte Karl zu ihm, „wir haben keine Zeit, uns damit zu beschäftigen. Denken wir an unsere große Aufgabe. Ich muß mich vorbereiten, vor Gottes Angesicht zu erscheinen, dem ich in kurzer Zeit werde Rechenschaft abzulegen haben. Ich hoffe, mich derselben mit Ruhe zu entledigen, und Ihr möget mir dabei wohl beistehen. Sprechen wir nicht von diesen Elenden, zwischen deren Händen ich mich befinde. Sie dürsten nach meinem Blute, sie werden es haben, und der Wille Gottes geschehe! Ich danke ihm dafür, ich verzeihe ihnen allen aufrichtig; aber sprechen wir nicht mehr davon!" — Er brachte den Rest des Tages in frommen Betrachtungen mit dem Bischofe zu. Man hatte große Noth gehabt, die Erlaubniß auszuwirken, daß er in seiner Stube allein gelassen wurde, in welcher der Oberst Hacker zuerst zwei Soldaten als Posten aufgestellt hatte, und während des Besuchs von Juxon öffnete der Schildwache stehende Gardist vor der Thüre von Augenblick zu Augenblick diese letztere, um sich zu versichern, daß

der König da wäre. Wie er — der König — vorausgesetzt hatte, stellten sich sein Neffe, der Kurprinz, der Herzog von Richmond, der Marquis von Hertfort, die Grafen von Southampton, von Lindsey und einige andere von seinen ältesten Dienern ein, um ihn zu besuchen, aber er empfing sie gar nicht. M. Seymour, ein Edelmann im Dienste des Prinzen de Gallas, langte diesen selben Tag an von Haag, um einen Brief des Prinzen zu überbringen. Der König gab Befehl, daß man ihn eintreten ließe, las den Brief, warf ihn in's Feuer, beauftragte den Boten mit seiner Antwort und verabschiedete ihn sofort. Am folgenden Tage, den 29. Januar, fast mit Tagesanbruch, kam der Bischof wieder nach St. James. Als die Morgengebete beendigt waren, ließ sich der König ein Kästchen mit Kreuzen des heiligen Georg bringen und mit zerbrochenem Beschlage: „Ihr sehet hier", sagte er zu Juxon und Herbert, „die einzigen Reichthümer, welche jetzt in meiner Macht steht, meinen Kindern zu hinterlassen." Man führte diese zu ihm. Beim Anblick ihres Vater zerfloß die Prinzessin Elisabeth, die zwölf Jahre alt war, in Thränen. Der Herzog von Glocester, der deren nur acht zählte, weinte, indem er seine Schwester anblickte. Karl nahm sie beide auf seine Kniee, vertheilte ihnen seine Kleinodien, tröstete seine Tochter, gab ihr Rathschläge darüber, was sie lesen sollte, um sich gegen den Papismus zu befestigen; beauftragte sie, ihren Brüdern zu sagen, daß er seinen Feinden verziehen hätte; ihrer Mutter, daß seine Gedanken niemals von ihr entfernt gewesen wären und daß er sie bis zum letzten Augenblicke lieben würde wie am ersten Tage. Dann wendete er sich zum kleinen Herzoge und sagte: „Mein liebes Herz, sie wollen deinem Vater den Kopf abhauen." Das Kind sah ihn fest und mit einer sehr ernsthaften Miene an. „Gib Acht, mein Kind, auf das, was ich dir sage. Sie werden mir den Kopf abhauen und vielleicht dich zum König machen. Aber habe gut Acht auf das, was ich dir sage. Du darfst nicht König werden, so lange deine Brüder Karl und Jakob am Leben sind. Denn sie werden deinen Brüdern den Kopf abhauen, wenn sie dieselben gefangen nehmen können, und sie werden zuletzt auch dir den Kopf abhauen. Ich befehle dir darum, laß dich niemals durch diese Leute zum König machen! — „Ich werde mich eher in Stücke reißen lassen", antwortete das Kind ganz bewegt. Der König umarmte ihn mit Inbrunst, setzte ihn nieder, umarmte seine Tochter, segnete sie alle beide, bat Gott um Segen für sie. Dann erhob er sich plötzlich und sagte zu Juxon: „Lasset sie wegbringen." Die Kinder schluchzten. Der König stand aufrecht und lehnte sich mit der Stirne gegen das Fenster und erstickte das Weinen. Die Thüre öffnete sich, die Kinder wollten hinausgehen; da verließ Karl plötzlich das Fenster, schloß sie wieder in die Arme, segnete sie von Neuem und fiel, sich endlich ihren Liebkosungen entreißend, auf die Knie und fing wieder an, mit dem Bischofe und Herbert zu beten, die einzigen Zeugen waren dieses jammervollen Abschiedes.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Neuenahr, 29. Juni. Dr. Wolfgang Müller von Königswinter ist heute Nachmittag 5½ Uhr seinem Leberleiden erlegen. Seine Leiche wird nach Köln gebracht und dort am Mittwoch Nachmittag bestattet werden. Dieser rheinische Dichter, der in der deutschen Literatur eine hervorragende Stellung sich errungen, war am 15. März 1816 in Königswinter unter dem Drachenfels geboren und hatte sich anfänglich dem ärztlichen Berufe gewidmet. Doch sein entschiedenes Talent für die Poesie, namentlich für die Lyrik, führte ihn bald in die schriftstellerische Bahn. Schon 1841 gab er seine „jungen Lieder" und die „Romanzen und Balladen" heraus, welche mit großem Glück und Erfolg den innigen deutschen Volkston anschlugen; 1846 erschien die „Rheinfahrt", 1847 ein neuer Band „Gedichte", 1851 „Loreley", 1852 „die Maikönigin", 1854 „Prinz Minnewin", 1856 „der Rattenfänger von St. Goar", 1857 wieder ein Band Gedichte: „Mein Herz ist am Rhein" und 1858 „Johann vom Werth". Dann folgte eine Reihe von Erzählungen und Novellen in Prosa; 1863 dann wieder in Versen „Aschenbrödel" und 1865 „das Mährchenbuch für meine Kinder". Seit 1859 gab Müller das „Düsseldorfer Künstler-Album" heraus, das er selbst auch mit einigen Beiträgen schmückte. In den letzten Jahren hatte er sich fast ganz der dramatischen Muse zugewandt und eine Reihe von Lustspielen gedichtet, von denen „Sie hat ihr Herz entdeckt" allgemein bekannt geworden ist.

(**Eine unerklärliche Geschichte.**) Berlin. Dieser Tage bat ein Herr, welcher auf der Schönhauser Allee einem Grenadier vom Alexanderregiment begegnete, diesen, gegen eine Belohnung von einem Thaler einen Brief nach der großen Friedrichsstraße zu besorgen. Zugleich händigte er ihm noch ein leeres Couvert ein mit dem Bemerken, dieses in den nächsten Briefkasten zu werfen, nachdem er vorher den Brief, falls er Herrn W. nicht zu Hause getroffen, zerrissen habe. Unser Grenadier, erfreut über seinen Thaler, machte sich sofort an die Ausführung des ihm ertheilten Auftrages und warf das leere Couvert, da er den Hrn. W. nicht zu Hause getroffen, überhaupt erfahren hatte, daß ein Herr dieses Namens in dem Hause nicht wohne, in den Briefkasten. Dagegen konnte sich der Sohn des Mars, neugierig wie er war, nicht sogleich entschließen, sich der zweiten Hälfte seines Auftrages sofort zu entledigen, nämlich den unbestellbaren Brief sofort zu zerreißen. Er öffnete ihn daher und, wer malt sein Erstaunen, als er 10 Hunderthalerscheine in Kassenanweisungen darin findet. Der ehrliche Grenadier machte sofort seinem Hauptmanne davon Anzeige und wird nunmehr, wie die „Post" meldet, die Sache an die Behörde zur Kenntniß gelangen. Selbst die kühnsten Combinationen vermögen bis jetzt nicht, einige Klärung in diese unglaublich klingende, aber wahre Geschichte zu bringen.

Charade.

(Viersilbig.)

Mag es den Ersten an Gehalt oft fehlen,
Entzücken sie doch junge Mädchenseelen.
Doch sieht der pedantisch gelehrte Mann
Sie mitleidsvoll nur von oben an.
Die Letzten können nicht Zweifel bereiten.
Sie thun nichts Andres als Null bedeuten.
Den satyrischen Inhalt des Ganzen ersann.
In der Fremde, im selbstgewählten Bann,
Mit scharfem Geist ein bedeutender Mann.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 78. Speyer, Samstag, den 5. Juli 1873.

* Mäherlied.

Wenn die ersten Strahlen
Hohe Berge grüßen,
Hoch, ob stillen Thalen,
Zieh'n wir auf die Wiesen.
Unsre scharfen Sensen,
Wie sie weithin leuchten,
Daß vor ihrem Glänzen
Sich viel Aeuglein feuchten!

Wie sie blitzen, zischen
In des Grases Wellen,
Wie die schönen frischen
Blümlein schnell sie fällen!
Laßt uns nun die Klingen
Mit dem Wetzstein schärfen,
Daß in weiten Ringen
Mahden sie aufwerfen!

Seht die Flasche blinken!
Nun, ihr lieben Brüder,
Wollen wir eins trinken,
Dann geht's besser wieder!
Blümlein, ihr müßt sinken!
Ach, vielleicht viel näher,
Als uns mag bedünken,
Ist uns selbst der Mäher!

Ch. Böhmer.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Das blonde Aennelein hätte in seiner tugendhaften Entrüstung mit den grausamen Vorwürfen wohl noch kein Ende gefunden, wenn nicht mittlerweile wieder der Auszug der Schlettstädter begonnen hätte, wodurch sie wider Willen von der Geschmähten getrennt wurde, während diese, ohne für den Augenblick vorwärts oder rückwärts zu können, sich an die Wand kauerte und mit unsäglichem Leid im Herzen, abgewandten Gesichts, still vor sich hinweinte. —

Schaar um Schaar zog vorüber. Das waren frohe Empfindungen, wie sie nur ein nicht sehr blutiger Sieg gewähren kann, durch den Alles erreicht worden. In des armen Mägdeleins Brust, das da zitternd und schluchzend, mit aufgelöstem Haar an der Mauer kauerte, fand die freudige Stimmung keinen Widerhall oder nur einen höchst schmerzlichen. Mit dem Gesichte gegen die Wand gekehrt, stand die Arme da, versunken in den Abgrund der trostlosen Stunde. Sie wollte nur nicht gesehen, nicht bemerkt sein und wünschte sich aus der Welt, in die kühle Gruft der Schwester.

Heftig zuckte sie zusammen, als eine Hand ihre Schulter berührte und eine nur zu wohl bekannte Stimme an ihr Ohr schlug:

„Kätherlein, lieb Kätherlein, Du bist's? Was thust Du hier? — Sieh mich doch an!"

Aber sie sah ihn nicht an, wandte sich nicht um. Wußte sie doch, wer hinter ihr stand, und, wie Espenlaub am ganzen Körper schauernd, blieb sie stehen. Da nahm er ihr Häuptlein mit beiden Händen und kehrte es um. Er sah ihr in's Antlitz und erschrack; es war so blaß, so todtenbleich, als sei sein Kätherlein gestorben. Die lieben Augen waren so trüb und roth, als hätten sie alles Licht verloren und seien in Thränen erloschen.

„Kätherlein, mein holdes Lieb, was ist Dir? Sieh mich nicht an, als lägest Du im Tode!" bat er in Angst. „Laß Trauern fahren und freue Dich mit mir. Bald will ich wieder kommen — sieh mich freundlich an, mein Kätherlein."

Da schaute sie ihn an, aber mit Augen voll unaussprechlicher Trauer.

„Kümmert Euch ferner nicht um mich", flüsterte sie abwehrend. „Ziehet hin, Herman Schwarz, und weilet bei Euerm Vater, daß er Euch gut bleibe und in Liebe gewogen. Mich aber laßt hier, — vergesset meiner!"

Ein heller Thränenquell erglänzte zwischen den Wimpern, als sie sich plötzlich wieder abwandte und das Gesicht an der Wand barg. Ein Wagen fuhr eben vorüber, der Wagen der Pilgerinnen. Neben den gefangenen Edelleuten saß jetzt auch Meister Schwarz und sprach hier und da ein wohlgemeintes, treuherziges Trostwort; sie sollten sich in den Schlag und Wechsel des Schicksals fügen. Seine Augen suchten dabei stolz und in freudigem Danke nach dem Sohne, der an der Spitze seiner Schaar an dem Wagen vorüber gezogen war. Er hatte herüber gesehen und die Blicke auf dem jungen Paare haften lassen; aber er wandte sich wieder mit kaltem Ausdrucke ab, als ob er seinen Herman nicht erkannt

habe. Dieser selbst hatte den Vater nicht bemerkt, sondern war vollständig mit der Geliebten beschäftigt.

„Um Gottes Willen, Kätherlein, weine nicht!" bat er mit bebender Stimme, „bald bin ich wieder bei Dir, mein Leben, und hole Dich als mein Weiblein nach Schlettstadt."

„Es kann nicht sein, Herman Schwarz", sprach sie jetzt gefaßter, ja mit Festigkeit, indem sie ihr Gesicht voll zu ihm kehrte. „Euer Vater mag mich nicht! Folget ihm, damit Ihr nicht das Leid erlebt, das mich betroffen. Haltet, was Ihr verheißen gegen die Gefangenen, die mir fluchen. Ich will es auf mich nehmen. Wir aber dürfen uns nicht wieder sehen. So scheidet von mir! Ich aber will als ein armes, zweifelmüthiges Mägdelein mich damit trösten, daß ich nur für Euch also gehandelt. Geh, Herman Schwarz, behüt' Dich Gott!"

Während er wie betäubt stand und ihre Hand zu erfassen suchte, war sie schon an der Reihe der Vorüberziehendeń hin entschlüpft, wie ein aufgescheuchtes Reh davon geeilt und rasch hinter der Ecke verschwunden. Er starrte ihr nach eine ganze Weile, bis ihn der scherzende Zuruf der vorüberziehenden Kampfgenossen zum vollen Bewußtsein der Lage brachte. Da wandte er sich mit blutendem Herzen in der Richtung des Auszugs, an seinem Vater vorüber zu der Schaar zurück, welche er führte. Die frohen Kameraden empfingen ihn mit neckischen Anzüglichkeiten, ohne daß er den traurigen Ernst seiner Miene veränderte. — Mit Sang und Jubel ging es durch Thor und Flur, als der Vortrab plötzlich hielt und die Annäherung einer Reiterschaar verkündigte. Es waren die Leute des von Hadstadt, unter Führung ihres Herrn selbst; als sie jedoch die Zahl und die Anordnungen bemerkten, welche für einen etwaigen Angriff getroffen wurden, hielten sie es besser, sich zurückzuziehen. Hermann Schwarz hatte dem neuen Kampf entgegengesehen, ohne daß seine Miene sich veränderte.

Jauchzend ging es Colmar zu, vor dessen Thoren zu lagern, aus welchen das neugierige Volk herausströmte, um den Heinz Grefe als Gefangenen der Schlettstädter zu sehen. Da drängte Junker Michael Würmleins spindelbeinige Figur sich besonders vorwitzig vor an den Wagen, rief dem Junker Matthies seine Witzeleien zu und fragte den Bastard, ob er wirklich unter die Schornsteinfeger gegangen sei. Da war auch Meister Störlin mit Handschlag und Gruß für seine lieben Vettern Schwarz und Lang, und selbst die schöne Gertrud hatte sich eingefunden, um Hermann zum raschen Sieg zu gratuliren, ohne daß dieser über solcher Aufmerksamkeit den ernsten Ausdruck seines Gesichtes verloren hätte.

Hinter Colmar stieß man auf Notar Geiler von Kaysersberg, welcher eben im Begriff war, nach Herlisheim zu reiten und die Befreiung des Meisters Schwarz auf Grund des Landesrechts zu erwirken. Er hatte große Lust, die Thatsache der bereits erfolgten Befreiung nicht anzuerkennen und diese als ungiltig zu verwerfen. Auch diese Begegnung verscheuchte nicht den trüben Ernst des jungen Schwarz, so wenig als der Jubel andern Morgens beim Einzug der siegreichen Bürger in die Vaterstadt. Denn er dachte an das in Schmerz vergehende Mägdelein, dem vor Allem Befreiung und Erfolg zu danken, an welchem sein Vater ohne einen warmen Blick vorbeigefahren, die Genossen achtlos vorüber gezogen waren. Die bittern Empfindungen in dem liebenden Herzen Hermans wurden nicht einmal von dem freudigen Empfang durch Mutter und Schwester verscheucht.

Fünftes Buch.

Daheim.

Erstes Capitel.

Eingedenk!

Am St. Marxentag des Jahres 1448 herrschte eine bange und besorgnißvolle Stimmung in der kleinen Reichsstadt an der Ill. Die Bürgerschaft von Schlettstadt hatte zwar schon manchen kühnen Strauß glücklich durchgefochten, vornehmlich jenen drei Jahre vorher im Gebirgspasse des Leberthals gegen die abziehenden Armagnaken, denen man mit rollenden Felsstücken und Baumstämmen den Weg verlegte, um dann mit dem Kampfruf „Hie Schlettstadt!" auf sie einzustürzen, daß über dreihundert wälsche Leichen den Hohlweg deckten, während die Uebrigbleibenden sich in wilder Flucht durch das Gebirge nach Lothringen retteten. Ja, damals kehrten die Sieger mit reicher Beute nach der Vaterstadt zurück, wo man sie im Triumphe nach dem Rathhause geleitete, in dessen Vorhalle die eroberten Geschütze und Fahnen zum Gedächtnisse des glorreichen Tags aufgestellt wurden. Aber heute war es doch etwas Anderes, wenn auch wieder Conrad Lang, der bewährte Führer, den Oberbefehl übernommen hatte. Es galt diesmal keinen Kampf im freien Felde, sondern die waffenfähige Bürgerschaft war fünfhundert Mann stark ausgezogen gegen eine entfernte feste Stadt, in welcher ein kriegsgewohnter zahlreicher Feind lag, und welcher man mit Gewalt kaum etwas anzuhaben vermochte. Man hörte wohl von einem klug ausgeheckten Kriegsplan, aber das Dunkel, welches über demselben waltete, war nicht geeignet, die Besorgnisse zu zerstreuen oder den aufkeimenden Verdacht eines Verraths zu ersticken.

So war es natürlich, daß den Zurückgebliebenen die Herzen in ängstlicher Erwartung pochten und bebten. Die Männer vermochten in der Unruhe ihrer Seele dem gewohnten Tagewerk nicht obzuliegen; auch die Weiber standen in innerlich bewegten Gruppen auf den Straßen und vor der Rathhaushalle oder gingen leise zusammenflüsternd umher, rangen wohl auch im Jammer der Ungewißheit die Hände oder falteten sie zum Gebet, wenn sie in den Gotteshäusern zu St. Georg und St. Fides auf die Kniee sanken. Denn Jedermann hatte neben der Sorge für die Stadt noch seine eigene um Einen oder Mehrere, die mit ausge-

zogen waren zu dem gefährlichen und verzweifelten Unternehmen.

Diese Angst und Sorge, welche sich aller Gemüther bemächtigt hatte, äußerte sich bei Vielen nachgerade, und wie gewöhnlich in solchen Lagen, durch bittere Reden und üble Bemerkungen.

„Da ist wieder allein die hochmüthige Schwarzen-Sippe schuld daran!" hieß es. Wir Alle sollen die Suppe ausessen, die von denen eingebrockt worden."

„Aber seht doch, Leute, da kommt die Sabine aus der Kirche!" bedeutete ein älterer, schlichtgekleideter Bürger den Uebelredenden. „Das Mägdlein ist doch die Demuth und Bescheidenheit selbst. Wie könnt Ihr heut' so von der Familie reden?"

„Ja, Claus Butzer, Ihr haltet Euch zu ihnen, weil Euer Martin —"

„Nun was soll's mit meinem Martin? Heraus damit, wenn Ihr Unehrliches von ihm wißt! Geselle ist er in dem Hause und ich denke, ein tüchtiger, — wird sich auch hoffentlich heute als solcher halten. Oder meint Ihr anders? Wohlan, sagt her!"

Von Eurem Martin ist nichts zu sager", lautete jetzt die Gegenrede, „aber was gehen die Stadt die Angelegenheiten des Meisters Schwarz und seines Hermann an? Ihretwegen steht jetzt die ganze Gemeinde in Sorge und Noth."

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod Karls des Ersten.

(Aus der Geschichte der englischen Revolution von M. Guizot.)

(Fortsetzung.)

Am selben Morgen hatte der hohe Gerichtshof sich versammelt und den folgenden Tag, Dienstag, den 30. Januar, zwischen 10 und 5 Uhr, zur Hinrichtung festgesetzt. Als der verhängnißvolle Befehl sollte unterzeichnet werden, hatte man große Noth, die Commissäre zusammen zu bekommen. Vergeblich hielten sich 2 oder 3 der Leidenschaftlichsten an der Thüre des Saales, um diejenigen von ihren Collegen anzuhalten, welche durchpassirten, um sich in das Haus der Gemeinen zu begeben, und um sie aufzufordern, zu kommen und ihre Namen darunter zu setzen. Mehrere von denen sogar, welche für die Verurtheilung gestimmt hatten, trugen Sorge, sich zu verbergen, oder weigerten sich ausdrücklich. Cromwell, fast allein vergnügt, laut, keck, überließ sich den derbsten Ausbrüchen seiner ordinären Possenreißerei. Nachdem er als der dritte Mann unterzeichnet hatte, beschmierte er das Gesicht des Harry Montjoi, der neben ihm saß, mit Dinte und dieser gab ihm das sofort zurück. Der Oberst Jegoldsby, sein Vetter, der in der Zahl der Richter eingeschrieben war, aber seinen Sitz im Gerichtshofe nicht eingenommen hatte, trat zufällig in den Saal. „Für dies Mal", schrie Cromwell, „wird er uns nicht entgehen!" — und sogleich packte er Jegoldsby mit schallendem Gelächter und legte ihm mit Hülfe einiger anderer Mitglieder, die sich gerade da fanden, die Feder zwischen die Finger und nöthigte ihn so, indem er ihm die Hand führte, zu unterzeichnen. Man erlangte endlich 59 Unterschriften, einige Namen dergestalt gekratzt, sei es in der Bestürzung, sei es mit Absicht, daß es fast unmöglich war, sie zu unterscheiden. Der Befehl war an den Oberst Hacker gerichtet, an den Oberst Hunks und an den Oberstlieutenant Phayre, die mit der Vollmacht zum Vollzuge betraut wurden.

Bis dahin hatten die gewöhnlichen Gesandten der Generalstaaten, Albert Joachim und Adrian de Pauw, die seit 5 Tagen in London angelangt waren, sich vergeblich angestrengt, eine Audienz bei den beiden Häusern des Parlaments zu erlangen. Weder ihre officiell eingereichte Bitte, noch ihre Besuche bei Fairfax, bei Cromwell und bei einigen andern Offizieren hatten es durchzusetzen vermocht. Auf einmal, gegen ein Uhr kündigte man ihnen an, daß sie würden auf zwei Uhr von den Lords, auf drei Uhr von den Gemeinen empfangen werden. Sie stellten sich in aller Hast vor und entledigten sich ihrer Botschaft. Man versprach ihnen eine Antwort, und, als sie in ihre Wohnung zurückkehrten, sahen sie in Whitehall die Anstalten zur Hinrichtung ihren Anfang nehmen. Sie hatten den Besuch der Botschafter von Frankreich und von Spanien empfangen; aber keiner von Beiden hatte sich zu gemeinsamen Anstrengungen mit ihnen vereinigen wollen. Der Erstere begnügte sich damit, zu bezeugen, daß er schon lange diesen bedauerlichen Fall vorausgesehen hätte und Alles gethan, um ihn abzuwenden. Der Andere hatte, wie er sagte, von seinem Hofe keinen Befehl zur Intervention erhalten, obgleich er ihn jeden Augenblick erwartete. Am folgenden Tage, den 30., gegen Mittag, hatte ein zweiter Versuch bei Fairfax, im eigenen Hause seines Secretärs, den beiden Holländern einigen Schimmer von Hoffnung gegeben. Er war durch ihre Vorstellungen in Unruhe versetzt worden und hatte, indem er endlich aus seiner Unthätigkeit heraustreten zu wollen schien, versprochen, sich auf das Feld von Westminster zu verfügen, um wenigstens einen Aufschub zu erlangen. Als sie ihn aber verließen, begegneten sie vor dem Hause selbst, in dem sie eben sich besprochen hatten, einem Trupp Reiter, welche den Platz räumten. Alle Zugänge nach Whitehall, alle angrenzenden Straßen waren gleicherweise von Reiterei besetzt. Von allen Seiten hörten sie sagen, daß Alles bereit wäre, daß der König nicht mehr lange würde auf sich warten lassen.

Wirklich hatten sich schon am frühen Morgen in einer Kammer von Whitehall neben dem Bette, in dem Ireton und Harrison noch bei einander lagen, Cromwell, Hacker, Hunks, Axtell und Phayre zusammengefunden, um die letzte Handlung dieser furchtbaren Procedur auszuführen und abzufertigen, nämlich die Ordre, die an den Henker sollte gerichtet werden. „Oberst", sagte Cromwell zu Hunks, es ist

an Euch, sie zu schreiben und zu unterzeichnen." Hunks wehrte sich hartnäckig dagegen. „Was für ein halsstarriger Murrkopf!" sagte Cromwell. „In Wahrheit, Oberst Hunks," sagte Axtell zu ihm, „Ihr macht mir Schande. Hier ist das Schiff am Eingange des Hafens und Ihr wollt die Segel streichen, ehe Ihr es vor Anker legt!" Hunks bestand auf seiner Weigerung. Cromwell setzte sich brummend hin und schrieb selbst die Ordre und reichte sie dem Obersten Hacker, welcher sie ohne Einwendung unterzeichnete.

Fast im selben Augenblicke verließ Karl nach vier Stunden tiefen Schlafes sein Bett. „Ich habe ein großes Geschäft zu beendigen", sagte er zu Herbert, „ich muß schnell aufstehen!" und ging daran, sich anzukleiden. Herbert kämmte ihn in der Bestürzung mit weniger Sorgfalt. „Ich bitte Euch", sagte der König zu ihm, „wendet dieselbe Mühe daran, wie gewöhnlich. Obgleich mein Kopf nicht mehr lange auf meinen Schultern bleiben soll, will ich doch heute geschmückt sein wie ein Bräutigam." Beim Ankleiden verlangte er ein zweites Hemd. „Das Wetter ist so kalt", sagte er, daß ich zittern könnte; einige Leute würden das vielleicht von Furcht herleiten, und ich will nicht, daß eine solche Unterstellung möglich ist." Kaum war der Tag angebrochen, so kam der Bischof an und begann mit religiösen Uebungen. Als er Matth. 27 las, die Erzählung des Leidens Jesu Christi, fragte ihn der König: „Mylord, habt Ihr dieses Capitel als das passendste für meine Lage ausgewählt?" — „Ich bitte Eure Majestät, zu bemerken", antwortete der Bischof, „daß es das Evangelium des Tages ist, wie der Kalender beweist. — Der König schien tief gerührt zu sein und setzte seine Gebete mit doppelter Gluth fort. Gegen 10 Uhr schlug man sanft an die Thüre des Zimmers. Herbert blieb unbeweglich. Da ließ sich ein zweiter Schlag hören, ein wenig stärker, wiewohl noch ziemlich leise. „Sehet nach, wer da ist?" — sagte der König. Es war der Oberst Hacker. „Laßt ihn eintreten", sagte er. „Sire", sagte der Oberst mit tiefer und halbzitternder Stimme, „der Augenblick ist da, um nach Whitehall zu gehen. Eure Majestät wird noch mehr als eine Stunde Zeit haben, um sich dort zu erholen." „Ich gehe den Augenblick", antwortete Karl. „lasset mich". Hacker ging hinaus. Der König sammelte sich noch einige Minuten, dann nahm er den Bischof bei der Hand und sagte: „Kommt, laßt uns gehen; Herbert, öffnet die Thüre. Hacker kündigte es mir zum zweiten Male an," — und er stieg hinab in den Park, den er durchschreiten sollte, um sich nach Whitehall zu begeben.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Wie sprichwörtliche Redensarten entstehen.) Wer hat nicht schon von Trippsdrill gehört, wo die Gänse Haarbeutel tragen? Doch dürften nur Wenige wissen, wo jenes Rittergut liegt und wie die Trippsdriller Gänse und wie ihre Haarbeutel beschaffen sind. Zur Zeit als das Männervolk in Deutschland noch Haarbeutel trug, blühte in Gundersblum bei Oppenheim und in letzterer Stadt die alte freiherrliche Familie der „Gans von Gundersblum", welche Staatsmänner und Kriegshelden den römischen Kaisern und Königen deutscher Nation geliefert hat. Es versteht sich von selbst, daß der alte Gans und die Herrn Junker Gans, als Sclaven der Mode, ebenfalls in Gundersblum ihre Haarbeutel trugen. Da zwischen den Reichsunmittelbaren und den churmainzerischen Bürgern und Bauern Neckereien ziemlich gewöhnlich waren und Veranlassung gaben, daß Uebernamen und Spottnamen wechselseitig aufkamen, so wurden die Bewohner von Gundersblum und der Reichsburg und Reichsstadt Oppenheim wegen der daselbst seßhaften Familie Gans damit aufgezogen, daß man sagte: „Dort tragen die Gänse Haarbeutel." Das Schicksal wollte aber, daß die Namen Gundersblum und Oppenheim aus der Redensart verschwanden. Der letzte Sprößling der Gans von Gundersblum wanderte nach Pommern oder Preußen aus in eine Gegend, wo sich nach den Begriffen der Rheinländer: Hund und Hasen „gut Nacht" wünschen. Selbstverständlich nahm er auch seinen Haarbeutel mit nach Pommern, wo dieser Kopfschmuck noch lange Zeit in der Mode blieb. Die Leute am Rheine konnten aber den polnischen (slavischen) Namen des Schlosses, das Triptcdwisl hieß, mit seinem Dutzend Consonanten ohne Vocale weder aussprechen noch im Gedächtnisse behalten. So kam die neue Redensart auf in Trippsdrill, wo die Gänse Haarbeutel tragen, d. h. recht weit vom Rheinstrom entfernt, dahinten in Pommern oder Preußen. Das deutsche Volk nahm sich nicht einmal die Mühe, nachzuforschen, ob die Familie Gans noch Haarbeutel trug und ob sie noch in Triptcdwisl wohne, sondern setzte voraus, daß dort hinten in Pommern die alte Mode noch fortbestände. So hat sich jene Redensart gedankenlos bis auf unsere Tage fortgepflanzt.

Auf dem Kirchhofe zu San Francisco in Californien befindet sich folgende, dem Spekulationsgeiste Onkel Sam's Ehre machende Grabschrift als Reclame:

Zur Erinnerung an Tabitha,
Gattin von Moses Skinner, Esq.,
Redacteur des Trombone,
Abonnements 3 Dollars jährlich.
Vorausbezahlung.
Zärtliche Mutter! musterhafte Gattin!
Bureau: ober dem Kaufmann Colomann, Nr. 2.
Bitte, stark anzuklopfen;
Du wirst uns abgehen, Mutter, Du wirst uns abgehen,
Tabitha.
Man nimmt alle Arten Inserate an, Prospecte u. s. w.

Charade.

(Zweisilbig.)

Was nützt der ersten Silb' daß Ihr sie krönt,
Wenn Ihr ihr dennoch ihre Freiheit nehmt?
Das Zweite kann viel Liebes Dir bekunden,
Und schlägt doch oft so bitter tiefe Wunden.
Das Ganze folgt dem Menschen stets auf Erden
Und kann zum Glück, so wie zur Geißel werden.

Auflösung der Charade in Nr. 69:

Romanzero.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 79. Speyer, Dienstag, den 8. Juli 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Und in dieser Weise unterhielt man sich auch anderwärts. Da ward berichtet, wie der Rath der Stadt dafür gewesen sei, den gefangenen Meister zu lösen, der jedoch selbst für seine Befreiung keinen Heller seines Vermögens preisgeben wollte, wie dann plötzlich und für Alle überraschend der junge Schwarz, aus der Fremde heimkehrend, in der verflossenen Nacht vor den Rath getreten sei mit einem verwegenen und abenteuerlichen Plane, die Fehde durch Einen Schlag zu siegreichem Ende zu führen. Und dieses sollte durch Hilfe eines hörigen Mägdleins geschehen, mit welchem der Herman schon früher in Buhlschaft gestanden, wie sich beim Küferfest zu Colmar gezeigt habe, wo er ihretwegen Preis und Ehre der Schlettstädter Küferzunft in die Schanz geschlagen und damit der Stadt auch diese Fehde auf den Hals geladen habe. Dem aber sei der Schultheiß Heinrich Hammer gebührend entgegengetreten und es sei beinahe so weit gekommen, daß der Schultheiß in gerechter Erregung, wie vor zwanzig Jahren Herr Hans von Botzheim, seinen kaiserlichen Stab zu Boden geworfen habe. Conrad Lang jedoch habe den Auszug dennoch vor dem Rathe durchgesetzt, als ihm der Pfeffinger, der Heilmann, Kempf, Fiedler und Winkler zustimmten, daß es der freien Stadt des Reichs nicht anders würdig sei, als das Recht mit Waffengewalt gegen den Feind durchzusetzen. So habe man den verwegenen Anschlag gut geheißen und den Auszug beschlossen, der nur zu leicht zu einem schlimmen Ende führen könne, ja führen müsse. Wollte man doch schon bestimmte Kunde von Unfällen haben, welchen die Ausziehenden schon unterwegs ausgesetzt gewesen seien.

Sabine, die Tochter des gefangenen Meisters, war im Münster von St. Georg lange auf ihren Knieen gelegen. Im inbrünstigen Gebete zu Gott hatte sie sich die Ruhe des Herzens wieder geholt und ging getrost dem älterlichen Hause entgegen. Aber sie hörte so viel von den Reden der Umstehenden, daß sie Mühe hatte, ihre Fassung vor der Mutter zu bewahren, die bei tiefbekümmertem Herzen und argbelastetem Gemüthe dennoch mit äußerlicher Ruhe treulich in dem Hause waltete, dem der Herr und Gebieter fehlte. Das noch übrig gebliebene Gesinde wußte die innere Unruhe, von welcher die greise Meisterin umher getrieben wurde, kaum zu ermessen und bewunderte die Gemüthsruhe der Frau Agathe. Die Tochter jedoch theilte den Schmerz und die Hoffnung, welche sich im Herzen der Mutter stritten, und kannte sie.

„Noch keine Kunde, Sabine?" fragte die Meisterin gleichsam nur so beiläufig. „Nichts Neues, liebes Kind?"

„Ach, Mutter, es kann wohl noch keine Kunde da sein," antwortete die Tochter. „Aber ich hoffe zu Gott, daß Alles gut gehen werde."

„Der ist unsere Hoffnung, auf den wollen wir bauen!" sagte Frau Agathe mit Gelassenheit und Zuversicht. „Nicht wahr, Kind, die Leute reden gar unweise, und zu einer Zeit, wo noch gar keine Botschaft von Herlisheim angelangt sein kann, wollen sie schon wissen, der Vortrab der Unsrigen sei darniedergelegen. Du wirst blaß, Sabine? Glaube es nicht! Unser Herman war voller Zuversicht, — er wird den Vater bringen."

„Ja, ja!" bekräftigte Sabine aufathmend. „Und — unsere Gesellen haben geschworen nicht ohne ihren Meister zurück zu kehren."

„Der Martin hat sich so verheißen, der gute Geselle", berichtigte die Mutter. „Er meint es redlich; ob er aber so viel auszurichten vermag, als sein Mitgeselle —"

„O, er wird Alles daran setzen", fiel Sabine rasch ein, indem sich die bleichen Wangen des schlichten Mädchens färbten. „Allerdings, der lange Kunz wird auch das Seinige thun und ist dazu erfahrener und schon im Krieg gewesen."

„Gewiß, Sabine, aber warum gedenkst Du des Wenzel nicht? Ihn meinte ich, und seiner Klugheit und Gewandtheit vertrau' ich — nächst meinem Bruder und meinem Sohn — am meisten. Sieh doch, was es auf der Gasse gibt!"

Sabine war froh, diesen Befehl jetzt erhalten zu haben, und kehrte ihr erblassendes Antlitz rasch dem Fenster zu, während sich ihre Mutter nach einem andern wandte, um zu schauen, was der Lärm bedeute. Ein Zusammenlauf von Weibern und Kindern fand unten statt, die unter Händeringen einander zuriefen und in Weinen und Klagen ausbrachen.

„Lugt nur durch's Fenster!" rief eine gellende Weiberstimme, mit der Hand heraufdrohend. „Ihr seid Schuld an all' dem Blut!"

Erschrocken wollten die Frauen wissen, was denn geschehen sei, als der Vater Martins, der alte Küfer Claus Butzer, hinzutrat und den heulenden Weibern ihr Gebahren verwies, indem er fragte, was sie denn hätten.

„Was wir haben? Unsere Leute sind zu Herlisheim unterm Thor darnieder gehauen worden!" schrie eines der Weiber.

„Nein, man schloß das Thor hinter ihnen und würgte sie in der Stadt ab", berichtigte die Andere.

„Es ist nicht wahr!" fuhr der alte Claus Butzer dazwischen. „Ein thörichtes Gerede. Wär's an dem, so müßte doch Einer von den Unsrigen solche Kunde gebracht haben, und noch ist keiner angelangt."

„Weil Alle todt sind!" kreischte jetzt eine Weiberstimme, und das Zetergeschrei ging nun in so hohem und drohendem Maße los, daß Mutter und Tochter im Hause des Meisters Schwarz vor Entsetzen die Fenster schlossen.

Die beiden Frauen saßen blaß und zitternd einander gegenüber, als der alte Claus Butzer eintrat, sich wegen der Störung entschuldigte und länger als eine Stunde im Hause verweilte, indem er alle Trostgründe beibrachte, die sein Verstand ausfindig machen konnte. Sabine besonders war empfänglich für dieselben, während es die Mutter dem alten Handwerksgenossen ihres Mannes wenigstens Dank wußte, daß er gekommen war, um ihr an diesem Tag nicht blos mit Worten Trost zuzusprechen, sondern mehr noch, wie sie wohl erkannte, den Beistand eines entschlossenen Mannes zu leisten, wenn es nöthig werden sollte. Dabei lernte sie zum ersten Male den durch unverschuldete Schicksalsschläge heruntergekommenen Meister höher schätzen, der es als eine Wohlthat ansah, seinen Sohn bei Meister Schwarz in Arbeit stehen zu haben. Wenn nun Frau Agathe einmal Gelegenheit nahm, von der Anstelligkeit und dem ehrlichen Eifer Martins zu sprechen, so hatte sie keine Ahnung davon, daß diese Lobsprüche noch wohler, als dem Vater des Gepriesenen, ihrer eigenen Tochter klangen.

So war der Abend gekommen, als ein einzelner Reiter durch das Thor in die Stadt hereinsprengte, in welchem die zusammenlaufende Menge den dicken Caspar erkennen wollte, der mit ausgezogen war. In wildem Gedränge lief die Menge herzu und überschüttete ihn mit Fragen, während der Reiter nur immer an die Kehle langte und endlich die Worte herausbrachte:

„Durst! Durst!"

Man tränkte ihn so rasch als möglich mit einem Krüglein herbeigeholten Weins. Erst als dieser geleert war, brach der dicke Caspar — denn er war es wirklich — in den Ruf aus:

„Wir haben ihn! Wir haben ihn!"

„Wen?" schrieen ungeduldig hundert Stimmen zugleich. „Den Meister Schwarz?"

„Ja, und den Andern dazu!"

„Welchen Andern? Welchen Andern?"

Aber der dicke Caspar hatte inzwischen wieder nach einem andern dargereichten Krüglein gelangt und es an den Mund gesetzt, während die Ungeduld und Spannung der immer größeren Menge, welche von allen Seiten her sich verstärkte, den höchsten Grad erreichte.

„Mit Gunst, liebe Leute", fing dann, nach vollbrachtem Werk, der dicke Caspar wieder an, „glaubt mir, es hat mehr Schweiß und Blut gekostet, als das Krüglein da Wein faßt. Gar Mancher mußte durstig in's Gras beißen, und ich halt' dafür —"

„Welchen Andern habt ihr noch?" wurde er stürmisch unterbrochen.

„Ei, wen anders, als den Bastard, den Heinz Grefe selber! Der alte Weinbauch wird jetzt nur so viel Wein trinken, als er kriegt!"

Das umstehende Volk brach in einen wilden Jubelschrei aus, der immer wieder von Neuem anhub. Unterdessen that der dicke Caspar sein Möglichstes, all' die Krüglein zu leeren, die ihm unterwegs von den herzueilenden Bürgern gereicht wurden. Bis er an das Rathhaus kam, wo ihm der Schultheiß selbst entgegen schritt, war sein tolles Reden bereits ein unverständiges Lallen, und als er in die Wohnung seines Meisters gebracht wurde, ließ sein Zustand eine Unterredung mit den Frauen des Hauses nicht mehr räthlich erscheinen.

Die Nacht war schon angebrochen, mit dem Dunkel derselben aber die Freude eines Siegestags. Die vorher am meisten verzagen wollten, überließen sich jetzt dem lautesten Jubel und wildesten Taumel. Und doch kannte man noch nichts Sicheres, als die Aussage des noch immer durstigen dicken Caspars. Aber noch in der Nacht kam bestimmte und ausführliche Botschaft an den Rath, daß der Anschlag des jungen Schwarz auf das feste Herlisheim vollständig gelungen und siegreich durchgeführt, der biedere Meister befreit und der Bastard von Lützelstein sammt seinem Sohn in den Händen der Bürger sei, welche auf der Heimkehr begriffen, zu Gemar und Berkheim lagerten, um von den großen Anstrengungen des Tages auszuruhen und andern Morgens in die Vaterstadt einzuziehen.

Der Bote, welcher diese beglückende Kunde brachte, wurde vom Volke in die Gasse begleitet, wo das Haus des Meister Schwarz stand und Frau Agathe mit ihrer Tochter noch immer in banger Ungewißheit der Bestätigung der frohen Gerüchte harrte, welche auch den Weg zu ihnen gefunden hatten. Claus Butzer befand sich noch in dem Wohngemach der beiden Frauen, als ein Jubelgeschrei ohne Ende von der Gasse herauf durch die Nacht erscholl, daß die Fenster dröhnten. Da sich nun aber im Hausgang eilige Schritte nahten, sprang Sabine mit hochgerötheten Wangen und wogender Brust von ihrem Sitze auf. — Die Thür öffnete sich, und auf der Schwelle erschien bestaubt und erhitzt ein junger Geselle.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod Karls des Ersten.

(Aus der Geschichte der englischen Revolution von M. Guizot.)

(Schluß.)

Einige Compagnieen Infanterie erwarteten ihn bildeten eine doppelte Reihe längs des Weges. Eine Abtheilung Hellebardiere marschirte voraus mit fliegenden Fahnen; die Trommler schlugen; der Lärm übertönte alle Stimmen. Zur Rechten des Königs ging der Bischof, zu seiner Linken bloßen Hauptes der Oberst Tomlinson, der Befehlshaber der Garde und der Mann, den Karl, gerührt von seiner rücksichtsvollen Behandlung, gebeten hatte, ihn bis zu seinem letzten Augenblicke nicht zu verlassen. Er unterhielt sich mit ihm von seinem Begräbnisse, von den Personen, von denen er wollte, daß ihnen die Sorge dafür sollte anvertraut werden. Die heitere Miene, der glänzende Blick, der feste Schritt, indem er sogar schneller ging, als die Soldaten, und sich wunderte über ihre Langsamkeit. Einer der dienstthuenden Offiziere, der sich ohne Zweifel schmeichelte, ihn in Verwirrung zu setzen, fragte ihn, ob er nicht sammt dem verstorbenen Herzoge von Budingham zum Tode des Königs, seines Vaters, mitgewirkt hätte? „Mein Freund“, antwortete ihm Karl mit eben so viel Sanftmuth, als Hoheit, „wenn ich keine andere Sünde hätte, als diese, Gott sei mein Zeuge, so versichere ich dich, daß ich nicht nöthig haben würde, ihn um Vergebung zu bitten.“ Zu Whitehall angelangt, stieg er leichten Fußes die Treppe hinauf, durchschritt die große Galerie und erreichte sein Schlafzimmer, wo man ihn mit dem Bischofe allein ließ, welcher sich anschickte, ihm das heilige Abendmahl zu geben. Einige independentische Prediger — von der Seite Cromwells — Nye und Goodwin unter Anderen, kamen und klopften an die Thür und sagten, daß sie dem Könige ihre Dienste anbieten wollten. „Der König ist im Gebet“, antwortete ihnen Juxon; als sie darauf bestanden, sagte Karl zum Bischof: „Ehe nun, danket ihnen in meinem Namen für ihr Anerbieten, aber sagt ihnen frei heraus: Nachdem sie so oft gegen mich gebetet haben, und zwar ohne irgend einen Anlaß, werden sie niemals mit mir beten während meines Todeskampfes. Sie können, wenn sie wollen, für mich beten, ich werde ihnen dafür dankbar sein.“

Sie zogen sich zurück; der König warf sich auf die Kniee, empfing die Communion aus den Händen des Bischofs und sagte, indem er sich lebhaft wieder erhob: „Jetzt mögen diese Schelme kommen, ich habe ihnen von Herzensgrund vergeben, ich bin zu Allem bereit, was über mich kommen soll.“ Man hatte ihm sein Mittagmahl bereitet, er wollte nichts davon nehmen. „Sire“, sagte Juxon zu ihm, „Eure Majestät ist schon lange nüchtern, es ist kalt; vielleicht könnte auf dem Schaffotte eine Schwachheit und“ ... — „Ihr habt Recht“, sagte der König und aß einen Bissen Brod und trank ein Glas Wein. Es war 1 Uhr; Hacker klopfte an die Thüre; Juxon und Herbert fielen auf die Kniee. „Erhebt Euch, mein alter Freund“, sagte der König zum Bischofe, indem er ihm die Hand reichte. Hacker pochte von Neuem, Karl ließ die Thüre öffnen. „Gehet“, sagte er zum Oberst, „ich folge Euch.“ So ging er denn durch den Bankettsaal der Länge nach, immer zwischen zwei Reihen Soldaten; eine Menge von Männern und Frauen hatten sich hineingestürzt mit eigener Lebensgefahr und hielten sich unbeweglich hinter der Garde, betend für den König, während dieser vorüberging; die Soldaten, selbst in tiefem Schweigen, mißhandelten sie nicht. Am Ende des Saales führte eine Nachts zuvor in der Mauer angebrachte Oeffnung auf das Schaffot, das schwarz ausgeschlagen war; zwei Männer standen aufrecht neben dem Beile, alle beide in Matrosenkleidern und maskirt. Der König langte an, das Haupt aufgerichtet, ließ seine Blicke überallhin schweifen und suchte das Volk, um zu ihm zu reden; aber die Soldaten bedeckten allein den Platz; kein Mensch konnte näher herantreten. So wendete er sich denn an Juxon und Tomlinson: „Ich kann von Niemand gehört werden, als von Euch“, sagte er zu ihnen. „So werde ich denn meine Worte an Euch richten“, und er richtete wirklich an sie eine kleine Ansprache, auf die er sich vorbereitet hatte, gewichtig un ruhig bis zur Kälte, mit dem einzigen Zwecke, zu behaupten, daß er Recht gehabt habe, daß die Verachtung der Rechte der Souveräne die wahre Ursache des Unglücks für das Volk sei, daß das Volk keinen Antheil haben sollte an der Regierung, daß das Reich allein unter dieser Bedingung den Frieden und seine Freiheiten wiederfinden würde. Während er sprach, berührte Jemand das Beil. Da drehte er sich rasch um und sagte: „Verletzet nicht das Beil; es würde mir mehr Böses thun“, und nach Beendigung seiner Anrede, als sich wieder Jemand dem Beil näherte, wiederholte er noch einmal mit einem Tone des Schreckens: „Gebt Acht, gebt Acht auf das Beil!“ Das tiefste Stillschweigen regierte; er setzte eine seidene Mütze auf das Haupt und wandte sich an den Henker: „Geniren Euch meine Haare?“ — „Ich bitte Euer Majestät, sie unter Ihre Mütze zu ordnen“, antwortete der Mensch, indem er sich verneigte. Der König ordnete sie mit Hülfe des Bischofs. „Ich habe für mich“, sagte er zu ihm, indem er sich damit beschäftigte, „eine gute Sache und einen gnädigen Gott.“

Juxon: „Ja, Sire, es ist nur noch Ein Schritt zu thun übrig; er ist voller Angst und Schrecken, aber von kurzer Dauer, und bedenket, daß er Euch läßt eine große Reise machen; er bringt Euch von der Erde in den Himmel.“

Der König: „Ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen, wo ich kein Unglück mehr werde zu fürchten haben, keine Art von Unglück!“ und, indem er sich zum Henker wandte: „Sind meine Haare nun recht?“

Er nahm seinen Mantel und seinen Orden ab — den heiligen Georg — gab den heiligen Georg dem Bischof, indem er zu ihm sagte: „Erinnert Euch!“ zog seinen Rock aus, legte den Mantel wieder um

und sagte zum Henker, indem er den Block betrachtete: „Stellet ihn so, daß er recht fest ist!" „Er ist fest, Sire", antwortete der Henker.

Der König: „Ich werde ein kurzes Gebet verrichten und, wenn ich die Hände ausbreite, dann ...."

Er sammelte sich, sagte zu sich selbst einige Worte mit gedämpfter Stimme, erhob seine Augen zum Himmel, kniete nieder, legte sein Haupt auf den Block.

Der Henker berührte seine Haare, um sie noch unter seine Mütze zu ordnen. Der König glaubte, daß er zuschlagen wollte. „Wartet das Zeichen ab", sagte er zu ihm. „Ich werde es abwarten, Sire, ganz wie es Eurer Majestät beliebt." Nach einer kleinen Weile breitete der König seine Hände aus, der Henker schlug zu, der Kopf fiel auf den ersten Streich. „Das ist der Kopf eines Verräthers!" sagte er, ihn dem Volke zeigend. Ein langes, dumpfes Gemurmel erhob sich rings um Whitehall. Viele Leute stürzten zum Fuße des Schaffots, um ihre Taschentücher in das Blut des Königs zu tauchen.

Zwei Abtheilungen Reiterei näherten sich in zwei verschiedenen Richtungen und zerstreuten langsam die Menge. Sobald das Schaffot menschenleer geworden war, trug man den Leichnam hinweg. Er war bereits in den Sarg eingeschlossen; Cromwell wollte ihn sehen, betrachtete ihn aufmerksam, und indem er mit seinen Händen den Kopf in die Höhe hob, wie wenn er sich überzeugen wollte, daß er richtig vom Rumpfe getrennt wäre, sagte er: „Das war ein Körper von guter Constitution, und der ein langes Leben versprach!" Der Sarg blieb sieben Tage zu Whitehall ausgestellt; eine unermeßliche Menge von Menschen drängte sich an dem Eingang, aber nur wenige Leute erhielten die Erlaubniß zum Eintritt. Am 6. Februar wurde er durch Beschluß des Hauses der Gemeinen dem Herbert und dem Wildway überlassen mit der förmlichen Erlaubniß, ihn im Schlosse Windsor bestatten zu lassen in der Kapelle des heiligen Georg, wo Heinrich VIII. begraben worden war. Die Verbringung ging ohne Prunk vor sich, jedoch mit Anstand; sechs schwarz drapirte Pferde zogen den Sarg; vier Wagen folgten, wovon zwei auf gleiche Weise drapirt. Sie enthielten die letzten Diener des Königs, diejenigen, die ihn zur Insel Wight begleitet hatten. Am folgenden Tage, den 8., langten der Herzog von Richmond, der Marquis von Hertford, die Grafen von Southampton und von Lierley und der Bischof Juxon zu Windsor an, mit Erlaubniß des Hauses der Gemeinen, um die Leichenfeier zu halten. Sie ließen auf dem Sarg nur die Worte eingraben:

Karl, König.
1648.

Miscellen.

Im Steinkohlen-Bezirk Karling bei St. Avold brach, wie die Z. f. L. mittheilt, dieser Tage ein Grubenbrand aus. Beim Versuche zu löschen haben der Ingenieur Cautinot, Obersteiger und Steiger das Leben eingebüßt. Es wurden sofort Revierbeamte herbeigeholt, welche die nöthigen Anordnungen trafen, um den Brand zu dämpfen. Er wurde wahrscheinlich durch einen Schuß herbeigeführt, durch welchen sich Kohlen und Holz in der Grube entzündeten.

Ueber das Erdbeben in Oberitalien berichten die Italienischen Nachrichten des Genauern: „Sonntag den 29. Juni wurden im Venetianischen Erdstöße verspürt, welche in einigen Ortschaften großes Unglück verursacht haben. In Venedig schellten um 5 Uhr Morgens alle Hausklingeln. In der Peterskirche fiel der Hauptsims herab und verursachte unter den Andächtigen, welche sich wegen des St. Paul- und Petersfestes zahlreich versammelt hatten, panischen Schrecken und auch einige Verwundungen. In Verona vermerkte man zwei starke Erdstöße, von denen der letzte 22 Secunden dauerte. Auch dort läuteten alle Hausklingeln und fielen Stücke vom Domsims herunter; zwei Kamine stürzten ein und viele Häuser haben Risse bekommen. Die Bevölkerung stürzte heulend und schreiend auf die Straße und mehrere Personen wurden verwundet. In Treviso und Conegliano wurde das Erdbeben ebenfalls stark verspürt, ohne jedoch Schaden anzurichten. Jenseit der Piave wüthete es aber am schrecklichsten. In Pietro di Feletro bei Conegliano stürzte während der Frühmesse die Kirche ein und begrub 38 Personen. In Torras zählt man 2 Todte, in Curajo 4, in Paos 11, in Bisome 2, in Cavessago 1 und in Belluno 4. Die Mehrzahl der Häuser von Belluno sind stark beschädigt. Die Einwohner flohen aus der Stadt und die Zurückgebliebenen fingen zu plündern an, so daß man Truppen aufbieten mußte, um das Eigenthum der Flüchtigen zu schützen."

London, 1. Juli. Unter den zahlreichen wissenschaftlichen Vereinen hierselbst befindet sich, als vielleicht der kleinste, die Aeronautische Gesellschaft. Dieser Verein hielt gestern Abend eine interessante Sitzung, in welcher zwei für Aeronauten wichtige Mittheilungen zum Vortrage kamen. Erst verlas der Vorsitzende J. Glaisher einen Brief des Luftschiffers Dupuy de Lôme, worin dieser anzeigt, daß es ihm gelungen sei, mittels einer Schraube einen fliegenden Ballon ganze 12 Grad von der Richtung des Windes abzulenken. Der betreffende Ballon wiegt gegen 80 Centner und wird durch acht Männer gesteuert. Dies bezeichnete Glaisher als einen höchst wichtigen Fortschritt, denn mit dieser Vorrichtung versehen, hätten Ballons während des Krieges ihre Fahrt nicht nur aus dem belagerten Paris heraus, sondern auch in die Stadt hinein bewerkstelligen können. Die zweite Mittheilung betraf die Herstellung einer für die Luftschifffahrt tauglichen Dampfmaschine, die in merkwürdig kleinem Raume große Kraft verbirgt. Der Vorsitzende zeigte eine solche Maschine vor, deren größte Seitenfläche keine 9 Quadratfuß mißt, die aber volle 4 Pferdekraft hat. In dieser Maschine, die nur 40 englische Pfund wiegt, erzeugte Glaisher binnen zwei Minuten vermittels Gasheizung genügenden Dampf zum Betriebe. Eine ähnliche Maschine im größeren Maßstabe, meldete er, wird augenblicklich für den Aeronautischen Verein in Wien angefertigt. Dieselbe wiegt 800 Pfund und hat 100 Pferdekraft.

Charade.
(Dreisilbig.)

Die erste Silbe gibt Dir nach Gebühr,
Und halt' sie stets, so wirst Du nicht verletzen.
Die Letzten seien werth und theuer Dir,
Die achte hoch gleich Deinen größten Schätzen.
Das Ganze grüßet Dich auf grüner Flur,
Ein zartes Kind der ländlichen Natur.

Auflösung der Charade in Nr. 78:
Leumund.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 80. Speyer, Donnerstag, den 10. Juli 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker**.

(Fortsetzung.)

„Martin!“ rief Frau Agathe auf ihn stürzend. „O reicher Gott vom Himmel herab! Wie steht es?“

„Alles wohl! Schönen Gruß vom Meister an Weib und Kind, von Herman an Mutter und Schwester! Morgen in aller Frühe kommen sie selbst mit all' den Unsrigen, die zu Gemar lagern. Und so grüß' ich auch Euch, lieber Vater! Das fügt sich schön, daß Ihr hier seid.“

„Martin“, fing Frau Agathe wieder an, indem sie des Gesellen Hand erfaßte und vor Bewegung kaum zu sprechen vermochte. „Martin, das gedenk' und dank' ich Dir mein Leben lang. Du dachtest an uns, daß wir's noch nicht wüßten, als Alle müd' sich lagerten; Du machtest Dich auf den Weg noch in der Nacht. Wir gedenken Dir's, Martin, ich und meine Sabine!“

Der gute Geselle sah ganz verwirrt über die Schultern der Meisterin hinweg nach Sabinen, deren treue Augen durch Thränen selig zu ihm herüber lachten. Eine Pause war entstanden, deren Inhalt auch sein alter Vater mit empfinden mochte, da er einen Augenblick lautlos dastand und von seinem Sohn auf die Frau und Tochter des reichen Handwerksgenossen sah. Nun aber hatte sich die Meisterin wieder gefaßt und befahl der Tochter selbst, möglichst rasch das aufgeschobene Nachtmahl herzurichten, an welchem nebst Martin auch sein Vater Theil nehmen mußte. Die Frau Meisterin vergaß über ihrem eigenen Glücke nicht, daß dem Gesellen nach den großen Mühsalen des Tages die leibliche Erquickung das Nothwendigste sein mochte. —

Es war eine lange Nacht voll peinigender, wenn auch froher Spannung für die alte Reichsstadt. Man konnte den Tag kaum erwarten. Und endlich kam er, der freudigste, der je über Schlettstadt gelacht, da alle Glocken von den Thürmen Triumph läuteten und tausendstimmiger Jubel Sieg jauchzte. War doch mit Einem Schlage die Stadt aller Schrecken und Bedrängnisse überhoben und ihrer Fehde ledig, da nun die Schaaren im Triumphe mit fliegenden Bannern und frohem Gesang einzogen und die kühnmuthigen Gesellen der Küferzunft eben den Wagen durch das Thor herein geleiteten, nach welchem sich jetzt Aller Augen richteten. Auf demselben saß der aus seiner Gefangenschaft erlöste Meister Schwarz, dem nun das Volk begeistert zurief, neben ihm aber der verwegenste und gefährlichste Feind der Stadt, gefangen mit seinem Sohne.

In wildem Drang stürzte das Volk herbei, den gefürchteten Bastard von Lützelstein zu sehen, der nun in der Gewalt der Stadt war und diese fühlen sollte. Da saß er auf dem Wagen, bestaubt, entwaffnet, trübe, bleich; unheilverkündende Rufe, Drohungen und Verwünschungen schlugen an sein Ohr und ließen ihn an sein Schicksal denken, das nicht mehr zweifelhaft sein konnte, wenn er sich der verübten Unbilden und der blutigen Sühne erinnerte, welche damals die Städte für jene zu nehmen pflegten. Einige Mal, wenn die Menge wüthend auf den Wagen eindrang, als wolle sie den gehaßten Feind alsbald herunterreißen und auf den Rabenstein schleppen, zuckte Heinz Grefe heftig in sich zusammen und blickte förmlich hülfesuchend zu Meister Schwarz auf. Zumeist aber saß er mit tiefgesenktem Haupte — ein Bild der Entmuthigung und Verzweiflung.

Mit mehr Muth und Ergebung in das Unvermeidliche schien sein Sohn das eigene Schicksal zu ertragen. Freien, offenen Blicks sah er auf diejenigen, welche ihn gefangen führten, furchtlos, ja mit Verachtung auf das tobende Volk, als der Wagen durch das Thor in die Stadt rollte. Nur dann trübte sich sein Auge, wenn es auf die zusammengesunkene Gestalt seines zweifelmüthigen Vaters fiel. Bitterer Gram kam dann in sein stolzes Gemüth, und manchmal seufzte er schwer und tief auf, wenn er an die Ursache dieses Wechsels der Dinge, des Mägdeleins gedachte, dem er nichts zu Leide gethan und in seinem Herzen hold war, und das unzweifelhaft dem jungen Küfer dorten die Wege zum Sieg gewiesen.

Aber Herman Schwarz zog nicht mit der Miene eines Siegers in die Vaterstadt ein, wenn auch sein Name in Aller Mund war, von allen Zungen gepriesen wurde. Die Bürger drückten ihm die Hand, die Mütter zeigten ihn ihren Kindern und Enkeln, die Jungfrauen der Stadt winkten ihm in holdem Erröthen zu. Und doch achtete er es so wenig, als des tausendstimmigen

Zurufs in den Gassen. Seines Vaters Augen leuchteten, wenn sie auf dem Sohn ruhten, Mutter und Schwester weinten in Freuden bewegt an seinem Halse, und er selbst kehrte gerührten Herzens mit dem befreiten Vater in den Schooß der Familie zurück. Aber das Innerste seines Wesens barg ein Gefühl, das von diesen Regungen wenig berührt blieb.

Als Nachmittags der große Saal des Rathhauses von Trinksprüchen und Becherklang erscholl, da trat der Stadtschultheiß Heinrich Hammer mit den Herren vom Rathe selbst an den jungen Meisterssohn mit günstigen Mienen und Worten heran, sprechend:

„Ihr habt nicht Eurem Hause bloß, auch Eurer Vaterstadt einen großen Dienst erwiesen, Herman Schwarz! Deß soll sie Euch in ewige Zeiten mit bestem Danke eingedenk bleiben."

„Günstige Herren", sprach Herman entgegen, „ich habe nicht mehr gethan, als Andere. Nicht von mir, Ihr wißt es schon, ist der Plan erdacht worden, der so trefflich gelang. Nicht mir gebührt also der Dank unserer Stadt."

Da überschütteten ihn die Herren vom Rath mit Anerkennungen seiner Bescheidenheit; von allen Tischen ward ihm zugetrunken und zugerufen in Ehrensprüchen, die ihm galten, auf welche er jedoch nicht, wie er es sonst vermochte, in lustig fließenden Reimen, sondern nur in kurzem, kühlem Danke antwortete. Bei dem herrschenden Jubel und Trubel saß er meistens schweigsam und gedankenvoll. So oft jedoch ein neuer Trinkspruch ausgebracht wurde, da schien es ihn schmerzlich zu durchzucken, und die Falten seiner Stirn entsprachen der bittern Empfindung seines Innern.

„Sie wollen ihrer nicht gedenken, der Alles zu danken!" sprach er dann, nur sich selbst hörbar. „Sie achten des armen Mägdeleins nicht! Aber Gott thue mir dieß und das, sie machen mich mein KäthERlein nicht vergessen."

Was die Andern versäumten, konnte er nicht wohl selbst nachholen. In trotzigem Stolze wollte er ihrer nicht zuerst oder deutlicher erwähnen, als er es bereits gethan, hatte aber mit einigem Recht erwarten dürfen, daß ihr aus irgend welchem andern Munde die Ehre gegeben und der Dank ausgesprochen würde, der ihr gebührte. Denn am Abend vor dem Auszug nach Herlisheim hatte er auf dem Rathhause nicht verschwiegen, wer die beste Gelegenheit zu dem Handstreiche gezeigt und die List mit der Pilgramsfahrt erdacht habe. Aus einigen Bemerkungen seines befreiten Vaters hatte er aber auch entnommen, daß demselben das Thurmkätherlein wohl bekannt sein müsse. Nun wollte sich Niemand mehr des armen Mägdeleins erinnern, ohne dessen Zuthun heute schwerlich der Siegesjubel erschollen wäre. Eine große Bitterkeit aber beschlich sein Gemüth und tiefer Schmerz überkam seine treue Seele, wenn er sich die Lage, die Verzweiflung des vom eigenen Vater verstoßenen Mägdeleins vergegenwärtigte, während die Undankbaren, welche den Vortheil davon genossen, sich übermüthiger Siegeslust überlassen konnten. Und so sehr regte ihn dieser Gegensatz innerlich auf, daß er einige Mal die Neigung in sich fühlte, den dargereichten Ehrenbecher von sich zu schleudern — mitten unter die frohen Zecher hinein.

In solche trübe Gedanken versunken, verspürte er eine schwere Hand, die sich ihm auf die Schulter legte. Als er sich umwandte, stand seiner Mutter Bruder, Conrad Lang, unter dessen Oberbefehl gestern Herlisheim genommen worden war, vor ihm, beugte sich freundlich zu ihm nieder und sprach:

„Was hast Du, Herman, daß Du drein blickst, als sei Dir großes Leid widerfahren, während Du Dich heute so glücklich fühlen dürftest, als Einer im heiligen römischen Reich."

„Zu solchem Glück fehlt viel, Ohm!" war die Antwort.

„Nun", fuhr Conrad Lang fort, indem er seine Betroffenheit in ein scherzhaftes Gewand zu kleiden suchte, zu dem er selten genug griff, — „nun Herman, jede Ehre wird Dir gewährt, und die schönsten, reichsten und sprödesten Jungfräulein in unserer Stadt würden Dir ihr Mündlein bieten, wo Du nur zu küssen begehrtest."

„Ich begehr' ihrer Mündlein nicht, Ohm!" versetzte Herman herb und abweisend.

Conrad Lang sah den Sohn seiner Schwester mit einem langen Blicke an. Dann wandte er sich von ihm ab ohne weiteres Wort.

Zweites Capitel.

War mit dabei!

Zu Schlettstadt stand von Alters her ein finsterer Bau, ein gewaltiger Quaderthurm, der stärkste und festeste der Reichsstadt. Man kannte ihn allgemein unter dem Namen des „Herlin" oder auch des alten Herlin. In diesem Thurme lagen nun die beiden Edelleute, Heinz Grefe und sein Sohn, mit dem Verluste ihrer Freiheit die Feindschaft gegen die Stadt büßend.

Man hatte die Kriegsknechte des Bastards von Lützelstein, die von den ergrimmten Schlettstädtern nicht gleich beim Ueberfall erschlagen worden waren, zu Herlisheim in den Gassen und in der Burg gefangen genommen und noch selbigen Tages entwaffnet und zumeist entlassen, indem man sich mit der Gefangenschaft des Heinz Grefe und des einen seiner Söhne begnügte, während der Andere im Hemde über die Mauern entronnen war. Als der Bastard vor Schultheiß und Rath der Stadt geführt worden war, stand er tiefgebeugt vor Denen, welche er sonst mit verächtlichem Uebermuth nur immer „Bauern" genannt hatte. Jetzt bat er die „günstigen Herren" um ein ritterliches Gewahrsam für sich und seinen Sohn und um gnädige Sühne. „Das Gericht wird entscheiden!" ward ihm geantwortet, — ihm solle werden, was er verdient habe. Das war eine wenig tröstliche Antwort und bedeutete nichts Minderes, als den Tod. Wie durfte sich der unselige Mann auch eines anderen Endes versehen, nachdem er einmal in die Hände seiner erbittertsten Feinde gerathen war!

Natürlich machten diese Begebnisse damals in der Stadt und im ganzen Lande das größte Aufsehen. Ein heilsamer Schreck fuhr dem kleinen Landesadel in die Glieder, während die Städte sich an einem Beispiel, was entschlossene Bürgerkraft vermöge, mit Recht aufrichteten und erhoben. In Schlettstadt sprach man wochenlang begreiflicher Weise über nichts Anderes, als über die Ereignisse, welche sich an die Gefangennehmung des Bastards von Lützelstein knüpften. Wohl sah man etliche Tage vor dem alten Herlin beständige Gruppen von neugierigen Leuten, welche an dem düstern Thurme hinaufschauten, um hinter den schwervergitterten Mauerlücken die Gefangenen zu sehen, wenn sie sehnsüchtig in die blaue Frühlingsluft herausblickten. Heinz Grefe und sein ritterlicher Sohn hatten sich im Uebrigen über ihre Behandlung nicht zu beklagen. Sie wurden im Thurme ihrem Stande gemäß gehalten, wie es ihnen Herman Schwarz zugesagt hatte.

Unterdeß war der Lauf der Dinge zu Schlettstadt wieder in die gewöhnlichen Geleise des Alltaglebens gelangt. Herman Schwarz stand in jenen schönen Sommertagen wieder, wie früher, gleich seinen Mitgesellen arbeitend und wirkend in dem großen Küferhofe seines Vaterhauses. Auch sonst war die Thätigkeit der Wochentage in die Werkstätten der Zunft- und Handwerksmeister zurückgekehrt und mit erhöhter Freudigkeit gingen auch die Reb- und Ackerleute, sowie die zahlreichen Gärtner der Stadt ihren Geschäften nach.

Hermans Vater, der Küfermeister Schwarz, gab sich nicht ohne Behagen dem Gefühl der wiedererlangten Freiheit und dem häuslichen Zusammenleben hin, das er erst jetzt recht zu schätzen gelernt zu haben schien. Die Herbigkeit seines Wesens war gemildert, sein Umgang mit Frau und Tochter herzlicher, vertrauensvoller, auch sein Verkehr mit den Gesellen ein weniger strenger und abgemessener geworden, während sein Verhältniß zu dem Sohne den Charakter gelassener Zufriedenheit und zurückgehaltener Wärme annahm, ohne eine gewisse Befangenheit verleugnen zu können. Er sprach in jenem Tone ruhiger Güte mit ihm, welche begangenes Unrecht, das einzugestehen man sich schämt, stillschweigend wieder gut machen soll. Der früher zwischen ihnen vorgekommenen unangenehmen Auftritte und Mißhelligkeiten wurde mit keiner Silbe mehr gedacht, aber auch der glorreichen Ereignisse nur selten erwähnt, welche nothwendigerweise den Vater mit dem Sohne versöhnt hatten. Dieselben schienen etwas in sich zu schließen, das der alte Schwarz zu berühren scheute und dem er vorsichtig auszuweichen beflissen war. (Forts. f.)

Miscellen.

Am Abend des 24. Juni spielte sich vor dem Pavillon des Ackerbau-Ministeriums in der Wiener Weltausstellung eine aufregende Scene ab. Dort erhebt sich ein gewaltiger Mast, nach der Rotunde das höchste Object der Ausstellung. Eine von seinem Gipfel wehende schwarz-gelbe Fahne war niedergegangen, weil die Flaggenleine sich verfangen hatte und gerissen war; sie sollte wieder aufgemacht werden; dies war aber nicht anders möglich, als durch Besteigen des Baumes. Ein steierischer Forstgehilfe hatte sich angeboten, das, wie er selber hervorhob, lebensgefährliche Wagestück zu bestehen. Er schnallte Steigeisen an, erklomm mittels einer Leiter den ersten Absatz; wurde hier aber bedenklich. Er maß die schwindelnde Höhe von 140 Fuß, maß den Umfang des riesigen Stammes und erklärte endlich, die Sache sei unausführbar, er vermöge den Mast nicht mit den Armen zu umklammern. In diesem Augenblicke trat ein Soldat zu der Gruppe, die den Niedergestiegenen umgab. „Da hinauf wollt's Ihr?" fragte er in dem klangvollen Deutsch des ächten Böhmen, „das ist eine Spielerei, gleich will ich hinauf!" Gelächter begegnete dem Anerbieten; aber flink hatte er die Steigeisen angeschnallt und erhob sich an den Strebepfeilern. Das sah Jeder auf den ersten Blick, daß das Kind der böhmischen Wälder dem der steierischen in dieser Hinsicht weitaus überlegen war. Dies bewährte sich aber erst recht, als der brave Krieger an den Stamm selbst gelangte, den er hier kaum zur Hälfte umspannen konnte. Trotzdem hob er sich kühn und sicher daran empor, Fuß um Fuß, unter athemloser Angst der vielen Zuschauenden; auf den eisernen Ringen, die den Stamm binden, ruhte sich der verwegene Kletterer einige Minuten aus, dann setzte er seinen halsbrecherischen Weg fort, immer sicherer und rascher, je mehr die Stammesdicke abnahm; es war ein aufregender Anblick, den Mancher nicht gern ertragen mochte und das Gesicht abwandte von dem Waghals, den ein Fehltritt vernichten konnte. Der aber that keinen Fehltritt, die Kräfte schienen ihm mit der Höhe zu wachsen — noch wenige Züge, und er hat den Gipfel des Mastes erreicht, begrüßt von einer lauten Beifallssalve der Untenstehenden. Lustig warf er seine Kappe in die Luft und machte sich dann ganz gemächlich daran, mittels des an ihm befestigten Strickes die Fahne aufzuziehen, was ihm denn auch nach mehreren Minuten trefflich gelang. Dann begann er mit gleicher Sicherheit die nicht minder gefährliche Abfahrt und vollbrachte auch diese ohne den mindesten Unfall. „Die Steigeisen sind gut, damit steig' ich in den Himmel!" war sein erstes Wort, als er wieder die Erde berührt hatte. Er wurde von allen Seiten umdrängt und beglückwünscht; natürlich fehlte es auch nicht an der klingenden Belohnung, welche für das lebensgefährliche Wagniß ausgesetzt war. Der Name des Muthigen ist Johann Scheiek; er ist gegenwärtig eingetheilt bei der 1. Arbeits-Compagnie der Weltausstellung. Er hat seine Unterschrift unmittelbar nach seiner Leistung mit fester Hand gegeben, Beweis von seinem ruhigen Blut und der geringen Anstrengung, die das Wagniß ihn gekostet.

J. Rodenberg widmet den chinesischen künstlichen Blumen auf der Ausstellung einen längeren Artikel, dem wir Folgendes entnehmen: Diese duftigen Blumengewinde sind aus Papier gemacht, und zwar aus demjenigen, welches das Mark der Papierstaude liefert. Die Staude, welche in den sumpfigen Niederungen Chinas wächst, ist in mehreren Exemplaren ausgestellt, und neben derselben liegt das Messer, dessen man sich bedient, um das Mark aus dem Stengel zu lösen und hierauf in jene dünnen Blättchen zu zerschneiden, die nur noch gepreßt werden müssen, um zum Gebrauche fertig zu sein. Große Fabriken — wenn man sie bei der äußersten Einfachheit dieses Verfahrens so nennen darf — sind in Banka, in der Nähe des Hafens von Tamsuko. Dieses natürlichste aller Papiere — die Natur gibt es fast unmittelbar her — wird, außer zum Malen, hauptsächlich zur Herstellung der künstlichen Blumen benützt; denn es eignet sich in einem unseren Papier- oder Stoffgattungen irgend welcher Art unbekannten Grade zur Annahme jener prachtvollen Farben, die der Chinese liebt. Es gibt dieselben nicht nur in ihrer ganzen Reinheit und Lebendigkeit wieder, sondern fügt einen eigenen sammetartigen Schmelz hinzu, der diese Nachahmungen des blühenden Gefildes zu dem allerschönsten macht, was man sehen kann. Die künstlichen Blumen sind von einer großen Bedeutung im häuslichen Leben der Chinesen. Sie fehlen in keinem Hause und in keinem Zimmer; sie füllen die Vasen und die Ampeln, und bei diesem verschwenderischen Gebrauch derselben ist es ein wahrer Trost, zu wissen, daß sie ganz außerordentlich billig sind. Auch die künstliche Blume profitirt von dem

Umstand, daß bei der ungezählten Masse von Menschen, welche China bevölkern, die Handarbeit so gut wie gar keinen Werth hat. Es thut mir leid, zu sagen, daß ein so poetischer Gegenstand, wie dieser Blumenflor, faßweise verkauft wird und daß man für einen oder zwei Gulden ganze Fässer voll haben kann, was übrigens ein Glück für die armen Chinesen ist. Denn nothwendig wie das liebe Brod ist die künstliche Blume dem chinesischen Haushalt; wo sie nicht wär, da würde der Ehe der Segen fehlen. Erst in zweiter Linie kommt die Blume als Haarschmuck in Betracht; aber auch hier sehr gründlich. Die chinesische Dame kennt weder den Hut, noch die Haube, noch den Schleier: dieß Alles ersetzt ihr die künstliche Blume. Der Kopf der Chinesin comme il faut gleicht daher einem Blumenparterre, nein, einem ganzen Garten mit Blättern, Blüthen, grünen Käfern und goldenen Schmetterlingen, so daß man bei ihr buchstäblich den Wald nicht vor Bäumen sieht. Man betrachte die chinesische Dame, wie sie hier nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit der Figur und — wie soll ich sagen — melancholischer Anmuth der Gesichtszüge auf den zahlreich ausgestellten Bildern, in den Schnitzwerken, auf Vasen und Broncen erscheint, und überall wird man die künstliche Blume entdecken. Alte verrunzelte Weiber und junge Schönheiten, die Reichen und die Armen, die Damen in der Stadt und die Frauen auf dem Lande — sie alle tragen die künstliche Blume. Sie tragen sie im Haus und auf der Straße, beim Kartenspiel und bei der Arbeit — sie tragen sie Morgens früh und Abends spät und sie tragen sie auch des Nachts. Denn diese Frisur herzustellen, ist ein gar schwieriges Geschäft, und um sie daher nicht zu zerstören, schlafen die Damen mit allen Nelken und Lilien und Käfern und Vögeln im Haar — auf einer rothlackirten Holz- oder Lederrolle, welche sie unter den Hals legen. Einige dieser Ruhekissen sind gegenüber in dem Schrank für Holz- und Lederwaaren enthalten. Ich sage die strenge Wahrheit; wie oft sich die Löwinnen von China demnach im Laufe eines Jahres frisiren, will ich lieber nicht sagen, diejenigen, welche keine Blumen tragen dürfen, sind Wittwen unter 40 Jahren — das anmuthigste Compliment, welches man einer hübschen Frau machen kann! Betrachten wir uns nun das reizende Frauenbild, welches auf der 17. Tafel in der Overbeck'schen Abtheilung von dem Maler Tiao dargestellt ist und in folgenden Worten der chinesischen Inschrift erläutert wird: „Die Haarnadel schimmert, ihre seidenen Kleider duften; die Jade-Agraffe ihres Gürtels hat einen angenehmen Klang. Solche Frauen gehen immer in Sommerkleidern daher, sie betreten Blumen, ohne daß sie diese sehen; der Schatten der Weiden vergeht, wenn diese Jungfrauen darauf gehen; der Ostwind weht kühlend ihr Antlitz an, weil er sie so lieb hat." (Special-Catalog der chinesischen Ausstellung, III. Abtheilung, des Ritters v. Overbeck.)

Die sogenannten Neuntödter stehen von alten Zeiten her vielfach in dem Rufe, als ob sie wegen ausschließlichen Insectenfressens unbestreitbar nützliche Vögel wären. In ähnlicher Weise wie der Storch haben sie sich einen guten Namen zu verschaffen gewußt, gerade wie umgekehrt der Fuchs hauptsächlich von Gänsebraten leben soll. Andauernde Beobachtungen tüchtiger Forscher haben aber die Nützlichkeit der Würger mindestens stark in Zweifel gesetzt, und diese berichtigenden Anschauungen in weiteren Kreisen verbreiten zu helfen, ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen. Die Würger bilden nach Körperbau und Lebensweise das Bindeglied zwischen den Raub- und Singvögeln; sie sind raubende Singvögel, oder vielleicht noch besser singende Raubvögel. Bei uns leben für gewöhnlich vier Arten derselben, welche nicht schwer zu unterscheiden sind: 1) der große Würger (Lanius excubitor) ist auf dem Rücken hell aschgrau, unten schmutzig weiß, Stirn weißlich, Flügel schwarz mit weißen Flecken, Schwanz schwarz mit weißer Einfassung. Länge 10¹/₄ Zoll. Weil er mit seinem langen Schwanze oft schlägt wie eine Elster, hat er auch den Beinamen Kriekelster; 2) der kleine oder schwarzstirnige Würger (Lanius minor) hat auch einen aschgrauen Oberleib, ist aber leicht kenntlich an der matt rosenrothen Brust und der schwarzen Stirn; 3) der rothköpfige Würger (L. rufus) ist kenntlich an dem rosenrothen Hinterkopf und Nacken; 4) der rothrückige Würger (L. collario kennzeichnet sich durch aschgrauen Oberkopf und braunrothen Rücken mit schwach rosenrother Brust, das Weibchen und der junge Vogel haben braungraue Wellenlinien auf der Brust. Alle diese Würger sind hübsche Vögel, welche ihr Gefieder in musterhafter Ordnung tragen, auch nicht übel singen, indem sie den Gesang der verschiedenartigen Vögel nachahmen; eben so ist richtig, daß die Würger vielerlei Käfer und andere Insecten verzehren, der große Würger außerdem auch kleine Kreuzottern und Mäuse verspeist, wovon man sich leicht überzeugen kann, da diese Vögel die Gewohnheit haben, ihre Beute an Dornen aufzuspießen. Leider aber schädigen uns die Neuntödter in anderer Hinsicht auf empfindliche Weise, indem sie die Vertilger sehr vieler junger nützlicher Vögel sind: theils holen sie dieselben aus den Nestern, theils fangen sie die eben ausgeflogenen Thierchen. Der Schaden, welchen sie uns durch diese Verminderung der Insectenfresser bereiten, ist ein so bedeutender, daß selbst Thierfreunde wie Brehm und Lenz, eben weil sie zu gleicher Zeit gewissenhafte Beobachter sind, nicht umhin können, im Interesse der Fliegenschnäpper, Rothschwänzchen, Nachtigallen, Laubvögelchen 2c. anzurathen, daß man die Würger so viel wie möglich vertilgen möge. Nach meinen mehrjährigen Beobachtungen, namentlich auf den Gartengrundstücken meiner landwirthschaftlichen Lehranstalt, muß ich mich diesem Verdammungsurtheil durchaus anschließen. Wo die Würger in Thätigkeit sind, haben jene nützlichen Sänger, sobald ihre Jungen einiger Maßen ausgereift werden, keine ruhige Stunde mehr, namentlich diejenigen Arten, deren Jungen beim Füttern sich durch Schreien bemerklich machen. Hat aber ein Würger aus einem Neste erst ein Junges geholt, so ruht er nicht eher, bis er die übrigen nach einander auch fortgeschleppt hat. Mit welcher Unverschämtheit speciell der rothrückige Würger dabei zu Werke geht, möge folgendes Beispiel zeigen: In einer an meinem Wohnhause befindlichen Veranda nistet seit einigen Jahren ein Paar grauer Fliegenschnäpper, bisher mit Erfolg auf den Schutz der Hausbewohner rechnend. Vor einigen Tagen beobachtete ich, daß ein Würger neben dem Fliegenschnäpperneft sitzt, während die alten Vögel ihn ängstlich umflattern. Da er sich durch Klopfen an den Scheiben der Glasthür nicht verscheuchen läßt, eile ich hinaus, um ihn zu verjagen. Kaum 10 Minuten später, während ich in fast unmittelbarer Nähe des Nestes stand, war der Würger wieder da, um einen zweiten Raubversuch zu machen. Die Folge dieser fortwährenden Beängstigungen war, daß die jungen Vögel zu früh das Nest verließen, und habe ich beobachtet, daß wenigstens einer derselben am anderen Tage doch ein Opfer des Würgers wurde, muß aber fast fürchten, daß er sie alle abgefangen hat. Die Nester der Vögel sind verhältnißmäßig groß, aber inwendig sehr sauber und hübsch gebaut; man findet dieselben nicht schwer in dichten Dornenbüschen, Stachelbeerbüschen, wilden Obstbäumen, das Nest des Rothkopfes auch auf den Zweigen höherer Bäume. Die Eier haben meistens kranzförmig geordnete Flecken, da, wo der Umfang des Eies am größten ist. Landwirthschaftliche Lehranstalt in Hildesheim. E. Michelsen, Director.

---

*Räthsel.

Ein traurig Zeitwort, das unser Loos
Uns verkündet im dunklen Erdenschooß.
Betone die zweite Silbe, sofort
Bezeichnet Dir immer Neues das Wort.
Und wenn es veraltet, schnell ist's wieder neu,
Ob seine Gestalt auch verändert sei.
Und ist's oft närrisch und sinnlos genug —
Ihm gar nicht zu huldigen wäre nicht klug. -r.

Auflösung der Charade in Nr. 79:
Maßliebchen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 81. Speyer, Samstag, den 12. Juli 1873.

* Mein Begleiter.

Fand einen alten Gesellen,
Ging ich das Ufer entlang;
Vieles plaudert' er keck
Ueber der Dinge Gang.

Hatte die Menschen gesehen
Wie sie waren und sind,
Mächtigen Kriegern gedienet,
Sehnende Frauen gewinnt.

Was der Alte erzählte,
Klang mir wie Märchen hold:
Sagt', er habe geborgen
Altes, uredles Gold.

Wußte vom hürnenen Siegfried,
Wie von des Lützow Jagd —
Rühmt' sich, im neulichen Kriege
Sei er gestanden zur Wacht.

Sah ich die wallenden Locken,
Sah ich das Auge so klar,
Dacht' ich: ein wackerer Deutscher
Ist mein Gesell' fürwahr!

Und ich frug ihn verfänglich
Auch um die heimische Traut —
Stolz aufwallt' er: „Das deutsche
Lied ist des Rheines Braut!"

Claus Einstedel.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker**.

(Fortsetzung.)

Herman fühlte das wohl heraus und verschloß seinen Gram darüber still in der Brust. Aber dort zehrte der Schmerz um so verheerender an seiner frühern Lebenslust. Seine Gedanken weilten ja noch immer nur bei ihr, die schon jetzt für alle Andern vergessen war. Im Geheimen hatte er eifrige Nachforschungen über das Schicksal des armen Thurmkätherleins anstellen lassen, hatte aber nichts Weiteres vernehmen können, als daß der mit Recht entrüstete Freiherr von Hadstadt, dem Herlisheim gehörte und dem dort von den Schlettstädtern eine feste Burg zerstört worden war, den alten Sträuchlin seines Amtes entsetzt und ihn einstweilen zur strengen Untersuchung seines Verhaltens eingezogen habe, während das Kätherlein zur Abbüßung ihrer Sünden und zur Strafe für ihren Verrath in ein Kloster gesperrt worden sei, dessen Clausur eine harte Haft über sie verhängt.

Unter welchen Quälereien mochten da in des armen Mägdleins Brust noch die Gewissensbisse und der Schmerz über den Undank der Menschen, besonders desjenigen erwachen, für welchen ihre Liebe zur Verrätherin an ihrem eigenen Vater und ihrem Landesherrn geworden! Herman Schwarz versenkte sich tief und tiefer in diese Vorstellungen und erinnerte sich mit nagenden Selbstvorwürfen und stets von Neuem aufsteigendem Zorne der Mißhandlung des alten Thorwarts vor den Augen seiner Tochter. Er erinnerte sich der Verzweiflung derselben, als sie sich so im Vertrauen auf das Wort des Geliebten getäuscht sah; aber er erinnerte sich auch seines eigenen Gelöbnisses, jene Mißachtung seines ausdrücklichen Befehls zu rächen. Herman hatte nicht versäumt, vor Conrad Lang und dem Rath der Stadt auf Bestrafung der Schuldigen zu dringen, unter welchen sich auch sein Mitgeselle, der Mülhäuser Wenzel befand. Aber man konnte sich zu einer Strafe nicht entschließen, wo der Drang des Augenblicks mit Nothwendigkeit verlangt hatte, jedes Hemmniß, jeden Widerstand alsbald zu beseitigen.

Dieser Ausgang seiner Klage trieb den Stachel in seinem Herzen nur noch tiefer ein. Es milderte seinen Schmerz in Nichts, als der hohe Magistrat der Stadt selbst, gleichsam um ihm eine Ehre und besondere vertrauensvolle Huld zu beweisen, von seiner Hand ein Faß wünschte, welches das kunstreichste werden sollte, das in Schlettstadt je gefertigt worden. Was sollte ihm das? Es konnten ihn solche und ähnliche gelegentliche Auszeichnungen nur erbittern. Und als unter den Handwerksgenossen verlautete, man wollte den nächsten Zunfttag zu einem Ehrentage für Herman Schwarz machen, der schon so viel zum Ruhm der Schlettstädter Küfer beigetragen, da beschloß er bei sich selbst, an diesem Tage in der Trinkstube der Zunft gar nicht zu erscheinen.

Er machte an dem betreffenden Abend auch gar keine Anstalten, mit den Gesellen seines Vaters zur Herberge zu gehen, und saß noch daheim in der

Werkstatt, als längst der dicke Caspar und der Mülhäuser Wenzel, mit welchem er selbst seit der Herlisheimer Geschichte kein Wort mehr gesprochen hatte, sich auf den Weg nach der Zunftstube gemacht hatten. Auch der lange Kunz und der Martin waren zu dem Gange dahin bereit und nicht wenig verwundert, daß Herman gar nicht daran zu denken schien, mitzukommen, ja auf ihre Aufforderung hin geradezu erklärte, daß er daheim bleibe, sie möchten nur gehen und nicht auf ihn warten. All ihr Zureden schien nichts fruchten zu wollen, bis der lange Kunz davon sprach, daß heute ein Zunftbruder aus Straßburg eingewandert sei und in der Herberge Viel und Genaues über den Wasselnheimer Krieg gegen Walther von Dahn zu berichten wisse, da er den Zug nach Wasselnheim selbst mitgemacht habe.

Dieser Wasselnheimer Krieg und sein Ausgang machte nämlich damals im Unterlande eben so viel Aufsehen, als der glückliche Zug der Schlettstadter nach Herlisheim im Oberlande gemacht hatte, und er war insofern von größerer Bedeutung, als hinter dem Walther von Dahn mehrere der mächtigsten Herren und Grafen des Westrichs, verschiedene Reichsfürsten, besonders aber Bischof Ruprecht von Straßburg selbst, gegen die große Reichsstadt am Rhein standen. Nun verlautete damals so viel Widerspruchvolles über den Wasselnheimer Zug der Straßburger, daß die Aussicht, von einem Theilnehmer etwas Sicheres erfahren zu können, auch für Herman Schwarz in seiner damaligen Stimmung Verlockendes genug hatte. Der fremde Geselle setzte vielleicht morgen seine Wanderung wieder fort, und die Gelegenheit, ihn zu hören, war dann unwiderruflich versäumt. Das gab den Ausschlag und beschwichtigte Hermans Bedenken und Widerwillen gegen den Besuch der Zunftstube. So entschloß sich der Sohn des Meisters Schwarz, die beiden treuen Mitgesellen zu ihrer großen Freude zu begleiten.

Die Trinkstube der Küferherberge zu Schlettstadt war damals eine lange Halle mit getäfelten Wänden, an welchen allerhand zierliche Schnitzereien angebracht und feingearbeitete Becher und Humpen in Gestalt von Fäßlein aufgestellt waren, deren blanker Messingbeschlag wie Reife von lauterm Gold glänzte. Daneben standen silberne Pokale als werthe Gewinnste der Zunft in siegreichen Preisspielen. Auch Reh- und Hirschgeweihe waren angebracht, an welchen nur die angeseheneren Gäste, die Handwerksmeister und älteren Gesellen ihre Hüte und Mäntel aufzuhängen pflegten.

Da saß nun an langen Tischen die Handwerksgenossenschaft, heute fast vollzählig. Als man nun lange vergeblich auf den gewartet hatte, dem der Abend eigentlich zumeist gelten sollte, alle Muthmaßungen über sein Ausbleiben erschöpft waren, rief endlich Wenzel von Mülhausen dem Altgesellen zu, daß es Zeit sein dürfte, das Hin- und Herreden darüber fallen zu lassen, da es doch zu keinem Ziele führe, die Lade endlich zu öffnen und den Zunftabend nach altherkömmlicher Weise einzuleiten.

„Der noch fehlt, weiß ja, daß wir hier sind“, sprach der Wenzel. Kommt er nicht, so will er nicht kommen und das ist ja allweg seine Art, sich über Handwerksgebrauch und Zunftgebot hinwegzusetzen, seinen Willen über die Meinung der Genossenschaft zu stellen und nach eigenem Kopfe zu handeln. Thut also nach Handwerksgewohnheit, was geschehen muß, damit wir hier vor dem zugereisten Bruder nicht übel bestehen!“

„Ich weiß nicht, was hier Brauch ist“, nahm jetzt der fremde Küfer mundfertig und offenen Blicks das Wort auf, indem er sich etwas von seinem Sitze erhob und dann wieder niederließ. „Aber mit Gunst, Meister und Gesellen, wo ich hier reden darf, wollt' ich doch meine Meinung ehrlich sagen.“

„Sag' immer her!“ riefen mehrere ältere Meister.

„So will ich denn bescheidentlich anmelden, daß ich hierher gekommen, vornehmlich, um Herman Schwarz zu sehen und zu grüßen, wie man mir aufgetragen hat, da ich von Straßburg wegzog. Und weil ich morgen wieder meinen Fuß weiter setze und hier nicht nach Arbeit umschaue, so würde es mir leid sein, daß ich in Schlettstadt gewesen und den Herman Schwarz nicht gesehen habe.“

„Ist der Schwarz ein Wahrzeichen von Schlettstadt, so ist es jedenfalls ein wunderliches“, meinte jetzt Wenzel, der zumeist das große Wort führte, wenn sein Nebenbuhler nicht zugegen war. „Immerhin, die Zeit verstreicht und wir kommen nicht zur Auflage. Altgeselle thu', was Deines Amtes ist.“

„Ja, heb' an! Oeffne die Lade!“ stimmten etliche der Umsitzenden zu.

„So mit Gunst, Meister und Gesellen“, nahm jetzt der Altgeselle das Wort, indem er sich erhob, so daß das Summen und Murmeln in der Stube verstummte. „Es ist hier Handwerksgewohnheit, daß man alle vierzehn Tage auf die Herberge geht und seinen Wochenpfennig auflegt. Also mit Gunst aller Gesellen, legt auf nach Handwerksbrauch. Die Lade ist offen! Ein Jeder lege Geld vor sich. Man hat gute Wissenschaft, daß man in keiner Gesellenlade bös Geld nimmt. Der Sträuchlin von Herlisheim that's auch nicht.“

Während in Erinnerung an einen bekannten Vorgang Alles lachte, thaten die älteren Gesellen, wie geheißen; die jüngeren dagegen standen auf, traten ehrbar vor den Tisch und legten ihren Groschen hin. So trat auch der fremde Geselle vor, worauf jedoch der Altgeselle, dessen Geldstück entgegen nehmend, um es ihm wieder zurück zu stellen, nochmals das Wort ergriff und sprach:

„So mit Gunst! Gesellschaft, es ist allhier und anderwärts Handwerksbrauch, daß nur auflegt, wer in Arbeit steht, daß man aber Jeden, der auflegen will, fragt, wo er sein Handwerk gelernt hat. Ich bin auch gefragt worden um das meine, so frage ich Dich um das Deine. Wo hast Du gelernt?“

„Zu Türkheim im heiligen römischen Reich.“

„Zu Türkheim im Oberlande und kommst eben

aus dem Unterland? Gut. Hast Du auch einen ehrlichen Lehrmeister gehabt?"

„Ja, ich weiß nicht anders. War's doch mein eigener Vater."

„Hast Du Deine Lehrjahre ausgestanden, wie einem ehrlichen Lehrjungen zusteht?"

„Ja, ich weiß nicht anders."

„Bist Du des Handwerks auch ehrlich geschliffen?"

„Ja, ich weiß nicht anders."

„Wer ist Dein Schleifpfaffe gewesen?"

„Claus Berler, ein ehrlicher Geselle von Türkheim."

Auf die weitere Frage, was für Meister und Gesellen dabei gewesen seien, nannte der wandernde Küfer einige Meister von Türkheim, welche dem Namen nach auch zu Schlettstadt bekannt waren, dann die Namen einiger Gesellen und hierauf fragte der Altgeselle:

„Und nun, was ließ Dir Dein Schleifpfaffe zu guter Letzt?"

„Seinen und meinen ehrlichen Namen, ein gutes Glas Wein und eine gute Haarbüsche!" war die Antwort, worauf der Altgeselle sich mit den Worten befriedigt erklärte:

„Gesellschaft, wenn dem so ist, so werden Dir Meister und Gesellen Glauben geben. Setz' Dich also nieder und sprich fein mit Gunst."

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von J. G. Kohl. *)

Dienstleistungen bei Tisch.

Reizend sind die kleinen Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten, zu denen gemeinsame Mahlzeiten Veranlassung geben.

Wenn die Ehegatten, die beide — Mann und Frau — den Tag über so verschiedenen, sie trennenden Geschäften nachgehen müssen, sonst nichts miteinander theilen, so halten sie doch fest darauf, daß sie sich bei Tische mit den Ihrigen zusammenfinden, wohin sie Alle ein gleiches Bedürfniß ruft. Da erweisen sie sich denn gegenseitig jene kleinen Liebesdienste, welche der Lust, sich einander Freude zu bereiten und das Beste auszuwählen, entspringen. Und die Art und Weise, wie das Essen mit seinen Aufmerksamkeiten verläuft, trägt nicht wenig zum häuslichen Lebensglück bei. Die Familiendiners können dann im besten Sinne des Wortes „Liebesmahle" werden.

Nicht blos Gefälligkeiten, sondern auch einige Beschäftigungen sind bei Tische wünschenswerth. „Ein kleines Geschäft, welches die Aufmerksamkeit nicht völlig absorbirt", sagt mit Rücksicht auf diesen Punkt ein französischer Autor, „würzte die Unterhaltung". Es ist daher auch nicht übel, wenn in der Küche nicht Alles ganz fertig gemacht wird und der Koch den Gästen noch etwas zu thun und nachzuhelfen übrig läßt. Er muß deßwegen — freilich auch aus anderen Gründen — nicht zu viel Salz, oder Pfeffer, oder Essig, oder Zucker 2c. an die Speisen thun, damit man der hübschen Nachbarin die silbernen oder krystallenen Büchschen, die diese Dinge enthalten, reichen und ihr eine kleine Artigkeit dazu sagen könne.

Manche Gerichte, wie z. B. Salat oder der Absud von dem aromatischen chinesischen Kraute werden deßhalb — freilich auch aus anderen Gründen — bei Tische selbst, vor den Augen der Gäste zubereitet. Diese sehen dem geschickten Salatmischer, oder der graziösen und überlegsamen Theeschenkin gern und erwartungsvoll zu, stehen ihnen zuweilen auch mit Rath und That bei.

In England hat man diese Tischdienste, die so hübsche kleine Intermezzos zwischen den Tischgesprächen veranlassen, geflissentlich vermehrt. Dort überläßt man viele Tischgeschäfte, die anderswo die zahlreichen Lakaien verrichten, den tafelnden Rittern, z. B. namentlich das Tranchiren des Geflügels und anderer Gerichte, und die englischen Damen setzen voraus, daß jeder Nachbar, den sie artig und im Voraus dankbar darum bitten, ihnen ihre Lieblingsstücke von dem bezeichneten Braten geschickt herunter zu holen verstehe. »Have you any choice?« („Wünschen Sie ein besonderes Stück?") fragt er, und sie spricht: „Ich würde Ihnen dankbar sein für ein Stück vom linken Flügel von jenem Kapaun dort." Wehe dem Nicht-Engländer, der das nicht prompt und ohne Säbelei auszuführen versteht!

Auch die Becher und Weingläser werden in England nicht immer von fremder Hand gefüllt herumgegeben, wie wohl in andern Ländern. Man überläßt es häufiger den Gästen selbst, wie die deutschen Kurfürsten in Frankfurt bei der Kaiserkrönung die Mundschenken zu spielen und den Damen oder Freunden „frischen Lebensmuth" in's Glas zu thun, zum Theil auch deßwegen, weil man dort meistens überhaupt nicht so viel lästige Dienerschaft hat und liebt, wie z. B. in Rußland, Ungarn oder anderswo. — Auch nicken sich in England die fern von einander sitzenden „Mundschenken", welche durch Zwiegespräche nicht in freundschaftlichen Austausch treten können, gegenseitig zu und fordern sich durch Gesten auf, miteinander wenigstens ein gemeinsames Glas Wein zu trinken und durch gleichzeitigen Genuß von Weitem in schmackhaften Verkehr zu kommen.

Im Innern von Frankreich bemerkte ich es wohl bei großen Familienmahlzeiten, daß der guten alten Großmutter, die bei Tische präsidirte, ein besonders für sie bereitetes, köstliches Gericht, entweder ihre Lieblingskost, oder ein zarterer und verdaulicherer Gegenstand servirt wird. Dieselbe wird ihr in silberner Schüssel auf einer Spiritusflamme zur Seite gestellt, damit sie lange warm bleibe, während die Anderen alle die vielen Gänge, an denen die alte, nur langsam speisende Dame nicht Theil nehmen kann, nicht unbe-

*) „Salon".

nutzt an sich vorübergehen lassen. Doch auch diese gefeierte, gute, französische Großmutter will nicht Alles egoistisch für sich allein haben. Sie gedenkt auch der Uebrigen und theilt ihnen mit. Sie legt ein Portiönchen von der ihr zugedachten Delicatesse auf einen Teller, versieht es mit Sauce, Gewürz und dem sonst Nöthigen und sendet es mit freundlichem Gruße einem Gaste am andern Ende der Tafel, den sie ehren will, oder von dem sie vermuthet, daß er vielleicht auch schon wie sie selber anfängt, zartere (beißbarere) Kost zu lieben.

Dies Alles und vieles dem Aehnliche sind lauter kleine Samariterdienste, die nur eine weitere und raffinirende Ausspinnung des Gedankens sind, welcher allen Gastmählern zu Grunde liegt, nämlich der schönen Absicht, liebe Mitmenschen gastfreundlich aufzunehmen und die Hungrigen und Durstigen zu laben. (Forts. f.)

Miscellen.

Köln, 23. Juli. Das „Köln. Domblatt" berichtet: Die neu zu gießende Kaiserglocke erhält einen Durchmesser von 3,44 Metern, im Schlagringe gemessen, bei einer Gesammthöhe von 3,24 Metern einschließlich der Krone, und das Gewicht ohne Klöppel ist zu 25,000 Kilogramm berechnet. Der aus weichem Schmiedeeisen zu fertigende Klöppel wiegt ungefähr 700 Kilogramm. Die gemäß Vereinbarung zwischen dem hochwürdigen Metropolitan-Domcapitel und dem Central-Dombau-Verein zu Köln in Aussicht genommenen Glockeninschriften und Ornamente sollen aus einer lateinischen, die Geschichte des Gusses und den Ursprung der Glocke bebezeichnenden Lapidarinschrift bestehen, während dem auf der Glocke anzubringenden Patronsbilde des Apostels Petrus lateinische Verse, auf die religiöse Bedeutung der Glocke bezüglich, beizufügen sind. Ueber dem die größte Glocke Deutschlands schmückenden deutschen Reichswappen werden die nachstehend bezeichneten deutschen Verse anzubringen sein:

Die Kaiserglocke heiß' ich,
Des Kaisers Ehren preis' ich;
Auf heil'ger Warte steh' ich,
Dem Deutschen Reich ersleh' ich,
Daß Fried' und Wehr'
Ihm Gott bescheer'!

Da die Reise des Schahs die Aufmerksamkeit Europa's etwas mehr auf Persien gelenkt hat, dürfte es von Interesse sein, etwas Näheres über den am 2. Juni erfolgten Tod der Mutter des Schahs zu hören. Der „Times" wird darüber geschrieben: Die verstorbene Königin ist seit einiger Zeit bereits krank gewesen, und noch bevor ihr Sohn, der Schah, nach Europa reiste, wurde ihre Genesung bezweifelt. Die Liebe des Schahs zu seiner Mutter war eine für den Orient ganz außerordentliche. Der Schah genoß keinerlei Nahrung, es sei denn, daß sie im Hause seiner Mutter zubereitet war und ihr Privatsiegel trug. Telegramme zeigten an allen persischen Stationen den Tod der Königin an, und in den größeren Städten stockte alles Geschäft. Vorläufig ruht die kgl. Leiche in der Moschee des Schah, wird aber wohl, wenn Nasr-ed-dins zurückkehrt, mit großen Feierlichkeiten nach Nedjif oder Quoum gebracht werden. Die Verstorbene soll den Wunsch geäußert haben, an dem erstgenannten Orte beigesetzt zu werden, wo der große Imaum Ali, der Vater Hoseins, Haupt der Schahiecte, zu welcher die ganze persische Nation sich bekennt, begraben liegt. Große Volksmassen haben sich zum Vicekönig, dem jüngsten Sohne des Schahs begeben, um ihr Beileid über das traurige Ereigniß zu bezeigen.

Ueber ein dem Weinstock schädliches Insect schreibt Dr. A. Blankenhorn in der Weinzeitung: „In den letzten Wochen zeigt sich in manchen Weinbergen Badens und der bayerischen Pfalz einer der gefährlichsten Feinde der Rebe, der sogenannte Springwurmwickler, die Raupe von Tortrix pillerlana oder Pyralis vitana; derselbe tritt namentlich in der Pfalz zerstörend auf, und glaube ich deßhalb alle Weinbergsbesitzer auf ihn aufmerksam machen zu müssen, damit sie die nöthigen Mittel zu seiner Bekämpfung anwenden. Die Raupe ist sehr leicht von derjenigen, die man mit dem Namen Heuwurm oder Sauerwurm bezeichnet, zu unterscheiden, sie ist grün mit schwarzem Kopf, gewöhnlich 20 Millimeter, manchmal aber auch bis 30 Millimeter lang und dadurch charakterisirt, daß sie mehrere Rebblätter zusammenspinnt, um sich in denselben zu verpuppen; sehr oft schließt sie auch die jungen Träubchen in dieses Gespinnst ein, wodurch dieselben in ihrer Entwicklung gehemmt und förmlich erstickt werden. Hier sei bemerkt, daß die Verheerungen, die dieses Insect in den französischen Weinbergen schon angerichtet hat, so kolossale sind, daß man z. B. allein den durch dasselbe angerichteten Schaden in zwei Departements im Laufe von 10 Jahren auf über 34 Millionen Franken anschlägt. Die Raupe erscheint gewöhnlich von Mitte Mai bis Mitte Juni, verpuppt sich dann und gegen Mitte Juli schlüpft der Schmetterling aus, der ungefähr die doppelte Größe derjenigen des Sauerwurms hat, demselben aber in Farbe und Lebensweise sonst ganz ähnlich ist. Unter den vielen Mitteln, die zur Bekämpfung dieses gefährlichen Feindes der Rebe vorgeschlagen wurden, empfehlen wir hauptsächlich das Ablesen der Raupen und vor Allem die Vertilgung des Schmetterlings. Letztere muß während der Flugzeit desselben geschehen, die 3—4 Tage nach dem Ausschlüpfen am lebhaftesten ist und nur kurze Zeit dauert. Den meisten Erfolg haben bei Einbruch der Nacht angezündete Feuer, die jedoch nur mit ganz dürrem Holze unterhalten werden müssen, um möglichst wenig Rauch zu erzeugen. Noch mehr wird ein Verfahren empfohlen, das in Frankreich, wo dieses Insect bereits seit Jahren die Reben verheert, schon vielfach angewendet wurde und ausgezeichnete Resultate ergab. Man nimmt dort nämlich eine beliebige Anzahl Teller, in die man Oel gießt, und stellt in die Mitte derselben ein Licht von 8—10 Centimeter Höhe. Diese Teller werden in gewisser Entfernung von einander in den Weinbergen aufgestellt. Bei Einbruch der Nacht werden die Lichter angezündet, die Schmetterlinge, dadurch herbeigelockt, gerathen in das Oel und gehen zu Grunde. Man hat berechnet, daß bei diesem Verfahren durch eine Anzahl von Tellern 360,000 Insecten in einer Nacht unschädlich gemacht wurden. Selbstverständlich können diese Mittel nur dann helfen, wenn sie von den Beschädigten gemeinsam angewendet werden, so daß nicht etwa ein Weinbergsbesitzer Mittel zur Vertilgung anwendet, während die Nachbarn nichts dafür thun. Sollten derartige Mittel angewendet werden, so bitte ich, mir seiner Zeit Bericht über die dadurch erzielten Resultate zuzusenden."

Räthsel.

Mein Erstes ist oft neu, oft nicht,
Doch immer fleckig im Gesicht.
Es schützt den Wandrer vor Gefahren
Und altert nimmer mit den Jahren.

Beim Zweiten bleibe niemals stehn,
Es täuscht Dich oft und wär's auch schön;
Ein Gaukelbild ist's ohne Wesen,
Wird öfter vom Papier verlesen.

Das Ganze ist gespenstig bleich
Und ruht auf allen Dingen gleich,
Sogar auf manchem Lockenscheitel,
Denn Schönheit ist auf Erden eitel.

Auflösung des Räthsels in No. 80:
Modern.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 82. Speyer, Dienstag, den 15. Juli 1873.

Mutterschmerz.

Leer ist Dein Bett, mein Knabe,
Den so geliebt ich habe.
Ach, nun in kalter Truh'
Schläfst Du die ew'ge Ruh'!

Wie klang mir beim Erwachen
So lieblich sonst Dein Lachen!
Wie glänzte mir Dein Blick,
Verklärend mein Geschick!

Wie lauscht' ich manche Stunde
Dem kleinen Schelmenmunde, —
Wie wonniglich und traut
Klang mir sein Schmeichellaut!

Der Dich und mich vergessen,
Ihn liebt' ich unermessen,
Der Alles mir versprach,
Und Alles — Alles brach.

Doch Du, mein All und Eines,
Mein Kind, mein engelreines,
Du riefst mir Traum und Glück
Vergang'ner Zeit zurück.

Wer von der Stirn, der bleichen,
Wird jetzt die Falten streichen?
Wer küßt die Thräne fort
Um ein gebrochnes Wort?

Wer streckt zum Abendsegen
Die Händchen mir entgegen?
Wie gern in stiller Nacht
Hielt ich bei Dir noch Wacht!

Leer ist Dein Bett, mein Knabe,
Den so geliebt ich habe,
Du schläfst in Grabesruh';
O, schlief' auch ich wie Du!

Wilhelm Buchholz.

---

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Der fremde Küfer suchte seinen Platz wieder auf und ließ sich einen Becher Wein geben, indem er sich mit seinen Nachbarn in ein Gespräch einließ, bis ihm einer der Meister zurief:

„Wir kennen Deinen Vater wohl, Peter Stützel von Türkheim. Er ist ein wohlangesehener Mann, der alle seine Fässer mit eigenem Wein füllen kann. Und Türkheimer Brand ist der beste im Land!"

„Neben dem zu Thann im Rangen und zu Gebweiler in der Wannen!" fügte Peter Stützel hinzu. „Ich wollt', mein Vater wüßt', daß ich heut' hier weile. Er hätte ein Fäßlein hergesandt! Aber ich stand seit einem halben Jahr in Straßburg —"

„Ei, so rede vom Wasselnheimer Krieg, wenn Du dabei gewesen! Wir sind alle begierig zu hören."

„Ob ich dabei gewesen? Ich bin dabei gewesen!" erwiderte der auf der Heimreise begriffene, wandernde Geselle.

„Nun, wie war's doch? Fang' nur fein von vorn an."

Der Geselle trank, wischte sich die Lippen, sah mit frischer, freier Geberde um sich und fing an:

„Ihr möget wissen, daß der Walther von Dahn, derselbe, der damals zu Colmar, wo wir die Edelleute so derb zerdroschen —"

„Ah, Du warst auch dabei?"

„Will's meinen. Wo ist der Peter Stützel nicht, wenn's lustig hergeht und Schläge für die Junker absetzt! Also, derselbige Walther von Dahn hatte mit seinem Bruder Götz Burg Wasselnheim im Kronthal inne, ein gar festes Schloß, von wo aus er sich mehrfach an dem Eigenthum der Straßburger vergriff und auf alle Mahnung nur Hohn und Spott hatte."

„Ist denn die Geschichte mit dem Quando des Ammeisters wahr?"

„Ja wohl! Als es ruchbar ward, wie er unserm Ammeister spöttisch begegnet war, da ergrimmten die Zünfte und warfen ihre Banner auf. Wir brachen Burg Nideck im Breuschthal und zogen auch gen Wasselnheim, mußten aber zweimal unverrichteter Sache umkehren. Denn der wilde Junker, der Walther von Dahn selbst war von den Bergen herab über unsere Vorhut gekommen und hatte sie niedergeritten. Das Glück stand nicht so bei uns, wie bei Euch vor Herlisheim."

„Nun, der Walther von Dahn ist auch ein anderer Mann, als der alte Weinschlauch, der jetzt im Herlin hockt", warf hier Wenzel ein.

„Und Wasselnheim", entgegnete Peter Stützel,

„Wasselnheim ist ohnegleichen im Lande, ein Wasserschloß mit festen Thürmen und tiefen, breiten Gräben. Man hielt dafür, es sei überhaupt nicht zu nehmen. Auch fehlte uns ein Herman Schwarz, der —"

„Der den Thorwart wieder aus dem Graben zog", fiel Wenzel hämisch ein, so daß ein lautes Gelächter aufschlug, während Andere ihre Aufmerksamkeit nach der Thüre richteten, zu welcher eben der lange Kunz und Martin mit ihres Meisters Sohn eingetreten waren.

Mit frohem Zuruf und dargereichtem Becher empfangen, lehnte Herman Schwarz den ihm angewiesenen Ehrenplatz am Meistertische ab und setzte sich mit seinen beiden Freunden an die untere Tischecke, wo man ihnen zusammenrückend Platz machte. Es war derselbe Tisch, an welchem auch Peter Stützel saß, der nun aufstand, um zu Herman Schwarz hinzutreten und ihm die Hand zu reichen.

„Manch' schönen Gruß hab' ich zu bringen, Bruder Küfer, von den Handwerksgenossen zu Straßburg", sagte er. „Sie alle rühmen Dich und sind voll Deines Lobs, Herman Schwarz; wolltest Du Dich nur auch meiner noch erinnern."

„Waren wir nicht mit einander beim Colmarer Fest?" fragte Herman Schwarz zurück.

„Freilich, 's ist ja des Peter Stützel!" sprach jetzt der lange Kunz, indem er auch seine braune Tatze herlangte. „Der Peter Stützel von Türkheim, der die tollen Junker von der Schenke her so weidlich empfing."

„Ei, so ist mir's zu Muth, daß ich die Hand fasse, die damals den Schlägel so trefflich führte?"

„Ja, mein lieber Gesell'", antwortete Kunz, „'s ist eine grobe, aber ehrliche Faust und schlägt immer gern auf den Fleck, wo's weh thut."

Dabei warf er einen flüchtigen Blick nach dem Wenzel hinüber, welcher diesem bedeuten konnte, daß sein Witzwort von dem Eintretenden nicht überhört worden war. Herman Schwarz selbst that, als sähe er den Wenzel nicht, wie er es in diesen Wochen auch daheim gehalten hatte; zu Peter Stützel aber sprach er:

„Mit Gunst, lieber Bruder, behalt' Deinen Platz und erzähle weiter vom Wasselnheimer Krieg, den die Straßburger Zünfte gegen Herren und Fürsten so glorreich geführt haben. Wir sind alle begierig, davon zu hören."

„Wir konnten uns lange eben keiner großen Thaten rühmen, mein guter Geselle", fuhr jetzt Peter Stützel fort. „Und als wir erst hörten, wie schnell ihr mit Herlisheim und dem Bastard von Lützelstein fertig geworden, da schämten wir uns in Straßburg gegenüber Schlettstadt. Da sagten Manche und auch Wilhelm Herter, der Dich von Colmar her kennt: „Wäre nur der Herman Schwarz hier!"

„Nicht also", wehrte Herman. „Ich that wenig dazu, nicht mehr, als ein anderer Mann."

„Ei, läugne nicht! Es war ein feines Stück mit den Pilgerinnen und führte alsbald zum Ziel."

„Aber nicht ich hab' es erdacht", antwortete jetzt Herman mit auffallendem Ernst. Nicht ich."

„Wer denn?"

„Das könnten Dir alle hier sagen, wenn sie nur wollten", erwiderte Herman Schwarz mit herbem und vorwurfsvollem Ausdruck, worüber die Augen der Umhersitzenden sich zu Boden senkten und Peter Stützel wohl merken konnte, daß hier etwas nicht in Ordnung war. „Gleichviel, lieber Bruder, erzähle uns doch weiter, wie ihr zu Straßburg mit dem von Dahn fertig geworden seid."

Peter Stützel fand es für nothwendig, vorauszuschicken, daß sein Vater wegen der Colmarer Geschichte, in welche der Sohn tief verwickelt gewesen, diesen für ein halbes Jahr nach Straßburg geschickt habe, um so ferneren Händeln mit den aufgeregten Edelleuten im Lande vorzubeugen.

„Da war ich aber vom Glas an's Faß gelangt", fuhr Peter Stützel in seinem Berichte fort. „Am Freitag vor Pfingsten, als eben Herr Heinz von Mülnheim mit den Söldnern der Stadt zu Marlenheim lag, um auf Wasselnheim zu achten, kam ein Brief von ihm, man möge noch 200 Armbrustschützen von Straßburg zusenden, weil die Feinde angreifen wollten. Alsbald sammelten sich fünfzehnhundert von den Handwerken unter ihren Bannern vor dem Münster und zogen hinaus. In Osthofen ward Mittag gehalten. Mit Essen und Trinken lagen wir bei schönem Wetter an den Häusern und Gärten umher. Ein großer Lindenbaum steht im Dorfe, da lagerten etliche junge Gesellen von den Küfern, Gärtnern, Bäckern und Metzgern. Ich lag mit dabei, da ein älterer Mann von den Unsrigen sprach: „Eßt und trinkt, junges Volk, und weil wir nun ernstlich an den Feind kommen, beißt nur auch so wacker zu, als jetzt!" — „Ei, das wollen wir!" — „Aber gebt nur Acht, daß euch dabei kein Knöchlein in den Hals geräth!" mahnte der Mann, indem er seine wuchtige Hellebarde lüpfte. Kaum hatte er ausgesprochen, so trat der Bannermeister herzu und kündigte an, daß man unserer in Marlenheim nicht mehr bedürfe, derhalben wir heimziehen sollten. Da ward das Volk gar ungeberdig und zornig, daß man wieder unverrichteter Dinge umkehren solle; alle guten Worte der Hauptleute halfen nichts, man redete freventlich gegen sie, als wollten sie den Wasselnheimern überhaupt nichts zu Leide thun, und die Metzger vor Allen schrieen: „Gen Wasselnheim! Gen Wasselnheim!" In solcher Noth kamen mehrere Rathsherren von Straßburg heraus nach Osthofen, um den Handwerkern zuzureden, daß sie heimzögen; diese aber wollten es nicht thun. Vor den Augen der Rathsherren liefen Etliche nach dem großen Stadtbanner, das an einen Zaun gelehnt stand, schwangen es hoch in die Lüfte, traten damit auf einen freien Platz und riefen: „Wer es mit Gott und der Stadt will haben, der trete zu uns!" Da traten sechshundert kühne Gesellen hinzu, ließen das Banner fliegen und zogen gen Wasselnheim. Inzwischen aber war neue Botschaft aus der Stadt angekommen, alte, bei den

Handwerkern hochangesehene Männer; die erinnerten und mahnten ernstlich an den Bürgereid. Als die Andern dennoch nicht umkehren wollten, es sei denn, man wolle Alles und Allen verzeihen, die wider die Hauptleute geredet hatten, so gelobte man es, und das half. Die Handwerker zogen heim, weil man ihnen versprochen, denen zu Wasselnheim einen Imbiß herzurichten, der um so heißer schmecken solle, je länger an ihm gekocht werde. Und wirklich zogen wir zehn Tage später mit starken Gewalthaufen vor das Münster, die Reiter vor die rothe Kirche und dann hinaus mit trefflichem Gezeug und Geschütz vor Wasselnheim. Wir schossen und warfen in das Schloß, daß die Thürme alle niederfielen. Aber zwischen der Schloßmauer und dem Graben standen rings um die Burg am Zwingolf zweiundzwanzig Schnecken oder Pfefferbüchsen, wie man solche runde Thürme nennt. Denen konnten wir nichts anhaben, dagegen sie um so mehr uns, denn der Feind schoß so weidlich daraus auf uns herüber, daß Viele den Tag zum letzten Mal sahen. Weil nun auch noch die Botschaft kam, die Freunde des von Dahn kämen uns mit 4000 Pferden in die Flanke, ward der Rückzug wieder unwillig angetreten. Herr Walther ließ aber höhnend nach Straßburg entbieten, wie den Handwerkern der Imbiß vor Wasselnheim bekommen sei? Er seinerseits habe sie nicht am nöthigen Pfeffer Mangel leiden lassen."

„Und welche Bewandtniß hatte es denn mit der Botschaft von den 4000 Feinden in der Flanke?" fragte Herman Schwarz.

„Die Botschaft war nicht falsch, — wir konnten von der Stadt völlig abgeschnitten werden", antwortete Peter Stützel. „Der Bischof von Straßburg und Schan von Vinstingen hatten ringsum in deutsche und wälsche Lande geschrieben, wer Ritter wollt' werden, sollt' kommen; alle Kosten des Kriegs gegen die Stadt Straßburg wolle der Bischof tragen und seinen Kriegsgenossen Städte und Burgen öffnen. Das konnt' er aber nicht halten, als das Kriegsvolk über die Zaberner Steig herunter in's Elsaß kam, viele Fürsten und Grafen aus dem Westrich und böse Knechte, die den Bauer peinigten und jetzt des Bischofs Dörfer selbst verbrannten. Der war nun in großer Noth, bei Feind und Freund verhaßt, — seine eigenen Brüder, die Veldenzer Pfalzgrafen, redeten übel von ihm und zogen endlich mit ihrem Kriegsvolk wieder aus dem Lande. Nun aber war auch der Tag für Wasselnheim gekommen. Meister Graseck, der Straßburger Werkmeister, zog uns mit seinen Büchsen nach, da wir mit achthundert Reitern und zahlreichem Fußvolk hinauseilten. Sein Wurfzeug schleuderte Koth und Steine mit Ketten in das Schloß, seine Mauerbrecher legten die Mauern nieder, und die untergrabenen runden Thürme fielen jetzt einer nach dem andern. Dazu donnerte das Straßburger Geschütz und krachten die Büchsen, — die „Meise" lockte, die „Rohräffin" brüllte, besonders aber legte der „Strauß" harte Eier an die Mauern der Burg, daß denen drinnen bald das Herz entfiel. Als sie das Schloß überlieferten, war Walther von Dahn entschlüpft. Sein Bruder Götz mußte schwören, des Schlosses wegen, das all' sein Vermögen gekostet, nie einen Anspruch an die Stadt zu erheben, worauf man ihn entließ. Da ritt er, weinend wie ein Kind, zum Schloßthore hinaus. Dort stand ich eben und wollte den arm gewordenen Junker fragen, wie ihm nun das Gegenmahl, so man ihm angerichtet, munde. Da ich aber den ritterlichen Mann sah, wie ihm die Zähren in den Bart flossen, da konnte ich das Wort nicht heraus bringen und ließ ihn ungefragt ziehen."

„Da thatest Du wohl daran, lieber Bruder", meinte jetzt der lange Kunz, während der Erzähler, ohne sich dadurch unterbrechen zu lassen, fortfuhr:

„Also zogen wir mit Frieden wiederum heim, das Streitbanner voraus, in's Münster, wo man uns das Salve regina sang. Und Jedermann zu Straßburg war des Ausgangs froh. Die Bäcker ließen ihre Trinkstube mit bezüglichen Sprüchen ausmalen, wir Küfer aber stellten auf der unsrigen die Beutestücke auf. Herr Walther von Dahn dagegen kann jetzt in seiner Armuth darüber nachdenken, warum es so kommen mußte, daß Quando hat Wasselnheim gekostet."

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von **J. G. Kohl.**

(Fortsetzung.)

Kleine und große Bissen.

Herr Brillat-Savarin gibt in seinem geistreichen Buche: „Die Physiologie des Geschmacks" die Vorschrift, daß man gewisse delicate Bissen, z. B. eine saftige Feige, eine Aprikose oder dergleichen, groß wie sie sind, unzertheilt und auf einmal in den Mund stecken und verarbeiten soll. Denn, sagt er, erst dann, wenn man die ganze Mundhöhle mit dem Safte erfüllt und alle in ihr vorhandenen Nervenknötchen mit der Speise in Berührung bringt, kommt man zu einem Vollgenusse. Es ist gewissermaßen wie ein Anklingen des ganzen Accords der Tonleiter auf ein Mal. Wer in ein schönes Gericht nicht herzhaft einbeißt, nur nippt und primis labris kostet, hat immer nur die halbe Freude.

Dergleichen „Vollgenüsse" darf man sich leider aber doch nur gestatten, wenn man mit ein paar guten Freunden allein ist. Denn „bei Tafel" ist eine der vielen da mitunter vorkommenden Unschicklichkeiten die, daß man den Mund zu voll nimmt und den Kropf oder die Backen wie ein gefräßiger Affe auspolstert. Die schönen Linien der Wangen und des ganzen Angesichts werden dabei eckig entstellt und dann müssen auch die Zähne und Backenknochen wie die eines hölzernen Nußknackers einen großartigen Zulauf nehmen, um mit den großen Bissen fertig zu werden. Ferner verräth so etwas wieder eine widerliche Gier und einen Wolfshunger, wovon der Anschein

unter wohlerzogenen Tischgenossen ganz vermieden werden muß.

Man soll daher immer nur so viel auf ein Mal in den Mund nehmen, als man ohne viel auffallende Anstrengung verarbeiten kann. Darauf muß man auch deßwegen halten, weil man Zunge und Lippen zu Tischgesprächen immer möglichst schlagfertig haben soll. Du riskirst sonst, daß die schöne Tischnachbarin, die gerade wie Du eben eine so starke Ladung eingenommen hat, eine Frage an Dich richtet, und daß Du nun, um Raum zu gewinnen und ihr antworten zu können, Alles überrasch hinunterpracticiren mußt. Auch die Gefahr ist noch dabei, daß Du Dich verschluckst, daß ein Speisepartikelchen „in den verkehrten Schlund" gelangt und alsbald ein krampfhafter Stickhusten erfolgt, der so lange anhält, bis der fremde Körper wieder ausgetrieben ist.

Im Bilde gefällt uns freilich wohl wieder, was wir im Leben und Umgang verabscheuen. Jenen muntern, seinen Appetit tapfer stillenden, braunen, spanischen Knaben, den Murillo gemalt hat, wie er in eine frische Melone titanisch einbeißt und wie ihm der süße Saft um das elfenbeinerne Gebiß und um den Mund herabläuft, blickt jeder mit Vergnügen an und sogar die dick angeschwollene, schiefe und verunstaltete Wange des schwarzäugigen Burschen finden wir am Platze. Sie erhöht noch die Wirkung des Bildes, bei welchem der Maler Das bezweckt hat, was Brillat-Savarin mit seiner oben citirten Bemerkung empfahl, nämlich die Erweckung der Idee eines Vollgenusses und vollständiger Befriedigung durch einen die ganze Mundhöhle ausfüllenden Pracht- und Capitalbissen.

Das beste Stück.

Der den delicaten Truthahn tranchirende Gastgeber hat nicht lauter gleich gute Hauptbissen herausschneiden können. Der Präsentirteller, den man uns vorhält, bietet neben Brust- und Rückenstückchen auch Flügel-, Knochen- und Lendenbeine. Unser Falkenauge ist wunderbar rasch in sofortiger Erkennung des Unterschiedes und alsbald sitzt Einem, man weiß selbst nicht wie, das beste Stück an der Gabel.

So ging es ja schon, wie Homer berichtet, dem guten Odysseus, der bei der Vertheilung des Ziegenbratens selbst eingesteht, daß er jedes Mal das beste Stück „mit dem blühenden Fette" für sich reservirte. Er hatte schon, wie auch wir, den Gedanken jenes deutschen Kaisers richtig gefaßt, der da sagte: „Jedem ein Ei und dem guten Schweppermann zwei". — „Der gute Schweppermann" das sind aber, wenn uns die Rolle der Vertheilung zufällt, meistens wir selber. Wir möchten wohl den Schein der Bescheidenheit retten, indeß geben doch am Ende Appetit und Begierde den Ausschlag nach der andern Richtung hin. Daher es auch sehr richtig und doppelsinnig wahr in dem alten Tischgebete heißt: „Bescheidenheit, Bescheidenheit, verlaß mich nicht bei Tische, damit ich noch zu rechter Zeit — das beste Stück erwische."

Wer bei langen Tables d'hôtes oder sonst bei großen öffentlichen Mahlzeiten sich und die Leute beobachtet hat, der wird da oft Gelegenheit gefunden haben, zu sehen, wie viele kleine Kämpfe zwischen dem Wunsche, bescheiden zu erscheinen, und der „Begierde nach dem besten Stücke" abgespielt werden und wie die Gäste unter der Maske von Freundlichkeit ihren Nachbarn Dies und Jenes vorweg entziehen und heimliche kleine Betrügereien und Diebstähle begehen. — Auf Eisenbahnstationen und bei anderen ähnlichen Tafeln, wo die Reisenden unter einander ganz fremd sind und glauben — aber fälschlich glauben — ihren christlichen Mitmenschen keinerlei Rücksichten schuldig zu sein, führt jener höchst unartige Egoismus zuweilen zu ganz widerwärtiger Räuberei und Reißerei.

Ein recht christlich gesinnter und gut gearteter Tischgenosse sucht das Alles zu vermeiden. Er überschaut bedachtsam den Präsentirteller und überlegt schnell, ob da auch noch etwas für die Anderen vorhanden sei. Er bemüht sich, das Beste für seine Nachbarin auszusuchen, es ihr vorzulegen, und begnügt sich selbst mit dem Reste.

Gäste dieser Art, die rings um sich her Harmonie und Befriedigung schaffen, sind eine Zierde der Festtafel und dem Wirthe ein Wohlgefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Straßburg, 11. Juli. Sie wissen, daß die Colonie von russischen Damen, die in Zürich an der Universität Medicin studirte, von der russischen Regierung zerstreut wurde. Viele dieser Russinnen sind nun nach Straßburg gekommen, um hier ihre Studien fortzusetzen, und gegenwärtig zählt unsere Stadt die beträchtliche Zahl von 163 russischen Studentinnen. Doch ist der hier dabei eingehaltene Studiengang und das öffentliche Leben von dem in Zürich sehr verschieden; denn einestheils studiren unsere Studentinnen nicht nur Medicin, sondern auch verschiedene andere Fächer des Wissens; und anderntheils, was die Hauptsache ist, besuchen sie auch bis jetzt nicht die öffentlichen Collegien, sondern sie empfangen den betreffenden Unterricht privatim in der Behausung der Professoren. (Köln. Z.)

Logogryph.

Könnt' ich dich, o mein Wörtlein, führen
In einer kunstgeübten Hand,
Wie wollte ich die Säle zieren,
Mein Name ging durch Stadt und Land!

Doch hätt' das Wörtlein ich zum Gatten,
So weint' ich mir die Augen aus;
Viel lieber wähl' ich Todesschatten
Als solcher Langeweile Graus.

Nimm weg den Kopf! Sieh, frisch und blühend
Winkt's ferne über's Wasser her!
Zur kühlen Einsamkeit entfliehend,
Sag' ich Ade der Sorgen Heer.

Auflösung des Räthsels in No. 81:
Mondschein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 83. Speyer, Donnerstag, den 17. Juli **1873.**

Ein ungedrucktes Gedicht von Wieland. *)

An Madem. Amalie Tischbein.

Der Grazien jüngste zu schildern
ergrif Amalia
den Crayon: ein Himmel von Bildern
stund vor Ihr da;
und aus dem Land der Ideen
bringt Ihr, so glaubt Sie zu sehen,
das Urbild Amor herab.
Begierig zeichnet Sie ab,
und unter Ihrem Finger
sahe Schwester Pasitheen
die Liebesgötter entstehen.
O, ruft die geflügelte Schaar,
Sie ist es ganz und gar!
Dies sind sie, die Hertzenbezwinger,
die Augen voll süßer Gefahr!
Die Stirne, der Mund, die Wangen!
Man kann nichts gleichers verlangen!
Soll ich, sprach Cypripor,
Euch meine List gestehen?
Ich hielt statt Pasitheen
Ihr einen Spiegel vor.

W. den 16. Januar 1776. Wieland.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Die ihr nicht nennt!

Als Peter Stützel hiermit seinen Bericht geendigt hatte, erhob sich Herman Schwarz von seinem Sitze, indem er das Wort ergriff.

„So mit Gunst, Meister und Gesellen. Wenn ihr mir einige Worte zu reden vergönnet, so bitte ich, eure Gläser zu füllen und mit mir zu trinken auf das Wohl dieses unseres zugereisten Bruders und seiner wackern Streitgenossen aus den Straßburger Handwerkern, welche den Junkern im Unterlande die Feindschaft gegen die hochberühmte Stadt, die ein Haupt des Elsasses ist, auf lange hinaus verleidet haben. Und wer ein guter deutscher Mann ist und mit uns Eines Sinnes, der leere noch seinen Becher auf die Einigkeit und Freiheit der Städte, auf die Herrlichkeit des Reichs und der deutschen Nation!“

Alle erhoben sich mit Jubelruf, worauf Peter Stützel bescheiden dankend also sprach:

„Liebe Freunde und Genossen! So laßt mich wiederholen, was am Tage meines Scheidens von Straßburg auf unserer Zunftstube daselbst gesprochen ward. Die von Schlettstadt, hieß es, haben das Bessere gethan; ohne das Geschütz und die Büchsen unserer großen und reichen Stadt haben sie Herlisheim im ersten Anlauf genommen und ihren Feind dazu gefangen, indeß der unsrige, Herr Walther von Dahn, frei umherläuft und des Unheils noch genug anrichten mag; drum wollen wir auf Schlettstadt trinken und auf unsern lieben Zunftbruder, den mannlichen und klugen Sohn des Meisters Schwarz daselbst. Gutheil denn Schlettstadt und Herman Schwarz!“

Mit frohem Jauchzen stieß man an. Nur Herman selbst bewahrte eine ernste, fast trübe Miene, und der Mülhauser Wenzel hatte sich unmuthig niedergesetzt und verweigerte, sein Glas in den allgemeinen Einklang tönen zu lassen. Innerlich hatte er sich nie mit seinem Nebenbuhler zu versöhnen vermocht — seit dem Augenblicke, wo sie im Preisspiel gegenseitig ihre Kräfte zu messen hatten und die Eifersucht wegen der schönen Gertraud Störlin in seinem Herzen Wurzel gefaßt. Beim Heimzug von Herlisheim war ihm vor den Thoren Colmars dann neue Ursache gegeben, als die Jungfrauen der Nachbarstadt wieder nur von Herman Schwarz sprachen, Gertraud nur für diesen Augen hatte trotz dessen Gleichgültigkeit! Alle durch denselben erlittenen Kränkungen drängten sich ihm jetzt wieder lebhaft auf, und Neid und Haß erfüllten das Gemüth des sonst so tüchtigen Gesellen mit Galle.

Seine feindselige Zurückhaltung bei dem Trinkspruche wurde übrigens von den Umsitzenden übel vermerkt. Und als einer der Gesellen, von dem Gaste darüber befragt, Auskunft über den Streitpunkt wegen des Thorwarts von Herlisheim gab, der gegen den

*) Wir entnehmen dieses Gedicht der für Freunde moderner Poesie sehr zu empfehlenden „Dichterhalle“ (Leipzig, Joh. Fr. Hartknoch). Die Redaction des Blattes bemerkt zu obigen Versen: „Die Originalhandschrift des obigen, bisher unseres Wissens noch nicht veröffentlichten Gedichts befindet sich in dem Besitz des Herrn Geh. Justizrath Otto Preuß in Detmold, der dieselbe von einer Enkelin der Amalie Tischbein zum Geschenk erhalten hat.

Befehl Hermans in den Graben geworfen ward, konnte er nicht umhin, auch von Weiterem zu reden, daß nämlich Wenzel von dem Anschlag gegen Herlisheim abgerathen, das schlimmste Ende prophezeit habe, und als das Beginnen glücklich vollführt war, solches nur dem Zufall und seinem eigenen Eingreifen danken wollte.

„Und woher sein Mißtrauen?“ fragte Peter Stützel.

Der Andere zuckte die Achseln.

„Es war ein Mägdelein im Spiel, von welchem er vorgab, es wolle uns dem Bastard überliefern. Der Herman Schwarz dacht' anders, — so grollen sie einander.“

Stützel wollte mehr wissen, aber sein Gewährsmann brach ab und lenkte seine Aufmerksamkeit auf einen Wortstreit, der sich inzwischen am Tische erhoben hatte. Ein Geselle hatte den Wenzel gefragt, warum er seines Meisters Sohn nicht die Ehre gönne, worauf derselbe barsch antwortete, daß er seines Thuns eigener Herr und nicht gewillt sei, nach der Laune jedes hergewanderten Menschen zu schreien und zu saufen, wie er sich ausdrückte. Peter Stützel hielt an sich und sah sich lächelnd im Kreise um; der lange Kunz aber legte die Stirn in Falten und seine Faust auf die Tischkante, während der junge Martin mit hochrothem Kopfe auffuhr. Doch legte Herman Schwarz seine Hand auf des Freundes Arm, denn schon hatte sich auch der Altgeselle erhoben, um zu sprechen:

„Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen! Es soll an diesem Zunftabend verboten sein aller Hader und Zank, alles spitzige Gewehr und Waffen, fürnehmlich auch spitzige Reden. Und so ein Gast da wäre, soll dieser geehrt werden, wie wir in seinem Falle geehrt sein wollten. Und wenn Einer einen alten Groll auf den Andern hat, der soll es hier nicht ausfechten.“

Obgleich nun diese Worte nur die herkömmliche Formel enthielten, wurden sie diesmal doch mit beifälligem Gemurmel aufgenommen. Um aber nunmehr rasch zu dem eigentlichen Zweck des Abends zu gelangen, stand einer der Meister auf, um im Namen des Handwerks den Gesellen zu preisen, welcher der Stadt und Zunft zu Ruhm und Ehr' lebe. Ausführlich verweilte der Redner bei den Verdiensten Hermans um den Sieg über den gefährlichsten Feind, dessen man nun habhaft sei.

Düster vor sich hinblickend, hörte der Gepriesene sein Lob, mit steigender Verdrossenheit und innerm Widerwillen ließ er es geschehen, daß man ihm zutrank.

„Wahrlich“, sprach jetzt Martin, „Du schaust bei all' dem drein, wie der Wenzel, nur daß der seinen hämischen Reden noch kein Ziel setzt.“

„Laßt ihn“, äußerte Herman. „Nicht so weh thut, was Einer sagt, als was Keiner aussprechen will.“

Während Herman, an den Lippen nagend, da saß und noch immer den Arm des Freundes hielt, folgten noch andere Trinksprüche zu seiner Ehre mit demselbem oder noch schlimmeren Erfolge. Denn allmälich preßte er den Arm, welchen er hielt, so heftig, daß Martin aufschrie:

„Ei, willst Du mir die Knochen brechen! Laß doch, der Fiedler bringt Dir einen neuen Becher dar!“

In der That hatte bereits wieder einer der anwesenden Meister sich den Becher füllen lassen, um sich zu erheben. Da nun Meister Fiedler mit dem alten Schwarz befreundet war und die Gewohnheit hatte, bei solchen Gelegenheiten sich stets reimweise vernehmen zu lassen, war man gespannt auf seine Worte. Mit wichtiger Miene und sehr feierlichem Tone fing er dann auch nach Art der sogenannten Weinsegen an:

„Hermann Schwarz, zu Deiner Ehr'
Trink' ich diesen Becher leer —
Und Deinem künft'gen Weibe.
Sie soll die allerschönste sein,
Sie soll die allerreichste sein,
In ihrem Sinne fromm und rein
Und hold an ihrem Leibe.“

Lauter Beifall krönte die poetische Leistung sowohl, als deren Inhalt. Man stieß mit den Bechern an und gab scherzend seine volle Uebereinstimmung kund. Herman selbst hatte die Farbe gewechselt und ließ jetzt des Freundes Arm los. Dann sah er sich mit feurigem, entschlossenem Blick im Kreise um und erhob sich rasch.

„Füll' mir den Becher, Weinschenk!“ rief er dem aufwartenden Knechte des Herbergvaters zu, während Jedermann in der Trinkstube voll gespannter Erwartung zu Herman Schwarz aufsah.

Daß er endlich auf das viele Zutrinken und die mannichfachen Trinksprüche jetzt die Antwort geben, vielleicht selbst einen Toast ausbringen wolle, war augenscheinlich. Ein vernehmliches „Ah! hört! hört!“ ging durch den Saal, da er nun den gefüllten Becher ergriff, um auf den gereimten Spruch ebenfalls reimweise und mit ganz besonderem Nachdruck also zu sprechen:

„Mit Gunst, Gesellen und Meister der Zunft allhier!
Die Eine, die ihr nicht nennt, erwählt' ich mir.
Sie soll mir angehören!
Darauf will ich euch schwören!
Ist sie nicht reich an Gut und Gold,
Ich bin ihr gut, sie ist mir hold;
Und schön ist sie an Seel' und Leib.
Drum wisset all': sie wird mein Weib!
Kein' Andre mag ich an ihrer Stell',
So wahr ich ein frommer Küfergesell!“

Während Herman hierauf den Becher leerte, war eine allgemeine Stille in der Trinkstube eingetreten. Einigermaßen in sich befriedigt, setzte er sich wieder auf seinen Platz, während allmälich sich ein leises Flüstern geltend machte, da auch Peter Stützel seinen Nachbar fragte:

„Aber wer ist sie? Wer ist sie denn?“

Herman ließ seine Augen umherschweifen und bemerkte jetzt wohl das hämische Lächeln auf Wenzels Lippen, als dieser laut genug, daß man es auch weiterhin vernehmen konnte, zu einem der Zunächstsitzenden sagte:

„Wer sie ist? Wer anders wird es sein, als das lustige Thurmkätherlein von Herlisheim, das seinen eigenen Buhlen verrieth! Indem wir die Edelleute fingen, ließ sich der Schwarz von einer wilden Dirne fangen."

Herman biß sich in die Lippen, daß sie bluteten, und ob ihm auch der lange Kunz einen mahnenden und bittenden Blick zuwarf, erhob er sich dennoch sogleich wieder von seinem Sitze. Er vermochte sich jetzt nicht mehr zu halten, wenn er auch noch immer glaubte, daß ihn seine Hitze nicht zu einer Verletzung der Zunftordnung hinreißen werde. Rasch aufspringend und die im Wege stehenden Stühle zurückstoßend, schritt er gerade nach der Stelle hin, wo Wenzel saß.

Dieser war hierauf doch nicht vorbereitet und verfärbte sich sichtlich. Er hatte alle Mühe, seine Betroffenheit zu bemeistern und in der Ueberraschung nur eben noch so viel Fassung, daß er nach seinem Becher griff und denselben, um seine Verlegenheit zu verbergen, seines Meisters Sohn hinhielt, indem er sagte:

„Ah, Du kommst mit mir zu trinken!"

„Nein, nicht mit Dir trink' ich", antwortete Herman ernst und abweisend, indem er den Gegner streng anblickte. „Und Dir stünde besser, offen in Neid und Aerger zu reden, als Freundschaft zu heucheln."

„Was willst Du?" fragte jetzt auch trotziger der Wenzel, während sich jetzt Aller Augen nach der Stelle richteten, wo der Streit auszubrechen drohte. „Was siehst Du mich so an? Ich ertrage das nicht!"

„Du wirst es jetzt ertragen lernen", war die Antwort. „Und wären wir hier nicht auf der Zunftstube, sondern an geeigneterem Orte, Du solltest deutlicher erfahren, was ich will und wie man von der zu sprechen hat, die mir lieb ist."

„Was kümmert mich, wer Dir lieb ist oder mit wem Du Buhlschaft anschlagen willst!" versetzte wieder mit hämischem Lächeln der Wenzel.

„Dich hat's von je nur zu viel gekümmert", fuhr Herman Schwarz im seitherigen Tone fort. „Von Früherem zu geschweigen: Hat nicht der Verläumder aus Dir gesprochen, da es galt, den Anschlag glücklich zu vollbringen, den mir das Mägdelein unter Leid und Noth eingegeben dort an der Flurkirche vor Herlisheim? Meinst Du, ich hatte kein Auge auf Dich, da Du auf den Pilgerwagen kamst, um Unrath zu stiften und übel zu sprechen von dem Kätherlein, das unserer im Thorthurm harrte?"

„Ich warnte, mahnte zur Vorsicht", entgegnete Wenzel fest. „Das hielt ich für eine Pflicht und lasse mich darob nicht schelten. Stand das Thurmkätherlein nicht zum Schlag bereit mit dem Beil unterm Thor? Ließ es nicht das Gatter fallen, uns den Eingang zu wehren?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Frankfurter Bierkrawall vom 21. und 22. April.

Am 14. Juli begann vor dem Schwurgerichte in Frankfurt die Verhandlung gegen 47 wegen der Straßenunruhen vom 21. und 22. April Beschuldigten. Die sehr ausführliche Anklage beginnt mit einer geschichtlichen Darstellung der Vorgänge des 21. April. Sie besagt im Wesentlichen: In Folge der bekannten Vorgänge in Stuttgart und Mannheim hatte sich im Laufe des Monats April dahier das nur von Wenigen geglaubte Gerücht verbreitet, daß auch hier Excesse gegen diejenigen Bierbrauer und Bierwirthe bevorständen, welche den Preis für ein Glas Bier vom 1. April ab von 4 auf 4½ kr. erhöht hätten. Der letzte Montag der Ostermesse, der sogenannte Nickelchestag, sollte hiefür in Aussicht genommen und einigen Wirthen mehrere Tage vorher von ihren Gästen angedroht worden sein, daß an diesem Tage ihre Locale demolirt werden würden. Die polizeilichen Recherchen vermochten die thatsächliche Begründung dieses Gerüchts nicht aufzuklären. Besonders ergab sich durch die am 19. April in Offenbach angestellten Ermittelungen, daß dort von jenem Gerücht nichts bekannt und namentlich ein Zuzug dortiger Arbeiter hierher nicht geplant war. Gleichwohl wurden die erforderlichen Maßregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung am 21. April nicht verabsäumt, die gesammte Schutzmannschaft in sämmtlichen Revieren und auf der Constablerwache und Hauptwache, sowie die Consignirung der gesammten Infanteriegarnison angeordnet. Nachdem bis gegen 3½ Uhr Nachmittags ungeachtet der zahlreich fluctuirenden Bevölkerung Alles ruhig geblieben war, begann um diese Zeit in der Lindheimer'schen Bierwirthschaft auf der großen Friedbergergasse Lärm. Eine Anzahl Arbeiter verlangten von dem Wirth unter Geschrei und Toben Batzenbier und wollten die von den Bierbrauern ausgegebenen Halbkreuzermarken nicht annehmen. Durch sofortiges Einschreiten des Polizeicommissärs Walter-Brauer und Verhaftung dreier Excedenten wurde hier die Ruhe bald hergestellt. Um dieselbe Zeit hatte sich vor der Götz'schen Wirthschaft in der Heiligenkreuzgasse ein 30—40 Mann starker Trupp von Arbeitern gebildet, welcher nach dem wegen der Messe stark belebten Bleichgarten und von dort unter Jauchzen, Singen und Lärmen über die Breitengasse nach der Lindheimer'schen Wirthschaft zog. Hier drangen die Excedenten alsbald in das Wirthslocal ein, zerschlugen die auf den Tischen stehenden Gläser und warfen mit denselben nach dem Wirth Linnemann, der sich aus dem Büffet flüchten mußte. Die Intervention des Polizeicommissärs Walter-Brauer blieb gegen die große Zahl der Tumultuanten fruchtlos. Der Schaden wird von Linnemann auf 8 fl. 40 kr. geschätzt. Gegen halb 10 Uhr Abends, als er die Wirthsstube aufräumte, wurden ihm von Außen sämmtliche Fenster derselben zerschlagen. Von hier begab sich der Haufen die Allerheiligengasse entlang nach der dort gelegenen Stein'schen Brauerei und drang unter Lärmen und

Hurrahgeschrei in das Wirthslocal, wo von dem Pächter Hoffmann Batzenbier verlangt und bewilligt wurde. Trotzdem begannen die Tumultuanten zu lärmen und zu singen und „Hoch die Republik" zu rufen. Sie sprangen auf die Tische, wobei sie Stühle, Gläser und Geschirr zerbrachen, und verweigerten schließlich jede Zahlung. Als das Faß zu Ende ging, rief Einer, sie hätten jetzt, was sie wollten, und hätten noch mehr Arbeit, womit der Trupp abzog. Von Außen wurden noch mit Fäusten, Schirmen und Stöcken die Fenster eingeschlagen. Die Zerstörer zogen sodann nach der Gräf'schen Wirthschaft am Allerheiligenthor, deren Pächter Merz auf die ihm zu Gehör gekommene Drohung schon am 19. und 20. April das Bier zu 4 kr. ausgeschenkt hatte, jedoch am 21. wieder auf 4½ kr. hinaufgehen mußte, da er kein Bier mehr erhielt. Sie drangen auch hier mit dem Ruf: „Batzenbier wollen wir!" in die Wirthschaft ein und begannen sofort (obwohl ihnen Merz dies zusagte und sogar das Bier umsonst versprach) zu demoliren, indem sie zuerst mit bei Stein mitgenommenen Biergläsern die Fenster einwarfen und dann sämmtliche Gläser, Spiegel, Stühle und eine Wanduhr zerschlugen, auch die Eßwaaren aus dem Büffet zum Fenster hinauswarfen. Merz berechnet seinen Schaden auf circa 240 fl. Auf Einschreiten des Polizeicommissärs Schuhmacher entfernte sich die Menge und zog lärmend, singend und Stöcke schwingend die Allerheiligengasse entlang über die Zeil nach den beiden Reutlinger'schen Wirthschaften auf der großen Gallusgasse. In der vom Bierwirth Wilhelm Burkhard gepachteten Fritz Reutlinger'schen Wirthschaft erschienen zuerst 8 junge Bursche Arm in Arm, geführt von einem älteren Mann, welcher Burkhard fragte, was das Bier koste. Dieser erwiederte: „Trinkt nur!" worauf der Fremde die jungen Bursche heranwinkte, und zugleich eine im Hof stehende Menschenmasse von Außen die Fenster einzuwerfen begann. Burkhard retirirte aus dem Zimmer, wobei mit Biergläsern geworfen wurde. Nach etwa 8 Minuten, als der Lärm sich gelegt, kehrte er in das Zimmer zurück, wo er 54 Stühle, 3 Tische und 2 Bänke, viele Biergläser und Geschirr zerstört fand, wodurch ihm ein Schaden von circa 500 fl. erwachsen ist. Die Fleischwaaren, sowie 6 Dutzend Messer und Gabeln und 1 Transchirmesser waren entwendet. Der Eigenthümer Friedrich Wilhelm Reutlinger berechnet seinen Schaden an zerstörten Thüren, Fenstern, Tischen, Bänken, Spiegeln, Oefen und einer Glashalle auf circa 1000 fl. Gleichzeitig drang ein Haufe Tumultuanten in die, Gallusstraße Nr. 12 gelegene, an Wirth Hartmann verpachtete Wirthschaft ein. Man schlug das von ihm beim Herannahen der Menge geschlossene Hofthor ein und drang in die Wirthschaft, wo alles Erreichbare, besonders Fenster, Gläser, Stühle, Tische, Spiegel, Geschirr u. s. w. zerstört wurde. Auch das Wohnzimmer ebener Erde und die Küche und Speisekammer wurden vollständig demolirt und alles Bewegliche, soweit es von Werth war, besonders Silberzeug, Wäsche, Kleidungsstücke, Geschirr und Eßwaaren gestohlen. Die Bierfässer wurden auf die Straße geschafft und dort ausgetrunken. Hartmann berechnet seinen Schaden auf 1000 fl., während jener der Hauseigenthümerin, Wittwe Justus Reutlinger, etwa 2600 fl. beträgt. Die Intervention der Schutzmannschaft blieb auch hier wirkungslos; zwar hatte dieselbe das Local und den Hof auf einen Augenblick mit der blanken Waffe gesäubert und 2 Personen verhaftet, sie wurde aber am Thor von der heulenden Menge mit einem solchen Hagel von Steinen und Biergläsern empfangen, daß sie sich nach der Schlesinger Gasse zurückziehen und die Verhafteten freigeben mußte. Der hierauf mit einigen Schutzleuten zur Hülfe gekommene Polizeicommissär Zinsch forderte die Menge wiederholt fruchtlos auf, sich zu entfernen. Es wurden Knüppel gegen die Beamten geschwungen und dieselben umringt und gestoßen, wobei Zinsch zwei Stangen mit rothen Fahnen wahrnahm. Es gelang ihm, sich nach dem Thor durchzuschlagen, welches er vergebens zu schließen suchte, um die Zerstörer vom Zuzug abzuhalten und zu verhaften. Die Beamten wurden mit Steinen und Holzstücken beworfen und aus dem Hausgang gestoßen. Nach einiger Zeit erscholl der Ruf: „Auf zu Schwager!" Ein großer Theil der Tumultuanten zog hierauf unter Schreien und Hurrahrufen, Stöcke und rothe Fahnen schwingend, durch die Neue Mainzerstraße nach der Schwager'schen Brauerei. Hier wurden die Fenster eingeworfen und damit begonnen, das verrammelte und mit Fässern verstellte Thor zu erbrechen. Der mit mehreren Beamten herbeigeeilte Polizeicommissär Zinsch versuchte vergebens, das Thor zu schützen, indem er sich vor demselben aufstellte, um die Friedensbrecher zurückzuhalten. Die Beamten wurden wiederholt weggedrängt, mit Steinen geworfen und mit Knitteln geschlagen, wobei ein förmliches Handgemenge entstand.

(Schluß folgt.)

Die Lösung der Preisräthsel in Nr. 75 der Palatina

* Zu den Preisräthseln in Nr. 75 der Palatina sind im Ganzen 42 Lösungsversuche und Lösungen eingelaufen. Das erste Räthsel wurde meistens richtig gelöst, während das zweite sehr verschiedenartig gedeutet wurde. Richtige Lösungen der beiden Preisaufgaben sind uns nur 18 zugekommen, und zwar von folgenden Herren und Damen: 1) Hr. Einnehmer Schleburg von Sippersfeld; 2) Frau Anna Reither in Gödlingen; 3) Hr. Lehrer Demolet in Dahn; 4) Fräulein Tina Ball in Lemberg (bei Pirmasens); 5) Fräulein Margar. Martin in Rülzheim; 6) Hr. Lehrer Zehfuß in Iggelheim; 7) Fräulein Emma und Bertha Heilweck in Maikammer; 8) Sibylla Rief in Eußerthal; 9) Hr. Eduard Wolf in Maikammer; 10) Hr. Bernauer in Königsbach; 11) Hr. G. R. in D.; 12) Fräulein R. W. in W.; 13) Hr. Lehrer Hilz in Friesenheim; 14) J. J. F. in D.; 15) Hr. A. Keiler in Hochstadt; 16) Ungenannt in Pirmasens; 17) Hr. J. R. in Bamberg; 18) Hr. Alb. Conrad in Dahn.

Die Auflösung des ersten Räthsels ist Schlaf, die des zweiten Schnupftabaksdose oder kurzweg Tabaksdose. Der erste Preis, Schillers Werke, fiel durchs Loos auf Nr. 8; also an Sibylla Rief in Eußerthal; der zweite, Uhlands Gedichte, auf Nr. 1, Hrn. Einnehmer Schleburg in Sippersfeld.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 84. Speyer, Samstag, den 19. Juli 1873.

* Neugriechisch.

Bacchus fand ein zartes Pflänzchen,
War der Rebe zartes Pflänzchen,
Sah es auf dem Wege liegen.
Gegen kecker Sonne Strahlen
Barg er's in eines Vogels Beinchen;
Besser noch das Ding zu schützen,
Hüllt' er's ein in Löwens Muskel;
Und zuletzt, dreifach umfriedend,
Gar in eines Esels Knochen;
Pflanzte, so gelangt nach Hause,
In die Erde seinen Schützling,
Und es lachte der Traube Gold ihm.

Erstlich, liebe Trinker, seid ihr
Munter, leicht beschwingt wie Vögel;
Stürmisch dann, bereit zum Strauße
Mit der halben Welt, als Löwen.
Endlich aber hüllt der Wein euch
Ein in das Gewand der Thorheit.

C. E.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Hermann bemerkte wohl, wie jetzt Mehrere hier nicht umhin konnten, beistimmend mit dem Kopfe zu nicken. Während es ihn mit Unmuth erfüllte, nahm Wenzel jetzt mit völlig wiedergewonnener Fassung und Geistesgegenwart die Gelegenheit wahr, die Anwesenden noch mehr für sich zu gewinnen, indem er in anderem, versöhnlicherem Tone fortfuhr:

„Aber lassen wir das Alles ruhen, nachdem die Sach' dennoch so glücklich hinausgegangen. Ich kann Deine harten Worte vergessen und will keinen Streit, wenn ich auch keinen fürchte, und darum reicht' ich Dir den Becher und reich' ihn Dir wieder."

Hermann's Hand legte sich, ohne daß er zu wissen schien, was er that, jetzt um das metallene Trinkgefäß, das der Wenzel gefüllt hergeschoben hatte. Dann aber fing er an:

„Sie stand dorten, zweifelmüthig, ja! Weil ihr Vater gegen mein Wort, das ich ihr gegeben, mißhandelt ward! Weil Du, ja Du, Wenzel Köchlin von Mülhausen, gegen Deines Hauptmanns ausdrücklichen Befehl den alten Mann in den Graben gestürzt, aus welchem ich ihn mit Mühe wieder gezogen."

„Du hättest Dir die Mühe sparen können, — er lag weich genug im Wasser", bemerkte hier Wenzel wieder mit höhnischer Sicherheit. „Solch frühes Bad thut nach einem Räuschlein recht wohl. Wofür also noch Zank und Hader um eine längst abgethane Sache!"

Hermann fuhr jedoch, als ob er nicht unterbrochen worden wäre, in seiner Anklage weiter:

„Damals schwor ich: Gott thue mir dieß und das, wo ich's nicht räche. So bracht' ich's vor Rath und Gericht, — man sprach Dich frei! Sei es dem so! Sieh", fügte er dann noch mit verhaltenem Ingrimm hinzu, „auch ich will weder Streit noch Störung der Stubenordnung unserer Zunft. Aber man wolle es nicht als eine zu strafwürdige Uebertretung derselben ansehen, wenn ich Einem hier zu errathen aufgebe, wie ich mit ihm verfahren möchte, wenn ich ihn statt hier etwa hinter dem alten Herlin oder sonst an einsamem Ort hätte."

„Nun, Gott's Tod, was wolltest Du thun?" fuhr Wenzel zornmüthig von seinem Sitze auf.

„Das!" stieß jetzt Hermann Schwarz heraus, indem er den von seiner Hand umkrallten Becher so heftig auf dem Tische aufschlug, daß ein tiefer Eindruck auf der eichenen Platte zurückblieb, während der Wein nach allen Seiten spritzte und der starke Becher selbst in mehrere Stücke zerbrach.

Wenzel war bleich geworden und mehrere Schritte zurückgewichen, während Meister und Gesellen hinzueilten, den ausgebrochenen Streit zu schlichten, und Martin nebst dem langen Kunz sich zu Hermann gesellten, um je nach der Sachlage abzuwehren oder thätig mit einzugreifen. Mitten in dem allgemeinen Tumult stand jedoch Hermann Schwarz aufrecht mit möglichst ruhiger Haltung, indem er seine Stimme lauter durch den Lärm erschallen ließ: „Liebe Handwerksgenossen, Meister und Gesellen! Herzlich leid thut mir, wenn ich an diesem Tage hier auf der Stube der ehrbaren Zunft vor Euren und unsers werthen Gastes Augen ein Aergerniß und Anlaß zur Mißstimmung gegeben. Aber ich mußt' auf Hohn und Neid handgreiflich Antwort geben, ob ich auch nicht weiß, wie ich dieses Gesellen Feindschaft auf mich geladen. Hab' ihn allzeit als wackeren Küfer gepriesen und ihm die Ehre gegeben vor aller Welt, auch in Meister Störlins Haus, vor dessen

Tochter und an anderen Orten, weil ich ihm gut Freund sein wollt', wie ich erachtet, daß er mir das auch sei. Nun aber ist er allweg mir entgegen, redet Dinge von einem Mägdelein, einem armen, verlassenen Mägdelein, das ich im Herzen werth und lieb halte vor allen. So mußt' ich ihm zeigen, wie ich solche Nachreden nicht leiden mag und lieber aller Ehre dieser Welt mich entschlagen will, als daß auf ihren guten Namen geschmäht werden dürfte. Dann drängt es mich ferner, hier öffentlich vor Meister und Gesellen noch zu bezeugen, daß ich selbst kein ander Lieb haben will noch mag, denn allein die Gute, so sich meinem Herzen als die Rechte gezeigt, ob sie auch ein armes, höriges Mägdlein ist. Nun ist sie in großer Trübsal und tiefer Noth, weil sie, mir zu Lieb' und uns zu Nutz, mich wissen ließ, wie wir nach Herlisheim hinein gelangen möchten, während doch Niemand hier des verlassenen Mägdleins gedenken will, ohne dessen Rath und Zuthat wir wohl heute noch übel bestünden vor dem Feind, welcher nun mit ihrer und Gottes Hülfe gefangen im alten Herlin sitzt. Darum soll dieser Wenzel und kein anderer Mund anders von ihr reden, als in Ehren, wie es ihre Treue verdient. Und darum sag' ich zuletzt noch mit freudigem Muth: sie soll frei gemacht und wohl geeignet werden, eines freien Bürgers und Zunftgenossen dieser Stadt eheliche und ehrliche Hausfrau zu werden."

Als Hermann geendigt hatte, trat in der Trinkstube der Küferzunft zu Schlettstadt eine tiefe, fast peinliche Stille ein. Lautlos saßen Meister und Gesellen umher, eine ganze Weile. Endlich aber ließ sich Wenzel, jedoch ohne allen Anflug von Hohn, vernehmen: „Es soll mir leid sein, wenn ich irgendwann und wo dem Bruder und Handwerksgenossen weh gethan habe. Aber was ich von demselbigen Thurmkätherlein geredet, sagten Andere auch, und ich hatt' es nicht aus mir, hab' auch keine Wissenschaft davon gehabt, daß es dem Bruder so leid sein könne. Die Wahrheit ist aber: während wir bei Nacht und Graus durch den Ill- und Niederwald zogen, hatte selbiges Thurmkätherlein bei sich in der Thurmstube nicht bloß den Junker Mathies, des Bastards Sohn, der jetzt mit seinem Vater im Herlin sitzt, sondern auch einen sichern Jost Schurpfinsack, welcher das Kätherlein ehelichen wollt' und nachträglich eines blutigen Todes durch den langen Kunz verschieden ist. Davon und von Anderm redet Jedermann zu Herlisheim. Nicht ich allein hab's gehört, Viele können's bezeugen. Ich red' nichts dazu und nichts davon, Niemanden zur Ehr' oder Schand'."

Hermann hatte mit zurückgehaltenem Athem zugehört. Erblassend sah er sich im Kreise um und erkannte nur zu deutlich, wie Viele dem Wenzel mit einer Miene beistimmen mußten, welche ausdrückte: wir können nicht anders bezeugen! Selbst Martin und der lange Kunz wichen seinen Blicken aus, die Widerspruch und durch diesen Trost bei denselben suchen wollten. Eine Weile verblieb er in derselben starren Haltung. Dann hob sich seine Brust schwer und zaghaft mit einem halben, schamhaften Seufzer. Ohne sich noch umzusehen, schritt er hierauf nach der Wand, wo sein Hut an dem Zinken eines Hirschgeweihes hing. Er nahm denselben herunter und drückte ihn sich tief in die Stirne. Martin, der lange Kunz und Peter Stützel von Türkheim eilten nun herbei, um ihn noch zum Bleiben zu bewegen. Als er ihnen sein Gesicht zukehrte, war es todtenbleich, seine Lippen aber sprachen nur die Worte:

„Laßt mich heim! heim!"

Und damit ging er in die Nacht hinaus.

Viertes Capitel.

Das Bäschen von Ruffach.

Andern Morgens, da die Gesellen des Meisters Schwarz schon längst auf und an der Arbeit waren, saß der Hausherr selbst noch mit seiner Familie in der Wohnstube. Er hatte auch Hermann aufgefordert, noch dazubleiben, da ihm des Sohnes Aussehen eine Krankheit zu verrathen schien, welche ihm die Arbeit im Hofe nicht räthlich machte. Zwar zeigte dieser schon seit längerer Zeit eine Schwermuth, deren Grund hinter seiner gleichzeitigen Verschlossenheit verborgen lag. Heute aber deutete sein Wesen, wie seine ganze Erscheinung auf ein innerliches Uebel, wie die Mutter sagte, welche mit der Tochter sich jetzt ängstlich um Hermann bemühte, obgleich dieser auf jede Frage die Antwort hatte, es fehle ihm nichts.

Der Vater hatte noch immer den rechten Ton nicht finden können, um mit Hermann so unbefangen und vertrauensvoll zu verkehren, wie vor Jahren. Er theilte den Seinigen mit, daß sich wieder mehrere hochangesehene Edle des Ober- und Unterlandes beim Rathe gemeldet hätten, um Fürsprache einzulegen wegen des Heinz Grefe und seines Sohnes, damit dieselben nicht nach der ganzen Strenge des Rechts, dem sie verfallen seien, gerichtet würden, sondern sich lösen und mit der Stadt vertragen könnten. Der Rath aber wolle nichts davon hören, keine Einsprache gestatten und ein Beispiel geben für alle Zukunft.

Wenn nun Meister Schwarz voraussetzte, er werde damit die besondere Theilnahme Hermann's erwecken, so hatte er sich getäuscht. Der Sohn schien nicht einmal zu hören, wovon die Rede, und Vater und Mutter sahen sich nachgerade bedenklich an. Drauf trat Meister Schwarz an das Fenster und schaute in den Küferhof hinunter, von wo der Schall der Faßschlägel und das Geräusch der Hobel heraufscholl.

„Ich sehe den Wenzel nicht an seinem Platze", sagte er zu Hermann gewendet. „Will der mit Einmal ein Langschläfer werden?"

„Das nicht, Vater," antwortete der Sohn mit mehr Antheil. „Ich glaube, er schnürt seinen Bündel."

„Seinen Bündel?"

„Wofern ich nicht wandere, wird er unser Haus verlassen."

„So!" machte Meister Schwarz, leise pfeifend,

während die Mutter ebenfalls betroffen aufhorchte. „Habe ich nicht Arbeit genug für euch Beide? Oder, wie? Hat es gestern noch Händel abgesetzt? Mir scheint, dem sei so. Und weßwegen?“

Als der Sohn sichtlich zögerte, von der Ursache des Streits zu reden, fuhr Meister Schwarz fort:

„Hat wohl auch der lange Kunz und der Martin wieder gegen den Wenzel gehalten. Seit der Martin sich so gut hält und ein so trefflicher Arbeiter geworden, will er sich auch nicht mehr mit dem Wenzel vertragen.“

Sabine horchte hoch auf bei dieser Sprache des Vaters und glaubte aus dem Tone desselben gerade keinen Mangel an Wohlwollen für Martin herauslesen zu müssen. Hermann jedoch erwiderte trübe:

„Keiner hatte etwas mit dem Wenzel, als ich allein. Darf ich selbst wieder wandern, so bliebe er wohl.“

„Nein, Hermann, Du bleibst bei uns“, sprach jetzt Meister Schwarz mit Güte. „Deine Eltern bedürfen Deiner in ihren alten Tagen. Wir werden nicht mehr mit einander hadern, und mir wird es wohl gelingen, Dich auch mit dem Wenzel — sieh, da ist er selbst.“

„Recht guten Morgen, Meister. Gott segne Euch den Tag.“

„Schönen Dank. Was bringst Du, Wenzel?“

„Euer Geschäft leidet keine Noth mehr, wenn ich wandere, und überdies zieht es mich in's Oberland zurück nach dem Vaterhause.“

„Das thut mir wohl leid, doch kann ich nicht wider Deinen Willen“, sprach der Meister zu dem Gesellen, indem er ihm die Hand reichte. „Willst Du ziehen, so gehe mit Gott und ohne Groll im Herzen gegen mein Haus.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Frankfurter Bierkrawall vom 21. April.

(Schluß.)

Da das Hofthor lange widerstand, wandte sich die Menge nach der Neuen Rothhofstraße, wo sie die Wohnungsthüre erbrach, aber nicht einzudringen vermochte, weil heißer Dampf entgegengespritzt wurde. Gleichzeitig versuchten die Zerstörer durch ein Fenster, dessen Drahtgeflecht sie abgerissen, einzudringen, wurden aber auch hier durch heißes Bier zurückgewiesen. Nachdem endlich die kleine Thüre im Hauptthor erbrochen worden, ließ Schwager auch hier auf die Eindringenden den Dampfschlauch richten, bis gegen 6 Uhr die herbeigerufene Compagnie Infanterie die Excedenten vertrieb, wobei zahlreiche Verhaftungen vorgenommen wurden. Den Schaden (hauptsächlich durch Zerbrechen von 250 Fensterscheiben, vielen Fensterrahmen und mehreren Thüren) schätzt Schwager auf 400—500 fl. — Auch in der Fahrgasse fanden seit halb 5 Uhr bedeutende Ansammlungen statt. Der Polizeicommissär Bergmann, welcher in Begleitung mehrerer Schutzleute die namentlich bei der Mehlwaage und der Müller'schen Wirthschaft angesammelte Menge zum Auseinandergehen aufforderte, wurde mit Steinwürfen angegriffen, durch welche 3 Beamte so erheblich verwundet wurden, daß sie sich zurückziehen mußten. Der Schutzmann Türk, welcher einen Arrestanten zur Wache bringen sollte, wurde auf dem Wollgraben von einem Haufen angegriffen, zu Boden geworfen, getreten, geschlagen, mit Steinen geworfen und auf der Erde geschleift, so daß er sechs Tage bettlägerig und noch längere Zeit dienstunfähig war. Der Arrestant wurde ihm entrissen. Der Schutzmann Bender I. mußte wegen der erhaltenen Steinwürfe acht Tage das Bett hüten. Bergmann requirirte durch seinen Sohn, Dragoner-Unteroffizier, und durch den einzigen noch disponiblen Schutzmann Ochs eine Militär-Patrouille von 5 Mann, welche mit Steinen geworfen wurde und nichts ausrichten konnte; auch eine zweite stärkere Patrouille wurde mit Steinen geworfen und zog bald wieder ab. Bergmann wurde durch einen schweren Stein in den Rücken getroffen. Sein Sohn zog den Säbel und hieb auf den Werfenden ein, wurde jedoch von der Menge umringt und vermochte nur mit Mühe, nebst seinem Vater, der ebenfalls den Säbel gezogen, den Rückzug zu gewinnen. Beide vertheidigten sich mit der Waffe, bis eine dritte Patrouille erschien, welche alsbald so arg mit Steinen geworfen wurde, daß mehrere Soldaten verwundet wurden, und ihnen die Helme vom Kopf fielen. Die Führer ließen hierauf laden und eine Salve in die Luft geben, die keinen Schaden anrichtete. Auf den Ruf: „sie haben nur mit Platzpatronen geschossen“ wurde noch stärker geworfen, worauf die Patrouille abermals Feuer gab und mehrere Leute verwundete. Die Menge zog sich zwar zurück, drang aber alsbald wieder steinwerfend vor, so daß die Patrouille sich feuernd in die Kannengießergasse zurückziehen mußte. Dann ging sie wieder vor und drängte schießend die Menge zurück. Bergmann, welcher ihr folgte, wurde abermals von einem Steinwurf so heftig in die Seite getroffen, daß er sich nach Hause führen lassen mußte. Er war 11 Tage bettlägerig und noch längere Zeit dienstunfähig. Bis gegen Mitternacht wurde wiederholt zur Verhinderung von Plünderungen und Demolirungen in der Fahrgasse und Umgegend von der Feuerwaffe Gebrauch gemacht, wobei mehrere Personen, welche einzelne Soldaten mit Steinwürfen verwundet oder auf sie geschossen hatten, erschossen wurden. Schutzleute, welche sich einzeln blicken ließen, wurden mit Steinwürfen verfolgt und mußten in die Häuser flüchten. Zwischen 6 und 7 Uhr wurde ein schwer Verwundeter oder Todter durch zwei Leute in Begleitung eines Schutzmanns nach dem Revierbüreau in der Brückhofstraße getragen, umgeben von einer Menschenmenge, welche nach dem Verwundeten und dem Beamten mit Steinen warf. Auf das Abwehren des Schutzmanns riefen einige: „Ach was! wenn ihn die Preußen halb todt geschossen haben, können wir ihn auch ganz todt werfen!“ Nachdem der Verwundete im Revierbureau niedergelegt worden, wurden

durch Steinwürfe in wenig Minuten sämmtliche Scheiben zerschlagen und eine Quersprosse, ein Stuhl und eine Thüre beschädigt, so daß die Beamten in die Hinterzimmer flüchten mußten. Das Schild wurde durch Stangen heruntergerissen und in den Main geworfen. — In Sachsenhausen ist es der thatkräftigen Intervention der Bürgerschaft gelungen, abgesehen vom Einwerfen einiger Scheiben in der Heimann'schen Wirthschaft, die Zerstörung auf die Schall'sche Wirthschaft zu beschränken. Schon am Nachmittag hatten dort Leute nach dem Preis des Bieres gefragt und waren dann, als sie hörten, daß das Glas 4½ kr. koste, brummend weggezogen. Gegen halb 8 Uhr begab sich ein Zug über die Brücke nach Sachsenhausen und direct in die gedachte Wirthschaft. Der nahe am Thor befindliche Vater des Wirths hörte rufen: „hier fangen wir an!" und sah sich 4 bis 5 Männern gegenüber, welchen er vorstellte, daß sein Sohn nicht Bierbrauer, sondern nur Zäpfer sei. Als er jedoch auf Befragen erklärte, daß das Bier 4½ kr. koste, riefen sie: „Dann ist Alles Eins; hier muß es losgehen!" drangen in das Thor ein, welches Schall Vater vergeblich zu schließen versuchte, und schlugen dem seinem Vater zu Hülfe eilenden Wirth Schall Sohn mit einem Todtschläger und einem Stuhl auf den Kopf, so daß er sich halb betäubt in das Haus zurückziehen mußte. Hierauf begannen die Eingedrungenen, unterstützt von der vor dem Haus versammelten Menge, mit Steinen nach dem Haus zu werfen und sämmtliches Mobiliar im Garten, Tische, circa 500 Stück Stühle, Laternen, Teller, Messer ꝛc. zu demoliren. Einer rief: „Hinein, wir stecken das Haus an!" während die außen stehende, gleichfalls mit Steinen werfende Menge das Schild herunter zu reißen versuchte. In diesem Augenblick warfen sich einige Bürger, unterstützt von Schutzleuten, auf die Zerstörer und verhafteten im Handgemenge mehrere derselben, worauf die Uebrigen entflohen. Der Schaden des Schall beträgt 502 fl. — Von den bei den Excessen betheiligten Personen ist eine größere Anzahl bereits durch die Strafkammer und das Rügegericht abgeurtheilt worden. Die 47 vor das Schwurgericht Verwiesenen sind — der Anklage zufolge — durch die Untersuchung überführt, theils als Rädelsführer, theils anderweitig an den Zerstörungen und Plünderungen, sowie an dem Aufruhr selbstthätig Antheil genommen zu haben. Im Ganzen wurden etwa 20 Wirthschaften, ein Kleider- und ein Schuhladen demolirt oder geplündert.

Miscellen.

Tübingen, 14. Juli. Zahlreiche Schaaren von Sängern und anderen Festtheilnehmern strömten schon gestern zur Enthüllung des Uhland-Denkmals in die Stadt. An den Häusern und in den Straßen wurde inzwischen die letzte Hand an die Verzierungen angelegt. An Uhland's Geburtshaus in der Neckarhalde ist eine Gedenktafel angebracht mit der Inschrift: „In diesem Hause wurde L. Uhland geboren 26. April 1787" und an dem langjährigen Wohnhaus des Dichters sagt eine Inschrift in goldenen Lettern: „Hier wohnte L. Uhland von 1836 bis zu seinem Tode am 13. November 1862." Ein drittes Haus (dem Kaufmann Gunzert gehörig) ist als Wohnung Uhland's in seinen Jugendjahren bezeichnet. Am schönsten ist natürlich der Uhlands-Platz selbst decorirt. Ein ganzer Wald von Flaggenmasten zieht sich um das Denkmal her, das noch mit seinem grauen Mantel bedeckt ist. Schon gestern Abend war reges Festleben. Im Sommer-Theater hatte Director Urban eine sehr gelungene Festvorstellung veranstaltet. Nach 8 Uhr Abends begaben sich die Sänger in langem Zuge auf den Friedhof an Uhland's Grab, wo das Lied: Stumm schläft der Sänger ꝛc. gesungen und von einem Mitgliede der Burschenschaft Germania ein Lorbeerkranz auf das einfache Grab-Monument niedergelegt wurde. Der heutige Hauptfesttag wurde um 6 Uhr durch die Tagwache eröffnet, worauf vom Thurme der Choral: „Womit soll ich dich wohl loben?" geblasen wurde. Nach 9 Uhr sammelte sich der großartige Festzug am Universitätshause und begab sich durch die geschmückten Straßen nach dem Uhlands-Platz. Als um 10½ Uhr der Zug auf dem Festplatz angekommen war, begann mit der von J. Faißt componirten Festcantate der feierliche Act. Dann betrat Prof. Karl Köstlin die Rednerbühne und sprach die Festrede. Am Schluß der Rede wurde durch die Geschwister Meyer, Großneffe und Großnichte Uhland's, die Hülle zurückgezogen, und als nun unter Kanonendonner und dem Geläute der Glocken das eherne Standbild im Sonnenschein erglänzte, machten sich die Gefühle der Tausende in einem allgemeinen Hochrufe Luft. Der Schw. M. sagt: „Hat schon jene erste Skizze, welche das Preisgericht seiner Zeit veranlaßte, Kietz mit der Ausführung des Denkmals zu betrauen, nach allgemeinem Urtheil die Persönlichkeit des Dichters in treuer Naturwahrheit wiedergegeben, so darf dies in noch höherem Grade von dem noch mehrjähriger Arbeit vollendeten Erzbild gesagt werden. Das ist Uhland, wie er im Leben unter uns war. In doppelter Lebensgröße steht die Gestalt des Dichters hoch aufgerichtet in einfacher moderner Tracht. Das rechte Bein ist straff angespannt, das linke in leichter Bewegung nach vorn gekehrt. Die rechte Hand drückt mit ausdrucksvoller Geberde eine Rolle gegen die Brust, während der linke Arm, gerade gestreckt, die Hand zur Faust geballt, einen besonders charakteristischen Eindruck hervorbringt. Das edle ausdrucksvolle Haupt ist in freier, fast energischer Haltung vorgestreckt. Zumal am Kopfe zeigt sich die feine Durchbildung der Arbeit; es sind die bekannten Züge, die uns lebenswarm entgegentreten, die breite, spärlich umlockte Stirn, das große Auge, die starke Bildung von Nase und Mund, aber wir empfangen aus ihnen einen durchaus geistigen Eindruck. Die ganze Gestalt wie die einzelnen Züge athmen Schlichtheit und zugleich männliche Energie; es ist der eherne Charakter, den der Künstler in diesem Bilde von Erz vornehmlich zur Anschauung gebracht hat. Nicht mindere Beachtung verdienen die gleichfalls von Kietz modellirten Hochrelief-Figuren, mit welchen drei Seiten des Sockels geschmückt sind: die Germania, die Dichtung und die Sage, als drei sitzende Frauengestalten dargestellt. Sie versinnbildlichen die dreifache Wirksamkeit, in welcher Uhland dem deutschen Volke werth geworden ist." Zum Festessen mußte sich die große Versammlung in viele Quartiere vertheilen.

Charade.
(Dreisilbig.)

Die erste Silb' erstaunet,
Die zweite grüßt vertraulich,
Die dritte gut gelaunet,
Verwundert sich beschaulich,
Verzeiht und läßt passiren,
Kann auch wohl raisonniren;
Nun tritt hervor das Ganze
In hehrem Götterglanze:
Sieh auf nach Wingolfs Hainen,
Da wird es Dir erscheinen.

Auflösung der Charade in Nr. 82:
Pinsel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 85. Speyer, Dienstag, den 22. Juli 1873.

* Gewitter.

Freude strahlt von sonn'gen Hügeln,
Freude von dem heitern Plan,
Auf der Freude goldnen Flügeln
Jauchzt die Lerche himmelan.
Freude tönet und Entzücken
Tausendfach in weiter Runde;
Freude glänzt aus tausend Blicken,
Freude schallt von Mund zu Munde.

Da auf einmal — welche Stille!
Trübe wird der Sonne Licht;
Eine dunkle Wolkenhülle
Deckt des Himmels Angesicht.
Horch, welch' fernes dumpfes Grollen —
Immer näher — Blitz' auf Blitze —
Plötzlich leuchtend um uns rollen
Tausend riesige Geschütze.

Im Gebüsch' und unter Dächern
Bergen sich die Vögel stumm,
In den Wohn- und Prunkgemächern
Sitzen Menschen still herum.
Und sie zählen die Secunden
Zwischen Blitz und Donnerschlägen,
Lauschen bang, ob nicht verbunden
Hagel mit dem Sturm und Regen.

Schon zu weichen scheint das Wetter
Und mit ihm des Bangens Qual —
Da mit prasselndem Geschmetter
Zuckt des Blitzes zack'ger Strahl.
Durch des Regens Rauschen gellet
Draus ein Schrei, dann viel' zusammen,
Und die trübe Luft erhellet
Rings ein Brand mit rothen Flammen.

Mensch — auch Du mit frecher Stirne,
Der als Gott sich selber preist,
Der mit fieberndem Gehirne
Alles Höh're Thorheit heißt!
Sprich, ob nicht geheimes Zittern
Den Allmächt'gen Dir beweist? —
Furchtbar predigt in Gewittern
Gott Dir selbst — Du starker Geist!

Ch. Böhmer.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Wenzel schien weich gestimmt zu werden. Er reichte auch der Frau Meisterin die Hand zum Abschiede und ebenso der Tochter. „Ihr werdet auch nicht weinen, da ich ziehe, Jungfrau Sabine," sprach er, ohne daß jedoch ein Vorwurf in seinen Worten lag. Dann wandte er sich an Hermann: „Nun, da ich gehe, will ich Dir gestehen, daß ich nicht verwinden kann, einen Bessern neben mir zu haben. Für uns Beide ist kein Platz in derselben Stadt. Bin ich der Erste nicht, will ich auch der Zweite nicht sein. Drum ist meines Bleibens hier nicht länger. Aber kann ich nicht in Gutem neben Dir weilen, so doch ohne Groll von Dir gehen. Behüt' Dich Gott!"

„Fahr' wohl", sprach Hermann aufrichtig, indem er die Hand ergriff. Dann setzte er leise mit bebender Stimme hinzu: „Geh hin zur schönen Gertrud und sei glücklicher, denn ich."

Wenzel verließ die Stube, um von den Gesellen draußen Abschied zu nehmen, während Frau Agathe einige Mal recht schwer seufzte, als gebe sie nothgedrungen langgenährten Wünschen und Hoffnungen den Abschied. Auch Meister Schwarz blieb gedankenvoll am Fenster stehen und sprach einmal unwillkürlich den alten Trost vor sich hin: „Der Mensch denkt, Gott lenkt!"

Von da an ging die Arbeit im Küferhofe des Meisters Schwarz mit mehr Frieden von statten. Martin schien sich durch sein Verhalten immer mehr in Gunst zu setzen, während Sabine jetzt erst förmlich aufblühte. Dagegen ruhten des Vaters Augen so manchmal bedenklich auf dem Sohne, dem alle Lebensfreude verloren gegangen zu sein schien. Zwar arbeitete er mit demselben Eifer und Geschick wie sonst, aber es fehlte all' die Freudigkeit der Jugend am schönen und lohnenden Werk. Ein solches hatte ihm aber der Rath der Stadt selbst aufgetragen, und die Gesellen meinten, es werde wohl dem Pfalzgrafen oder gar dem Kaiser selbst bei dessen nächster Reise in's Elsaß angeboten werden. Doch Hermann kümmerte sich hierum nicht weiter, sondern suchte sich nur mit all der ihm zu Gebot stehenden Kunstfertigkeit des ehrenden Auftrags zu erledigen. Still und stumm richtete er das Holz her, fertigte die mächtigen Dauben an und hobelte ohne muntern Ruf und Gesang nur immer fleißig drauf los, während seine Kameraden mit manchem Lied und Pfiff ihre Thätigkeit würzten. Da das bestellte Faß dauerhafte Festigkeit mit zierlichem Schnitzwerk verbinden sollte, konnte er alle seine Geschicklich-

keit und Kunst erproben, worüber er manchmal auch seines Leids vergessen konnte. Dagegen übermannte es ihn zu anderer Zeit desto mehr, wenn er der jungen Hoffnungsseligkeit, des einstigen reinen Vertrauens seiner Liebe gedachte, während jetzt der Zweifel sich in sein Herz gebohrt hatte und an seinem Lebensmuthe zehrte. Und erinnerte er sich Kätherleins warmer Fürbitten für den Junker, ihrer Haltung beim Sturm auf das Thor und ihrer Verzweiflung beim Auszug mit den Gefangenen, so ging die Saat des Mißtrauens wuchernd in seiner treuen Seele auf, die sich zu anderer Zeit wieder an die Untrüglichkeit der ganzen, Vertrauen heischenden Erscheinung seines Kätherleins mit dem Glauben und der Macht der Liebe anzuklammern suchte.

Meister Schwarz hatte in jenen Tagen wenig Zeit gefunden, seinen Gesellen nachzusehen, da ihn wichtige Geschäfte und Berathungen zum Vortheil der Vaterstadt in Anspruch nahmen. Eines Nachmittags aber kam er doch wieder in den Küferhof, sprach mit jedem der Gesellen über den Gegenstand ihres Thuns und blieb dann längere Zeit bei seinem Sohne stehen, um mit ihm über den ehrenden Auftrag von Seiten des Raths und das Weitergedeihen des Werks zu sprechen. Dann aber brachte er die Rede auf die verdrossene, freudlose Stimmung Hermanns. „Du bist so trüben, düstern Sinnes, daß es nachgerade aller Welt auffällt", äußerte Meister Schwarz, und als der Sohn darauf ausweichend entgegnete, daß ihn die Arbeit so nachdenklich und grübelnd erscheinen lasse, bezweifelte dieß der Vater und meinte, es sei eine Krankheit, wenn auch nur Herzweh, wie er es nannte. „Das muß geheilt werden, Hermann. Selbst die Herren vom Rath meinen, man müsse dagegen thun und Dir helfen. Werd' ein Meister, Hermann, nimm ein Weib! Das hilft gegen solche Krankheit und hat schon Manchen gesund gemacht."

Hermann ward blutroth und wieder leichenblaß. Er hielt in seiner Arbeit ein, legte den Hobel hin und sah seinen Vater leidvoll an. Dann sprach er: „Ihr irrt, Vater. Gegen mein Uebel hilft Euer Mittel nicht."

„Es würde helfen, wolltest Du es nur gebrauchen", versetzte Meister Schwarz. „Und Du wirst Dich nicht lange mehr sträuben können, — Deine Mutter ist auch der Meinung. Wir werden alt, — noch bin ich gut zum Rath, nicht mehr zur That. Wie lange wird es dauern, so folgt Deine Schwester, die Sabine, einem Manne in ein anderes Haus, und Vater und Mutter stehen in ihrem Alter einsam, wenn nicht Du, Hermann, ein sorgsames, treues Weib nimmst, Handwerksmeister und Bürger unserer guten Stadt wirst, Deines Vaters Geschäft fortführst und Deinen Eltern eine freundlich pflegsame Schwiegertochter schaffst."

Tief aufseufzte der Sohn bei diesen Worten. Er legte die Linke an die Stirne und ließ die Rechte schlaff über das Schurzfell herunter sinken. Dann sagte er: „Lieber Vater und Meister, so hört mich denn. Ich thu' Euch Alles in der Welt gern zu Lieb und Gefallen und — Ihr dürft ja Gehorsam von Eurem Sohn fordern. Aber prüft mich nicht zu sehr. Ihr, Vater, könnt mir Alles geben — ein ehrliches Weib, Euer Haus und Vermögen und Euren guten Namen in der Stadt, aber Eines, Eines nicht —"

„Und was denn?" fragte Meister Schwarz, als der Sohn bewegt innehielt.

„Glück, Freude und Frieden im Hause, Lust am Leben und an der Arbeit!" sagte Hermann, indem er sich gleichsam müde auf die Hobelbank setzte und düster vor sich hinstarrte.

Meister Schwarz sah eine Weile auf den Sohn nieder. Dann fing er wieder an: „Vielleicht doch, Hermann! Blicke nicht so zweifelmüthig in die Welt. Ich weiß Dir eine Jungfrau, die Dir sicherlich gefallen würde, wenn Du sie sähest. Denn sie ist schön von Angesicht, guten Gemüths und freundlichen Gebahrens, auch nicht ohne geziemende Mitgift, — sie wäre mir eine liebe Sohnsfrau."

„Nicht doch, Vater!" sagte Hermann mit einer Handbewegung, die zugleich eine Abwehr und eine Bitte enthielt. „Laßt Sabine einen tüchtigen Küfer heirathen — ich wüßte Einen, der sie lieb hat und Euch der beste Schwiegersohn wäre, — laßt sie bei Euch wohnen und Euer Alter pflegen, ihren Mann aber das Geschäft fortführen und in Ehren stehen vor der Stadt. Auch ich habe einmal solche Wünsche und Ziele gehabt, hatte ein Mägdlein lieb, ein armes verlassenes Mägdelein, dessen Niemand gedenken wollt' außer mir." Vor innerer Bewegung hier innehaltend, fuhr er dann, als schäme er sich seiner Erregtheit, gefaßter fort: „Das ist nun auch vorbei, und so durft' ich's Euch verrathen, was mich gekränkt so lange Tage. Mein Streben ist jetzt auf ander Ding gericht't, als auf Haus und Hof, Weib und Familie!"

„Und worauf denn, Hermann?" fragte Meister Schwarz mit äußerlicher Ruhe. „Wo steht denn nun Deines Lebens Ziel?"

„Im Feld — oder im Kloster!"

Meister Schwarz schwieg lange, bis er wieder anhub: „Also ein reisiger Knecht oder — ein Mönch. Dir liegt des Pfalzgrafen Angebot noch im Kopfe, nach Heidelberg zu kommen und den Schlägel mit dem Schwert zu vertauschen. Und andererseits meinst Du, im Kloster noch ein Gelehrter werden zu können, wie selbiger Magister aus Westphalen, mit dem Du in Freiburg Umgang gepflogen. Aber merke Dir, mein Sohn: der Krieg erzieht mehr Schelme, als Helden, das Kloster mehr Faullenzer, als Schriftkundige. Und ich dächte, Vater und Mutter sollten Dir näher liegen, als Pfalzgraf Friedrich und Magister Dringenberg, wie Du ihn nennst. Auch in meinem Küferhof bleibt Dir eine schöne Aufgabe: dem Wein, der holden Gottesgabe, die das Menschenherz erfreut, das feinste und zierlichste Gewand zu geben. Kennst doch selbst den feinen Spruch:

An allem Ort und Ende
Soll der gesegnet sein,
Den Arbeit seiner Hände
Ernähret still und fein.

Gott will ihm darzu geben
Ein' Eh'frau tugendreich,
Die einer fruchtbaren Reben
Sich soll verhalten gleich.

Kannst den Spruch einmal auf dem Faßboden über'm Thürlein einschneiden. Oder willst Du das Faß nicht fertig machen, das der Rath bestellt hat?"

„Es wird fertig werden, Vater!".

„Nun, also, kommt Zeit, kommt Rath. Ich wollte Dir nämlich sagen, Hermann, daß ich zum Theil in eigenen Geschäften, zum andern Theil aber im Auftrag des Raths eine Reise über den Landgraben in's Oberland machen, Notar Geiler in Ammersweiher aufsuchen und den ehrwürdigen Herrn Conrad von Bußnang zu Ruffach sprechen muß, wo ja ein Bäslein von uns wohnt, wie Du weißt, des Schaffners Walthusser Töchterlein."

„Aber Vater", warf jetzt Hermann ein, „wie möget Ihr eine Reise dahin wagen, wo Ihr schon einmal auf freier Straße ergriffen worden seid, in das Gebiet des von Hadstadt, der den Schaden mit dem Schlosse zu Herlisheim gehabt?"

„Die Landstraßen sind jetzt sicher, und der von Hadstadt hütet sich wohl, unsere Feindschaft auf sich zu laden", antwortete Meister Schwarz. „War er doch selbst im Geleite des von Rappolstein hier, um Fürsprache für Heinz Grefe einzulegen, von dem sie wohl wissen, daß er sein Leben verwürkt habe. Zudem nehm' ich den Kunz mit mir, während Du das Geschäft in Ordnung halten wirst, bis ich wieder komme."

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Kauen, Schlürfen, Schmecken ꝛc.

Einige Geschöpfe, so die meisten der zahnlosen Vögel, auch die Schlangen ꝛc. befördern alle ihre Nahrung, Körner sowohl als Fleischspeisen, ohne Weiteres, unbesehen und ganz glatt hinunter in den Kropf oder Magen.

Viel Ungefälliges würde bei den Mahlzeiten der Menschen vermieden werden, wenn sie es auch so machen könnten, wenn ihnen das Kauen nicht nöthig wäre.

Allein die Einrichtung unseres Magens und unserer anderen Verdauungsorgane verlangt nun einmal die vorläufige Procedur einer Zermalmung mit den Zähnen.

Ein recht scharfes, schönes und vollständiges Gebiß bringt dies am besten, schnellsten und wirksamsten zu Wege. Ein jugendlich kräftiger Esser ruckt mit den Zähnen ein paar Mal leise hin und her, so daß es äußerlich kaum bemerkbar wird und die Arbeit ist gethan.

Die Alten hingegen, bei denen die Backenmuskeln lahmer und die Zähne stumpf geworden sind, müssen mit den Kinnladenhebeln weit ausholen und sie arbeiten lange und langsam. Aber auch Andere setzen zuweilen aus böser Gewohnheit oder aus nachlässiger Unbedachtsamkeit ihre Mühle in auffallend großartige Bewegung und lassen dieselbe ganz unnöthige Anstrengungen machen, kauen zu rasch oder zu heftig oder zu spektakulös, und das muß ihnen der moralisirende Gesetzgeber der guten Tischsitten als höchst polizeiwidrig verbieten. Von einem solchen Kauer sagen die Engländer: „He moves his jaws like a beggarman." (Er bewegt seine Kinnladen wie ein Bettelmann.)

Besonders anstößig sind uns die zuweilen bei diesen Vorarbeiten zur Perception kommenden Geräusche: das Schmacken, das Klappern der Zähne, das Geschlürfe, das Schnalzen mit den Lippen oder der Zunge, welches Alles so thierisch klingt und einem Menschen gar nicht ansteht, der durchaus trachten muß, das Gesause der Maschinerie ganz sachte und leise zu Stande zu bringen.

Knochennagen, Knaupeln und Pulen.

Dicht an den Knochen der Braten soll gerade das Beste sitzen. Der dicke londoner Krämer, der auf Hogarth's schon von mir citirtem Bilde des „Lord Mayors-Diner" als eingeladener Gast sitzt, hat sich dies gemerkt und hat daher einen großen Puterknochen quer vor den Mund genommen und bearbeitet und benagt ihn fleißig, aber mit sehr verzerrter und garstiger Geberde.

Mit Grazie einen Knochen rein zu putzen, das bringt auch, glaube ich, Niemand heraus. Das Knaupeln, Knibbeln, Knabbeln und Nagen muß daher bei Tafel gänzlich unterbleiben, selbst bei Herren. Bei den Damen, die man immer, wenn es sich um eine Frage der Sitte und des Anstandes handelt, befragen muß — ist das Knochenpulen wieder ganz „shocking!"

Manche sehr schmackhafte Gerichte, z. B. Krebse, bei denen die guten Dinge zwischen allerlei Geknöchel sehr versteckt sind und bei denen viel Pulerei unvermeidlich ist, sind daher auch bei eleganten Mahlzeiten gar nicht zulässig und können nur von den Jägern bei ihren Waldpicknicks oder von vertrauten Freunden en famille zur Verspeisung gelangen.

(Schluß folgt.)

Ein gefärbter Schimmel.

(Pariser Gerichtsscene.)

Ein Pferdemarkt ist das Feld, auf welchem ein richtiger Pferdemakler sein Talent für alle möglichen Spitzbubenstreiche in phantasievollster Weise entfalten kann. Wer nicht alle die Kniffe kennt, welche angewendet zu werden pflegen, um alten, lebensmüde gewordenen Mähren vorübergehend das Aussehen von jungen feurigen Rennern zu geben; wer nicht im Stande ist, immer wieder neue Metamorphosen in Bezug auf altersschwache Gäule zu ersinnen, der ist kein Pferdehändler comme il faut. Ein guter Pferdemakler wiegt dreißig Macchiavelli auf: er hat beim Pferdehandel stets mehr unfehlbare Strategeme

im Vorrath, als der gewiegteste Diplomat, und Talleyrand wäre mit seiner ganzen Staatskunst auf dem Pferdemarkt nur ein Novize gewesen. „Die Kunst eines Pferdemaklers", sagt Garsault — eine Autorität in derlei Dingen — „besteht darin, Pferde zu Spottpreisen zu kaufen, ihnen ein neues Aussehen zu geben und sie dann zu hohen Preisen wieder zu verkaufen!" Um dies zu erreichen, werden den Pferden die Zähne gereinigt und gefeilt, die Augenwimpern gefärbt, künstliche Muttermale auf die Haut gemalt, damit man die gestohlenen Rosse nicht wiedererkenne. Es werden ihnen verschiedene Droguen unter das Futter gemengt, damit der Speichelfluß kräftiger erfolge, und endlich werden ihnen die Augengruben und sonstige Fehler sorgfältig verklebt, um so den Thieren das günstigste Aussehen zu geben. Aber alle diese Kniffe verschwinden gegen die Spitzbübereien eines gewissen Claude Baricaud, welcher die Umgegend von Paris durchstreift, um Pferde, Wagen und Sattelzeug zu kaufen und zu verkaufen. Unglücklicherweise hat ihn sein letzter, etwas gar zu frecher Coup vor das Zuchtpolizeigericht gebracht. Der Zeuge Pierre Comboulives, ein Bäuerlein aus einem Dorfe in der Nähe von Paris, erzählt uns den Hergang der Sache, wie folgt:

Im vorigen Monat fuhr ich mit meiner Gemüsewaare auf den Markt nach Paris. Ich hatte meinen Schimmel „Coco" eingespannt, der nur mehr im Schritt gehen konnte, und deßhalb verkaufte ich ihn dem Baricaud um 35 Francs. — Angeklagter: Mehr war das Beest auch nicht werth!

Präs.: Lassen Sie den Zeugen sprechen. — Zeuge: Wir sprachen von Pferden und ich sagte zu Baricaud: Sie durchstreifen diese Gegend nach allen Richtungen; wenn Sie irgendwo gelegentlich einen guten, nicht zu theuern Rappen finden, so denken Sie an mich. Man sagt, die Rappen seien stärker und ausdauernder als die Schimmel. — Angekl.: Die Einen sagen Ja, die Anderen sagen Nein.

Präs.: Schweigen Sie. — Angekl.: Mit Vergnügen. (Heiterkeit.) — Zeuge: Er gab sich den Anschein, als ob er in Nachdenken versunken wäre; dann sagte er zu mir: „Warten Sie nur vierzehn Tage, dann sollen Sie einen schönen, billigen Rappen haben." Nach zwei Wochen brachte er mir wirklich einen Rappen, welcher einige Sätze vor mir that und den Anschein hatte, als wäre er ein feuriger Kerl. Ich glaube, Baricaud hat dem Gaul eine doppelte Portion Haser zu fressen gegeben, damit er guter Laune sei. — Angekl.: Durchaus nicht, welche Idee!

Präs.: Schweigen Sie. — Angekl.: Mit Vergnügen. (Gelächter.) — Zeuge: Bis hierher war Alles gut; bald aber, als das Pferd in meinem Stalle war, ließ sein Feuer nach, wie die Hitze einer Milchsuppe, wenn sie auf's Eis gestellt wird, und das Pferd wurde beinahe so zahm, wie mein ehemaliger Schimmel.

Präs.: Kommen Sie zur Sache. — Zeuge: Ich führte das Roß in die Schwemme, um es zu baden; als es aus dem Wasser kam, zeigten sich auf seinem Bauche lange, weiße Streifen. Gut, sagte ich zu mir, jetzt fällt der Mörtel ab, mit dem es der Spitzbube aufgeputzt hat, ehe ich es kaufte. Diese Pferdehändler wissen rein nicht mehr, was sie alles erfinden sollen.

Präs.: Kommen Sie doch endlich zur Sache. — Zeuge: Morbleu! Ich bin dabei. Ich ließ das Pferd nochmals baden, die Streifen kamen nun am ganzen Körper zum Vorschein und wurden immer zahlreicher. Endlich sah ich, daß es gar kein Pferd war.

Präs.: Was war es denn? — Zeuge: Ein Zebra. — (Allgemeines Gelächter.)

Präs.: So vollenden Sie doch. — Zeuge: Also gut. Eines Tages mache ich mich mit Pferd und Wagen auf den Weg nach Paris. Es stürmt, es regnet furchtbar, ununterbrochen; es regnet sehr stark.

Präs.: Wenn Sie nicht zur Sache reden, muß ich Ihnen das Wort entziehen. — Zeuge: Ich sehe mein Pferd an, und je mehr ich hinsehe, desto mehr weiße Streifen bemerke ich, und die schwarzen verlieren sich immer mehr.

Präs.: Beendigen Sie. — Zeuge: Endlich war es ganz weiß. (Neues Gelächter.) — Angekl.: Das kann Jedermann passiren. (Großes Gelächter.) — Zeuge: Nachdem ich sah, daß das Pferd ganz weiß war, erkannte ich meinen alten Schimmel. (Allgemeines Gelächter, in welches der Präsident, die Richter, Angeklagter und selbst der Zeuge mit einstimmen.)

Präs.: Das Pferd, welches Sie früher dem Angeklagten verkauft hatten? — Zeuge: Ja, dieses selbst in eigener Person. — Angekl.: Dieses oder ein anderes. — Zeuge: Nein, kein anderes; wir haben uns gleich erkannt. Als ich es bei seinem Namen „Coco" rief, wendete es mir den Kopf zu und wir umarmten uns. (Heiterkeit.)

Präs.: Enfin, er hat Ihr eigenes Pferd verkauft, nachdem er es vorher schwarz angestrichen und ihm durch verschiedene Mittel ein gewisses Feuer einzugeben wußte. (Zum Angeklagten:) Was haben Sie zu bemerken? — Angekl.: Ich bemerke, daß das nicht wahr ist.

Präs.: Wie das? — Angekl.: Es gibt mehr Pferde auf dem Markte, die „Coco" heißen, es ist das so ein Name, den man den Pferden gibt. Ich habe das Pferd gekauft wie es war: die Malereien, welche es trug, rührten nicht von mir her; ich bin kein Thiermaler.

Präs.: Von wem haben Sie es gekauft? — Angekl. Ich weiß den Namen des Mannes nicht; es war ein Herr, welcher mit einem Pferd an mir vorbeikam, das ein Bündel Stroh trug. Ich fragte den Mann, ob das Vieh zu verkaufen sei, er antwortete: Ja; wir werden über den Preis einig, ich bezahle baar, die Geschichte wird so unter der Hand abgemacht, der Mann geht fort und ich sah ihn nie wieder.

Zeuge: Ich sage, das ist mein altes Pferd.

Der erfindungsreiche Pferdemakler wird vom Zuchtpolizeigerichte zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt.

Miscellen.

Freimersheim 15. Juli. Ueber den durch Peter Brutscher an seinem Schwager Anton Schreieck verübten Mord wird gemeldet: Brutscher besuchte heute seine von ihm getrennt lebende Ehefrau und machte auf dieselbe einen Mordversuch, indem er mit einem seiner beiden Revolver nach ihr schoß und dieselbe am Schulterblatt verwundete. Auf die zur Hülfe der Frau herbeieilenden Nachbarn schoß Brutscher gleichfalls, jedoch ohne Einen derselben zu treffen, und eilte hinaus in's Feld, wo er seinen ihm dort begegnenden Schwager erschoß, der nach 2 Minuten seinen Geist aufgab. Nach vieler Mühe gelang es den ihm nachgeeilten Nachbarn, den Mörder zu entwaffnen und ihn in sicheren Gewahrsam zu bringen. Die Aufregung in unserer sonst so stillen und braven Gemeinde über diese entsetzliche That ist sehr groß. Der Ermordete war ein allgemein geachteter Familienvater, der mit seiner Wittwe drei unerzogene Kinder hinterläßt. Die Erbitterung war eine derartige, daß man den Thäter vor der Volksjustiz schützen mußte. Brutscher wollte sich in seinem Gewahrsam mit Phosphor vergiften, was aber nur ein heftiges Erbrechen zur Folge hatte. Wahrscheinlich hatte er auch seine Schwiegermutter tödten wollen, denn er hatte sie unter einem Vorwande zu ihrer Tochter bestellt und war mit vielen Kugeln versehen. (Rhpf.)

Mainz, 11. Juli. In der hiesigen Actienbierbrauerei ist seit vorgestern eine Eismaschine in Thätigkeit. Dieselbe producirt in einer Stunde circa 12 Ctr. Eis, das an Consistenz das natürliche Eis hinter sich läßt. Das Aussehen des fabricirten Eises, in länglichen Blöcken erzeugt, ist fast dem weißen Marmor ähnlich. Die Maschine ist Pariser Fabrikat und bewährt sich in bester Weise. Die Actienbrauerei ist durch dieselbe in den Stand gesetzt, einen ansehnlichen Theil ihres immensen Bedarfs an Eis zu decken. (Mz. Z.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 86. Speyer, Donnerstag, den 24. Juli 1873.

Zu Uhland's Ehrentag. *)

O grüßt, ihr Jubelfeierklänge,
Des lieben Dichters ragend Bild!
Umrauschet es, ihr Festgesänge
Von Bergeshalden, vom Gefild!

Der war ein Mann von Gluth und Wissen,
Ein Sohn der Huldin Poesie!
Er konnte Kranz und Orden missen,
Doch seines Volkes Liebe nie.

Sein Lied erklang dem Kampf und Minnen,
Sein Reich war nur des Volkes Herz;
Des Volkes Leben war sein Sinnen,
Des Volkes Weh sein tiefster Schmerz.

Ein funkelnd Sternbild wird er leuchten
Dem deutschen Manne hell und traut;
Und manches Auge wird sich feuchten,
Das sein geliebtes Bild erschaut! —

Regensburg. Karl Zettel. (N. Korr.)

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

In der That fuhr noch selbigen Tags Meister Schwarz mit dem langen Kunz zum Thore hinaus, das nach Colmar führte, über den Landgraben, der das untere Elsaß vom obern abgrenzt. Daheim nahm unterdessen Küferei und Hauswesen den gewöhnlichen Gang. Hermann verkehrte in der Abwesenheit des Vaters etwas mehr mit Mutter und Schwester, und letztere war so geschwisterlich zutraulich, erstere so mütterlich mild und gütig, als je früher. Da war viel bei ihnen die Rede von dem frommen Herrn von Bußnang, der alle Uneinigkeit im Lande richte und von allen Herren, Städten und seinen eigenen Unterthanen so werth gehalten werde, daß die Straßburger bereuen, ihn nicht zum Bischofe behalten zu haben. Obgleich er aber gegen seine armen Leute barmherzig und gastfrei sei, thue doch sein Schaffner, Vetter Walthusser, noch mehr, halte dabei seines Herrn Einkünfte in bester Ordnung und werde von demselben stets gerecht befunden, denn er pflege zu sagen: „Ich habe nichts hergebracht, als einen grauen Rock, was ich hab', ist Euer Gnaden!“ Drum sei auch der ehrwürdige Herr ihm und seinen Kindern gar gewogen, und das Bäslein erhalte von ihm dereinst wohl reichliche Aussteuer. Dergleichen hörte Hermann eine Weile ruhig an und ging dann ohne Einrede wieder an die gewohnte Arbeit. Die Rührigkeit im Küferhofe beschwichtigte doch immer wieder seinen Unmuth und die Grillen wurden vertrieben, wenn so bei schönem Wetter im Frühherbste die Fässer, Butten und Bottiche unter den Schuppen hervor unter Gottes freien Himmel gerollt wurden, wo Hammer und Schlägel, Hobel und Beil gehandhabt werden sollten, während die in Hemdärmeln und Lederschürzen gar schmuck aussehenden Gesellen den Martin neckten, wenn einmal Sabine am Fenster erschien oder flüchtig über den Hof eilte.

Eines Abends nun, da eben Hermann nicht daheim war, erfolgte die Rückkehr des Meisters Schwarz. Andern Morgens wurde Hermann in den Rathskeller gerufen, wo Mancherlei nachzusehen war. Der Schultheiß Heinrich Hammer machte ihm dabei den Vorschlag, doch auch einmal den jungen Edelmann im Herlin zu besuchen, den er selbst gefangen genommen habe. Hermann war nach einigem Bedenken darauf eingegangen, und kam gegen Abend mit entlastetem Gemüthe nach Hause zurück, wo er sich nun auch der glücklichen Rückkehr des Vaters erfreuen konnte. Er war jedoch so sehr von dem Inhalt seiner Unterredung mit dem Junker Mathies erfüllt, daß er kaum noch für Anderes besondern Sinn hatte. Doch begrüßte er wieder mit heiterm Antlitz den langen Kunz, während der Vater Nachmittags auf das Rathhaus gegangen war. Kunz fand das Werk Hermann's sehr vorgeschritten; der Sohn des Hauses selbst fragte dies und das über die Reise, während er mit einem gewissen freudigen Ernst und mit dem Ausdrucke der Zuversicht alsbald die Arbeit wieder angriff, so daß die Gesellen erstaunt nach ihm herüber schauten. Die Abendsonne lag unterdessen mit mildem Glanze in dem Küferhofe, in welchem ein rühriges Treiben herrschte. Scherz, Gesang und Arbeitslärm. Zum ersten Mal nach langer Zeit hörte man auch des Meisters Sohn wieder eine Melodie summen, während er so freudig fortarbeitete. Unwillkürlich und immer lauter summte er die alte Weise, und endlich sang er mit voller Stimme:

*) 14. Juli 1873. (Enthüllung des Uhlanddenkmals in Tübingen.)

„Schein' uns, du liebe Sonne,
Gib uns einen hellen Schein!
Schein' uns zwei Lieb zusammen,
Die gern bei einander wollen sein!"

Aber plötzlich hielt er inne und schaute wie verzückt nach einem Fenster des väterlichen Hauses, das in den Hof ging. „Kunz", fragte er leidenschaftlich, indem er diesen am Arme ergriff, „hast Du gesehen?"

„Nein, was denn?"

„Wer war das bleiche Mägdelein, das dort herunter lugte und alsbald wieder verschwand?"

„Wir brachten Eines mit von Ruffach. Das wird es wohl gewesen sein."

„Von Ruffach", entgegnete tonlos der Sohn des Hauses. „Das Bäschen von Ruffach", wiederholte er mit gebrochener Stimme. Aus allen Himmeln gefallen, wandte er sich wieder zu der Arbeit, ohne daß noch ein Laut über seine Lippen gekommen wäre, oder sein Auge sich noch einmal nach dem Fenster empor gewandt hätte.

Fünftes Capitel.

In Thränen.

Die Sonne neigte sich schon stark den Höhen des Wasgaugebirges zu, als auf der Straße von Colmar nordwärts gegen den Landgraben ein Wagen rollte. Es war ein Fuhrwerk, wie man es damals, wenn man nicht reiten wollte, zu Reisen gebrauchte, zu beiden Seiten mit Leitern versehen und zum Theil mit einem Leinwandzelte überspannt. Außer dem Fuhrmann befanden sich auf den rohen Sitzen zwei ältere Männer und dahinter — tief in den Mantel gehüllt — ein weibliches Wesen. „Wer sind die?" fragte ein vorüberkommender Bauer den andern.

„Reichsgimpel aus dem Unterland", war die mürrische Antwort, „man erkennt sie gleich. Hochmüthige Städter, um nichts besser, als die Junker, die uns auf dem Lande plagen. Gott mit all seinen Heiligen habe ein Einsehen! Hat nicht das Thurmkätherlein von Herlisheim dem Schlettstädter Küfer zu Lieb' ihres Herrn Freunde verrathen! Ward sie doch deßwegen vom eigenen Vater verstoßen und kann zu Grunde gehen. Was kümmert's Jene?"

„So straf' Gott die Handwerker!"

Unbekümmert um dies Gespräch auf der Landstraße und ebenso wenig achtend auf die Schönheit der Landschaft, setzten die Reisenden ihre Fahrt fort, und sahen rechts auf die Wiesen und Rübenfelder, links auf die Rebenhöhen, deren Trauben schon der Weinlese entgegen reiften. Hie und da fiel ein Wort über den Ausfall des diesjährigen Herbstes und wie hoch der Most im Preise stehen werde. Endlich wandte sich einer der Reisenden, ein schon bejahrter, bartloser Mann von würdigem Aussehen, auf seinem Sitze um: „Und Du, mein Kind, bist ja noch immer so still und traurig."

Die Frauengestalt schauerte bei dem Klange dieser Stimme innerlich zusammen. Dann ließ sich ihre eigene sanfte Stimme fast klagend hören: „Ich habe ja weiter nichts zu sagen."

„Gut, wenn Du Dich nur dreinfindest. Dein Herr hat Dich uns anvertraut, — laß auch Du Vertrauen walten und denke, Du seist in guter Hand, wenn Du uns auch noch nicht kennst. Was willst Du sagen?"

„Eure Stimme däucht mir bekannt, nur weiß ich nicht, woher?"

„Laß es gut sein. — Gelt, Du kannst kochen, waschen, nähen?"

„Ich hab' es gelernt."

„So wirst Du in meinem Hause bei Frau und Tochter einen guten Ort finden. Wir haben Arbeit genug für Dich, — mein Sohn wird ein Weib nehmen, meine Tochter wohl einem Manne folgen, — die Aussteuer verlangt noch fleißige und geschickte Hände. Und zeigst Du Dich, wie ich erwarte, so kannst Du bei uns bleiben und uns im Alter pflegen."

„Aber — mein armer Vater!" warf das Mädchen tief seufzend ein.

„Den zu versorgen wirst Du wohl im Stande sein, wenn Du Dich nur treu bei uns hältst. Nun, was willst Du noch fragen?"

„Wo — wo wohnt Ihr?" lautete die schüchterne Frage.

„Im Unterland an gutem Ort. Wir werden noch in der Nacht heimkommen. Laß Dir das genügen!"

Damit war das Gespräch zu Ende. Weiter rollte der Wagen in die dämmernde Landschaft hinein, an halb in Rauch verhüllten Dörfern vorüber, durch die holperigen Gassen kleiner Städte. Still saß das Mädchen im Mantel verhüllt und zusammengekauert auf ihrem Sitze, während schon die Nacht hereinbrach. Endlich ging es in der Dunkelheit durch ein Stadtthor in eine enge Gasse hinein, deren Finsterniß durch den Lichtschimmer erhellt war, welcher aus zahlreichen Fenstern fiel. Zuletzt hielt der Wagen in einem weiten Hofe vor einem großen Hause. „Steige nun mit Deinem Bündel heraus, wir sind zur Stelle", sprach jetzt der bejahrte Mann, und half der Angeredeten selbst vom Wagen, während man mit einer Laterne aus dem Hause kam, um zu leuchten.

Zaghaft folgte das aufgeforderte Mädchen dem frohbegrüßten Manne in das große Haus, die steinerne Treppe hinan. Der andere Reisegenosse, ein langer Geselle, wollte ihr das Bündel tragen, was sie aber ablehnte. Während sie dann schüchtern und zitternd in der Ecke der Stube stand, kam ihr ein Mädchen ihres Alters entgegen, das sie freundlich ansprach, mit ihr zu kommen und ihr Bündel abzulegen, da sie nun Wohn- und Schlafgenossinnen seien. Von demselben freundlichen Mädchen wieder in die große Wohnstube geführt, — ein weites braungetäfeltes Gemach — ward sie eingeladen, sich zu Tische zu setzen, wo bereits ihre beiden Reisegefährten und eine kleine ältliche Frau in fast peinlich sauberem Gewande Platz genommen hatten. Hatte das freundlich unbefangene Entgegenkommen der Tochter vom Hause der jungen Fremden wohlgethan und viel von ihrer Herzensbeklommenheit verscheucht, so fühlte sie sich jetzt um so bedrückter,

als sie bemerkte, daß die Augen der Hausfrau während des Mahls beständig forschend und musternd auf ihr ruhten. Sie vermochte trotz allen freundlichen Zuredens nur wenig zu genießen und war froh, als sie wieder von der Tochter aufgefordert wurde, ihr in's Schlafzimmer zu folgen, da sie wohl müde sei und der Ruhe bedürfe.

Hier in dem traulichen Gemach, unter dem freundlichen Geplauder der Tochter des Hauses, lösten sich allmälich die beengenden und beängstigenden Fesseln, welche das Gemüth des fremden Mädchens preßten. „Und wie gefällt es Dir denn bei uns? Nun warte nur, es soll Dir bald besser gefallen. Wir wollen fleißig mit einander nähen, — es gibt noch viel zu thun bis zur Hochzeit meines Bruders, denn alle die Schränke, an denen wir vorbeigekommen, stecken voll ungenähter Leinwand. Nun aber wollen wir schlafen und morgen früh an's Tagewerk, wenn Du ausgeruht hast!"

„Aber wo bin ich denn?" fragte die junge Fremde dazwischen.

„Laß Dich das nicht kümmern, Du wirst es schon hören. Ich freue mich so auf des Bruders Hochzeit!"

„Und auf die eigene", bemerkte jetzt die junge Fremde nicht mehr so schüchtern.

„Ach, da hat's noch gute Weile!" erwiderte mit schamhaftem Erröthen die Tochter vom Hause, und so ging noch das Geplauder eine Weile fort, bis die beiden Mädchen mit gefalteten Händen und jede in ihrem eigenen Gebete einschlummerten.

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von J. G. Kohl.

(Schluß.)

Tellerlecker.

Wenn man den Teller mit einem wohlschmeckenden Gerichte recht hübsch bedeckt hat, so gabelt man anfänglich lebhaft hinein und nimmt große Bissen. Gewahrt man zu seinem Bedauern, daß das nette Häuflein schwindet, und wird man besorgt, die Sache werde bald ein Ende nehmen, so greift man nicht mehr so tief in den Beutel. Ist zuletzt fast Nichts mehr vorhanden, so rufen Einige wohl das Brod zu Hülfe und stippen den Rest der schmackhaften Sauce damit aus. Ja, die recht Erpichten heben den Teller gar auf der einen Seite ein wenig schief in die Höhe, um das noch Uebrige zusammenlaufen zu lassen, das sie dann mit dem Löffel oder dem Messer ganz wegschaufeln, so daß das Gefäß am Ende so aussieht, als hätte eine Katze es rein geleckt. Dies Alles ist in höchstem Grade anstößig. Und nur happige Schmarotzer können sich von ihrer Begierde so weit verleiten lassen. Man hat für sie den Scheltnamen „Tellerlecker" erfunden.

Dergleichen muß man auch bei Tisch durchaus vermeiden, wie überhaupt Alles, was einem den Anstrich von hungriger Habgier, oder von Geiz, oder von knickeriger und berechnender Sparsamkeit geben könnte. Man soll daher auch nicht, nachdem man den Kuchen gegessen hat, noch die Krümchen nachlesen, auch nicht das Glas Wein bis auf die Nagelprobe umstülpen, so daß dabei die ganze Nase in den Becher hineinkommt.

Wir sollen nicht nur nicht ausgehungert, gierig oder gar gefräßig sein, sondern auch dies Alles nicht zu sein scheinen. Nicht sein — um unserer eigenen Seligkeit willen, und nicht scheinen unserer Mitmenschen wegen, die ein solcher Anblick und die Ideen, die er erweckt, unangenehm berühren. Die allgemeinen Regeln und Gesetze für den gefälligen Umgang, auch die speciellen für die angenehmen Tischsitten sind ja eben durchweg ein Spiegelbild der allgemeinen Vorschriften der Moral, und Derjenige ist der willkommenste Tischgenoß, der sich als eine in allen Richtungen am meisten und feinsten moralisch ausgebildete und großmüthige Persönlichkeit darstellt. Die Moralphilosophie liegt allen Ge- und Verboten des Eß- und Speise-Sittengesetzbuchs zu Grunde.

Auf dem Titel eines sehr bekannten Werks über Kochkunst kann man als Motto den Satz finden: „Sage mir, was Du ißest, und ich sage Dir, wer Du bist." Wenn man in diesem Ausspruch statt des „was" ein „wie" setzte, so würde er noch viel zutreffender sein, wie denn ja überhaupt bei fast allem Thun und Lassen das Wie so viel wichtiger ist als das Was.

Ich komme noch ein Mal auf Diejenigen zurück, welche sich so weit vergessen können, daß sie bei einem correcten und anstandsmäßigen Diner ihre Teller auf der einen Seite — wenn auch nur ganz wenig — in die Höhe heben, um des Ueberrestes der Sauce habhaft zu werden. Die, welche hierzu im Stande sind, würde ich sogleich auf die Seite der schwarzen Schafe stellen. — Ist das Spitzfindigkeit? Haarspalterei? — Keineswegs. Ich theile auch die Männer je nach der Art, wie sie ihren Hut aufsetzen, in zwei ganz verschiedene Classen. In eine ehrsame Sorte, welche ihren Hut gerade und wagerecht auf den Kopf setzen, und in eine andere Gattung, welche es lieben, ihren Hut etwas schief — wenn auch nur ganz wenig — aufzustülpen. Dieses thun die Leichtfertigen, die eitlen Renommisten, die genial sein Wollenden, die Lumpaci-Vagabundi, die Trunkenbolde. Bei moralischen Dingen ist es immer ein Federchen, das deutlich genug anzeigt, wie der Wind fliegt. — Auch wenn ich einen goldenen und einen bleiernen Ducaten auf die Wagschale lege, weicht das Zünglchen ja gar nicht sehr viel aus dem Gleichgewicht. Aber dies Wenige ist hinreichend, um auch die falsche Münze erkennen zu lassen.

Bemerkungen über den Schutz gegen Cholera-Ansteckung.

Um sich gegen Ansteckung resp. Weiterverbreitung des Choleragiftes zu schützen, ist es nothwendig, daß die ganze Bevölkerung an denjenigen Orten, in welchen die Epidemie ausgebrochen ist oder auszubrechen droht, gewisse Vorsichts-

maßregeln in's Werk setze, daß jeder Einzelne den sanitätspolizeilichen Maßregeln Vorschub leiste. Es tröste sich Niemand damit, daß in der Stadtgegend, welche er gerade bewohnt, kein Fall von Erkrankung vorgekommen ist oder seine Straße rein und sauber gehalten wird. Wenn irgend wo der Ausspruch: „Jeder ist des Andern Bürge" zur Wahrheit wird, so ist es bei Verbreitung von Epidemien, insbesondere der Cholera, der Fall. Die Bewohner breiter und luftiger Straßen mögen nicht glauben, daß sie von dem Schmutze einzelner dumpfer Winkelgäßchen unberührt bleiben. Denn gar schnell verbreitet sich der Ansteckungsstoff von seinen Brutstätten in die reineren Stadtviertel und fordert hier wie dort seine zahlreichen Opfer.

Da die Abtritte, die Dunggruben, die schmutzigen Rinnsteine der massenhaften Entwickelung des Choleragiftes Vorschub leisten, so muß für möglichst häufige Reinigung und resp. Desinfection derselben mit aller Energie gesorgt werden. Niemals dürfen Cholerastühle in die gemeinsamen Abtritte geschüttet werden. Es ist zu empfehlen, daß öfter in alle Abtritte eine angemessene Quantität Eisenvitriollösung gegossen werde. Niemand benutze während des Herrschens der Epidemie einen fremden Abtritt, über dessen Desinficirung er nicht Sicherheit hat.

Die Diät ist von besonderer Wichtigkeit, d. h. man vermeide alle schwer verdaulichen Speisen und alle diejenigen Speisen und Getränke, welche nach allgemeinen und individuellen Erfahrungen zum Durchfall disponiren. Eine vollständige und plötzliche Umwandlung der Lebensweise ist nicht anzurathen, und namentlich der mäßige Genuß von gutem Rothwein und von kräftigem, nicht jungem und nicht sauer gewordenem Bier mag gestattet sein. Jede Unmäßigkeit ist streng zu meiden. Den thörichten Einwänden, daß diese Maßregeln unnütz seien, da viele Leute, welche strenge Diät hielten, erkrankten, und viele, welche unvorsichtig lebten, verschont blieben, kann man nur entgegenhalten, daß Jeder von der Cholera ergriffen werden kann, aber nicht muß, daß Niemand wissen kann, ob er nicht bereits Choleragift in sich aufgenommen habe und daß der ihm bevorstehende Cholera-Anfall sicherlich einen schwereren Verlauf nehmen werde, wenn außer dem Choleragift noch eine andere Schädlichkeit auf den Darmkanal eingewirkt hat.

Vor Erkältungen hüte man sich sorgfältig, namentlich des Unterleibs, und in einer Jahreszeit wie die jetzige, wo die Tageshitze die Schweißproduction befördert, während die kühlere Abendluft eine plötzliche Unterdrückung der übermäßigen Hautthätigkeit wie auch die Zugluft erleichtert. Jeder, der des Abends im Freien sitzt, sich nicht bewegt, ziehe zu dieser Tageszeit wärmere Kleider an.

Endlich wende man sich bei jedem, auch leicht scheinenden Durchfall an einen Arzt, bis zum Eintreffen desselben aber lege man sich zu Bett, genieße einige Tassen heißen Kaffee oder Pfeffermünzthee und sorge so für Hervortreten des Schweißes; denn daß eine energische Schweißproduction zuweilen einen Cholera-Anfall abschneidet, läßt sich nicht in Abrede stellen. Wenigstens beobachtet man in jeder Epidemie, daß einzelne Individuen, welche von massenhaften Durchfällen, großem Schwächegefühl, Wadenkrämpfen und selbst Erbrechen befallen wurden und sofort große Quantitäten heißen Getränks genossen haben, einige Stunden später im Bett von Schweiß triefend gefunden wurden, während Durchfall und Erbrechen aufgehört hatten, wogegen, wenn der Schweiß zu früh unterbrochen wird, nicht selten ein wirklicher Cholera-Anfall eingetreten ist.

Endlich dürfte es sich noch empfehlen, sich vor heftigen Gemüthsaufregungen, als Aerger, besonders Furcht vor Ansteckung zu hüten. Möge Jeder versichert sein, daß er selbst bei dem Herrschen einer heftigen Epidemie durch eine vernünftige Lebensweise derselben leichter entgehen kann, und wenn sie ihn doch ergreift, der ruhig, vernünftig und besonnen handelnde Mensch ihr leichter widerstehen wird, da Gemüthsaufregungen den Körper für Erkrankungen überhaupt vorbereiten.

= Pfälzisches Memorabile. 31. Gabe des evangelischen Vereins für die protestantische Pfalz. Westheim. Verlag des evangelischen Vereins für die protestantische Pfalz. 1873.

Dieses Büchlein, das in einer Stärke von 311 Seiten vor uns liegt, ist allerdings zunächst nur für einen speciellen Kreis, für die Mitglieder des evangelischen Vereins in der Pfalz geschrieben. Jener Verein wurde am 18. September 1848 im Pfarrhause zu Iggelheim als Vereinigung der gläubigen und kirchlichen Elemente des pfälzischen Protestantismus gegründet. Obgleich nun in erster Reihe eine Gabe für die Mitglieder jenes Vereins, so ist das obige Büchlein doch weit davon entfernt, ein speciell religiöse Arbeit zu sein; es ist in Wahrheit ein pfälzisches Memorabile und bietet dem Leser eine solche Menge für die Pfalz interessanter Dinge, daß wir dasselbe mit gutem Gewissen Jedermann empfehlen können. Viele der Artikel sind schon da und dort erschienen, viele ganz neu und lassen alsdann ihren Ursprung aus einer bekannten schlagfertigen und schneidigen Feder leicht erkennen. Jedermann wird in dem Büchlein Unterhaltendes und Belehrendes in reicher Auswahl finden und besonders gerne bei den mannichfachen großen und kleinen Bildern aus der pfälzischen Geschichte verweilen; sie sind gerade in der richtigen Art gehalten, um in leichtem Lesen sich vieles Wissenswerthe aus der Geschichte unserer Heimath einzuprägen. (Wir hoffen bei Gelegenheit Einiges aus diesem Memorabile für die Palatina benützen zu können. Die Red.)

In einer kleinen Stadt in der Nähe Frankfurts wurde vor einigen Tagen ein junger Lehrer auf seine Sprachkenntnisse geprüft. Er bestand zwar ganz gut, aber seine definitive Anstellung wurde davon abhängig gemacht, daß er dem Stadtrath noch über seine Sprachkenntnisse Vorlage zu machen habe. Der junge Philologe entsprach sofort dieser Bedingung und richtete an den Stadtrath ein Schreiben in — spanischer Sprache. Der Vorsitzende des Stadtraths hielt es für Französisch und schrieb darunter: „So weit zufridden bis auff die Ausspraq," und übersandte es dann dem ersten Beisitzenden, der es für Englisch hielt. Dessen Gutachten aber lautete: „Zufridden so weit; saubere änglische Handschrift; in der Ausspraq mit dem Herrn Vorsitzenden einverstanden." — Darauf schickte er es an den zweiten Beisitzenden, der es für Italienisch nahm und darunter setzte, um seinen Collegen zu imponiren: Ganz gut Italliänich.

Als der Lehrer dieses Gutachten zu Gesicht bekam, erschrak er und eilte auf's Rathhaus, um sich zu entschuldigen. Meine Herren, sprach er! ich habe Ihnen ächt Spanisch geschrieben und habe das Bewußtsein, daß es nicht Italienisch war. — Der Vorsitzende warf einen mißbilligenden Blick auf den zweiten Beisitzenden und sagte: Spanisch? was dann? so ist es mir ja gleich vorgekommen! (Frankf. Lat.)

(Zur Nahrungsmittellehre.) Man glaubt gewöhnlich, daß Gemüse kein nahrhaftes Essen sei; dem ist jedoch nicht so, es gibt einige Gemüse, welche sogar sehr nahrhaft sind. So ist nach der „Ldb.-Ztg." der Kohl eine der stickstoffreichsten Pflanzen, denn er enthält, namentlich in seinen Herzblätteren, an 30 bis 35 pCt. Kleber, der Blumenkohl sogar 64 pCt., steht also als blutbildendes Nahrungsmittel sehr hoch. Eben dieser reichliche Klebergehalt des Kohles ist die Ursache, daß er, reichlich genossen und nicht hinlänglich gefettet, leicht Verstopfung veranlaßt, weßhalb die menschliche Kochkunst dem Kohle gern das fette Schweine- oder Hammelfleisch beigesellt. So sind auch Spinat nnd die milchsafthaltigen Salatpflanzen kleberreich, ersterer auch noch eisenhaltig. Als besonders nahrhafte Gemüse-Pflanzen müssen noch die Zwiebel-Gewächse, Knoblauch, Schnittlauch, Küchenlauch, die Schalotte, der Porré genannt werden; die getrocknete Zwiebel enthält 25 bis 30 pCt. Kleber, und sie ist in Spanien und Portugal ein tägliches Gericht, wie sie es schon bei den alten Egyptern war, die sie besonders sorgfältig pflegten, und nach deren Zwiebeln und Knoblauch sich die ausgewanderten Juden in der arabischen Wüste zurücksehnten.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 87. Speyer, Samstag, den 26. Juli 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Was mochten sie träumen? Was mochten die Geister des Ortes, die nun aus ihren Winkeln kamen und ihre nächtliche Herrschaft in den Gängen und Gemächern des Hauses antraten, den Schlummernden vorspiegeln und zuflüstern? Nichts Uebles, nach der verhältnißmäßigen Heiterkeit zu schließen, mit welcher die beiden Mädchen andern Morgens die Arbeit angriffen und die auch sonst im Hause waltete. Selbst die Mutter sah nicht mehr allzu streng nach der Fremden und nickte manchmal dem Vater nicht ganz unzufrieden zu. Im Ganzen blieb sie jedoch zurückhaltend, wie es die Würde der Hausfrau gegen die Untergebenen forderte, und setzte ihre Beobachtung, wenn auch nicht mehr so auffallend, fort. Das fremde Mädchen hielt sich gleich von Anfang an im Ganzen gut, nur das Klappern der Schlägel draußen im Küferhofe schien sie zu überraschen, ja in Unruhe zu versetzen und nachdenklich zu machen. „Du hast wohl noch in keinem Küferhause gewohnt?“ fragte die Hausfrau, indem sie einen forschenden Blick herüberwarf. „Du zitterst ja, der Lärm erschreckt Dich wohl? Nun, man muß sich an Alles gewöhnen.“

Für jenen Tag schien diese Gewöhnung noch sehr zweifelhaft. Denn die junge Fremde warf immer nur scheue Blicke in den weiten von arbeitenden Männern belebten Hof. Und als gegen Abend die Tochter vom Hause das Mädchen einmal über den Gang begleitete, dessen Fenster nach dem Hofe gingen, fragte dasselbe, plötzlich die Farbe wechselnd, wer da singe. „Sieh nur selbst nach!“

Ein flüchtiger Blick in den Hof, und das Mädchen fuhr zum Tode erschreckend zurück. Kaum daß sie sich auf den Füßen halten konnte, als sie mit gerungenen Händen ihre Begleiterin vorwurfsvoll anstarrte, dann ihre bebende Gestalt an die Wand lehnte und bitterlich zu weinen anfing. Kein Trost wollte verfangen, am allerwenigsten aber der, als die Tochter vom Hause in ihrer Angst jammerte: „Es ist ja mein eigener Bruder! Wie kann Dich das so erschrecken!“

„Dein Bruder? Du reicher Gott im Himmel, warum denn noch das?“ klagte darauf das fremde Mädchen, ganz aufgelöst in Schmerz und Jammer.

Es bedurfte längerer Zeit, bis sie sich so weit fassen konnte, daß sie nicht augenblicklich davon lief. Aber die eigenen Thränen und die liebreichen, wohlgemeinten Fragen Sabinens, ob sie denn für Hermann nicht das thun wolle, was sie für einen Fremden gethan hätte, wirkten zuletzt doch so viel, daß eine entsagungsvolle Ergebung, eine opfermuthige Willigkeit an Stelle des verzweifelten Entschlusses trat.

Schwere Tage für das arme bedrängte Herz, das Zuflucht im Hause des Meisters Schwarz gefunden hatte, folgten, und noch schwerere Nächte. Aber das hinderte nicht das Fortschreiten der Arbeit. Im Gegentheile schien die junge, stille Fremde ganz in ihrer Beschäftigung aufgehen zu wollen. Man gewährte ihr gerne, nicht mehr am gemeinsamen Tische erscheinen zu müssen, und der Sohn des Hauses äußerte kein Verlangen nach der Gegenwart des neuen Mitglieds im Hauswesen. Aengstlich vermied sie jeden Blick in den Hof, jede Begegnung, und hatte eine an das Schlafzimmer stoßende Stube zum Arbeitsgemach und fast ausschließlichen Aufenthaltsort erkoren. Dabei war es nothwendig, den Schein zu wahren und ihr Benehmen nicht auffallend erscheinen zu lassen. Sie hatte Sabinen beschworen, Niemanden etwas von der Erregung am Fenster zu sagen, und diese kam ihr dann auch noch darin zuvor, daß sie versprach, die Zurückgezogenheit ihres arbeitsamen Lebens aus der Nothwendigkeit und als ihren eigenen Wunsch zu erklären. Und so lebte das arme Mägdelein im fremden Hause dahin, indem es sich allmälich in seine peinliche Lage ergab. Ja, sie gewann nach und nach den Gedanken lieb, in stiller Entsagung für das Wohl und die Freude dessen wirken zu können, der, sie selbst vergessend, eine Andere erwählt hatte. Sie wollte längst nicht mehr den Lohn der Liebe; die heimlichen Schmerzen und Leiden derselben waren ihr ein Trost, da sie ihm Freuden bereiteten. Wenn aber der Lärm der Küferschlägel aus dem Hofe bis in ihr Arbeitsgemach drang, da pochte ihr Herz gar gewaltig mit, und heiße Zähren — man hörte kein Schluchzen — fielen auf das Linnen in ihrer Hand. Heimlich und still flossen sie, wie sie meist fließen, die um eine junge Liebe geweint werden.

Da öffnete sich hinter ihr die Thüre, und nach

Sabinen fragte eine Stimme, die ihr alles Blut in die Wangen und wieder zum Herzen zurück trieb. Mit einem leisen Aufschrei sah sie sich in heftigem Schreck um und blieb dann, wie gelähmt, sitzen. Hermann Schwarz stand da mit starrem Blick und unbeschreiblichem Ausdruck. „Kätherlein!“ rief er endlich wie außer sich. „Mein Kätherlein! O Du reicher Gott, Du hier?“

Er näherte sich, und sie saß noch immer wie vom Schrecken gelähmt. Er schlang seine Arme um ihren Nacken, und sie vermochte nicht zu fliehen. Er küßte ihre bleichen Wangen, und seine Thränen fielen heiß auf dieselben. Da kam ihr wieder die Kraft, sich aus der Erstarrung zu erheben. Gleich einer Antilope sprang sie auf, um sich ihm zu entwinden. Aber fest hielt er ihre Hand. „Laßt mich! laßt mich, Hermann Schwarz!“ rief sie in unsäglicher Angst.

„Nimmermehr!“ sprach er entschlossen. „Keine Gewalt reißt Dich wieder von mir!“

„Allmächtiger — gehorcht Vater und Mutter!“ stammelte sie im höchsten Schreck und ließ ihre Augen wirr umherfliegen. Da gewahrte sie Menschen unter der Thüre des Gemachs, zu denen sie sich flüchten konnte. Mit einer verzweifelten Kraftanstrengung machte sie ihre Hand frei, und halb bewußtlos fiel sie in Arme, welche sich schützend um sie schlangen.

Als sie die Augen wieder aufschlug, neigte sich das Antlitz des Meisters Schwarz zu ihr nieder, aus welchem jetzt jeder strenge Zug gewichen war und dem Ausdruck weicher Empfindungen Platz gemacht hatte. „Ja, meine gute und bewährte Tochter“, sprach er mit bebender Stimme, indem er die blasse, reine Stirne küßte. „Du hast Recht! Gehorsam soll er sein Vater und Mutter und nur die Braut wählen, die wir ihm bestimmt, sie, die mich einst in schweren Stunden mit diesem Rosmarinsträußchen getröstet, als mich Alle vergessen zu haben schienen. Weißt Du, wer es mir gereicht?“ Kätherlein wußte nicht, wie ihr geschah. Als nun aber auch Frau Agathe die Weinende in ihre Arme schloß und ihr liebes Kind nannte, als Sabine die künftige Schwester stürmisch an ihr gutes, treues Herz preßte, und Hermann in Seligkeit von der Brust des Vaters und der Mutter an die der Geliebten sank; als die mächtige Stimme des langen Kunz von einem Fenster aus die frohe Botschaft in den Hof hinunter verkündete, darauf lautes Jauchzen herauf scholl und Gesellen und Hausgesinde herbei kamen, um ihre Glückwünsche darzubringen: da war Kätherlein mälig zum Bewußtsein ihres Glücks gekommen und lernte an dessen Wirklichkeit glauben.

Sechstes Capitel.

Es ward gericht't!

Von dem milden beglückenden Sonnenschein jener Herbsttage fiel kaum ein Strahl in die Gewölbe des alten Herlins, der auch bei hellem Tageslicht noch finster in die blaue Luft ragte. Die mit mächtigen Quadern ausgemauerten und mit starken Eisenstäben vergitterten Luken, welche als Fenster dienen sollten, bildeten förmliche Gänge in der dicken Mauer, durch welche kaum genügendes Licht, geschweige denn ein Sonnenstrahl in das Innere des Thurmes drang. Derselbe hatte verschiedene Gewölbe über einander. In einem der unteren saß der alte Bastard von Lützelstein, gebeugt vom Gram um das eigene Schicksal und das seines Sohnes, der seinen Kerker in einem höhern Stockwerk des Thurmes gefunden hatte. Die Gefangenen konnten, wenn sie nur einmal in den Verlust ihrer Freiheit sich zu fügen und, mit Ergebung in das Unvermeidliche, dem Urtheil des Gerichts entgegen zu sehen wußten, nicht über ihre Behandlung sich beklagen. Sie wurden als Edelleute gehalten, alle möglichen Bequemlichkeiten waren ihnen in ihrem Gewahrsam gegönnt. Aber Heinz Grefe wußte, daß er sein Leben verwirkt habe. Kaum wollte er noch die Hoffnung hegen, daß ihn seine Freunde mit Gewalt befreien würden, wie Meister Schwarz von den seinigen befreit wurde. Er setzte seine einzige Hoffnung auf die Fürbitten des Adels. Aber auch diese schwand, als er zuletzt von dem Schließer hörte, daß alle Fürbitte nichts helfe und des Bastards beste Freunde sich nachgerade nur noch darauf beschränkten, seine Richter zu bitten, daß der ritterbürtige Mann nebst seinem Sohne nicht wie gemeine Räuber mit dem Strang, sondern, wie es Edelleuten zieme, mit dem Schwerte gerichtet würden.

Nun rückte der Tag herbei, wo der Stab über sie gebrochen werden mußte. Heinz Grefe hatte mit seinem Sohne durch den Schließer einen vom Rath erlaubten Verkehr unterhalten, der ihnen dazu diente, sich gegenseitig um ihr Befinden za befragen, sich zu trösten und zur Ergebung in Gottes Willen zu mahnen. Auf diese Weise hatte auch der Bastard von dem Besuche gehört, welchen sein Sohn durch Hermann Schwarz empfangen, den er als Ursache all' seines Unglücks ansehen durfte — vom Colmarer Küferfest an bis zum Ueberfall von Herlisheim. Er hatte Muße genug, über Alles, wie es kam und sich begab, nachzudenken. Und immer wieder kam ihm ein Wort zu Sinn, das er vom Meister Schwarz in dessen Gefangenschaft gehört und welches ein Mann in seiner Lage noch auf dem Blutgericht gesprochen. „Der Wein hat uns so weit gebracht, sagte der Heinz!“ wiederholte der Bastard von Lützelstein noch oft genug im trüben Hinbrüten, und dann durchschauerte ihn der herbe Schmerz um den Sohn, den er mit in sein trauriges Geschick verflochten und gezogen. Er hatte denselben, so nahe er ihm auch war, mit keinem Auge mehr während der ganzen Haft gesehen, und sein Herz sehnte sich noch nach dem Anblick des treuen, ritterlichen Sohnes. Er hatte durch den Schließer den Rath noch in letzter Zeit um diese Gunst bitten lassen, aber die wenig tröstliche Antwort erhalten: „Am Tage des Gerichts!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schrecken der transkaspischen Steppe.

Dieser dem „Russischen Invaliden" entnommene Bericht enthält gewissermaßen eine Rechtfertigung der Umkehr der sogenannten Krasnowodskischen Abtheilung, welche, von Südwesten aus gegen Chiwa vorgehend, unweit des Brunnens Orta-Kuju von der Steppennatur überwältigt wurde und nur unter den größten Gefahren Krasnowodsk (am Kaspischen Meere) am 26. Mai wieder erreichte, nicht aber ohne der russischen Expedition gegen Chiwa durch Abwehr der kriegerischen Turkmenenstämme wesentlich genützt zu haben. Alles das, was man in Reisebeschreibungen von den Schrecken der Sahara liest und häufig für übertrieben hält, wird uns in diesem Bericht in anschaulicher und nicht zu bezweifelnder Weise vor Augen geführt; derselbe dürfte auch in wissenschaftlicher Hinsicht von Interesse sein.

Am 29. April war das Detachement, obwohl schon damals die Hitze eine sehr bedeutende war, verhältnißmäßig wohlbehalten bei dem Brunnen Igdi in der Nähe des alten Oruslaufes angelangt, und der Commandeur Oberst Markosoff sprach in einem am 13. Mai über Baku nach Tiflis gelangten Telegramm die Hoffnung aus, daß er am 25. Mai über Orta-Kuju in Ismichschir an der chiwesischen Grenze eintreffen würde. — Der Marsch von Igdi nach Orta-Kuju führt durch eine sandige, wasserlose Steppe, und man schätzte die Entfernung nach Angabe der turkmenischen Führer, welche sämmtlich mit Chiwa in Feindschaft lebenden Geschlechtern angehörten, auf 60 bis 75 Werst (1 Werst = 1066 Meter), entsprechend drei Tagemärschen. Zur Mitführung eines genügenden Wasservoraths hatte jede Compagnie auf den Kameelen 40 Gefäße, jedes zu 5 Eimern, bei sich, so daß das ganze Detachement, außer den von den Soldaten selbst getragenen Flaschen 2c., über 4000 Eimer des unentbehrlichen Getränks verfügte, was unter gewöhnlichen Umständen, selbst bei der größten Hitze, für 6—7 Tagmärsche mehr als genügend gewesen wäre.

Am 30. April um 4 Uhr Morgens — in der Regel wurden täglich zwei kleinere Märsche zurückgelegt — brach Oberst Markosoff mit der Avantgarde und 26 Kosaken von Igdi auf, während die übrige Cavallerie erst später nachfolgen und vermittelst forcirter Märsche, ohne Wasservorräthe mitzunehmen, am 1. Mai Abends in Orta-Kuju eintreffen sollte. Die übrigen Echelons hatten den Befehl, von Igdi erst am 1., 2. und 3. Mai abzumarschiren. — Der Weg von Igdi führt, vom Brunnen Chalmadschi beginnend, fortwährend bergauf, bergab über Hügel von fliegendem Sand, und schon von Aufgang der Sonne an hatten ihre glühenden Strahlen derartig gewirkt, daß bereits um 8 Uhr des Morgens die unerträgliche Hitze die Colonne nach einem Marsch von 13 Werst (die Entfernung wurde durch eine an ein Geschütz befestigte Kette gemessen) zum Halten zwang. Nichts desto weniger wurde des Abends von Neuem aufgebrochen und nochmals bis gegen 9 Uhr eine Strecke von 12 Werst zurückgelegt. Dieser Abendmarsch war bereits außerordentlich anstrengend, die Kameele fielen um, die Pferde blieben wie angewurzelt stehen, die Leute waren auf's Aeußerste erschöpft und tranken, ohne daß ihr Durst dadurch gelöscht worden wäre, halb mechanisch alles mitgenommene Wasser aus. Und doch mußte man mit der Verausgabung um so vorsichtiger sein, weil in Folge der Hitze und der ungewöhnlichen Trockenheit der Luft das Wasser in den Schläuchen derartig versiegte, daß dieselben am Abend anstatt 5 Eimer nur noch $3\frac{1}{2}$ Eimer enthielten. Dabei bedurfte jeder Mann täglich einen Eimer voll, um existiren zu können. — Die am Abend des 30. April ausgerittene Cavallerie hatte um 12 Uhr Nachts ebenfalls unter großen Beschwerden nur 20 Werst zurückgelegt und lagerte somit 5 Werst hinter der Têteabtheilung; die anderen Echelons waren noch in Igdi. Angesichts der bereits bedenklichen Lage von Mannschaften und Thieren riethen die bei Oberst Markosoff befindlichen Turkmenen demselben, nicht direct nach Orta-Kuju, sondern zunächst nach dem etwas links vom Hauptwege abliegenden Brunnen Bala-Ischen zu marschiren, worauf derselbe jedoch aus verschiedenen triftigen Gründen nicht einging. Am 1. Mai bei Tagesanbruch marschirte das 1. Echelon wieder aus und wurde nach Zurücklegung von 5 Werst von der Cavallerie eingeholt, an deren Spitze nunmehr der Oberst mit seinem Stabe den weiteren Weg verfolgte, um wo möglich noch an demselben Tage Orta-Kuju zu erreichen und der nachfolgenden Infanterie eine wenn auch nur geringe Quantität Wassers entgegen schicken zu können. Kaum erschien jedoch die Sonne am Horizont, als sofort fast augenblicklich eine bisher noch nie dagewesene Hitze hereinbrach, so daß die Reiter sich genöthigt sahen, ihre total ermüdeten Thiere nachzuschleppen, und die Sotnien sich auf eine Entfernung von 10 Werst = $1\frac{1}{2}$ Meile auseinander zogen! Auf dem Rendez-vous-Platz zeigte das Thermometer um 11 Uhr Morgens 52° Reaumur, um Mittag 55° und dann — gar nichts mehr, weil das Quecksilber die Röhre gesprengt hatte.

Von hier bis Orta-Kuju rechnete man noch 15 bis 25 Werst, und man mußte sich mit dem Weitermarsch beeilen, da die Kosaken bereits fast sämmtliches Wasser ausgetrunken hatten. Um $4\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags, bei unerträglicher Hitze, brach die Cavallerie von Neuem auf. Die Hügel wurden immer höher und steiler und bestanden aus dem allerfeinsten, glühenden kalkhaltigen Staub, in den Leute und Pferde bis über die Kniee einsanken und welcher, die ganze bewegungslose Luft erfüllend, das Athmen erschwerte und die mühsam vordringenden Reiter mit einer dicken Schicht überdeckte. Die Lage wurde immer unerträglicher: die Pferde fielen auf jedem Schritt und konnten nur mit Mühe zum Aufstehen gebracht werden, die Ermüdung der Leute erreichte die äußersten Grenzen. Einige, nicht mehr im Stande, sich zu halten, sanken von den Pferden und blieben bewegungslos liegen, die Fußgänger konnten nicht weiter. Aerztliche Hülfe mußte in Anspruch genommen werden, wobei sich einige Tropfen Cognac sehr heilsam erwiesen; nichts desto

weniger sah man sich gegen 8 Uhr Abends genöthigt, besondere Offiziere abzucommandiren, um die Zurückgebliebenen und Ermatteten aufzusammeln. Schon war es Mitternacht geworden, eine unerhörte Schwüle erfüllte die Luft, und obwohl man aller Berechnung nach mindestens 30 Werst zurückgelegt hatte, war von dem Rettungshafen Orta-Kuju noch immer nichts zu erblicken. (Forts. f.)

Miscellen.

Aus Straßburg, 30. Juni, schreibt man der Straßb. Ztg.: Seit einigen Tagen steht eine Annonce in Ihrem Blatte, des Inhalts:

„Für einen bereits überall eingeführten Artikel werden „Agenten gesucht rc."

Dies ist nun weiter nichts als eine Aufforderung der Hamburger Lotterieeffectenhändler, die auf diese Weise in den Besitz möglichst vieler Adressen sich zu setzen suchen und beispielsweise demjenigen, der sich dazu hergibt, die Adressen einzusenden, versprechen, für je 100 Adressen 15 Sgr., oder für jedes Loos, das der Banquier durch Vermittelung des geköderten Agenten absetzt, 2 Thlr. 20 Sgr. Provision zu zahlen. Werden jedoch die Loose der 2ten Classe der Hamburger resp. Braunschweiger Lotterie von den Inhabern nicht wieder erneuert, so wird keine Provision gewährt. Was die erstere Art und Weise anbelangt, so setzt man natürlich in die betreffenden Effektenhändler so viel Vertrauen, daß man ihnen die gewünschten Namensverzeichnisse franco übermittelt. In der vorher erhaltenen Zuschrift wird prompte Bezahlung der eingelieferten Adressen umgehend verheißen. Aber — umsonst wird man sein Geld dafür erwarten. Seine Adressen ist man los, die guten Freunde werden mit den Hamburger Wischen zwei bis drei Mal, noch dazu von verschiedenen Firmen, bedacht, man hat einige Groschen Porto verauslagt, hat einen Nachmittag oder mehrere an der Aufstellung der Liste gesessen und — „Roß und Reiter sieht man niemals wieder." Was nun die zweite Manier anbelangt, so wird Jeder, der beabsichtigt, auf diese Weise sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, aus dem bereits oben Gesagten ersehen, daß es mit dem verheißenen Lohne sehr mißlich steht. Die Eigenthümlichkeit der Hamburger Lotterie, daß die 2. und 3. Classe rc. doppelt und dreifach so theuer ist, als die erste, verführt Manchen, sein Heil mit einem Viertel, das ja nur 15 Sgr. kostet, zu versuchen. In der Regel wird der Prospekt nur sehr oberflächlich gelesen und so die höheren Einsätze der folgenden Classen übersehen. Aber der hinkende Bote kommt nach und bei Zufertigung der 2. Classe sieht er zu seinem Schrecken, daß er das Doppelte zu zahlen hat. Dies ist ihm denn doch zu viel und so unterbleibt das Weiterspielen. Zu seinem Glück; aber in seinem sauer erworbenen Gelde waschen sich die Collecteure ganz gehörig die Hände. So wie man die Leute mit List zum Spiel heranzieht und sie gewissermaßen um ihr Geld prellt, so sucht man auch noch Agenten durch Versprechungen zu bekommen, um sie hinterher — auszulachen. Diese haben für ihre Mühe und die verauslagten Porti nichts als das — leere Nachsehen.

Ueber einen badischen Kreuzer erzählt der Stuttgarter Beobachter folgende nette Historie: Zu Nutz und Frommen aller Staatsbürger, die in der angenehmen Lage sind, Zahlungen an ein Königliches Kameralamt leisten zu dürfen, erzählen wir nachstehendes Schreiberstücklein. Ein Holzhändler, der das ganze Jahr hindurch manches Hundert Gulden auf's württembergische Kameralamt Kapfenburg bei Lauchheim trägt, hat vor ein paar Wochen auch wieder eine größere Zahlung an dasselbe gemacht und derselben in unbegreiflicher Verblendung eine badischen Kupferkreuzer beigefügt. Dieser Holzwurm hat offenbar keine Ahnung davon, daß die neue deutsche Einheit nicht soweit geht, daß ein Kupferkreuzer, der mit dem fabelhaften Greifenwappen geprägt ist, da angenommen werden kann, wo man die Kreuzer „furchtlos und treu" mit dem Schild des Hirschen und des Leuen stempelt. Die Strafe für solche Unwissenheit im Münzwesen blieb nicht aus. Das K. Kameralamt Kapfenburg sperrt den rothen Landstreicher in ein Couvert, verwahrt ihn mit zwei großmächtigen Amtssiegeln, declarirt die Sendung mit „Werth, ein Kreuzer" und erhebt diesen „Werth" durch „Nachnahme". Diese Procedur kostet den Holzhändler runde elf Kreuzer, gewiß noch sehr wenig, wenn man erwägt, was alles hätte daraus entstehen können, wenn das Kameralamt den badischen Kreuzer angenommen, oder ihn dem Holzhändler bei der nächsten Abrechnung aufgemutzt hätte. Die Frage könnte übrigens noch entstehen, ob das Couvert mit den beiden großen Amtssiegeln nicht mehr werth war, als der Badenser — geschweige als der mit Rücksendung desselben verbundene kostbare Zeitaufwand. Es ist nun aber einmal geschehen; das Kameralamt hat einen makellosen Württemberger in seiner Kasse, der Holzhändler hat seinen Ausländer wieder und die Post hat 11 kr. verdient, was dem Ländle ja auch wieder zu gut kommt.

Dinglingen, 19. Juli. In unserer Nähe hätte um ein Haar ein großes Eisenbahn-Unglück geschehen können. Heute Morgen um 3 Uhr blieb ein Bauersmann aus dem Thale mit einem Fuder Holz auf dem Eisenbahn-Uebergange nach Hugsweier stecken, weil an dieser Stelle kurz vorher das Pflaster erneuert und der Boden durch den letzten Gewitterregen locker geworden war. Alle Anstrengungen, den mit den Hinterrädern eingesunkenen Wagen herauszuziehen und aus dem Bereiche des Eisenbahn-Geleises zu bringen, waren fruchtlos, und da der Schnellzug Nr. 3 jeden Augenblick vorbeikommen mußte, blieb dem Manne nichts übrig, als schleunigst sein Vieh auszuspannen und den Wagen seinem Schicksale zu überlassen. Der Bahnwärter lief dem heranbrausenden Zuge entgegen und gab alle Zeichen, um denselben aufzuhalten, wurde aber leider nicht bemerkt, und so lief der Zug auf den Wagen los, schleuderte Holz und Leiterwagen mehrere hundert Schritte fort und kam glücklich davon. (Lahr. Z.)

Ein englisches Werk über Arabien beschreibt eine Pflanze, die unter dem Namen die Lachpflanze bekannt ist und deren Samen ungefähr dieselbe Wirkung auf den Menschen ausübt, wie Lachgas. Die Pflanze wächst nur in Arabien und die Eigenthümlichkeiten ihrer Wirksamkeit auf die Lachmuskeln des Menschen sind erst kürzlich entdeckt worden. Die Samen ähneln der französischen Bohne in Gestalt und schmecken süßlich. Zu Mehl zerrieben und eingenommen, bringen sie die merkwürdigsten Wirkungen hervor. Die Personen fangen bald an laut zu lachen, zu tanzen, zu singen, die größten Narrheiten zu treiben. Der Spaß dauert etwa eine halbe Stunde und von dem Lachen, Singen und Tanzen werden auch die Zuschauer zuletzt ergriffen. Sobald die Aufregung nachläßt, verfällt die erschöpfte Person in einen tiefen Schlaf und weiß beim Erwachen nicht das Geringste von dem Vorgefallenen.

Homonyme.

Ich bin der bösen Trägheit eigen,
Doch thust Du mich, so hast Du Fleiß.
Dein Ziel wirst nimmer Du erreichen,
Erfüllst Du folgsam mein Geheiß.
Mit mir bringst Alles Du zu Rande,
Mit mir bringst gar nichts Du zu Stande.
Es ruft der Lenz dem Blumenvolke,
Mein Wort zu thun am Wiesenbach.
Aurora ziert damit die Wolke,
Eh' Phöbus bringt den gold'nen Tag.
Doch Dich wird schöner Lohn nie krönen,
Kannst Du Dich meiner nicht entwöhnen.

Auflösung der Charade in Nr. 84:
Iduna.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 88. Speyer, Dienstag, den 29. Juli 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Und nun war dieser Tag angebrochen, sein Sohn ward hereingeführt und lag lange schluchzend an dem Halse des weinenden Vaters. Nachdem der erste und heftigste Schmerz vorüber, fanden sie noch Trost in dieser Stunde trauernden Beisammenseins. Der Sohn mußte erzählen, was Hermann Schwarz gesprochen, wie er denselben wegen des Thurmkätherleins und jener verhängnißvollen Nacht in deren Stübchen aufgeklärt habe, so daß sie beide in Freundschaft geschieden seien. Tief auf seufzte der Vater.

„Seine Freundschaft kann uns nicht den kleinsten Theil von dem nützen, was uns seine Feindschaft geschadet", sprach Heinz Grefe. „Ach, mein Sohn! Daß Du Dein junges Haupt auf den Block legen sollst, weil Du gegen Deinen Vater treu befunden wardst." Heinz Grefe verhüllte sein Antlitz, während der Sohn tröstend sprach: „Ich sterbe gern mit Euch, Vater. Laßt Euch das nicht gereuen. Wir wollen getrost mit einander in den Tod gehen. Sie sollen uns nicht muthlos sehen, die draußen dem Schauspiel entgegen jubeln, wie ich heute schon von oben hören konnte. — Aber daß es heute schon sein soll!"

„Ich ertrüge es nimmer länger, diesen ewigen Traum von den rollenden Köpfen", versetzte der Bastard. „Mir ist's immer, ich liefe wieder durch die Burg von Herlisheim, schlüge die Thüren zu und mit jedem Schlag mir das Haupt ab. Und hinter jeder Thüre sehe ich ein bleiches Antlitz, die treuen Augen halb gebrochen, — Dein Antlitz, mein Matthies!"

Wieder saß der Bastard auf der hölzernen Bank und vergrub sein Gesicht in seine Hände, während seine Brust krampfhaft schluchzte und der Sohn tief erschüttert daneben stand. Da knarrte ein Riegel an dem Thor des Verließes. Beide Edelleute richteten die Köpfe auf. Niemand sollte sie in der eben empfundenen Stimmung sehen. Da steckte der Schließer seinen Kopf herein. „Willst Du mich schon von meinem Vater reißen?" fragte Junker Matthies. „Geht es nun schon zu Ende?" lautete des Vaters Frage.

Der Schließer schüttelte den Kopf. „Das werdet ihr von Andern erfahren. Macht euch bereit, die Herren vom Rath und Gericht kommen!"

„Wir sind bereit!" bemerkten die beiden Edelleute nach einer Pause, mit blassen Lippen zwar, doch mit fester Stimme. Und gleich darauf füllte sich das Gewölbe und der Estrich hallte von den Tritten würdig einherschreitender, feierlich dreinblickender und gekleideter Männer. Unter ihnen befand sich der Schultheiß Hammer selbst; dann erkannte Heinz Grefe den Conrad Lang und seinen frühern Gefangenen, Meister Schwarz selbst, der ihn jetzt mit einem feierlichen Nicken seines Hauptes stumm begrüßte. Noch Mehrere vom Rath und Gericht standen umher, bis aus ihrem Kreise plötzlich ein schwarzgekleideter Mann mit einer bedeutsamen Amtsmiene hervortrat, in welchem die Gefangenen unschwer den Notar Geiler von Ammersweiher erkannten.

Dieser wandte sich denn auch sofort an Beide und verlas eine längere Anklageschrift, welche alle die Punkte aufzählte, in denen sich Heinz Grefe gegen die Wohlfahrt der Stadt vergangen und gegen den Stadt- und Landfrieden gefrevelt habe. Dann fuhr er fort: „Weil nun aus all' dem sich ergeben, daß Ihr, Heinz Grefe, genannt der Bastard von Lützelstein, mit den Eurigen der ruhmwürdigen und friedsamen Stadt des Reiches, so Euch nichts zu Leid und Lieb gethan, aus Muthwillen und frevler Lust an den Waffen, in Haß begegnet seid, etliche Jahre viel Ueberlast bereitet und Unbilden angethan habt, wie daß Ihr deren Güter geraubt, Reben abgeschnitten, Leute und Fuhrwerke niedergeworfen, ja ehrsame und wohlangesehene Bürger in den Kerker geworfen und mit dem Tode bedroht habt; so hat Rath und Gericht mich, Johannes Geiler, wohlbestellten kaiserlichen Notarius im heiligen römischen Reich zu Ammersweiher, herbescheiden lassen und mit dem Auftrag versehen, Euch Heinz Grefe hiermit vor Zeugen des Gerichts Urtheil zu verkünden, daß Ihr sammt Eurem Sohne das Leben verwirkt und den Tod verdient habt und also nach gemeinem Recht durch den Strick sollt vom Leben zum Tode geführt werden, um Eurer Verbrechen willen und der Sühne wegen."

Hier hielt Notar Geiler inne, indem er Luft schöpfte. Eine Todtenstille herrschte in dem dämmerigen Gewölbe zwischen den Mauern des alten Herlins.

Heinz Grefe und sein Sohn hatten sich an den Händen gefaßt, mochten im Innern tief erschüttert sein, zeigten aber keine äußerliche Bewegung. Auch kam kein Wort des Einwurfs oder der Entgegnung von ihren Lippen. Endlich fing Notar Geiler wieder an: „Nun hat aber Rath und Gericht aus Gnad' und Gunst die Fürbitte mehrerer Herren vom Adel insoweit entgegengenommen, daß Euer Tod, Heinz Grefe, keinen Schimpf auf den Adel bringe. Derhalben, weil Ihr ein Edelmann seid, sollt Ihr durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht, Euer Sohn aber, genannt Junker Matthies, in Anbetracht seiner Jugend und Treue gegen den Vater, noch weiter in Gefangenschaft gehalten werden, bis er sich mit tausend Goldgülden lösen mag."

„Nimmermehr!" unterbrach hier der junge Edelmann den Vortrag. „Ihr dürft mein Geschick nicht von dem meines lieben Vaters scheiden."

„Was wir dürfen oder nicht dürfen, das zu bestimmen steht Euch nicht zu, Junker Matthies, sondern allein Recht und Gericht", versetzte Notar Geiler, indem er dann den verurtheilten Heinz Grefe ansah. „Der Mann hat Recht, mein Sohn!" ließ sich jetzt dieser vernehmen. „Ich habe alle Ursache zum Dank für das glimpfliche Urtheil."

„Also wäre noch am heutigen Tage das Urtheil zu vollstrecken", hub Notar Geiler wieder an, unbekümmert um das schmerzliche, verzweifelte Gebahren des jungen Edelmannes, der nun den Hals des Vaters mit seinen Armen krampfhaft umklammerte. „Das sollte auch geschehen, wäre es nicht ein Freudentag für die Stadt und eine wohlbefreundete und hochverdiente Familie derselben. Denn heute ist der Tag öffentlichen Verspruchs des tugendreichen Jünglings von der Küferzunft allhier und Sohns dieses unsers günstigen Herrn vom Rath und Meisters Schwarz — mit der tugendsamen Jungfrau Katharina Sträuchlin, vormals Unterthanin des reichs- und semperfreien Herrn Gutmann von Hadstadt, dermalen aber freie Insassin im heiligen römischen Reich allhier zu Schlettstadt. Und weil nun besagte Brautleute sich und dieser Stadt große Treue bewiesen, also daß man deren übelsten Feind greifen und unserem lieben Freund und Meister allhier aus dem Kerker helfen konnt', obgleich solches besser mit Recht durch mich, kaiserlichen Notarius, als durch Anwendung von Gewalt Seitens Vieler hätte geschehen müssen: so hat der hohe Rath dieser ruhmreichen freien Stadt des Reichs der Braut eine Bitte anheimgestellt, die ihr Rath und Gemeinde erfüllen wollen. Und weil überdies die reichs- und semperfreien gnädigen Herren von Rappoltstein, Hadstadt und Rathsamhausen genügend sich verbürgt, auch der hochehrwürdige Herr Conrad von Bußnang durch seinen Schaffner Johannes Walthusser zu Ruffach eintausend Goldgülden alsbald darstrecken will: so hat der hohe Rath dieser ruhmwürdigen Gemeinde von Schlettstadt mich angewiesen, Euch, Heinz und Matthies Grefe, hiermit anzusagen, daß, wo ihr Urfehde schwören und auf diese Urkunde hin Bürgschaft leisten wollt, nichts Feindliches mehr wider Stadt und Gemeinde vorzunehmen, ihr Beide auf Fürbitte selbiger Jungfrau und Braut des Junggesellen Hermann Schwarz, mit Gnad' und Gunst des Raths Eurer Gefangenschaft **ledig** sein sollt und **frei** aus diesem Eurem Gewahrsam gehen möget, wohin Euer Gefallen steht."

Und so ward die Sach' auch „gericht't", wie die Chronik sagt. Es ist kaum nöthig, bei den Dankesempfindungen zu verweilen, mit welchen Vater und Sohn diese Eröffnung hinnahmen. Die Chronik berichtet, der wilde Bastard von Lützelstein habe wie ein Kind geweint und der Dankes- und Freudenthränen seien viele dort im Gewölbe des alten Herlin vor den geladenen Zeugen geflossen. Heinz Grefe sei aber auch Zeitlebens und mit Kind und Kindeskindern ein treuer Freund der Stadt und all' ihrer Angehörigen geblieben, nachdem solche Großmuth an ihm geübt worden, wie er sie nimmer hätte erwarten dürfen.

Nach jener Stunde aber, da dem Heinz Grefe und seinem Sohne die Freiheit angekündigt worden war, gingen die beiden Edelleute mit Notar Geiler neben Meister Schwarz durch die Gassen der Stadt nach dem frohen Hause, wo Bräutigam und Braut des Vaters harrten. Da reichte Junker Matthies Beiden in tiefer Bewegung, aber mit freiem Anstande und ohne Schmerz die Hand und brachte seine aufrichtigen Glückwünsche dar. Da trank Heinz Grefe mit dankbarer Rührung den „guten Tropfen" aus dem Keller des Meisters Schwarz und versprach, noch öfter wiederzukommen, wenn man ihm die Einkehr gestatte. Als aber Notar Geiler, der die beiden Edelleute auf seinem Wägelein mit über den Landgraben nehmen wollte, die Abreise zu beschleunigen suchte, mahnte ihn Meister Schwarz zu bleiben bis zur Hochzeit, die in wenigen Tagen stattfinden sollte. „Nein, lieber Meister", entgegnete jedoch Geiler, „laßt mich nur heim zu meiner geliebten Anna Zuberin und meinem kleinen Hänslein, an dem ich, so Gott will, dieselbe Freude erleben möchte, wie Ihr an diesem Eurem Sohne Hermann und an seinem herzigen Kätherlein. Auch rufen die Geschäfte. Dazu ist die Weinlese nicht mehr fern, und leider kommt wieder der Bär von den Bergen und beschädigt die Reben. Es haben sich schon etliche Bürger mit mir unterstanden, dieß Gewild umzubringen, wo ich vorangehe."

„Was geht Euch, Mann von der Feder, der Bär an! Wollt Ihr ein Protokoll gegen ihn aufsetzen?"

„Nun, wir führen auch den Stahl nicht übel, Meister Schwarz!"

„Ich weiß, daß Ihr ein herzhafter Mann seid, lieber Notarius, und hab' davon gehört, wie Ihr allein damals zu Colmar dem von Dahn zugesetzt habt, da Alles vor dem wilden Junker wich. Aber dennoch, laßt mir den Bären! Es ist nicht Eures Amts, solch' bös Gewild ob weniger verzehrter Trauben zu strafen. Wollt Ihr aber durchaus dabei sein, so bleibt dahinter und laßt Andere voran!" Der Notarius zuckte die Schultern, lud die beiden Edelleute

ein, aufzusteigen, grüßte nochmals Meister und Gesellen, Mutter und Tochter, Braut und Bräutigam, und ließ — davonfahrend — das hochbeglückte Haus hinter sich. (Forts. f.)

Die Schrecken der transkaspischen Steppe.

(Fortsetzung.)

Man hatte sich offenbar in der Dunkelheit verirrt und Oberst Markosoff beschloß, Halt zu machen, um zunächst den richtigen Weg aufsuchen zu lassen, wozu drei Leute, unter ihnen ein turkmenischer Führer, beordert wurden. Drei Stunden verstrichen in vergeblicher Erwartung, die Kundschafter kehrten nicht zurück, die Situation wurde gefährlich . . .

Man beschloß, zunächst Kehrt zu machen, um von der nachfolgenden Infanterie wenigstens etwas Wasser zu erhalten und sich so vor dem Verschmachten zu retten.

Dreißig der bestberittenen und stärksten Kosaken wurden sofort beordert, zurückzureiten und den Commandeur der Infanterie zu veranlassen, erstens der zurückkehrenden Cavallerie Wasser entgegenzuschicken, dann aber auch Kameele mit leeren Gefäßen zur Füllung derselben nach dem bereits erwähnten Brunnen Bala-Ischen zu dirigiren. — Der Tag des 2. Mai war noch nicht angebrochen, als das Gros der Cavallerie sich mit Mühe zum Rückmarsch in Bewegung setzte. Vor Sonnenaufgang konnten sich die Kosaken noch bewegen und leidlich die Marschordnung aufrecht erhalten; als aber die ersten Sonnenstrahlen das weite Steppengebiet erhellten, wurde die Hitze womöglich noch stärker als am Tage vorher; gemessen konnte sie nicht mehr werden, da alle Thermometer gesprengt waren. Die Erschöpfung erreichte ihren Höhepunkt. Die Colonne wurde endlos und kam nicht vorwärts. Viele Kosaken saßen ab und schleppten sich zu Fuß fort; andere, die sich selbst kaum auf den Füßen halten konnten, führten ihre Pferde am Zügel. Auf jedem Schritt sanken Leute bewegungslos, viele sogar fast ganz bewußtlos zu Boden. Endlich gegen 10 Uhr Morgens erblickte man am Horizont eine kleine Karawane von 10 Kameelen. Sie brachten das von der Infanterie entgegengeschickte Wasser, welches Oberst Markosoff, um nicht alle Bande der Ordnung reißen zu lassen, selbst an die fast sterbenden Leute austheilte. Doch leider war auch dieses Wasser so schlecht und so erhitzt, daß es fast gar keinen Nutzen gewährte und die Vereinigung mit der Infanterie kaum zu bewerkstelligen war.

Der Infanterie selbst war es nicht besser gegangen, sie hatte am 2. Mai im Ganzen nur 6—7 Werst zurücklegen können und hatten bereits Nachmittags um 3 Uhr ihren gesammten Wasservorrath verbraucht. Glücklicher Weise hatten die nach Bala-Ischen mit Kameelen geschickten Kosaken die Nachricht zurückgelangen lassen, daß dieser Brunnen sich nur 15 Werst von dem Lager der Infanterie befände und gutes und reichliches Wasser enthielte. Auf diese Nachricht hin wendeten sich die fast vereinzelt zurückkehrenden Reiter der Avantgarde nach Bala-Ischen, von wo aus gegen 9 Uhr Abends etwa 1300 Eimer Wasser in das Lager gebracht wurden. Von diesem Vorrath wurde ein Theil den noch unterwegs befindlichen Cavalleristen, die theils, weil zu entkräftet, bei der Infanterie verblieben, theils direct nach Bala-Ischen weiter ritten, entgegen geschickt. Gleichzeitig brach ein Zug noch marschfähiger Kosaken auf, um die auf dem Wege liegen gebliebenen Kameraden aufzusammeln. Am nächsten Tage marschirte sodann auch die ganze Infanterie nach Bala-Ischen. — In Oberst Markozoff brach sich immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß unter den ungeahnt erschwerenden Umständen ein Weitervormarsch nicht möglich sei, und er ließ somit den weiter hinten folgenden Echelons den Befehl zugehen, Kehrt zu machen und nach Igdi, von dem sie noch nicht weit entfernt sein konnten, zurückzukehren. (Forts. f.)

Der fünffache Mord von Thalmassing.

Amberg, 22. Juli. Vor dem Schwurgericht begann heute die Verhandlung über den fünffachen Mord von Thalmassing. Die Anklage ist gerichtet gegen Xaver Marchner, 22 Jahre alt, Söldnerssohn von Thalmassing, und Joseph Marchner, 62 Jahre alt, verheiratheter Kleingütler von da, wegen Mordes und Raubes. Xaver Marchner, eine kaum mittelgroße, gedrungene und kräftige Figur; die Gesichtszüge lassen eher auf Gutmüthigkeit schließen und verrathen nichts weniger als einen Menschen, dessen Gewissen mit einem fünffachen Morde belastet ist. Nur in seinem unstät rollenden Auge spiegelt sich das schuldbeladene Gewissen. Unangenehmer ist der Eindruck, den der Vater Joseph Marchner macht. Seine Züge sind rauh und abstoßend, sein Auftreten schroff, seine Vertheidigungsweise wohl ausgedacht und keck. Als nach Verlesung des Verweisungserkenntnisses und der Anklageschrift die Zeugen in den Saal traten, ereignete sich eine Entsetzen erregende Scene. Unter denselben befand sich nämlich auch die kleine Crescentia Stang, die den ihr zugefügten Verletzungen nicht erlegen ist. Scheu und furchtsam, am ganzen Körper zitternd, betrat sie, begleitet von zwei barmherzigen Schwestern und dem Beichtvater des Klosters Waldsassen, in dem sie jetzt untergebracht ist, den Saal. Ihre Begleitung mußte sich so stellen, daß das Kind seines Onkels und Großvaters nicht ansichtig werden konnte, weil sich sonst besorgen ließ, daß sie außer Fassung käme. Als aber Xaver Marchner das Mädchen erblickte, sprang er wüthend auf, stürzte sich brüllend und mit dem Ausrufe: „Du alter Spitzbube bist schuld, daß ich jetzt so viel Schand und Spott ausstehen muß", auf seinen Vater. Joseph Marchner packte ihn am Hals und würde ihn wohl erwürgt haben, wenn nicht der dienstthuende Gendarmerie-Wachtmeister ihn zurückgerissen hätte. Um weitere derartige Auftritte zu verhüten, wurde er nun gefesselt. Unbeschreiblich ist die Verwirrung, die darüber im Saale entstand. Joseph Marchner suchte während derselben zu entwischen, was ihm aber nicht gelang. Dem Berichte über den weiteren Verlauf der Verhandlung schicken wir aus den verlesenen Aktenstücken Folgendes voraus. Am 7. Januar l. J., Morgens gegen 6 Uhr, wurde dem Bauern Hetzenegger von Thalmassing mitgetheilt, daß unweit des etwa 400 Schritte vor dem Dorfe Thalmassing alleinstehenden Hauses des Wegmachers Stang Jemand im Straßengraben liege. Hetzenegger setzte hievon sofort den Ortsbürgermeister Engelbrecht in Kenntniß, und Beide begaben sich nun unter Begleitung von Knechten an die bezeichnete, ca. 80 Schritte von der Stang'schen Behausung entfernte Stelle, woselbst sie den Wegmacher Lorenz Stang, stark blutend und röchelnd, auf dem Gesichte im Straßengraben liegend, mit ganz weißbereiftem Anzug erstarrt und bewußtlos vorfanden.

Der Bürgermeister und seine Begleiter schafften nun den Stang in dessen Wohnung, wo sich den Eintretenden ein entsetzlicher Anblick darbot. Auf dem Stubenboden unweit der Kammerthüre lag die hochschwangere Frau des Lorenz Stang mit eingeschlagenem Hirnschädel; an den Leichnam sich anschmiegend ihr größeres, 9jähriges Mädchen Creszenz, mit schweren Kopfverletzungen, sich noch bewegend, aber betäubt; auf der Schwelle der Nebenkammer die 3jährige Maria, auf dem Boden der Kammer das einjährige Knäblein Johann Stang, anscheinend unverletzt, aber von Kälte fast erstarrt. Die Ehefrau Stang hatte ihr Strickzeug noch fest in der Hand, an der Kammerthüre stand zölltief das Blut. Lorenz Stang wurde in ein Bett der Nebenkammer gelegt, wo er kurze Zeit darauf, ohne ein Wort gesprochen oder seine Besinnung erlangt zu haben, verschied. An Geld wurden im ganzen Hause lediglich zwei Pfennige gefunden; selbst das in der Hosentasche des Lorenz Stang vorgefundene Geldsäckchen war leer, obwohl erhoben wurde, daß Stang noch am Abend vorher bei seinem etwa gegen 9 Uhr erfolgten Weggange aus dem Wehnser'schen Wirthshause in Thalmassing nach Zahlung seiner Zeche noch 3—4 fl. in dem Säckchen haben mochte. Die noch am nämlichen Tage am Thatort eingetroffene Untersuchungscommission constatirte insbesondere auch im Hausplatze, an der Hausthüre, dann circa 33 Schritt vom Hause entfernt auf der Straße gegen Thalmassing zu an einer Grabenüberfahrtsbrücke und an der anstoßenden Böschung des Feldes Blutspuren, sowie in derselben Richtung, 78 Schritte vom Stang'schen Hause entfernt im Straßengraben und unmittelbar daneben am Feldraine eine Blutlache und 2 bezw. 4 Schritte davon im Felde minder bedeutende Blutspuren. Die an der Hausthüre sichtbaren Verletzungen und Blutspuren im Vorflez deuteten darauf hin, daß hier ein Kampf, der sich schließlich auf die Straße zog, stattgefunden haben mußte. Zwei Uhren, die augenscheinlich vorher an der Wand der Wohnstube gehangen hatten, waren nicht mehr da; ein in der Kammer stehendes Eckschränkchen war erbrochen und geleert. Die Creszenz Stang war bei Ankunft der Gerichtscommission noch nicht bei Bewußtsein, ließ aber durch Wimmern und Schreien heftige Schmerzen erkennen. Sie trug mehrfache Stich- und Schnittwunden am Kopfe, sowie insbesondere so ausgedehnte Contusionen an den Stirnbeinen, daß sich deren Folgen auf das Gehirn nicht bemessen ließen. Bei der Section der Leiche der circa 30 Jahre alten Stang'schen Ehefrau fanden sich mehrfache Kopfverletzungen, wodurch die Schädelknochen in großer Ausdehnung gesprengt waren. Als am folgenden Tage die Untersuchungscommission zur Vornahme der Sectionen der beiden anderen Leichen wieder in Thalmassing erschien, fand sie auch den einjährigen Knaben Johann Stang todt. Er war noch am Abend des 7. Januar verschieden. Die Section der dreijährigen Maria Stang ergab mehrfache mit einem schneidenden schweren Instrumente zugefügte Kopfverletzungen, welche eine solche Zerstörung in den Kopfknochen und im Gehirne selbst hervorbrachten, daß der Tod nothwendig und unmittelbar eintreten mußte. Die Leiche des ca. 37—38 Jahre alten Lorenz Stang zeigte die zahlreichsten Verletzungen. Außer scharfgeschnittenen Wunden am rechten Vorderarm, rechten Schultergelenk, rechten Wangenbein und Contusionen des linken Oberarms hatte Stang ausgedehnte Kopfverletzungen. Die dadurch bedingten Blutergießungen übten einen solchen Druck auf das Gehirn aus, daß der kräftige und völlig gesunde Mann alsbald den Verletzungen erliegen mußte. Das einjährige Kind Johann Stang hatte außer, wahrscheinlich durch gewaltsames Hinschleudern auf einen harten Körper entstandenen, Rippenbrüchen und Kopfverletzungen auch eine wahrscheinlich durch einen Fußtritt auf den Leib entstandene Zerreißung der Leber erlitten. Lorenz Stang hatte erst am 24. Dezember v. J. 46 fl. Wegmachergehalt rc. rc., dann am 30. dess. Mts. 139 fl. für eine Kuh eingenommen, welche die Stang'schen Eheleute in das Eckschränkchen der Kammer eingeschlossen hatten. Außerdem ging in Thalmassing das Gerücht, Stang habe von einer Ende ds. Mts. verlebten Base Ursula Schmalhofer mehrere hundert Gulden erhalten. Da die Thür dieses Schränkchens erbrochen war, und sich weder Geld noch die beiden Uhren mehr vorfanden, so war es schon Anfangs fast zweifellos, daß ein Raubmord vorliege, und es lag die Annahme nahe, daß der Mörder während des Raubes von dem aus dem Wirthshause kommenden Lorenz Stang betroffen, auf diesen sofort einen Angriff machte, daß der Angegriffene durch Flucht auf den Ort Thalmassing zu sich zu retten suchte, von seinem Angreifer aber eingeholt und niedergeschlagen wurde. Diese Annahme sollte denn auch im Laufe der Untersuchung im Wesentlichen zur vollen Gewißheit werden. Der Verdacht der Verübung dieser grauenvollen That fiel vorerst auf den Eisenbahnarbeiter Joseph Marchner, Bruder der ermordeten Anna M. Stang. Dieser war nämlich im Jahre 1867 wegen Verbrechens des Diebstahls, angeblich zum Schaden seines Vaters, zu 4 Jahren Zuchthaus verurtheilt worden, hatte jederzeit die Thäterschaft beharrlich in Abrede gestellt und behauptet, daß die damaligen Belastungszeugen, nämlich sein Vater Joseph, seine Mutter Therese Marchner und der nunmehr todte L. Stang, der schon damals die Anna Maria Marchner, sein späteres Weib, zu heirathen beabsichtigte, verabredetermaßen gegen ihn falsch ausgesagt hätten. Sowohl bei Antritt als nach Verbüßung seiner Strafe hatte Joseph Marchner öffentlich die bedenklichsten Drohungen gegen seine Eltern und den Lorenz Stang ausgestoßen; da er diese Drohungen läugnete und sich über seinen Aufenthalt während der Nacht vom 5. zum 6. Januar nicht genügend auszuweisen vermochte, zudem auch im Straßengraben, wo Stang lag, ein weißmetallener Westenknopf gefunden wurde und an der Weste des Joseph Marchner, die mit ungleichen Metallknöpfen besetzt war, zwei Knöpfe fehlten, von denen einer in der Weste des Marchner stack, während der andere ganz abging, erfolgte noch am Abend des 7. Januar die Verhaftung des Joseph Marchner. Diesmal jedoch sollte seine Unschuld sehr bald an den Tag kommen. (Forts. f.)

Die erste Meerschaumpfeife. Das englische Blatt „The Engineer" enthält eine für Raucher und Liebhaber von Meerschaumpfeifen gewiß interessante Mittheilung darüber, wo und wie die erste Pfeife aus Meerschaum hergestellt worden ist. „Im Jahre 1753 lebte in Pest, der Hauptstadt Ungarns, ein Schuster, Namens Karl Kovacs, der durch seine Geschicklichkeit im Meißeln und in der Holzschnitzerei mit dem Grafen Andrassy, einem Ahnherrn des jetzigen Ministers des Aeußern, in so nahe Berührung kam, daß er ein Liebling des Grafen wurde. Als der Graf von einer seiner türkischen Reisen zurückkehrte, brachte er ein großes Stück weißen Stoffes mit, das man ihm in der Türkei als etwas wegen seines außerordentlich kleinen specifischen Gewichtes Seltenes geschenkt hat. Dem Schuster schien dieser Stoff für Pfeifen verwendbar, weil er kraft seiner Porosität den Saft des Tabaks in sich saugt. Er machte den Versuch und verfertigte zwei Pfeifen, die eine für den Grafen, die andere für sich selbst. Wegen seines eigentlichen Handwerkes konnte er seine Hände nicht immer rein halten, und so kam es, daß auf den Pfeifen mehrere Stückchen Pech blieben. Als Kovacs nun die Pechstückchen entfernte, erfuhr er zu seiner Verwunderung, daß der Stoff an diesen betreffenden Stellen glänzend braun geworden war und daß keine schmutzigen Flecken zurückgeblieben waren. Um nun der Pfeife eine gleiche Farbe zu verleihen, schmierte er sie ganz mit Pech ein, und bemerkte, nachdem er sie wieder gereinigt hatte, mit Freude, was für eine schöne Farbe die ursprünglich weiße Pfeife bekommen hatte. So hatte also Kovacs den Stein der Weisen für die Raucher erfunden, und mehrere reiche Adelige ließen, als sie von den wunderbaren Eigenschaften dieser merkwürdigen Masse erfuhren, große Quantitäten derselben zum Zwecke der Pfeifenfabrication kommen. Damals konnten der Seltenheit dieses geschätzten Artikels und der Schwierigkeiten seines Bezugs halber nur die reichsten Herrschaften sich denselben verschaffen, bis er um das Jahr 1830 zum allgemeinen Handelsartikel wurde. Die von Karl Kovacs verfertigte erste Meerschaumpfeife wird im Nationalmuseum aufbewahrt."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 89. Speyer, Donnerstag, den 31. Juli 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Siebentes Capitel.

Zum Schluß.

Der Erzähler der Geschichte vom Thurmkätherlein konnte im Verlaufe derselben oft durch Berufung auf Chroniken jener Zeit die Wahrhaftigkeit seiner Mittheilungen beglaubigen und hätte es noch viel öfter vermocht, als er gethan oder gewollt hat. Nun aber, da der Schluß begehrenswerth erscheint, wird es zur Nothwendigkeit, die Nachrichten der Chronisten nicht mehr zu umschreiben, sondern zuweilen ihren Bericht selbst nackt und dürr, wenn auch in unserer Rechtschreibung anzuziehen, insofern die vorstehende Erzählung noch ergänzt werden soll. Wohl wäre von so mancher Persönlichkeit, die dem Leser vorgeführt worden, nichts auf die Nachwelt gekommen, wenn ihr Dasein nicht im Zusammenhang mit Andern gestanden wäre, deren Namen, Wirken und Bedeutung für jene Zeit uns überliefert werden mußten. So berichtet der alte Chronist Maternus Berler, indem er das Leben des weitberühmten, originellen Straßburger Kanzelredners Geiler von Kaisersberg erzählt, von dessen Vater, unserm Notar und Stadtschreiber von Ammersweiher, daß derselbe drei Jahre nach der Geburt seines Hännsleins — also noch Anno 1448, da Thurmkätherleins Hochzeit gefeiert wurde, — in große Widerwärtigkeit fiel; „denn als ein Bär zu Ammersweiher beschädiget die Reben, da unterstunden sich etliche Bürger, dieß Gewild umbzubringen. Zu diesen fügt sich gedachter Johannes Geiler mit mannlichem Gemüth, und als ihm der Bär begegnet, verließ er sich auf seine Mitgesellen und stach den Bären. Jedoch traf er ihn nicht recht, deßhalb ihn der Bär auf den Tod verwundt, vorab an einem Schenkel — — — als von ihm gewichen waren alle seine Gesellen. Diese Wund ward entzündet von dem Feuer St. Antonii (dem Brand) und er starb bald. Also ward der Sohn, dreijährig, seines Vaters beraubt und seinem Großvater zu Kaisersberg zu erziehen überantwortet, der zog dieses Kind zur Schul; nachgehends schickt er ihn auf die hohe Schule gen Freiburg . . ."

Aus dieser Nachricht erhellt jedenfalls, daß sich Notar Geiler in der Hoffnung auf seinen Sohn nicht getäuscht, der als Domprediger zu Straßburg der erste seiner Zeit ward; ferner, daß der früh verstorbene Vater wirklich ein herzhafter Mann war, aber auch daß Meister Schwarz Recht hatte, ihn vor einem Bären des Wasgaugebirges zu warnen, von welchen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch mehrere geschossen wurden, deren einer 14 Fuß in der Länge gehabt haben soll.

Mit Trauer vernahm man die Botschaft vom Tode des Notars Geiler im Hause des Meisters Schwarz zu Schlettstadt, wohin auch Kätherleins Vater völlig versöhnt zur Hochzeit gekommen war. Der Pritschenmeister Ittel wachte dabei auf treue Beobachtung der altherkömmlichen Bräuche, und der Fiedelhanns geigte — neugewandet und mit neuem Instrument — zum frohen Hochzeitsreigen, wußte auch seit der Herlisheimer Geschichte immer, wo er einkehren durfte, um seinen Durst ohne Vorwürfe löschen zu können. In Glück und Liebe vergingen dem jungen Ehepaare die Monate, und Herrmann mischte sich noch wenig in die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, welche seinem Kätherlein jenes kostbare Faß, das er selbst gefertigt, und gefüllt mit Türkheimer Brand aus Stützels Keller, zum Hochzeitsangebinde verehrt hatte. Das edle Verhalten der Schlettstadter gegen ihren gefährlichsten Feind ward inzwischen ruchbar im Lande und von Jedermann gepriesen. Es brachte der kleinen Reichsstadt an der Ill fast noch mehr Ruhm, als ihre Waffenthaten. Das empfand auch der hohe Rath wohl, und so ließ er eine Säule aufrichten, auf welcher mit lateinischer Inschrift die Erinnerung an jenen „Sieg und Triumph" spätern Geschlechtern überliefert wurde, so daß man noch nach Jahrhunderten von dem Steine lesen konnte, was sich in der Fehde mit Heinz Grefe begeben und wie die Sache schließlich „gerichtet ward".

Aber der Rath der Stadt setzte sich fast gleichzeitig noch ein bedeutsameres Monument, das, nicht von Stein, den Ruhm der Stadt noch lauter predigte, — eine Schule, die berühmte Mutter aller Gelehrtenschulen Deutschlands. Man war darauf aufmerksam geworden, wie Gewerbe und Kunst in Straßburg aufblühten, nachdem der Münsterthurm fertig zum Himmel aufragte, während gleichzeitig in der Stille daselbst ein geborner Schlettstädter, Johann Mentelin, an der noch ungeborenen Buchdruckerkunst mit erfand. Man

hatte beim Küferfest zu Colmar wahrgenommen, wie daselbst die Kunst durch des jungen Martin Schön Malereien das Leben verschönte, und man fühlte auch in Schlettstadt das Bedürfniß, dem Leben einen geistigen Gehalt zu geben, welcher die Sitten der kriegslustigen Jugend mildern konnte, wie es seiner Zeit schon Conrad Lang und Meister Schwarz ausgesprochen hatten. Daß die Klosterschulen hierzu nicht genügten, sah man wohl ein, und so ward eines Tags Magister Ludwig Dringenberg aus Westphalen berufen, eine Schule in Schlettstadt zu gründen. Hermann Schwarz war ihm einst zu Freiburg begegnet, hatte ihn wohl im Gedächtniß behalten und viel von ihm geredet und auf ihn verwiesen. Jetzt hatte er die Freude, den gelehrten Magister oft bei sich einkehren zu sehen und ihm und seinem Kätherlein erzählen zu hören von den Städten der Alten, wo Kunst und Wissenschaft ihre Heimath und Pflege gefunden.

Im Uebrigen verfloß dem jungen Ehepaar das Leben in ziemlich einförmigem Glück, bis allmälich die Kindlein „in der Reihe um den Tisch gar fein und höflich standen in Zucht und guter Sitte“, wie es in jenem Spruche hieß, der auf dem Fasse stand. Die Zeiten waren im obern Elsaß friedlicher geworden. Dagegen schlugen sich im untern Lande die Lichtenberger und Lützelsteiner Grafenbrüder mit ihren Vettern von Ochsenstein und Leiningen, bis sich Pfalzgraf Friedrich, der inzwischen Kurfürst bei Rhein geworden war, daselbst dem unruhigen Adel immer furchtbarer machte. Vor ihm, dem „bösen Fritz“, wie ihn seine Feinde nannten, wich auch Walther von Dahn aus dem Lande. Arm geworden, begnügte sich der wilde Junker, des Bischofs von Straßburg Amtmann zu Markolsheim zu werden, wodurch er ein Nachbar von Schlettstadt und Colmar wurde, was man ebendaselbst nicht sehr angenehm empfand. Besonders in letzterer Stadt erinnerte man sich jener Mißhelligkeit während des Schützenfestes und fürchtete Manches von der Rachsucht des hochmüthigen Edelmanns. In der That widersagte er auch schon 1451 ohne Streitursache der Stadt Colmar, trieb ihr Vieh vom Ried hinweg, das um 3000 Gulden gelöst werden mußte, während er auch etliche Bürger fing und nur gegen schweres Lösegeld wieder frei gab. Leider hatte Colmar wegen seiner selbstsüchtigen Theilnahmslosigkeit an anderer Städte Noth jetzt da und dort nur Schadenfreude zu erwarten. Ein Jahr später, wenige Tage, nachdem die schöne Gertraud Störlin sich nach Mülhausen an den Küfermeister Wenzel Köchlin verheirathet hatte, widersagte Junker Peter Blümlin denen von Hadstadt und hatte seinen Aufenthalt im Gasthofe „zum Schlüssel“ zu Colmar, nachdem er selbst sich mit dieser Stadt nach langer Feindschaft vertragen hatte. Oft gewarnt, sich an einen sicherern Ort zu verfügen, blieb er dennoch, bis zuletzt die Diener des von Hadstadt kamen auf „einem Wagen in Pilgers Weise und erstachen obbemeldeten Peter Blümlin zu todt in vorgemeldeter Herberg“. Als man davon in Schlettstadt hörte, erkannte man, daß der Hadstadter die List, mit welcher seine Stadt und Burg Herlisheim genommen worden, wohl gemerkt hatte.

Großes Aufsehen machte aber damals auch zu Schlettstadt die Einnahme Lützelsteins durch Pfalzgraf Friedrich, worüber man bald ein Lied sang, das der Fiedelhanns umhertrug:

„Man hört die Büchsen sausen
Zu Lützelstein an der Maur.
Es mocht' wohl manchem grausen . . .“

Die Lützelsteiner Grafen selbst waren bei Nacht davon gekommen, wichen aber vor dem „bösen Fritz“ aus dem untern Lande und wandten sich in's obere Elsaß, wo sie viele Bürger von Colmar fingen. Pfalzgraf Friedrich hatte bei seinem Zug gegen Lützelstein die zugesagte Hülfe der Colmarer vergeblich erwartet. Jetzt gedachte die Stadt in ihrer Noth des Pfalzgrafen, schrieb ihm, aber sie erwarteten nun ebenso vergeblich die Erfüllung seiner Zusage, so daß die Leute sagten und der Chronist schrieb: „Die Colmarer seien in die Grube gefallen, die sie selbst gegraben.“ Jene Lützelsteiner Grafen aber mußten vor dem Pfalzgrafen in fremde Länder flüchten und starben im Elend, so daß ihr Geschlecht nun dennoch ausstarb, trotzdem ihr Vater Burkhard von Lützelstein aus dem Chorrock gesprungen war, um es zu verhindern.

Während all dieser Widerwärtigkeiten an andern Orten genoß Schlettstadt tiefen Frieden. Sein Handel mit Wein ging immer stärker die Ill hinunter nach Straßburg und den Rhein nach Cöln hinab, in das Land zu Geldern, Brabant, Holland, Seeland. Zugleich blühte die Schule des Magisters Dringenberg recht freudig auf, da sowohl Bürgerskinder, als adelige Jünglinge herbeizogen, um in den Sprachen unterrichtet zu werden. Und der gelehrte Mann fand in dem Umgang mit den bildungsbedürftigen Elementen unter der Bürgschaft, vor Allem aber in den Unterredungen mit Hermann Schwarz und dessen holdem Weibchen, ein frohes Genügen, das sich auch stets diesen selbst mittheilte. Anders war es jedoch mit dem bejahrten Meister Schwarz und seiner Frau Agathe geworden. Zwar konnten sie, nachdem auch Sabine die Hoffnungen ihrer heimlichen Liebe gekrönt sah und als Küfermeisterin Butzer in der Stadt wohnte, in keiner besseren Pflege stehen, als bei ihrer lieben Schwiegertochter, dem Kätherlein. Aber sie konnten so Manches nicht verwinden, was dieses selbst mit ihrem Manne gar nicht kümmerte, daß nämlich so Viele in der Stadt sich besser und vornehmer zu dünken anfingen, als das „Thurmkätherlein“. Kaum war die Begeisterung für die That Hermanns nach dem Plane seines geliebten Kätherleins etwas verrauscht, so erinnerte man sich wieder ihrer niedern Herkunft und Armuth von Haus aus, und da und dort ward mit Nasenrümpfen bemerkt, was denn der Familienstolz des Meisters Schwarz bezweckte, wenn er seine beiden Kinder an Leute von niederem Stande verheirathen wollte: die Tochter an einen armen Küfergesellen aus unansehnlicher Familie, den Sohn gar an ein Thorwärtelskind. Alle Diejenigen, die einst selbst verlangend nach Hermann Schwarz geschaut hatten, redeten nur noch achselzuckend von ihm und seinem „Thurmkätherlein“, und konnten dieß um so

ungescheuter, je mehr sich die jungen Ehegatten zurück in das Leben ihrer jungen Familie zogen. Und zu dieser Zurückgezogenheit fanden sie um so mehr Anlaß, als sie einst bei öffentlichem Feste geflissentlich übersehen wurden von den einherstolzirenden vornehmen Familien der Stadt, von den Rappenkopf, Ohnefroh, Schultheiß Hammer, Rath Pfeffinger, Heilmann, Ullmann, Kempf und Anderen. Hermann und Kätherlein, das so manchem armen Studentlein schon damals eine fürsorgende Gönnerin war, ertrugen solche Zurücksetzung leicht; aber ihren Eltern machte sie um so mehr Kummer, und Meister Schwarz und Frau Agathe grämten sich in ihren einsamen Stunden nicht wenig, ohne Abhülfe zu wissen. Diese sollte durch ein Ereigniß kommen, das in den Annalen jener Zeit als eine der schlimmsten Thaten des verwilderten Adels verzeichnet steht und im ganzen Lande großes und gerechtes Aufsehen machte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schrecken der transkaspischen Steppe.

(Fortsetzung.)

Das Teten-Echelon jedoch marschirte wie gesagt am 3. Mai nach Bala-Jschen, um sich dort erst etwas zu erholen. Die Hitze war troß des frühen Ausmarsches dieselbe wie Tags zuvor, und während des vierstündigen Marsches blieben über 100 Menschen am Wege vollständig entkräftet liegen. Kameele fielen und auf der Straße traf man auf die Cadaver der am Tage vorher verendeten Kosakenpferde, von denen im Ganzen 120 Stück umkamen. Beim Namensaufruf in Bala-Jschen fehlten 15 Kosaken, nach denen sofort eine Karawane mit Wasser und Medicamenten ausgeschickt wurde. Um 5 Uhr Nachmittags kam dieselbe zurück, jedoch nur mit 11 der Vermißten, welche bereits bewußtlos am Wege gefunden worden waren. Zu derselben Zeit fanden sich auch die drei Leute im Lager ein, welche man in der entsetzlichen Nacht vom 1. zum 2. Mai nach Orta-Kuju auf Kundschaft ausgeschickt hatte und welche erst jetzt das Detachement wiederfanden.

Ihrer Aussage nach war der Brunnen nur noch etwa 10 Werst von dem vordersten Cavallerielager entfernt und mit gutem Wasser gefüllt gewesen. Beim Rückweg hatten sie an der Straße vier todesmatte Kosaken gefunden, denen sie Brod und Wasser verabreichten, die sie aber, da ihre eigenen Pferde zu müde waren, nicht hatten mitnehmen können. Auch diese Unglücklichen, von denen später einer starb, wurden am Morgen des 4. Mai gänzlich bewußtlos in das Lager zurückgebracht. Der ganze 3. Mai wurde zur Pflege der größtentheils dem Sonnenstich erlegenen Leute verwendet. Die Erschöpfung Vieler war nicht nur die Folge der unmittelbaren Einwirkung der Hitze, sondern auch gänzlicher damit zusammenhängender Appetitlosigkeit. Selbst nach längerem Aufenthalt an der erfrischenden Quelle vermochten die nöthigen Leute zum Wachtdienst nicht zusammengebracht zu werden.

In Anbetracht des Kräftezustandes der Mannschaften, der vielen fehlenden Lastthiere, desgleichen der Erwägung, daß der Weiterweg von Orta-Kuju nach Jsmichschir womöglich noch beschwerlicher sein würde und man dabei Gefahr liefe, nicht nur an Wasser, sondern auch an Lebensmitteln Mangel zu leiden, erklärte sich der größte Theil des versammelten Offiziercorps für die definitive Umkehr nach Jgdi und Krasnowodsk, um so mehr, da der Hauptzweck, die Abhaltung der Turkmenen des Südens, erreicht war. Nichtsdestoweniger mag Oberst Markosoff wohl nur mit schwerem Herzen das Commando zum Rückmarsch abgegeben haben; wie nothwendig dasselbe war, mag daraus ersehen werden, daß beim Aufbruch 100 Kosaken und 100 Infanteristen nur vermittelst der Kameele weiter geschafft werden konnten. — Beim Marsch nach Jgdi wehte ein heftiger Wind, welcher ganze, die Sonne verfinsternde Wolken Staubes aufwirbelte. Dieser Staub war, wer sollte es glauben? für die Menschen eine Wohlthat, da — die Sonne nicht so durchdringen konnte; Pferde und Vieh fielen jedoch in bedeutender Anzahl. Am 26. Mai traf das letzte Echelon verhältnißmäßig wohlbehalten in Krasnowodsk ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der fünffache Mord von Thalmassing.

Amberg, 22. Juli. (Schwurgerichtsverhandlung gegen Xaver und Joseph Marchner wegen Mordes. Forts.) Die Crescenz Stang wurde, noch bewußtlos, am 9. Januar in das Krankenhaus zu Sünching verbracht, wo sich bei sorgsamer Pflege ihr Zustand so rasch besserte, daß sie schon am 12. Januar dem Untersuchungsrichter den eigenen Bruder ihrer ermordeten Mutter „Xaver Marchner" als alleinigen Thäter bezeichnen konnte. Xaver Marchner wurde noch am nämlichen Abend im Wirthshause zu Thalmassing verhaftet, sein Bruder Joseph dagegen aus der Haft entlassen. Xaver Marchner, zu dessen Weste, die er bei seiner Verhaftung trug, zweifellos der aufgefundene Knopf gehörte und dessen Unterhose eine große Anzahl groschengroßer Blutflecken zeigte, dessen Messer endlich an der Spitze gebogen und an der Schale augenscheinlich frisch abgeschabt war, leugnete auf alle diese Verdachtsmomente, ja selbst noch auf die Eröffnung, daß die Crescenz Stang noch lebe und ihn als Mörder bezeichnet habe, noch auf das Hartnädigste. Erst nach eingehenderem Vorhalt gestand er dem Untersuchungsrichter die scheußliche That, indem er seine Geliebte beschuldigte, ihm den verbrecherischen Plan eingegeben zu haben. Xaver Marchner wußte sich bei diesem Verhöre so zerknirscht zu stellen, daß sich der Untersuchungsrichter veranlaßt sah, zu den Acten zu constatiren: „Der Angeschuldigte zeigte bei seinem Geständnisse die aufrichtigste Reue." Nach diesem Verhöre in Haft zurückgebracht, knüpfte er mit seinem Keuchengenossen Anton Maier ganz vergnügt ein Gespräch an, in dessen Verlaufe er erklärte, er habe Alles eingestehen müssen, der Bankert da (Crescenz Stang) sei wieder zu sich gekommen und habe ihn verrathen. Dabei machte er die Aeußerung: „O, wenn ich doch den Bankert auch erdrückt hätte; ich habe gemeint, er sei schon hin, sonst hätte ich ihn mit der Hacke in der Mitte abgehauen." Bei diesem Anlasse äußerte sich Xaver Marchner auch dahin, daß er dem Untersuchungsrichter den Sachverhalt nicht wahrheitsgetreu vorgetragen habe, und machte dann seinem Keuchengenossen folgende Mittheilung: Am hl. 3 Königstage sei er mit seiner Geliebten im Wirthshause gewesen und habe da immer nachgedacht, wie er Geld bekommen könne. Er habe zuerst bei Musiker Niebler rauben wollen, dieses Vorhaben aber wieder aufgegeben, weil er wußte, daß derselbe ihm

an Kräften weit überlegen sei. Später habe er den Entschluß gefaßt, Stang auszurauben, und sei dann gegen 9 Uhr Abends, mit einer Flinte bewaffnet, zum Stang'schen Hause gegangen, woselbst ihm auf Anklopfen seine Schwester geöffnet habe. Sie seien in die Stube hineingegangen, die Schwester habe sich auf einen Stuhl gesetzt, er habe sie mit dem Gewehrkolben über denselben heruntergeschlagen. Während er nun den Schlüssel zum Kasten gesucht, sei Stang gekommen und mit den Worten: „Jesus, Maria und Joseph! Schwager, was habt denn Ihr gehabt, was hast denn Du gethan", unter der Thüre stehen geblieben. Sofort sei er auf Stang losgesprungen, habe ihn gepackt und ihm sein Messer an den Kopf gehauen, daß sich die Klinge bis an's Heft umgebogen. Im Ringen habe er den Stang im Vorfletz auf den Boden geworfen, wobei dieser ihn mit niedergerissen. Er habe sich wieder losgerissen und mit der hinter ihm befindlichen Hacke auf Stang losgeschlagen, ihn auch mehrere Male getroffen. Es sei dem Stang gelungen, zur Thüre hinauszukommen und fortzulaufen; allein er sei ihm mit dem eisernen Rechen nachgelaufen und habe ihn 4mal niedergeschlagen bis er liegen geblieben. Die beiden Mädchen hätten geschrieen, er habe ihnen Ruhe geboten. Das größere Mädchen habe ihm leuchten müssen; er habe das Eckschränkchen aufgesprengt und daraus 850 fl. sowie eine Chatoulle mit Broche und Ringen herausgenommen. Nachdem er diese Sachen an sich gebracht gehabt, habe er zu den Kindern gesagt: „Kinder, jetzt macht's Reu' und Leid", habe die Stockhaue ergriffen und die Spitze dem kleinen Mädchen so in den Kopf hineingehauen, daß sie beim Munde herausgeschaut habe. Den Kleinen, der wach geworden sei, habe er aus dem Bette herausgerissen und ihn dreimal auf den Boden geworfen, dann aber mit dem Stiefelabsatze drei Stöße auf die Brust versetzt. Dann habe er das ältere Mädchen ergriffen und ihm mit der Haue mehrere Schläge versetzt, wohin er sie gerade getroffen, das Mädchen sei neben ihrer Mutter in das Blut hineingefallen und er habe geglaubt, dasselbe sei todt. Als er am nächsten Tage die Crescenz noch lebend angetroffen, habe er mehrfach zu ihr zu kommen gesucht, um ihr „einen Treff zu geben, auf daß sie hin wäre", es sei ihm aber nicht gelungen. Die geraubten Sachen habe er vergraben. In derselben Unterredung gestand Marchner seinem Keuchengenossen, daß seine Geliebte zu ihm kein Wort über die That gesagt habe, daß er aber dieselbe „hineinbringen" wolle, damit sie kein Anderer bekomme. Xaver Marchner war unter seinen Keuchengenossen sehr heiterer Stimmung und tanzte diesen eine Tour, die er „mit seinem Madl wunderschön getanzt", den sogenannten Spinnradltanz vor! Bei dem zweiten, am 17. Januar c. abgehaltenen Verhöre mit Xaver Marchner, gestand er die Thatverübung im Wesentlichen, wie er sie dem Meier erzählt hatte, leugnete aber, mehr als ca. 20 fl. an Geld gestohlen zu haben. Ebenso beharrte Xaver Marchner darauf, daß seine Geliebte ihn zur That verführt habe und stellte jede weitere Betheiligung eines Dritten, namentlich seines Vaters, entschieden in Abrede. Am 18. Januar c. meldete sich Xaver Marchner zum Verhör und erklärte: „sein Mädel käme unschuldig hinein, alle Schuld habe sein Vater". Der habe ihm gesagt, er solle bei Stang Alle aufarbeiten, er kriege dann das Häusl, da es auf seine Schwester geschrieben sei, wenn er es nicht thue, schieße er ihn auf freiem Felde zusammen. Er habe ihm dann Rathschläge ertheilt, wie es am Besten auszuführen sei und Hilfe zugesagt, wenn er des Stang nicht Herr würde, überhaupt ihn solange mit Zureden und Drohungen bestürmt, bis er die That verübt habe. In dem Momente, als er das blutige Waschwasser vor das Stang'sche Haus geschüttet, sei sein Vater daher gekommen, habe die Kinder schreien hören und gesagt: „Die mußt du auch noch umbringen, sonst kommen wir auf", worauf er auch die Kinder umgebracht habe; sein Vater habe ihm auch angelernt zu sagen, seine Geliebte habe ihn zur That verleitet. Der hierauf verhaftete Marchner sen. leugnete auch dann, als er seinem Sohne gegenübergestellt ward, jede Mitwissenschaft und Theilnahme an der blutigen That. Ueber den Vorfall war Joseph Marchner dergestalt außer Fassung gebracht, daß es nicht möglich war, mit ihm das Verhör zu schließen; er fiel vor dem Untersuchungsrichter auf die Knie unter der Betheuerung seiner Unschuld. Wiederholte Belehrungen, daß die Wahrheit dieser Anschuldigung seine eigene Schuld in keiner Weise verringern würde, vermochten den Xaver Marchner keineswegs, die Anklage gegen seinen Vater zurückzunehmen. Crescenz Stang erzählte in ihren beiden späteren Vernehmungen den schauderhaften Vorgang im Wesentlichen, wie Xaver solchen dem Maier erzählt hatte, und spricht sich bestimmt dahin aus, daß Xaver die That allein verübt, daß er wenigstens 150 fl. aus dem Schrank herausgenommen und, als er sein Waschwasser vor das Haus schüttete, sogleich wieder zurückkam und daß sie vor dem Hause nicht sprechen hörte. Die ihr beigebrachten Verletzungen hat ihr nach ihrer Angabe Xaver Marchner mit dem aus der Tischschublade herausgenommenen Messer ihres Vaters und mit der Hacke zugefügt. Unmittelbar nach der vollbrachten Niedermetzelung erschien Xaver Marchner, wie constatirt wird, am Kammerfenster seiner Geliebten und unterhielt sich da mit ihr über die Predigt, die der Geistliche am Morgen gehalten hatte, worauf er singend und pfeifend sein Lager suchte. Die nächstfolgenden Tage gab er sich den Anschein, als sei er von dem der Familie Stang zugestoßenen grauenvollen Loose auf's Tiefste erschüttert, um wenige Stunden nach der Beerdigung seiner Opfer wieder lustig und guter Dinge zu sein und seinem Vergnügen nachzugehen. Am Samstag nach der That jammerte er vor dem Kammerfenster wieder über den traurigen Fall, wo er, der Mörder, mit empörender Gleißnerei sich darüber entrüstet, daß sein Bruder die That verübt haben soll; er könne es unmöglich glauben, daß er einen solchen Bruder habe, den das arme Weib und die armen Kinder nicht gedauert hätten, es würde ihn kein Geld reuen, wenn er den Namen „Marchner" vertauschen könnte. Schließlich geht er in der ihm geläufigen Verstellung so weit, daß er, um für sein Verbrechen auch wo möglich noch straflos auszugehen, den Narren zu spielen versucht, er verschlingt das ihm Gereichte mit viehischer Begier, speit es wieder, wäscht sich mit Urin, frißt seinen eigenen Koth, bellt wie ein Hund und kriecht auf allen Vieren Nachts unter seine Bettstelle, wüthet und tobt dann, bis er in der Kreisirren-Anstalt Karthaus-Prüll in die Zwangsjacke gesteckt wird. Er erträgt dort die zur Feststellung der Frage, ob Irre, ob Simulant, angestellten peinlichen Versuchsmittel, in's Gesicht applicirte Nadelstiche, Vorhalten von Ammoniak unter die Nase mit stoischer Ruhe, dann wird plötzlich aus dem Tobsüchtigen ein blöder, stumpfsinniger Narr, er verdreht die Augen, läßt die Zunge schlaff zum Maule heraushängen, hört nichts mehr, gibt auf Befragen keine Antwort, kein Lebenszeichen mehr, brütet schweigend den ganzen Tag über vor sich hin — und endlich, der Rolle des Narren müde, gesteht er, daß Alles bloße Verstellung, daß er nur den Rath eines Keuchengenossen befolgt habe, der ihm gesagt, er hätte es im Narrenhause gar nicht so schlecht, er bekomme gut und viel zu essen, könne den ganzen Tag über im Garten spazieren gehen, und wenn er das ein paar Jahre lang ausgehalten, müßte man ihn wieder laufen lassen und könne man ihm wegen seiner Mordthaten nichts mehr anhaben. So erhebliche Bedenken auch gegen die persönliche Glaubwürdigkeit des Xaver Marchner bestehen, so erscheinen dieselben doch nicht stark genug, den Glauben an die gegen seinen Vater erhobene Beschuldigung abzuschwächen. Hatte ja doch das Haupt der Marchner'schen Familie selbst schon wegen Todtschlags 8 Jahre im Zuchthaus zugebracht.

(Schluß folgt.)

*Räthsel.

Das Mädchen hat es nie,
Sie kann's in ihrem Leben
Nie nehmen, aber doch
Kann sie's dem Manne geben.

Auflösung der Homonyme in Nr. 87:

Säumen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 90. Speyer, Samstag, den 2. August 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von August Becker.

(Fortsetzung.)

Junker Michael Würmlein, von dem der Leser dieser Erzählung schon einigemal gehört, wie er als mittelalterlicher Stutzer und halblächerliche Figur in Colmar umherging, hatte nämlich seine Häkeleien mit dem wilden Walther von Dahn bei dem Colmarer Fest, so wie die Drohungen desselben längst vergessen und in den Wind geschlagen. So sehr er gegen alle Jungfrauen, edle und bürgerliche, den Galanten gespielt, war er doch ledig geblieben, bis sich ihm 1455 nach eine sehr annehmbare Partie von Breisach aus bot. Hans von Wißwiler daselbst hatte eine Tochter, die von dem feinen Anstand, den modischen Kleidern und witzigen Worten Michael Würmleins bei Gelegenheit so bezaubert ward, daß sie gern in die Ehe mit dem Junker von Colmar willigte. Der Hochzeitstag war gekommen; Hans von Wißwiler setzte mit seiner bräutlichen Tochter und großer Freundschaft von Breisach über den Rhein und ritt dann mit dem ganzen Hochzeitszug — an die fünfzig Pferde — weiter, Colmar zu durch das Kastenholz. Bald trafen sie dort auch den ungeduldigen Bräutigam, der duftend und gar herrlich, nach der neuesten Mode des burgundischen Hofes gekleidet, an der Spitze von ebenfalls gegen fünfzig „Pferden" zwischen den Birken, Buchen und Eichen des ebenen Waldes heransprengte, um sein „Gemahel zu empfahen". Da war nun die Lust groß, und sie ritten in lauter Freuden weiter, zumeist Leute vornehmen Standes, Herren, Frauen und Töchter, aber auch andere angesehene Leute vom Rath, so Meister Störlin, der den Wein zum Hochzeitsfeste zu liefern hatte. Dazu lief eine Rotte Schellennarren unter Anführung des Pritschenmeisters Ittel vor der Gesellschaft her mit allerlei Kurzweil, daß man lachte und jauchzte. Junker Michael Würmlein war aber gegen seine Braut geschmeidig, wie eine Honigpuppe, und zerfloß in lauter Süßigkeit. Da man nun im Angesicht des Dorfes Sundhofen an den Illfluß kam, trabte er, um sich von seiner stattlichsten Seite zu zeigen, den Frauen voran über die Brücke und mit etlichen Freunden in das Dorf hinein.

Aber, o Himmel! wie ward ihm da, als plötzlich im Dorfe an die achtzig wohlgerüstete Reiter über ihn und seine Begleiter herstürzten, Alles von den Pferden stachen, daß die meisten alsbald todt auf dem Sande lagen und Würmlein selbst, eh' er sich's versah, einen Spieß am Bauch hatte, der ohne Rücksicht auf das feine Tuch und Gewand ein tiefes Loch machte, aus welchem alsbald ein Blutstrom schoß! Als sich aber Junker Michael Würmlein mit all' seinen schönen Kleidern auf dem Sande im eigenen Blute wälzte, hatte er noch so viel Besinnung, unter den Angreifern Junker Anton von Hohenstein und Velten von Neuenstein, sowie etliche von des Straßburger Bischofs Rupprecht Hofgesinde zu erkennen. Er sah auch noch den armen Ittel in seiner Pritschenmeistertracht hochgestreckt an einer Eiche stehen, an welche dessen beide Ohren angenagelt waren. Auch hatte er noch das Geschrei der Weiber, das Röcheln der Sterbenden und den Jammer des Meisters Störlin gehört, dem mehrere rohe Knechte ganz besonders zuzusetzen schienen. Nun vernahm er aber eine Stimme, die ihm vollends klar machte, wer der Anstifter war. „Nun, Würmlein! Juckt Euch der Rücken noch, schlechte Witze zu reißen!" sprach ein Reiter, indem er dem Verwundeten mit der flachen Klinge auf den untern Theil des Rückens schlug. „Ihr seht, mein feines Männlein, ich halte Wort!"

Würmlein sah das freilich. Er hatte auch in seinem gefährlichen Zustand noch die Stimme Walthers von Dahn erkannt, der, als bischöflicher Amtmann, von Markolsheim aus diesen Anschlag leitete, so seine Drohungen verwirklichend, die er einst unter ganz andern Umständen zu Colmar ausgestoßen hatte. „Und wurden Etliche erstochen und viel verwundet, unter welchen Junker Michael Würmlin auf den Tod verwundt ward, wiewohl er nit starb. Viel wurden gefangen. Es war also ein erbärmlich Geschrei der Frauen auf den Wegen, davon nit zu sagen ist, denn denselbigen wurden ihre Kleinodien genommen . . . Also nahmen sie die Gefangenen und rannten gen Markolsheim zu. Als bald solches Geschrei nach Colmar kam, schlug man Sturm und eilte ihnen nach bis gen Muntzenheim." Da nun Walther von Dahn und die Seinigen der Nachsetzenden ansichtig wurden, berichtet der Chronist weiter, forderten sie mehreren ihrer Gefangenen den Eid ab, sich auf ein bestimmtes Ziel wieder zu stellen. Wir wollen hier gleich hinzusetzen,

daß die Vereideten auch ihr Wort halten und auf jenes Ziel in die Gefangenschaft zurückkehren wollten, dabei jedoch von dem Landvogt im Oberelsaß aufgegriffen und daran verhindert wurden.

Diese That machte am ganzen Oberrhein das größte Aufsehen und nicht blos Herzog Albrecht von Oesterreich, sondern der rheinische Kurfürst, Pfalzgraf Friedrich selbst, überzogen als Rächer den Straßburger Bischof, dem manches Dorf beraubt und das Gut nach Colmar gebracht wurde. Die Bürger von Straßburg und Colmar aber zogen auf des Pfalzgrafen Wunsch heran, um sich mit denen von Schlettstadt zu vereinigen. Denn Walther von Dahn und seine Helfer hatten ihre Beute sammt den zurückbehaltenen Gefangenen, darunter Meister Störlin von Colmar, nach der gewaltigen hohen Königsburg gebracht, die hoch über Schlettstadt am Eingang des Leberthals ihre mächtigen Mauern und Thürme von rothen Quadern erhob. Die Burg wurde genommen, die Gefangenen befreit. Conrad Lang und Hermann Schwarz thaten dabei wieder das Beste, und letzterer hatte die Freude, dabei mit Bekannten aus früheren Tagen, als Peter Stützel von Türkheim und Wilhelm Herter von Straßburg, zusammen zu treffen.

Noch eine andere Bekanntschaft aus junger Zeit wurde erneuert. Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, wie ihn die Geschichte nennt, der „böse Fritz", wie ihn seine Feinde hießen, hatte eben einen seiner vielen Kriege glücklich, wie alle, beendigt und benutzte die Gelegenheit, die ihn nach dem Elsaß führte, auch Schlettstadt zu besuchen. Da war großer Jubel, als der erste weltliche Kurfürst (der größeres Ansehen im Reiche genoß, als der schwache Kaiser selbst, und der schon als Landgraf des Elsasses von Reichswegen eines freudigen Empfangs gewiß sein konnte) mit einem stattlichen Gefolge in der Illstadt eintritt, über welcher das rothe Münster im Sonnenlicht glänzte. Auch Kätherlein stand mit ihren zwei Kleinen am Fenster, den Einzug zu sehen, während ihr Mann in's Rathhaus befohlen war. Eben kam der siegreiche Kurfürst von der Pfalz vorüber, umgeben von den Edeln seines Hofs und elsässischen Herren. Da hielt ein ritterlicher Herr vor dem Fenster in voller Rüstung, den Helm zierte der Hadstadter Bergknappe mit rothen und gelben Federn, auf dem Schilde schimmerte ein rothes Kreuz im gelben Feld. „Kätherlein — — ach, Frau Meisterin, kennt Ihr mich nicht mehr?"

„Mein edler und gütiger Herr von Hadstadt!" sprach Kätherlein bewegt, indem sie die dargereichte Hand ergriff. Der Zug stockte. „Wer ist das holdselige Weiblein, dem unser Freund die Hand darstreckt?" fragte Kurfürst Friedrich Herrn Smaßmann von Rappolstein, welcher neben ihm ritt.

Sobald die Auskunft erfolgt war, wandte der heldenmüthige Fürst sein edles Roß und lenkte es unmittelbar an das Fenster. „Vergönnt, liebe Frau", sprach er zu der Betroffenen, „daß ein Freund Eures Mannes Euch begrüße. Reicht mir Euer Händlein, — und laßt Euch sagen, wie sehr es mich freuen kann, daß Hermann Schwarz so glücklich in der Liebe, als im Felde ist, — was wir Beide einigermaßen gemein haben. Denn auch ich habe ein Weiblein Eurer Art, schöne Frau!"

„O mein Fürst, mein gnädiger Fürst!" stammelte die Beschämte, während dem alten Schwarz und der Frau Agathe, welche hintendran in der Stube standen, das Herz in der Brust vor Stolz und Freude hüpfte. „Leider kann ich nicht länger weilen", fuhr der siegreiche Kurfürst fort, während das Volk herbeidrängend in Jauchzen ausbrach. „Aber ich versehe mich Eurer Gunst, daß ich Euch Abends im ersten Reigen führen darf!"

Damit grüßte er nochmals huldvoll und sprengte unter dem Jubel des Volkes davon. Kätherlein war noch ganz bestürzt über diese Begegnung des berühmtesten Fürsten seiner Zeit. Sie hatte gar nicht daran gedacht, dem Fest im Rathshofe für den Abend beizuwohnen. Aber Meister Schwarz sagte einfach, das müsse geschehen, und Frau Agathe brachte die schönsten Kleider und den reichsten Schmuck in Vorschlag; sie konnte sich fast nicht darein finden, als ihre Schwiegertochter sich für das einfachste weiße Gewand mit blauen Säumen entschied.

Unterdeß war der Kurfürst von der Pfalz vom hohen Rath empfangen worden, wobei er bald Conrad Lang, den bewährten Kriegshauptmann der Schlettstädter, heraus fand und von diesem sich zu Hermann Schwarz führen ließ, der nun an viele der Einzelnheiten beim Colmarer Schießen aus fürstlichem Munde wieder erinnert wurde. Sie sprachen längere Zeit mit einander, während Schultheiß und Räthe sich mit dem Gefolge des Fürsten beschäftigten. „Schade für den Geiler", sprach Kurfürst Friedrich. „Er war ein kluger Kopf und herzhafter Mann, verstand uns damals auch, und die Colmarer hätten wohl gethan, dem Bunde beizutreten, den wir im Sinne hatten; so hätte auch wohl dieser Walther von Dahn nicht gewagt, was er gethan. Doch, Colmar, wie Du willst! — Des Geilers Söhnlein soll also viel versprechen? Nun, vielleicht hören wir ihn dereinst noch zu Heidelberg uns Mores predigen, wenn wir's erleben. Damals glaubte mir's der Geiler nicht, daß, wenn ich einmal ein Weiblein nehme, ich solches aus den Städten holen werde. Nun, seht, Hermann Schwarz, ich habe ein ebenso holdes Mannräuschlein daheim, als Ihr, — meine Clara ist ein Augsberger Kind,*) und weil meines seligen Bruders Sohn einmal Pfalz und Kurhut erbt, konnt' ich mein Lieb nach freier Wahl suchen. Kommt Ihr einmal nach Heidelberg, soll Euch Clara einen Becher besten Weins aus dem Schloßkeller füllen, und ich will ihr erzählen können, daß ich zu Schlettstadt mit Euerm Kätherlein im Reigen gestanden."

Und der Abend kam, die Pfeifen und Drommeten ertönten im festlich geschmückten Saal, und die Pracht und Freude zog durch denselben bis in die tiefe Nacht. Am andern Morgen aber ging Frau Agathe, welche am Festabend bei den Kindern daheim

*) Clara von Detten.

geblieben war, auf Besuch in die Stadt zu allen Freunden, von Haus zu Haus, auch dahin, wo sie seit Jahren nicht mehr hingekommen war. Und überall ließ sie sich wieder erzählen, welche Ehre das für die Familie war, wie der heldenmüthige Kurfürst das Kätherlein im Reigen geführt vor allen Andern, wie dann die Edelleute nach einander mit ihr getanzt, zuletzt auch der Schultheiß und die jüngern Räthe, froh, daß sie nahen durften; wie auch Junker Matthies Grefe das Kätherlein geführt habe, und der hohe Kurfürst bei Rhein immer wieder zu ihr und dem Hermann zurückgekehrt sei, um mit ihr heiter und huldvoll zu plaudern. Sie habe aber auch gar schön ausgesehen in ihrer Ehre, von welcher auch der Sabine neben ihr ein Theil zufiel, da alle die vornehmen Herren und die angesehensten Bürger, die nicht an Kätherlein hinangelangen konnten, mit der guten Sabine tanzten.

(Schluß folgt.)

Die Schrecken der transkaspischen Steppe.

(Fortsetzung.)

Ein ebenso charakteristisches, wenn auch weniger abschreckendes Bild des Marsches in der Steppe entwirft ein bei der turkestanischen Abtheilung der Chiwa-Expedition befindlicher Berichterstatter. Hören wir auch ihn, und versetzen wir uns in das Biwak der Avantgarde unter dem Befehl des Generalmajors Bardowski, in der Nacht nach dem Scharmützel, welches er unweit von Chala-Ata am 9. Mai mit den Chiwesen zu bestehen hatte; die Nacht war still und kühl, in voller Klarheit stand der Mond am Himmel, im Biwak brannten die Wachtfeuer und erhellten grell das im Viereck zusammengestellte Gepäck, die lagernden Kameele und die in Pyramiden in der Mitte befindlichen Gewehre. Bei den zischenden Theekesseln standen Gruppen von Soldaten, andere umringten neugierig die dem Feinde abgenommenen Pferde. Nicht weit davon lagen die verwundeten Kosaken und Dschigiten, denen man ärztliche Hilfe angedeihen ließ. Nahebei machten es sich etwa 8 Officiere auf einem großen Teppich bequem und tranken selbstverständlich Thee. Lange noch glimmten die Feuer, die Leute schliefen nicht vor Mitternacht. Bald hier, bald dort hörte man Discurse hinsichtlich des Wassers. „Du, Iwan,“ ruft der Eine, „gieb dem Pferde noch einen halben Eimer, Gott weiß, ob wir in Adam Kruilgau Wasser finden.“ — „Legt die Schläuche hier hin, macht sie gut zu und paßt gehörig auf. Wenn wir uns hinlegen, nehmen wir das Wasser in die Mitte.“ — „Alle Wetter,“ tönt es von einer andern Seite, „da ist ja noch Wasser im Schlauch. Das ist gut morgen zum Thee.“ Jeder Tropfen wird gezählt. Man trinkt so viel man trinken kann, aber weniger als man möchte; die Meisten hatten sich von Chala Ata ein oder zwei Flaschen präparirten Thees mitgebracht. Am anderen Tage rückten wir erst um 10 Uhr Morgens aus. Die Hitze war groß, 33 Grad (die Krasnowodskische Abtheilung hatte bekanntlich über 50 Grad zu ertragen), man kann dabei höchstens im Schatten liegen, marschiren aber, noch dazu mit Gepäck, ist undenkbar, daher machten wir auch in der heißesten Zeit eine Ruhepause. Weiter geht es in derselben Weise. Einförmig, ermüdend folgt Werst auf Werst. Man reitet Schritt, doch das Pferd überholt die Infanterie, welche wieder schneller marschirt als die schneckenartig fortkriechende Bagage.

Man versucht alles Mögliche, um ein wenig Abwechselung in das ewige Einerlei zu bringen: Man reitet an die Tête der Colonne, zur Avantgarde, sitzt ab, raucht und steigt, wenn die Anderen herankommen, wieder zu Pferde. So geht es stundenlang weiter. „Wie steht es mit den Kameelen,“ denkt man, „am Ende muß man Eins liegen lassen, man sollte doch nachsehen.“ So sinnend, setzt man sich auf einen Hügel und schaut in die Ferne. Da kommen die Kameele im langen, unabsehbaren Zuge, dunkel heben sich ihre Gestalten von dem Wüstensande ab. Auf dem vordersten Thiere sitzt der Lautschführer, in der Hand ein Seil, das an der Nase des Thieres befestigt ist. (Die Art und Weise dieser Befestigung ist sehr barbarisch und nur bei den Kirgisen gebräuchlich. Man schlitzt nämlich die Nase des armen geduldigen Geschöpfes mit einem Messer auf und steckt quer durch die Oeffnung einen kleinen Pfahl, an den das Leitseil gebunden wird. Die Bucharen benutzen Zäume.) An den Schwanz des Leitthiers ist ein Seil befestigt, welches wiederum zur Nase des folgenden führt, und so geht es fort; die wandelnden Kameele tragen Fässer, man hört das Wasser sich darin bewegen. „Ein nettes Leben“ denkt man, und von welchem Zufall hängt es ab. Ein Kameel fällt hin, ein Faß zerbricht, noch eins und eine halbe Compagnie ermangelt ihres Thees, vielleicht gerade in dem Augenblick, wo ihre Existenz davon abhängt.

(Schluß folgt.)

Der fünffache Mord von Thalmassing.

Amberg, 23. Juli. (Schwurgerichtsverhandlung gegen Xaver und Joseph Marchner wegen Mordes. Schluß.) Auf des Vaters Denunciation hin wurde, wie schon erwähnt, einer seiner Söhne, Joseph Marchner, wegen Diebstahls zu einer vierjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt, und fast gewinnt es jetzt den Anschein, als ob die damalige Beschuldigung eine falsche gewesen. (Der älteste der Marchner'schen Söhne verbüßt dermalen wegen Mordversuchs an seiner Geliebten eine Zuchthausstrafe, die ihm auf die Dauer von 16 Jahren zuerkannt ist.) Nicht minder belastend als die Behauptung seines mit angeklagten Sohnes ist für Joseph Marchner das Zeugniß seiner geretteten Enkelin Crescentia Stang. Diese bezeugt nämlich, daß sie in dem Momente, als Xaver Marchner ihren Vater verfolgte und sie selbst aus dem Hause wollte, an der Hausthüre den „Aehn'l“ (Großvater) getroffen, der sie nicht hinausgelassen und ihr aufgetragen habe, sie möchte nichts sagen. Nach der Rückkehr des Xaver habe der „Aehn'l“ mit diesem leise geredet, was, habe sie nicht verstanden. Darauf habe Xaver die im Bette (in der Kammer) liegende Marie erschlagen und damals sei auch der Großvater in der Kammer gewesen, während sie (Cresc.) in der Stube war, wo sie Xaver mit einem langen Stricke an den Tisch gebunden gehabt habe; durch die halb offene Kammerthüre habe sie

mit angesehen, wie Xaver die Marie erschlagen. Der Großvater sei dann aus der Kammer herausgegangen, habe den Strick abgebunden und sie in die Kammer hineingetragen, sei aber sogleich wieder hinausgegangen. Darauf habe Xaver ihr Brüderchen Johann einmal an die Wand geschlagen, dann auf den Boden geworfen und mit Füßen getreten und nun habe er sie selbst in's rechte Ohr geschnitten und zweimal auf den Kopf geschlagen. Der „Aehn'l", der wieder hereingekommen, sei unter der Kammerthür gestanden, habe ihr aber nichts gethan. Was weiter geschehen, wisse sie nicht. Nach dem gerichtsärztlichen Gutachten müssen diese Angaben des Mädchens als vollkommen wahr erachtet werden. Dieses Belastungsmaterial einem Manne gegenüber, dem nach seiner ganzen Vergangenheit eine Handlungsweise, wie sie ihm der leibliche Sohn zur Last legt, recht wohl zuzutrauen ist, können die fortwährenden Unschuldsbetheuerungen nicht entkräften. Aus der Vernehmung der in die öffentliche Sitzung geladenen 34 Zeugen ergeben sich weitere schwere Verdachtsgründe gegen Joseph Marchner, und es wurde insbesondere festgestellt, daß derselbe in der kritischen Nacht erst um 10½ oder 11 Uhr nach Hause ging, daß er jedoch das Bräuhaus in Thalmassing schon um 8 Uhr verlassen habe, daß er vor seiner Entfernung im Hausflețze mit Xaver Marchner bei einer Unterredung getroffen worden, daß er um 9 Uhr noch vor seinem Hause auf- und abgegangen sei, und daß er bei seiner Nachhausekunft fürchterlich geflucht und getobt habe, als ihm seine Ehefrau beim Oeffnen der Hausthüre sagte, daß außer ihr auch noch die Tochter Theresia auf und in der Wohnstube sei. An die Geschworenen wurde für jeden der beiden Angeklagten nur eine einzige Frage gestellt, welche bezüglich des Xaver Marchner ein Verbrechen des Raubes, vier Verbrechen des Mordes und ein Verbrechen des Mordversuches, bezüglich des Joseph Marchner aber die Theilnahme an allen diesen Verbrechen in sich schloß. Die Geschworenen bejahten beide an sie gestellten Fragen nach kaum viertelstündiger Berathung. Die beiden Mörder schienen von dem Wahrspruche nicht besonders betroffen; als aber der Staatsanwalt den Antrag auf Todesstrafe stellte, füllten sich die Augen des Xaver Marchner mit Thränen, er bat laut um Verzeihung; der Vater Joseph Marchner aber schien unbewegt, und wenigstens äußerlich ruhig vernahmen dann Beide um 3 Uhr Nachmittags das über sie ausgesprochene Todesurtheil. Ob die Todesstrafe wohl zum Vollzuge kommen wird!? Für derartige Verbrechen gibt es wohl keine andere Sühne, und das schwer verletzte Rechtsgefühl des Volkes wird eine lebenslängliche Freiheitsstrafe für die Verbrecher kaum für eine entsprechende Genugthuung halten.

Miscellen.

Ein Mitarbeiter der „Allg. Ztg.", der Rückblicke auf die verflossene Session des Reichstags wirft, theilt unter Anderem folgende humoristische Kleinigkeiten mit: Ein Abgeordneter aus der Fortschrittspartei bemerkte, falls er wieder gewählt und die Frage des Parlamentsgebäudes abermals verhandelt würde, werde er das Amendement stellen, zugleich neben dem neuen Reichstagsgebäude große Internate für sämmtliche Abgeordnete zu errichten, die — um den Ideen des Dr. Reichensperger über den Baustyl gerecht zu werden — für die verschiedenen Fractionen in verschiedenem Styl gebaut werden müßten. Er empfahl für die Altconservativen den mittelalterlichen Baustyl, für die Freiconservativen den modernen Gründerstyl, für die „liberale" Reichspartei den Renaissancestyl, für das Centrum gothischen Klosterstyl, für die Nationalliberalen modernen Casernenstyl, und für seine eigene, die Fortschrittspartei, Zuchthausstyl nach pennsylvanischem System! — Die Debatte über die Reform des Zolltarifs war so langweilig und ermüdend, daß selbst Graf Moltke, der fast nie seinen Platz verließ, in das Foyer eilte, als der Präsident ankündigte, daß noch sieben Antragsteller ihre Vorschläge zu motiviren hätten und zunächst zu hören seien. Man erzählt, daß der sonst so schweigsame Graf dort den Fürsten Lichnowsky scherzweise aufgefordert habe, den Antrag zu stellen: man möge alle sieben Amendementssteller zu gleicher Zeit reden lassen.

Als bei der letzten Belagerung der Festung Landstuhl der Vortrab der Feinde vor Landstuhl erschien und Franz v. Sickingen durch einen seiner Leute hievon Nachricht erhielt, soll er geäußert haben: sunt equites Lutherani, volunt videre, quid per otium agamus. Das übersetzte man bisher immer (auch Ranke faßte es so auf): „Es sind lutherische Reiter, sie wollen sehen, was wir derweil treiben." Eine neue Bearbeitung des Lebens von Franz v. Sickingen, von Dr. Ulmann, Professor in Dorpat, übersetzt richtiger: „Es sind Lauterer Reiter. Lutherani ist also nur falsch geschrieben statt etwa lutherani, von Lutra = Lautern. In Kaiserslautern waren den Winter über Reiter stationirt, die Sickingen in Landstuhl beobachten sollten.

Aus Stuttgart schreibt man: In den Gärten in und um Stuttgart zeigt sich in erschreckender Verbreitung ein unheimlicher Gast: die Blutlaus. Wie der „Schw. M." hört, soll sie auch im Neckarthale vorhanden sein. Die Blutlaus setzt sich besonders an die Apfelbäume, übrigens sahen wir sie auch im Gebüsch. Dieses Insect ist außerordentlich gefährlich. Wenn man seiner Verbreitung keinen Einhalt thut, zerstört es in einem Jahre die schönsten Apfelbäume. In Mitteldeutschland hat die Blutlaus bereits große Verheerungen angerichtet. Glücklicher Weise ist sie leicht zu entdecken: man sieht an den Zweigen oder auch am Stamme des Baumes weiße wollartige Flocken, unter denen in einer Unzahl von Exemplaren das kleine Insect sitzt, das, zerdrückt, einen schmutzig rothen Flecken zurückläßt. Das Mittel, die Blutlaus zu vertilgen, ist: Bestreichen der Nester mit Petroleum. Man mischt letzteres, um den Bäumen nicht zu schaden, mit Wasser: etwa auf 1 Schoppen Petroleum 4 Schoppen Wasser. Am schnellsten geht die Arbeit mit einem auf eine Stange gesteckten Pinsel, mit welchem sämmtliche Aeste oder Zweige, wo sich jene Flocken zeigen, bestrichen werden. Rasches, energisches Einschreiten und Wiederholung, so oft sich Nester zeigen, ist dringend zu wünschen, wenn unsere schönen Apfelbäume nicht elend zu Grunde gehen sollen. Alle Gutsbesitzer müssen zusammenwirken, sonst geht die Verbreitung des Insectes immer wieder vor sich.

Warschau, 27. Juli. Bis zum 24. d. M. waren hier seit dem Auftreten der Cholera-Epidemie von der Civil- und Militärbevölkerung im Ganzen 549 Personen daran erkrankt, von denen 180 gestorben und 234 genesen sind und die übrigen sich noch in ärztlicher Behandlung befinden. Die Zahl der täglichen Erkrankungen war bis zu dem genannten Tage auf 27 gestiegen. Außer der Cholera-Epidemie grassiren hier auch Typhus und Pocken, die ebenfalls zahlreiche Opfer fordern. Auch in den Gouvernements ist die Cholera fast überall verbreitet.

Charade.

(Zweisilbig.)

Mein Erstes ist ein rauher Ton,
Von zartem Munde gern gemieden,
Doch wollt ihr es verkleinert bieten,
So ist es gar der Liebe Lohn.

Im Zweiten wirkt Geschick und Kraft,
Oft hat es Glück und Ruhm errungen.
Ein deutscher Dichter hat gesungen,
Daß seine Größe Jubel schafft.

Das Ganz', ein wühlerischer Thor,
Will Weltverbesserung verstehen,
Will stets das Niedrige erhöhen —
Doch schiebt man ihm den Riegel vor.

Auflösung des Räthsels in No. 89:
Eine Frau.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 91. Speyer, Dienstag, den 5. August 1873.

* Das Thurmkätherlein.

Roman aus dem Elsaß von **August Becker.**

(Schluß.)

Beladen mit diesen Berichten ging dann Frau Agathe langsam und mit feierlichem Schritte die Hauptgasse hinunter am Münster vorüber, heimwärts. Sowohl am Hause der Pfeffinger, Kempf, Heilmann, Wimpfeling und Witz, als an dem des Schultheißen Hammer sah sie empor und empfing die Grüße aus deren Fenstern mit kühlem Dank, der ein Gebührendes hinnimmt. Und von dem Tage an bis zu ihrem Tode hatte sie keine Klagen mehr über Zurücksetzung ihrer Familie auszustoßen. Und Jahr um Jahr verging; der Ruhm des Pfälzer Kurfürsten, der in glorreichen Feldschlachten alle seine zahlreichen Feinde niederwarf, stieg immer höher, in bescheidenerem Grad auch der Ruhm der Schlettstadter Gelehrtenschule. Die Zeiten waren in den obern Gegenden des Elsasses sehr friedliche geworden, und erst nach Jahrzehnten hatten die Annalen wieder von Unruhen zu berichten, bei welchen auch wieder Namen erscheinen, die dem Leser durch unsere Geschichte vom Thurmkätherlein bekannt geworden sein dürften.

Anno 1468 machte der Müller Heinrich Klee Forderungen an die Stadt Mühlhausen wegen des Mühlenwassers, wurde aber abgewiesen und verkaufte nun sein vorgebliches Recht an einige Edelleute, die der Stadt von jeher Feind waren: die Regenbacher, Bollwiller und Wilhelm Kappler. Alsbald wurden die Bürger von Mühlhausen aufgegriffen, wo man sie traf; da aber die Stadt damals noch zu den zehn Reichsstädten des Elsasses zählte, erstiegen eines Tages die Bürger von Türkheim und Kaisersberg unter ihrem Hauptmann Peter Stützel die Egisheimer Schlösser, wohin der Adel den Heinrich Klee als Commandanten gesetzt, erschlugen diesen Müller, hängten Andere auf und verbrannten das Schloß. Die Edeln aber mußten die Stadt entschädigen. Aber aus dem nämlichen Jahre berichtet die Chronik vom Wiederausbruch des Krieges zwischen Mühlhausen und dem umliegenden Adel wegen gar geringfügiger Ursache, die aber weltgeschichtliche Folgen und den Sturz eines der mächtigsten Reiche nach sich führte.

Ein Küferknecht bekam nämlich zu Mühlhausen von seinem Meister sechs Plapperte, nach unserem Gelde etwa fünf Groschen, von seinem Lohne abgezogen, klagte deßwegen beim Bürgermeister, der dem Knechte rieth, sich mit seinem Meister zu vergleichen, da er sich so geringfügiger Sache nicht annehmen wollte. Da ging der Knecht mit der Drohung aus der Stadt, er werde sich rächen. Gewarnt durch die Geschichte mit dem Müller, schickte jetzt der Bürgermeister dem Zürnenden die sechs Plappert nach Brunnstadt in die Schenke, wo derselbe eingekehrt war. Der tückische Knecht ging aber im Angesicht des Boten aus der Schenke und war nicht mehr zu finden, so daß der Bote den Wirth zum Zeugen anrief und wieder heimkehrte. Nun aber suchte der boshafte Küferknecht seine Rache bei dem Adel (mit dem er schon früher in Verbindung gestanden haben mochte; denn zu Colmar und Schlettstadt wollte man wissen, es sei derselbe rothe Peter, welcher vor zwanzig Jahren als Ziegenschurz bei dem reichen Störlin in der Lehre gewesen und an jenem Festtage die Ohrfeige von demselben Wenzel erhalten hatte, der ihm als Küfermeister zu Mühlhausen die sechs Plappert vorenthielt, wenn Letzteres nicht eigentlich Frau Gertraud gethan, die nach dem Gerücht etwas geizig und streng gewesen sein soll). Also ging der Küferknecht auf's Schloß zu dem Junker von Regisheim und verkaufte diesem seinen Anspruch. Sogleich schickte der Edelmann seinen Boten nach Mühlhausen hinein mit dem Vermelden: „Er habe für die Stadt aus Freundschaft sechs Plappert ausgelegt, so möge man ihm dieß Geld sammt den aufgelaufenen Kosten durch seinen Boten zurückschicken.“ Nun meinten aber die von Mühlhausen, es sei ein sehr unerbetener Freundschaftsdienst und sie könnten die sechs Plappert bezahlen, hätten solche auch dem Knechte nachgeschickt, der sie jedoch nicht annahm; diesen aber darum zu bitten, stünde unter ihrer Würde, sie erböten sich gegen ihn aber den Weg Rechtens.

Darauf nun hatte gerade der Junker von Regisheim gelauert, klagte bei den österreichischen Landvögten im Sundgau und begann alsbald mit diesen die Feindseligkeiten gegen Mühlhausen. Das Vieh wurde den Bürgern weggetrieben, das Feld abgemäht, die Reben abgehauen. Da wandte sich die bedrängte Stadt in solcher Noth an die befreundeten Schweizer, schloß einen Bund mit denselben und trat als zugewandter Ort in die Eidgenossenschaft. Jetzt hieß Mühlhausen „Schweizer

Kuhstall", aber die Eidgenossen brachten Hülfe, sengten und brannten und zogen, herausgefordert, auf das Ochsenfeld zur Feldschlacht, ohne daß jedoch die adeligen Herausforderer erschienen wären. Da ward das Gebiet Herzogs Sigmund von Oesterreich so sehr verheerl, daß dieser den Frieden suchte und sich erbot, den Schweizern binnen Jahresfrist 10,000 Gulden zu zahlen, oder ihnen dafür Waldshut und den Schwarzwald zu überlassen. Herzog Sigmund hatte das Geld nicht, wandte sich deßhalb an Ludwig XI. von Frankreich, der jedoch im Armagnakenkrieg die Schweizer zu sehr kennen gelernt, um hier Hülfe bieten zu wollen. Um so bereitwilliger gab der reiche Karl der Kühne von Burgund das Geld und — gegen Verpfändung des österreichischen Gebiets am Oberrhein — noch achtzigtausend Thaler dazu. Als jedoch die auf ihre Freiheit eifersüchtigen Reichsstädte Basel, Straßburg, Colmar und Schlettstadt sahen, wie fest sich die Burgundermacht am Oberrhein einnisten wollte, schossen sie dem Herzog Sigmund das Geld vor, seine Länder wieder einzulösen. Zugleich fingen die Bürger von Breisach den tyrannischen burgunder Landvogt Peter von Hagenbach in ihren Mauern und schlugen ihm das Haupt ab. Da entbrannte der große burgundische Krieg, an welchem die elsässer Städte ihren gehörigen Antheil nahmen. Straßburg, Colmar und Schlettstadt schickten den Eidgenossen ihre Reisigen und Büchsen. Schon bei Granson halfen sie den Sieg erkämpfen, bei Murten aber standen sie im Mitteltreffen, mit Hans Waldmann von Zürich führte Wilhelm Herter von Straßburg die Hauptmacht. Dann, um die vom Rhein zurückgeworfene burgundische Macht vollends zu zertrümmern, zogen Straßburger, Schlettstadter und Colmarer über das Wasgaugebirge nach Nanzig, wo ihr Geschütz und ihre Reiterei das Beste that und der kühne, stolze Karl von Burgund den Tod fand. Leider erntete Frankreich das Meiste von Siegen, zu denen es nichts beigetragen, als Ränke und List.

Unterdeß erreichte die Schlettstadter Gelehrtenschule bereits einen so hohen Glanz, daß von allen Seiten Schüler herbeizogen und selbst Straßburg die kleine Illstadt beneiden durfte, welche der Mittelpunkt des humanistischen Aufschwungs wurde. Konnte doch später Erasmus voll Bewunderung sagen, Schlettstadt berge mehr geistige Heroen, als der Bauch des trojanischen Pferdes zu fassen vermöchte. Das war besonders der Fall, als ein Schlettstadter Bürgerkind selbst, Hanns Witz, genannt Sapidus — die Leitung der Schule übernahm, der große Humanist Wimpfeling, als ein geborner Schlettstadter, die Welt von seinen Schriften reden machte und Beatus Rhenanus, „der Fürst der Wissenschaften", zu Schlettstadt lebte. Wie sehr aber der Geist der Vaterlandsliebe in diesen wissenschaftlichen Kreisen lebte, zeigte die Schrift Wimpfelings, „Germania", in welcher er den Beweis führt, daß das Elsaß urdeutsch sei, und ausruft: „Lassen wir nicht die übermüthigen Gallier sich aneignen, was unser ist!" Dieß zeigten aber noch überzeugender die drei Bücher deutscher Geschichte, welche Beatus Rhenanus geschrieben. Es war nicht zu verwundern, daß ein anderer Schlettstadter, Jacob Spiegel, bei drei deutschen Kaisern als Geheimsecretär zu den wichtigsten Staatsactionen gebraucht wurde.

Ein Schlettstadter Küferssohn war aber jener energische, politische Kopf unter den Reformatoren, Martin Butzer oder Bucer, der unter Sickingens Schutz auf pfälzischem Boden die erste protestantische Kirchengemeinde gründete und dann zu Straßburg die Reformation einführte. Ob dieser Martin Butzer ein Enkel jenes Mitgesellen und Schwagers von Hermann Schwarz war? Uns ist nur berichtet, daß Sabine Schwarz in ihrer Ehe sehr mit Kindern gesegnet ward. Ebenso hat man jenen Küfermeister Koch von Landau, der unter Pfalzgraf Johann Casimir das große Faß des Heidelberger Schlosses fertigte, für einen späten Nachkommen mütterlicherseits des Meisters Schwarz von Schlettstadt gehalten.

Ueber das spätere Leben Thurmkätherleins können wir nur berichten, daß ihr und ihrem Manne lange ein ehrendes Gedächtniß zu Schlettstadt bewahrt wurde. Hat man doch wohl ihren Namen von dem Steine gelesen, den der Stadtrath nach der glücklich beendeten Fehde mit Heinz Grefe, dem Bastard von Lützelstein, zum Gedenken für spätere Zeiten errichten ließ. Derselbe mag unter der französischen Occupation des Landes entfernt worden sein; die Schlettstadter sollten die Erinnerung an die Großthaten ihrer Väter in der deutschen Zeit, an die Bedeutung der freien Reichsstadt vergessen lernen. Nun, wo die Franzosenzeit für das Elsaß vorüber, mögen auch die Schlettstadter wieder in ihrer Geschichte nachgraben, deren Kenntniß ihre Liebe zu dem alten Vaterland wecken muß. Aus der unbedeutenden französischen Landstadt könnte wieder ein bedeutsamer deutscher Cultursitz erblühen, wenn das Gedenken der frühern Größe den alten biedern Sinn, die deutsche Treue keimen läßt. Vielleicht entdeckt man nun zu Schlettstadt bei einigem Nachsehen und einigem Bemühen auch den Gedenkstein wieder, der von der Sinnes- und Handlungsweise der Väter erzählt und die Erinnerung auffrischt an Hermann Schwarz und sein Thurmkätherlein.

Die Schrecken der transkaspischen Steppe.

(Schluß.)

Doch die Kameele mit ihren hin und her schwankenden Fässern schreiten sicheren Schrittes weiter. Hinter ihnen folgt der Ingenieurpark; eiserne roth angestrichene Pontons, Brückenbelag, Sturmleitern, Eisenstäbe — alles genau sortirt und die Kameele je nach ihrer Last auf einander folgend. An den Park schließen sich die Reservelastthiere, auf denen je ein bis zwei Soldaten sitzen. Originell nehmen sich ihre, durch den Paßgang des Thieres auf und nieder schwankenden Figuren mit dem Gewehr im Arm aus, die hoch oben auf dem so plumpen und schwerfälligen Wüstenschiff ihren Platz haben. Der übrige Train bietet einen vielseitigeren Anblick dar. Gepäck folgt auf Gepäck. Hier sieht man zwei große Kasten, wie sie bei

den Sarten (ansässigen Centralasiaten) üblich sind, eingeschlagen in wollene Decken, Bündel, Packete, Koffer, Kasten mit Gerste, darüber ein Feldstuhl; Säcke, Beutel, ein altes Soldatenkäppi, Stangen mit eisernen Spitzen, eine Theemaschine, einen Eimer, Theile eines Zeltes, wieder zwei Sartenkasten, darüber ein Schlauch, festgebunden mit einer Halfter; zwei Compagniekessel, ein Dreifuß 2c. 2c. Am Wege befindet sich ein kleiner Hügel; beim Herabsteigen verlängert das vorderste Kameel seinen Schritt, das hintere kann nicht so schnell folgen, sträubt sich und fängt an zu schreien, das an der Nase befestigte Leitseil reißt. Tochta! Halt! ruft man dem weit vorne befindlichen Lautsch zu. Die ganze Kette (10—15 Kameele) bleibt stehen, das losgewordene wird wieder angebunden und von Neuem geht es vorwärts. Es dauert nicht lange und wieder tritt eine Pause ein. Ein erschöpftes Kameel kann nicht mehr fort und legt sich hin. Man zieht es an der Nase, man schreit, schlägt es mit der Peitsche — alles umsonst. Das arme ermattete Thier stößt einen Klagelaut aus und rührt sich nicht von der Stelle. Ein anderes wird herbeigebracht, empfängt liegend seine Last, wird in die Kette eingereiht und schreitet geduldig weiter. Das gefallene Thier vermag sich selbst ohne Last nicht mehr zu erheben und bleibt in Erwartung des nahen Endes am Wege liegen. Viele Kameele kommen auf diese Weise um, und nur der mitgenommene Vorrath macht eine Weiterschaffung der Bagage möglich. Alle Augenblicke muß umgepackt werden, was viele Arbeit macht, da die Kameele, wenn die Last nicht gleichmäßig vertheilt ist, nicht aufstehen, geschweige denn marschiren können. Auch ohne diese Mühe leiden die Leute sehr vom Durst. Ein auf einem Kameele befindlicher Soldat wurde so schwach, daß er zu Boden fiel und fast bewegungslos liegen blieb. Ich ritt zu ihm, stieg vom Pferde und fragte ihn, was ihm fehle? „Trinken möchte ich; Euer Wohlgeboren, um's Himmelswillen trinken! In meinem Leibe brennt Alles!" Fünf, sechs Schluck Wasser und ein Schluck Rothwein genügten vollständig, um ihn wieder zu erfrischen und ihn sein Kameel auf's Neue besteigen zu lassen. Wer eine Flasche Wasser mit hat, geht sehr ökonomisch damit um; denn jeder rechnet darauf, daß man die Brunnen in Adam Kruilgan vom Feinde verschüttet finden wird und man sie erst wird wieder ausgraben müssen.

Wie groß die Zähigkeit der russischen Soldaten ist, zeigt sich in einer anderen, im „Invaliden" enthaltenen Mittheilung, nach welcher bei Gelegenheit des Treffens am 23. Mai kurz vor Erreichung des Amu-Darja, sämmtliche auf dem Marsch erkrankten Soldaten, zehn bis zwölf an der Zahl, mit Ausnahme eines einzigen Schwerleidenden, so wie die ersten Flintenschüsse fielen, nicht mehr in den Krankenzelten zu halten waren, sondern sich, obwohl zum Theil erheblich verwundet, in die Reihen ihrer Kameraden einstellten.

„Gestern, d. h. am 23. Mai," so fährt unser Berichterstatter fort, „nahmen wir ohne Verlust Utsch-Utschak. Heute feierten wir die Erreichung des so lang ersehnten Amu-Darja durch ein Dankgebet. Soldaten, Pferde, Vieh und Kameele, Alles labt sich nach dem langen Fasten an frischem Flußwasser. Jetzt haben wir daran Ueberfluß. Wer je in seinem Leben nach einem Tropfen Wasser gelechzt hat, der wird unsere allgemeine Freude begreifen!"

Miscellen.

In München findet man seit einiger Zeit in den Schaufenstern der Kunsthandlungen Gegenstände aus Gyps geformt, welche durch ihr schönes silberähnliches Aussehen als etwas Neues große Aufmerksamkeit erregen. Mit der Fabrication von mit silberähnlichem Ueberzug versehenen Gypsgegenständen beschäftigte sich zuerst ein Etablissement in der Nähe von Paris, welches aber während des Aufstandes der Commune vollständig zerstört wurde. Dieser silberähnliche Ueberzug besteht aus fein zertheilten ungefärbten Glimmerblättchen (sogenannter Brocate), welche schon länger als Ersatz für Broncefarben bei vielen Fabricaten Anwendung gefunden haben. Die durch Auskochen mit Salzsäure oder durch Glühen vollständig rein weiß erhaltenen Glimmerblättchen werden ausgewaschen, getrocknet, durch Mahlen, Sieben und Schlämmen sehr fein zertheilt, mit verdünntem Collodium angerührt und wie eine Farbe mittelst eines weichen Pinsels mehrmals aufgetragen. Die auf diese Weise behandelten Gegenstände besitzen einen Silberglanz und bieten gegenüber den mit Metall-Broncefarben überzogenen den Vortheil, sich gegen schwefelhaltige Ausdünstungen indifferent zu verhalten, sowie sie von Schmutz und Staub, ohne Schaden zu leiden, leicht durch Abwaschen gereinigt werden können.

Berlin, 31. Juli. Einen traurigen Einblick in gewisse eheliche Verhältnisse gewährte ein heute vor dem Stadtgericht verhandelter Proceß, in welchem von einem Ehemanne auf Immission in die Wohnung seiner Ehehälfte geklagt war. Die Letztere hatte einen Ehescheidungsproceß gegen denselben in erster Instanz gewonnen und ihn, da er trotzdem in ihrer Wohnung verblieb, exmittiren lassen. Das Dienstpersonal hatte hierbei thätige Hülfe geleistet. Der an die Luft beförderte Ehemann schien sich indessen von seinem zweiten Ich gar nicht trennen zu können; denn nachdem das Kammergericht das erstinstanzliche Urtheil umgestoßen hatte, beantragte er Immission, wurde auch gerichtlich immitirt, aber kaum nach seinem Eintritt in die Wohnung von der erbarmungslosen Hausfrau und den undankbaren Dienstboten, welche den Aermsten mit Besenstiel- und Stockschlägen regalirten, zum zweiten Male vor die Thür gesetzt. Noch ganz warm von den Prügeln, eilt der unermüdliche Gatte nach der Jüdenstraße und klagt ohne Furcht vor einer nochmaligen Bekanntschaft mit dem Besenstiel wiederum auf Immission. Die zweite Deputation des Stadtgerichts verurtheilte nun heute die Ehefrau zum zweiten Mal zur Aufnahme des Mannes. Ob der Letztere inzwischen wieder hinausgeworfen wurde, meldete Fama noch nicht.

Aus dem Siebengebirge, 1. August. Touristen, welche in diesen Tagen die Löwenburg besuchen, wird dort eine sonderbare Reliquie vorgezeigt: ein Stiefel, an welchem Sohle und Oberleder an der einen Seite vollständig aus einandergerissen sind. Es rührt dies nämlich von folgendem eigenthümlichen Vorfalle her. Eine Gesellschaft von 17 Personen wurde letzthin auf der Spitze des Berges von einem Gewitter überrascht und flüchtete in die dicht neben der Ruine erbaute Moosbütte. Da schlug plötzlich der Blitz in die Ruine, schleuderte gewaltige, centnerschwere Mauerstücke durch das Dach der Hütte, verwundete einen der Herren leicht an der Wange und zerstörte einem andern in der angegebenen Weise die Fußbekleidung, ohne den Fuß oder auch nur den Strumpf im geringsten zu verletzen.

Der „brennende Berg" bei Duttweiler im saar-

brücker Kohlenrevier (schreibt der Saarbrücker Bergmannsfreund), schon vor einem Jahrhundert als eine Naturmerkwürdigkeit vielfach besucht und beschrieben, hat heutzutage viel von seinem ehemaligen Reize verloren und mag wohl höchstens nur noch auf die bescheidenere Bezeichnung „dampfend“ Anspruch machen können. Auch das früher viel besprochene Wunderbare seiner Entstehung ist heute kein Wunder mehr; es kann nur noch Lächeln erregen, wenn man liest oder hört, wie wohl im vorigen Jahrhundert gelehrte Männer in allem Ernste den brennenden Berg in Zusamenhang mit irgend einem thätigen Vulcan oder feuerspeienden Berg bringen wollten. Jeder heutige Steinkohlenbergmann kennt die Entstehung solcher brennenden Berge; er sieht sie in den Grubenbränden alter Kohlen-Abbaufelder oder in den Bergehalden sich entwickeln. Keineswegs also irgend eine wunderbare feuerspeiende Thätigkeit des Erdinnern, sondern einfach eine Selbstentzündung der Steinkohle, hervorgerufen durch nach und nach eintretende Zersetzung einzelner ihrer Bestandtheile, ist es, welche den Brand verursacht. In den Gruben hilft man sich gegen solche Brände durch möglichst vollkommen luftdichten Abschluß des ganzen Brandfeldes vermittels Dämme, um dem entstehenden Feuer seine Nahrung, die Luft, zu entziehen und es allmählich zu ersticken. Nicht immer gelingt aber der luftdichte Abschluß, namentlich nicht bei obern Bauen, in der Nähe der Tagesoberfläche, wo vielfache, wenn auch noch so kleine Risse und Spalten im Gebirge die Verbindung der Feuerstellen mit der äußeren Luft unterhalten und letztere stets den erstern zuführen. Die Hitze des wenn auch nur langsam glimmenden Feuers erweitert noch die Spalten und schafft sich zahlreiche neue dazu. Heiße Gase treten aus denselben, das einsickernde Regenwasser entweicht wieder als Dampf oder mitunter auch als warme Quellen. So entstehen sogenannte brennende Berge im Steinkohlengebirge und können sich wohl auch Jahrhunderte lang, mehr oder minder lebhaft brennend, qualmend, dampfend erhalten. Auch bei Niederplanitz in der Nähe von Zwickau (Königreich Sachsen) brennt seit 3—400 Jahren ein kostbares mächtiges Kohlenflötz heute noch. Trotz aller Löschversuche, ja, selbst ungeachtet mehrmaligen Verschüttens des Schachtes und aufgedämmter unterirdischer Teiche wühlen doch die Flammen fort, jetzt in einer Tiefe von über 200 Fuß unter der Oberfläche; ihr Dasein verräth die Hitze des Bodens und stellenweise entsteigender Qualm und Dampf. Der Wärme wegen bleibt im Winter der Schnee nicht liegen. In geringer Tiefe schon steigt die Hitze bedeutend, und in einem Gefäße, das wenige Fuß tief eingegraben ist, wird das Wasser so weit erhitzt, daß Eier darin hart gesotten werden können. Wohl ist allmählich ein Schatz von Kohlen von vielen Tausend Thalern an Werth hier ausgebrannt, aber die Wärme ist nicht ganz unbenutzt verloren gegangen. Ein verstorbener Chemiker kam auf die Idee, diese Erdbrände zur Anlegung künstlicher Treibgärten zu benutzen, und erreichte den Zweck auch auf die befriedigenste Art. Noch täglich werden neue Verbesserungen eingeführt. Die ungeregelte Hitze weiß man örtlich so zu fassen und dergestalt in Röhren auf- und seitwärts zu leiten, daß sie zweckmäßig verwendet wird. Eine große Zahl prächtiger Glashäuser und viele gemauerte Kästen mit entsprechender Glasbedeckung bergen die schönsten Erzeugnisse eines tropischen Klimas: Farren, Drachenbäume, Palmen, Bananen, die in den schönsten Treibhäusern sonst nur ein kümmerlich hinwelkendes Leben führen, treiben hier üppig und kräftig. In überbauten Wasserbassins blühen tropische Wasserpflanzen, während an den Ufern hohe Palmen ihre Wedel in höchster Pracht entfalten. Kaum dürften viele berühmte botanische Gärten Pflanzenformen der heißen Länder in ihren Glashäusern schöner aufzuweisen haben, als sie hier im Freien gezogen werden. In besonderen Beeten werden auch namentlich Ananas gebaut, mit welchen der Besitzer der Anlagen einen einträglichen Handel betreibt.

Straßburg, 31. Juli. Da außer einer kurzen, vor etwa einem Jahre erschienenen Notiz, nach welcher die französische Regierung den Rückerwerb des Terrains der beiden Denkmäler der Generale Kleber und Desaix beabsichtige, bisher meines Wissens nichts Definitives über diese Angelegenheit verlautete, herrscht jetzt noch die allgemeine Ansicht, als habe die französische Regierung jene Absicht aufgegeben. Dem ist nicht so; beide Denkmäler sind von der deutschen Regierung an Frankreich zurückgegeben worden, und der Auswechsel der bezüglichen Urkunden fand am 11. Mai d. J. Statt. Das Standbild Kleber's steht auf dem nach ihm benannten Platze dahier. Das andere Denkmal ließ im Jahre 1800 Napoleon auf der zwischen dem großen und sogenannten kleinen Rhein unweit Kehl gelegenen Sporeninsel dem General Desaix errichten, welcher im Jahre 1796 den kehler Brückenkopf muthvoll, wenn auch erfolglos, gegen den Erzherzog Carl von Oesterreich vertheidigte. Es ist ein abgestumpfter Obelisk aus Stein, mit vier Basreliefs, in denen Episoden aus dem Leben Desaix's dargestellt sind. Dieses Denkmal lag ziemlich in der Schußlinie der kehler Südbatterie während der Belagerung, blieb aber unversehrt bis auf eine unbedeutende Schmarre, welche der auf dem Kehl zugekehrten Relief stehende General erhielt. Gegenwärtig läßt die französische Regierung dieses Denkmal wieder auffrischen und das dasselbe umschließende, etwa 1,5 Morgen große Terrain einhägen. Der frühere Hüter desselben hat seit Ende April seine unweit des Denkmals liegende Wohnung wieder bezogen.

Metz, 31. Juli. Das heute enthüllte Sachsen-Denkmal bei St. Privat besteht aus einem viereckigen, auf einem Postamente ruhenden, schwarzen Marmorblocke. Auf zwei entsprechenden Seiten befindet sich in erhabener Arbeit das von einem Schwerte durchkreuzte sächsische Wappen; die dritte nach Frankreich gekehrte Seite trägt in vergoldeten Buchstaben die Inschrift:

Das
Königl. Sächs.
XII. Armee-Corps
Seinen
MDCCCLXX—LXXI
Auf dem Felde der
Ehre gebliebenen
Cameraden.

Auf der vierten Seite steht ebenfalls in vergoldeten Buchstaben die Inschrift:

Offenb. Johannis
II. Cap. X. Vers
Sei getreu
Bis an den Tod
So will ich Dir
Die Krone
Des Lebens geben.

Auf dem Viereck selbst ruht ein mit Lorbeerzweigen umgebener sächsischer Helm nach einem älteren Modelle.

(Ztg. f. Lothr.)

Die sogenannten Kopfschinnen kann man durch fleißiges (1—2mal wöchentliches) Waschen der Kopfhaut mit Seifenspiritus und Wasser, möglichst unter einem Zusatz von etwas Hirschhornsalz fortschaffen; soweit die Kopfschinnen Ursache zu dem Haarausfall sind, hört letzterer nach Entfernung derselben auf; Haarwuchsbeförderungsmittel gibt es nicht.

***Räthsel.**

(Zweisilbig.)

Das Erste deutet auch Diebstahl an,
Das Zweite das Haus vom reichen Mann,
Im Ganzen ward oft in dunkler Nacht
Hinter'm Zweiten das Erste in Sicherheit gebracht.

Auflösung der Charade in Nr. 90:
Maulwurf.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 92. Speyer, Donnerstag, den 7. August 1873.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von

Hermann Hirschfeld.

1.

„Platz für den gnädigen Herrn! Zieht Eure Kappen, Bursche, der kleine Graf macht seinen Morgenspaziergang."

„Der abgedankte kleine Graf!" schrie die Stimme des Schneiderlehrlings dazwischen in den wilden Chor der halbwüchsigen Buben und Mädchen der hoffnungsvollen Jugend des zum Schlosse Kerdingen gehörenden Dorfes gleichen Namens.

Es war ein lang aufgeschossener Jüngling von etwa zwanzig Jahren, der Pierre Lavergne, dem diese Rufe galten und der langsam den Dorfweg entlang der väterlichen Hütte zuschlenderte. Röthliches, kurz geschorenes Haar war unter der Wollenmütze sichtbar, die sein Haupt und die blendend weiße Stirn bedeckte, die nicht wie das Gesicht des jungen Mannes die Spur einiger Pockennarben trug. Pierre Lavergne war sicher nicht schön zu nennen, zumal in der groben Tracht der bretonischen Bauern, die an und für sich nicht kleidsam ist und die seine magere Gestalt lose umschloß. Und dennoch lag Etwas über sein ganzes Wesen ausgebreitet, das unwillkürlich die Aufmerksamkeit des tiefer Blickenden erregen mußte. Denn aus den grauen Augen Pierre's blitzte ein scharfer durchdringender Strahl, der von nicht gewöhnlicher Begabung zeugte, aber zugleich lag in ihnen ein Ausdruck des Hasses und der versteckten Wuth, sobald er sich allein und unbeachtet wähnte und sie nicht, wie er gewöhnlich pflegte, zur Erde gesenkt hielt.

Mit sanfter Hand wehrte er die Zudringlichsten der Rotte zurück. „Laßt mich, Ihr lieben Freunde", sagte er mit schmeichelnder Stimme. „Glaubt mir, ich bin unglücklich genug, aus meinen Hoffnungen gestürzt zu sein, und hielte mich nicht die Freundschaft unseres jungen gnädigen Herrn aufrecht ..."

„Ja, der gute junge Herr ist blind genug, sich von Deiner Heuchelei täuschen zu lassen!" rief ein stämmiger Bursche mit rothem gutmüthigen Antlitz. „Ich aber, Jean Valour, ich sage: wir kennen Dich besser; gedenkst Du noch der Zeit, da Du oben regiertest, ehe unser Herr sich auf seine alten Tage zu einer Heirath entschloß, und uns mißhandeltest und verachtetest, weil Du Dich in der Gunst des Grafen sicher glaubtest? Geh jetzt hin in Deine Hütte und träume von Reichthum und Titel, Hochmüthiger."

„Sein Vater, der alte Lavergne, wird ihm schon die Träume mit dem Stock verjagen", rief ein Anderer, „denn Pierre ist ein Tagedieb, der dem jungen Herrn das Geld ablungert, um nicht nöthig zu haben, wie wir zu arbeiten."

„Aber der Brunnen wird bald versiegen", meinte Jean Valour, „denn der gnädige Graf wird es nicht lange mehr machen und seine Wittwe wird mit dem jungen Herrn wohl nicht auf Kerdingen wohnen bleiben; sondern nach Paris gehen, dann muß der kleine Graf arbeiten", tönte es schrill im Chore wieder.

Wohl vernahmen vorübergehende ältere Landleute die Rufe der Jugend, aber keinem von ihnen fiel es ein, denselben zu wehren, denn allgemein war Pierre im Dorfe verhaßt. Jetzt hatte er die väterliche Hütte erreicht, hinter ihm schloß sich die morsche zerfallene Thür, die ihn von seinen Verfolgern trennte, und er stand auf der kleinen Flur, die man überschreiten mußte, ehe man die beiden einzigen Zimmer der Wohnung betrat. Wie wild, wie tückisch funkelte der Blick des Jünglings, wie ballte sich die Faust, als wollte sie mit einem Schlage die Ueberlästigen zu Boden schmettern, in die Höhe streckte sich die etwas vornüber geneigte Gestalt, daß sie fast die niedere Decke erreichte. „Spottet nur", grollte er mit halblauter Stimme, „einst kommt der Tag, und sei er noch so fern, wo ich den Fuß auf Euern Nacken setze, ihr giftiges Gewürm; einziehen will ich in jene Räume, woraus Uebermuth und Weiberlist mich verdrängte, einziehen als Herr, Rache nehmen an jenem Weib, ihrem Sprößling, da der Alte der Vergeltung entwischt; alles Dieses will ich erreichen oder sterben wie ein Hund."

„Bist Du endlich da, Du Tagedieb!" schrie eine rauhe Mannesstimme im angrenzenden Zimmer. „Nun, hast Du die Löffel, die ich geschnitzt, im Flecken verkauft? Bringst Du Geld?" Ohne zu antworten, trat der junge Mann in das niedere, verräucherte Gemach, das mit dem Nothdürftigsten ausgestattet war und an dessen Fenster der alte Lavergne auf einem Holzstuhl saß, eine gedrungene untersetzte Gestalt mit

rohem, vom Trunke gerötheten Antlitz. Schweigend legte der Sohn einige Geldstücke auf die alte, wurmstichige Commode nieder. „Deine Schnitzereien liegen im Waldbach“, sagte er dann, „ich bin es, der sie Dir für den Rest des Geldes, das mir letzthin der junge Graf schenkte, abgekauft. Geh' dafür in's Wirthshaus, bis der letzte Centime vertrunken ist, aber gönne mir hier die Ruhe, denn ich brauche sie für meine Pläne.“

„Seh' einer den Grünschnabel“, höhnte der Alte, „schöne Pläne das, oder glaubst Du, daß der alte Graf noch im Sterben Weib und Sohn enterbt und Dir seinen Reichthum vermacht? Warum ließest Du Dich aus Schloß Kerdingen drängen? Warum gabst Du es zu, der Du die Zuneigung des alten Herrn besaßest, daß er auf die Brautschau ausfuhr?“

„Konnte ich's ändern?“ murmelte Pierre. „Wer kann die Teufel besiegen, die sich in's Menschenherz einnisten? Ich mußte fort, gedemüthigt, verstoßen, aus dem Hause, wo ich mich als Herr geträumt hatte, um der Laune eines hochmüthigen Weibes willen, das ihren Gatten am Gängelbande leitete und mich von sich stieß, wie einen Hund.“

„Und nun seit den acht Jahren, daß Du vom Schlosse fort bist, fällst Du mir zur Last“, rief der alte Lavergne, „zwingst Du mich, den armen Mann, den letzten Bissen mit Dir zu theilen. Aber bei Gott, das muß ein Ende nehmen; fort sollst Du von hier, an anderer Stelle Dein Brod verdienen, oder“, fügte er hämisch hinzu, „oder vielleicht gelingt es Dir nach dem Tode des alten Herrn durch die Fürsprache Deines holden Schätzchens, der alten Brigitte, der Kammerfrau der Gräfin, eine Stelle als Lakai auf dem Schlosse zu erhalten.“

Die Augen des jungen Mannes sandten Blitze der Wuth auf seinen Vater. „Beschimpfe mich nicht“, sagte er drohend, „oder bei Gott, Du sollst es bereuen.“

Der Alte sprang auf. „Nicht diesen Blick, ich kann ihn nicht ertragen!“ schrie er, „Du hast ihn von Deiner Mutter geerbt. So — und nun will ich Dir zeigen, wie der alte Lavergne die Drohungen seines Sohnes aufnimmt.“ Und mit geballter Faust stürzte er auf Pierre zu, der ihn ruhig erwartete.

„Schämt Euch, Lavergne,“ tönte plötzlich eine frische, jugendliche Stimme vom Eingange, „gebt Pierre frei, auf der Stelle!“

Der alte Mann wich zurück. „Der junge Herr“, murmelte er respectvoll, und die zum Schlage gehobene Hand zog demüthig die Mütze vom Kopfe. Es war in der That die elegante Gestalt des sechzehnjährigen Victor von Kerdingen, die sich auf der Schwelle des Einganges erhob und der, jetzt näher tretend, mit der liebenwürdigsten Freundlichkeit Pierre die Hand entgegenstreckte.

Der junge Edelmann war von idealer Schönheit, dunkelblondes Haar wallte in reicher Fülle, ohne Band und Puder, um das schöngeformte Antlitz mit den leuchtenden blauen Augen und dem feinen, fast mädchenhaften Teint. Seine körperlichen Vorzüge stachen doppelt neben seines Gefährten Häßlichkeit hervor. „Nicht wahr, er hat Dich nicht berührt, armer Pierre“, sagte er mit wohlklingender Stimme. „Ist es Deine Schuld, wenn meine Eltern hart gegen Dich waren, Du armer Freund?“

„Ich segne die Prüfung, die Gott über mich verhängte“, entgegnete Pierre mit schmeichelndem Tone, „denn durch sie lernte ich den treuesten, den edelsten Menschen kennen, dessen Freundschaft mich stolz macht“.

„Es soll besser kommen“, sagte Victor eifrig, „wenn ich erst Herr auf Kerdingen bin, dann, mein Freund, dann will ich die Lehren ausüben, die Du mir gepredigt in Waldeseinsamkeit oder in der Stille Deiner Wohnung, wenn sich der Adel der Umgegend im Schlosse zu rauschenden Festen vereinte und ich bei Dir saß und Deinen Worten lauschte. Freiheit heißt das Panier, das hoch und leuchtend auf meines Hauses Zinnen wehen soll, Freiheit und Menschenrechte.“

Der Sohn des alten Lavergne blickte sich um. Die beiden jungen Leute waren allein, denn der Vater hatte, wie es gewöhnlich seine Art war, leise das Zimmer verlassen. Ehrfurchtsvoll schob Pierre seinem vornehmen Gaste den besten Stuhl der Wohnung hin, während er selber ihm zu Füßen auf einem Schemel Platz nahm. „Wir stehen am Rande einer großen Zeit“, nahm er nach einer kleinen Pause das Wort, „im ganzen Königreiche weht ein frischer Hauch durch das Volk und zum ersten Male lernen die Großen sich fürchten vor jener Masse, die sie bis dahin gewohnt waren, als wesenlose Dinge zu betrachten. Auch der dritte Stand, Graf Victor, macht seine Rechte geltend und mit den Waffen fordern wird er eines Tages, was ihm die Milde nimmermehr bewilligt.“

„Und diese Forderung, ich billige, ich ehre sie“, rief Victor ungestüm. „Steht jenseits des Oceans nicht ein ganzes Volk in Waffen, sich seine Freiheit zu erkämpfen? Zieht nicht der edle Lafayette über's Weltmeer, sein Schwert für die Sache der Unabhängigkeit zu schwingen? O dürfte ich mit ihm, dürfte ich auch den Kranz des Ruhmes um mein Haupt schlingen für Völkerfreiheit und Völkerglück.“

„Ich erkenne meinen Zögling“, sagte Pierre freudig, „und doppelt glücklich macht mich der Gedanke, daß die Bildung, die ich im Hause seines Vaters genossen, mir ein Anrecht gibt, dem edelsten der Freunde die Gefühle meines Herzens zu eröffnen. — — Doch“, unterbrach er sich nach einer Pause, „wie geht es meinem ehemaligen Wohlthäter. Brigitte, das Kammermädchen der gnädigen Gräfin, berichtete mir ....“

(Fortsetzung folgt.)

Wider die Cholera.

Würzburg, 31. Juli. Der polytechnische Central-Verein für Unterfranken und Aschaffenburg, eingedenk seiner Pflicht, nach Kräften zur Bewältigung der

Cholera beizutragen, die bereits verderbendrohend ihr Haupt hereinstreckt, hat sich an diejenigen beiden Autoritäten hiesiger Universität (Professor Dr. A. Geigel und Professor Dr. J. Wislicenus) gewandt, welche durch Wissen und Stellung berufen sind, den Laien Mittel und Wege anzugeben, wie der drohenden Gefahr vorzubeugen, die vorhandene zu bekämpfen sei. Beide Herren verfaßten gemeinschaftlich eine Aufforderung an die Gemeinden gegen die Cholera. Sie lautet: „Halb bezwungen ist die Gefahr, die bei Zeiten erkannt und mit schneller That bekämpft wird. Es muß gesagt werden, daß nahe Gefahr besteht, es werde die asiatische Cholera bei uns als allgemeine Volksseuche ausbrechen. Zugleich aber muß gesagt werden, daß es zum größten Theile von dem guten Willen der Gemeinden abhängt, durch rasches und energisches Handeln sich gegen diese Seuche zu schützen. Die mächtigsten Bundesgenossen der Cholera sind: träges und unthätiges Abwarten, Furcht, Diätfehler und Unreinlichkeit an Person, Kleidung, Wohnung, Haus, Stall und Hof, vor Allem aber Verunreinigung des Erdbodens mit faulenden Stoffen. Es hat in gegenwärtiger Zeit Jedermann die Pflicht, für sich selbst und alle Anderen, diese Fehler zu vermeiden und darauf zu sehen, daß sie von Anderen nicht begangen werden. Dabei darf nicht gewartet werden, bis in den einzelnen Ortschaften die ersten Fälle von Erkrankung oder Tod an der Cholera vorkommen. Die leichteste und erfolgreichste Bekämpfung einer Seuche ist diejenige, sie gar nicht zum Ausbruche kommen zu lassen und schon im Voraus bereit zu sein, sie im ersten sich zeigenden Keime zu ersticken. Jedermann sei auf das Sorgfältigste reinlich an sich selbst, in Wäsche und Kleidung, in seiner Wohnung und auf seinem Gehöfte. Jedermann vermeide Erkältungen, namentlich des Unterleibs und der Füße. Jeder lebe mäßig in Speise und Trank, ernähre sich, so gut er kann, und hüte sich möglichst vor allen Störungen der Verdauung, wie sie so leicht durch Genuß eines Uebermaßes von geistigen Getränken, schlechter, schwer verdaulicher Speisen, unreifen Obstes eintreten. Sollte irgend Jemand dennoch von Diarrhöe (Abweichen) befallen werden, so lege er sich zu Bette, genieße nur schleimige Nahrung (Reis, Graupe u. dgl. gut gekocht als Suppe), ziehe sofort einen ordentlichen Arzt zu Hilfe und folge dessen Anordnungen genau. Das Hauptaugenmerk ist ferner darauf zu richten, daß alle faulenden Stoffe unschädlich gemacht werden. Dies aber ist durch ordentliche Desinfection zu erreichen, für welche wir im Nachstehenden einfache und erfolgreiche Mittel angeben. Als Desinfectionsmittel dient eine Auflösung von Eisenvitriol und Carbolsäure in Wasser. Ein Theil rohe Karbolsäure wird mit 50 Theilen Wasser gut durcheinander geschüttelt. Ferner wird 1 Pfund grobkörniger Eisenvitriol in 5 Liter Wasser gelöst und zu dieser Auflösung 1 Liter der eben erwähnten Carbolsäurelösung gemischt. Mit dieser Desinfectionsflüssigkeit müssen regelmäßig einen um den anderen Tag alle Abtrittstrichter und Abtrittsröhren begossen und ausgeschwenkt werden, was am besten mit einem gewöhnlichen Gartengießer geschieht. Jedesmal muß für jeden Abtritt 1 bis 2 Liter verwendet werden. Treten in einer Haushaltung Diarrhöe auf oder erkrankt ein Hausgenosse sogar an der Cholera, so muß die Desinfection des Abtrittes jeden Tag vorgenommen werden. In Abtritte und auf Miststätten dürfen die Ausleerungen an Abweichen oder Cholera erkrankter Personen nicht ausgegossen werden, ehe sie im Nachtgeschirr durch Vermischen mit einer gleich großen Menge der Desinfectionsflüssigkeit möglichst unschädlich gemacht worden sind. Die Desinfection der Abtritte und Ausleerungen nützt aber wenig, wenn nicht alle offenen oder bedeckten Sammelgruben für die Abgänge der Menschen von vornherein mit obiger Flüssigkeit desinficirt worden sind. Man muß von derselben so lange zusetzen und gut durcheinander rühren, bis der üble Geruch der faulenden Kothmassen vollständig verschwunden ist. Ganz eben Dasselbe muß mit allen stehenden Pfühlen, Mistjauchen und Straßengräben geschehen, in welche menschliche Abgänge gelangen können. Ausgeräumt und entleert dürfen solche Behälter jedenfalls nicht werden, ehe sie vollkommen desinficirt sind. In der Nähe von Wohnungen befindliche Miststätten sollten ringsherum an ihrem Grunde mit der Desinfectionsflüssigkeit tüchtig begossen werden. Leider haben nicht alle Bewohner eines Ortes die Einsicht, Thatkraft und den guten Willen, stetig und energisch diese Regeln zu befolgen. Es ist daher Pflicht der Gemeindevorstände, zu veranlassen, daß die verständigsten und einflußreichsten Männer der Gemeinde zu einer Commission für Abwehr der Cholera zusammentreten und sich schnell an die That machen. Dieselben sollten überall, in jedem Hause und jeder Wohnung des Ortes sich von der Beobachtung der orts- und oberpolizeilichen Vorschriften für die Desinfection überzeugen, sie selbst ausführen, wo es nicht freiwillig geschieht, mit Rath und That allüberall zur Hand gehen. Die Commission sollte ferner für Herstellung der Desinfectionsflüssigkeit in großen Mengen sorgen. Sind auch die Materialien selbst im Kleinverkauf schon billig genug (1 Pund Eisenvitriol kostet 3 bis 4 Kreuzer, 1 Pfund rohe Carbolsäure 14 bis 16 Kreuzer), so erniedrigt sich ihr Preis bei centnerweiser Anschaffung für die Gemeinden doch noch bedeutend, so daß ein Liter der Desinfectionsflüssigkeit auf höchstens 1/3 Kreuzer zu stehen kommt. Jedermann bedenke dabei, daß diese Kosten und damit verbundenen Mühen durch Erhaltung der Gesundheit und des Lebens gut angewendet sind. Wenn Ihr aber, Mitbürger, handeln wollt, so handelt schnell und wartet nicht, bis Euch oder Eure Orte die Krankheit erreicht hat: und wenn Dies dennoch geschehen sollte, so ermattet nicht in der Arbeit für das öffentliche Wohl!" (N. Korr.)

Der Schah von Persien in Gera.

Gera, 28. Juli. Im Sonnenbrande lag die Station Köstritz bei Gera da. Es gab viele heiße Tage in diesem Monat Juli, aber der 25. d. M. war vielleicht der, welcher

uns den besten Vorgeschmack von einem Marsche durch die Sahara geben konnte, wenn man sich an diesem Freitage das Vergnügen machte, auf staubiger Landstraße spazieren zu gehen. Es war früh zwischen 8 und 9 Uhr, und auf der Station Köstritz war Alles todt bis auf die Bahnbeamten, die den von Weißenfels kommenden Zug erwarteten, der nach Gera geht. Plötzlich rollt eine Equipage bis dicht an das Stationsgebäude heran. Drei Fremde steigen aus und gehen in das Innere, um von dem Billeteur drei Billets erster Classe „nach Residenz“ zu kaufen, wie der eine von ihnen radebrechend, deutsche, französische und noch nie im Bahnhofe Köstritz gehörte Laute hervorquetschend, sagte. Die Fremden sind in sonderbare, offenbar orientalische Gewänder gehüllt. Hohe spitze Pelzmützen, Kaftans, blitzende Edelsteine an der Brust und auf den Gewändern, dazu diese halbbraunen Physiognomien und schwarzen Schnurrbärte — kein Zweifel, es ist der Schah von Persien mit zwei großen Würdenträgern seines Reiches, welcher der Residenz des Fürsten Reuß-Gera einen Besuch abstatten, ihre Schulen, ihre Fabriken, ihre romantische Gegend kennen lernen will. Gott weiß, wer zuerst die Vermuthung ausgesprochen hat, daß Se. persische Majestät incognito da ist, aber in kaum zehn Minuten ist der Bahnhof der kleinen Station von Hunderten von Neugierigen gefüllt, die alle den Schah betrachten, der mit orientalischer Gravität eine Tasse Kaffee trinkt. Die Fremden bewahren übrigens ihre Ruhe und ihr Incognito, ja der Schah streicht selbst das Kleingeld ein, das ihm der Wirth auf einen Thaler für die Tasse Kaffee herausgegeben hat. Da donnert der Zug von Weißenfels heran, der Schah mit seinen Begleitern tritt auf den Perron und würdigt selbst die Flagge, die man auf dem Stationsgebäude zu Ehren des Gastes aufgezogen, keines Blickes.

„Station Köstritz, nach Gera einsteigen!“ rufen die Schaffner, und mit majestätischer Würde steigt der Schah mit seinen Begleitern in ein Coupé erster Classe. Einige Zweifler von Köstritz folgen ihnen, sie fahren mit nach Gera, um sich zu überzeugen, ob es wirklich der Schah von Persien ist, der Sohn der Sonne, der ihr durch sein Bier, seine Rosen und seine Georginen, weniger durch sein Bad, berühmtes Köstritz besucht hat. In 10 Minuten fliegt der Zug durch das reizende Elsterthal nach Gera.

„Gera — aussteigen!“ Diensteifrig eilen die Schaffner an das Coupé erster Classe. Der Schah und seine Begleiter steigen aus. „Präsentirt's Gewehr!“ tönt das Commando vom Perron her, auf welchem mit Musik und Fahnen in Paradeuniform das Geraer Schützencorps aufmarschirt steht. Die Fremden auf dem Bahnhofe, die ungläubigen Thomase von Köstritz — sie alle zweifeln nun keinen Augenblick länger, daß es der Schah sei, der einen Incognitoabstecher in das grüne, waldige Thüringen gemacht, vielleicht um grüne Klöße und Hammelbraten, dieses thüringische Nationalessen, in dessen Heimath zu essen und dann in Persien einzuführen. Der Schah war durch die Empfangsfeierlichkeiten auf dem Bahnhofe Gera nicht überrascht. Ruhig, orientalisch ruhig, schritt er die Fronte der Schützencompagnie ab, griff leicht an die Pelzmütze, als er an den Fahnen vorüberkam, und bestieg dann eine bereit gehaltene Equipage, links und rechts von berittenen Schützenofficieren gefolgt, während hinter dem Schah die ganze Schützencompagnie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele folgte. Nach einem Besuche der Hauptplätze der Stadt stattete der Schah auch der Vogelschießwiese einen Besuch ab. Hier schien man auf den Besuch vorbereitet zu sein. Ein riesiges Schwein war auf der grünen Wiese hinter der Schützenwache geschlachtet worden, und der Schah stieg eben aus dem Wagen, als das Wellfleisch fertig war. Se. Majestät von Persien schien sich so weit civilisirt zu haben, daß er vor dem Schweinefleisch nicht zurückscheute, sondern ein Stück annahm, mit den Fingern zerriß und aß.

„Es ist wahrhaftig der Schah“, sagte ein Reisender, der seine Tour unterbrochen hatte und von Köstritz mit dem Schah nach Gera gefahren war. Wenn der gute Mann noch eine Stunde auf dem Platze geblieben wäre, wenn er den Schah und seine Begleiter die Unmassen von Lagerbier hätte vertilgen sehen, er wäre von seinem Wahn zurückgekommen, — denn solche Massen von Bier konnten nur thüringische Kehlen bewältigen.

Es waren gute echte Bürger Geras, die den Schah und seine Begleiter so täuschend gespielt hatten, daß eine Anzahl Fremder die Nachricht mit vom Bahnhofe Gera in die Welt nahm, den Schah von Persien gesehen zu haben. Das Ganze war ein glücklich durchgeführter Scherz einiger witzigen Köpfe der Geraer Schützencompagnie, ein Stück Carneval im Juli, ein Stück thüringischen Volkshumors. Als solcher wird es in dieser trockenen, heißen Jahreszeit vielleicht manchem Leser ein Lächeln abnöthigen, und wenn dies geschieht, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht. (D. A. Z.)

Miscellen.

Zweibrücken, 1. Aug. Ein in Mezières gelegener Officier von der Occupationsarmee schreibt: „Unser Abmarsch fand am 23. Juli Morgens 5½ Uhr statt. Die ganze Garnison sammelte sich im Brückenkopf Champagne. Mit klingendem Spiele zogen wir aus. Mein Zug bildete die Nachhut; auf diese Weise kam ich zu der Ehre, der „letzte Deutsche“ zu sein, der Mezières verließ. Dadurch hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie nach und nach die Häuser beflaggt wurden, und zu hören, wie sich das Volk über unsern Abzug freute. Wenn wir an Leuten vorüberkamen, verhielten sie sich ruhig; kaum waren wir aber vorüber, so begann ein verworrenes Gemurmel, aus dem man nur öfter das Wort „Revanche“ hörte. Als wir vor der Stadt waren, stürzte Alles auf den Wall, um uns unverständliche Worte — wahrscheinlich Drohungen — nachrufen zu können. Die Landbewohner sehen so gleichgültig drein, als wenn sie die ganze Sache nichts angehe; doch rief mich einer fragend an: „Nix revenir!“ Ich antwortete ihm: „Vielleicht doch!“ Er: „Diesmal kommen wir“ und lachte äußerst vergnügt. Ich: „Wohlan, kommt nur! Ihr sollt uns willkommen sein, wie das Letztemal.“ Hierauf schüttelte er ärgerlich den Kopf. Am ersten Tage (bis Sedan) hatten wir ungeheure Hitze und litten sehr darunter. An den folgenden Tagen marschirten wir aber so früh ab, daß wir um 9½ Uhr höchstens das Quartier erreichten. Unser Marsch war recht interessant. Beim Passiren der deutschen Grenze war ungeheuerer Jubel bei unsern Leuten. Unsere letzte Rast hielten wir auf dem Schlachtfelde von St. Privat. Am 31. Juli kommen wir nach Metz und fahren dann per Eisenbahn. (L. A.)

Die Wiener „Presse“ erzählt folgende Anekdote: „Der in Petersburg lebende Schriftsteller Schwanenhals ist beim dortigen Finanzministerium als Archivar angestellt. Ein Freund alter Handschriften, durchstöberte er jüngst das Archiv und stieß bei dieser Gelegenheit auf ein Handschreiben des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen an Kaiser Nikolaus, worin sich der König bitter darüber beklagt, daß er einen langweiligen Gelehrten — Alexander v. Humboldt — auf dem Halse habe, den er in keiner Weise loswerden könne; sein kaiserlicher Vetter würde ihn sehr verpflichten, wenn er diesen „Savant ennuyeux“ bei irgend einer wissenschaftlichen Expedition verwenden möchte. Der Czar, um sich dem königlichen Petenten gefällig zu zeigen, arrangirte die Expedition nach China, Chiwa und Sibirien. Dieses ist die Genesis von Humboldt's berühmter Reise und seinem epochalen Werke.“

*Räthsel.

Mit — i — am Gebirg ein lieblicher Ort,
Mit — u — des Gefangenen süßestes Wort.

Auflösung des Räthsels in No. 91:

Raubschloß.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 93. Speyer, Samstag, den 9. August 1873.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

„Du bringst mich auf einen Gegenstand, Pierre," fiel ihm Victor in die Rede, „den zu erörtern lange meine Absicht war. Brigitte ist gut, sie ist meiner Mutter treu ergeben und hütete meine früheste Kindheit. Aber ich möchte nicht, daß Du Dich ihr in der Weise näherteſt, wie man es Dir nachsagt. Vergiß nicht, Brigitte ist Kammermädchen . . ."

„Wo bleibt die Gleichberechtigung?" erwiderte Pierre bedeutungsvoll. Der junge Graf erröthete leicht. „Und was bin ich?" fuhr der junge Mann fort, „ein armes, elendes Geschöpf, das an der Scholle klebt, wie die Schnecke an ihrem Haus, das körperliche Arbeit haßt, weil es an Thätigkeit des Geistes gewöhnt, und was, was wird dem Armen, Gehaßten die Zukunft bringen, welches Loos bewahrt für mich das Schicksal?"

„Du bist mein Freund, mein Lehrer!" rief Victor lebhaft, „mich laß für Deine Zukunft sorgen. Dennoch bitte ich Dich, stelle Dein Verhältniß zur Brigitte ein. Sie ist bedeutend älter als Du und man spottet Deiner im Schlosse, wo man sich gewöhnt hatte, Deinen Namen zu vergessen: sieh', das thut mir weh'."

Eine Thräne der Rührung schimmerte in Pierre's Augen, da er die Hand des Freundes ergriff. „Wisse denn, Victor," sagte er mit leiser Stimme, „um Deinetwillen ist es, daß ich um die Gunst der alten häßlichen Creatur nachsuche. Um Dir nahe sein zu dürfen, wenn ich lange nicht in Dein Auge gesehen, um von Dir zu hören, eine Luft mit Dir zu athmen, setzte ich mich gern dem Spott aus und dem Hohn. Mögen sie immerhin einen Stein mehr auf mich werfen, er trifft mich nicht, denn Deine Freundschaft legt sich wie ein Eisenpanzer um mein Herz und ihre giftigen Pfeile zerbrechen an ihm machtlos. — Doch Sie wollten mir von Ihrem Vater erzählen, gnädigster Herr", unterbrach er sich plötzlich, den Ton wechselnd.

Victor seufzte. „Schlimm", sagte er nach einer Pause. „Die Aerzte zweifeln an seinem Aufkommen; es ist ein langsames Siechthum, ein stetes Schwinden der Kräfte, das ihn in einer Stunde tödten kann und das ihn noch ein Jahr lang zwischen Erde und Jenseits hinzuschleppen vermag."

„Und wenn der Fall eintritt?" fragte Pierre nach einer Weile, „wird Ihre gnädige Mutter, wie es im Dorfe heißt, wirklich das Schloß Kerdingen verlassen, um nach Paris überzusiedeln?"

„So ist ihre Absicht, ich willige aber nicht ein; denn niemals werde ich das Haus meiner Väter aus anderem Grunde verlassen, als für die Sache der Freiheit zu kämpfen, niemals . ."

Ein Pochen unterbrach die Rede des jungen Mannes. Pierre erhob sich, um zu öffnen, und keuchend vom raschen Lauf, erschien ein bejahrtes Mädchen in einfach städtischer Kleidung; es war Brigitta, das Kammermädchen der Gräfin von Kerdingen. Der junge Edelmann eilte ihr entgegen. „Du bist in höchster Aufregung, Brigitta," rief er, „sprich, was ist geschehen?"

„Ich habe mich weggeschlichen, um Euch zu benachrichtigen, Herr Graf," erwiderte Brigitta hastig. „Eure Mutter sandte bereits Boten nach Euch aus, da ihr der Aufenthalt ihres Sohnes an diesem Orte ein Geheimniß bleiben muß. — — Der gnädige Herr liegt im Sterben."

Der Ausdruck einer unwillkürlichen Bestürzung malte sich in den Zügen des jungen Grafen, ein flüchtiger Strahl des Triumphes im Antlitze Pierre's. „Großer Gott, das kommt unerwartet, wenn auch nicht unvorbereitet! Ich eile auf das Schloß, Du begleitest mich, Pierre."

„Verzeihung, gnädigster Herr, ich dürfte in diesem Moment dort wohl nicht am Platze sein", entgegnete Pierre. „Mich aber lassen Sie der Erste sein, der Sie als regierenden Grafen von Kerdingen begrüßen darf und Ihre Unterthanen der gräflichen Milde empfiehlt."

„Nicht meine Unterthanen, Freund, meine Brüder!" rief Victor eifrig. „Du sollst erfahren, ob ich ein getreuer Schüler war. — Leb' wohl, Pierre, und denke, daß mit dem heutigen Tage Dein Schicksal sich wendet." Er eilte fort, Pierre mit Brigitta allein lassend. Gedankenvoll blickte der junge Mensch dem Scheidenden nach. „Gehe nur", murmelte er, „schließe dem Schändlichen die Augen, der mich bübisch um mein Glück bestahl; da er mir entrinnt, magst Du doppelt für ihn büßen . . . . Brigitta", fuhr Pierre mit lauter

Stimme fort, indem er sich an die Dienerin wandte, die mit dem Ausdrucke leidenschaftlicher Liebe in das von Aufregung leicht geröthete Antlitz des jungen Mannes blickte, „Brigitta, Du hast bei Deiner Herrin Einfluß; alles, alles wirst Du aufbieten, daß die Gräfin von Kerdingen nicht das Schloß verläßt. Hier will ich sie haben, unter meinen Augen, jede ihrer Bewegungen überwachen, um die Hand auf den hochgebornen Stamm zu legen, sobald der große Tag gekommen, wo die Eichen, die in die Wolken zu streben drohen, darniederstürzen, von kühner Hand langsam, aber sicher gefällt."

„Ich will's versuchen, mein Pierre," entgegnete Brigitta zärtlich, „müßte ich in diesem Falle doch auch von Dir scheiden, und nie vermöchte ich es, die Trennung zu ertragen. O nicht lange wird es dauern, und wir sind auf immer vereint. Ich spare Tag und Nacht, um Dir, sobald Du erst mein Gatte, die Sorge der Wirthschaft zu ersparen."

Mit halbem Ohr hörte Pierre auf den Redestrom der alten Dienerin. Er war an's Fenster des kleinen Zimmers getreten und hielt seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erscheinung eines Mannes gerichtet, der vom Feldwege herkam, eine Ledertasche an der Seite, und den Steg einher schritt, der am Hause des alten Lavergne vorüber führte. Es war Romont, der alte Botengänger, der aus dem nahen Städtchen die Briefe und Zeitungen für die Schloßherrschaft und die Bewohner des Dorfes Kerdingen zu besorgen pflegte. „Geh'", sagte er plötzlich sich umwendend, „und sende mir den alten Romont."

Gehorsam folgte Brigitta dem Wunsche ihres Geliebten; sie verließ nach zärtlichem Abschiede die Hütte, die einige Augenblicke später der alte Botengänger betrat. „Ihr wünscht Nachrichten aus Paris", schmunzelte der Alte, „wohl, ich habe deren eine ganze Tasche, brühwarm aus den Zeitungen und den Berichten des Städtchens; noch Keiner hat sie vernommen, aber vermögt Ihr meine Neuigkeiten auch zu bezahlen?"

„Nehmt", sagte Pierre, dem Alten einige Francs in die Hand drückend, „ich habe mir das Geld am Munde abgedarbt. Und nun laßt hören, ehe man uns stört."

„So staunt denn", berichtete der Alte, „der dritte Stand ist förmlich vom Könige anerkannt. Auf dem Marsfelde haben sie ein Versöhnungsfest gehalten, und Jubel und Eintracht herrscht in der Residenz."

Die Stirn des jungen Mannes verfinsterte sich. „Sollte das dumme Volk abermals durch Blendwerk sich umstricken lassen?" murmelte er vor sich hin. „Aber nein, nein — Frankreichs Geschick ist reif."

„Und dennoch ist die Regierung nicht außer Sorgen", fuhr der Botengänger fort, des Eindrucks nicht achtend, den sein Bericht auf den jungen Zuhörer hervor brachte. „Es wühlt und gährt im Volke, Männer wie Camille Desmoulin, Robespiere zu Arras, Graf Mirabeau, den sein Vater verstoßen und verflucht, und der die Reihen des Adels verlassen, blasen in die bewegte Stimmung des Volkes, wie der Sturm in einen Ameisenhaufen, und schon verlassen viele Leute, die ihr Rang oder Reichthum auszeichnet, das Land, denn ein finsterer Geist geht durch das Reich und blutig wird das achtzehnte Jahrhundert enden."

Der alte Mann schwieg. Sein Bericht, wahrscheinlich der wortgetreue Inhalt einer ihm zur Besorgung übergebenen Zeitung, war zu Ende und fieberhaft glühten des jungen Lavergne Wangen, wie verklärt leuchteten seine Blicke. Stumm, wortlos saß er auf seinem Platze, ein Meer von Gedanken wogte in seiner Brust. Er hörte nicht den Fortgang des alten Botengängers, starr, in sich versunken, träumte er, bis ein dumpfer Glockenklang mit schrillem Tone die Gespinnste seiner Seele zersprengte. „Die Todtenglocke des Schlosses von Kerdingen!" rief er, aufspringend, mit lauter, mächtiger Stimme. „Nicht Dich allein, Ottfried von Kerdingen, läuten sie in's Grab, es ist die Sterbeglocke Deines Geschlechtes und ich, vernimm es, ich Pierre Lavergne, bin sein Vernichter."

2.

In eiligem Laufe erreichte der junge Graf das Schloß, das, auf einer Anhöhe gelegen, stolz auf die zu demselben gehörigen Ländereien blickte. Er durchschritt den prächtigen Ehrenhof und stieg das obere Stockwerk empor, wo sich die Zimmer des alten Grafen befanden. Dort herrschte eine lautlose Unruhe. Lakaien eilten hin und her auf den weichen Teppichen, mit denen der Boden nach englischem Muster belegt war, jeder von ihnen hatte sein Antlitz in ernste Falten gelegt, wie es sich für den Augenblick schickte, und mit stummer Verbeugung begrüßten sie den jungen Erben des Hauses, ihren künftigen Gebieter. Durch die geöffneten Thüren betrat Victor die Gemächer seines Vaters. Im ersten Vorzimmer trat ihm die Gräfin entgegen, eine noch immer jugendliche, hochgewachsene Frauengestalt, in deren schönen, aber stolzen Zügen der Schmerz um den sterbenden Gatten wenig sichtbar war. „Da bist Du endlich, mein Sohn", sagte sie mit vorwurfsvollem Tone; „ich bedarf Deiner in diesem Augenblicke, auch Dein Vater wünscht dringend, Dich zu sprechen, ehe er scheidet, und nur durch diesen Wunsch allein scheint die erlöschende Seele noch an dem Körper zu hängen."

Ein leises Stöhnen aus dem Nebenzimmer schien die Aussage der Gräfin zu bestätigen, und rasch an seiner Mutter vorüber schreitend, betrat er das Krankengemach des greisen Ottfried von Kerdingen. Nur der gräfliche Leibarzt und ein alter Kammerdiener weilten am Bette des Leidenden, dessen Augen in den tief eingesunkenen Höhlen unheimlich leuchteten und auf dessen bleiches durchfurchtes Antlitz der Tod seine Züge mit leserlicher Hand geprägt hatte. Erschüttert winkte der junge Mann dem Arzte. „Woher die plötzliche Entscheidung?" fragte er mit bebender Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

† Franz Xaver Remling.

* Franz Xaver Remling wurde am 10. Juli 1803 in Edenkoben geboren und studirte, seiner Neigung folgend, von 1819—1825 Theologie in Mainz, sodann in Aschaffenburg, wo Jos. Ign. v. Döllinger sein Lehrer in der Kirchengeschichte wurde. In Würzburg 1827 zum Priester geweiht, war er nur kurze Zeit als Caplan in Landau und als Domvicar in Speyer in der Seelsorge thätig. Da er sich den archivalischen und geschichtlichen Studien zuwendete und ausersehen war, als künftiger Registrator des Domstiftes thätig zu sein, so verschaffte der damalige Bischof von Speyer dem jungen Domvicar alle passende Gelegenheit, sich in den Archiven von Speyer und den Pfarrarchiven umzusehen. In gleichem Zweck wurde er 1827 nach München geschickt, um sich für diesen seinen künftigen Beruf auszubilden. Im Jahre 1828 kehrte er als Domvicar und bischöflicher Registrator nach Speyer zurück. Seitdem führten ihn seine Lieblingsstudien in die Archive und Registraturen seines Vaterlandes, von Hessen-Darmstadt und von Baden; sie öffneten ihm die Thüren der großen Bibliotheken, wie zu Heidelberg, Darmstadt, Karlsruhe, München, aber auch die Herzen aller für Specialgeschichte begeisterten Forscher.

Als erste Frucht seiner geschichtlichen Quellenforschungen ließ Remling im Jahre 1832, seine engste Heimath zunächst berücksichtigend, eine urkundliche Geschichte des Klosters Heilsbruck (oberhalb Edenkoben) erscheinen. Der Beifall, den diese seine Erstlingsarbeit gefunden, sowie das bei Abfassung desselben gesammelte historische Material ermunterte ihn, eine urkundliche Geschichte aller ehemaligen Abteien und Klöster im Bisthume Speyer, 69 an der Zahl, zu bearbeiten. Noch bevor dieses Werk dem Drucke übergeben werden konnte, erhielt Remling am 20. Juli 1833 die Pfarrei Hambach. Sein unermüdlicher Fleiß verschaffte ihm auch dort bei der gewissenhaftesten Führung der Seelsorge Zeit und Muße für seine Lieblings-Beschäftigung. Bereits im Jahre 1836 erschien in 2 Bänden mit 90 Urkunden die schon erwähnte Geschichte der ehemaligen Abteien und Klöster in der Rheinpfalz. Seiner nächsten Umgebung sich sodann zuwendend gab Dr. Remling 1844 eine historische Monographie „die Maxburg bei Hambach" in Druck. In Verbindung mit Pfarrer Frey von Hatzenbühl veröffentlichte Remling 1845 durch die Herausgabe des Urkundenbuches des Klosters Otterberg sehr wichtige Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Sodann schrieb er eine Denkschrift über das Reformationswerk in der Pfalz und 1847, als der Stadtrath von Deidesheim sich weigerte, die barmherzigen Schwestern im dortigen Hospitale zuzulassen, und der Landrath der Pfalz, dessen Mitglied Remling zu jener Zeit war, die Angelegenheit in seine Berathungen gezogen hatte, bot Remling nach archivalischen Studien eine mit Urkunden begleitete Geschichte des Hospitals Deidesheim.

Alle diese Schriften, in welchen er ohne subjective Zuthat und einzig nach den vorhandenen Quellen die Geschichte wiedergegeben, konnten nicht verfehlen, das Interesse von Gelehrten und Fachmännern zu erregen. Insbesondere war es der berühmte Verfasser der Kaiser-Regesten, Christian Böhmer von Frankfurt a. M., welcher Remling eben wegen seiner gründlichen Quellenforschungen hochschätzte, seine Arbeiten opferwillig unterstützte und mit ihm in wissenschaftliche Correspondenz trat, die zu den freundschaftlichsten Beziehungen sich gestaltete. In gleiche Beziehungen trat Remling mit Mone, Director des Landesarchivs in Karlsruhe, Dr. Bähr, Oberbibliothekar in Heidelberg, u. A. Remling ergriff denn auch mit allem Eifer und Fleiß die ihm von diesen Herren dargebotene Gelegenheit und sammelte gerade in den Jahren 1848 und 1849, wo er in unerschütterlicher Treue und selbst mit Gefahr seines Lebens seine Unterthanenpflichten sowie die Obliegenheiten seines Amtes erfüllte, das Material für die von ihm projectirte bedeutendste und umfangreichste historische Arbeit, nämlich die Geschichte der Bischöfe von Speyer, welche denn auch in den Jahren 1852—1854 in zwei starken Bänden mit einem gleichfalls in zwei Bänden bestehenden, dazu gehörigen Urkundenbuche erschien. In dieser Arbeit, welche durch einen Rückblick eingeleitet wird, der die älteste Geschichte des Landes, die Gründung des Christenthums in demselben, sowie die Stiftung des Bisthums Speyer zum Gegenstande hat, gibt unser Geschichtsforscher nach den Quellen die Biographien von 78 Bischöfen vom Beginne des 7. bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts, ein Werk, in welchem, wie sonst nirgends, die Specialgeschichte des Bisthums Speyer sowie seines Kaiserdoms ihre wahrheitsgetreue quellenmäßige Darstellung gefunden hat.

Schon früher hatte Remling wegen seiner Leistungen auf historischem Gebiete von dem Könige Ludwig I. und dem Kronprinzen Maximilian gnädige Handschreiben, von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher für die Restauration der Maxburg sich lebhaft interessirt hatte, die goldene Denkmünze erhalten. Das Domcapitel in Speyer erwählte ihn am 20. Januar 1852 zum Domcapitular und Bischof Nicolaus ernannte ihn zum bischöflichen Theologen sowie zum Historiographen des Bisthums Speyer. Von der Akademie der Wissenschaften zu München ward Remling sodann 1853 zum correspondirenden Mitgliede ihrer historischen Classe erwählt und von der philosophischen Facultät der Universität München 1854 zum Doctor der Philosophie honoris causa creirt. Im Jahre 1856 erschien sodann die Geschichte der Benedictiner-Probstei Remigiusberg bei Kusel, welche zuerst in den gedruckten Abhandlungen der Münchener Akademie und auch in besonderem Abdrucke verbreitet ward. Die Gründung des Retscher-Vereins zur Erbauung eines protestantischen Domes in Speyer gab ihm Anlaß zu einer langen und heftigen Polemik mit Prof. Rau in Speyer, worin Dr. Remling in mehreren kleineren Broschüren den urkundlichen Nachweis antrat, daß an dem bezeichneten Orte der Reichstag von 1529 gar nicht gehalten

worden Bei Gelegenheit der 8. Säcularfeier der Weihe des Kaiserdomes im Jahre 1861 erschien von Remling eine Denkschrift, in welcher er eine historische und kunstkritische Darstellung über Bau, Begabung und Weihe des Kaiserdoms unter den Saliern gibt. Die 1865 in 2 Bänden erschienene historische Monographie „Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792—1798" zeigte, daß Remling die Zwischenzeit benützt hatte, um mühevoll aus den Gemeinde- und Pfarr-Registraturen, ganz besonders aber aus den Archiven zu Speyer, Carlsruhe, Darmstadt und München das bezügliche Material zu sammeln und zu sichten und so eines des interessantesten Bilder aus der vaterländischen Geschichte zusammen zu stellen. Sodann ließ Remling als Fortsetzung seiner Geschichte der Bischöfe von Speyer: die neuere Geschichte der Bischöfe von Speyer folgen, welche in 2 Bänden die Biographien der Bischöfe Colmar, v. Chandelle, Manl und Richarz zum Gegenstande hat und die interessantesten geschichtlichen Details über die Wiedererrichtung des Bisthums, den Gang der Diözesanverwaltung sowie über die Schicksale seiner Kathedrale enthält. Im Jahre 1871 ließ Remling in 2 Bänden die von ihm mit besonderer Vorliebe bearbeitete Geschichte des 27jährigen Episkopats des Bischofs Nicolaus von Weis folgen. Zur Herausgabe der Biographie des Cardinals von Geissel konnte sich Remling längere Zeit nicht entschließen, weil er auch dessen Wirksamkeit als Erzbischof von Köln zu schildern gedachte, ihm aber zu diesem Behufe das betreffende Material nicht nach Wunsch zugänglich gemacht worden war. Indessen hatte er doch aus öffentlichen Blättern und freundlichen Mittheilungen, sowie aus den inzwischen von Domcapitular Dr. Dumont zu Köln herausgegebenen „Reden und Schriften von Geissels" zur Abfassung einer möglichst vollständigen Biographie des Kirchenfürsten so viel Stoff zusammengetragen, daß er nun nicht mehr länger säumen zu sollen glaubte, um durch Herausgabe derselben seine Geschichte der Speyerer Bischöfe bis in die jüngste Zeit vollständig zu ergänzen. Und so übergab Remling im Herbste 1872 seine durch eine Reihe von Jahren mühsam vorbereitete letzte historische Arbeit der Presse. Sie war auch nahezu im Drucke vollendet, als den sonst so rüstigen Mann, welcher niemals in seinem Leben ernstlich krank gewesen, in seinem siebzigsten Lebensjahre, Anfangs Mai l. Js., ein gefährliches Leberleiden ergriff, welches in raschem Verlaufe seine Kräfte aufzehrte. Doch war es ihm noch vergönnt, selber die Vorrede zu seinem letzten Werke zu fertigen und dessen Dedication für den Herrn Bischof von Haneberg eigenhändig zu schreiben. Am 28. Juni, an welchem sein letztes geschichtliches Werk die Presse verließ, ward Remling durch einen sanften Tod von seinem schweren Leiden erlöst.

So schied aus der Welt ein Mann, an dessen Grabe einen Jeden gerechtes Staunen ergreifen muß über den Fleiß und die Ausdauer, sowie über die hohe Begabung, mit welcher es demselben allein möglich geworden war, so viele dunkle Parthieen der vaterländischen Geschichte mit seltener Gründlichkeit aufzuhellen und die historische Literatur mit Werken zu bereichern, welche eine kleine Bibliothek füllen. Fürwahr! — hätten wir in Dr. Remling nur den fleißigen und gründlichen Historiographen des Bisthums Speyer und der pfälzischen Heimath zu verehren, er hätte sich durch seine so zahlreichen historischen Werke ein Monument gesetzt, dauernder als Erz. Allein Dr. Remling war auch als Mensch ein offener ehrlicher Charakter, ohne Falschheit und Hinterlist, freundlich und wohlwollend im Umgange mit Jedem, als Freund treu und zuverlässig, wohlthätig gegen die Armen, so daß er Allen, die ihn kannten, insbesondere seinen Freunden unvergeßlich bleiben wird.

Lindau, 3. Aug. Scott Russel, der Erbauer der Trajectanstalt über den Bodensee, hat im Jahr 1869 folgendes Urtheil über den Bodensee abgegeben. „Obwohl der See, sagt Russel, die oceanischen Grundwellen und eigentlichen Wogen nicht hat, wird seine Oberfläche doch in scharfe kurze „breakers" (Stoßwellen) zerschlagen, die gefährlicher und schwieriger zu beherrschen sind als das voluminöse Gewelle des Canals. Von Zeit zu Zeit stürmt von den Alpen her ein Föhn, der sich an Gewalt mit einem oceanischen Sturm messen kann, und für den Bodensee verderblicher ist als der schlimmste Sturm, den je ein Capitän auf dem Atlantischen Meer zu bestehen hatte." Nun, die schrecklichen Katastrophen der jüngsten Tage werden vielleicht noch lauter predigen als diese Worte eines erprobten Fachmannes, auf die man, wie es scheint, viel zu wenig gehört hat. (Allg. Z.)

London, 4. Aug. Die Zeitungen sind heute gefüllt mit Berichten und Klagen über den schrecklichen Unfall, der sich vor der Bahnstation Wigan zugetragen. Elf Todte und 25 zum Theil schwer Verletzte sind das Resultat der Entgleisung. Der Zug, bestehend aus 25 Wagen und 2 tüchtigen Locomotiven, verließ die Euston-Station (London) um 8 Uhr Freitag Abends und sauste mit einer Geschwindigkeit von 50 Meilen per Stunde nach Carlisle zu. Alles war in Ordnung, bis der Zug, eine Viertelstunde später als er sollte, vor Wigan ankam. Die Signale zeigten „sicher" und 17 Wagen hatten bereits den Wendepunkt hinter sich, als der Rest der Wagen aus einer bisher noch nicht ermittelten Ursache entgleiste, sich 60 Schritte etwa hinschleppte und dann nach allen Richtungen hin geschleudert wurde. Die Wagen bäumten sich theils gegen einander, theils wurden sie auf den Perron geschmettert, wo sie eine schreckliche Zerstörung anrichteten, theils wurden sie buchstäblich in Splitter aufgelöst. Im Publicum ist man sehr erschüttert, einmal weil jetzt die Reisesaison anfängt und dann weil diese Bahnlinie sich sonst durch Sorgfalt auszeichnet.

(Der größte Weinstock der Welt.) Etwa 3½ Meilen von Santa Barbara, im Hofe eines alten spanischen Adobe-Hauses, befindet sich eines der Wunder Californiens, der größte Weinstock der Welt. Der Stamm dieses Weinstocks, welcher vor 48 Jahren gepflanzt worden, hat am Boden 4 Fuß 4 Zoll im Durchmesser. Acht Fuß vom Boden beginnen die Zweige, welche wagerecht auf Spalieren rings umher gezogen sind und jetzt 2 Acres Land bedecken. Der jährliche Ertrag an Trauben von diesem einzigen Stock beläuft sich auf 100 bis 120 Ctr., und Trauben von 2 bis 6 Pfund sind keine Seltenheiten. Der Weinstock befindet sich auf einer Anhöhe und ist niemals gedüngt worden. Ein nicht weit entfernter Weinstock, welcher erst vor 14 Jahren gepflanzt worden ist, scheint noch größer als der erwähnte Stock werden zu wollen und trägt auch feinere Trauben.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 94. Speyer, Dienstag, den 12. August 1873.

* Gruß vom Potzberg.

Wer mag sie zählen Alle,
Die Berg' in blauer Luft,
Von Wasgau's Felsenwalle
Bis zu des Taunus Duft?

Wie schön, auf freien Höhen
In heil'ger Einsamkeit,
Zu grüßen und zu sehen
Die Freunde schön'rer Zeit!

Doch einer winkt im Süden
Vor Allem traut mir zu,
Mir Grüße zu entbieten,
Und fragt: wann kommest Du?

O Wegelnburg, du schlanke,
Wie steigst du schön empor,
So wie ein Lichtgedanke
Aus nied'rer Geister Chor!

Schon wenn ich fern dich sehe,
Wird's Herz mir frei und leicht,
Ob auch ein süßes Wehe
Mich heimlich still beschleicht.

O spende deinen Segen
Noch manchem Wandersmann,
Der, müd von staub'gen Wegen,
Der niedern Welt entrann.

Will in die Hand mir geben
Gott meinen Wanderstab —
Ich weiß, wo junges Leben
Er einst dem Müden gab.

Ch. Böhmer.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von
Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Der Doctor zuckte die Achseln. „Ich prophezeite es ja", sagte er leise, „es ist für ihn ein Glück, wie für die gnädige Herrschaft, daß seine Leiden zu Ende gehen."

„Victor!" tönte es leise, wie ein Geisterhauch von den Lippen des Sterbenden. Der junge Mann flog an das Bett des Vaters, der ihm die abgemagerte Hand entgegen streckte. „Ich erwartete Dich, mein Sohn", flüsterte Herr von Kerdingen mit verlöschender Stimme, „denn ich habe mit Dir zu reden, ohne Zeugen, nur Deine Mutter. — Meine letzte Kraft — ich sparte sie für diesen Augenblick." Die Gräfin, die hinter Victor eingetreten war, kam langsam näher, während Arzt und Kammerdiener das Sterbezimmer verließen.

Die Dame nahm am Fußende des Bettes Platz, während Victor, die Hand des Vaters in der seinen haltend, in tiefster Bewegung sich über ihn neigte. „Victor", nahm der Sterbende das Wort, „ich hinterlasse Dir, was der Sinn des Sterblichen nur begehren kann, einen alten ruhmbestrahlten Namen und fürstlichen Besitz; der Sorge um Deiner und Deiner Mutter Zukunft überhoben, würde ich ruhig scheiden, aber die Sorge um die Zukunft unseres Geschlechts erfüllt meine Seele mit Angst; in einsamen Stunden, dahingestreckt auf das Siechenlager, trat mir das Kommende vor die Seele, die reife Frucht einer unglücklichen Vergangenheit. Victor, bald gibt es weder Adel noch Besitz mehr im Königreiche, die Gährung im Gefäße wird stark und stärker, bis sie überwallt und es zersplittert in Atome, in . . ."

Das Haupt des Sterbenden sank zurück, pfeifend drang der Athem aus seiner Brust. „Schonen Sie sich, theuerster Vater," bat Victor dringend, „das Reden erschöpft Sie."

„Laß mich sprechen, bald bin ich auf ewig stumm", fuhr der Sterbende fort, mühsam seine Kräfte zusammenraffend, „Du hast einen Feind, der Dich tödtlich haßt, dich hassen muß bei seinem Charakter, denn ich gab ihm Ursache dazu. — Pierre Lavergne ist es; hüte Dich vor ihm, Victor!"

„Ich beschwöre Sie, mein Vater, geben Sie sich nicht den düsteren Vorspiegelungen hin", bat Victor, „Sie irren, es gibt keinen treueren Menschen, keinen, der mich mehr liebt, als eben Pierre Lavergne. Es ist wahr, man hat nicht gegen ihn gehandelt, wie man sollte, und wäre seine Seele minder edel, er müßte bittere Klage führen über das Geschlecht der Kerdingen."

Der Ausdruck der Beängstigung wich nicht aus dem Angesichte des Sterbenden. „Ich war menschenscheu geworden in meiner Einsamkeit", nahm der alte Graf von Neuem das Wort, „denn viel Schlimmes habe ich vom Leben erfahren. — Das Kind des alten Lavergne, das mir vielleicht absichtlich auf meinem

Wege begegnete, fiel mir auf, es war klug und ich betrachtete sein Geplauder als Zerstreuung. Ich ließ ihn auf's Schloß kommen, gab ihm Lehrer, die seine Fähigkeiten ausbildeten, und lehrte ihn, sich an den Genuß des Reichthums zu gewöhnen. Pierre war schmeichlerisch gegen mich, ein Tyrann gegen Die, die vormals seines Gleichen waren, und ich ließ ihn gewähren, ja ich freute mich seines Hochmuths. — — Ich war alt," fuhr der Sterbende nach einer langen Pause der Erschöpfung fort, „mit mir sollte nun unser Stamm erlöschen. — Da erschien in einer Nacht der Ahn meines Hauses und grollte mit mir und zeigte mir ein Mädchen von edlem Geschlecht, aber arm und gedrückt durch Verwandte. Und Ehrgeiz und Liebe, die ich lange erstorben gewähnt, sie loderten mächtig auf im Greisesherzen und ich warb um Deine Mutter und erhielt ihre Hand — ein Jahr später ward ich Vater. — Jenen Knaben aber wollte Deine Mutter nicht auf dem Schlosse dulden: vier Jahre noch weilte er auf Kerdingen, er sank von Stufe zu Stufe — und endlich war er fort, heimgekehrt in die Hütte seines Vaters — um Rache zu brüten gegen Dich — gegen meine Gattin — — hütet Euch — — hütet . . ."

Ein Röcheln unterbrach die zuletzt kaum noch gehauchten Worte des alten Herrn. Seine Gestalt streckte und dehnte sich — jetzt das letzte Zucken, das letzte Sträuben des Körpers, der gegen den erbarmungslosen Todesengel zu kämpfen schien, und dann — vorbei — hinüber in's Jenseits. Tief ergriffen lag Victor am Todtenbette des Vaters, dessen Wittwe, vollkommen gefaßt, die Thür öffnete, durch die nun höhere und niedere Dienerschaft strömte, den Arzt an der Spitze, um einen letzten Blick auf den entschlafenen Gebieter zu werfen. Dumpf trug das Trauergeläute die Sterbekunde weit über das Land hinaus.

3.

Vier Wochen waren seit jenem Tage verstrichen, als Victor von Kerdingen eines Morgens in die Hütte Pierre's trat. Er fand seinen Freund schreibend — und rasch an den Tisch herantretend, gewahrte er einige Briefe mit dem Poststempel Arras und Paris versehen. Der junge Lavergne, der in seinem Eifer das Kommen des Edelmanns nicht bemerkt hatte, fuhr jäh empor und warf dem Störer einen grimmigen Blick zu, vor dem Victor unwillkürlich zurück wich. Aber sogleich nahm sein Antlitz wieder den altgewohnten glatten Ausdruck an, und ein Tuch über die Correspondenz werfend, erhob er sich mit Ehrerbietung. „Ich heiße den gnädigen Herrn willkommen in der Hütte seines Dieners", sagte er mit unterwürfigem Tone.

Der Graf reichte ihm die Hand. „Ich sehe, Du zürnst mir, Pierre, daß ich so lange Deiner nicht gedacht", nahm er das Wort, „und fürwahr mit Recht; ich aber bin weniger schuldig, als Du denkst, denn seit dem Tage nach dem Tode meines Vaters lag ich in stetem Kampfe mit meiner Mutter, der sich heute entschieden. Pierre, ich verlasse auf ihren Wunsch mein Vaterland auf einige Jahre und Du sollst Deinen Freund begleiten."

Pierre stand wie erstarrt da, die Kunde des jungen Grafen schien ihn wie ein Blitzstrahl zu treffen.

„Sicheren Nachrichten zufolge, die der Gräfin Kerdingen aus der Residenz zugegangen sind, greift die Revolution des Volkes mit jedem Tage immer weiter um sich. Viele Mitglieder des Adels haben bereits Frankreich verlassen und auch mich will, trotz meiner Bitte, trotz meiner Vorstellungen, die Mutter nach Amerika senden, um den zu fürchtenden Ereignissen zu entfliehen. Wir waren hart aneinander. Offen theilte ich ihr meine Vorliebe für die Sache der Freiheit mit, schrankenlos verkündete ich ihr meinen Unwillen über die Tyrannei, welche die Aristokratie über unser armes Vaterland gebracht, und daß ich selber als Streiter eintreten wolle in die Reihen der Kämpfer für Licht und Freiheit. — — Laß mich von den Scenen schweigen, Freund, die auf Kerdingen vorfielen", endete er, düster vor sich hinstarrend.

„Und doch besiegt!" murmelte Pierre mit ironischem Tone.

„Was mich besiegte, es war die Liebe", redete der junge Graf weiter. „Seit einigen Tagen weilt der alte Marquis Chroisly als Gast auf unserm Schlosse. Sein Bruder, ein reicher Grundbesitzer, lebt in Boston mit einer einzigen Tochter. Pierre, ich sah ihr Bild, das Bildniß eines Engels. Nie fesselte mich ein Mädchen bis jetzt, nie drang eine leichte Regung in dieses Herz. Alice aber liebe ich glühend; um sie zu erringen über's Weltmeer, für sie in die Ferne!"

„Und was soll Euch der Freund, wo Euch die Liebe winket?" fragte Pierre.

„Du sollst es hören", entgegnete Victor. „Glaubst Du denn, daß ich nur in Müßiggang, in Liebeständeleien versunken, die zwei Jahre verstreichen lassen will, die mein Aufenthalt in Amerika währen soll? Auch drüben gibt es einen Kampf für die Freiheit und Unabhängigkeit. In den Reihen, die ein Lafayette anführt, will auch ich kämpfen, an Deiner Seite, Pierre, denn Du wirst mir folgen, Du wirst Deinen Freund nicht allein in die Ferne ziehen lassen."

Der Entschluß Pierre's war gefaßt. „Ziehe hin denn in die Ferne, Graf Victor von Kerdingen", sagte er mit feierlichem Tone, „ich aber will bleiben, wo meine Heimath ist, denn hier habe ich zu schaffen. Groß, gewaltig ist die heilige Sache der Freiheit, jeder Arm, jede Kraft, selbst die schwächste, vermag für sie zu wirken. Hier" — und er schlug das Tuch zurück — „hier sind Briefe von Marat, dem hochherzigen Volksfreunde, dem Schrecken der Tyrannen, hier dieser vom heiligen Robespierre selbst; ich bot ihnen meine Dienste an und sie verschmähten es nicht, sich mit mir in Verbindung zu setzen. — Mein Herz blutet bei dem Gedanken, von Dir zu scheiden, und doch gebietet mir die Pflicht, hier zu weilen. Kämpfe Du jenseit des Oceans, ich hier für die Freiheit, und



die Glorie der Unsterblichkeit wird die Stirn des Grafen schmücken, wenn auch mein Name wie ein Espenlaub im Sturme der Zeit verweht."

„Wie bewundere ich Dich, Pierre!" rief der Graf leidenschaftlich, „wie klein, wie winzig klein komme ich mir vor neben Deiner Größe. Wohlan denn, bleibe in der Heimath; in Deinen Schutz gebe ich die Mutter, die hier das Kommende abwarten will, gebe ich mein Eigenthum. Du wirst mein Vertrauen nicht täuschen, und statt zu rächen das Unrecht, das Dir Ottfried von Kerdingen angethan, wirst Du feurige Kohlen auf das Haupt der Seinen sammeln."

Die Augen Pierre's leuchteten seltsam auf. „Bei Gott, ich will!" rief er in überlautem Tone, „reiset unbekümmert, Graf Victor, meine Bahn ist hier vorgezeichnet!"

Die Freunde schieden nach langem schmerzlichen Abschiede von Seiten Victor's. Kaum aber hatte sich hinter dem jungen Edelmann die Thür geschlossen, als Pierre den angefangenen Brief, der an den Advocaten Marat zu Paris gerichtet war, vollendete und demselben das eben Vernommene hinzufügte. „Der Tag des Gerichts bricht an", sagte er halblaut während des Schreibens, „in meiner Hand die Gräfin, in meiner Hand der Besitz der Kerdingen. Der letzte Sprosse fort, auf Nimmerwiedersehen, und wagt er es, den Boden als Geächteter zu betreten, so mag er auf dem Schaffot seine Kühnheit bezahlen."

Er sprang auf, der Brief war vollendet. Er steckte das Schreiben zu sich und ein altes Portefeuille, das mit Papiergeld von beträchtlichem Werthe gefüllt war. „Das Revolutionscomite bezahlt seine Agenten gut", fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „aber sie sollen auch einen treuen Diener finden. Kein Sou dieses Geldes soll seiner Bestimmung entzogen werden. — Der Besitzende hat Recht und Gewalt, noch einen Monat freie Zeche für die Müßiggänger und Pierre Lavergne, der Verachtete und Verhöhnte, ist der beliebteste Mann des ganzen Umkreises und kann Euch führen, wohin es ihm beliebt."

(Fortsetzung folgt.)

Pfälzische Sectirer, Separatisten und Schwärmer. *)

Im Jahre 1527 begegnen wir der Secte der Wiedertäufer im größeren Theile der Pfalz, namentlich aber am Haardtgebirge. Man verwechsle jene Wiedertäufer ja nicht mit unsern dermaligen Mennoniten, welche weitaus zu unsern besseren Christen zählen, während jene Wiedertäufer die Socialisten und Communisten der Reformationszeit waren. In Landau hatten sie sich so fest eingenistet, daß der Rath von Landau auf Vorstellung seines Predigers Bader den Beschluß faßte und das Verbot ergehen ließ, daß Niemand einen Wiedertäufer in seinem Hause dulden dürfe. So hartnäckig aber waren diese Wiedertäufer, daß selbiges Verbot nicht weniger als fünfzehnmal in dem Einen Jahre 1528 wiederholt werden mußte. Weil sie beabsichtigten, vorgebliche urchristliche Zustände herbeizuführen, die Güter zu theilen, resp. Gütergemeinschaft zu handhaben, die Obrigkeiten abzuschaffen rc. rc., so haben sich Fürsten und Reformatoren zu ihrer Unterdrückung verbunden.

Daß die Schwenkfeldianer in der Pfalz nicht ohne Anhang waren, ist schon daraus ersichtlich, daß Bernhard Herxheimer, Schullehrer zu Edenkoben, des Schwenkfeldianismus wegen im Jahre 1559 seiner Stelle entsetzt wurde. Auch ist geschichtlich erwiesen, daß Schwenkfeld selbst einige Zeit in Speyer weilte. Dieser Schwenkfeld war ein schlesischer Edelmann, den die Reformation überaus begeisterte und der zu ihrer Einführung in Liegnitz wesentlich mitwirkte. Dabei war sein Streben vorzugsweise auf das innere Christenthum gerichtet im Gegensatz zu allem äußern Kirchenthum. Seinen öffentlichen Vorträgen hat der Adel bis zu den Herzogen Schlesiens hinauf bewundernd angewohnt. Der Ausbruch der Abendmahlsstreitigkeiten brachte ihn in eine schiefe Stellung zu den Reformatoren. Man hat ihn nicht mit Unrecht den ersten protestantischen Mystiker genannt. Er schrieb viel, wurde viel verkannt und verfolgt, war aber ein Mann von aufrichtiger Frömmigkeit und starb den 10. December 1561. Seine Anhänger haben sich bis heute erhalten und stehen namentlich in Amerika wegen ihrer Mäßigkeit, Thätigkeit und Sittlichkeit in hoher Achtung.

Ob die Gichtelianer oder Engelsbrüder Anhang in der Pfalz gehabt, ist schwer zu ermitteln, wiewohl Gichtel, geb. 4. März 1638 in Regensburg, noch in späteren Jahren mit Speyerern in Berührung stand; gewiß dagegen ist, daß er mehrere Jahre bei einem alten, berühmten und blinden Advocaten in Speyer arbeitete, und daß es vor Andern ein geborner Speyerer war, Superintendent Ursinus in Regensburg, der auf seine Ausweisung aus Regensburg antrug. Man entsetzte ihn seiner Advocatur, beraubte ihn seines Bürgerrechts und confiscirte sogar sein Vermögen. Gichtel wollte mit seinen Anhängern ein engelreines Leben führen, verschmähte darum den Ehestand, wozu ihm wiederholt glänzende Aussichten gemacht wurden, und verfiel schließlich dem Separatismus.

Die Inspirirten im Herzogthum Zweibrücken, besonders in Bergzabern und Umgegend, im ersten Viertheil des vorigen Jahrhunderts, datiren von einem Hornbacher, Namens Philipp Gottfried Geisel, der erst Pfarrer in Lambsborn, dann in Leinsweiler und endlich in Bischweiler von 1708 bis 1726 war. Dieselben haben im Geiste begonnen und haben im Fleische geendet, weil sie die sogenannte innere Erleuchtung über das geoffenbarte göttliche Wort stellten. Einzelne Spuren von ihnen sollen noch heute hie und da vorhanden sein.

Ein Lambsheimer, Namens Baumann, gilt als der Vater einer Secte von Neugebornen, die er

*) Aus dem „Pfälzischen Memorabile". Westheim. Verlag des evangelischen Vereins für die Pfalz. 1873.

aus der Pfalz nach Pennsylvanien in Nordamerika verpflanzte zur Zeit jener so massenhaften Auswanderung aus unserem Lande im vorigen Jahrhundert, daß der Name Pfälzer gleichbedeutend mit Auswanderer war. Die Secte dieser Neugebornen gerieth schließlich in allerlei Verirrungen, bis sie sich vor Mitte des vorigen Jahrhunderts von selbst wieder auflöste.

Michelianer, genannt nach ihrem Gründer Michael Hahn, einem württembergischen Bauern, geb. 1758, gest. 1819, haben sich zwar niemals von der prot. Kirche getrennt, haben aber ihre besondere Gemeindeordnung und jährliche Synode, wo sie sich besonders die Armenpflege angelegen sein lassen. Michael Hahn war ein fleißiger und gründlicher Bibelforscher, studirte jedoch daneben auch die Schriften eines Böhme und Oetinger, bis er seine Gedanken in ein speculativtheosophisches System zusammenfaßte. Seine Schriften sind in 12 starken Bänden erschienen, athmen sämmtlich hohen sittlichen Ernst und schmeicheln sich der Hoffnung einer endlichen Wiederbringung aller Dinge. Die Michelianer sind vorzugsweise in Württemberg stark verbreitet, doch haben sie viele Gemeinschaften auch im Badischen und selbst in Speyer eine Gemeinde.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber die Ursache des Todes von Soldaten bei Märschen schreibt der Frankf. Ztg. ein namhafter Arzt Folgendes: „So oft bei großer Hitze Truppen ausmarschiren, ebenso oft hört man auch, daß eine nicht geringe Zahl gesunder, rüstiger junger Männer das Opfer dieses Unternehmens wird. Der unbefangene Menschenverstand fragt mit Recht: „Wie ist dies möglich? Was ist die Ursache dieser auffallenden Erscheinung? Ziehen nicht ganze Karavanen durch die Wüste? Arbeiten nicht eine Menge Menschen im Felde, in der Küche, auf Dächern, am Feuer bei noch viel höherer Temperatur und größerer Muskelanstrengung, ohne daß so häufige Todesfälle die Folge davon sind?" Diese Erscheinung muß also wohl in Verhältnissen begründet sein, welche bei militärischen Märschen vorkommen und sonst nicht zur Geltung gelangen. In der That glaube ich, die besondere Ursache, welche die militärischen Märsche so verderblich macht, aufgefunden zu haben. Ich hatte als Arzt Gelegenheit, die Leichen solcher Unglücklichen zu untersuchen und habe, wie bei der Cholera, Eindickung des Blutes, also Mangel an Flüssigkeit im Körper, als Todesursache aufgefunden. Bei dem Militär besteht aber die verderbliche, von einem traurigen Irrwahne getragene Vorschrift, daß der erhitzte Soldat nicht trinken soll. Kommt die erhitzte, nach Wasser lechzende Mannschaft in ein Dorf mit Brunnen, so werden diese durch Wachen besetzt, und die nach Wasser gierige Natur des uniformirten Menschen gewaltsam unter Androhung des Todes von der Befriedigung dieses bringendsten aller Bedürfnisse abgehalten. Oft vergessen die Soldaten, von dem wüthendsten Durste gepeinigt, die Strenge der Disciplin und werden mit Gewalt zurückgetrieben. Ihre Feldflaschen sind leer, der Schweiß fährt fort vom Körper zu rinnen, und ehe sie in ihr Quartier gelangen, sind sie das Opfer des Verlustes von Flüssigkeit, den eben müde Körper zu ertragen nicht im Stande sind. Was wäre aber der Schaden, den sich die Leute zufügten, wenn man sie das natürliche Bedürfniß des Trinkens befriedigen ließe? Hier soll nun der plötzliche Temperaturwechsel schädlich wirken. Ich aber sage: Der gesunde und selbst der kranke Mensch erträgt eine plötzliche Herabsetzung der Temperatur ohne allen Nachtheil für seine Gesundheit. Ich erinnere an das russische Dampfbad, an die Erfahrungen der Kaltwasser-Cur, an die plötzlichen Abkühlungen fiebernder Typhus-Kranker in kalten Bädern. Aber abgesehen davon, so fällt es keinem in freiem Zustande befindlichen Menschen ein, sich bei schwerer Arbeit in der Hitze des Wassers zu enthalten. Der Feldarbeiter im Sommer trinkt reichlich Wasser, der Arbeiter am Feuer stillt seinen Durst auf's reichlichste, der Wanderer in der Wüste trinkt Wasser und ist verloren, wenn ihm dasselbe fehlt. Aber eben darum können diese Leute auch hohe Temperatur-Grade bei schwerer Arbeit ohne Gefahr ertragen, weil sie eben durch Trinken die Temparatur des Körpers mäßigen und den Verlust an zum Leben nothwendiger Flüssigkeit ersetzen. Nur der Soldat darf nicht trinken, wenn er Wasser findet, und führt auch solches nicht in gehöriger Menge mit sich, und gerade deßhalb stirbt er nicht selten auf dem Marsche an heißen Tagen. Der Verfasser dieser Zeilen wünschte sich Glück, wenn er es damit erzielte, daß das verderbliche, auf einem Irrthum beruhende Verbot des Wassertrinkens für die Soldaten auf dem Marsche in der Hitze beseitigt würde oder wenigstens zunächst eine gründliche Untersuchung von Fachmännern in der angegebenen Richtung veranlaßte. Die Obduction der Leiche eines auf diese Weise getödteten Menschen zeigt deutlich die Richtigkeit des oben Gesagten, nämlich Eindickung der Blutmasse zu theerartiger Consistenz; Mangel des Serums in den serösen Häuten, wie bei Cholera &c., vor dem eintretenden Tode aber bläuliches Gesicht, schwerer Athem, kaum fühlbaren Puls wie bei asphyktischen Cholera-Kranken. Nach meiner Ansicht würden also diese häufigen Todesfälle beim Marsche in heißen Tagen vermieden, wenn man das Wassertrinken unterwegs nicht nur nicht verhinderte, sondern im Gegentheil die Mannschaft hiebei mit der hinreichenden Quantität frischen Wassers versorgen würde. Die in grundlosem und albernem Vorurtheil wurzelnde Furcht vor kaltem Wasser bei erhitztem Körper müßte sich also bei dem Militär umwandeln in die auf triftige Gründe gestützte Einsicht von der Nothwendigkeit des Herabsetzens der Temperatur und des Ersatzes der verlorenen Flüssigkeit durch Sorge für die hinreichende Menge Wassers auf solchen Märschen."

(Die Schmuggler) an der Küste von Sussex (England) haben an einem Küstenaufseher eine grausame Quälerei ausgeführt. Sie verbanden ihm die Augen, schnürten seine Füße zusammen, und der Ruf erscholl: „Werft ihn über die Klippe!" Unbekümmert um seine Bitten trugen sie ihn an den Rand und hoben ihn, die Füße voraus, hinüber, bis er nur noch mit den Armen und dem Kinn sich über dem Abhange befand, an dessen Graswuchs er sich mit eingekrallten Nägeln verzweifelt festklammerte. In dieser Lage verließen sie ihn. Ueber eine Stunde lang blieb er so in haarsträubender Angst, nach Hülfe schreiend und jeden Nerv anstrengend, um sich festzuhalten, bis er endlich das Blut in den Adern erstarren fühlte und ihm die Kraft versagte. Das Gehirn schwindelte ihm bei dem Gedanken an den unter ihm gähnenden Abgrund, und schon wollte er in der Verzweiflung loslassen, da machte er mit einer letzten krampfhaften Anstrengung die eine Hand frei, riß sich den Verband von den Augen, drehte schreckenvoll den Kopf um und sah — ein paar Fuß unter sich den Boden! Die Schmuggler hatten ihrem Verfolger am Rande einer leeren Kalkgrube diese Seelenfolter bereitet.

*Palindrom.

Es ist ein kindlich inniger Laut,
Wenn fromm ein Herz gen Himmel schaut —
Derselbe vorwärts und zurück;
Wo er tönt, wohnt das höchste Glück. —r.

Auflösung des Räthsels in No. 92:
Freilassing. Freilassung.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 95. Speyer, Donnerstag, den 14. August 1873.

Im Spazierengehen.

Wo Sumach und Liguster blüht
 Verschränkt am grünen Bach,
Hab' ich in's Ohr Dir liebentglüht
 Geseufzt ein sehnend Ach.

Und wo die Schlucht voll Sauerklee
 Und Anemonen steht,
Hab' ich von Dir in süßem Weh
 Mir Gegenlieb' erfleht.

Wo himmelblauer Enzian
 Erblüht und Hahnenfuß,
Bat ich im tollen Liebeswahn
 Dich um den ersten Kuß.

Wo Ginster steht und wilde Ros',
 Da hast Du Dich gewehrt;
Wo Haide blüht und grünes Moos,
 Da hast Du mich erhört.

Robert Hamerling.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

4.

Die entscheidenden Würfel waren gefallen über Frankreichs Geschick. Anarchie und Gewalt hatten an dem uralten Königsthron gerüttelt und er war zusammengestürzt über den Häuptern der Gekrönten und unter seinen Trümmern hatte er auch die Säulen desselben, darunter den Adel, mitbegraben. Auf dem Schaffot hatte Ludwig XVI. geendet, seine Wittwe schmachtete im Tempel, in den Händen Simons sein Sohn und auf den einst Gott geweihten Altären thronte schamlos die entblößte Göttin der Vernunft, ein Marat, ein Robespierre sprachen Recht und Gesetz, und verdammt war, wer einen Namen trug, den seine Vorfahren mit Ehre und Glanz zum Ruhme Frankreichs bedeckt hatten, verdammt Der, dessen Reichthum oder Besitz die Habsucht eines beutelustigen Pöbels, oder dessen Gattin oder Tochter durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit eines der Räthe jener entsetzlichen Bluttribunale auf sich zogen.

Es war ein düsterer unfreundlicher Herbstabend, an die hohen Mauern des alten Vendeerschlosses Kerdingen pochten Sturm und Regen, in ohnmächtiger Wuth Einlaß begehrend. Schon war mehreren adeligen Familien der Umgegend der Proceß gemacht; die aus der Residenz gesandten Commissare hatten ihre Güter für National-Eigenthum erklärt und sie selber auf's Schaffot oder in die Verbannung gesandt.

Längst waren die königliche Regierung und die von derselben angestellten richterlichen Autoritäten vernichtet, und in dem Kerdingen benachbarten Städtchen tagte ein Revolutionscomite, als dessen Agenten man öffentlich den jetzt 23jährigen Pierre Lavergne bezeichnete, der seit einiger Zeit in seiner Heimath zu einer gefürchteten Persönlichkeit geworden war. Man wollte Beispiele wissen, daß Leute, denen er Feindschaft geschworen hatte, plötzlich als Anhänger der Aristokratie vor Gericht gefordert wurden und spurlos verschwanden, und Jeder hütete sich, den Zorn des einst Verachteten zu reizen. Dazu kam, daß er sich unter den Bauern des Dorfes und der niederen Bevölkerung der Umgegend großen Anhang gebildet hatte; stets besaß er Mittel — woher sie kamen, wußte Keiner — ihren Leidenschaften zu fröhnen, und wenn sie im Wirthshause auf das Wohl des Spenders tranken, wagte Keiner, ihn zu stören, wenn er sich in Schmähungen gegen die Aristokraten ergoß und die durch Trunk und Spiel Erhitzten zu offener Gewaltthat anreizte.

An jenem Abende aber war es still im Dorfe Kerdingen, feuchter, dichter Nebel breitete sich aus über Fluren und Häuser, aus denen nur hin und wieder ein Lichtschimmer durch die geschlossenen Läden hervordrang, und nur das Bellen eines Hundes unterbrach hin und wieder das eintönige Plätschern des Regens oder das Pfeifen des Windes. Auch im Schlosse war alles still und dunkel; auf Befehl der Gräfin wurden allabendlich die Thore verriegelt und eine Anzahl Gewehre in einem Saale des Erdgeschosses aufgestellt, womit die Dienerschaft im Fall eines Ueberfalles sich bewaffnen sollte, denn Leonie von Kerdingen war entschlossen, ihr Eigenthum, das Eigenthum ihres Sohnes, bis auf's Aeußerste zu schützen, und hatte die dringenden Aufforderungen des benachbarten Adels, so lange es noch Zeit war, sich ihrer Flucht anzuschließen, abgewiesen. Vielleicht war die Standhaftigkeit der Dame eben die Ursache gewesen, daß man sie bis dahin un-

behelligt gelassen, vielleicht trug auch die völlig zurückgezogene Lebensweise der Gräfin Schuld daran, die allein, ohne eine andere Gesellschaft, als die ihres Kammermädchens Brigitta und ihres Arztes, ihre Tage verbrachte.

Frau von Kerdingen weilte in ihrem Boudoir, dessen hohe Fenster, deren Vorhänge aufgezogen waren, die Aussicht auf das Dorf gewährten. Wie in den Zeiten der höchsten Gewalt des Adels, stand sie ungebeugt, ohne den geringsten Ausdruck einer innern Besorgniß, am Fenster, in schwarzen Sammet gekleidet. Auf Gueridons und unter den Trumeau brannten Wachskerzen auf hohen silbernen Armleuchtern, und das Wappen des Geschlechts derer von Kerdingen war kunstvoll in die hohen Lehnen der mit rother Seide überzogenen Stühle und Sessel geschnitzt. Im Hintergrunde des Zimmers war Brigitta mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt; die unschönen aber gutmüthigen Züge der alten Dienerin drückten eine gewisse Spannung aus. Bald erhob sie den Blick zu der kostbaren Pendule an der Wand, bald blickte sie durch's Fenster auf die in tiefster Stille liegende Ebene hinunter.

Jetzt wandte die Gräfin sich um, ihr ruhiger Blick traf das Antlitz des Mädchens, das unwillkürlich zusammenschrak. „Kein Brief gekommen, Brigitta?" fragte sie, „seit einem Jahr bin ich ohne Nachricht von meinem Sohne. Ich habe die Herren der jetzigen Regierung in Verdacht, daß sie unsere gegenseitigen Briefe unterschlagen, und selbst meine nach Paris an die Centralgewalt gerichtete Bitte um Auskunft über den Grafen Victor ist ohne Antwort geblieben."

„Mit Gottes Hülfe geht es ihm wohl, gnädige Frau," entgegnete das Mädchen, „und bald wird die Prüfungszeit vorüber sein, alles gut werden; gewiß, gnädige Gräfin, Sie werden Ihren Sohn wieder sehen."

Die Gräfin wandte einen scharfen Blick auf Brigitten. „Wer wollte daran zweifeln?" fragte sie nach einer Weile. „Hast Du wohl durch Deinen früheren Anbeter, den Pierre Lavergne, der ja eine gewichtige Persönlichkeit geworden sein soll, Beweise des Gegentheils?"

Die Dienerin seufzte. „Pierre achtet meiner nicht mehr", erwiederte sie traurig, „sein Sinn strebt höher; was könnte ich seinem Ehrgeiz sein?"

Frau von Kerdingen lächelte verächtlich. „So hat der alte Kammerdiener Vaubert sich getäuscht, der den Bürger Pierre Lavergne vor einigen Tagen bei nächtlicher Weile im Schlosse umher schleichen gesehen haben will?" fragte sie scharf.

Brigitta ward bleich und suchte vergebens eine Antwort zu stammeln. „Meinst Du, ich durchschaue euch nicht Alle?" fuhr die Gräfin fort, indem sie sich hoch aufrichtete. „Arme Betrogene, eine unselige Leidenschaft macht Dich zur Verrätherin an Deiner Herrschaft. Wohl sehe ich die Zukunft emporsteigen, ich sehe mich, als ein bis zuletzt aufgespartes Opfer der Rache und des Hasses eines Elenden, an jener Stätte enden, die zum Ehrenplatz für Frankreichs Adel ward, auf dem Schaffot."

„Und steigt die Ahnung in Ihnen auf, gnädigste Frau!" rief Brigitta leidenschaftlich, „so fliehen Sie, ich beschwöre Sie, gleich, noch in dieser Nacht, vielleicht ist es die letzte, die Ihnen gegönnt ist. Fliehen Sie, ich will Ihnen zur Seite stehen, ich will . . ."

„Du verräthst Dich, Brigitta, und gibst Dir eine Blöße", unterbrach Leonie von Kerdingen den Redestrom des Mädchens. „Ich aber zürne Dir nicht. Wie soll man Glauben hegen an Dienertreue, wenn Adel und Religion zertrümmert liegen? Aber ich werde bleiben bis zum Aeußersten, es soll nicht heißen, die Gräfin von Kerdingen sei feige geflohen; so lange ich athmen kann, soll das Eigenthum meines Sohnes nicht als National-Eigenthum betrachtet werden. Mag mein Schicksal kommen über mich."

Brigitta blieb stumm vor dem entschiedenen Willen ihrer Herrin. Auf's Neue herrschte tiefe Stille im Gemach. Die Thurmuhr des Schlosses verkündete drohend die zehnte Stunde des Abends, — langsam, geisterhaft verschwand der Klang in der lautlosen Einsamkeit. „Geh' zur Ruhe, Brigitta", wandte sich die Gräfin an ihre Dienerin, „ich werde mich später allein entkleiden; jetzt habe ich noch Papiere zu ordnen und zu schreiben. — — Doch, was ist Dir, Du zitterst ja."

„Nichts, gnädige Gräfin, gewiß nichts, — ein plötzliches Unwohlsein."

„Gehe!" befahl Frau von Kerdingen in scharfem Tone, „ich will allein sein!"

Brigitta verneigte sich tief. Der Ausdruck einer innern Angst spiegelte sich in ihrem Antlitz wieder, als sie das Gemach ihrer Herrin verließ, um sich in ihr eigenes Zimmer zur Ruhe zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Pfälzische Sectirer, Separatisten und Schwärmer.

(Schluß.)

Anfangs der 1830er Jahre machte viel von sich reden in der Gegend von Haßloch und Lachen ein gewisser Kaufholz, Schlosser von Profession, durch seine chiliastischen Schwärmereien und Prophezeihungen aus der Apokalypse. Namentlich hatte er sein Bemühen darauf gerichtet, die ernsteren Christen der Brüdergemeinde abwendig zu machen, was ihm anfänglich auch in einzelnen Fällen gelang, da er sich den Anstrich zu geben wußte, als wäre er Etwas; als jedoch die Leute merkten, wie viel an ihm sei, wendeten sie ihm den Rücken und kehrten zur Brüdergemeinde zurück.

Christine Gorius, geboren zu Grünstadt am 13. September 1771, gestorben am 30. Dezember 1840 in Schwegenheim, ließ mehrere kleine Schriften erscheinen, in denen sie behauptete, daß ihr der heilige Geist ihre Offenbarungen eingebe. Vor ihren

und einiger Anderer Schriften warnt das bischöfliche Generalvicariat in Bruchsal in einem Umlaufschreiben vom 16. April 1823.

Eine andere pfälzische Schwärmerin war Magdalena Sickinger, geborne Schlichting aus Edesheim, deren vermeintliche oder vorgebliche Offenbarungen vom Februar 1813 bis Mai 1814 Thomas Höschel niedergeschrieben hat. Ihre Weissagungen haben heute noch in Erfüllung zu gehen.

Zu den Apokalyptikern unserer Pfalz zählt auch Philipp Wernz, gebürtig aus Meckenheim, gestorben in Freisbach 1835, der seine literarischen Producte in gebundener und ungebundener Rede, fliegenden Blättern und Heftchen, auf eigene Kosten drucken ließ. Er hatte sich viel beschäftigt mit den Schriften Poirets, welcher einige Jahre lang als Pfarrer zu Annweiler stand und 1688 in Holland starb. Wernz will auch mit Frau von Krüdener in Verkehr gestanden haben, besonders nahe aber stand er dem Badenser Adam Müller, der sich mehrerer Visionen rühmte und mehrmals an den König von Preußen Friedrich Wilhelm III. schrieb. Wernz war jedoch nicht der Mann, die Apokalypse zu deuten und ein Licht der Welt zu werden, darum er es auch zu keinem Anhang brachte.

Eine fanatische Secte war die der neuen Propheten zu Langmeil bei Winnweiler, deren Zugehörige im Jahre 1856 wegen scandalöser nächtlichen Ruhestörungen vor die Schranken des Gerichtes gezogen werden mußten. Diese neuen Propheten waren meist Weiber, die sich göttlicher Inspirationen rühmten und gerne von ihren Leibern als von Tempeln des heiligen Geistes redeten, daher auch die Kirche und den öffentlichen Gottesdienst für überflüssig erklärten. Die Secte datirt aus dem Anfang der 1840er Jahre, bestand anfänglich mehr im Stillen, bis sich ihre Glieder in Zuckungen und unheimlichen Geberden gefielen, die Heilungen von Dämonischen vornahmen und endlich ein einjähriges Mädchen zum wiedergekommenen Messias erhoben. Die Gesellschaft war ungefähr 20 Köpfe stark, hatte ihre besondern Apostel und soll von einem dortigen Schäfer gestiftet worden sein. Sie wurde in Folge gerichtlicher Verurtheilung zwar aufgelöst, ist aber noch keineswegs ausgestorben.

In der Gegend von Frankenthal begegnen uns auf der Scheide des Jahrhunderts die Sabbatharier, die Anhänger der Johanna Southcole, die sich für die Braut des göttlichen Lammes in der Offenbarung ausgab und der ihre Anhänger, die sich in England auf 150,000 beliefen, eine eigene Kapelle errichteten, wo der Gottesdienst nach eigener Liturgie gehalten und zur Vorbereitung auf die nahe Ankunft des zu gebärenden Messias die Erfüllung des jüdischen Gesetzes und die Feier des jüdischen Sabbathes beobachtet wurde. Sie starb jedoch schon am 27. December 1814, ohne ein Kind geboren zu haben.

Zu gedenken ist ferner, daß von den Pfälzern, die nach Amerika ausgewandert, verhältnißmäßig nicht wenige zu den Methodisten übergegangen und zählen dermalen mehrere derselben zu ihren Predigern.

Einzelne Pfälzer sind auch in nähere oder auch entferntere Beziehung zu den Quäkern getreten, seit William Penn zu Haßloch persönlich erschien und in öffentlicher Versammlung durch seinen Vortrag allgemeinen Beifall geärntet hatte. An der Grenze der Pfalz, in der Nähe von Worms, that sich sogar eine eigene Quäkergemeinde auf. Unsere Pfälzer haben sich nicht zu schämen der Gesellschaft eines Bright und einer Elisabeth Fry.

Auch die Irvingianer zählen einen Pfälzer Theologen zu den Ihrigen. Sogar die Baptisten zählen Pfälzer in ihrer Mitte, deren einer zugleich ein sehr thätiger Agent ist, in Frankfurt seinen Wohnsitz hat und sein Geburtsland mit Schriften versorgt. Sogenannte Altlutheraner, die das hl. Abendmahl auswärts empfangen, finden sich in und um Zweibrücken. Als Sectirer und Separatisten lassen sich wohl auch die Deutschkatholiken und Altkatholiken bezeichnen. Erstere haben ihrer Zeit in der Pfalz großen Zulauf gehabt und in mehreren Städten eigene Gemeinden gegründet. Wo sind sie heute? Ihr Haus war auf Sand gebaut. Hat es den Deutschkatholiken an geeigneten Offizieren gefehlt, so scheint es den Altkatholiken an geeigneter Mannschaft zu fehlen. Sie stehen wohl auch schon auf dem Aussterbe-Etat.

Der Schatz des Priamos.

Dr. Heinrich Schliemann, welcher unter den größten Anstrengungen seit drei vollen Jahren Ausgrabungen in Ilion vornimmt, sieht sich jetzt aufs Reichste für all seine Opfer belohnt, denn neben der großen trojanischen Ringmauer, dicht bei dem Hause des Priamos, gelang es ihm, einen Schatz zu entdecken, welcher an reellem und antiquarischem Werth alle Funde der Neuzeit himmelweit überragt.

Wie der Finder in der „Allg. Ztg.", vielleicht etwas kühn combinirend mittheilt, bemerkte er unter einer 6 Meter hohen Festungsmauer, welche aus der ersten Zeit nach der Zerstörung Trojas stammen muß, einen großen kupfernen Gegenstand von höchst merkwürdiger Form, hinter welchem er Gold zu bemerken glaubte. Um den Schatz der Habsucht seiner Arbeiter zu entziehen und ihn für die Wissenschaft zu retten, war die größte Eile nöthig; er ließ deshalb sofort Ruhezeit ankündigen und schnitt, während seine Arbeiter aßen und ausruhten, den Schatz aus der dicken Schicht von rother Asche und calcinirten Trümmern mit einem großen Messer heraus, was nicht ohne die allergrößte Kraftanstrengung und die furchtbarste Lebensgefahr möglich war, denn die große Festungsmauer, welche er zu untergraben hatte, drohte jeden Augenblick einzustürzen; allein der Anblick so vieler Gegenstände von unermeßlichem Werth für die Wissenschaft machte ihn tollkühn. Die Fortschaffung des Schatzes aber wäre ihm unmöglich geworden ohne die Hilfe seiner muthvollen Frau, welche jeden ausgeschnittenen Gegenstand in ein großes Umschlagtuch packte und forttrug. Der erste Gegenstand war ein flaches kupfernes Geräth in Form eines großen Präsentirtellers, in dessen Mitte sich ein von einer Rinne umgebener Nabel befindet. Höchst wahrscheinlich ist es ein Schild. Dann folgte ein kupferner Kessel mit zwei horizontalen Henkeln. Der dritte Gegenstand war eine lange kupferne Platte, an deren einem Ende man zwei unbewegliche Räder mit Axe sieht. Auf derselben befindet sich eine silberne Vase, welche wahrscheinlich durch die Gluth der Feuersbrunst festschmolz. Der vierte Gegenstand ist eine größere kupferne Vase. Darauf kam eine 403 Gramm schwere kugelrunde Flasche von reinstem Golde mit nicht vollendeten Zickzackverzierungen, dann

ein 226 Gramm schwerer Becher aus reinem Golde in Form eines Schiffes mit zwei Henkeln und vorstehendem Fuß. Die goldenen Henkel sind angeschmiedet. Der Schatz enthält einen kleinen goldenen, mit 28 Proc. Silber versetzten Becher und sechs mit dem Hammer getriebene Stücke einer Mischung von Gold und Silber in Form von großen Klingen, deren eines Ende abgerundet, das andere in Gestalt eines Halbmondes ausgeschnitten ist. Ferner fand Dr. Schliemann drei große silberne Vasen, silberne Becher, eine silberne Schale, sowie zwei kleine herrlich gearbeitete silberne Vasen, von denen die größere zwei Röhrchen zum Aufhängen mit Schnüren besitzt; dieselbe ist inclusive ihres hutartigen Deckels 20 Centimeter hoch und hat im Bauch 9 Centimeter im Durchmesser. Neben den goldenen und silbernen Sachen lagen dreizehn Lanzen von Kupfer von 17 bis 32 Centimeter Länge. Vierzehn kupferne Waffen, welche der Finder für Streitäxte hält, wiegen 1365 Gramm. Weiter fanden sich sieben große zweischneidige kupferne Dolchmesser vor, welche einen umgebogenenen Griff haben, der einst mit Holz eingefaßt sein muß. Von gewöhnlichen einschneidigen Messern fand sich im Schatz nur eins von $15\frac{1}{2}$ Centimeter Länge, dann das Bruchstück eines Schwertes, sowie eine in eine Schneide auslaufende, 38 Centimeter lange viereckige kupferne Stange, die jedenfalls auch als Waffe diente. Wahrscheinlig lagen die vorgenannten Gegenstände in einer hölzernen Kiste, wie solche in der Ilias im Palast des Priamos erwähnt werden; dies scheint um so gewisser, als Dr. Schliemann neben dem Gegenstand einen langen kupfernen Schlüssel fand, dessen Bart die größte Aehnlichkeit mit dem großen Cassenschlüssel in den Banken hat. Merkwürdigerweise hat dieser Schlüssel einen hölzernen Griff; das, gleichwie bei den Dolchmessern, unter rechtem Winkel umgebogene Ende des Schlüsselstiels läßt keinen Zweifel darüber.

Vermuthlich hat Jemand aus der Familie des Priamos in Eile Alles in die Kiste gepackt, diese fortgetragen, ohne Zeit gehabt zu haben, den Schlüssel herauszuziehen, ist aber auf der Mauer von Feindeshand oder vom Feuer erreicht worden und hat die Kiste im Stiche lassen müssen, die sogleich 5 oder 6 Fuß hoch mit der rothen Asche und den Steinen des daneben stehenden königlichen Hauses überschüttet wurde. Vielleicht gehörte dem Unglücklichen, welcher den Schatz zu retten versucht hatte, jener Helm, der — zusammen mit einer Vase und einem Becher von Silber — unmittelbar daneben in einem Raum des königlichen Hauses gefunden wurde. Fünf oder sechs Fuß hoch über dem Schatz bauten die Nachfolger der Trojaner eine 6 Meter hohe, 1 M. 30 Ctm. dicke Festungsmauer von großen behauenen und unbehauenen Steinen und Erde, die bis 1 Meter unter der Oberfläche des Berges reicht. Daß man den Schatz bei furchtbarer Lebensgefahr, in zitternder Angst zusammengepackt hat, davon zeugt u. A. auch der Inhalt der größten silbernen Vase, in welcher sich ganz unten zwei prachtvolle goldene Kopfbinden, ein Stirnband und vier prachtvolle, höchst kunstvoll gefertigte Ohrgehänge von Gold fanden; darauf lagen 56 goldene Ohrringe höchst merkwürdiger Form und Tausende von sehr kleinen Ringen, Würfeln, Knöpfen ꝛc. von Gold, die offenbar von andern Schmucksachen herrühren; darauf folgten sechs goldene Armbänder, und ganz oben lagen die beiden kleineren goldenen Becher.

Die eine Kopfbinde ist 51 Centimeter lang und besteht aus einer goldenen Kette, von welcher auf jeder Seite 39 Centimeter lange, ganz und gar mit kleinen goldenen Baumblättern belegte Ketten zur Bedeckung der Schläfe herunter gehen, und am Ende einer jeden dieser 16 Ketten hängt ein $3\frac{1}{4}$ Centimeter langes Idol mit dem Eulenkopf der ilischen Schutzgöttin. Zwischen dieser Schläfenbedeckung sieht man die 74, ebenfalls mit goldenen Baumblättern belegten, 10 Centimeter langen Kettchen der Stirnbedeckung, an deren jedem unten ein doppeltes, 2 Centimeter langes Baumblatt hängt. Von den vier Ohrgehängen sind nur zwei einander vollkommen gleich; von dem oberen Theil derselben, der fast in Korbform und mit zwei Reihen Verzierungen in Form von Perlen geschmückt ist, hängen sechs mit drei kleinen viereckigen Cylindern versehene Kettchen herunter, an deren Enden man kleine Idole der Schutzgöttin Troja's sieht. Die Länge dieser beiden Ohrgehänge beträgt 9 Centimeter. Der obere Theil der beiden Ohrgehänge ist größer und dicker, aber ebenfalls fast in Korbform, und von demselben hängen fünf ganz mit kleinen runden Blättchen bedeckte Kettchen herunter, an denen ebenfalls kleine, aber imposantere Idole der ilischen Schutzgöttin befestigt sind; die Länge des einen dieser Gehänge ist 9 Centimeter, die des anderen 8 Centimeter.

Von den sechs goldenen Armbändern sind zwei ganz einfach, geschlossen und von vier Millimeter Dicke; ein drittes ist ebenfalls geschlossen, besteht aber aus einem verzierten Bande von 1 Millimeter Dicke und 7 Millimeter Breite; die drei übrigen sind doppelt und haben umgebogene, mit einem Kopfe versehene Enden.

Die 56 übrigen goldenen Ohrringe sind von verschiedener Größe, und es scheinen drei derselben von den Prinzessinnen des königlichen Hauses auch als Fingerringe gebraucht worden zu sein. Die Form keines dieser Ohrringe hat irgendwie Aehnlichkeit mit den hellenischen, römischen, ägyptischen oder assyrischen Ohrringen.

Auf die Ohrringe hatte man eine Menge anderer auf Fäden gezogener oder an Leder befestigter Schmucksachen in die große silberne Vase gelegt. Derjenige, welcher versucht hatte, den Schatz zu retten, hat glücklicherweise die Geistesgegenwart gehabt, die große silberne Vase mit den beschriebenen Kostbarkeiten aufrecht in die Kiste hinzustellen, so daß nicht eine Perle herausgefallen und Alles unversehrt geblieben ist.

Dr. Schliemann hat ferner durch die Wegräumung eines ungeheuren Erdklotzes mehrere Wände, auch ein 6 Meter langes und breites Zimmer des königlichen Hauses aufdecken können, auf welchem keine Bauten aus späterer Zeit lasten. Unter den dort gefundenen Gegenständen befanden sich: eine auf einem viereckigen, oben mit zwei nicht durchgehenden Löchern und einem herumgehenden Einschnitt versehenen Stück rothen Schiefers befindliche, ausgezeichnet eingravirte Inschrift; ferner einige interessante Terracotten, worunter ein Gefäß ganz in Form eines modernen Fasses und mit einer Röhre in der Mitte zum Eingießen und Ablaufen der Flüssigkeit. Auch fanden sich auf der trojanischen Ringmauer, $\frac{1}{2}$ Meter innerhalb der Stelle, wo der Schatz entdeckt ward, drei silberne Schalen, wovon zwei beim Abgraben des Schuttes zerschlagen wurden. Diese Schalen scheinen zu dem Schatze gehört zu haben.

Miscellen.

Aus der Schweiz, 6. Aug. Die „Schweiz. Grenzpost" schreibt: Das blühende Städtchen Gersau ist letzten Freitag (1. Aug.) Abend von 5—6 Uhr und nochmals in der Nacht von Freitag auf Samstag zwischen 12 und 2 Uhr von furchtbaren Gewittern mit Hagel und wolkenbruchähnlichen Regengüssen heimgesucht worden, die in kurzer Zeit die entsetzlichsten Verwüstungen anrichteten. Drei Gewitter trafen zusammen und ergossen, unter unaufhörlichem Blitz und Donner, Fluthen über den Rigi herab, die von dem so solid erstellten Bette des Bergbaches nicht gefaßt werden konnten. Die ganze, mit Granitblöcken ausgemauerte Flußschale ist von oben bis unten auseinandergesprengt, die Dämme sind eingerissen, alle Brücken eingestürzt, ein Haus zur Hälfte weggeschwemmt, viele andere so beschädigt, daß sie kaum erhalten werden können; Alles, durchnäßt durch Wasser und Schlamm, momentan unbewohnbar. Unendliche Noth herrscht in sehr vielen armen Familien, namentlich im Unterdorfe, das fast am meisten gelitten hat und wo namentlich das Spital und Armenhaus bis an den ersten Stock im Wasser stand. Nach einem oberflächlichen, von competenter Seite gemachten Ueberschlag dürfte sich der Schaden auf mindestens 300,000 Fr. belaufen, wovon über $\frac{1}{3}$ auf die Gemeinde, $\frac{2}{3}$ auf Private fallen mögen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 96. Speyer, Samstag, den 16. August 1873.

* An mein Vaterhaus.

Ach, wie oft treibt's mich, zu schauen
Nach dir, liebes Vaterhaus,
Ob die Giebel dir ergrauen,
Blickst du freundlich doch hinaus!

Niemals werd' ich dich vergessen,
Schmückt dich auch kein Prunkgewand,
Wirft das Schicksal, nach Ermessen,
Mich auch an den fernsten Strand!

Dein gedenk' ich gern, o Stübchen,
Friedlichstiller, kleiner Raum,
Wo geschlafen ich als Bübchen,
Wo ich träumte schönen Traum.

Saß in deinen Wänden gerne,
Wenn zur Harfe scholl mein Lied,
Bis ich zog nach weiter Ferne
Und auf ewig von dir schied.

Wenn ich so vorübergehe
Und Erinn'rung traurig sinnt,
Thut das Herze mir so wehe,
Fast die Zähre niederrinnt.

Denn ich hör' den Vater rufen,
Wie dereinst in alter Zeit,
Mutter auf der Treppe Stufen
Lockt mich hin voll Zärtlichkeit.

Lange ist es schon! Erworben
Hat ein fremder Mann dich nun,
Vater, Mutter sind gestorben,
Beide längst im Grabe ruh'n.

Traulich noch am Fensterbogen
Hängt der muntern Schwalbe Nest,
Wetterfahne stöhnt, umzogen
Immer noch vom kühlen West.

Den Besitzern reichen Segen
Lange Zeiten noch hinaus,
Die der Arbeit emsig pflegen
In dir, liebes Vaterhaus!

Johannes Küfl.

---

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

Langsam, eine Kerze in der Hand, die dämmernd Gänge und Corridore erhellte und hier und dort spukhafte Schatten hervorrief, stieg Brigitta in's obere Stockwerk empor und schloß die Thüre des Zimmers auf. Eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, trat ihr entgegen. „Erschrick nicht, Brigitta, ich bin's, Pierre Lavergne", flüsterte eine Mannesstimme.

„Unglücklicher, was willst Du schon wieder im Schlosse?" rief Brigitta entsetzt, „man hat Dich gesehen, als Du, zuletzt den Schlüssel zur Seitenpforte benutzend, Dich zu mir schlichest. — O vergeb's mir Gott und die heilige Jungfrau, daß ich mich von Dir bethören ließ, — und fest, fest hat mich die Leidenschaft an Dich gebunden!"

„Brigitta, meine Süße," flüsterte der junge Mann, zärtlich die Hand der Dienerin ergreifend, „lohnt Dir nicht die ganze Gluth meiner Seele Deine Liebe. Bald, bald ist Alles überstanden, Dir danke ich mein Glück, Dir allein."

„Mir sagte es die Ahnung, daß ich Dich finden würde, Pierre," unterbrach ihn Brigitta, „und geschworen habe ich mir, mit Dir zu reden und Dich anzuflehen um Erbarmen für meine Herrin. Pierre, Du bist mächtig, Du selbst rühmtest Dich Deines Einflusses auf die Herren, die über Leben und Tod entscheiden. Gönne ihr das Dasein — raube die Mutter nicht dem Sohne."

Pierre lachte laut auf. „Du hast ein gutes Herz, Mädchen; wohl denn, um Deinetwegen mag sie leben, wenn auch die Nothwendigkeit es erfordert, sie noch in dieser Nacht als Gattin eines ci-devant zu verhaften und das Eigenthum der Kerdingen als Nationalgut zu erklären."

„Entsetzlich, entsetzlich!" wimmerte Brigitta.

„Und was bleibt dem jungen Grafen, wenn er heimkehrt in das Land seiner Väter?" fragte sie tonlos.

„Der Tod", erwiederte Pierre kaltblütig, „denn sein Name befindet sich auf der Liste der Emigranten, die, von der bestehenden Regierung aufgefordert, ihr Vaterland nicht wieder betreten haben. Er möge bleiben in der Verbannung, die er selber gewählt."

„Pierre, ich zittere vor Dir", flüsterte Brigitta. „Wehe über meine Leidenschaft, die mich zum Verbrechen treibt."

„Du kannst nicht zurück, wenn Du auch wolltest, wenn Du mich auch weniger liebtest, um mein Glück

vor Augen zu haben. Warst Du nicht meine treue Gefährtin bei dem heiligen Werke, mit dessen Vollziehung mich die höchste Gewalt beauftragte? Warst Du es nicht, die in meine Hand die Briefe legte, welche die Bürgerin Kerdingen an ihren Sohn richtete? Sie alle befinden sich im Besitz des Tribunals, ein einziger reicht hin, zum Todesurtheil für seine Schreiberin zu werden."

Laut stöhnte Brigitta auf, die Qual ihres Innern stand sichtbar auf ihrem Antlitz geschrieben. „Erschrick nicht, Liebchen, wenn sich Außergewöhnliches in dieser Nacht begibt", fuhr Pierre nach einer Weile fort. „Die Nationalgarde, vielleicht auch ein Haufe Gesindels, werden in einer Stunde in's Schloß eindringen, ich habe ihnen die Lage der Seitenpforte genau angegeben und diese angelehnt, da ich mich zu Dir schlich. Noch bleibt ein Großes zu thun für Dich, Brigitta, ein großes, ein erhabenes Werk."

„Noch eine neue Schandthat!" rief das Mädchen entsetzt. „Willst Du mich der Hölle hier und jenseits überliefern, Entsetzlicher?"

„Höre mich an", fuhr Pierre fort, ohne der Aufregung Brigittens zu achten. „Das Schloß birgt, Du selbst vertrautest es mir an, große Schätze an Gold und Edelsteinen, die in einem Keller desselben verborgen liegen. Ist Dir der Ort bekannt, wo sich die geheime Schatzkammer der Kerdingen befindet?"

Die Dienerin bejahte durch einen Wink. Angstvoll fragend blickte ihr Auge auf Pierre's Antlitz. „Gut; so führe mich dort hin, ich will den Ort untersuchen und das Hauptsächlichste in Sicherheit bringen, ehe fremde Hand die Schätze zu berühren kommt. Geschwind, zeige mir den Weg!"

Brigitta sprang auf. Zum ersten Mal schien das Gefühl der Pflicht die rasende Stimme der Leidenschaft zu übertönen. „Nimmermehr!" rief sie mit lauter Stimme. „Fluch über Dich, Du bist nicht der begeisterte Kämpfer für Dein Vaterland, wie Du mir vorspiegeltest. So lange ich Dich in diesem Lichte sah, so lange Du verachtet und verstoßen warst, vermochte ich nicht die glühende Liebe zu besiegen, die Du mir eingeflößt und die Dir die Herrschaft über meinen Willen gab. Jetzt aber verachte ich Dich, denn Du bist ein Dieb!"

„Dirne, willst Du schweigen!" rief Pierre in höchster Wuth, „Du willst mich verderben und Dich selbst auf's Schaffot bringen!"

„Mag ich sterben, da Du mich hintergangen, Du, den ich so wahr, so heiß geliebt, geliebt bis zum Verbrechen, was liegt mir noch am Leben?" schluchzte Brigitta krampfhaft. Pierre biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten, eine Reihe finsterer Gedanken durchzog sein Inneres. Plötzlich veränderte sich seine Miene: leise schritt er auf Brigitta zu und legte zärtlich, trotz ihres Sträubens, den Arm um ihre Taille. „Lerne mich denn erkennen, Mädchen!" sagte er mit sanfter, schmelzender Stimme. „Ich bin besser, als Du denken magst. Auf ewig ist der Reichthum für den rechtmäßigen Eigenthümer verloren, kommt der Besitz in die Hände der Regierung. Ich aber nehme ihn an mich, um, sobald es die Umstände erlauben, den Besitz dem zurückzuerstatten, dem er gebührt — Victor von Kerdingen, meinem Freunde."

Brigitta blickte durch Thränen zu ihm auf. „Das wolltest Du, Pierre," flüsterte sie, „Du, der stets mit seinem Haß gegen das Geschlecht der Kerdingen groß that? Nein, nein, Du täuschest mich!"

„Hältst Du mich aller Ehre bar, Brigitta?" fragte Pierre dagegen. „Der Sohn Ottfried's kann nichts dafür, was sein Vater an Pierre Lavergne verbrach. Er vertraute mir wie ein Bruder, und er soll sich nicht getäuscht haben. Aber das tiefste Geheimniß bedecke diese That, selbst Dir wollte ich sie verhehlen, denn die Zunge einer Frau vermag kein Geheimniß zu bewahren, und sicher ist uns Beiden das Schaffot, kommt die Kunde an das Ohr der Regierung."

Das Mädchen warf sich zu den Füßen Pierre's. „Verzeih', verzeih'," flüsterte sie, „ich verkannte Dich; ich bin eine Thörin und Du ein Heiliger. Ja, ich will Dir den Ort zeigen, noch mehr — auch den Schlüssel selber vermag ich in Deine Hände zu geben, er liegt im mittleren Fache des Schreibtisches der Gräfin, der in ihrem Boudoir steht und eine Feder . . . . . . Gott, was ist das!" unterbrach sie sich, todtenbleich werdend. In der That schallte ein dumpfer Lärm von den unteren Räumen des Schlosses empor; man vernahm murmelnde Stimmen, die allmälich anschwollen, — plötzlich ein Schuß, der mit lautem Krachen in allen Winkeln des Schlosses wiederhallte. Pierre stampfte grimmig mit dem Fuße. „Verflucht, wir haben zu lange gesäumt!" rief er. Die Dummköpfe kommen früher, als man sie beordert. Uns bleibt nur ein Weg. Komm' zum Arbeitszimmer Deiner Herrin!"

„Pierre, was hast Du vor?" rief Brigitta, sich an ihn klammernd. „Großer Gott, was steht uns bevor?"

Lavergne riß sich los, einen unverständlichen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd. Von Brigitta gefolgt, eilte er in's untere Stockwerk, während vom Erdgeschoß wilder Lärm tönte und die im Schlaf überraschten Diener des Hauses den Eindringenden Gewalt entgegensetzten. Mit der Oertlichkeit des Hauses wohl bekannt, stieß Pierre die Thür des Zimmers der Gräfin Kerdingen auf, das er leer zu finden und die Besitzerin zur Ruhe gegangen wähnte; er hatte sich getäuscht — — stolz wie eine Königin, hoch aufgerichtet in ihrem schwarzen Sammetkleide, trat die Edelfrau dem Ueberraschten entgegen. „Ich erwarte Euch", sagte sie ruhig, während ein bitteres Lächeln ihren Mund umspielte. „Ihr seht, ich bin bereit."

Rasch, wie immer, hatte sich Pierre gefaßt. „Keine Declamation, Bürgerin, die Zeit drängt", sagte er rauh. „Die Municipalbeamten werden sich sogleich Ihrer bemächtigen. Retten Sie Ihrem Sohn das Vermögen, das ich in meine Hand nehmen will, — geben Sie mir den Schlüssel zum Gewölbe."

„Geben Sie ihn, gnädige Frau!" rief Brigitta

flehend, „er meint es gut mit unserm jungen Herrn, er wird auch Sie retten — hören Sie ihn!"

Die Gräfin lachte auf. „Mich trügst Du nicht, Judas Ischariot!" antwortete sie. „Besser ist das Eigenthum der Kerdingen in dem Grund des Meeres geborgen, als in Deiner Hand. — Du erhälst nicht den Schlüssel!"

„So muß ich Dich zwingen, klug zu werden, Weib!" schrie Lavergne wüthend, und die Gräfin zur Seite schleudernd, schlug er mit mächtiger Faust gegen das mittlere Fach des Schreibtisches, daß es krachend von einander sprang. Geräuschlos griff er in die Oeffnung und triumphirend zog er den Schlüssel hervor, der das Schatzgewölbe erschloß.

Es kam die Stiegen herauf, tobend, fluchend, man hörte das Siegesgeschrei des Pöbels, das sich den Beamten und Bürgern der einen und untheilbaren Republik nachdrängte, um seine Plünderungslust zu befriedigen; man vernahm das Stöhnen der Schwerverwundeten, die im Kampfe für Leben und Eigenthum ihrer Gebieterin gefallen waren; selbst das starke Herz der Gräfin erbebte bei diesen Tönen und Todtenbläße überzog ihre Wangen. Mit sich die halb besinnungslose Brigitta schleppend, eilte Pierre in's Nebenzimmer und von dort durch einen Seiten-Corridor in's Souterrain des Schlosses. Der Reichthum von Kerdingen war in seinem Besitz; gierig erbrach er die eisernen Kisten, mit Gold und Kostbarkeiten angefüllt; er füllte seine Taschen, daß er die Schwere kaum zu tragen vermochte, er belastete seine Helferin — und nun hinauf auf verstohlenem Wege in's Zimmer Brigittens, das Geraubte zu verbergen, während unten die Vertreter der Republik durch die parquetirten Säle tobten und in blinder Wuth die kostbare Einrichtung derselben zertrümmerten, während rohe Schergen, von roheren, der Hefe des Volkes entsprossenen Anführern geleitet, die Bürgerin Kerdingen in den vergitterten Wagen schleppten, der bereits so manchen adeligen Namen zur letzten Fahrt in den Kerker und aus ihm vor das Tribunal und auf's Schaffot gebracht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rheinwein.

Der „N. Fr. Pr." entnehmen wir über die Rheinweine auf der Wiener Weltausstellung folgende Angaben: Als König der Rheingauer Weine gilt überall der Johannisberger, dessen Name der bekannteste von allen wäre, ohne den Hochheimer. Der letztere wächst eigentlich nicht im wirklichen Rheingaugebiet, sondern auf dem südlichen Abhange des Taunusgebirges, dicht am Main, in dem Winkel, den dessen Vereinigung mit dem Rheine bildet. Das „Gold von Hochheim", welches Klopstock gefeiert hat:

Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume an dem Gestade dampft,
Du bist es würdig, daß du den deutschen Geist
Nachahmst, bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark und von leichtem Schaum leer!

ist von Alters her so berühmt, daß ein großer Theil der Welt keinen anderen Rheinwein kennt und nennt, als den Hochheimer; die Briten nämlich, welche ihn vorzugsweise schätzen, haben seinen Namen durch Abbreviatur in „Hock" (die englischen Kellner pflegen bloß „Oc" zu sagen) verstümmelt und benennen damit nunmehr alle deutsche Weine. Was sie davon halten, sagt ihr Sprichwort: „Good Hock keeps off the doctor" — „guter Rheinwein ersetzt den Arzt". Dagegen wollen sie von den Weinen mainaufwärts bis Frankfurt a. M. und dort herum nichts wissen: „Rhine wine good; Neckar pleasant; Mosello innocent; Frankfort bad!" übersetzen sie den alten deutschen Volksspruch:

Der Wein vom Rhein ist immer gut,
Der Moselwein nicht schaden thut —
Der Neckarwein ist auch noch recht —
Frankfurter Wein ist immer schlecht!

Aber zurück zum Johannisberger, von welchem ein 1768er aus der berühmten Kellerei des Herzogs von Nassau in Biebrich ausgestellt ist neben Hochheimer aus den Jahren 1706, 1779, 1783, 1806, 1839, Steinberger von 1811, 1822, 1834, 1846, 1848, 1857, 1858, 1859, 1861, 1862, 1865, und noch anderen Hochgewächsen der gleichen Jahrgänge; — wer ein Weinkenner ist und diese Zahlen erschaut, der wird ahnen, welch ein Schatz hier sich vor dem „Sesam" des Pfropfenziehers der Weinjury öffnen wird, und diese beneiden um die Genüsse, welche ihr in solcher heißen Zeit gekühlt zufließen.

Dem Schloß-Johannisberger zunächst steht der Steinberger, der in guten Jahrgängen jenen an Feuer sogar übertrifft, wenn er ihm auch an Bouquet nachsteht; er wächst auf 20 Hectaren einer preußischen Domaine. Das Stück, = 1200 Liter, ist schon mit 12,000 Gulden verkauft worden; in der Ausstellung ist es, aus dem herrlichen Jahrgang 1865, mit 5440 Fl. notirt. Im Rang der dritte unter den Rheingau-Weinen steht gegenwärtig der Rauenthaler, zu dieser Ehre erst neuerdings durch gesteigerte Cultur und gerechtere Würdigung gelangt. Im August 1863 bewirthete die gute Stadt Frankfurt ihre Gäste, die Mitglieder des vom Kaiser von Oesterreich zusammenberufenen Fürsten-Congresses, mit einem Rauenthaler, wovon die Flasche 15 Fl. kostete; er heißt seitdem der „Fürstenwein". Die Agriculturhalle hat einen „Rauenthaler Berg, Auslese" mit 15 Fl. à Flasche aufzuweisen. Der duftige, besonders im Alter kräftige Marcobrunner wächst dicht am Rhein zwischen Erbach und Hattenheim; die besten Lagen gehören dem Grafen Schönborn. Der District hat seinen Namen von einem Brunnen, welchen 1865 die Gemeinde Erbach renoviren und mit der Inschrift versehen ließ; „Marcobrunnen, Gemeinde Erbach". Die Hattenheimer glaubten sich dadurch verletzt, denn der größere Theil des berühmten Weinbezirkes liegt in ihrer Gemarkung; sie rächten sich daher durch folgende, über Nacht an ihrer Brunnenseite angebrachte Legende: „So ist es recht und soll es sein: Für Erbach das Wasser, für Hattenheim den Wein." Der Gräfenberger, bei Kiedrich wachsend, ist ein Edelwein erster Classe. Rüdesheim

war von Alters her durch seinen kräftigen, blumenreichen Wein berühmt: schon Fischart sang:

Dort unten an dem Rheine, da ist ein Berg bekannt,
Der trägt ein guten Weine, Rüdesheimer genannt:
Der hat ein geistlich Art an sich, macht äußerlich und innerlich!

Rüdesheimer Berg von 1862, Riesling, wird in der Ausstellung mit 3000 Thlr. das Stück offerirt. Dann kommt Geisenheim mit seinem Rotheberg, Capellengarten, Morschberg, Kosakenberg, Eltville mit dem Taubenberg, Kiedrich mit der Wasserrose, Winkel — auf dessen Friedhof die unglückselige Günderode, die Freundinn Kreutzer's und der Bettina, begraben liegt, — mit seinem Dachsberg und Hasensprung; Hallgarten, das Eigenthum v. Idstein's, wo so oft Rotteck, Welcker, Hecker verkehrten, jetzt im Besitz des Dr. Eisenlohr, bekannten Namens, und noch gar manche andere Orte, welche gute Säfte erzeugen, wenn diese gleich mit fremden Taufscheinen in die Welt gehen. Da, wo der eigentliche Rheingau rheinaufwärts endet, nimmt er sich zum Abschied noch ein Mal zusammen und schenkt der Welt den schmalzigen Aßmannshäuser mit seinem Mandelgeschmack, den edelsten Rothwein Deutschlands. Darüber hinaus aber gedeiht kein Hochgewächs mehr.

Fragt der wißbegierige Leser, welchen Verhältnissen die Rheingauer Weine ihre Eminenz verdanken, so kann man darauf antworten: der geschützten günstigen Lage am breiten, die Sonne reflectirenden Strom, dessen Verdunstung die Luft mit warmer Feuchtigkeit schwängert; der ausgezeichnet fleißigen und rationellen Behandlung der Rebe und der Weine, endlich der Wahl des Rebsatzes. Dieser besteht bei den Hochgewächsen durchweg aus Riesling. Das aber ist die edelste von allen Weintrauben, die einzige, die das unnachahmliche Bouquet liefert, sie ist die Traube der Zukunft. Von ihrer erfolgreichen Verbreitung wird es auch abhängen, ob der Weinbau Oesterreichs, des zweiten Landes der Welt, bezüglich der Fülle seiner Production auf diesem Gebiet, mit der Zeit ein wirklich lohnender Culturzweig werden wird, was er heute leider nicht ist. Da aber die Rieslingstraube entschieden rheinischen Ursprungs ist, so kann nur lebhaft gewünscht werden, daß recht bald auch die österreichischen Winzer singen mögen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben, gesegnet sei der Rhein!"

Miscellen.

Göttingen, 8. Aug. (Bürgers Grab.) Auf Anregung des in weiteren Kreisen bekannten Schriftstellers Strodtmann ist das seit lange verfallene Grab Bürgers auf dem hiesigen alten St. Johannis-Kirchhof wieder in Stand gesetzt worden. Wie man hört, wird bei dem Berliner Magistrat eine Summe deponirt werden, von deren Zinsen des Dichters Ruhestätte stets in gutem Zustand erhalten wird.

Pferdebesitzer können aus dem eben veröffentlichen Berichte eines parlamentarischen Ausschusses über Pferde sehr nützliche Fingerzeige sich merken. Als Beispiel führen wir nur die Aussage des Secretärs der londoner „General Omnibus Company" an, nach welcher seit den letzten sechs Jahren die Omnibuspferde nicht mehr mit Hafer gefüttert werden, sondern mit Mais und Häckſel, und zwar täglich mit 17 Pfd. von ersterem und 10 Pfd. von letzterem. Der Mais ist dabei nur so weit gebrochen, daß die Pferde ihn ohne Schwierigkeit verzehren können, und sie gedeihen bei diesem Futter viel besser als bei dem früheren. In der That merkt man den Pferden auch die bessere Pflege an, und man sieht nicht mehr die elenden Gerippe von früher vor Omnibusse gespannt. Die neue Mischung empfiehlt sich übrigens auch aus ökonomischen Rücksichten. Aus diesem Grunde freilich widersetzen sich die Kutscher, die mit den Krämern unter Einer Decke stecken, gewöhnlich der allgemeinen Einführung des Maisfutters für Pferde. Bei der Verabreichung von Hafer können sie nicht so controlirt werden und die Pferdebesitzer sowohl in Bezug auf Quantität wie Qualität des Futters leichter übers Ohr hauen.

Der **Consum von Eiern in England** gränzt an das Fabelhafte. In den letzten 10 Jahren hat sich die Einfuhr derselben um das Vierfache vermehrt. In den letzten 7 Monaten wurden importirt für 1,617,792 L. Eier, eine Summe, die um 70 pCt. größer ist, als die in der entsprechenden Periode des vorigen Jahres, in welcher der Importwerth um 50 pCt. größer war als im Jahre 1871.

Von Farra d'Alpaio schreibt man der „Provincia" von **Belluno**: Das Erdbeben scheint uns förmlich zum Besten halten zu wollen. Eine Reihe von Tagen vergeht ohne die mindeste Erschütterung, so daß die Leute denken, nun könnten sie die hölzernen Baracken, in denen sie zusammengepfercht leben, verlassen und in ihre inzwischen leiblich ausgebesserten Häuser zurückkehren. Aber kaum sind sie eingezogen, so kommen wieder neue heftige Erdstöße, und sie müssen in die Holzbaracken zurück, wenn sie nicht unter dem Himmelsdache wohnen wollen. So hatten wir heute am 1. August, nach einer Reihe von Ruhetagen, mehrere und darunter sehr starke Erschütterungen, die erste um 3 Uhr 45 Minuten in der Frühe, die folgenden um 4 Uhr 45, 5 Uhr 55, 7 Uhr 55 und die, für den Augenblick wenigstens, in welchem ich schreibe, letzte 9 Uhr 18 Minuten. Die wellenförmige Bewegung und der unterirdische Donner waren beinahe eben so stark, wie am 27. Juni. Da ich gehört hatte, daß man in Costa Della, ungefähr 20 Minuten von Farra entfernt, die Erdstöße und den unterirdischen Donner am stärksten und häufigsten verspüre, so machte ich mich mit einigen Freunden auf den Weg dahin und fand in der That die Angabe bestätigt, Stöße von 10 zu 10 Minuten. Wir besahen bei dieser Gelegenheit auch den Palantinaberg, auf welchen das Erdbeben am stärksten gewirkt hat, so daß man annimmt, daß unter ihm der Mittelpunkt der Bewegung ist. Wir gewahrten am Fuße des Berges ungeheure Massen von Felsen und Geröll, welche seit dem 29. Juni nach und nach heruntergekommen sind. Ein Hirt erzählte mir, daß am Morgen des 29. Juni über 40 Schafe durch die herabstürzenden Felsblöcke und das nachkommende Geröll getödtet und begraben worden sind.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Das Erste gilt als Deutschlands Zierde
Das Zweite ist in jedem Haus;
Das Ganze schaut mit hoher Würde
Auf's Erste stolz und frei hinaus! E. H.

Auflösung des Palindroms in Nr. 94:

Abba.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 97. Speyer, Dienstag, den 19. August 1873.

Die Grenzfeste.

Deutsches Blut bei manchem Sturme,
Welsches auch ist viel geflossen,
Hier, wo beim Lombardenthurme
Sonst der Grenzpfad war geschlossen.

Nun sich in des Thales Räumen
Länger nicht die Völker morden,
Kämpfen noch mit ihren Bäumen
Hier der Süden und der Norden.

Wo gehallt an schroffen Wänden
Der Drommeten wildes Schmettern,
Kämpfen weiter aller Enden
Nadeln mit den grünen Blättern.

Aufwärts durch die Schluchten drängen
Die Kastanien und die Eichen,
Aus des Passes Felsenengen
Wollen nicht die Tannen weichen.

Unten schießt die hellen Blitze
Der Kaskade Schleierwelle,
Oben donnern die Geschütze:
Der Lawine dumpfe Fälle.

In des Schlosses Mauergarten
Rückt die Vorhut eng zusammen
Derer, die dem Frost, dem harten,
Derer, die dem Lenz entstammen.

Arvbaum ist der finstern Bande
Fahnenherr, der düsterkühne,
Uepp'ges Volk der Sonnenlande
Eichbaum führt's, der immergrüne.

Aber, horch, die beiden Alten
Wie sie flüsternd sich bereden:
Wenn die Völker Minne halten,
Wollen wir uns nicht befehden.

Hier die Mark, die Wächterstelle!
Hier sei Nord und Süd geschieden!
Und der beiden Länder Schwelle
Hüten wir, gesellt in Frieden!

C. Ferdinand Meyer.

---

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von
Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

5.

Zwei Jahre sind dahin gestrichen am Rade der Zeit; die blutrothen Wogen, die verzehrend vom Sturm der Revolution gepeitscht, über Frankreich zusammen geschlagen waren, flossen zwar gedämpft, aber immer noch grollend. Marrat und Robespierre hatten geendet, die Guillotine arbeitete nicht mehr Tag und Nacht und mildere Zungen sprachen die Gesetze des Landes. In seine Rechte war der Schöpfer auf's Neue eingesetzt und auch der Adel wagte allmälich und verstohlen, freilich ohne jeden hochtönenden Titel, sich wieder im Lande blicken zu lassen. Auch aus dem Antlitz jenes jungen Mannes in schwarzer Kleidung, der an der Seite einer Dame von hoher Schönheit und sanften Zügen im offenen Wagen dahin fuhr, den Weg entlang, der zum Schlosse Kerdingen führte, las man eine höhere Abkunft ab. Zu beiden Seiten, von der Frühlingssonne eines gelinden Nachmittags bestrahlt, breiteten sich die gesegneten Fluren der Vendee aus, und manch heller Gruß, manch lustiger Sang tönte aus dem Munde der auf dem Felde beschäftigten Burschen und Mägde den fremden Herrschaften entgegen, und wie Frühlingssonnenschein glänzte es in den Zügen der jungen Leute, wenn auch hin und wieder eine düstere Wolke die Stirn des jungen Mannes umschattete. „Bald ist unser Ziel erreicht, meine Alice," wandte er sich an seine Begleiterin, „wie wird sich Pierre, der treueste der Freunde des unerwartet Heimgekehrten, freuen, wenn auch meine Mutter, die der Rasen deckt, nicht mehr die Schwiegertochter zu begrüßen vermag, noch den so lang entbehrten Sohn."

„Die Liebe der Gattin, die des Freundes, Victor, möge Dir Ersatz für die Verlorne gewähren", erwiderte Alice mit lieblicher Stimme, „und bald", — sie schmiegte sich zärtlich an ihn, — „bald wird ein drittes Wesen unser Glück vollenden. Möge es, wenn ein Sohn, seinem Vater gleichen an Edelsinn und Herzensgüte."

„Und wenn ein Mädchen, seiner Mutter an Liebreiz und Tugend", fiel Victor ein. „Stets soll die Freude seine Wiege umgeben; Dank meinem Pierre, der meinen Besitz gerettet im Sturm der Revolution, — aber wir werden es ihm danken, Alice; als Freund, als Bruder weile er in unserm Kreise — und auch Du wirst ihn lieb haben, nicht wahr? Du wirst den Beschützer Deines Gatten nicht verachten?"

„Schon da Du ihm wohl willst, besitzt er mein

Herz", erwiderte die junge Frau, innig die Hand des Gatten drückend. Weiter und weiter rollte das leichte Gefährt dahin über die Chaussee. Schweigend saß das junge Ehepaar neben einander, denn Alice wagte die Gefühle nicht zu stören, die der Anblick der Gegend seiner Geburt in der Seele ihres Victor wachrief. Da tauchte, von der Ecke des Weges sichtbar, ein stattliches Schloß, auf einer Anhöhe gelegen, vor den Augen der Reisenden auf; lustig flatterte die Tricolore vom Thurm, von einem leichten Winde bewegt. Victor fuhr empor, mit der Hand auf das Gebäude. „Das ist Kerdingen, Alice, das ist das Schloß meiner Väter, und die Fahne der Freiheit, die auf seiner Zinne weht, soll das Panier der Freiheit für den Bürger Kerdingen bedeuten. — Sei mir gegrüßt, meine Heimath, sei gegrüßt, mein Vaterland, von Deinem treuesten Sohne!"

Näher kamen sie dem Orte ihrer Bestimmung — jetzt waren sie im Dorfe. Männer und Frauen begegneten ihnen, aus den Hütten schaute manches Antlitz, aber kein Gruß flog dem Heimkehrenden entgegen, man schien seiner völlig vergessen zu haben, nur neugierige Blicke hefteten sich auf ihn und seine Begleiterin, oder man wandte die Augen scheu hinweg. „Ich habe doppelte Verpflichtung, mein Andenken bei meinen Unterthanen aufzufrischen," sagte Victor lächelnd, „denn man scheint mich hier völlig vergessen zu haben. Vielleicht ist auch der Vollbart daran schuld, den die guten Leute hier nicht gewöhnt sind. — Doch sieh'", und er wies auf eine Hütte, „hier war die Wohnung Pierre's, bis sein Vater starb; wie er mir schrieb, weilt er nun auf dem Schlosse in einer bescheidenen Kammer, aber seit langer Zeit habe ich keine Nachricht von ihm erhalten. — Doch was ist Dir, Alice," unterbrach er sich, besorgt auf seine Gattin blickend, „Du bist ja plötzlich so bleich geworden."

Und in der That bedeckte bei dem Anblicke des verfallenen Häuschens, dessen Läden dicht geschlossen waren, eine Todtenblässe das Antlitz der jungen Frau und ein Zittern überflog ihre Glieder. Dennoch lächelte sie gezwungen. „Es ist nichts, Victor," erwiderte sie, „ein plötzlicher Schauder, mir selber unerklärlich, der mich in diesem Augenblicke befällt. Ich weiß nicht, was mit mir geschieht, aber eine bange Ahnung befällt unwiderstehlich mein Herz; mir ist's, als sollten wir umkehren und fliehen, weit, weit von hier."

Der junge Mann blickte die Redende erstaunt an. „Ist das meine starke, meine muthige Alice?" fragte er lächelnd. „Eine plötzliche Unbehaglichkeit vermag eine solche Herrschaft über Dich zu gewinnen? Laß die bange Ahnung fahren, Süße. Denke an die Zukunft, an Gattin und Kind, und das schwarze Phantom verfliegt wie die Wolke vor dem Strahle der Sonne. — Und nun bereite Dich auf einen rührenden Augenblick vor, auf die Freude meines Pierre, denn wir sind am Schlosse meiner Väter."

Langsam fuhr der Wagen den Hügel hinan, jetzt lenkte er über den großen Platz und hielt am Eingange des Schlosses. Der junge Mann sprang hinunter und reichte seiner Gattin eben die Hand, um das Fuhrwerk zu verlassen, als die Hauptthüre des Gebäudes geöffnet ward und ein Mann in ländlicher Kleidung, offenbar der Dienerschaft angehörend, heraustrat. Victor hatte ihn nie zuvor gesehen, aber die rohe brutale Manier des Menschen mißfiel ihm, während Alice sich, wie Schutz suchend, an ihn schmiegte. „Was will der Bürger?" fragte er mit rauher Stimme. „Der Bürger Lavergne ist nicht zu sprechen für Fremde."

„Ich aber muß ihn sehen", antwortete Victor lächelnd. „Geht nur, guter Freund, und meldet ihm, der Bürger Kerdingen habe mit dem Bürger Lavergne zu reden."

Der Angeredete schüttelte das struppige Haupt. „Ich habe schon einmal gesagt, daß es nicht geht. Der Bürger läßt keinen Fremden in's Schloß und am allerwenigsten einen Kerdingen, — wenn Ihr etwa ein Anverwandter jener Aristokratensippschaft seid, die einst hier hauste . . ."

„Schurke, lerne Ehrfurcht!" rief Victor zornglühend. „Ich selbst bin der Graf von Kerdingen, mein Eigenthum ist dieser Grund und Boden, und in meinen Diensten, merke Dir's, stehst Du oder vielmehr hast Du gestanden, denn noch heute verläßt Du das Schloß!"

Der Knecht lachte laut und höhnisch. Einige andere Leute vom Gesinde, die sich während des Auftritts genähert hatten, stimmten mit ein. Das Blut schoß Victor in die Wangen, und ohne sich von Alice, die angstvoll seinen Arm umfaßte, zurückhalten zu lassen, ergriff er den Frechen und schüttelte ihn, daß der kräftige Mann fast zusammenbrach, ohne sich der starken Hand Victor's entziehen zu können. Die gemeinsten Schimpfworte entströmten seinem Munde und im Chor stimmten die Uebrigen mit ein, indem sie Miene machten, sich auf Victor zu stürzen. Alice rang verzweiflungsvoll die Hände; ihre düstere Ahnung hatte sie also nicht getäuscht, — das war der so lang ersehnte Einzug auf Kerdingen, das der Jubel, mit dem man, wie ihr Gatte fest geglaubt hatte, den Besitzer empfangen werde. Schon war sie im Begriff, den Wüthenden entgegen zu treten und sie mit sanfter Bitte zu besänftigen, als sie einen städtisch gekleideten Mann aus der Halle des Schlosses treten sah. Es bedurfte nicht der so oft vernommenen Schilderung Victor's, um Alice in dem Kommenden seinen Freund Pierre Lavergne erkennen zu lassen, ihr sagte es eine innere Stimme, und diese Stimme sprach nicht zu seinen Gunsten. Dasselbe Gefühl, das sie bei dem Anblick der düsteren, verfallenen Hütte beschlichen hatte, kam auf's Neue über sie bei dem Anblick des so gepriesenen Freundes ihres Gatten, kein Vertrauen flößte ihr das Antlitz mit den grauen Augen ein, die so kalt, so stechend auf ihr ruhten, daß sie die ihren niederschlug. „Was will der Bürger? Was geht hier vor, Leute? Auseinander auf der Stelle!" befahl er mit scharfer Stimme.

Der Mann schien es zu verstehen, sich Gehorsam zu verschaffen, denn augenblicklich stob Alles ausein-



der, und wo eben noch Toben und ein wüstes Geschrei geherrscht hatte, waltete die tiefste Stille.

(Fortsetzung folgt.)

Das Königreich Aschanti und der Aschanti-krieg.

Da der gegenwärtige Krieg der Engländer in Afrika das Interesse der civilisirten Welt in gewissem Grade auf das Reich Aschanti wieder gelenkt hat, dürften einige Angaben über Geschichte und Sitte dieses Landes nicht ohne Interesse sein. Wir entnehmen nachfolgende Schilderung einer Correspondenz der „Times", welche auf Angaben des Prinzen Ossa Ansall beruht, der ein Onkel des Königs von Aschanti und gegenwärtig Kriegsgefangener zu Freetown auf der Sierra-Leone-Küste ist. Derselbe ist in England gewesen.

Kaffi Calcalli, der jetzige König von Aschanti, ist 36 Jahre alt und der achte Mensch, der seit dem Tode Sai Tutu's, des Gründers der aschantischen Macht, über dieses Land regiert. Vor Sai Tutu waren die Aschantis ein kleines Völkchen, das im ewigen Kampfe mit seinen Nachbarstämmen lebte, aber seit seinem Tode im Jahre 1700 der mächtigste Stamm ist. Nach einer langen Eroberungslaufbahn wurde Sai Tutu in der Schlacht bei Coromanti von den Akims an einem Freitage erschlagen und seitdem ist der heiligste Schwur eines Aschanti „Memiada Coromanti", d. h. bei Coromanti Sonnabend! womit sie sagen wollen, daß, wenn sie etwas mißachteten, man von ihnen glauben solle, sie haben gar keine Rücksicht für das Schicksal Sai Tutu's. Es heißt, der König von Aschanti habe gegenwärtig diesen Eid geschworen, daß er die Engländer aus Elmina vertreiben oder wenigstens drei Jahre sie bekriegen wolle. — Der Nachfolger des großen Sai Tutu war sein Bruder Apu Ku, der Aschanti consolidirte, die Akims unterwarf und eine Revolution seines Adels, dessen Macht er hatte beschränken wollen, zu unterdrücken hatte. Sai Cudschoe war nach Sai Tutu derjenige König, welcher am meisten zur Vergrößerung des Reiches Aschanti beigetragen hat. Er erreichte ein sehr hohes Alter. Sein Nachfolger wurde in einer Empörung entthront und während der Regierung von dessen Nachfolger Sai Tutu Quansina wurde der erste Krieg mit den Engländern geführt. Sir Charles M'Carthy, der im Jahre 1824 Gouverneur von Cape Coast Castle ward, zog, als Unterhandlungen nichts fruchteten, gegen die Aschantis zu Felde, welche den Prah überschritten und bei Esmacow auf die Engländer stießen. Sir Charles hatte die Macht des Feindes bedeutend unterschätzt und glaubte, das heranrückende Heer durch Aufspielen der englischen Nationalhymne davonschrecken zu können.

Das ging aber nicht. In einer furchtbaren Schlacht wurden die Engländer mit den verbündeten Eingebornen vernichtet. Der Gouverneur und fast alle europäischen Offiziere verloren ihr Leben. Die Köpfe wurden von den Leibern abgeschnitten, und während letztere der Verwesung überlassen wurden, brachte man erstere im Triumphe nach Comassie, wo sie noch heute gezeigt werden. An hohen Festtagen trinkt der König von Aschanti aus dem zu einem Becher umgeschaffenen Schädel des unglücklichen Sir Charles M'Carthy. Dieser Schädelbecher wird zusammen mit der Krone und den königlichen Schätzen in der Bantamah zu Comassie aufbewahrt. In die Regierungszeit Quawedahs, der im Jahre 1867 starb, fällt der zweite blutige Krieg der Aschantis mit den Engländern. — Am 26. August 1867 wurde der gegenwärtige König der Aschantis, Koffi Calcalli, gekrönt. Es ist der Sohn Koffi Tuti's, eines der vornehmsten Aristokraten, und Effnah Cobi, der Tochter Ossu Ansah's, die jetzt Königin-Mutter ist. Der König Koffi Calcalli ist ein zwar ununterrichteter, aber doch sehr befähigter Mann. Er ist mittelhoch, hager, mäßig in seinen Gewohnheiten, sprichwörtlich freigebig und gastfreundlich und nimmt lebhaften Antheil an der Regierung. Er trägt einen etwas längeren Bart als üblich, ist wie alle Mitglieder der königlichen Familie, ohne die geringste Blutvermischung hellfarbiger als seine Landsleute und ist eher einem Mauren als einem Neger ähnlich. Er besitzt mehrere Frauen. Nach den Landesgesetzen darf der König eine unbegränzte Anzahl von Frauen besitzen. Seine Favoritin ist die ebenso schöne wie sehr befähigte Prinzessin Sappon, die einen großen Einfluß auf den König ausübt. Sie hat ihm einen Sohn geboren, der jedoch zu des Vaters größtem Schmerze im zweiten Lebensjahre starb. In Aschanti bekleidet die Königin-Mutter einen höheren Rang als alle Weiber des Königs. Sie ist die einzige Frau, welche sich in Staatsgeschäfte mischen darf. Die gegenwärtige Königin-Mutter ist Effnah Sawah oder besser bekannt bei ihrem Mädchennamen Effnah Cobi. Sie besitzt einen sehr großen Einfluß auf den König und darf frei und unverschleiert ausgehen. Wenn aber ein Aschanti auf das unverschleierte Gesicht eines der Königsweiber sieht, dann ist Tod die sichere Folge. Die Weiber des Königs werden mit größter Eifersucht bewacht und leben abgeschlossen in der Frauenabtheilung des Palastes, wo große und wohlgepflegte Gärten sich befinden. Eine Wache von 150 Eunuchen beschützt die Zugänge des Serails. Nur die Frauen des Königs werden so sorgfältig bewacht, alle anderen können ungehindert umhergehen. — Der König von Aschanti hat keinen eigentlichen Premier. Doch darf man die Officianten seines Haushalts, Bussumul Tia und Appiah, als seine Hauptminister ansehen, die einen großen Einfluß auf ihn ausüben.

Das Commando der Armee, welche jetzt Cape Coast angreift, war ursprünglich einem der reichsten Magnaten, Amanguah Tia, anvertraut worden, dessen Güter in der Nähe von Comassie liegen. Er bekleidet den Posten eines Gouverneurs und Conservators der Bantamah, d. i. eines großen befestigten Baues, in welchem die Gräber der Könige, die Krone und die Schätze sich befinden und welches gleichzeitig als Kriegsarsenal dient. Dort bringt der König jährlich 20 Tage in Abgeschlossenheit zu. — Der genannte Amanguah

Tia ist ein bedeutender Feldherr, dem der kleine, alte und weißhaarige Assa Moguantah, der aschantische Moltke, treu zur Seite steht. Die Soldaten haben das größte Vertrauen auf die Fähigkeiten dieses nahezu siebenzigjährigen Mannes. Er hat sich in den Kriegen mit den Stämmen aus dem Innern und in dem zweiten Kriege der Aschantis mit den Engländern ausgezeichnet. Abdu Bassu ist ein anderer bedeutender, aber wilder und grausamer General. Er hat auf einer Expedition vier Europäer, zwei deutsche Missionäre, einen französischen und die Frau eines der deutschen Missionäre gefangen genommen, und diese sind noch zu Comassie in Haft. Adumu ist das permanente Haupt der Armee und Commandant en chef. Er nimmt nie activen Antheil in Kriegszeiten, sondern gibt nur Rathschläge über militärische Organisation und Ernennungen.

Der König von Aschanti stellt sich für gewöhnlich nicht an die Spitze des Heeres, außer, wenn dasselbe in seiner Gesammtstärke einzieht oder der König ein feierliches Gelübde lösen will. Dann aber begleiten ihn die hochgestellten Magnaten mit ihren eigenen Truppen. (Schluß f.)

Miscellen.

Als der Krieg des Jahres 1870 begann, erschien urplötzlich in dem Verpflegungsmodus der Armee die sogenannte Erbswurst des Kochkünstlers Grüneberg in Berlin. Die Militär-Verwaltung kaufte das Geheimniß und fabricirte dann während des Krieges auf Staatskosten die Würste. Bisher hat man angenommen, daß die Erbswurst mit dem Kriege urplötzlich entstanden sei. Dem ist jedoch nicht so; schon längere Zeit vor Ausbruch des Krieges war den Militärbehörden dieses Präservativ bekannt und man hatte von dieser Stelle aus Versuche mit demselben angestellt. Bei der Berühmtheit, welche die Erbswurst bei dem deutsch-französischen Kriege erworben, dürften einige nachträgliche Mittheilungen hierüber von Interesse sein. Auf Anordnung des Kriegs-Ministeriums wurden nämlich zu Anfang des Frühjahrs 1870 zwei sogenannte Erbswurst-Commandos gebildet, welche sich je aus einem Officier, mehreren Unterofficiren und etwa 20 Mann zusammensetzten. Eins dieser Commandos befand sich in Frankfurt a. M., das andere in Brandenburg a. d. H. Zu diesen Commando wurden durchweg kräftige, gesunde und gewandte Soldaten ausgewählt, die zuvor erst einer ärztlichen Untersuchung unterworfen wurden. Jeder der zu dem Commando gehörte, Officier wie Gemeiner, wurde zuvor gewogen und sein Körpergewicht genau notirt. Diese Commandos erhielten nun den Auftrag, während einer Dauer von sechs Wochen keine andere Nahrung neben den üblichen feldmäßigen Brodportionen zu sich zu nehmen, als eben die Erbswurst; dabei aber mußten sie täglich und ohne Ausnahme strengen feldmäßigen Dienst thun, bivouakiren, Märsche ausführen u. s. w. Nach Beendigung dieser Probe wurden die Mannschaften wiederum gewogen, und ergab sich, daß bei den Officieren eine Gewichtsabnahme bis zu sieben Pfund, bei den Mannschaften eine solche bis zu fünf Pfund während Verlauf dieser sechs Wochen eingetreten war. Krankheitserscheinungen hatten sich bei den Leuten durchaus nicht gezeigt.

Eine französische Zeitung bringt folgende vielleicht noch nicht dagewesene Anzeige: „Es war am 5. Oktober v. J., als meine Frau um 8 Uhr Morgens an den Brunnen der Stadt ging, um einen Eimer Wasser zu holen. Als sie daselbst ankam, traf sie einige ab- und zugehende Nachbarinnen, mit denen sie sich in Unterhaltungen einließ. Als sie zurückkam, war es 5 Uhr Abends. Dies zur Nachricht.

Jean Gasper."

Vor einigen Tagen ging in New-York ein elegant gekleideter Herr, ein hübsch angekleidetes Kind im Arme tragend, nach dem bekannten French-Hotel. Das Kind, welches anscheinend krank war, wurde von ihm in ziemlich roher Weise auf die Treppe gesetzt und mit folgenden hartherzigen Worten ausgescholten: „Geh' die Treppe selbst hinauf. Ich wenigstens trage dich nicht!" worauf das Kind mit zarter, flehender Stimme zu bitten anfing: „O, lieber Papa, thu' es doch! Du weißt ja, daß, seitdem ich vom Wagen überfahren worden bin und meine Füße verloren habe, ich nicht mehr gehen kann." Bei diesen Worten sammelten sich viele Herren um die Gruppe, und ein Murmeln des Mißfallens ging durch die Menge. Doch der hartherzige Vater schien nicht darauf zu achten. „Unsinn!" schrie er, „gehst du nicht sofort die Treppe hinauf, so schlage ich dich braun und blau!" Und gleichsam diesen Ausspruch bestätigend, schlug er das unglückliche Kind so stark auf den Kopf, daß es umfiel. Dieses Benehmen reizte die Menge auf's Aeußerste. „Ist das Ihr Kind?" fragte ein Herr. „Was geht das Sie an?" war die schnelle Antwort. „Er ist mein Vater, er ist mein Vater!" schrie nun das Kind; „er hat meine Mutter getödtet und wird auch mich noch tödten!" Der Vater ballte in voller Wuth seine Faust und wollte dem armen Kinde wieder einen Schlag versetzen: doch wurde er glücklicher Weise von einem starken Herrn daran gehindert. „Wenn Sie nicht sofort Ihr brutales und verdammungswürdiges Benehmen aufgeben", sagte er, „so werde ich Sie durch einen Polizeibeamten verhaften lassen." Durch diese Worte noch wüthender gemacht, riß sich der Vater mit gewaltiger Kraftanstrengung los und suchte nach einer Waffe. „Er nimmt sein Messer, nimm dich in Acht!" schrie das Kind, „er sticht euch." Bei diesen Worten stob die Menge auseinander; nur zwei Muthige behaupteten den Platz. „Holt einen Polizeibeamten verhaftet ihn!" riefen sie. „Wenn ich verhaftet werden soll", brüllte darauf der Vater, „so will ich doch wissen, weßhalb." Und ehe auch nur einer der Herren es verhindern konnte, vergrub er mit voller Kraft das Messer in des Kindes Körper. Ein unarticulirter Ruf: „Ich bin ermordet, er hat mich ermordet!" war das letzte Lebenszeichen des unglücklichen Wesens. Alle stürzten sich auf den Vater. Doch dieser nahm ganz gelassen sein Kind auf den Arm, und seinen Hut abziehend, sagte er: „Meine Herren, dies ist ein hölzernes Kind; ich bin Bauchredner, und sollten Sie mir eine kleine Gabe verabreichen, so würden Sie mich dadurch sehr erfreuen." Lächelnd und mit reicher Aernte zog er sich zurück.

Charade.

(Dreisilbig.)

Glaubt nur nicht, ihr stolzen Männer,
Wir gehörten ganz euch an!
Nein, wir beiden ersten Silben
Woll'n uns auch den Frauen nah'n;
Zärtlich woll'n wir sie umschlingen,
Wahren vor der Erde Schmutz,
Wagen gern Gestalt und Schönheit
Ihnen treu zu Schutz und Trutz.

Zwar oft bringen wir auch Schmerzen,
Drückend können wir gar sein,
Dann begehren wir der letzten
Demuthsvollen Dienst allein.
Find'st im Zimmer du mein Ganzes,
Wohnet dort gewiß ein Mann,
Denn das Weib trotz aller Schwäche
Meiner Hilf' entbehren kann.

Auflösung des Räthsels in No. 96:
Rheinstein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

// Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 98. Speyer, Donnerstag, den 21. August 1873.

Bescheidung.

Nun um Deine Pfade leis
Welke Blätter stieben,
Eng und enger wird der Kreis
Täglich Deiner Lieben.

Die im Jugendmorgenroth
Dir Geleit gegeben,
Ach, wie viele nahm der Tod,
Wie viel mehr das Leben!

Neue Freundschaft schließt sich schwer
An des Winters Grenze,
Wurzeln treibt das Herz nicht mehr
Wie dereinst im Lenze.

Zwar im Kampf nicht wird es Dir
An Genossen fehlen,
Doch Euch knüpft ein gleich Panier,
Nicht der Zug der Seelen.

Auch mit Jüng'ren wohl ein Stück
Läßt sich's fröhlich schweifen,
Doch nur halb Dein Leid und Glück
Werden sie begreifen.

Darum soll nicht freudenarm
Dir die Welt verblassen:
Lern' in Liebe doppelt warm,
Was Dir blieb umfassen.

Den Du jung umhergestreut,
Leicht in leichten Gaben,
Laß an Deinem Schatz sich heut
Wen'ge ganz erlaben.

Eisumfrornem Rebensaft
Gleiche, der zusammen
Drängt im engsten Raum die Kraft
Aller seiner Flammen.

Emanuel Geibel.

* Ein Dorf=Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

Victor aber ließ bei dem ersten Ton der Stimme des Befehlenden den Knecht los, der wie ein Betrunkener taumelte, und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den Mann zu. „Pierre!“ rief Victor, „erkennst Du mich, Du Treuer? Victor von Kerdingen ist gekommen, Dir die Last der Verwaltung abzunehmen, — und hier meine Gattin, meine Alice.“ Pierre war marmorbleich geworden, da sein Freund sich ihm zu erkennen gab, alle Farben, alle Leidenschaften spiegelten sich in seinem Antlitz wieder und Alice, die mit dem scharfen Auge des Weibes, das bis in's Innerste des Herzens dringt, jeden Zug desselben erspähte, mußte unwillkürlich erbeben. Aber Victor hatte keinen Blick für die Wirkung, die sein plötzliches Erscheinen auf Pierre hervorbrachte. Er hielt den Freund in seinen Armen, bis Lavergne sich losmachte und den Versammelten, die neugierig auf die Scene blickten, zuherrschte: „Geht an die Arbeit, ihr Tagediebe, und Sie, Bürger Kerdingen, folgen Sie mir mit der Bürgerin.“

Er bot der Gattin Victor's den Arm, Alice zögerte, ihn anzunehmen, denn der Blick, den Pierre dabei auf sie warf, drang bis in's Innerste ihrer Seele. Kerdingen bemerkte es und sah mißbilligend auf seine junge Frau. „Geniren Sie sich nicht, Bürgerin“, sagte Pierre, und ein hämischer Zug spielte um seinen Mund, „man wird mich noch besser kennen lernen.“

Er bedeutete den beiden jungen Leuten, ihm zu folgen, und betrat mit ihnen die Halle. Plötzlich wandte er sich um und winkte einem der draußen stehenden Männer, dem er einige Worte in's Ohr flüsterte, worauf der Mann mit einem Grinsen antwortete. Dann trat er auf's Neue zu seinen Gästen, die er in ein an der Hinterseite im Parterre des Schlosses gelegenes Zimmer führte, wohin er Wein und Erfrischungen zu bringen befahl. Der arglose Victor bemerkte nicht das kalte, zurückhaltende Wesen seines Freundes; er berichtete von seinem Aufenthalt in Amerika, er erzählte, wie er als Sieger gefeiert, sich die Liebe der Tochter des reichen Pflanzers Croissy gewonnen und längst in die Heimath zurückgekehrt wäre, hätte nicht eine schleichende Krankheit den Vater Alicens heimgesucht, die der steten Pflege seines Kindes bedurfte, und der er endlich unterlegen war. „Und auch meine Mutter finde ich nicht mehr, Pierre“, fuhr er fort; „ich erhielt Deinen Brief im Kriegslager auf einsamer Prairie, aber er lautete kurz und räthselhaft. Sobald meine Alice sich erholt, wollen wir ihr Grab, das Grab meiner Eltern besuchen, denn nicht wahr, die Gräfin von Kerdingen ruht an ihres Gatten Seite?“

Pierre gab keine Antwort, er lenkte das Gespräch auf andere Dinge. Auch er sprach von den Erfolgen, welche die Sache der Volksfreiheit in Frankreich erzwungen. Alice aber fühlte deutlich, wie sehr die geschraubte pathetische Redeweise Lavergne's gegen die frische Natürlichkeit ihres Gatten abstach. Der Abend brach herein, die Dämmerung senkte sich über das Land, in den Zweigen der Linde, die hart am geöffneten Fenster grünte und duftete, schmetterte die Nachtigall ihr Abendlied. Seit kurzer Zeit spiegelte sich der Ausdruck der Erwartung in Pierre's Zügen, ab und zu machte er im Gespräch eine kurze Pause und horchte auf, während sein Auge unruhig umherschweifte, bis es auf Alice haften blieb. Jetzt sprang er auf, denn die Flügelthüren des Gemachs öffneten sich. Ein leichter Aufschrei entwand sich der Brust der jungen Frau, aber beschämt blickte sie zu Boden, denn es geschah nichts weiter, als daß eine alte Dienerin mit zwei Armleuchtern eintrat, die sie auf einen Nebentisch stellte, worauf sie das Zimmer, das jetzt hinreichend erhellt war, wieder verließ.

„Die Bürgerin Kerdingen scheint sehr nervöser Natur zu sein", bemerkte Pierre mit ironischem Lächeln, „man müßte einmal durch eine unerwartete Ueberraschung ihre Nerven zu stählen suchen."

„Sinne einmal nach, Freund, wie eine solche zu bewerkstelligen ist", rief Victor lachend. „Du warst stets erfindungsreich, wenn es sich um das Beste der Kerdingen handelte."

„Ich dachte schon vorher daran — und gewiß, die Ueberraschung wird nicht ausbleiben", sagte Lavergne bedeutungsvoll, indem er auf's Neue zu lauschen schien.

Eine kleine Pause entstand. Victor war wieder der erste, der die Stille unterbrach. „Lebt Brigitta noch, die Kammerfrau meiner verstorbenen Mutter?" fragte er, „ist sie Deine Gattin geworden, oder hat sie ihre Thorheit eingesehen, daß blinde Leidenschaft sich schlecht mit dem Alter verträgt?"

„Sie lebt", erwiderte Pierre, „ich habe sie auf einem Meierhofe in der Nähe untergebracht, denn ihr Sinn ist zuweilen verstört. — Doch verzeiht, wenn ich Euch auf einen Augenblick verlasse. Eine wichtige häusliche Pflicht ruft mich in den Hof. Verzeihen Sie, Bürger und Bürgerin, wenn ich mich noch heute als Herrn dieses Hauses betrachte." Ohne eine Antwort des Ehepaares abzuwarten, verließ Pierre Lavergne das Zimmer, und kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als die junge Frau sich an die Brust ihres Gatten warf. „Victor", flüsterte sie mit erstickter Stimme, „fort — fort von hier, mir graut vor diesem Manne; Verrath und Tücke leuchten aus seinen Zügen!"

Der junge Graf zog seine Gattin an sich. „Du bist ein Kind, Alice," sagte er beschwichtigend, und dennoch besaß seine Stimme nicht den früheren festen Klang, „wenn auch mir das Betragen meines Freundes ein wenig verändert erscheint." Er ging im Zimmer auf und nieder; jetzt war er an der Thür desselben angelangt und zufällig berührte seine Hand den Drücker. Aber der Flügel wich nicht zurück, man hatte den Eingang von außen verriegelt. „Das ist mehr als Zufall!" — Dieser Gedanke schoß mit Blitzesschnelle durch seinen Geist, und wie von einem Strahle getroffen, stand er regungslos da, keines Wortes mächtig. Am Fenster ertönte eine gedämpfte Mannesstimme, „um Gotteswillen, hören Sie mich, ich bin der Jean aus dem Dorfe, der Sie immer vor dem Heuchler Pierre warnte, da Sie noch ein Knabe waren."

Mit fast übermenschlicher Kraft raffte sich Victor empor und eilte an's Fenster, wo ihm Alice zuvor gekommen war. Dort ward in der Dämmerung der Kopf eines jungen Mannes sichtbar, der sich mit den Händen an das Gesims anklammerte, um eine Stütze zu haben, während der andere Körper an dem erhöhten Rez-de-Chaussee niederhing. „Pierre ist ein Verräther!" fuhr die Stimme fort. „Mein Bruder, der Ihnen treu ergeben — seine Hütte steht hart am Waldesrande — wird Ihnen beistehen; retten Sie sich und Ihr Weib, in wenigen Minuten wird man Sie verhaften: Lavergne's Einfluß ist noch immer mächtig, ein Wort von ihm, und Sie theilen das Schicksal Ihrer Mutter!"

„Meiner Mutter Schicksal!" schrie Victor auf. „Allmächtiger Gott, sprich, ich weiß von nichts — was ist meiner Mutter Schicksal?"

„Ich warnte Euch — lebt wohl! Man darf mich nicht finden, ich bin der Gefangenwärter im Städtchen und nur zufällig im Dorfe, wo ich Ihre Ankunft vernahm. Behüte Sie Gott!"

Die Hände des Redenden lösten sich bei den letzten Worten vom Rande der Mauer und die Gestalt verschwand in der Dunkelheit. Alle Rücksichten vergessend, ein Verzweifelter, lehnte sich Victor von Kerdingen aus dem weit geöffneten Fenster. „Um aller Heiligen willen, das Letzte noch!" rief er mit mühsam gedämpfter Stimme, „was war das Ende meiner Mutter?!"

„Das Schaffot!" tönte es dumpf aber vernehmlich von unten empor, — und mit einem Schrei, den der höchste Schmerz, die höchste Verzweiflung erpreßte, sank Victor besinnungslos zu Boden. In furchtbarster Aufregung rief Alice mit lauter Stimme um Hülfe. Ein Riegel ward zurück geschoben und Pierre Lavergne erschien im Zimmer, dessen Thür er sogleich hinter sich schloß, während man draußen auf dem Corridor regelmäßige Schritte vernahm. „Was bedeutet das?" fragte er mit rauher Stimme, auf die Gruppe der beiden jungen Leute deutend, — denn Alice war neben ihrem Gatten niedergekniet und suchte ihn in's Bewußtsein zurückzurufen. „Helft mir ihn zu beleben, Lavergne," rief Alice, „ein plötzliches Unwohlsein hat ihn befallen, und dann — fort von hier, auf ewig fort aus Frankreich! Gewiß, Ihr werdet uns niemals wiedersehen, gewiß niemals!"

Pierre's Blick schien die junge Frau durchbohren zu wollen. Er murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, während er auf den am Boden Liegenden zuschritt. Aber indem er sich über Victor beugte,

schlug dieser die Augen auf und richtete sich empor, Lavergne mit der Miene des höchsten Abscheues von sich stoßend. „Mörder!“ sagte er mit dumpfer Stimme, „Mörder und Verräther, sei verflucht!“ — Pierre lachte laut auf.

„Hat Euch ein Vöglein in's Ohr gesungen?“ fragte er höhnisch; „fürwahr, wäre die alte Brigitta im Schlosse, ich könnte mir denken, sie habe Euch die Mähr zugekrächzt und mich um das Vergnügen gebracht, sie Euch selber zu verkünden.“

„So ist es wahr“, rief Victor außer sich, „Pierre, Du, auf den ich fest gebaut, den ich meinen Freund nannte, Du vermochtest meine Mutter dem Schaffot zu überliefern; noch mehr — Du vermochtest mir das Entsetzliche zu verschweigen?“ Die Stimme Victor's war fast sanft bei diesen Worten geworden, die natürliche Weichheit seines Gemüths konnte die furchtbare Thatsache in ihrer ganzen Ausdehnung noch immer nicht begreifen.

„Ja, ich brachte Leonie von Kerdingen auf's Schaffot!“ rief Pierre wild; „noch mehr — ich, Pierre Lavergne, bin jetzt Herr dieser Besitzung, die mir durch Deinen Vater vererbt worden wäre, hätte nicht Deine Geburt meine schönsten Hoffnungen zertrümmert. Damals, als man mich schimpflich aus diesem Schlosse jagte, wo ich einst zu herrschen gehofft hatte, damals gelobte ich mir's mit furchtbarem Eidschwur, daß ich verderben wolle Ottfried von Kerdingen und sein Geschlecht und nicht ruhen wolle und nicht rasten, bis ich mein Ziel erreicht. Und der Tag der Rache kam und in den Scheiterhaufen des Adels Frankreichs warf auch ich meinen Haß. Ausgelöscht ist das Geschlecht der Kerdingen. Deine Mutter endete durch das Beil des Henkers; Du selbst aber bist geächtet und vervehmt, dem Tode verfallen, da Du es wagst, den Boden Frankreichs zu betreten, denn ich, Pierre Lavergne, Beamter der öffentlichen Sicherheit, verhafte Dich, Victor, vormals Graf von Kerdingen genannt. — Freunde, thut Eure Pflicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Königreich Aschanti und der Aschantikrieg.

(Schluß.)

Ueber das Bombardement und die Einäscherung der Stadt Elmina (Elmina ist vor einiger Zeit zum Verdruß der Eingeborenen von der niederländischen Regierung an die englische abgetreten worden) an der Goldküste wird der Times aus Freetown, Sierra Leone, unterm 28. Juni geschrieben: Am 14., dem Tage, an welchem das Königsquartier von Elmina bombardirt und zerstört wurde, erließ Oberst Harley, der General-Administrator der westafrikanischen Niederlassungen, eine Proclamation, welche Elmina und die umliegenden Bezirke in den Belagerungszustand erklärte. Ehe irgend welche Schritte gegen Elmina ergriffen wurden, erging an die Einwohner die Aufforderung, ihre Waffen abzuliefern, da sonst zu extremen Maßregeln geschritten werden würde. Sie weigerten sich, Dieß zu thun, und obwohl eine Deputation von 19 Elmineser Häuptlingen nach dem Castell von Elmina kam, weigerten sich dieselben, nur eine einzige Muskete herauszugeben. Dann begann das Bombardement des rebellischen Quartiers. Die meisten der loyalen Einwohner suchten eine Zuflucht im Castell von Elmina. Während der Beschießung flüchteten die rebellischen Elmineser in die Büsche. Nachdem das Bombardement vorüber war, betraten sie wieder die Stadt und hatten ein Scharmützel mit den Marine-Soldaten, in welchem ein Marine-Soldat getödtet wurde. Später am Tage rückten etwa 4000 Aschantis vor und griffen das gegenüberliegende oder Gartenquartier der Stadt an. Nachdem sie in die Gärten gedrungen, wurden sie von Oberst Festing an der Spitze der Marine-Soldaten, der Houssas und eines Detachements des zweiten westindischen Regiments, im Ganzen ungefähr 400 Mann, angegriffen. Es entspann sich nun ein scharfes Gefecht. Die Aschantis zeigten große Bravour und rückten unter einem sehr heftigen Feuer bis auf weniger als 150 Ellen von den Truppen entfernt vor. Da das Terrain ihnen keine Deckung gewährte, konnten sie im Freien dem Feuer der „Sniders“ nicht Stand halten und wurden mit schwerem Verlust zurückgeschlagen. Nachdem sie aus den Gärten vertrieben worden, wurden sie die Salzmoräste entlang verfolgt, worunter sie heftig litten. Zwei holländische Flaggen wurden ihnen weggenommen. Die Truppen hatten weder Kanonen noch Mitrailleusen mit sich. Die Aschantis hatten einige Zeit vorher Capitän Turton, dem militärischen Commandanten von Elmina, eine Botschaft gesandt, worin sie ihre Absicht erklärten, die englische Flagge niederzureißen und die holländische wieder aufzurichten. Ein Aschanti von hohem Rang fiel bei Elmina. Seine Leiche wurde von den Aschantis vom Felde getragen, eine Ehre, die sie nur den größten Häuptlingen zollen, da sie in der Regel niemals versuchen, die Leichen der in einer Schlacht Gefallenen wegzuführen. Am 15. wurde ein Detachement von 100 Mann des zweiten westindischen Regiments abgesandt, um die todten Aschantis zu begraben; sie scharrten über 270 ein. Am 22. d. brachten zwei Fantis, die aus dem Lager der Aschantis, wo sie gefangen gehalten worden, entkommen waren, die Kunde nach Cape Coast, daß die Aschantis in Donquah, ungefähr 15 Meilen von Cape Coast, einen großen Kriegsrath hielten, bei welchem der König und alle großen Häuptlinge zugegen waren. Es wurde beschlossen, Cape Coast am 27. anzugreifen und zu versuchen, es durch Sturm zu nehmen. Zu diesem Behufe hatten sie mehrere hundert Sturmleitern vorbereitet. Beim Empfang dieser Kunde wurden alle disponibeln Blaujacken und Marine-Soldaten von den Schiffen gelandet, um die Garnison von Cape Coast zu verstärken. Oberst Festing kam sofort von Elmina herüber, um das Commando in Cape Coast zu übernehmen. Trotz der starken Streitmacht, die jetzt in Cape Coast steht, und der daselbst getroffenen Vor-

bereitungen besorgt man, daß die Aschantis einen Nachtangriff machen werden, in welchem Falle die Truppen verhältnißmäßig machtlos sein würden, da die enorme numerische Ueberlegenheit der Aschantis ihnen große Vortheile in einem Handgemenge gewährt. In Folge der großen Anzahl von Flüchtlingen, die nach der Stadt geströmt sind, dürfte sicherlich großer Lebensmittelverlust entstehen. Man schätzt, daß über 50,000 Aschantis in der Nähe von Cape Coast für den Angriff concentrirt sind.

Miscellen.

Berlin, 15. Aug. Ein eigenthümlicherer Eisenbahnunfall, wie er vorgestern Morgen in Düsseldorf stattfand, dürfte sich wohl schwerlich schon ereignet haben. Die Locomotive „Spicheren“ des um 7½ Uhr daselbst eintreffenden Berliner Schnellzuges fuhr nämlich sammt einem Personenwagen durch das den Bahnhof abschließende Gitterthor, dann quer über die Friedrichsstraße buchstäblich in das Möbelmagazin des Herrn A. Arnold hinein, woselbst sie erst nach angerichteter großer Zerstörung in dem mit werthvollen Möbeln angefüllten Magazine zum Stillstand kam. Der Besitzer jenes demolirten Magazins, C. Arnold, überraschte seine hiesige Familie am Tage des Unfalles mit folgendem Telegramm: „Courierzug durchs Magazin gefahren. Gott sei Dank Niemand verunglückt. Alles gesund.“ — und beeilte sich, am folgenden Tage folgende Aufklärungen zu der Depesche zu liefern: „Es war gestern Morgen 7½ Uhr, als ich mit meiner ganzen Familie im Zimmer saß und den Kaffee einnahm. Ich war fertig und stand eben auf, um ins Geschäft zu gehen. Wie ich zufällig aus dem Fenster schaue, kommt auf dem Bahnhof ein Personenzug mit der ganzen Schnelligkeit, wie er auf freier Strecke fährt, an. Ich übersehe sofort die ganze Katastrophe und rufe: Wir sind Alle verloren! der Zug geht durchs Haus! Alles hinaus aus dem Zimmer nach hinten! Ehe wir aber die Zimmerthür erreichen konnten, in kaum 15 bis 20 Secunden, war Alles geschehen; die Locomotive war durchs Magazin gefahren, hatte die Vorder- und eine Mittelmauer durchbrochen und stand mit den Puffern an der Treppe im Hausgang. Das Haus stürzte nicht zusammen, aber meine nächste Befürchtung war jetzt, es würde ein Brand entstehen. Die Treppe konnte ich nicht hinunter; die Passage war durch Rauch und Dampf unmöglich geworden. Ich stieg also über ein kleines Dach auf einer Leiter hinunter nach dem Hof, um den Feuerhahn der Wasserleitung zu öffnen. Leider war diese von der Straße aus durch die Locomotive zusammengedrückt und unbrauchbar gemacht worden. Jetzt ließ ich sofort Leitern am Ende des Hauses anlegen, wohin sich meine Familie geflüchtet hatte, um eventuell sie von der Straße aus zu retten. Durch die Hilfe meiner eigenen Arbeiter und einiger dreißig Maurer und Zimmerleute, die an einem gegenüberliegenden Neubau arbeiten, wurde größeres Unglück verhütet. Sofort ließ ich alle Fenster absteifen und Stützen gegen das Haus stellen, um den Einsturz des Giebels zu verhindern, der auch bis jetzt glücklich verhütet ist. Die Locomotive tobte noch bis 11½ Uhr. Sie steht noch im Hause, und es kann noch einige Tage dauern, bis sie herausgeschafft ist, denn zum Theil ist das Kellergewölbe schon eingestürzt, und es wird keine leichte Aufgabe sein, sie vom Platze zu bringen, da sie 700 Centner wiegt. (Germ.)

(Modernes Heirathen.) Heirathsgesuche greifen in fast allen gelesenen Zeitungen in solchem Maße um sich, daß sie mit Recht die statistische Beobachtung auf sich lenken. Dr. Schwabe hat aus der gelesensten Berliner Zeitung über 400 solcher Gesuche gesammelt und untersucht. Es ergibt sich daraus, daß fast dreimal so viel Männer als Frauen auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Heirathsgesuchs in den Hafen der Ehe einzulaufen versuchen. Merkwürdigerweise machen die Frauen an das Alter der ersehnten Zukünftigen weniger Ansprüche als die Männer, denn während 81 Proc. Frauen gegen 56 Proc. Männer vom Alter ganz absahen, machten 32 Proc. Männer und blos 6 Proc. Frauen Anspruch auf die Eigenschaft „jung“. Betrachtet man die Eigenschaften, so gibt man von männlicher wie von weiblicher Seite in dem Heirathsantrage resp. Gesuche am meisten auf Intelligenz, am wenigsten auf die Confession. In Bezug auf Confession ergibt sich, daß relativ die Israeliten am häufigsten den Weg des öffentlichen Angebots wählen, um ein Ehegespons herbeizuloden. Denn allein diejenigen Personen der jüdischen Confession, welche dieselbe erklärten, betrugen 6 Proc. Männer und 13 Proc. Frauen. Der Umstand, daß 13 Proc. Männer und 33 Proc. Frauen auf die Familie recurriren, beweist, daß das Bedürfniß einer unbescholtenen, geachteten Familie hinsichtlich der Verheirathung einer weiblichen Person wichtiger ist, als der einer männlichen. Die Frauen halten es für nothwendiger als die Männer, Aussagen über ihren Besitzstand zu machen, und zwar genau für doppelt so nothwendig. Die Angabe eines bestimmten Vermögens findet sich bei 7 Proc. heirathslustigen Männern, dagegen bei 41 Proc. heirathslustigen Frauen, so daß die Frauen überzeugt zu sein scheinen, daß auch in Eheschließungssachen das Geld die Hauptsache sei. Ueber den Beruf ist nicht viel zu sagen, aber auffällig ist die große Zahl der Kaufleute, Banquiers und Fabrikbesitzer, welche 53 Proc. ausmachen; diese Zahl spricht nicht zu Gunsten der Geschäftskreise, auf welche sie sich bezieht.

Zu Schliemann's Schatz des Priamos schreibt man der Köln. Ztg.: Schon glaubten wir das Schauspiel der Entdeckungen in Troja nach der selbsteigenen Ankündigung und dem Plaudite des Unternehmers abgeschlossen, als der Vorhang sich noch einmal erhebt und ein Nachspiel uns überrascht, in welchem Schliemann nach vorsichtiger Entfernung seiner Arbeiter mit Todesverachtung den goldenen Schatz des greisen Priamos unter der den Einsturz drohenden Mauer „ausschneidet“ und die treue Gattin unter dem Palladium ihres Umschlagstuches ihn in Sicherheit bringt. Wir wollen hoffen, daß das reine Gold sich nicht wie bei manchen Schatzgräbern als schwarze Kohle am hellen Tage zeigt, und sehen den ausführlichen Mittheilungen in dem angekündigten Werke mit Spannung entgegen, besonders aber der Untersuchung dieses großen Fundes durch Kunstverständige, sobald er in Athen öffentlich aufgestellt ist: aber wie merkwürdig auch diese Entdeckung sei, dem Glauben, an der Stätte, wo Schliemann nachgrub und wo schon früher so Vieles entdeckt wurde, die Reste der zerstörten „heiligen Ilios“ aufsuchen zu können, diesem Glauben fehlt es so sehr an jeder Grundlage, daß er sich als Aberglaube dem ersten Blicke zu erkennen gibt. Schliemann hat tiefer als einer vor ihm, wie er sagt, seine Nachgrabungen verfolgt, aber auf dem Boden von Ilion, das man jetzt gewöhnlich als Neuilion bezeichnet, von den Türken aber die Stadt der Paläste genannt wird. Ilios selbst war bis auf den Grund wie das alte kadmeische Theben zerstört; das war die allgemeine Stimme des griechischen Alterthums, die sich trotz aller Ansprüche des späteren auf anderem Boden entstandenen Ilion bei den Römern bis zur Zeit des Nero (bei Lucan) erhalten hat, neben welcher die Behauptungen von Ilion, noch später vom sogenannten Dorfe der Ilier, auf ihrem Boden habe des Priamos Stadt sich erhoben, gar nicht in Betracht kommen. Die Ausgrabungen auf dem Boden von Ilion, über welche wir uns vorläufig jedes Urtheils enthalten, können nur Reste der von den Aeolern mindestens anderthalb Jahrhundert nach der Zerstörung von Ilios angelegten Stadt an's Licht gebracht haben. Immerhin würden sie, wenn sie sich bewähren, höchst dankenswerth bleiben, nur berichte man einfach, treu und redlich, was man gefunden. Die Wissenschaft wird das wirklich Gefundene trotz aller Schrullen gebührend anerkennen und Schliemann's Ausdauer rühmend gedenken, wenn es der erregten Erwartung irgend entspricht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 99. Speyer, Samstag, den 23. August 1873.

* Wasgauwanderung.

Wer recht im Segen wandern will,
Muß in den Wasgau gehen,
Wie ist's im Wald so heimlich still,
Welch' kräft'ge Düfte wehen!

Da gibt's noch Wälder unentweiht
Von eit'len Menschenfüßen,
Wo uns die Geister alter Zeit
Aus mächt'gen Wipfeln grüßen.

Da hörst du wie im hohen Dom
Gar wunderbare Worte
Und ferne rauscht des Lebens Strom
Vor der verschloss'nen Pforte.

Vom Riesenfelsen hoch umschanzt
Glänzt rein des Waldbachs Quelle,
Drin strahlt des Himmels Bild und tanzt
So traulich die Forelle.

Dort führt des Wegs verwachs'ne Spur
Zu Burg- und Felsentrümmern,
Worauf der ewigen Natur
Lichtgrüne Banner schimmern.

Und neu gestärkt im Wunderbad
Der würz'gen Waldesdüfte,
Geht's leicht empor auf kühlem Pfad
In's Reich der Himmelslüfte.

Ich jauchz' entzückt im Hochgenuß
In's Meer der Berg' und Wälder,
Und grüß' den heil'gen deutschen Fluß,
Der Heimath goldne Felder.

Grüß Gott dich, schönes Bruderland,
Im Westen und im Süden,
Der Herr, der dich mit uns verband,
Laß neu dich blühn im Frieden!

Die Berge glühn im Abendschein,
Die Nacht geht um die Halde —
Ich geh' mit Gott so ganz allein
Im stillen, stillen Walde.

Ch. Böhmer.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von
Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Er öffnete die Thür des Gemaches, eine Schaar Soldaten der Republik, die hinter derselben postirt waren, schritten vor und drangen auf Victor zu, sich seiner zu bemächtigen, während Alice zu den Füßen Pierre's sank, der unbewegt, mit höhnischem Lächeln auf sie niederschaute. „Gnade!" rief sie, „Gnade, Entsetzlicher! Raube der Verzweifelnden nicht den Gatten." Sie sprang empor und stürzte zu ihrem Gatten, der vergeblich sich der Uebermacht und der Gewalt zu entziehen suchte. „Ich folge Dir, Victor," rief sie, „nimm mich mit Dir, wohin Du gehst, Kerker und Tod will ich mit Dir theilen, nur laß mich nicht allein, schutzlos in der Gewalt dieses Elenden."

„Fort mit dem Aristokraten!" befahl Lavergne. „Die Bürgerin bleibt!"

„Pierre!" rief Victor, sich in den Händen der Soldaten windend, „Alles will ich Dir vergeben, Mord und Verrath, selbst den letzten, den furchtbarsten, nur laß mein Weib mir folgen, mag mein Kind in den Mauern des Kerkers das Licht der Welt erblicken; sei barmherzig, raube mir den letzten Trost, raube mir meine Alice nicht."

„Fort mit ihm!" donnerte Lavergne. „Die Bürgerin bleibt."

„So treffe Dich Gottes Fluch!" rief Victor in höchster Leidenschaft, „und Haß und Rache schwöre ich Dir, Pierre Lavergne, entkomme ich lebend Deinem Grimme; falle ich, ein neues Opfer Deiner Bosheit, so komme mein Blut auf Dein Haupt, und droben sollst Du mir Rede stehen, droben am Richterstuhl des Allmächtigen! . . . ." Er konnte nicht vollenden, denn rohe Arme ergriffen ihn und zogen ihn fort. Derselbe Wagen, der einst Leonie von Kerdingen in's Gefängniß der nächsten Stadt befördert hatte, führte heute ihren unglücklichen Sohn demselben Ziele zu. Alice versuchte der Truppe nachzustürzen, aber eisern hielt sie die Hand Pierre's zurück. „Du bleibst, mein Täubchen," sagte er höhnend, „die Kerkerluft könnte Deine Wangen bleichen und hier sollst Du es gut haben und in Freuden leben."

Gewaltsam stieß ihn die junge Frau von sich. „Gib mir den Tod, Unmenschlicher!" rief sie in höchstem Affect, „aber mißbrauche nicht die Gewalt, die Deine entsetzliche Macht Dir verleiht, gegen ein verlassenes Weib."

„Vielleicht thäte ich's nicht", zischelte Pierre, trügst Du einen andern Namen. Aber ich muß, um

meinem Schwur zu genügen, meine Rache vollständig ausführen."

Laut schrie Alice auf, ein entsetzlicher Augenblick stand ihr vor Augen, wie Wahnsinn blitzte es durch ihre Seele; undeutlich, wie im furchtbaren Traum, vernahm sie die Stimme Lavergne's; jetzt fühlte sie ihn in ihrer Nähe, — da vergingen ihr die Sinne und ohnmächtig, mit schrillem Wehelaut sank die Bedauernswerthe zu Boden. Auf den Ruf Lavergne's erschien die alte Dienerin, um der Leidenden beizustehen, während er selbst, wie von Furien gepeitscht, aus dem Zimmer stürzte und sich im einsamsten Gemach des weitläufigen Gebäudes einschloß.

Mitleidig blickte die alte Frau auf die Leidende, während sie beschäftigt war, ihr den möglichen Beistand zu leisten. „Armes, armes Kind", murmelte sie vor sich hin, „es wäre besser, Du erwachtest nicht wieder zum Leben." Der Wunsch der Alten ward erhört. Alice von Kerdingen kam aus ihrer Bewußtlosigkeit nicht wieder zu sich. Ihr Auge schloß sich noch in derselben Nacht zum ewigen Schlummer — und vergebens drang die Stimme eines rosigen Kindleins in das Ohr der todten Mutter, kein liebender Arm streckte sich aus, es an das Mutterherz zu drücken.

— — — — — —

Zwei Tage später verließ ein einsamer Leichenzug das Schloß. Vier Männer trugen einen einfachen hölzernen Sarg auf den Gottesacker des Dorfes, wo sie ihn an verborgener Stelle in die Erde senkten; es waren die sterblichen Reste Derjenigen, die dem Glücke und der Freude entgegen zu ziehen hoffte jenseits des Oceans. Sie hatte den Schmerz gefunden, die Verzweiflung und nun das Grab. Die Glocken des Dorfes und des Schlosses läuteten nicht Trauer um die gestorbene Gattin des rechtmäßigen Besitzers, aber ein frischer Hollunderbusch grünte und duftete neben dem frischen Hügel, den kein Kreuz, keine Blume schmückte, und in seinen Zweigen flötete lustig die Nachtigall ein zärtliches Liebeslied.

6.

In demselben Gemach, wo vor wenigen Wochen die eben geschilderte Scene stattgefunden hatte, saß heute Brigitta am geöffneten Fenster, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, dann und wann eine Thräne aus den Augen wischend. Wie furchtbar hatten die wenigen Jahre die ehemalige Dienerin Leonie's von Kerdingen gealtert! Sie war niemals schön gewesen; aber nun trugen die unverkennbaren Spuren des Grams und eines eben überstandenen Leidens noch mehr dazu bei, ihrem Antlitz jedes Anziehende zu benehmen. Ihre Kleidung, einfacher als früher, wo sie, um Pierre zu gefallen, keine Hülfsmittel der Kunst verschmäht hatte, wozu ihr die Toilette ihrer Herrin hinreichende Mittel lieferte, war ärmlich zu nennen und unterschied sich durch nichts von der Tracht der übrigen Dienerschaft des Hauses. Jetzt fuhr sie empor, draußen ertönten Schritte, die Thür ward geöffnet und in reicher Kleidung, Sporen an den Stiefeln, erschien Pierre Lavergne im Gemach. „Ich vernahm Deine Wiederkunft", sagte er mit unfreundlichem Tone, „und ich will mich ihr nicht widersetzen, wenn Du mir versprichst, Dich nicht zu vergessen und Deine Stellung in meinem Hause anders zu betrachten, als die einer bevorzugten Dienerin."

„Ich mache keinen Anspruch, Eure Gattin genannt zu werden, Pierre Lavergne," sagte Brigitta traurig, „denn thäte ich's, so wäre ich wohl meines Lebens kaum sicher. Wenn ich Euch zwang, eine heimliche Ehe mit mir einzugehen, so geschah es unseres Kindes willen, dessen Zukunft ich sicher stellen wollte."

„Das wird geschehen", erwiderte Pierre. „Sobald es herangewachsen, werde ich es zu mir nehmen und als meine Tochter anerkennen; bis dahin mag es mit dem Knaben, den ich Dir gesandt, gemeinschaftlich auferzogen werden."

„Das arme, unglückliche Kind!" rief Brigitta. „Pierre, ich beschwöre Dich, was hast Du mit jenem schuldlosen Wesen vor, dessen Eltern durch Dich in Elend und Tod getrieben, dessen Besitzthum Du geraubt und das nach Recht und Gebühr Dein Herr sein sollte!"

„Schweig', Weib!" fiel Pierre gereizt ein, „schweig' und reize mich nicht, man macht schon ohnehin in der Stadt zu viel Umstände mit den Aristokraten. Die goldenen Tage Frankreichs sind vorüber, seitdem die Guillotine den Dienst versagt. Dennoch aber habe ich das Todesurtheil gegen ihn durchgesetzt, um jeder Sorge enthoben zu sein, — und was den Sohn anbetrifft, so werde ich ihn zum Stallmeister ausbilden lassen, und zeigt er sich intelligent, ihn vielleicht zu meinem Secretär erheben."

„Unmensch!" rief Brigitta empört. „O, wäre ich nicht durch feste, unzerreißbare Bande an Dich gefesselt, durch die Bande des Verbrechens, durch unser Kind, das mein einziger Trost, mein einziges Glück auf Erden geworden! Statt, wie Du mir vorgaukeltest, um Deine Taschen zu füllen, Deinem Freunde den Besitz seiner Väter zukommen zu lassen, erkauftest Du diesen selbst mit seinem eigenen Gelde; statt ihn zu warnen, verräthst Du ihn, — statt das Leben der unglücklichen Gräfin zu retten, beschleunigst Du ihren Tod, — o Fluch Dir, Fluch mir selber, Deiner Mitschuldigen!"

Pierre lachte höhnisch. „Wenn Fluchen Deinem Gewissen Linderung verschafft", sagte er, „wohl, so fluche immerhin! Aber hüte Dich, daß nie ein fremdes Ohr Deine Beschuldigung vernehme. Bedenke, daß meine Rache selbst unser Kind nicht verschonen würde, und ich glaube, Du kennst mich."

„Ja, ich kenne Dich," flüsterte Brigitta schaudernd. „Sei unbesorgt, ich werde schweigen. Aber lauter als ich wird Dein Gewissen zu Dir reden, und das schüchtert keine Drohung ein . . . ."

„Genug des Schwatzens!" unterbrach Pierre die Frau barsch. „Ich gehe in mein Zimmer, meinen Anzug zu wechseln; sorge, daß ich in einer Stunde die Abendtafel gedeckt finde, und vergiß nicht, einige

Flaschen des Ungarweins, den ich heute erhalten, aufsetzen zu lassen."

Mit diesen Worten entfernte er sich. Brigitta blieb allein in dem dämmerigen Gemach. Ihr Haupt sank tief und tiefer; sie achtete nicht des würzigen Duftes, den der Lindenbaum vor dem weit geöffneten Fenster in's Zimmer strömte; sie dachte nicht daran, eine der Kerzen der hohen silbernen Armleuchter anzuzünden.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Wiener Weltausstellung.

IV.

Einer der besuchtesten Plätze der Ausstellung ist das **türkische Kaffeehaus**. Der Orient übt stets einen großen Zauber auf uns aus. Morgen- und abendländische Dichter haben um die Länder des Ostens einen solchen Sagen- und Märchenkranz gewunden, daß uns jene ganze Region wie eine wunderreiche erscheint. Darum eilt die Menge zu dem türkischen Kaffeehause. Das Lokal ist nicht allzu geschmackvoll, von Luxus gar nicht zu reden. Es ist ein viereckiges Holzgebäude, zu dessen erstem Stock, der von einer breiten Veranda umgeben ist und in dem sich der eigentliche Salon befindet, von drei Seiten Treppen hinaufführen. Die Wände des Salons sind mit hellblauen und mattgoldenen Arabesken verziert, die Fenster und Thüren mit farbigen Glasscheiben versehen. In der Mitte der Decke, von der ein Glaskronleuchter herabhängt, ist eine Kuppel von mattem Glase angebracht. Das Mobiliar ist äußerst einfach. Rings an den Wänden laufen hochstellige Holzbänke, mit Polstern von rothem Baumwollenplüsch bedeckt. Die Tische, Stühle und das Büffet unterscheiden sich in nichts von den unter uns üblichen. Hinter dem letzteren, auf welchem allerlei Süßigkeiten aufgestapelt sind, trockene Früchte, Feigen aus Smyrna, Pistazien und in geschliffenen Karaffen Weine aus Cypern und Tenedos, stehen zwei alte Türken in europäischer Kleidung und verabfolgen gravitätisch die geforderten Leckereien. Zwischen den Tischen und der sich drängenden Menge hindurch laufen Kellner, von denen nur eine geringe Anzahl durch ihre Physiognomie und Tracht — Fez, Zuavenjacken, Pluderhosen, weiße, richtiger weißgewesene Strümpfe und Saffian-Hausschuhe — ihren orientalischen Ursprung bekunden, während die übrigen in schwarzem Leibrock nur durch einen Fez, wenn auch vergeblich, sich zu orientalisiren versucht haben. Diese bringen nun dem orientsüchtigen Gaste eine Schale, die nicht größer ist als ein Eierbecher, voll Kaffee, in welchem nach türkischem Gebrauch der ganze Satz gelassen, und dem nach Gutdünken des Koches schon im voraus eine in der Regel zu große Quantität von Streuzucker beigefügt ist, lassen sich die homöopathische Dosis mit vollen zwanzig Kreuzern bezahlen und wundern sich gar nicht mehr, daß die meisten Besucher beim Einschlürfen des trüben, süßlichen Gebräues eine keineswegs zufriedengestellte Miene machen. Was den orientalischen Kaffee anbetrifft, ist man also schell entnüchtert, aber das Rauchen nach echt türkischer Manier, Das muß eine Wonne sein, so denkt manch' Einer und läßt sich einen Narghileh reichen, doch wie wird er auch hiermit enttäuscht! Er legt seine Lippen an den breiten Bernsteinknopf, in welchen die gewundene Röhre der Wasserpfeife ausläuft, und zieht und zieht im Schweiße seines Angesichts, bringt aber trotz aller Anstrengung nicht das kleinste, duftende, blaue Rauchwölkchen heraus. Es geht nicht; er ruft daher einen der dienstbaren Geister herbei. Ist es zufällig ein wahrer Türke, der seinem Rufe Folge leistet, so wird vermittelst der Zeichensprache ihm die Noth geklagt; dieser ergreift dann lächelnd das Mundstück, preßt seine eigenen Lippen fest darauf, thut mit vollster Lungenkraft ein paar mächtige Züge, daß das Wasser in der Flasche brodelt, stößt einige dichte Rauchwolken aus und schiebt die Pfeife dem Gaste wieder zu — welcher sich abermals vergeblich abplagt, dem exotischen Instrument Rauch und Genuß zu entlocken. „Ein Tschibuk wird mir besser munden", sagt er zu sich selbst. Doch auch damit kommt er nicht zu Stande. Die Röhre ist viel zu lang, so daß andere Besucher darüber stolpern, und sobald er das Rauchen nur einen Augenblick aussetzt, geht ihm die Pfeife aus, und er muß einem Kellner winken, damit er von Neuem eine glimmende Kohle auf den krausen blonden Tabak lege, der aber keineswegs besser, nur theurer ist als der, welchen man hier in jedem Trafik kaufen kann. Vor allen Dingen fehlt hier Das, was dem orientalischen Kaffeehause den Stempel der Originalität aufdrückt; ich meine die malerischen Gruppen seiner Kunden. Da kauern die Einen am Boden auf Matten von Palmenbast oder Teppichen von Kameelshaaren und schlürfen behaglich ihren Kaffee, Andere hocken mit untergeschlagenen Beinen auf den Bänken und rauchen und schauen so tiefsinnig darein, wie ein deutscher Philosoph, der über einem neuen Systeme grübelt — denken dabei aber gar nicht; noch Andere spielen Schach mit einem Ernste, als hänge von dem Ausgange ihres Spiels das Schicksal des osmanischen Reiches ab.

Einen wahrhaft überwältigenden Eindruck bringt die hinter dem Industriepalaste gelegene **Maschinenhalle** hervor. Was immer die Ausstellung Großartiges bietet, es ist harmloser Zierrath im Vergleich zu dem, was die Vulkane der Neuzeit in diesem weiten Raume an Erzeugnissen ihres Kopfes und ihrer schwieligen Hände zusammengetragen haben. Alle Fachmänner sind darüber einig, daß in keiner der vorangegangenen Ausstellungen auf diesem Gebiete auch nur annähernd Aehnliches geleistet wurde. Eine schönere, mannigfaltigere und reichhaltigere Sammlung von Maschinen hat die Welt noch nicht gesehen. Es ist kein übermäßiges Geräusch, welches dem in die Halle Eintretenden entgegentönt; zwar ein leises auch nicht, jedenfalls ein schwer zu beschreibendes. Ein monotones Brausen bildet den Grundton, doch bald unterscheidet man, daß es aus sehr verschiedenartigen Tönen zusammengesetzt ist. Man vernimmt ein Schnurren,

Sausen, Heulen, Pfeifen, Brummen, Zirpen, Kreischen, Stampfen, daß Einem ganz wirr im Kopfe wird. Blickt man nun hinab in die unabsehbare Gallerie, so sieht man, wie ringsum es sich regt und rührt und schwingt und arbeitet, fast ohne jede Beihilfe von Menschenhand, und wie in den tausend rastlosen, blitzschnellen Bewegungen und Schwingungen eine Stätigkeit und Gleichmäßigkeit herrscht, die nach keiner Seite das leiseste Abweichen von den vorgeschriebenen Bahnen aufkommen läßt. Die Kraft aber, welche diesen wundersamen Gebilden den belebenden Odem einhaucht, das ist fast überall der Dampf, der mächtige Sohn, entsprossen aus der Ehe der einander feindlichsten Elemente, Feuer und Wasser. Und welches ist die kunstreichste, die sinnreichste, die werthvollste unter diesen tausenden von Maschinen? Die Entscheidung ist schwer, ja unmöglich. Ist es die mächtige, mit majestätischer Ruhe arbeitende Dampfmaschine, welche alle übrigen in Thätigkeit setzt und erhält, oder ist es die kleine, zarte, fieberhaft schnell wirkende Nähmaschine, welche von einem schwachen Mädchen überwacht und geleitet wird? Ist es die Riesenpumpe, welche breite Ströme Wassers in rasender Hast empor- und niederschleudert, oder ist es das klappernde, rasselnde Rädergebilde, welches das Eisen zerschneidet als wäre es Pappe? Da drängt sich das Publikum in neugieriger Aufregung um eine niedrige, unscheinbare Maschine, in welcher ein stählernes, scharfgezahntes Rad mit einer Geschwindigkeit wirbelt, daß man der Bewegung kaum mit dem Auge zu folgen vermag. Ein Arbeiter langt einen dicken Holzstamm gegen das Gezähne hinein; ein zweiter schiebt ihn langsam nach, und in einer Secunde ist das Holz in zwei gleiche Theile getheilt. Daneben beginnt eine andere ihre Arbeit. Wieder hat man einen roh behauenen Stamm hineingeschoben; plötzlich knarrt es und knallt gleich einem Mitrailleusenfeuer, doch statt der Kugelsaat springen zahllose Späne und Splitter hervor, als säßen hundert Schreinergesellen verborgen in den Eingeweiden der Maschine und hobelten um die Wette, und nach wenigen Minuten kommt der Stamm blank und glatt an der entgegengesetzten Seite wieder zum Vorschein. Jenes Gebäude dort mit den Riesenrädern, mit den Kesseln und Röhren ist eine Schiffsmaschine, die keine widerspenstige Meerfluth mehr kennt; dort der submarine Apparat gestattet es dem Arbeiter, tagelang unter der Oberfläche der See zu verweilen: dort erzeugt ein verbessertes Gebläse in der Minute 250 Kubikmeter Wind bei einem Drucke von 20 Centimetern; hier steht die Maschine eines der belgischen Packetboote, welche den Dienst im Canal La Manche versehen und die eine Schnelligkeit von 17 Knoten in der Stunde hervorbringen. Auch die vielbesprochene Bohrmaschine des Mont Cenis ist ausgestellt, welche demnächst ihre Arbeit beim St. Gotthard-Tunnel wieder aufnehmen soll. Doch Alles Dieses sind nur herausgerissene Theile aus der großartigen Sammlung; diese in ihrer Gesammtheit und erschöpfend darzustellen, müßte man dicke Bücher schreiben und hätte die umfassendsten Fachkenntnisse nöthig.

Miscellen.

Die vielfach bezweifelte Ehescheidung der Frau Pauline Lucca ist doch ein Factum. Die „New-Yorker Staatszeitung" hatte den Brief des Herrn v. Rhaden (ihres vorigen Gemahles) veröffentlicht und darin über den Gerichtshof, welcher die Ehescheidung ausgesprochen, ein hartes Verdammungsurtheil gefällt. Darauf hin erhielt das Blatt von dem Advocaten der Sängerin folgenden Brief: „New-York, 30. Juli 1873. An die Redaction der „New-Yorker Staatszeitung". In Ihrer heutigen Ausgabe finde ich eine längere und nicht sehr schmeichelhafte Darstellung der Lucca'schen Ehescheidungsangelegenheit. In Erwiderung darauf und auf die verschiedenen Notizen, die Sie früher über diesen Fall gebracht haben, wünschen wir Ihre Aufmerksamkeit auf das Gesetz über ähnliche Fälle, wie vorliegenden, zu lenken, das Sie im zweiten Band der Statuten des Staates New-York, Seite 150, finden werden, nach welchem „die klagende Partei zur Zeit der Begehung des Verbrechens und zur Zeit der Einreichung der Klage thatsächlich ein Einwohner dieses Staates sein muß". Dies war Alles, was für mich zu beweisen nothwendig war, und ich habe es vor unseren Gerichten bewiesen, um ihnen die Jurisdiction zu übergeben. Mit Bezug auf die Angabe des Barons v. Rhaden, daß er keine Insinuation erhalten habe und vollständig ohne Kenntniß davon gewesen sei, daß ein derartiger Prozeß gegen ihn eingeleitet sei, will ich nur bemerken, daß ich persönlich ihm eine Abschrift der Klage per Post zugeschickt habe, und in Folge dessen verschiedene Besuche von Freunden des Barons v. Rhaden meiner Clientin gemacht wurden. Es liegt ein sehr wichtiger Grund vor, warum Herr v. Rhaden mit der hiesigen Entscheidung nicht zufrieden ist; hätte er ein Scheidungsdecret gegen Madame Lucca in Preußen erhalten, so wäre ihm unter den dortigen Gesetzen ein Viertel der jetzigen und zukünftigen Einnahmen der Madame Lucca zugesprochen worden, während das hier gesetzlich erlangte Decret wahrscheinlich ein unübersteigbares Hinderniß für die Erfüllung dieses Wunsches sein wird. Hochachtungsvoll der Ihrige: Richard S. Newcombe."

Trotz dieses Briefes verharrt ein Theil der amerikanischen Presse in Entrüstung über den Spruch des Gerichtshofes. Am stärksten drückt sich der „New-Yorker Demokrat" aus, welcher das Erkenntniß als eine völkerrechtliche Infamie bezeichnet, die keine andere Wirkung haben kann, als Amerika und seine Institutionen vor dem gesammten Auslande nicht nur als lächerlich, sondern als verächtlich erscheinen zu lassen.

Eine amerikanische Reclame lautet: „Die letzten Worte großer Männer sind oft charakteristisch. „Die Vorhut!" rief Napoleon I. aus, als sein Geist der Erde entfloh. „Licht, mehr Licht!" seufzte Goethe. „Geben Sie doch Hrn. Dayrolles einen Stuhl!" sagte Chesterfield, und zeigte sich auch im Todeskampfe noch höflich. Höchst merkwürdig ist aber der Hingang Jack Bower's, eines Mannes von Geschmack. Derselbe äußerte als letzten Wunsch: „Begrabt mich in dem Rocke, der bei Gebrüder Wohl . . ., Straße Nr. 19, gemacht ist, denn ich will noch im Tode wie bei Lebzeiten Kleider vom besten Schneider in New-York tragen.

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Das Erste wurden wir, als wir das Zweite waren,
Und freuen uns als Erstes und Zweites auf das Ganze!

E. H.

Auflösung der Charade in Nr. 97:
Stiefelknecht.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 100. Speyer, Dienstag, den 26. August 1873.

* Oberpfälzisch.

Alles war geschaffen,
Alles gut geartet;
Reich an holden Farben
Standen Gras und Kräuter,
Und die Blumen lachten
Froh ob ihres Kleides.
Da begann der Herr nun
Auch den Schnee zu bilden,
Sprach: „die Farbe magst du
Immer selbst dir suchen!“
Ging der Schnee zum Grase:
„Gieb mir von dem Grüne!“
Ging zur vollen Rose:
„Von dem Rothe gieb mir!“
„Veilchen, Sonnenblume,
Spendet mir vom Euern!“
Gras und Rose, Veilchen,
Sonnenblumen hießen
Zieh'n den eiteln Armen.
Schnee trübselig setzt' sich
An Schneeglöckchen's Seite,
Spricht: „Verschmähst auch du mich,
Muß ich grimmig werden
Von Gemüth, dem Winde
Gleich, der ewig grollet,
Weil er keinem sichtbar.“
„Nimm mein Mäntelchen, bist du's
So zufrieden“, sprach das
Sanfte Glöckchen. Nahm es,
Weiß ist seine Farbe —
Aber allen Blumen
Hält er stete Feindschaft,
Nur Schneeglöckchen hegt er
Treulich seiner pflegend
In den blinkenden Armen. s.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Die Dämmerung wob auf's neue Bilder der Vergangenheit vor ihrer Seele auf, einer glücklichen, schuldlosen Vergangenheit, rein von Verbrechen und Seelenpein. — Und nun? — — Wenn er jetzt aufstiege, der Schatten der gemordeten Herrin, und hinträte vor die ungetreue Dienerin mit blutigem Gewande, und würde flüstern, geisterhaft und drohend ...

„Brigitta!“ tönte es wie ein Seufzer neben ihr. Mit lautem Schrei sprang die Entsetzte auf. „Gott sei mir gnädig!“ stammelten ihre schreckensbleichen Lippen.

„Brigitta!“ tönte es abermals vom Fenster. Das war kein Geisterhauch, das war eine Menschenstimme, und die Dienerin wagte sich schüchtern umzublicken. Da blickte über den Rand des Gesimses das bleiche Antlitz eines Mannes, von langen Haaren umwallt, von Elend und Gram entstellt, in's Zimmer, während seine Hände sich an das Holzwerk geklammert hielten. Brigitta erkannte dies Antlitz: wie gelähmt stand sie da; dann sank sie in die Kniee, die Hände wie beschwörend gegen das Antlitz ausstreckend. „Gnade!“ flüsterte sie, „Gnade für mich!“ „Steh' auf, Brigitta,“ sagte die Stimme von Außen mit ernstem Tone, „erkennst Du mich?“

„Steigt Ihr aus dem Grabe, so erbarmt Euch meiner!“ rief Brigitta, „seid Ihr lebend, so flieht — um Gotteswillen flieht, ehe Pierre Euch findet!“

„Ich bin lebend, Brigitta; der treue Jean, der sich als Gefangenwärter verdungen, um die Leiden der Schuldlosen zu lindern, öffnete mir die Zelle meines Kerkers. Aber nicht eher fliehe ich, bis ich weiß, was aus meinem Weibe geworden. Brigitta, wo ist Alice?“

„Droben,“ stammelte die Dienerin, „weit über Erdenglück und Verfolgung.“

„O, Rache, Rache an dem dreifachen Mörder!“ rief Victor in höchster Verzweiflung. „Nicht wahr, auch mein Kind, meine Hoffnung — das Glück meiner Zukunft, starb im Schooß der Mutter?“

Brigitta erhob sich. Namenlose Angst prägte sich in ihren Zügen aus. „Flieht, flieht, um Gotteswillen, Graf Victor,“ flüsterte sie, „ich höre Schritte, es ist Pierre, flieht, Eures Kindes halber, daß er Euch nicht finde.“

„Meines Kindes halber?“ schrie Victor auf, jede Rücksicht vergessend. „Mein Kind lebt?“

„Flieht — es lebt!“ antwortete Brigitta kaum vernehmbar, den starren Blick der Thür zugewandt. Aber die Gestalt verschwand nicht. Ein unaussprechlicher Ausdruck des Glückes durchleuchtete die bleichen, verhärmten und gealterten Züge Victor's. „Nur noch ein Wort“, flüsterte er, „und ich eile zur Hütte des Bruders meines Jean, der mich verbergen wird, bis die Saat der Rache gereift. — Ist's ein Sohn, den mir Gott beschieden?“

Brigitta antwortete nicht, die furchtbare Aufregung versagte ihr die Sprache; ihr Athem keuchte hörbar. „Ist's ein Sohn?" wiederholte Victor draußen seine Frage. „Es ist . . ." Brigitta vollendete noch nicht, denn geräuschvoll ward die Thür des Zimmers aufgerissen und mit zornglühendem Antlitz stürzte Pierre Lavergne herein. „Mit wem flüsterst Du da, Creatur!" schrie er wüthend. „Ah — wer ist das am Fenster?"

Er stürzte näher, roh die sich entgegenstellende Brigitta zurückschleudernd. Die Dunkelheit gestattete ihm nicht, die Züge des draußen Hängenden zu erkennen; jetzt aber war er ihm nahe, ganz nahe. Brigitta sank abermals in die Kniee. „Heilige Jungfrau, erbarme Dich seiner!" Mit einem wildem Schrei fuhr Pierre zurück; auch er hatte das Antlitz erkannt, er hatte die Spuren erkannt, die seine Thaten darin gegraben. „Pierre Lavergne", tönte die Stimme Victor's, „sei verflucht! — — Wir sehen uns wieder!"

Die Gestalt versank. Einen Augenblick lang stand Lavergne wie geblendet da: dann riß er eine Pistole aus der Seitentasche seines Kleides, und an's Fenster stürzend, drückte er ab, auf's Gerathewohl in die Dunkelheit hinein. Kein Schmerzensruf, kein Klagelaut drang durch die Stille des Abends, denn der Schuß Pierre's war fehl gegangen, im entscheidenden Moment hatte sich Brigitta an ihn gedrängt und gewaltsam den Arm, der die Pistole hielt, in die Höhe geschleudert, daß die Kugel in die Krone der Linde fuhr und langsam von Ast zu Ast durch das düstere Blätterwerk rollte. Das Antlitz Lavergne's war furchtbar anzusehen; seine Wangen waren todtenbleich und seine Augen schienen Feuer zu sprühen. Die gebeugte Gestalt Brigittens brach fast zusammen unter dem gewaltsamen Druck seiner Hand. „Weib", sagte er mit zornerstickter Stimme, „was hält mich ab, daß ich Dich nicht erdrossele?"

„Tödtet mich, Pierre Lavergne," sagte die alte Dienerin furchtlos, „ladet nur einen neuen Mord auf Eure Seele; glaubt Ihr mit meinem Blute seinen Fluch zu tilgen?"

„Er, ha! er soll mir nicht entgehen!" schrie Pierre wüthend. „Hat List oder Bestechung seinen Kerker geöffnet, so will ich es sein, der ihn, jetzt doppelt strafbar, der Gerechtigkeit auf's Neue überliefert. Wie einen Hirsch will ich ihn hetzen! Alles soll aufgeboten werden, den höchsten Satz auf seinen Kopf, und nicht eher will ich ruhen, bis ich mich seiner entledigt habe und ungestört schlafen kann!"

Er stürzte hinaus. Seine Stimme tönte durch das Schloß, und alle Arme setzte sein Befehl in Thätigkeit. In's Dorf wurden Boten gesandt — und jetzt tönte auch von der Stadt der Kanonenschuß herüber, der Umgegend die Entweichung eines Gefangenen verkündend.

In ihrer Kammer aber lag vor einem Muttergottesbilde Brigitta in inbrünstigem Gebet. Nicht für das Seelenheil der verrathenen Herrin allein stieg ihr Flehen zum sternenübersäeten Nachthimmel empor; nicht für das Gelingen der Flucht des Grafen Victor, — sie flehte für ihr Kind, daß auf seinem Haupt nicht die Schuld der Mutter gesühnt werde von der Hand des ewigen Weltenrichters.

Vergebens war alles Forschen, vergebens, daß man nach mit nutzlosem Suchen verbrachter Nacht jedes Haus, jede Hütte der Umgegend der genauesten Durchsicht unterwarf. Victor von Kerdingen war verschwunden. Wohin er entkommen, war ebenso unerklärlich, als die Weise, wie er sich aus dem Gefängniß zu befreien gewußt hatte, denn die beiden Schließer desselben stimmten in ihren völlig unverdächtigen Aussagen vollkommen überein. Allmälich kam die ganze Sache in Vergessenheit und die Zeit und ihr Treiben ging darüber hinweg, wie der Wüstensand über den Wanderer. Ob aber Pierre Lavergne die ersehnten ruhigen Nächte gefunden hatte?

7.

In der Halle des Schlosses Kerdingen ging es lebhaft zu. Um den Kamin, in dem mächtige Scheite Holz flammten zum Schutz gegen die durchdringende Kälte eines Winterabends, drängte sich eine Gruppe von Landleuten und Dienern, in sichtlicher Aufregung zu einander redend, während in einem dunklen Winkel des weiten Raumes eine Greisin in unscheinbarer Tracht in einem Sessel kauerte, die Hand müßig an die Spindel des Rades gelehnt, das vor ihr stand, und mit dem Ausdruck der höchsten Theilnahme den Worten der Männer lauschend.

„Der Herr Charles wird das Fräulein schon wieder auffinden", meinte einer der jüngeren Leute bedächtig, „und sollte er sie den verfluchten Chouans ganz allein abjagen."

„Der Herr Charles, von dem wir alle wissen, daß er ein Auge auf das Fräulein geworfen hat? Nun, es ist ein hübscher, schmucker Bursche, würde sie dort wohl vergebens suchen", erwiederte ein Greis bedächtig, „selbst wenn der alte Herr Lavergne ihm die Hand seiner Tochter verspräche, denn meiner Meinung nach befindet sich Marguerita Lavergne nicht in ihren Händen."

So geheimnißvoll war der Ton des Alten, daß die ganze Versammlung, von einem Schauer ergriffen, sich näher an ihn drängte. „Sprecht, Vater Lobric", nahm endlich einer der Diener das Wort, „wenn die Chouans, deren Macht täglich im Zunehmen begriffen, sich nicht des Fräuleins bemächtigt haben, in wessen Hand sollte sie sich denn befinden?"

„In der Hand des Unbekannten!" murmelte der Alte kaum vernehmbar. Die Leute am Herde blickten scheu um sich. Nur ein junger Bursche, der erst seit einigen Tagen auf dem Schlosse arbeitete, wagte die neugierige Frage, wer dieser Unbekannte sei, der so große Furcht einzuflößen scheine?

„Das ist eine kurze, aber seltsame Geschichte", erwiderte der Greis. „Vor etwa zwei Monaten wanderte ein alter Mann mit weißem Barte im Dorfe ein. Niemand wußte, woher er kam, Niemand kannte ihn. Er kaufte gegen einen geringen Betrag die ver-

fallene Hütte; die einst unserm Herrn gehört hatte, als die vorige Herrschaft, Gott habe sie selig, noch am Leben und Pierre Lavergne ein armer Bauernknabe war. Seine Papiere waren in Ordnung; er belästigte Keinen und dennoch waren kaum zwei Wochen seit seinem Hiersein verstrichen, als sich das Gerücht verbreitete, der Fremde sei ein Zauberer, der schwarze Kunst treibe; er vermöge unsichtbar in jedes Haus zu schleichen und besuche in dunkler Nacht die Gräber der Todten, um daraus Prophezeiungen zu erlauschen. Auch bis zu den Ohren unseres Herrn drang endlich die Kunde von dem Erscheinen des Alten und beunruhigte ihn sichtlich, um so mehr, da er vernahm, der Fremde habe sich auf das Genaueste nach ihm, seiner Vergangenheit und seinen Verhältnissen erkundigt. Er befahl, denselben auf das Schloß zu führen, aber die abgesandten Leute kamen zurück, ohne ihn mitzubringen; als ob der Mann die Ladung vorher gekannt, er war plötzlich verschwunden, und erst nach einigen Wochen tauchte er im Dorfe wieder auf."

(Fortsetzung folgt.)

Die Fluß-Verhältnisse des Oberrheins zwischen Straßburg und Maxau.

Ueber diesen Gegenstand schreibt man der „Köln. Ztg.": Der Rhein hat zwischen Straßburg und Lauterburg eine Länge von 59,140 M. und ist zwischen den nun fast vollständig geschlossenen Correctionsbauten (Parallelwerken) 250 M. breit. Zwischen Straßburg und Lauterburg liegen am elsässischen Ufer 32, am badischen Ufer 31, zusammen 63 Kiesbänke in durchschnittlich 1878 M. Entfernung, jedoch verschränkt, so daß je eine am badischen Ufer liegende Bank gegenüber dem Punkte in der Mitte zweier elsässischer Kiesbänke liegt. Die gegenseitige Entfernung je einer elsässischen Bank von der zunächst unterhalb am anderen (badischen) Ufer liegenden Bank ist daher die Hälfte obiger Entfernung oder = 939 M. Der Thalweg des Rheins (d. i. die Verbindungslinie der größten Wassertiefen) schlängelt sich in einer sehr regelmäßigen Serpentine zwischen diesen abwechselnd rechts und links liegenden Kiesbänken hindurch. Wo eine Kiesbank an einem, z. B. am badischen Ufer liegt, ist gegenüber am anderen (elsässischen) Ufer wegen der dadurch entstehenden Profilverengung die größte Tiefe; der Thalweg liegt also in diesem Falle am elsässischen Ufer. Die nächstfolgende Kiesbank (thalabwärts) liegt alsdann am elsässischen Ufer, der Thalweg gegenüber am badischen Ufer. Die Entfernung der zwei auf einander folgenden Punkte, wo der Thalweg in dieser Weise abwechselnd am einen und am anderen Ufer liegt, ist eben so groß wie die Entfernung zweier unmittelbar auf einander folgenden Kiesbänke, oder durchschnittlich 1878 M. — Zwischen zwei unmittelbar auf einander folgenden Kiesbänken kreuzt der Thalweg in schräger Richtung (in einem Winkel von etwa 30 Grad) die Flußaxe. Er kreuzt hierbei auch den Verbindungsrücken der beiden unmittelbar auf einander folgenden abwechselnd am rechten und linken Ufer liegenden Kiesbänke, welche Stelle die Schwelle genannt wird. Hier ist jederzeit die kleinste Tiefe des Thalweges. Solche Schwellen sind für die Schifffahrt von der höchsten Wichtigkeit, da die jeweilige Fahrtiefe an denselben die Eintauchung resp. Ladungsfähigkeit der Schiffe bedingt. Die sämmtlichen Kiesbänke werden alljährlich im Winter, weil sie zu dieser Zeit über Wasser hervorragen, aufgenommen und sammt dem zwischen ihnen hindurch serpentinirenden Thalweg in die Rheinstromkarten eingetragen. Sodann wird gleichfalls im Winter der Thalweg mehrmals auf die ganze Länge, und namentlich mit Sorgfalt an den sogenannten Schwellen, absondirt und werden die gefundenen Tiefen auf 0 straßburger Pegel reducirt, als Längenprofil des Thalwegs aufgetragen.

Es ergibt sich für die Schifffahrt, daß an der schlechtesten Stelle des Thalwegs zwischen Straßburg und Lauterburg durchschnittlich in den 6 Wintermonaten 1,15, in den 6 Sommermonaten 2,12 M. Fahrwassertiefe vorhanden ist. Zwischen Lauterburg und Germersheim ist das Fahrwasser noch etwas besser, indem die schlechteste Stelle bei Kilom. 6 im neuburger Durchstich in jüngster Zeit noch 1,28 unter 0 straßburger Pegel zeigte. Auch gehen bekanntlich regelmäßig im Sommer Schleppzüge mit Ruhrkohlen bis Maxau und in einzelnen Fällen bis Plittersdorf-Selz (Rastatt). Hiermit ist bewiesen, daß die Wassertiefen im Thalweg des Rheines von Straßburg abwärts kein Hinderniß der Schifffahrt bieten, da durchschnittlich in den 6 Wintermonaten Schiffe von 1,00 M. und in den 6 Sommermonaten solche von 2,0 M. Tiefgang, im Monat Juni sogar solche von 2,30 M. Tiefgang ungehindert passiren können. Ein anderer gegen die Schiffbarkeit des Rheins erhobener Einwand ist der, daß die Kiesbänke und der Thalweg sich fortwährend verändern und deßhalb das Fahrwasser höchst unzuverlässig sei. Dies ist durchaus nicht der Fall. Das eigentliche Vorrücken der Kiesbänke findet in normalen Wasserstandsjahren nur in den 6 Sommermonaten Statt, wenn der Rhein in Folge der Schneeschmelze in den Alpen in den Monaten April und Mai allmälich steigt, bis er im Monat Juni seinen höchsten Stand erreicht. Hierbei werden die Kiesbänke höher und höher überfluthet und die Geschiebe an allen Punkten ihrer Oberfläche in Bewegung gesetzt. Diese Bewegung steigert sich bei normalem Verlauf mit dem Wachsen des Wassers vom April in den Juni und nimmt wieder mit dem Fallen des Wassers vom Juni in den September allmälich ab. Je höher das Wasser die Kiesbank übersteigt, desto größer wird die Geschwindigkeit an der Oberfläche der Kiesbank und in Folge dessen auch an der Flußsohle, und in demselben Maße wächst die Geschwindigkeit der Geschiebe. Diese erfolgt aber nicht, wie vielfach geglaubt wird, in größter Unordnung, indem die Geschiebe bald links, bald rechts geworfen würden. Wenn der Fluß wächst, werden vielmehr die Wasserfäden, da die Unebenheiten der Sohle gegenüber der größer werdenden Tiefe allmälich weniger Einfluß zeigen, mehr und

mehr dem Ufer parallel. Von diesen den Correctionsbauten parallelen Wasserfäden werden die Geschiebe vorwärts gestoßen; sie können, weil stets zwischen parallelen Wasserfäden eingeschlossen, gar nicht rechts und links laufen, müssen sich also um so mehr parallel dem Ufer vorwärts bewegen, je höher der Wasserstand ist oder je schneller die Geschiebe laufen. Auf diese Art werden die Kiesel an der von oben nach unten sanft ansteigenden Oberfläche der Kiesbänke in's Rollen gebracht, die Kiesel laufen alsdann parallel mit dem Ufer auf der schiefen Ebene des Kiesbankrückens thalabwärts und fallen am unteren Ende der Kiesbank, welche hier steil abfällt, in die früher hier vorhandenen größten Thalwegstiefen hinab. Auf diese Art wird die Kiesbank stets oben kürzer, unten länger, d. h. sie rückt vorwärts, thalabwärts, und zwar nicht quer oder schräg über den Fluß, sondern genau parallel mit dem Ufer. Die Kiesbank, welche also beispielsweise am elsässischen Ufer liegt, (während der Thalweg mit 6—8 M. Tiefe unter 0 straßburger Pegel gegenüber am badischen Ufer liegt), bleibt deßhalb fort und fort am elsässischen Ufer, sie rückt nur alljährlich an diesem Ufer thalabwärts.

Mit den zwei unmittelbar auf einander folgenden Kiesbänken, von denen die obere z. B. am badischen, die nächst folgende am elsässischen Ufer liegt, rückt nun auch der zwischen ihnen liegende Verbindungsrücken, welcher die Schwelle heißt, aus gleichen Gründen vorwärts. Da aber bei Abnahme des Hochwassers, wo alsdann die beiden Kiesbänke ihre größte Bewegung vorwärts gethan haben und bei weiterem Fallen des Wassers die höchsten Punkte der Kiesbänke allmälich aus dem Wasser treten, dort also das Vorrücken aufhört, während in dem wieder seine schräge Richtung vom elsässischen an das badische Ufer annehmenden Thalweg noch eine hinreichende Tiefe vorhanden und daher ein Vorrücken der Geschiebe an der Schwelle noch möglich ist, so ist die Folge hiervon, daß die Geschiebe an der sogenannten Schwelle länger im Vorrücken bleiben als die beiden Kiesbänke, über deren Rücken keine hinreichende Geschwindigkeit mehr vorhanden ist. Aus diesem Grunde ist der untere Rand der Schwelle, der sog. **Abfall**, nicht da, wo der Thalweg die Flußmitte kreuzt, sondern stets etwas mehr gegen dasjenige Ufer gelegen, wohin die schräge Thalwegsrichtung thalwärts hinweist, im angenommenen Falle also mehr am badischen Ufer, wie Jedem, der den Oberrhein befahren hat, bekannt ist.

Die **Größe des Vorrückens der Kiesbänke** und **des Thalwegs** hängt nun von den jeweiligen Anschwellungen des Flusses, namentlich von der Höhe der Sommerhochwasser ab, ist daher in den einzelnen Jahren sehr verschieden. Die Kiesbänke sammt der Serpentine des Thalwegs rücken jährlich, und zwar vorzugsweise in den sechs Sommermonaten, ohne daß ihre gegenseitige Lage sich ändert, 300 bis 600 M. zwischen den Normalufern des Rheins abwärts. Eine bei Hüningen liegende Kiesbank braucht sohin bis zur elsässisch-bayerischen Gränze auf 184,140 M. Länge etwa 306 bis 618 Jahre. So lange wird man also unter allen Umständen mit den Geschieben des Rheines zu kämpfen haben. Für die Schifffahrt entsteht mit diesem Vorrücken kein Nachtheil, da 1) bei hohen Wasserständen, wo die Veränderung (das Vorrücken) des Thalwegs am stärksten ist, die Kiesbänke aber überfluthet sind, die Schiffe allenthalben hinreichende Wassertiefe finden, also eine kleine Abweichung vom richtigen Thalweg ohne Gefahr ist; 2) sobald nach solchen Veränderungen der Wasserstand wieder sinkt, die Kiesbänke, auch wenn sie noch überfluthet sind, wie jeder Steuermann weiß, sich an ihrem „Abfall" (unteren Ende) sofort am Wasserspiegel bemerkbar machen, also der Steuermann seinen Weg wieder angezeigt findet. Uebrigens kann an kritischen Stellen die veränderte Thalwegsrichtung, wenn dies nöthig werden sollte, leicht sichtbar am Ufer abgesteckt werden. Dies dürfte jedoch kaum nöthig sein, da am elsässischen Ufer weithin sichtbare Kilometertafeln und Hectometerpfähle angebracht sind, mit deren Hilfe die Orientirung sehr erleichtert wird.

Alles Vorhergehende zusammengefaßt, kann man behaupten, daß es ein regelmäßigeres Fahrwasser kaum geben kann, als in der fast mathematisch gleichförmigen Thalwegs-Serpentine des Oberrheins. Allerdings fehlt es noch an der nöthigen Zahl von Steuerleuten, allein auch diese werden sich bei eintretendem Bedürfniß leicht finden und in die höchst einfachen Wasserverhältnisse rasch hineinleben. Das einzige wesentliche Hinderniß der Bergschifffahrt ist die größere Geschwindigkeit, deren Ueberwindung eine Sache der Technik, der verbesserten Construction der Dampfer, der Boote und Maschinen ist. Da aber große Schleppdampfer bisher mit Erfolg Ruhrkohlen nach Maxau und Plittersdorf-Selz geschleppt haben, so ist bei den oben geschilderten regelmäßigen Flußverhältnissen nicht abzusehen, warum solche nicht auch die noch übrigen 69 Kilom. bis Straßburg, wenn auch mit etwas verminderter Geschwindigkeit, zurücklegen sollten.

Wo parallele Wasserfäden (und auf 300 bis 400 M. Länge sind diese trotz der Serpentine des Thalwegs unter sich parallel) zwischen paralleln Ufern auf homogenem Geschiebe mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit und Stetigkeit sich bewegen, muß nothwendiger Weise das Resultat der Geschiebebewegung und Ablagerung am Flußgrund gleichfalls ein gesetzmäßiges, stetes, regelmäßiges sein. Gerade hierin ist auch u. A. der große Vorzug des sogenannten Systems der Parallelbauten vor dem sogenannten Buhnensystem begründet, welch letzteres, an den preußischen Flüssen angewendet, in Bezug auf alle Zwecke der Flußcorrectionen, namentlich aber für die Schifffahrt, trotz vieljährigen Bemühungen nur unerfreuliche Resultate zum Vorschein gebracht hat. Der elsässisch-badische und der bayerisch-badische Oberrhein ist daher auch die beste Schule für die Hydrotekten, welche sich mit Flußcorrectionen zu beschäftigen haben, was aber leider im Interesse der Correction anderer Flüsse nicht genügend beachtet wird.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 101. Speyer, Donnerstag, den 28. August 1873.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von
Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Und ließ Herr Lavergne ihn nie vor sich kommen?“ fragte der junge Mensch neugierig.

„Er befahl es, aber der Mann kam nicht; er wies seine Papiere, vom Maire der Stadt beglaubigt, vor, und erklärte auf das Bestimmteste, den Herrn Lavergne nicht sehen zu wollen, wenn dieser nicht zu ihm käme.“

„Und erfüllte der Herr das sonderbare Verlangen?“ fragte der Andere.

„Herr Lavergne verbiß seinen Groll, denn er konnte dem Unbekannten, wie man den Fremden im Dorf allgemein nannte, nichts anhaben; und doch mußte das Erscheinen des Fremden eine besondere Wirkung auf unsern Herrn ausüben, denn es hatte zwei Folgen, zwei wichtige Folgen.“

„Welche sind's, welche sind's, Vater Lobric?“ drängten die Umstehenden, die mit nicht minderem Interesse, als der Neuling, dem ihnen schon hinlängst bekannten Bericht des Greises folgten.

„Die erste Folge ist, daß seit dieser Zeit Herr Lavergne, der ohnedem nur spärlich ausging, das Schloß gar nicht mehr verläßt. Der zweite, daß Herr Charles seit einigen Wochen bedeutend in seiner Gunst gestiegen, daß er ihn weniger als Untergebenen, denn als Freund behandelt.“

„Und kennt ihr die Ursache?“ fragte es im Kreise.

Der Alte blickte sich geheimnißvoll um. „Man sagt, jener Fremde sei ein Haupt der Chouans, jener geschworenen Feinde der Republik, die mit Leib und Leben für die Wiederherstellung des Königthums kämpfen,“ flüsterte er, „und erspähe die Gelegenheit, das Schloß zu überfallen und blutige Rache zu üben an Herrn Lavergne; aus diesem Grunde sucht unser Gebieter in Herrn Charles eine Schutzwaffe, denn die Sage geht . . .“

Zum ersten Mal regte sich die Greisin im Winkel. „Ihr schwatzt zu viel, Vater Lobric,“ sagte sie mit seltsam dumpfklingender Stimme, „wenn Herr Lavergne Euch hörte, würde es Euch schlecht bekommen. Seht lieber zu, ob die nach Mademoiselle Marguerite ausgesandten Boten noch nicht bald heimkehren; die Nacht bricht herein und noch immer keine Nachricht von ihr. — Heilige Jungfrau, nimm Dich ihrer an!“

Der alte Bauer ging an's Fenster und sah in die Dunkelheit hinaus. „Nichts“, sagte er nach einer Pause, „nur der Wind heult in den Wipfeln der Bäume und der Regen klirrt gegen die Schloßfenster. Aber Ihr habt Recht, alte Brigitta, es ist besser, man hat Augen und Ohren an diesem Orte, aber keinen Mund. — Kommt, bis der letzte Trupp zurückgekehrt und uns die Reihe trifft; singt uns ein Lied, so eine schaurige Sage — — hört Ihr Alte, das kürzt die Zeit.“

„Ich kann nicht singen, die Angst schnürt mir die Kehle zu,“ murmelte die Alte. „Rette mein Kind, heilige Jungfrau!“ fügte sie hinzu, „rette sie aus der Gefahr!“

„Brigitta soll singen!“ tönte es im Kreise der Anwesenden gebieterisch und bittend durch einander.

Die Greisin bezwang sich. „Wohl, ich will Euch singen, Ihr Männer,“ sagte sie endlich. Leise schnurrte die Spindel, von der welken Hand Brigittens bewegt, und dazu sang die Alte mit gebrochener Stimme einige Strophen eines schwermüthigen Liedes nach eintöniger Melodie. — —

„Höll' und Teufel, hat der Todtengesang noch kein Ende!“ tönte plötzlich die rauhe Stimme eines Mannes vom Eingange her, jäh die Weise der alten Brigitta unterbrechend. Alles fuhr zusammen. Es war die Stimme Pierre Lavergne's, des gefürchteten Schloßherrn, der leise und unbemerkt von seinen Leuten, die Halle betreten hatte. Wer einst den lang aufgeschossenen, hageren Pierre gesehen, würde ihn nicht wieder erkannt haben, denn die Gestalt hatte an Fülle bedeutend zugenommen; das sonst so bleiche Antlitz war roth und gedunsen geworden, und die einst so schmeichlerische Stimme hatte einen harten, rauhen Klang angenommen. Lavergne hatte früh gealtert, man mochte ihm mehr Jahre geben, als er wirklich zählte, wozu das dunkle, stark mit Grau untermischte Haar des Bartes und Hauptes beitrug. An der Seite des Schloßherrn befand sich die schlanke Figur eines jungen Mannes; sein von der Sonne gebräuntes und doch zartes Antlitz umwallte kurzgelocktes dunkelblondes Haar und ein unverkennbarer Adel, eine unwillkürliche Anmuth sprach aus jeder

seiner Bewegungen. Es war Charles Bojeau, der im Schlosse die Mittelstellung eines ersten Dieners und eines Freundes bekleidete.

Der junge Mann, der etwa neunzehn Jahre zählen mochte, war vor etwa sechs Jahren plötzlich auf das Schloß gekommen, wo er als eine Waise galt, deren sich Pierre Lavergne väterlich angenommen. Unbemerkt hatte sich das liebenswürdige, jedoch bestimmte Auftreten des Jünglings eine Art Herrschaft im Hause zu erringen gewußt, dessen Einfluß selbst das barsche, rücksichtslose Wesen Lavergne's nach und nach unterliegen mußte. Die Dienerschaft nannte ihn „Herr", keiner wagte es, ihn als ihres Gleichen zu betrachten. War es ein Wunder, wenn die gleich alte Tochter Pierre's, um deren Herz sich der Vater wenig kümmerte, dasselbe an Charles verlor? Man munkelte von geheimen Zusammenkünften der beiden jungen Leute, aber ein Jeder gönnte ihnen ihr stilles Glück, denn auch Marguerite Lavergne hatte sich durch ihre Anmuth und Herzensgüte eben so beliebt zu machen gewußt, als ihr Vater verhaßt war.

„Ich liebe solches Uhukrächzen nicht!" rief der Schloßherr unter dem tiefsten Schweigen seiner Leute im höchsten Zorn, „und ich verbiete Dir, Brigitta, jemals wieder dergleichen anzustimmen, wenn Du in meinem Hause zu sterben hoffst." Die alte Brigitta neigte mit leisem Seufzen ihr Haupt; ihre zitternden Hände ließen auf's Neue den Faden der Spindel rollen.

Der junge Mann trat an Brigitta heran. „Seid nicht traurig, Alte," sagte er leise und gutmüthig, „Herr Lavergne meint es nicht böse, aber Ihr kennt ihn und seinen sonderbaren Sinn. Betet lieber für unsere Marguerite, daß es uns gelingen möge, sie unbeschädigt den Händen ihrer Entführer zu entreißen."

Die Alte maß den jungen Mann mit durchdringendem Blicke. „Und warum habt Ihr Euch nicht selber aufgemacht, um die Spur des unglücklichen Kindes zu verfolgen?" fragte sie leise zurück, während Pierre beschäftigt war, den Leuten Anweisungen zu ertheilen, und ihrer nicht achtete.

„Wie gern wäre ich längst hinausgeeilt, jeden Busch, jede Hütte zu durchsuchen," erwiderte Charles. „Aber Herr Lavergne befahl mir, an seiner Seite zu bleiben, befahl es strenge — ich mußte gehorchen! mein Körper weilte hier, aber weit hinaus flatterte meine Seele, wie der Vogel, der angstvoll die Gefährtin sucht, die der Knabe gefangen hält."

Im Hause tönte das Geräusch, die Thüren der Halle öffneten sich und ein Trupp bewaffneter Landleute und Diener trat in den weiten Raum. Charles flog ihnen entgegen. Die alte Brigitta zitterte an allen Gliedern und ihr trüber Blick flog suchend durch die Kommenden; nur Pierre Lavergne, der am meisten Betheiligte, blieb kalt und finster, selbst da die Ausgesandten ohne Erfolg heimkehrten. Man hatte Alles durchsucht. Marguerite Lavergne war nicht gefunden.

„Jetzt ist an Euch die Reihe, Ihr Leute!" befahl der Schloßherr den am Herde Versammelten. „Geht in das Waffenzimmer, dort wird man Euch ausrüsten; dann stellt Euch im Hofe auf, ich werde Euch mustern." Die Leute entfernten sich, einen sehnsüchtigen Blick auf das prasselnde Feuer werfend, von dem sie ihres Herrn Wille hinweg trieb, in die sternlose Winternacht, vielleicht gar zum Kampf mit den gefürchteten Chouans. Aber sie gingen, Einer nach dem Andern, und die beiden Männer blieben allein mit der Alten in dem weiten Raum. Mit bittendem Ausdruck näherte sich der Jüngling jetzt dem Schloßherrn. „Laßt mich die Patrouille begleiten, Herr Lavergne," sagte er. „Es fehlt an einer eifrigen unerschrockenen Führung; ich bringe Marguerite — Mademoiselle Lavergne zurück und sollte ich die elenden Chouans selbst bis in ihre Schlupfwinkel verfolgen."

„Pierre schüttelt verneinend mit dem Kopfe. „Du ließest Dich von Deinem Eifer, Deinem Hasse gegen die königliche Partei hinreißen", erwiderte er. „Ich darf Dich nicht der Gefahr aussetzen. Marguerita wird wiederkehren, man wird mir ein ansehnliches Lösegeld für ihre Herausgabe erpressen, das ist Alles."

„Ihr seid so ruhig, Herr Lavergne," rief Charles, „seid auf meine Sicherheit bedacht, während Euer Kind vielleicht in Todesgefahr, vielleicht — o entsetzlicher Gedanke! — in noch höherer schwebt. Was bin ich denn gegen die einzige Tochter des Schloßbesitzers? Eine Waise, elternlos geworden durch die Partei der Königlichen, die mir die Meinen gemordet; verarmt, denn sie ließen mir nichts, als das nackte Leben; auferzogen, ausgebildet durch Eure Güte. — Bedarf es der Rücksicht gegen ein solches Wesen?"

Pierre Lavergne warf bei den leidenschaftlichen Worten des jungen Mannes einen verstohlenen Blick auf Brigitten. Die Alte hatte die Augen zum Himmel emporgerichtet, und wie betend drangen gemurmelte Worte über ihre welken Lippen.

„Es ist wahr", nahm er nach einer kurzen Pause das Wort. „Von der Wuth der königlichen Soldaten ermordet, lagen Deine Eltern auf der Schwelle ihrer Hütte, in einem Dorfe der Provence, dessen Name mir entfiel und in das mich ein Zufall führte. Ihr Patriotismus, ihr bekannter Sinn für Freiheit des Volkes und Haß der Tyrannei, hatte ihnen das Leben gekostet. Dich aber, ein armes, hülfloses Kind, nahm ich von der erstarrten Mutterbrust . . ."

„Ha! nicht weiter, nicht weiter!" rief der junge Mann erglühend, „zu schwer lastet auf mir das Gewicht des Dankes, den ich Euch schulde. Laßt mich es dadurch um ein Geringes erleichtern, daß ich Euch die Tochter aus der Hand Jener rette, deren Gefährten einst meine Eltern mordeten. Laßt mich hinaus, Herr Lavergne, und den glühenden Haß, den mir die Pflicht des Sohnes nicht allein, den auch Eure Lehre meiner Seele eingeimpft, in dem Blute jener Schurken baden."

„Laß ihn ziehen, Pierre Lavergne, er findet Dein Kind oder Keiner", tönte die gebrochene Stimme Brigittens durch die Stille, die nach den leidenschaftlichen Worten Charles eingetreten war. (Forts. f.)

Von der Wiener Weltausstellung.

V.

Schräg gegenüber dem Südportale der Kunsthalle befindet sich der „Pavillon der österreichischen Handelsmarine und maritimen Etablissements“. Sein Besuch bietet für Jedermann, ob Seemann ob Landratte, viel des Anziehenden und Lehrreichen. Um eine vollständige Uebersicht von dem Seewesen der cis- und transleithanischen Monarchie zu erlangen, müßte man eigentlich in drei verschiedene Ausstellungsräume wandern: nämlich außer in den erwähnten Pavillon der Handelsmarine in den des österreichischen Lloyd und in das Nordende der ungarischen Quergalerie des Industriepalastes. Ohne Zweifel enthält jedoch der erste das Sehenswürdigste auf diesem Gebiete, und gleich der ihm zunächst liegenden Seeleuchte mit dem Semaphor (Seetelegraph) und dem schnell populär gewordenen Nebelhorn, ist diese Ausstellung der Initiative des österreichischen Handelsministeriums zu verdanken, welches 42,000 Gulden für dieselbe gewidmet hat. Die Seeleuchte besteht aus einem achtseitigen Leuchthäuschen, über dessen etwa 18 Fuß hohe Plattform der eiserne Leuchtthurm noch 40 Fuß hinausragt. Letzterer ist ein hohler Cylinder, in welchem eine eiserne Wendeltreppe bis zu der 8 Fuß hohen Laterne emporführt. Ein aus 20 Glaslinsen zusammengesetzter dioptrischer Apparat strahlt das Petroleumlicht derselben bei continuirlicher Drehung auf 17 Seemeilen — gleich 4 deutschen Meilen — aus. Der Semaphor ist ein optischer Telegraph mit drehbaren Flügeln, welche an einem 60 Fuß hohen Mastbaume angebracht sind, dessen Spitze mit einer Signalscheibe versehen ist. Der Mast kann um die eigne Achse gedreht werden. Bekanntlich haben alle seefahrenden Nationen eine eigene Zeichensprache angenommen, die sich der Flaggen und der Lichtsignale bedient; der Semaphor hat nun die Aufgabe, die Correspondenz der Schiffe auf dem Meere mit dem Lande zu vermitteln, zu welchem Zwecke er mit sämmtlichen Küstenstädten in telegraphischer Verbindung steht. Das Nebelhorn, eine etwa 9 Fuß lange Posaune aus Messingblech, ruht auf einem auf der Plattform stehenden Ständer; es kann rings um denselben gerichtet werden und entsendet seine Mark und Bein durchdringenden Töne bei ruhiger Atmosphäre auf 15 Seemeilen, etwa 3½ deutsche Meilen, Entfernung. Diese Töne werden durch eine im Horne befindliche Metallzunge mittelst Dampfströmen erzeugt, welche von der im Leuchthäuschen aufgestellten Maschine hineingeleitet werden. Je nachdem der Dampf durch das Haupt- oder Nebenrohr eintritt, können die Vibrationen der Metallzunge modifizirt werden, das Nebelhorn kann somit verschiedene Stücke spielen, was für das Signalisiren sehr vortheilhaft ist. Die Dampfmaschine hat 4 Pferdekraft. Doch tönt das Horn im Prater nicht mit seiner vollen Stärke, sondern nur so laut, daß man es gerade genügend hören kann. Seine eigentliche Bestimmung ist, wie der Name es andeutet, Signale zu geben, wenn bei eingetretenem Nebel die Leuchtfeuer oder Flaggen nicht mehr wahrzunehmen sind. Am Ausstellungsplatze dient es zum „Abblasen“, d. h. um den Besuchern die Sperrstunde anzuzeigen.

Eine der merkwürdigsten Ausstellungen ist die der Gußstahlfabrikate von Friedrich Krupp in Essen, welche in einem besondern, zwischen dem Industriepalaste und der Maschinenhalle gelegenen Pavillon dem Besucher zur Ansicht vorliegen. Von einer Art Tribune blickt man auf die Geschützkolosse herab, die da schweigend auf ihren Laffetten ruhen und ihren langen Hals in die Luft strecken. Möge ihr eherner Mund für immer stumm bleiben! Mögen die Völker nie wieder ihre Donnerstimme vernehmen! Das ist der Wunsch, mit dem ich diese Abtheilung betrat, das ist der, mit dem ich sie verließ. Neben den Geschützen sind die ungeheuren zuckerhutförmigen Geschosse aufgeschichtet, aber ringsumher liegen auch andere nützlichere Gegenstände, als da sind Walzen, Schienen, Dampfschiffachsen, die gleichfalls aus jener Fabrik hervorgegangen sind, mit welcher sich keine andere auf der Welt vergleichen kann. Dieselbe besteht seit dem Jahre 1810 und ihre Baulichkeiten bedecken gegenwärtig einen Flächenraum von 400 Hektaren. In ihr und in den dazu gehörigen Berg- und Hüttenwerken ist ein Heer von 17,000 Arbeitern beschäftigt. Im letzten Jahre überstieg das Quantum des producirten Stahls 125 Millionen Kilogramm, und im Betrieb befinden sich daselbst 250 Schmelzöfen, 390 Glühöfen, 161 Wärmöfen, 115 Schweiß- und Puddelöfen, 14 Kupol- und Flammöfen, 160 andere verschiedener Art, 275 Coaksöfen, 264 Schmiedeessen, 310 Dampfkessel, 71 Dampfhämmer, von denen einer 1000 Centner wiegt, 286 Dampfmaschinen von zusammen 10,000 Pferdekraft. Der Verbrauch von Kohlen und Coaks betrug im letzten Jahre 625 Millionen Kilogramm, und zum Verkehr in dem Etablissement dienen ungefähr 5 geographische Meilen lange normalspurige und ungefähr zwei Meilen schmalspurige Eisenbahnen, während außerdem das Fuhrwesen noch 172 Wagen und 191 Pferde umfaßt. Ein kolossaler Stahlblock, der aus 1800 Tiegeln zu je 60 Pfund flüssigen Metalls gegossen ward und 52,500 Kilogramm schwer ist, fällt dem Besucher zuerst in die Augen. Ursprünglich cylindrisch, ist diese Masse durch Schmieden unter einem Hammer von 50,000 Kilogramm in die gegenwärtige achtkantige Form gebracht worden, zu dem Zwecke, die Schmiedbarkeit des Materials darzuthun, und an vier Stellen sind, während sich dasselbe in glühendem Zustande befand, Einhiebe gemacht worden, welche das Gefuge des Gußstahls zeigen sollen. Dieser Block von Kanonenstahlqualität ist zu einem Rohr für ein Geschütz bestimmt. In London hatte Krupp im Jahre 1851 einen ähnlichen Block ausgestellt, der aber nur 2250 Kilogramm wog, in Paris 1855 einen von 10,000, in London 1862 einen von 20,000 und in Paris 1867 einen von 40,000 Kilogramm, so daß dieser den letztgenannten noch um 12,500 Kilogramm an Gewicht übertrifft. Wenn diese Steigerung in ähnlicher Weise fortdauert, wohin wird man noch, so frage ich staunend und schaudernd, mit der Anfertigung

von Werkzeugen gelangen, deren einziger Zweck — die Zerstörung ist. Die von Krupp ausgestellten Kanonen sind aus einer besonderen Gattung Tiegelguß verfertigt und mit Ausnahme der kleinsten Kaliber nach dem Ringsystem construirt und sämmtlich mit einem Rundkeilverschluß versehen. Die Schiffs- und Küstenlaffetten sind im Allgemeinen aus Schmiedeeisen hergestellt, und nur einzelne ihrer Theile bestehen aus Gußstahl. Das größte der ausgestellten Geschütze ist die 30½ Centimeter-Kanone auf einer Küstenlaffette. Sie hat eine Rohrlänge von 6,7 Meter, eine Seelenlänge von 5,77 Meter und ein Gewicht von 36,600 Kilogramm mit Verschluß. Das Rohr hat 72 Parallelzüge. Die dazu gehörige Stahlgranate wiegt 296 Kilogramm und die entsprechende Ladung prismatischen Pulvers 60. Die Laffette ist zum Feuern über Erdbrustwehren von 1,9 Meter Höhe bestimmt. Zur Hemmung des Rücklaufs dient eine hydraulische Bremse. Die Geschosse werden mittelst eines drehbaren Krahns nebst Winde gehoben. Im Verhältniß zu seinem Gewicht ist die Bedienung des Geschützes eine leichte und schnelle. Nächst diesem kommt eine 28 Centimeter-Haubitze, ebenfalls auf einer Küstenlaffette. Ihre Rohrlänge ist 3,2 Meter, ihr Gewicht 10,000 Kilogramm, und ferner eine kurze 26 Centimeter-Schiffskanone mit einer Rohrlänge von 5,2 Meter und einem Gewicht von 18,000 Kilogramm. Letztere ist für den Gebrauch in einer Breitseit-Batterie von Panzerschiffen laffettirt.

Miscellen.

Herzog Carl von Braunschweig macht, wie früher durch sein Leben, so auch durch seinen Tod und sein Testament die Welt von sich reden. Die Bestimmungen des letzteren sind bereits ihrem Hauptinhalte nach bekannt. Einige Daten aus seinem vielbewegten Leben mögen hier folgen. Der Herzog war am 18. October 1804 geboren, hat also ein Alter von 69 Jahren erreicht. Er verlor schon im 11. Lebensjahr seinen Vater, den Herzog Friedrich Wilhelm, der am 16. Juni 1815 bei Quatrebras den Heldentod fand. Seitdem stand er unter der Vormundschaft des Prinzregenten von England, nachmaligem König Georg IV., der durch den Grafen Münster von London aus das Ländchen Braunschweig regieren ließ. Ob es richtig ist, was Herzog Carl später behauptete, daß man bei seiner Erziehung systematisch darauf ausgegangen sei, ihn regierungsunfähig zu machen, mag dahingestellt sein — jedenfalls war dies Resultat erreicht. Er entartete zu einem launenhaften Tyrannen und war sehr bald nach seinem Regierungsantritt im October 1823 durch die Verfolgung der bisher die Verwaltung leitenden Männer, durch seine Eingriffe in die Justiz, durch den Verkauf der Staatsdomänen und Verweigerung der Anerkennung der 1820 vereinbarten Verfassung mit seinem Lande in Conflict gerathen. Die im Mai 1829 aus eigener Initiative zusammentretenden Landstände erhoben gegen ihn beim Bundestag Beschwerde, und während die Verhandlungen hierüber noch schwebten, griff das erbitterte Volk zur Selbsthilfe. Am 7. September 1830 brach in Braunschweig der offene Aufruhr los. Das Schloß wurde gestürmt und in Brand gesteckt, und der Herzog, der eben aus Paris vor der Juli-Revolution nach der Heimath entwichen war, ging ohne den Versuch eines Widerstandes muthlos und kopflos davon. Auch bei späteren Versuchen, wieder über die Grenzen seines Landes zu bringen, zeigte er wenig von der Kraft und Entschlossenheit seiner Vorfahren. Seine Regierungsweise war so sultanhaft gewesen, daß der deutsche Bundestag sich entschloß, ihn fallen zu lassen und die Regierung seines jüngeren Bruders Wilhelm anzuerkennen. Seitdem hat der Herzog während seines 43-jährigen Exils die öffentliche Aufmerksamkeit zuweilen durch seine scandalösen Processe und noblen Passionen auf sich gezogen. Er lebte abwechselnd in London, Paris und der Schweiz Er galt als außerordentlich reich und geldgierig; und sein Testament beweist, daß er aus seinem politischen Schiffbruch ein großes Vermögen sich zu retten und dasselbe zu vermehren gewußt hat.

Auch in England erregt das Testament des verstorbenen Exherzogs Karl von Braunschweig Aufsehen. Ein Brief an die „Morning Post“, welcher aus bonapartistischer Feder stammt, gibt über das Verhältniß des Herzogs Karl zum exkaiserlichen Hofe von Frankreich interessanten Aufschluß. In seinem ersten Testament hatte sich der Herzog einen andern Erben ausgesucht, nämlich den exkaiserlichen Prinzen, der Universalerbe werden sollte. Der Herzog theilte seine Absicht dem verstorbenen Kaiser mit und überreichte diesem nach erlangter Billigung eine Liste seiner Habseligkeiten. Das ist die Liste, welche am 4. September von den Insurgenten in den Tuilerien aufgefunden wurde und zu dem unbegründeten Gerücht von dem großen Reichthum Napoleons des Dritten Anlaß gab. Das Vermögen war da, jedoch gehörte es nicht dem Kaiser, sondern dem Herzog von Braunschweig. Nach dem Tage von Sedan wendete sich mit der Glückssonne auch Herzog Karl von seinem Freunde und früheren Protector ab. Das Testament wurde annulirt und die erwartete schöne Erbschaft geht dem jungen Napoleoniden gerade in dem Augenblicke verloren, in welchem sie ihm am willkommensten hätte sein müssen.

In einer Ortschaft in der Umgebung Pesths sollte eine gerichtliche Execution vorgenommen werden. Als die Executoren anlangten, um die Beschlagnahme vorzunehmen, fanden sie die Hausfrau im Bette und den Arzt in voller Thätigkeit, da nach dessen Angabe die Patientin eben einen starken Choleraanfall habe. Ohne sich lange zu besinnen, ergriffen die Executoren die Flucht. Als sie Tags darauf wieder kamen, fanden sie die Wohnung beinahe ausgeleert; die Nachforschungen ergaben, daß während der Nacht die Effecten auf Wagen geladen und fortgeführt worden seien. Gegen den Arzt, welcher ein vermögender Mann ist und gegen das Ehepaar wurde die Untersuchung eingeleitet.

Vom Rigi, 16. Aug. Die Curgäste vom Rigiklösterli sind heute in Trauer und Bestürzung, indem diesen Vormittag nach 9 Uhr in Folge von Felssprengungen bei der Eisenbahnlinie Arth-Rigistaffel, welche unmittelbar über die beiden Gasthöfe zum Schwert und zur Sonne dahinführt, ein herabrollender Stein das circa 80jährige Fräulein Keßler von Lausanne, Tochter des Hrn. Prof. Keßler, so unglücklich am Kopfe traf, daß sie anderthalb Stunden später eine Leiche war. Die verunglückte Tochter saß mit ihrem Vater auf einem der Ruheplätzchen vor dem Gasthof zum Schwert, um die letzten Anordnungen für die Heimreise zu treffen, als plötzlich ohne vorherige Warnung die Detonation erfolgte.

Charade.

(Dreisilbig.)

O Erstes, edle Himmelsgabe,
Verlaß du Geist und Auge nie!
Die beiden Letzen weih'n dem Grabe,
Führt eine hohe Jungfrau sie.
Das Ganze brauche mit Bedacht,
Sonst bringt du statt Verbess'rung Nacht.

Auflösung des Räthsels in No. 99:

Christkind.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 102. Speyer, Samstag, den 30. August 1873.

Distichen aus Pompeji's Gräberstraße.

1.

Mächtiger Stein, du bedeckst den Letzten seines Geschlechtes,
Und für ewige Zeit schlossen die Parzen das Haus.

2.

Dieß hochragende Grab enthält den Staub der Matrone,
All' ihre Kinder um sich, Asche zu Asche gesellt.

3.

Eh' du zwölf Sommer geseh'n, entführte der Tod dich den Eltern,
Wenig nur hast du geliebt, aber sie hatten dich lieb.

4.

Ewig bestehet dies Haus, hier ruh' ich um nimmer zu scheiden,
Während ein ewiges Einst künftiger Tage verfließt.

Hermann Lingg.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Der Schloßherr dachte einen Augenblick nach. „Sei es denn!“ sagte er endlich, „Charles mag den Befehl über den Trupp, der eben zum Ausmarschiren bereit steht, übernehmen.“

Freudestrahlend küßte Charles die Hand Lavergne's und schickte sich an, die Halle zu verlassen, um seine Vorbereitungen zu treffen. Pierre hielt ihn zurück. „Noch Eins“, sagte er flüsternd, „man fabelt davon, daß jener räthselhafte Fremde ein verkappter Anführer der Chouans sein soll. Wenn er Dir begegnen sollte, — Charles, Du hast gute Pistolen, erinnere Dich, daß er es vielleicht war, der einst den Befehl zur Bluthat gegen Deine Eltern gab.“

Der junge Mann blickte dem Redenden erstaunt in's Antlitz. „Im offenen Kampfe schone ich keinen Feind, aber hinterrücks tödte ich Keinen, wüßte ich ihn selbst als den Mörder meiner Eltern,“ sagte er stolz.

Der Schloßherr runzelte die Stirne und stampfte mit dem Fuße. Brigitta aber murmelte vernehmbar, während sich der junge Mann entfernte. „Das Blut verleugnet sich nicht; Du kannst es knechten, aber nicht tödten, Pierre Lavergne!“

8.

An dem sonnenhellen klaren Wintermorgen, der jener geschilderten stürmischen Nacht vorausging, stand Marguerite Lavergne in einem der Säle, die zur Aufbewahrung des Silbergeschirres und der Wäsche des Schloßhaushaltes dienten, eifrig beschäftigt, die kostbaren Geräthe zu ordnen und in die schönen Wandschränke zu beiden Seiten des Gemachs zu verpacken. Marguerite war ein liebliches Mädchen, von sanfter Schönheit, aber ihre lichten blauen Augen schienen nicht klar und hell, wie sonst, und grüßten nicht mit kindlich unbewußter Freude Blumen und Vögel und Sonnenschein; ein ernster Ausdruck lag in ihnen, der Ausdruck eines stillen Schmerzes und doch wieder eines himmlischen Glückes, denn Marguerite Lavergne liebte, liebte Charles Bojeau — ihr einstiger Spielgefährte, nun der bevorzugte Diener des Hauses. Ja, so schmerzlich es immerhin war, so gern sie den Jüngling ihrer Liebe mindestens zu einem Prinzen erhoben hätte, Charles blieb immer der Schützling und Besoldete ihres Vaters, und nie würde der reiche Pierre Lavergne seiner Verbindung mit Marguerite zustimmen. Und dennoch vermochte sie ihm nicht zu entsagen, dennoch vermochte Charles nicht, den süßen Traum mit eiserner Hand zu zerstören, den er träumte, wenn er in Margueritens Auge schaute, und der ihn seine Stellung, seine Armuth vergessen ließ. Keines von ihnen hatte dem andern die Gefühle des Herzens verrathen, aber beide wußten nur zu wohl, wie unendlich theuer sie sich waren. Das Gerücht der Zuneigung der beiden jungen Leute war weit über des Schlosses Mauern hinausgedrungen, nur Pierre Lavergne, der sonst so wachsame Mann, schien wie mit Blindheit geschlagen. Er achtete wenig darauf, wenn seine Tochter in Charles' Gegenwart das Ziel ihrer Abendspaziergänge nannte und zur bestimmten Stunde der junge Mensch sich auf ihrem Pfade fand. Er hatte für die Regungen eines Mädchenherzens kein Gefühl, kümmerte sich überhaupt wenig um seiner Tochter Treiben.

Mechanisch mit ihrer Arbeit beschäftigt, stand Mademoiselle Lavergne da, als ein leises Geräusch am Eingange sie erschreckte so daß sie sich hastig umwendete. Allein schon im nächsten Augenblicke überzog eine hohe Gluth ihr zartes Antlitz, denn auf der Schwelle des Saales erhob sich die jugendliche Gestalt

Charles'. „Verzeihung, wenn ich störe, Mademoiselle," sagte der Jüngling befangen, „allein ich glaubte den Saal leer und . . ."

„Sie kommen mir eben recht, Monsieur Charles," rief Marguerite eifrig. „Wenn Sie nichts Eiliges vorhaben, so helfen Sie mir bei meiner Arbeit."

Mit welchem Eifer der junge Mann diesem Befehl nachkam, brauchen wir wohl nicht zu beschreiben. Beide sprachen gleichgültige Dinge mit einander, aber sie schauten sich in die Augen, und da lasen sie in deutlicher Schrift, was das Herz empfand und der Mund verschweigen mußte: da wußte Charles, wie willkommen es dem jungen Mädchen sein würde, ihm im Park zu begegnen, wo sie sich nach vollendeter Mittagstafel in der klaren Winterluft zu ergehen wünschte, wie sie im Laufe des Gespräches mittheilte.

„Trotz des Verbots meines Vaters", fügte sie lächelnd hinzu, „der vielleicht fürchtet, die Herren Chouans möchten bis hierher dringen und sich an einem wehrlosen Mädchen vergreifen. Allein ich habe keine Furcht, und gerathe ich in ihre Gewalt, so kenne ich wohl einen tapfern Ritter, der mich bald aus ihren Händen befreien würde."

„Und sollte es sein Leben kosten!" rief Charles glühend. „Aber ach, dieser Ritter ist nichts weiter als ein armer Diener, der, was er geworden, der Mildthätigkeit eines Reichen dankt. O wäre es anders, wären mein diese Schätze," und er wies auf das funkelnde Silber, „wie wollte ich sie anwenden, um das Dasein Einer zu versüßen, sie mir zu erheben aus Staub und Niedrigkeit zur Bewunderten und Gefeierten!"

„Sie sind Egoist, Herr Charles," schalt das Mädchen lächelnd. „Sie nur allein wollen Glück und Freude spenden. — — Doch still, ich höre meinen Vater. Die Arbeit ist vollendet — auf Wiedersehen, mein Freund!"

Sie eilte rasch davon, dem alten Lavergne entgegen. Mit einem tiefen Seufzer blickte Charles der zarten Gestalt nach. Der Anblick jener Kostbarkeiten hatte zum erstenmale dem luftigen Gebäude seiner Phantasie einen empfindlichen Stoß versetzt.

Wie Marguerite versprochen, verließ sie, in einen Pelzmantel gehüllt, nach aufgehobener Tafel das Schloß, während ihr Vater in seinem Zimmer eingelaufene Briefe durchlas, oder seine Bücher revidirte, wie es seine tägliche Gewohnheit war. Eine leichte Dämmerung hatte sich bereits über das Land gesenkt, aber diese stimmte ja zu den Träumen und Gedanken des jungen Mädchens, deren Seele bei dem Geliebten weilte, und unbekümmert wanderte sie dahin durch die frische Luft den Garten entlang; dann öffnete sie eine kleine Pforte und betrat den Park, der zum Schlosse gehörte und sich eine weite Strecke entlang ausdehnte. Seit langer Zeit hatte sie ihren Lieblingsaufenthalt nicht betreten, eine Lichtung, mit einer kleinen Einsiedelei in der Mitte derselben, noch von der hingerichteten Leonie von Kerdingen erbaut, und freudig schlug sie den Fußpfad ein, der zu diesem Ziele führte. Jetzt, um den Weg zu kürzen, bog sie mit leichter Hand die blätterlosen Aeste eines Hollunderzweiges zurück, sich durch die Oeffnung zu zwängen.

Plötzlich aber stockte ihr Fuß wie gebannt, ein namenloser Schreck fuhr durch ihre Seele, denn die Lichtung war nicht menschenleer. Dicht an dem Pavillon erhob sich die hohe Gestalt eines Greises mit langem weißen Bart und Haupthaar, in einen dunklen Mantel gehüllt, und vor ihm, den Rücken gegen die Lauschende gewandt, stand ein zweiter, kleiner, gedrungen gebauter Mann, in flüsterndem Tone einen Bericht abstattend.

Das Blut gerann in den Adern des jungen Mädchens. Auf den ersten Blick erkannte sie nach den Sagen, die über ihn im Umlauf waren, den geheimnißvollen Fremden des Dorfes, und alle Warnungen ihres Vaters fuhren ihr durch den Sinn. Angstvoll suchte sie sich unmerkbar zurückzuziehen, aber bei der geringsten Bewegung knisterte das dürre Laubholz unter ihren Füßen. Die Flucht mußte sie verrathen und die einzige Rettung schien ihr, sich ruhig in dem Versteck zu halten. Sie blieb also und wagte es erst scheu, dann kühner, in das Antlitz des berüchtigten Unbekannten zu blicken. Aber kein Ausdruck der Wildheit, kein niederer Sinn sprach aus den Zügen, wohl aber ein tiefer Schmerz, ein ewiges Leiden, das unwillkürlich Mitgefühl erwecken mußte.

Jetzt ward die Stimme des Redenden lauter. Marguerite glaubte dieselbe schon vernommen zu haben, wenn ihr auch das Antlitz des Mannes, das ein hoher Mantelkragen verbarg, ihren Blicken entging, selbst da er sich zufällig nach ihrer Seite hin wandte. „Wir sind hier allein", fuhr er fort, „und dürfen keinen Lauscher fürchten, denn die Dienerschaft speist im Schlosse und Mademoiselle Marguerite, die sonst hierher ihren Spaziergang richtete, verhinderte der strenge Befehl ihres Vaters daran. O welch ein Gedanke, daß Sie heimlich sich an diesen Ort stehlen müssen, Sie, der Er . . ."

„Ich bin der Vater Bonifax, Jean, nichts weiter," unterbrach der Greis mit milder, aber gebietender Stimme die Rede des Mannes. „Und nun sprich: Hast Du den Treuen die Lebensmittel gebracht, wie ich Dir befahl?"

„Ich that es, Herr," entgegnete der Andere demüthig. „Keiner beargwohnt mich, da ich mit meinem Karren das Dorf verließ. Sie glühen alle vor Begierde, einen entscheidenden Streich zu wagen, und Lieutenant Maubray wünschte dringend Eure Gegenwart, die allein im Stande ist, die Leute zu lenken."

„Ich werde kommen, heute noch," sagte der Greis. „Aber die Zeit ist noch nicht gekommen. Ja, auch ich lechze nach dem Tage der Abrechnung; — aber heilig sei mir die Sache des verbannten Königsgeschlechtes, jede eigene Rücksicht ordne sich hier unter."

Der Zweite verneigte sich ehrfurchtsvoll und wandte sich zum Gehen, als sein Auge zufällig auf den Punkt fiel, wo Marguerite sich verborgen hielt.

Das Mädchen konnte eine unwillkürliche Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken und im nächsten Augenblick sich entdeckt sehend, versuchte sie zu fliehen. Aber obgleich die Angst ihren Schritt beflügelte, war der Verfolger schneller als sie; in wenigen Augenblicken war sie eingeholt und in den Armen des Mannes, der sie auf's Neue in die Lichtung trug, dem Greise gegenüber, der noch immer an der Mauer des Parkes lehnte.

„Wir sind verrathen", sagte der in den Mantel Gehüllte hastig, „es ist Mademoiselle Marguerite selber, die Tochter des Pierre Lavergne."

Der Greis stieß einen Schrei aus. Ein heller Strahl blitzte in seinen Augen auf, ein Ausdruck der höchsten Freude überzog sein leidendes Antlitz. „Marguerite!" rief er, „o Gott, zu viel des Glücks. Schüchtern nahte ich mich ihr bisher; jetzt darf ich in ihr Auge blicken und forschen, ob es Alicen's gleicht. Jetzt darf ich . . ."

Plötzlich unterbrach er sich, eine dunkle Wolke bedeckte seine Stirn und sein eben noch funkelndes Auge ward auf's Neue starr und strenge. Das Mädchen sank unter diesem Blick darnieder; ihre Kniee beugten sich mechanisch und ihre Lippen flüsterten „Gnade!" Der Greis beugte sich zu ihr nieder. „Fürchten Sie nichts, Mademoiselle," sagte er mit wohlklingender Stimme, „Ihnen geschieht kein Leid, mit meiner Ehre bürge ich Ihnen dafür. Aber unerläßlich ist Eines, im Interesse der heiligen Sache. Sie müssen mir folgen."

„Ihnen folgen? Niemals, niemals!" schrie Marguerite auf. „Zur Hülfe! Charles, rette mich!"

(Fortsetzung folgt.)

Von der Wiener Weltausstellung.

VI.

Mit der steigenden Vergrößerung der Angriffswaffen hält auch die der Vertheidigungsmittel ziemlich gleichen Schritt. So enthält z. B. der englische Geschütz- und Panzerpavillon zwei Stücke gewalzter schmiedeeiserner Panzerplatten, welche in den „Cyclops-Works" zu Sheffield erzeugt worden sind. Die eine von 10 Zoll Dicke und 25 Tonnen Gewicht soll für das deutsche Thurmschiff „Borussia" dienen; die andere von 8 Zoll Stärke und einem Gewicht von 12 Tonnen wird einen Theil der Panzerbekleidung des österreichischen Kasemattenschiffs „Custozza" bilden. Bei der Erzeugung dieser Panzer werden zuerst dünnere Platten in der erforderlichen Anzahl geschichtet, das ganze Gebilde dann in einem Schweißofen erhitzt und schließlich unter dem Walzwerke vollendet, wobei die dem Schiffskörper entsprechenden Krümmungen durch die Wirkung einer hydraulischen Presse hervorgebracht werden. Aber wenn auch auf diese Weise der Zerstörungsfähigkeit der Riesenkanonen Schranken gesetzt werden, traurig bleibt es immer, daß man so viel Arbeit und so viel Geld lediglich dem Dämon des Krieges zu Gefallen verschwendet.

Doch nun genug von diesen Tod und Verderben säenden Erfindungen der modernen Eisenindustrie! Da lobe ich mir als friedlichen und nützlichen Gegensatz ein anderes Erzeugniß derselben Industrie, nämlich die Singer'schen Nähmaschinen, welche ein gerechtes Aufsehen erregen und von Laien und Fachmännern gleich günstig beurtheilt werden, sowohl was ihre Mannichfaltigkeit und ihre große Anzahl als was ihre ausgezeichneten Eigenschaften anbetrifft. In der That vereinigt die Ausstellung der „Singer Manufacturing Company" alle Systeme der Nähmaschine und führt dieselben in wahrhaften Prachtexemplaren vor. Ehe ich aber eingehender darüber berichte, will ich einige Worte über die Erfindung dieser Maschine sagen, welche eine so durchgreifende Reform auf dem Gebiete der Handarbeiten geschaffen hat, daß letztere großentheils durch sie ersetzt worden sind und voraussichtlich später ganz von ihr verdrängt werden. Allgemein wird angenommen, daß der Amerikaner Howe als deren eigentlicher Erfinder zu betrachten sei; doch aus den Acten des Patentoffice der Vereinigten Staaten geht hervor, daß schon in den Jahren 1832 bis 1834 Walter Hunt in New-York eine Nähmaschine angefertigt und dieselbe 1835 in Baltimore ausgestellt hatte. Howe nahm aber erst 1846 ein Patent auf die von ihm erfundene. 1850 ließ J. Singer sich von Hunt eine Nähmaschine liefern, die im Stande war, den damaligen Ansprüchen zu genügen, und baute dann sofort eine Fabrik, welche sich seit ihrem Entstehen fortwährend mit den eingreifendsten Verbesserungen beschäftigt hat. Ihm ist es gelungen, der neuen Erfindung praktischen Werth zu verleihen, sie in den Handel zu bringen und sie zum Gegenstand eines ansehnlichen Industriezweiges zu machen. Die hervorragenden Verdienste dieser Firma wurden aber auch in der ehrendsten Weise anerkannt, und deren Fabrikate haben auf den bisherigen Weltausstellungen mehr als hundert Ehrenpreise davongetragen, so z. B. schon auf der ersten Pariser die große goldene Medaille. Auf der gegenwärtigen findet man Nähmaschinen, welche zu allen Zwecken verwendbar sind. Von der bekannten Familien-Nähmaschine, die wieder in zahlreichen Abarten auftritt, angefangen bis zu den sinnreichst construirten für verschiedene Handwerker erblickt man eine stattliche Anzahl in äußerst eleganter Ausstattung in dem Hofe neben der amerikanischen Abtheilung ausgestellt. Da ist vor Allem eine Teppich-Nähmaschine zu erwähnen, die, einzig in ihrer Art dastehend, auch für das Nähen von Segeln eingerichtet ist. Interessant ist ihre Manipulation. Während der zu nähende Stoff, Teppich oder Segel, selbst fest bleibt, läuft die auf einem Gestelle mit Rädern ruhende Maschine nebst der Arbeiterin, die auf einer Art Sattel sitzt, auf Schienen nach rückwärts und ermöglicht hiedurch die Anfertigung der umfangreichsten Arbeiten. Eine andere mit einem beweglichen Presser versehene dient für die schwersten und stärksten Sattler- und Pferdegeschirrarbeiten; eine dritte besorgt das Einfassen der Hüte, indem diese sich durch eine eigenthümliche Vorrichtung herumdrehen, so daß die sogenannte Façonirung im strengsten Sinne

des Wortes wie im Handumdrehen bewerkstelligt wird; noch eine andere ist für Schneider bestimmt und so gibt es eine große Menge von Specialitäten. Nur einer Weltfirma, wie die Singer'sche es ist, und welche einen so ungeheuren Absatz hat, ist es möglich, verhältnißmäßig so billige Preise zu stellen, als sie es thut. Der vierte Theil der gesammten Nähmaschinen-Fabrikation Amerika's kommt auf ihre Rechnung. 1870 verkaufte sie 127,833, 1871 181,260 und im letzten Jahre gar 219,758 Maschinen. In allen Ländern der Erde besitzt sie Filialen, im Ganzen nicht weniger denn 68, und beschäftigt mehrere tausend Agenten.

Miscellen.

Am 26. Aug. ist zu Schmalkalden im Hotel zur Krone der lebensmüde Tondichter Karl Wilhelm, dem das deutsche Volk die schwungvolle Weise zu Max Schneckenburger's „Wacht am Rhein" verdankt, zur letzten Ruhe eingegangen. Das Vaterland wird ihm ein treues Andenken bewahren, denn sein waren die Klänge, unter denen unsere Krieger zum Rhein und darüber hinaus in die Feldschlacht zogen; sein war der Ruhm, Tausende, Hunderttausende mit ermuthigt, angefeuert, begeistert und noch im Tode getröstet zu haben. Unauflöslich verflochten mit der Geschichte des Jahres 1870 bleibe sein Name. Karl Wilhelm wurde am 5. September 1815 in dem thüringischen Städtchen Schmalkalden geboren, erhielt schon frühzeitig von seinem Vater, der Organist war, den ersten Unterricht in der Musik. Nachdem er in Kassel und Frankfurt a. M. seine musicalischen Studien fortgesetzt, nahm er 1840 seinen Wohnsitz in Crefeld als Dirigent der dortigen Liedertafel. Hier war es, wo er am 11. Juli 1854 in einem großen Concert zur Feier der silbernen Hochzeit des jetzigen Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta die von ihm componirte „Wacht am Rhein" von hundert Sängern zum ersten Mal aufführen ließ, wogegen ein Mitglied der Liedertafel, (ein Gesinnungsverwandter der nun meist nationalliberalen, aus den Tuilerienpapieren bekannten Schweifwedler Napoleons) das den Zorn des damals im Krimkriege siegreichen Napoleon fürchtete, förmliche Verwahrung einlegte, weil eine solche Kundgebung eine höchst gefährliche Verwegenheit sei. Im Jahre 1865 war der zum kgl. Musik-Director ernannte Componist, durch zunehmende Kränklichkeit genöthigt, von Crefeld in seine Vaterstadt Schmalkalden zurückgekehrt und dort hat er seine letzten Lebensjahre in stiller Zurückgezogenheit zugebracht. Das neue Deutsche Reich setzte ihm durch den Reichskanzler eine Jahrespension aus.

Wien, 25. Aug. Einer der Repräsentanten der österreichischen Revolverpresse hatte sich heute vor Gericht wegen Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit durch Erpressung zu verantworten. Ernst Fachini gab das Wochenblatt „Allg. österr. Assecuranzzeitung" heraus, dessen Bestand nach den eigenen Angaben Fachini's nur von speciellen Abmachungen mit den Fachinteressenten abhängig war. Im October v. J. bildete sich in Laibach die Versicherungsgesellschaft „Slovenia", welche zu ihrem Director Herrn Friedrich v. Treuenstein wählte. In einem sonst unverfänglichen Schreiben, welches der „Assecuranzzeitung" eine ganz ungerechtfertigte Bedeutung zumaß, wurde das junge laibacher Unternehmen eingeladen, auf das Blatt zu abonniren, und der Verwaltungsrath abonnirte wirklich auf 10 Exemplare. Am 27. October v. J. ging an den Verwaltungsrath jener Gesellschaft ein Flugblatt als Beilage jenes Wochenblattes ab, in welchem das Erscheinen einer Broschüre über das Assecuranzwesen in Oesterreich in Aussicht gestellt wurde. Fachini erhielt nun von dem Director der „Slovenia" 100 Gulden mit dem Ersuchen, über das in der Entwicklung begriffene Unternehmen nicht abfällig zu schreiben. Unterm 29. October erschien in der „Assecuranzzeitung" die Ankündigung der Veröffentlichung interessanter Aufklärungen über die „Slovenia", insbesondere über deren Director. Dieses Blatt wurde am folgenden Tage, die eben mitgetheilte Notiz roth unterstrichen, dem Director Treuenstein zugestellt. Die Folge davon war eine Correspondenz, in welcher Treuenstein die Unterdrückung dieser interessanten Aufklärungen „erklecklich" zu honoriren verspricht und welche mit einem Schreiben Fachini's unterm 7. November endet, worin er dem geängstigten Director das Ansinnen stellt, die ganze, in 4000 Exemplaren bestehende Auflage der Broschüre, das Exemplar zu 30 Kr., käuflich an sich zu bringen. Treuenstein verlangte jedoch zuvor den Inhalt der Broschüre zu kennen und erhielt nun von Fachini das gewünschte Exemplar zugestellt. Da Treuenstein daraus ersah, daß er darin in seiner Privatehre arg verletzt werde, so erstattete er die Strafanzeige unter gleichzeitigem Ansuchen um Beschlagnahme der Broschüre. Die nun eingeleitete Untersuchung ergab, daß von der fraglichen Broschüre nur 1000 Exemplare gedruckt und von der Versicherungsgesellschaft „Victoria" käuflich erworben worden waren. Heute nun behauptet Fachini, daß ihm die Daten zu der bezeichneten Broschüre brieflich unter Verbürgung ihrer Wahrheit zugegangen seien, so wie daß ihm bei der Mittheilung jede böse Absicht mangelte; was indessen dem Inhalte seines Briefes mit dem gedachten, ganz bestimmt formulirten Ansinnen widerspricht. Der Gerichtshof erkannte auf 15 Monate schweren Kerkers.

Folgende zeitgemäße Parabel erzählt ein ungarisches Blatt: „Ein Muselmann ritt gemächlich auf seinem Esel zur Stadt, als er plötzlich zu seinem Schrecken bemerkte, daß Jemand hinter ihm auf den Rücken des Thieres sprang. Entsetzt blickte er um und sah eine widerliche Gestalt, welche sich an seinen Rücken klammerte. „Wer bist du?" fragte er. — „Die Cholera." — „Wehe mir! Was willst du von mir?" — „Das du mich in die Stadt tragen sollst." — „Das werde ich bleiben lassen, denn du würdest die ganze Bevölkerung tödten." — „Das werde ich nicht thun, ich lasse mit mir handeln." Der Türke faßte Muth und begann wirklich zu handeln. Es wurde ausgemacht, daß die Cholera ihn selbst, seine Familie, seine Verwandten und Bekannten verschonen müsse, und daß sie überhaupt sich bloß 80 Opfer auserwählen dürfe. Hierauf ritten sie in die Stadt. Da aber begann ein furchtbares Sterben; am ersten Tage schon fielen 80 Opfer und jeden Tag mehr. Das währte lange Zeit. Endlich jedoch hörte das Sterben auf und der Türke begegnete wieder der Cholera. „Du hast mich auf unwürdige Weise betrogen," sagte er erzürnt; „ist es schön, sein Wort auf solche Weise zu brechen? Die Cholera aber wurde sehr böse und rief: „Ich schwöre bei Allah, daß ich mein Versprechen gehalten habe; ich habe nicht mehr als 80 Menschen getödtet; die Anderen sind nicht durch mich, sondern durch die Furcht vor mir gestorben."

*Räthsel.

(Zweisilbig.)

Das Erste des Burschen Losungswort
Das Zweite bei Krieg ein sichrer Ort,
Das Ganze, eine Stadt im badischen Lande
Nun rathe, oder nimm den Atlas zur Hand!

E. H.

Auflösung der Charade in Nr. 101:

Lichtscheere. Hohe Jungfrau: die den Lebensfaden abschneidende Parze.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 103. Speyer, Dienstag, den 2. September 1873.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

„Selbst die Stimme der Natur hat der Elende erstickt", murmelte der Alte, „sie will mir nicht folgen. Und doch," fuhr er lauter fort, „doch muß es sein. Ihr Hülferuf könnte Leute hierher ziehen. Sie muß verschwinden. — Jean, zur Kapelle mit ihr, ich folge sogleich, und Tod für Den, der es wagt, das Mädchen, und sei es nur durch ein Wort, durch einen Blick zu verletzen. Fort!"

Marguerite versuchte noch einmal durch Drohung und Bitten auf ihren Räuber einzuwirken, aber vergebens. Mit starkem Arm erfaßte der mit Jean Bezeichnete die leichte Gestalt des jungen Mädchens und ehrfurchtsvoll, aber ungerührt, trug er sie fort und bald war er mit seiner Last im Innern des Gehölzes verschwunden.

9.

Die Aufregung im Schlosse war gestiegen, keiner seiner Bewohner dachte daran, zur Ruhe zu gehen, obgleich die Nacht tief hereingebrochen war und Schnee und Sturm noch immer ihr Spiel draußen trieben. Der unter dem Befehl Charles' ausgesandte Trupp war ohne seinen Führer zurückgekehrt. Man war im Walde auf eine Abtheilung Chouans gestoßen und hatte feige die Flucht vor der Uebermacht ergriffen, den jungen Mann, der sich kühn in ihre Reihen warf, in der Gewalt der Feinde zurücklassend. Pierre Lavergne schäumte vor Wuth. Mehr noch als der Gedanke an die geraubte Tochter, schien die Gefangennahme Charles' auf ihn einzuwirken. Zum ersten Male entschloß er sich, das Schloß zu verlassen; mit Degen und Pistolen versehen, an der Spitze einer bewaffneten Mannschaft, durch die zum Beistand gerufenen Soldaten des nächsten Städtchens verstärkt, stand er gerüstet da, die Expedition selber anzutreten.

Jetzt trat er zu Brigitten, die wie immer in ihrem Lehnstuhl saß und von Schwäche eingenickt schien; mit rauher Hand stieß er sie an. „Wach' auf, Alte," sagte er barsch, „schiebe die Riegel vor und hüte das Haus, bis wir heimkehren. Wehe Dir, wenn ein Unberufener über diese Schwelle tritt." Und ihr näher tretend, fügte er, den Andern unverständlich, hinzu: „Und alles dieses um eines thörichten Mädchens willen. Ich wollte, ich hätte mich nie um das Kind gekümmert, hätte Dich vom Schlosse gejagt, sobald ich mein Ziel erreicht."

Der Mund der alten Frau entgegnete keine Silbe, aber eine Thräne rann heiß und schwer über ihre gefurchten, tief eingefallenen Wangen. Bald darauf erhob sie sich langsam und schloß hinter den abziehenden Männern die schweren Flügel der Eingangsthüre.

Die Schritte draußen verhallten, — die Greisin war allein im weiten Raum. Stille und Schweigen ringsumher, nur eine Nachtigall ließ hin und wieder einen Klagelaut erschallen und suchte einen Zufluchtsort gegen den Sturm, der an Laden und Thüren pochte.

Brigitta nahm ihren alten Platz nicht wieder ein, sie warf sich in der Mitte der Halle nieder, die Augen, in denen plötzlich ein anderer Ausdruck, als der gewohnte Stumpfsinn des Alters leuchtete, auf ein Muttergottesbild gerichtet, das sich unbeachtet in einer Nische befand. „Heilige Jungfrau!" flüsterte sie, „schütze mein Kind, nimm mein sündiges Leben dafür, nur rette sie aus der Gefahr."

Sie erhob sich von ihren Knieen und blickte sich scheu in der weiten Halle um. Der Ort war unheimlich genug, und Brigitta fühlte einen leichten Schauder durch ihre Glieder beben, als plötzlich ein leises Klopfen an der verschlossenen Eingangsthür ertönte.

Die Greisin erschrack vor dem unerwarteten Geräusch inmitten der Einsamkeit, die sie umgab. Doch erhob sie sich und schlich zur Thür. „Wer ist draußen?" fragte sie mit zitterndem Tone.

„Kerdingen", lautete die flüsternde Antwort, „öffne, Brigitta." Die Dienerin prallte zurück, einen schwachen Schrei ausstoßend. „Ich dachte es", murmelte sie, „ich wußte, daß er kommen würde, sich zu rächen."

Aber ihre Hand erhob sich nicht, den Schlüssel umzudrehen und das Begehren des draußen Harrenden zu erfüllen. Ein schwerer Kampf spiegelte sich

in ihren Mienen. „Oeffne, Brigitta!“ wiederholte die Stimme, „im Namen Leonie's von Kerdingen, Deiner Herrin, öffne dem rechten Herrn des Schlosses seiner Väter!“

Es war entschieden, die Greisin wankte näher, ihre Hände zitterten und ihre Zähne klapperten wie vor Frost. Sie drehte den Schlüssel um, zog mit schwachen Händen die Riegel zurück, die den Eingang sicherten, und mit knarrendem Tone theilten sich die mächtigen Flügel des Eingangs. Die hohe Gestalt des Unbekannten trat über die Schwelle. Sein Mantel triefte von Schnee und Regen, der Sturm in seinem tückischen Spiel hatte weder das wallende Haar des Hauptes, noch den Bart des Greises verschont, aber dennoch lag in der ganzen Erscheinung desselben ein so Ehrfurcht gebietender Ausdruck, daß Brigitta nicht das Auge zu dem Sohne ihrer verrathenen Herrin zu erheben wagte.

„Elend und Herzeleid machten mein Haar grau vor der Zeit und mein Herz alt vor dem Alter“, nahm er nach einer kurzen Pause das Wort, während welcher er fest den Blick auf die wie vernichtet dastehende Dienerin geheftet hielt. „Und dennoch, frage ich Dich, Brigitta, erkennst Du mich noch?“

„Ich erkenne Sie!“ stammelte die Frau halb bewußtlos. „Sie gleichen Ihrem Vater, dem Grafen Ottfried, meinem Herrn!“

„Ich sah den Usurpator von dannen ziehen. Das erste Mal, daß er das Schloß verläßt,“ fuhr der Greis fort. „Endlich, endlich kann ich erfahren, wonach mein Herz mit brünstiger Sehnsucht schmachtet. Brigitta, bei der ewigen Vergeltung, die Dich droben erwartet, gib mir Wahrheit. Marguerite Lavergne befindet sich in den Händen der Chouans; aber dieser Name ist ein falscher, nicht wahr? Nicht das Blut des Elenden rinnt in ihren Adern; es ist mein Kind, — das letzte Liebespfand meiner Alice?“

„Marguerite in den Händen der Chouans?“ rief die Greisin entsetzt, „und Ihr, man sagt es laut im Dorfe, Ihr seid das Oberhaupt derselben?“

„Man kennt mich als den Vater Bonifaz“, erwiderte Kerdingen, „das Weitere ist mein Geheimniß. Von Dir aber will ich Antwort, klar und deutlich, — ist Marguerite mein Kind?“

Die Alte zögerte mit der Antwort. „Sagt Euch die Stimme des Blutes nichts?“ fragte sie nach einer Weile.

„Nichts“, erwiderte der Graf düster. „Die Natur verstummt. Sie wuchs in meines Todfeindes Hause auf.“

„Und wenn nun jenes junge Mädchen nicht Eure Tochter, wenn sie wirklich Pierre Lavergne's Kind wäre?“

„Dann — — Brigitta wecke nicht die schwarzen Geister in meiner Brust!“ rief der Graf in düsterer Leidenschaft. Mein Sinn ist mild, ich vermag ihn nicht zur Härte zu zwingen; aber der Gedanke, sein Kind — das einzige Wesen, an dem vielleicht sein Herz hängt, — in einer Macht zu wissen, der Gedanke, heimzahlen zu können mit Wucherzinsen all das unsägliche Elend, das dieser Mann über mich und die Meinen gebracht — —.“ Er hielt inne; in höchster Erregung funkelte sein Auge, krampfhaft ballten sich seine Hände zusammen. Eine namenlose Angst ergriff die Seele der alten Brigitta. Nur ein Mittel gab es, sie sah es klar; nur eins, das geliebte Mädchen der Rache Victor's von Kerdingen zu entziehen, und sie war entschlossen, es zu benutzen. „Vernehmt es denn, Graf Victor,“ sagte sie, „Marguerite ist Euer Kind, Eure Tochter; rettet sie, wenn sie Euch theuer.“

„Also doch meine Tochter!“ murmelte Victor, und wie es schien, etwas getäuscht. Ich träumte einst von einem Sohn. — Doch gleichviel, es ist das Kind meiner Alice; der nächste Tag finde sie nicht mehr in dieser Gegend. Nie sehe sie Frankreich wieder.“

Laut schrie Brigitta auf. Das hatte sie nicht bedacht, sich auf ewig von Margueriten trennen zu müssen; einsam, unter der Tyrannei Pierre's in's Grab zu sinken, nimmer vermochte sie dies zu tragen. „Hören Sie mich an, Graf Victor,“ flehte sie. „Entfernen Sie Ihr Kind nicht von dieser Stätte. Sie ist ihr theuer. — Pierre Lavergne ist milde und wohlwollend für sie allein; nichts mangelt ihr, und ich, ich würde die Trennung von ihr nicht überleben.“

„Marguerite wird dieses Schloß nicht wieder sehen“, erwiderte der Graf in festem Tone; „in treuer Hut, jenseits des Oceans, wo für mich auch ein Asyl erblühte, ehe mich die Sache meines Königs und die heilige Rache in meine Heimath rief.“

Brigitta rang verzweifelnd die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber und wider die Cholera.

** Die Hoffnung, daß die Cholera sich nur auf einige Städte beschränken werde, hat sich nicht erfüllt. Vielmehr dehnt die Seuche sich immer weiter aus und nähert sich auch der Pfalz. In unserer Kreishauptstadt sind sogar schon mehrere Fälle vorgekommen, die mindestens mit Cholerine Aehnlichkeit haben und alle rasch tödtlich verlaufen sind. Wir halten es daher an der Zeit, in diesen Blättern aus den Schriften einiger anerkannten Fachmänner dasjenige zusammenzustellen, was geeignet ist, der Verbreitung dieser Krankheit entgegen zu wirken. Wir benützen dazu drei Schriftchen: 1) „Die Cholera und die Mittel, sie zu bekämpfen“ von Prof. Dr. Julius Vogel; 2) die außerordentlich praktisch geschriebene Broschüre von dem verstorbenen Obermedizinalrath Dr. v. Pfeufer: „Zum Schutze wider die Cholera“ und endlich 3) „Was man gegen die Cholera thun kann“ von Obermedizinalrath Dr. v. Pettenkofer.

Wir beginnen mit der erstgenannten Schrift. Der Verfasser hebt zunächst den Unterschied zwischen der sogenannten einheimischen und der asiatischen Cholera hervor und sagt darüber: „Unsere einheimische

Cholera tritt immer nur in vereinzelten Fällen oder wie der medizinische Kunstausdruck lautet „sporadisch“ auf und entsteht durch fast immer bestimmt nachweisbare schädliche Einflüsse verschiedener Art, so im heißen Sommer: durch Erkältungen, Genuß von Eis, von kalten oder gährenden Getränken, von gewissen schwer verdaulichen Speisen u. s. w. Die eigentliche Cholera dagegen befällt viele Personen gleichzeitig oder nach einander, erscheint also massenweise oder „epidemisch“ und entsteht wahrscheinlich immer durch einen eigenen Ansteckungsstoff, von dem noch später die Rede sein wird. Man unterscheidet daher unsere alte Cholera durch die Bezeichnung „einheimische“ (Cholera nostras) von der neuen, die von ihrem Auftreten den Namen „epidemische“ oder von dem Welttheil, aus welchem sie zu uns kam, „asiatische“ Cholera erhalten hat. Die Unterscheidung dieser beiden wesentlich verschiedenen Krankheiten ist sehr wichtig, aber in der Praxis nicht immer leicht. Sobald nur vereinzelte Fälle von Cholera vorkommen, namentlich im heißen Sommer oder Frühherbst, ist selbst der erfahrenste Arzt nicht immer im Stande, zu entscheiden, ob dieselben der einheimischen oder der epidemischen Cholera angehören, und oft genug werden die Bewohner einer Stadt durch die Nachricht erschreckt, daß Cholerafälle in ihr vorgekommen seien, — ganz unnöthiger Weise, indem sich dieselben später als Fälle von einheimischer Cholera herausstellen. Hat sich jedoch die Krankheit einmal zu einer wenn auch noch so kleinen Epidemie gesteigert, dann bleibt kein Zweifel mehr, daß epidemische Cholera vorliegt, und man wird kein Bedenken tragen, selbst ganz leichte Fälle, die, wären sie vereinzelt geblieben, als einheimische Cholera gedeutet worden wären, der asiatischen Cholera zuzurechnen. In manchen Fällen tritt die Cholera sehr leicht auf. Man bezeichnet dieselben zum Unterschiede von den schwereren Formen als Cholerine. Es stellt sich dabei Kollern in den Gedärmen ein, dann flüssige, wässerige Stuhlentleerungen, bisweilen auch Uebelkeit und Erbrechen. Das Erbrochene ist Anfangs grünlich schleimig, später mehr wässerig. Der Unterleib wird aufgetrieben, gegen Druck etwas empfindlich. Dazu gesellt sich Ziehen in den Waden, das sich bis zu leichten Krämpfen steigern kann. Die Urinabsonderung nimmt ab, die Haut wird kühl und trocken. Solche Fälle gehen bei zweckmäßiger Behandlung meist nach 2 bis 3 Tagen in Genesung über, können aber auch durch Uebergang in eine schlimmere Form gefährlich werden, ja zum Tode führen.

„Die eigentliche ausgebildete Cholera bietet ein intensiveres Bild des Leidens dar und bedingt eine viel größere Gefahr. Auch sie beginnt mit Durchfall und Erbrechen. Auf beiden Wegen werden große, bisweilen ganz enorme Mengen einer dünnen Flüssigkeit entleert, welche dem Wasser gleicht, in dem man Reis abgekocht hat. Diese Entleerungen erfolgen ohne alle Schmerzen und Anstrengung, die Flüssigkeiten stürzen förmlich aus Mund und After heraus, wie wenn man einen mit Flüssigkeiten gefüllten Schlauch ausschüttet. Dabei leiden die Kranken an unlöschbarem Durst, ihre Haut wird kühl und welk, Falten, die man in derselben bildet, bleiben stehen, die Lippen werden kalt, der Athem kühl. Die Urinabsonderung ist vollkommen unterdrückt, es treten sehr schmerzhafte Wadenkrämpfe hinzu, die Stimme verfällt, das Gesicht wird blau oder fahl wie bei einer Leiche. Dabei ist kein eigentliches Fieber zugegen und das Bewußtsein ist gewöhnlich ungetrübt. Solche Fälle endigen häufig mit dem Tode. Dieser tritt dann meist ganz allmälich ein, ohne eigentlichen Todeskampf, und der Kranke, stundenlang bewegungslos, pulslos und marmorkalt daliegend, gleicht bisweilen schon längst einer Leiche, ehe er mit dem Aufhören des letzten schwachen Athemzuges wirklich dazu wird, so daß oft der aufmerksamste Beobachter Mühe hat, den Zeitpunkt genau zu bestimmen, in welchem der letzte schwache Rest des Lebens erlischt. In sehr intensiven, jedoch ziemlich seltenen Fällen tritt der Tod in Zeit von wenigen Stunden nach dem Auftreten der ersten Krankheitserscheinungen, ja noch früher ein. Fälle aber, in denen ein vorher ganz Gesunder nach 10 bis 12 oder 24 Stunden eine Leiche ist, kommen öfter vor.

„Nimmt die Krankheit einen günstigen Verlauf, so hebt sich der Puls, die Kälte der Haut macht einer feuchten Wärme, einem duftigen Schweiße Platz, das eingefallene Gesicht füllt sich wieder, die Ausleerungen durch Erbrechen und Durchfall mäßigen sich und verlieren ihre Reiswasser ähnliche Beschaffenheit. Aber damit ist noch nicht alle Gefahr vorüber. Es droht häufig noch eine zweite Klippe, der sog. „Choleratyphus“, an dem fast ebenso viele Kranke zu Grunde gehen, als an der eigentlichen Cholera. Durch letztere wird der Organismus so tief zerrüttet, daß er sich häufig nicht wieder zu erholen vermag: Die Nierenthätigkeit bleibt gestört, so daß die Kranken wenig oder keinen Urin lassen, ihre Verdauung liegt gänzlich darnieder, ihre Kräfte sind so schwach, daß sie kaum im Stande sind, sich zu regen. Der geringste Diätfehler, die unbedeutendste Anstrengung kann den Tod herbeiführen, und mancher Kranke, der den eigentlichen Choleraanfall glücklich überwand, geht an den Nachwehen desselben zu Grunde.

„Neben diesen unzweifelhaften Choleraformen kommen aber bei jeder Epidemie auch eine Anzahl Erkrankungen von sehr geringem Grade und sehr unbestimmter Natur vor. Eine Menge Personen fühlen sich unwohl, ohne gerade krank zu sein. Sie leiden an Verstimmung, unruhigem Schlafe, Kollern im Leibe mit weichem Stuhl oder an ausgesprochenem Durchfall. Diese Erscheinungen können sich steigern bis zur ausgebildeten Cholera. Sie bilden dann die Vorläufer derselben. In der Mehrzahl der Fälle verschwinden sie jedoch wieder, ohne weitere Folgen zu hinterlassen, namentlich bei zweckmäßigem Verhalten und entsprechender ärztlicher Behandlung.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Barmen, 27. Aug. Als der gestern Abend 10¼ Uhr

von Rittershausen kommende Personenzug hier anlangte, bemerkte man einen Wagen, dessen Trittbrett so wie Thürgriffe vollständig abgetrennt und mit Blut bedeckt waren. Wie wir bis jetzt erfahren, soll der betreffende Wagen auf ein unrichtiges Geleise gerathen und von einer dahinbrausender Maschine erfaßt worden sein. Leider ist dabei ein Menschenleben zu beklagen, indem der dienstthuende Schaffner bei dieser Gelegenheit gräßlich verstümmelt wurde. Auch sind mehrere Passagiere durch hereinfliegende Glasscherben erheblich am Gesichte verletzt worden.

Ein Berliner Kind, das kürzlich aus Wien hierher zurückgekehrt ist, erzählt die nachstehende heitere Geschichte, die ihm auf der Weltausstellung passirt ist: Unser Landsmann bummelte in den Hallen der Weltausstellung umher und traf einen Türken, welcher in seiner Bude Zahnbürsten von Missak, Hachich, um sich in Träume zu rauchen, Rastik und Hennah zum Färben der Haare und andere seltene Artikel an einem der Ausgänge feil hielt. Das war etwas für unsern Berliner. Er stürzte hin und kaufte von den in allen Sprachen der Welt annoncirten Artikeln. Aber es gefiel ihm nicht, daß der Türke alles mit Zeichen abmachte, sprechen wollte er mit ihm — um in Berlin sagen zu können, er habe sich mit einem Türken, mit einem echten Türken unterhalten. Er holte sein Manuel pour la Conversation heraus und begann: Parlez — vous français Monsieur? Der Türke beugte verneinend den Kopf zurück. Speak you english Sir? Gleiche Verneinung. Parlate italiano, Signore? Dieselbe Antwort. An loquaris linguam latinam, domine? holte der Berliner aus seinem Gedächtniß hervor, aber er empfing denselben Bescheid. Er besann sich, daß er einen Band aus „Tausend und eine Nacht" bei sich habe und las daraus auf gut Glück; Coch duldah sefa gjeldin! Aber der Türke verstand es nicht. Verzweiflungsvoll stand der Berliner da. Sollte er den Türken deutsch anreden? Es war wohl eitle Hoffnung, daß der Türke ihn verstehen würde, aber er riskirte es darauf. „Deutsch verstehen Sie wohl ooch nich." — „Ach ja, heernse — ich bin ja aus Stetteritz bei Leipzig und besuche die Weltausstellung als keeniglich sächsischer Terke mit Berliner terkische Waare. Ja heernse — sehnse."

In Straßburg ist vor einigen Tagen ein historisches Denkmal, der sogenannte „Münzthurm", verschwunden. Ein Bürger hatte ihn käuflich erworben und abbrechen lassen. Wie die Legende erzählt, bezeichnete dieser Thurm den Platz, wo ehemals die Züricher mit ihrem Breitopf aus dem Schiffe gestiegen sind.

London, 28. Aug. Daß die Fälscher, welche dieser Tage zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt wurden, keine Neulinge in ihrem Fache waren, kann Jeder sich denken. Aus dem bewegten Schwindelleben der Gebrüder Bidwell hat der Klageanwalt noch folgende Thatsachen gesammelt: Macdonell, der irischen Ursprungs ist, besuchte mit Austin Bidwell Irland im Herbste des Jahres 1871. Bei der Gelegenheit fälschten sie einen Check auf die irische Bank und zogen auf diese Weise statt 2-, 3000 L. Das Geld erhielten sie in Belfast und von dort gingen sie nach Manchester, wo sie durch weitere gefälschte Checks und falsche Empfehlungsschreiben große Summen von der Firma Heywood erschwindelten. Die Beiden verließen sodann Irland und im April 1872 kamen Macdonell und die beiden Bidwells nach England zurück. Austin Bidwell und Macdonell gingen nach Berlin und Dresden, George Bidwell reiste nach Bordeaux, Marseille und Lyon, wohin sie wieder gefälschte Creditbriefe von der londoner „Union-Bank" und einer liverpooler Bank mitnahmen und dadurch 8000 L. sich verschafften. Mit der Beute begaben sich die Hochstapler nach Buenos-Ayres, wo sie mit gefälschten Creditbriefen der „London and Westminster Bank" 10,000 L. einsteckten. Noyes ist auch kein Neuling; er war vielmehr im Jahre 1869 wegen Fälschung eines Checks zu siebenjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, aber nach drei Jahren schon auf dringende Vorstellungen hin aus dem Staatsgefängnisse von New-Jersey freigelassen worden. Die Kaufmannschaft nicht nur Englands, sondern auch anderer Länder muß es dem englischen Gerichte Dank wissen, daß sie vor diesen rücksichtslosen und gefährlichen Verbrechern gesichert worden ist.

Rückgang des Branntweinconsums in Norddeutschland. Nach Mittheilungen des Hrn. Steuerraths Pieg im Jahresberichte des Frankfurter geographischen Vereins pro 1871, ist der Genuß von Branntwein in den meisten Ländern Norddeutschlands in Abnahme begriffen; zwar ist die Verzollung von Thee im Zollverein in der Periode 1854 bis 1871 herabgegangen, dafür aber in dem gleichen Zeitraum jene von Kaffee, besonders aber die Consumtion von Bier, letztere fast um das Doppelte, gestiegen. Es ergiebt sich daraus der Schluß, daß der Branntweinconsum durch den Mehrverbrauch von Kaffee und Bier verkürzt worden ist und zwar in so erheblichem Grade, daß die mittlerweile gestiegene Mehrverzollung von ausländischem Branntwein als gänzlich unerheblich außer Betracht bleiben darf.

Eine eigenthümliche Industrie. In Paris hat der Handel mit Cigarrenstummeln, die auf der Straße aufgelesen werden, eine solche Ausdehnung gewonnen, daß man den Umsatz, den er darstellt, auf nicht weniger als 250,000 Frcs. schätzt. Etwa zweihundert Individuen beschäftigen sich mit dieser Industrie und verdienen sich im Tage durchschnittlich 3½ Frcs. Sie dingen für einige Sous arme Teufel, welche in die Kloaken, Mist- und Kehrichthaufen auf die Suche gehen; ferner verständigen sie sich mit den Kellnern der Kaffeehäuser, die ihnen gegen eine monatliche Entschädigung die von den Gästen unter die Tische geworfenen Cigarrenenden aufheben. Ist die Ernte gut, so geht es an die Tabaksfabrikation. Die Industriellen begeben sich an einen Ort, wo sie ungestört sind, z. B. unter eine Brücke, legen die Stummel auf ein Holzbrett und verkleinern sie mittelst eines scharfen Messers zu Tabak. Das so gewonnene Fabrikat wird in ein Päckchen gefüllt und an arme Leute, wie Arbeiter, Straßenkehrer, Wagenschlagöffner und Andere verkauft, und zwar zu dem Preise von vierzig Sous für das Kilogramm, also fünfmal weniger als für gewöhnlichen Tabak. Bedenkt man die obenangeführte Summe des Umsatzes, so mag man auf die Größe der Kundschaft schließen. (Arbeitgb.)

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste könnt' ich Dir beschreiben
Als Flinte, Prügel, Schilf und Stab,
Allein ich muß es lassen bleiben,
Es geht ein dehnend H ihr ab.
Doch könntest gütig Du's ersetzen,
Du würdest nicht den Klang verletzen.
Die Zweite ruft zu Licht und Kämpfen,
Herrscht über Leben, über Tod,
Ein Märchen konnt' ihr Zürnen dämpfen
Ein Zug bringt Dich in bittere Noth,
Das Ganze an des Sees Strande
Lockt Dich hinweg vom deutschen Lande.

Auflösung des Räthsels in No. 102:

Freiburg.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.
Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.
Nr. 104. Speyer, Donnerstag, den 4. September 1873.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

„Erfahren Sie denn", rief sie, „auch Margueriten's Herz würde brechen, zwänge man sie, von hier zu scheiden, denn ihr Herz ist nicht mehr frei; sie liebt mit der ersten Gluth der Jugend, liebt . . . ."

„Meine Tochter?" rief der Greis, „und wer ist der Gegenstand ihres Herzens?"

Abermals stockte Brigitta. Ihre Gedanken verwirrten sich. Konnte sie dem Grafen die Geschichte Charles' des Findlings verschweigen?

„Wen liebt meine Tochter?" wiederholte der Graf ungeduldig.

„Einen Jüngling, elternlos und arm, aber gut und edel," erwiderte sie endlich. „Pierre Lavergne nahm sich seiner an und schenkte ihm sein Vertrauen."

„Sein Vertrauen?" unterbrach der Greis ihre Worte mit bitterem Lachen, „sein Vertrauen? Ha! dann wird er wohl die Sympathie verwandter Seelen erkannt haben, — und ein Heuchler, ein Schurke war es, der das Herz meiner Marguerite stahl."

„Ihr habt Unrecht, Graf Victor!" rief Brigitta. „Charles Bojeau ist der Achtung werth."

„Charles Bojeau!" rief Victor, „ganz recht, es ist derselbe Name des Jünglings, den meine Leute gefangen. Er tödtete uns drei der besten Männer. Tapfer, wie ein Kerdingen, — aber dennoch mußte ich das Todesurtheil gegen ihn erkennen. Noch diesen Abend wird er erschossen. Die Leute sind nicht mehr zu halten, wollen Blut sehen und der Verurtheilte hat das Blut ihrer Kameraden vergossen."

„Allmächtiger Gott!" schrie Brigitta außer sich. „Ihr spracht sein Todesurtheil; und habt Ihr ihn selber gesehen, den jungen Mann, — waret Ihr ihm nahe?"

„Ich kenne ihn nicht, aber ich hasse ihn, da Pierre Lavergne ihm seine Gunst zuwendet," erwiderte der Graf. „Mag er sterben, — vielleicht hat er schon geendet."

Die Greisin verbarg ihr Haupt in den welken Händen. „Und leben zu müssen, um diesen Jammer zu schauen," jammerte sie. „Wehe, Kerdingen, auch über Dein Haupt zieht sich der Fluch, das Unheil zusammen, das uns Alle belastet. — Du sprachst dem eignen Sohn das Todesurtheil. — Ich belog Dich elend, um Marguerite vor Deiner Rache zu schützen; sie ist mein Kind und Pierre's, der heimlich mit mir vermählt ist. Dein Sohn aber ist Charles Bojeau!"

Ein furchtbarer Schrei drang aus der Brust des Greisen, ein Schrei der höchsten Verzweiflung. „Mein Sohn," wiederholte er, „und ich sein Mörder! Auch diesen Kelch, noch ehe ich das müde Haupt zur Ruhe lege. Und ahnungslos schrieb ich meinen Namen unter den blutigen Befehl. Aber vielleicht ist noch Rettung möglich, vielleicht zögerten sie, das Urtheil zu vollstrecken. — Zu ihm, zu ihm, um ihn zu retten, oder mit ihm zu sterben!" Mit der Hast eines Jünglings ergriff er den noch immer triefenden Mantel, warf ihn um und stürzte hinaus in die dunkle Nacht. Die Angst beflügelte seine Schritte und sein Mund sandte inbrünstige Gebete zum Himmel empor.

Graf Victor war im Walde angekommen. Wie brauste der Sturm in den hohen Baumwipfeln; aber sein Ohr vernahm ihn nicht. Er hatte nur e i n Gefühl, nur e i n e n Gedanken: seinen Sohn. Der Schweiß rann in großen Tropfen von seinem Antlitz hernieder, sein Blut kochte vom vogelschnellen Lauf, aber immer weiter ging es durch die engen Pfade, mit denen er völlig vertraut schien, — jetzt brach er sich, um den Weg zu kürzen, Bahn durch ein Gestrüpp und — —

„Haltet ein, ein Fang!" tönten rauhe Stimmen, und rohe Fäuste ergriffen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Es war eine kleine Abtheilung der Patrouille, die der Befehl Lavergne's von den Uebrigen getrennt hatte und die durch einen Zufall mit dem Dahinjagenden zusammentraf. „Ein Fang!" wiederholte der Anführer der Truppe, „leuchte doch, Michel, damit wir sehen, wen wir vor uns haben."

Der gerufene Bauer löste die am Gürtel befestigte Laterne, und sie hoch emporhaltend, beleuchtete er das Antlitz des gefürchteten Dorfbewohners. Der Greis hatte diesen Augenblick erwartet. Er richtete sich in der ganzen imposanten Höhe seiner Gestalt empor und heftete sein Auge ruhig auf seine Feinde. Die Wirkung war eine plötzliche. Bestürzt wichen

die Leute zurück, Keiner wagte Hand an den Mann zu legen, der in ihren Augen übernatürliche Gaben besaß, — und schon glaubte der Graf sich gerettet, als in der Nähe die rauhe Stimme Pierre's ertönte. „Ein Fang! ruft ihr, Leute? Haltet ihn, ich komme. Wehe Dem, der ihn entwischen läßt."

Der Greis zuckte zusammen, wie vom Stich einer giftigen Schlange getroffen. Er wandte sich, um zu fliehen, aber ermuthigt und erschreckt zugleich durch die Nähe ihres Herrn, wagten die Bauern von Neuem, Hand an den Unbewaffneten zu legen. „Laßt mich, Ihr Männer," flüsterte er mit bittender Stimme, „um Gotteswillen, laßt mich frei, ein Menschenleben hängt davon ab!"

Hätte der Gefürchtete drohend gesprochen, man hätte ihn nicht zu halten gewagt; nun aber, da das Zittern seiner Stimme die innere Herzensangst verrieth, erstarkte ihr Muth bei dem Bewußtsein seiner Schwäche. Ein rohes Gelächter antwortete ihm. „Hier bin ich, Leute, — laßt mich sehen, wen Ihr gefangen!" rief Pierre, der jetzt, gefolgt von andern Dienern und Bauern, erschien. „Der Hund soll gestehen, was er weiß, und dann hängen."

Abermals beleuchtete die Laterne des Greises Antlitz. An ihn heran trat Lavergne, dicht und dichter, — jetzt sah sich Auge in Auge. „Räuber und Mörder!" sagte der Greis mit dumpfer Stimme. „Ich bin Victor von Kerdingen und Deine Tochter ist in meiner Gewalt."

So niederschmetternd traf der Blick aus den Augen des Greises den Usurpator, daß Pierre Lavergne wie vernichtet zurückwich. Sein Antlitz war todtenbleich und sein Mund stammelte unverständliche Worte. Mit offenem Munde sahen die Diener und Bauern, welche Wirkung der Anblick des Unbekannten auf ihren Herrn ausübte. Scheu zogen sie sich zurück, als fürchteten sie, einem Zauber zu unterliegen.

Diesen Moment benutzte der Greis. „Wer mir folgt, ist ein Kind des Todes!" rief er mit donnernder Stimme, gebieterisch die Hand zum Sturmhimmel emporstreckend. Dann wandte er sich um, und von Neuem begann der furchtbare, verzweifelnde Lauf.

Aber Pierre hatte sich jetzt ermannt. „Feige Hunde!" schreit er, „ihm nach, an dem nächsten Baum soll er hängen! Hundert Thaler auf seinen Kopf!" Und eine Pistole aus seinem Gürtel reißend, drückte er auf's Geradewohl nach, durch Sturm und Finsterniß. Ein schwacher Aufschrei legt Zeugniß ab, daß er dies nicht wirkungslos gethan; — dann ist Alles wieder stille, wie zuvor, nur der Wind streift unheimlich durch die Bäume und Schnee und Regen schlägt in das Antlitz der Männer. Keiner rührte einen Fuß, um dem Befehl des Schloßherrn, den unheimlichen Gast zu verfolgen, nachzukommen. Der Aberglaube war stärker, als selbst die Furcht vor Lavergne's Zorn; und auch dieser gab den Gedanken an eine Verfolgung auf, als aus der Ferne eine wohlbekannte Stimme ertönte.

„Es ist Herr Charles!" riefen die Männer sichtlich erfreut, und lauter erschallte der Name des geliebten jungen Mannes durch das Brausen des Sturmes, um den Vermißten auf den rechten Pfad zu lenken. Pierre hüllte sich fest in seinen Mantel. Tausend Gedanken durchschwirrten seine Seele, — keinen Augenblick wußte er sich vor dem Strafgerichte Victor's sicher — und seine Tochter war in dessen Händen. Die Stimme Charles' kam näher und näher; — jetzt ward seine jugendliche, schlanke Gestalt sichtbar, aber in welchem Zustande; seine Kleider waren zerrissen, das Antlitz bleich und das Haar des unbedeckten Hauptes flatterte ungeordnet im Winde. Man eilte dem jungen Mann entgegen, man umringte und bestürmte ihn mit Fragen, allein Charles vermochte nicht zu antworten. Er winkte den Andrängenden zurück und schleppte sich vorwärts, dahin, wo Pierre Lavergne stand. Hier sank er zu dessen Füßen nieder. „Rettet Marguerite! — sie ist in der Gewalt der Chouans, ich entrann dem Tode!" flüsterte er. Dann aber verließen ihn seine Kräfte und bewußtlos schloß sich sein Auge.

„Bringt ihn in's Schloß!" befahl Lavergne kalt wie immer. „Er muß viel ausgestanden haben, der arme Bursche. Sobald er zu sich kommt, soll er uns Rede stehen und wir werden die Wölfe in ihrer eigenen Höhle fangen." Er neigte sich bei diesen Worten über den besinnungslos daliegenden Jüngling; aber schon im nächsten Augenblick fuhr er zurück. Das bleiche Antlitz Charles' schien ihm Entsetzen einzuflößen. „Ganz seine Züge", murmelte er. „Sollte Brigitta Recht haben, sollte es Reue geben? — Pah, Kindermärchen! Hätte ich auf des Gewissens Stimme gehört, der beneidete Schloßherr Lavergne würde vielleicht heute Körbe flechten für die hochgräfliche Familie von Kerdingen, wenn nicht ein Anderer vollbracht, was ich gethan habe. — — Vorwärts Leute!" befahl er mit barschem Tone, „in's Schloß mit ihm, ich begleite Euch!"

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber und wider die Cholera.

(Fortsetzung.)

Prof. J. Vogel erörtert dann die Ursachen der Cholera und bemerkt in dieser Hinsicht: „Alle seuchenartig auftretenden Krankheiten zeigen in Bezug auf ihre Ursachen gewisse Eigenthümlichkeiten. Da sie oft eine große Verbreitung über weite Länderstrecken haben und Personen befallen, die in den verschiedensten Verhältnissen leben, so müssen ihre Ursachen solche sein, die sich leicht und weit verbreiten können und auf viele Menschen zugleich einwirken. Diese Ursachen müssen ferner eine große Intensität besitzen, da bei dergleichen Seuchen viele Personen erkranken, die den gewöhnlichen überall und zu allen Zeiten vorkommenden Krankheitseinflüssen widerstehen. Auf der andern Seite werden bei keiner Seuche alle Menschen befallen, immer bleiben mehr oder weniger Personen, selbst solche, die sich ohne Vorsicht der Einwirkung der Ur-

sache aussetzen, befreit. Es gehört also auch bei Seuchen eine gewisse Disposition dazu, wenn Jemand erkranken soll. Je größer diese Disposition ist, um so geringer braucht die Intensität der eigentlichen Ursache zu sein, um Jemand krank zu machen; bei geringer Disposition dagegen ist eine sehr kräftige Einwirkung der Ursache nöthig.

Die eigentliche Ursache ist natürlich bei verschiedenen Seuchen eine verschiedene, bei der Pest z. B. eine andere als bei den Pocken oder dem Scharlach ꝛc. Aber manche dieser Krankheitsursachen zeigen gewisse Aehnlichkeiten, so daß sie sich in bestimmte Gruppen zusammenfassen lassen.

Die erste dieser Gruppen umfaßt diejenigen Krankheiten, welche vorzugsweise sog. Epidemieen bilden, d. h. Seuchen, die sich, bald rascher, bald langsamer fortschreitend, über weite Länderstrecken ausbreiten können. Dieses epidemische Auftreten läßt sich immer auf die Wirkung eines eigenthümlichen Ansteckungsstoffes, eines sogenannten „Contagium“ zurückführen. Das Eigenthümliche der Contagien besteht nun darin, daß sie durch die Krankheit selbst in den von ihr befallenen Personen erzeugt werden und die Fähigkeit besitzen, auf andere Personen übertragen, in diesen eine Krankheit derselben Art hervorzubringen. Jede an einer contagiösen Krankheit leidende Person kann das in ihrem Körper gebildete Contagium auf andere übertragen, diese dadurch anstecken und so die Krankheit weiter verbreiten. Die Contagien verhalten sich demnach wie die Samen von Pflanzen, welche ausgesät unter günstigen Bedingungen Pflanzen gleicher Art hervorbringen, die wiederum Samen tragen, der sich weiter vermehren kann, — oder wie Thiere, welche durch fortgesetzte Entwicklung von Jungen in einer Aufeinanderfolge von Generationen eine zahlreiche Nachkommenschaft gleicher Art hervorbringen können. Schon längst hat man sich dieses Bildes bedient, um die Wirkung der Contagien zu erläutern. Aber erst der neueren Zeit war es vorbehalten, mit Hülfe des Mikroskops den Beweis zu führen, daß diese Vergleichung der Ansteckungsstoffe mancher Krankheiten mit Thieren und Pflanzen nicht blos ein Bild ist, sondern daß es Contagien gibt, welche wirklich Thiere und Pflanzen sind. So weiß man ganz sicher, daß die Krätze, bekanntlich eine sehr ansteckende Hautkrankheit, durch die Gegenwart eines kleinen Thieres, der Krätzmilbe, hervorgebracht wird. Dieses Thier, so klein, daß nur ein scharfes Auge unter günstigen Bedingungen es wahrzunehmen vermag, bohrt sich in die Haut ein, erregt dort Jucken ꝛc. und erzeugt eine zahlreiche Nachkommenschaft, welche, auf andere Personen übertragen, diese gleichfalls ansteckt. Die früher so unvollkommene Behandlung der Krätze ist durch diesen Fortschritt unserer Kenntniß von ihrer Ursache sehr sicher geworden. Man heilt die Krankheit einfach dadurch, daß man die Krätzmilben durch zweckmäßige Mittel tödtet. Man verhütet die Ansteckung, indem man die Uebertragung der Krätzmilben auf andere Personen verhindert.

Von anderen Contagien wurde nachgewiesen, daß sie aus Pflanzen bestehen. Sie sind Samen von mikroskopisch kleinen Pilzen, welche auf zu ihrer Entwickelung geeignete Pflanzen, Thiere oder auch Menschen übertragen unter günstigen Bedingungen dort keimen, sich entwickeln, mehr oder weniger bedeutende Krankheitserscheinungen hervorrufen und schließlich wieder Samen hervorbringen, oft in ungeheurer Menge, durch welchen die Krankheit weiter verbreitet werden kann. Dies gilt von einigen Krankheiten unserer Culturpflanzen, z. B. dem Rost und Brand des Getreides, der Kartoffelkrankheit, einer Krankheit, die unter den Seidenwürmern große Verheerungen anrichtet, und einigen freilich verhältnißmäßig ungefährlichen Krankheiten, welche bei Menschen vorkommen, namentlich gewissen Hautkrankheiten. Diese Erfahrungen mußten die Vermuthung nahe legen, daß alle Contagien einen ähnlichen Ursprung haben und aus kleinen thierischen oder pflanzlichen Organismen oder deren Samen bestehen. Allein bis jetzt fehlt für diese Ansicht der bestimmte Nachweis, und gerade bei denjenigen seuchenartig auftretenden Krankheiten, welche die gefährlichsten Verheerungen unter den Menschen anrichten, wie Pest, Pocken, Scharlach — auch die Cholera gehört hierher — ist die eigentliche Natur des Contagiums gegenwärtig noch in Dunkel gehüllt, und das einzige sichere Zeichen von seiner Existenz ist eben die Krankheit, welche dasselbe hervorruft. Die Contagien einiger Krankheiten sind flüchtig, sie gehen in die Luft über und verbreiten sich in derselben auf gewisse Entfernungen; so das Contagium des Scharlachs, der Masern, der Pest. Andere sind fix, d. h. sie sind an gewisse Dinge gebunden, von denen sie sich nicht trennen lassen, wie das Contagium der Kuhpocken an die Kuhpockenlymphe. Die letzteren stecken also nur unter gewissen Bedingungen an, gegen die man sich leichter schützen kann, als es bei flüchtigen Contagien der Fall ist. Die meisten Contagien behalten ihre Ansteckungsfähigkeit längere Zeit, sie hängen sich an viele Dinge, wie Kleider, Papier u. drgl. an und können dadurch weiter verbreitet werden.

Bei einer andern Gruppe von massenweise auftretenden Krankheiten unterscheidet sich die wirksame Ursache durch gewisse Eigenthümlichkeiten von den genannten Contagien; sie wird mit dem Namen „Miasma“ bezeichnet. Ein Miasma gleicht darin den Contagien und unterscheidet sich wie diese von den sog. Giften dadurch, daß es schon in höchst geringer Menge wirkt, so fein vertheilt auftritt, daß wir dasselbe nicht zu isoliren und chemisch nachzuweisen vermögen, etwa so wie der Geruch einer Blume sich wegen der geringen Menge des riechenden Stoffes einer chemischen Untersuchung entzieht. Miasmen unterscheiden sich von Contagien wesentlich dadurch, daß sie nicht wie diese durch Krankheiten hervorgebracht werden. Sie sind vielmehr meist Produkte einer Fäulniß und Zersetzung organischer Stoffe, entwickeln sich daher aus Sümpfen, frisch umgebrochenem Erdreich, aus in Zersetzung begriffenen Thier- und Pflanzentheilen, in Cloaken, Miststätten, Kirchhöfen ꝛc. Die miasmatischen Krankheiten sind an die Orte gebunden, an

welchen sich das Miasma entwickelt. Man kann ihnen daher aus dem Wege gehen, indem man den Ort verläßt, an dem sie herrschen. Sie sind auch nicht eigentlich ansteckend, werden nicht von einem Menschen auf andere übertragen, nicht durch die von ihnen Befallenen an andere Orte verschleppt. Unter sie gehören die Wechselfieber, die Sumpffieber, die namentlich in volkreichen Städten so häufig vorkommenden typhösen Krankheiten rc.

Kehren wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen zur Cholera zurück. Die wirksame Ursache dieser Krankheit kann unmöglich ein sog. Miasma sein, dessen Entwicklung an einen bestimmten Ort gebunden ist. Das Wandern der Cholera von Land zu Land, ihre unzweifelhafte Verschleppung von einem Orte zum andern durch Kranke läßt nicht den geringsten Zweifel darüber, daß sie durch einen Ansteckungsstoff, ein Contagium erzeugt wird, welches von den Kranken selbst ausgeht und hauptsächlich durch diese weiter verbreitet wird. Diese Anschauungsweise, welche sich jedem unbefangenen Beobachter gewissermaßen von selbst aufdrängt, war auch zu der Zeit, als jene Krankheit uns zum ersten Male mit ihrem Besuche bedrohte, die herrschende und sie führte begreiflicher Weise zur Anwendung strenger Absperrungsmaßregeln, durch welche man um so mehr hoffen durfte, jenen schlimmen Feind abzuhalten, als sie sich bereits bei anderen auf Ansteckung beruhenden Seuchen, wie z. B. der orientalischen Pest, wirksam gezeigt hatten. Als sich jedoch alle diese Absperrungsmaßregeln als unzureichend erwiesen und überdies eine nähere Bekanntschaft mit der Cholera ergab, daß ihre Verbreitung in mancher Hinsicht anderen Gesetzen folge, als die der bisher bekannten contagiösen Krankheiten, wurde man über die Natur und Wirkungsweise ihrer Ursache wieder zweifelhaft, bis endlich fortgesetzte Beobachtungen Folgendes ergaben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* „Deutsche Mundarten. Anthologie aus den Gebieten mundartlicher Dichtung als ethnographisch-humoristischer Beitrag zur Kenntniß deutschen Volkslebens. Mit einer Einleitung von Friedrich Giehne." Wien, A. Hartleben. Deutschland ist reicher an Dichtern, als es weiß; es besitzt nämlich auch solche, die sich mundartlicher Formen bedient haben und deßhalb nur theilweise zu einem größeren Publicum durchgedrungen sind. Nicht etwa als ob die eine Mundart der andern unverständlich wäre! Nur die sogenannte plattdeutsche, als am weitesten von der Schriftsprache abweichend, wird in Süd- und Mitteldeutschland schwer verstanden und will erst einigermaßen studirt sein; das Verständniß der oberdeutschen Mundarten hingegen, aus welchen unsere Schriftsprache hervorging, wird durch die gemeinsamen Berührungspunkte mit dieser auch den Bewohnern niederdeutscher Gauen leichter vermittelt und nahegerückt. An verhältnißmäßiger Eingänglichkeit der Sprachformen also mangelte es in so weit nicht, wohl aber baute sich eine gewisse Schranke auf, wenn in Bezug auf mundartliche Literatur beispielsweise der Franke zunächst nur Fränkisches, der Schwabe seinerseits zunächst nur Schwäbisches für sich bestimmt glaubte. Schon J. P. Hebel durchbrach diese Schranke mit seinen alemannischen Gedichten; er hatte wohl auch nur an Leser von alemannischem Stamme gedacht, gewann aber ein Publikum weit über diese Gebiete hinaus. Seither haben selbst auf dem Theater deutsche Mundarten sich einen Platz erobert. Wir hören wienerisch oder berlinerisch, bayrisch und obersächsisch reden auf der Bühne, und es geht uns ein; in einem oder dem andern Stücke wird stellenweise „geschwäbelt," und wir verstehen es; von Frankfurt aus ist der „Borgerkapitän" und nach ihm die Charakterfigur „Hampelmanns" über die Breiter geschritten, die sprichwörtlich die Welt bedeuten. So wie dem Volke eine eigenartige Tracht besser ansteht, als eine Nachahmung der städtischen, so kleiden sich auch seine Gedanken und Empfindungen besser ein, wenn es so redet, wie ihm „der Schnabel gewachsen ist." Es ist dies das Unbefangene, das Natürliche, das Charakteristische an ihm. Wer eine Landes- und Volksart so recht kennen lernen und würdigen will, der bekommt erst durch Eingehen auf die mundartliche Sprache den Schlüssel des eigentlichen Verständnisses in die Hand. Man will ja nicht blos von Gebirg und Thal einer Oertlichkeit, sondern auch von den Leuten darin ein entsprechendes Bild gewinnen und sich einprägen. In diesem Sinn also ist die erwähnte mundartliche Anthologie ein ethnographischer Beitrag zur Kenntniß eines großen Sprachgebietes, das als solches von politischen Grenzen nicht unterbrochen wird; ein humoristischer Beitrag aber ist sie, weil die mundartliche Dichtung weniger aus dem Ernste, als vielmehr aus dem Humor des Lebens ihre Stoffe zu entnehmen pflegt. So wird denn, wer diese Sammlung mundartlicher Sprachproben und Musterstücke in die Hand nimmt, sich einestheils ethnologisch unterrichten, anderntheils aber sich unterhaltend angeregt und mitunter pikant ergötzt finden. Giehne's „deutsche Mundarten" enthalten Proben aus den Deutschböhmischen, aus Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Oberbayern, Schwaben, Alemannien, Franken, Pfalz, Frankfurt, Mainz, Obersachsen und Berlin. Unter den Gedichten in pfälzischer Mundart befinden sich auch zwei von C. A. Woll, „der Auerhahn" und „die Bantingcur".

London, 27. Aug. Bei dem fortwährenden Steigen der Fleischpreise ist es erfreulich, daß die Einfuhr und der Verbrauch australischen Fleisches immer mehr zunehmen. Das Volk hatte und hat zum großen Theile noch Vorurtheile gegen das australische Fleisch, hauptsächlich wohl darum, weil es so billig war, und blieb mit echt englischer Hartnäckigkeit bei dem hergebrachten „beef" und „mutton". Doch scheint man allmählich den Vortheil einzusehen, denn während die Fleischeinfuhr aus Australien im Jahre 1868 nur einen Werth von 300 L. hatte, beläuft sich ihr Werth jetzt auf 890,000 L.

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste forschet ohne Zweifel
Und dringet in die Tiefe ein;
Doch hat sie niemals was verrathen,
Ihr Ruhm ist: stets verschwiegen sein.
Die Letzte stützet manch Gebäude,
Doch ist sie selten ganz allein;
Sie ist auch Bote, kann als Läufer,
Doch nicht der Ersten, dienstbar seyn.
Das Ganze, — ein bedeutend Wesen,
Ist Stütze delikater Kunst,
Die schlanken, herrlichen Gestalten
Verfielen ohne seine Gunst.

Auflösung der Charade in Nr. 103:

Nachtlager.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 105. Speyer, Samstag, den 6. September 1873.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

10.

Tief im Walde lag eine alte verfallene Kapelle; vor langen Jahren hatte das kleine Gotteshaus zu einem reichen Kloster gehört; allein Sturm und Krieg hatten die stattlichen Gebäude zerstört, die längst von ihren frommen Bewohnern verlassen waren, und nur die Sage und die Waldkapelle, die ebenfalls täglich in Trümmer zu sinken drohte, kündeten der Welt noch vom einst Gewesenen.

Einst eine Stätte der frömmsten Andacht, war die Kapelle allmälich zu einem gefürchteten Orte in den Augen der ganzen Umgegend geworden. Aber nicht blos der Aberglaube hielt sich fern von der einst geheiligten Stätte. Seit die Banden der Chouans die Vendee beunruhigten, glaubte man, daß die in der Umgegend des Schlosses Kerdingen zerstreute Schaar in der verfallenen Kapelle ihren Aufenthalt genommen habe. Vorsichtig hatte die Regierung den Ort umstellen lassen, vorsichtig war man mit bewaffneter Macht in's Innere des Gotteshauses gedrungen, hatte keinen Winkel undurchsucht gelassen, allein vergebens; von den Gesuchten war keine Spur zu entdecken, und doch überfiel ein zahlreicher Trupp zwei Tage später die nichts ahnende Garnison eines nahen Städtchens und entführte bedeutende Vorräthe von Proviant und Munition.

Eben zu dieser Kapelle hin lenkte der Greis seine Schritte. Aber nicht mehr mit jener geflügelten Eile, mit der er vor der Begegnung mit Pierre Lavergne dahin gestürmt war, setzte er seinen Weg fort. Seine Schritte waren kraftlos und schwankend; die eine Hand preßte sich fest an die Hüfte der rechten Seite, und wer genau seine Spur verfolgte, konnte einen blutigen Streif sich längs des Pfades hinziehen sehen, den der Greis durchwanderte. Jetzt hatte er die Stätte erreicht. Er öffnete die morsche Thür und betrat das Innere des Gotteshauses. Der Wind pfiff durch die zahllosen Ritzen und glaslosen Fenster; aus ihrer Ruhe aufgescheuchte Nachtvögel flatterten ängstlich hin und wieder. Des Mannes Herz pochte fast vernehmbar, während er den unheimlichen Raum durchschritt. „Wenn ich zu spät käme, wenn sie die blutige That vollzogen hätten und Kerdingen der Mörder seines Sohnes wäre.“ — Er stand an dem verfallenen Altar, dem hauptsächlichsten Spukplatz der Kapelle. Jetzt drückte er an die Holzwand der Hinterseite, und plötzlich, wie im Zaubermärchen, theilte sich dieselbe, durch geheimen Mechanismus bewegt; nun trat er in den Zwischenraum und die Oeffnung hinter ihm schloß sich auf's Neue geräuschlos, undurchdringlich.

Horch! Geisterhaft schallte es empor aus der Tiefe, dumpfes Murmeln, verworrener Stimmenklang! — Waren es die Seelen der verstorbenen Mönche, von denen die Sage ging? Der Greis schien aber mit dem Geräusch ebenso vertraut, wie sein Fuß mit der Oertlichkeit. Dreimal stampfte er auf den Boden in abgemessenen Pausen, und der Boden wich unter seinen Füßen und langsam versank seine hohe Gestalt in die Tiefe. Nach einigen Secunden fühlte er festen Grund unter seinen Füßen; er stand einen Augenblick still, wie um sich an die plötzlich um ihn herrschende Dunkelheit zu gewöhnen; dann eilte er vorwärts, den langen, schmalen Gang entlang, an dessen Ende ein Lichtschimmer hervorlugte und verworrenes Stimmengeräusch ertönte. Jetzt hatte er den Ort erreicht, und ohne ein neues Zeichen abzuwarten, flog eine hohe Thür vor dem Ankommenden auf, und ein eigenthümlicher Anblick bot sich dem Greise dar.

Der Ort, den er betrat, war ein weiter Raum, an dessen Ende ein riesiges Feuer loderte, das durch eine bis zur Decke reichende Röhre seinen Abgang fand. Von der Höhe hernieder hingen einige Oellampen, die hinreichend den Aufenthalt beleuchteten, und in ihrem Schein gewahrte man eine Anzahl Männer verschiedenen Alters an rohen Holztischen sitzend, mit Würfel- und Kartenspiel beschäftigt, während andere auf den an der Seite befindlichen Strohlagern ausruhten, noch einige der jüngsten Gesellen im Hintergrunde Fechtübungen anstellten. Ueberall, wohin das Auge blickte, waren Waffen und Munitionsvorräthe aufgestellt, und zu beiden Enden des Raumes standen zwei Büsten; die eine, mit Flor umhüllt, wies die Züge des unglücklichen Ludwig XVI., die andere die seines Bruders, des nunmehrigen Kronprätendenten, des Grafen von Artois, von den Royalisten als Ludwig XVIII. anerkannt.

Bei dem Eintritt des Greises entstand eine lebhafte Bewegung unter den Versammelten. Alles erhob sich ehrerbietig von den Sitzen und Lagern und salutirte. Vom Herde aber traten zwei Männer vor; der eine in vollständige Lieutenants-Uniform gekleidet, der andere noch immer in seinen Mantel gehüllt, der ihn schon vorher bei dem Zusammentreffen mit seinem Chef im Park des Schlosses vor Margueriten's Erkennen geschützt hatte. Dieser war es, der sogleich die Blutspur am Boden bemerkte, die der Greis bei jedem Schritte hinter sich zurückließ, und ehe dieser den Mund zu einer Frage öffnen konnte, rief er mit lauter Stimme durch den Kreis: „Um Gotteswillen, Brüder, Monseigneur ist verwundet!“

Alles drängte sich bei diesen Worten um den Kommenden, der sich einer allgemeinen Verehrung zu erfreuen schien; gebieterisch aber wies der Greis die Leute zurück. „Es ist nichts“, sagte er, „ein Streifschuß ohne Folgen. — Ernsteres führt mich hierher, Lieutenant de Maubry, was haben Sie mit dem Gefangenen gethan, von dem Sie mir durch Jean berichten ließen?“ — Der Offizier schien verlegen.

„Monseigneur unterzeichneten sein Todesurtheil“, sagte er nach einer Pause.

„Und ist es vollstreckt?“ fragte der mit diesem Titel Angeredete, und seine Stimme bebte vernehmbar. „Sagt, ist es vollstreckt?“

„Seit einer Stunde“, entgegnete der Offizier. „Den jungen Mann deckt bereits die Erde.“

Der Greis stieß keinen Schrei aus, er sprach kein Wort, aber der Ausdruck seines Antlitzes glich dem einer Todtenmaske und nun machte auch der Schmerz der Wunde, den die furchtbare Aufregung bis dahin unterdrückt hatte, plötzlich sein Recht geltend. Er schwankte auf seinen Füßen und sank, einer Ohnmacht nahe, in die Arme Jean's und des Lieutenants. „Nur eine Schwäche“, sagte er mit schwacher Stimme. „Jean, verbinde mir die Wunde, dann — — Ihr wart im Rechte, unsere Sache erforderte ein Opfer — — dann führt mich an sein Grab.“

„Verzeihung!“ rief Jean, der den Eindruck bemerkt haben mochte, den die Mittheilung des Todes auf den Greis hervorbrachte. „Verzeihung, Monseigneur! Allein, ich kann den Gedanken nicht ertragen, Sie hintergangen zu haben; die Männer fürchten Ihren Zorn, wenn Sie erfahren, daß der Gefangene sich befreit und vielleicht unsern Zufluchtsort zu verrathen im Stande ist; allein es ist geschehen. Auf dem Wege zum Tode wußte Charles Bojeau seine Fesseln zu sprengen und er entkam, trotz der ihm nachgesandten Schüsse, trotz eifriger Verfolgung. Zürnt Euren Treuen nicht, Monseigneur.“

Auch die Freude, auch das Glück überwältigt. Der Graf wollte sprechen, doch die Worte erstarben in seinem Munde — und ohnmächtig, aber mit verklärtem Antlitz sank er in die Arme Jean's.

11.

Mit dem Befehl, sobald der junge Mann seine Kräfte erlangt, ihn in die Halle zu senden, verließ Lavergne das Zimmer und stieg zu dem bezeichneten Orte hinunter, während seine Leute nach den Strapazen des Tages die wohlverdiente Ruhe aufsuchten. An ihrem Rade saß die alte Brigitta, anscheinend theilnahmslos, wie immer; aber ein fragender Blick streifte aus ihren Augen über Pierre, als dieser sich ihr näherte. „Brigitta,“ sagte der Usurpator mit milderer Stimme, als es sonst seine Weise war, „meine Ahnung täuscht mich nicht; jener Unbekannte, den ich haßte und verdächtigte, noch ehe ich Näheres wußte über ihn, seit heute ist er mir nicht mehr fremd. Brigitta, es ist Victor von Kerdingen und unser Kind ist in seiner Gewalt.“

Die Alte nickte mit dem Kopfe. „Mag sie,“ erwiderte sie gleichgültig. „Da Charles dem Tode entronnen, wird Victor von Kerdingen ihrer schonen; sein Herz ist edel und milde, selbst die Rache und der Haß haben es nicht zu versteinern vermocht.“

Der Schloßherr blickte die Redende scharf an. „Du bist so ruhig, Brigitta,“ sagte er mit lauerndem Tone; „bist wohl gar selber mit im Complott? Vielleicht war er hier während meiner Abwesenheit, das erste Mal, daß ich mich leichtsinnig vom Hause entfernte, gabst ihm einen heimlichen Wink, gelt? und entdecktest ihm Alles? Antworte, Hexe, oder ich zerschmettere Dich!“

Die Alte hielt ruhig die Blicke aus, die Lavergne auf sie schleuderte. „Nur zu,“ lachte sie spöttisch: „zeige doch, daß Du das Morden noch nicht ganz verlernt.“

„Du sprichst wahr, hämisches Weib“, grollte Pierre düster, den erhobenen Arm sinken lassend, „denn meine Kugel traf ihn sicher, die ich ihm in der Dunkelheit nachsandte. Sein Aufschrei legte mir davon Zeugniß ab.“

„Elender, Gott sei Dir gnädig!“ rief Brigitta außer sich. „Er selber rettete einst jenen jungen Mann aus Deiner mörderischen Hand. Du wagst es, sie auf's Neue an ihn zu legen? O hüte Dich, daß nicht sein Sohn Dir einst vergilt, was Du geschaffen. Hüte Dich, ich kenne Charles, ich habe in sein Inneres geblickt und darüber nachgegrübelt in den langen Winternächten, wenn mich der Schlaf floh. Erfährt er, was Du an seinem Vater, an ihm selber verübt . . .“ (Forts. f.)

* Ueber und wider die Cholera.

(Fortsetzung.)

Bei den uns längst bekannten contagiösen Krankheiten, den Pocken, dem Scharlach, dem ansteckenden Typhus, der Pest ꝛc. wird der Ansteckungsstoff in den Körpern der davon Befallenen bis zu seiner vollkommenen Wirksamkeit ausgebildet. Solche Kranke verbreiten das Contagium in der sie umgebenden Luft und können dadurch Personen anstecken, welche in ihre Nähe kommen. Sie inficiren ferner mit diesem Ansteckungsstoff Gegenstände, die sie berühren, wie Kleider, Briefe, Bücher ꝛc. Solchen Gegenständen anhaftend

kann das Contagium an andere oft weit entfernte Orte verschleppt werden und dort Personen, welche mit diesen Gegenständen in Berührung kommen, die Krankheit mittheilen. Wesentlich anders verhält sich in dieser Hinsicht die Cholera. Die Atmosphäre, welche einen Cholerakranken umgibt, ist nicht ansteckend und der Verkehr mit demselben daher nicht gefährlich. Während bei anderen contagiösen Krankheiten Personen, die in der Nähe der Kranken verweilen: Wärter und Wärterinnen, Aerzte, Geistliche ꝛc., sich einer großen Gefahr der Ansteckung aussetzen, ist dies bei der Cholera nicht der Fall. Und doch sind es auch bei ihr die Kranken, von denen das wirksame Agens ausgeht, welches die Krankheit weiter verbreitet. Denn nur so lassen sich die nicht seltenen Fälle einer Verschleppung der Cholera durch Kranke an oft weit entfernte Orte und die dadurch hervorgerufene Entwicklung von oft sehr heftigen Choleraepidemien an diesen Orten erklären. Alle Beobachtungen sprechen dafür, daß dieses Agens wesentlich an den Entleerungen der Kranken (Erbrechen, Stuhlentleerungen) gebunden ist und daß aus diesen Entleerungen sich ein Ansteckungsstoff entwickelt, jedoch erst nach einer gewissen Zeit. Frische Ausleerungen von Cholerakranken vermitteln keine Ansteckung. Sie thun dies erst, nachdem sie einen gewissen Grad von Zersetzung oder eine ihrer Natur nach bis jetzt unbekannte Veränderung erlitten haben, was in der Regel erst nach einigen Tagen der Fall ist. Die Reinigung von Gegenständen, welche durch die Entleerungen Cholerakranker verunreinigt sind: ihrer Wäsche, Betten, Zimmer ꝛc. ist gefahrlos, so lange jene Ausleerungen noch frisch sind. Nach einigen Tagen dagegen wird sie gefährlich und alle dergl. Gegenstände, die ungereinigt sich selbst überlassen wurden, können nach einiger Zeit ansteckend wirken. Aborte und andere Stellen, welche durch Ausleerungen Cholerakranker verunreinigt wurden, entwickeln nach einiger Zeit ein Contagium, welches sich bis auf eine gewisse Entfernung in die umgebende Luft verbreiten und dadurch gefährlich werden kann. Ja es ist sehr wahrscheinlich, daß Personen, die nicht an ausgesprochener Cholera, sondern bloß an leichter Cholerine leiden, einfach dadurch, daß sie auf der Durchreise durch einen Ort für einen Augenblick einen Abtritt benutzen, diesen dadurch inficiren und so möglicherweise zur Entstehung einer Epidemie an dem betreffenden Orte Veranlassung geben können. Von einem durch Cholera inficirten Abtritte ꝛc. aus kann sich das Contagium in einem Hause verbreiten und dessen Bewohner gefährden. Es kann aber auch, im Erdboden vordringend und von dem denselben tränkenden Wasser weiter getragen oder in Gossen, Kanälen ꝛc. weiter fließend, nach entfernteren Orten gelangen. In das Wasser von Brunnen und Wasserleitungen eindringend und sich mit diesem vermischend, kann es dessen Genuß gefährlich machen.

Dies sind die Hauptpunkte, deren Kenntniß uns in den Stand setzt, der Bildung und Ausbreitung des Cholera-Contagiums entgegen zu wirken. Zwar ist die eigentliche Natur dieses Contagiums bis jetzt noch unbekannt. Denn die Frage, ob dasselbe aus belebten Organismen, mikroskopischen Thieren oder Pflanzen besteht, wofür Vieles spricht — oder ob es anderer, etwa chemischer Natur ist und nach Art der Gifte wirkt, ist bis jetzt trotz aller Behauptungen Einzelner noch nicht entschieden. Aber trotzdem besitzen wir immerhin bald mehr, bald weniger wirksame Mittel, die Entwicklung und Verbreitung dieses Ansteckungsstoffes zu hindern und denselben von uns abzuhalten oder uns seiner Wirkung zu entziehen. Unter diesen Mitteln nimmt die erste Stelle ein die Desinfection der Ausleerungen Cholerakranker und aller mit solchen verunreinigter Gegenstände. Diese Desinfection muß jedoch, soll sie Erfolg haben, rechtzeitig vorgenommen werden, d. h. möglichst bald, ehe das Contagium Zeit gewinnt, sich zu bilden und seine Wirkung zu äußern; sie muß ferner eine gründliche und ausreichende sein. Als desinficirende Mittel können solche dienen, von denen wir wissen, daß sie auch sonst die Eigenschaft haben, Zersetzung und Fäulniß organischer Substanzen, sowie die Entwicklung mikroskopischer Organismen, welche jene Processe zu begleiten pflegen, zu verhindern oder zu beschränken. Zur Desinfection der Ausleerungen Cholerakranker und der dieselben aufnehmenden Gefäße dient am Besten eine gesättigte Auflösung von Eisenvitriol in Wasser, der man etwas rohe Carbolsäure zusetzt.*) Man versetzt die Ausleerungen mit einer entsprechenden Menge dieser Flüssigkeit**) und wäscht die Gefäße mit derselben aus. Dieselbe Flüssigkeit kann dienen zur Desinfection der Abtritte, Gossen, Kloaken ꝛc. Hierbei ist freilich schwer eine Vorschrift zu geben, wie viel von jener Flüssigkeit zugegossen werden muß, wenn die Desinfection ausreichend sein soll. Jedenfalls muß der eigenthümliche Geruch der Carbolsäure sich noch mehrere Stunden nach dem Zugießen deutlich wahrnehmen lassen und die Desinfection muß öfters, täglich, ja wo größere Gefahr droht, mehrmals täglich wiederholt werden.

Zur Desinficirung von Gegenständen, welche durch Choleraentleerungen verunreinigt sind, muß man je nach der Natur dieser Gegenstände verschiedene Wege einschlagen. Die von geringerem Werthe wie Bettstroh u. dergl. werden am besten verbrannt. Wäsche reinigt man durch Auskochen mit Wasser, dem man etwas Zinkvitriol zusetzt. Kleider und Hausgeräthe werden geschwefelt, d. h. man setzt sie in der bekannten Weise in einem geschlossenen Raume längere Zeit hindurch den Dämpfen von brennendem Schwefel oder von schwefeliger Säure aus. Decken und Wände der Zimmer werden mit Kalk getüncht.

---

*) Eisenvitriol wird mit Wasser übergossen und dessen Auflösung durch Umrühren beschleunigt. Nimmt man so viel Eisenvitriol als sich aufzulösen vermag, so erhält man eine gesättigte Lösung. Zu einem gewöhnlichen Eimer voll von derselben setzt man etwa einen Tassenkopf voll roher Carbolsäure.

**) Um ganz sicher zu gehen, setzt man so viel Desinfectionslösung zu, daß das Gemisch deutlich sauer reagirt, d. h. blaues Lackmuspapier, wie es in jeder Apotheke zu haben ist, deutlich roth färbt.

Je früher, je sorgfältiger und energischer diese Desinfection vorgenommen wird, um so leichter und sicherer gelingt es, die Entwicklung von Choleracontagium und damit die Weiterverbreitung der Krankheit zu hindern, und in mehr als einem Orte, in welchen die Cholera von außen her eingeschleppt war, ist es geglückt, durch die sofortige, energische Anwendung der genannten Mittel die Weiterverbreitung der Cholera abzuschneiden und die Entwicklung einer gefährlichen Epidemie, welche wahrscheinlich bei Anwendung von geringerer Energie und Sorgfalt erfolgt wäre, zu verhindern. Hat sich freilich an einem Orte bereits eine vollständige Epidemie ausgebildet, was voraussetzt, daß zahlreiche neue Brutstätten von Contagium an verschiedenen Stellen entstanden sind, dann erscheint zwar die Desinfection in der erwähnten Weise immer noch nothwendig, um einer noch weiteren Ausbreitung der Krankheit Schranken zu setzen; aber sie wird trotz aller Energie und alles Kostenaufwandes doch das nicht mehr leisten können, was im ersten Anfang viel leichter und mit viel geringeren Kosten zu erreichen gewesen wäre. Die Mittel und Wege, durch welche und auf welchen sich das Contagium weiter verbreitet, sind hauptsächlich: Die Ausleerungen Cholerakranker und damit verunreinigte Gegenstände, der Erdboden, das Wasser und die Luft. Ihnen entsprechend müssen auch die anzuwendenden Schutzmaßregeln sehr verschiedener Art sein. Cholerakranke, welche nicht dem eigenen Hause angehören, sind nur in so weit zu fürchten, als etwa Jemand, der an Choleradiarrhoe leidet, den Abtritt eines andern Hauses benutzt und diesen dadurch inficirt. Im Uebrigen ist der Verkehr mit Cholerakranken und ihre Pflege durchaus ungefährlich, sobald die erwähnten Vorsichtsmaßregeln, namentlich die Desinfection ihrer Ausleerungen, nicht versäumt werden. Durch Gegenstände, welche mit den Ausleerungen Cholerakranker verunreinigt sind, kann das Contagium sehr leicht verschleppt werden, und Wäscherinnen, Personen, welche mit alten Kleidern handeln, Trödler ꝛc. sind dadurch zur Zeit einer Choleraepidemie großen Gefahren ausgesetzt. Die dagegen anzuwendenden Vorsichtsmaßregeln verstehen sich so sehr von selbst, daß es unnöthig scheint, sie hier zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hr. Dr. List in Neustadt a. d. H. gibt in der „Dtsch. Wein-Ztg." folgende Mittheilung der dortigen Versuchsstation: „Seit einiger Zeit tritt in den verschiedensten Lagen unserer Gegend eine Krankheit an den Weinstöcken auf, welche, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der durch Phylloxera hervorgerufenen, die größte Besorgniß wach rief. Auffallend erscheint es, daß das Welkwerden, Einschrumpfen und Abfallen der Blätter immer an den Stellen zuerst beobachtet wird, welche in Mitten anderer Stöcke stehen. In der ersten Zeit der Krankheit läßt sich, wie ein gerade vor mir liegender, aus den trockenen Sandlagen Mußbachs stammender Rebstock bezeugt, nirgends die geringste Spur irgend eines Pilzgewebes auf der Epidermis der Blätter nachweisen. Erst im zweiten Stadium der Krankheit tritt das Pilzgewebe auf, welches rasch Sporenschläuche mit bräunlichem Inhalte treibt und unglaublich schnell das ganze Blatt umstrickt. Sorgfältig angestellte mikroskopische Untersuchungen haben ergeben, daß sich an den Wurzeln insbesondere der Stöcke, welche in Lehmboden wachsen, eine zahlreiche Fauna angesiedelt hat. Dieser Umstand gewinnt um so mehr an Bedeutung, als es mir bis jetzt noch nicht gelang, an an andern Krankheitserscheinungen leidenden Stöcken Insecten in größerer Menge aufzufinden. Gerade überraschend ist es zu nennen, daß sich diese Fauna in vollständiger Uebereinstimmung mit der Insektenwelt befindet, welche ich, mit freundlicher Unterstützung Dr. Blankenhorn's in Karlsruhe, an den in Letten bei Mülheim erkrankten Rebstöcken studirte und sonst nirgend mehr vorfand."

Genf, 29. Aug. Die Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses des Herzogs von Braunschweig begannen um 10 Uhr und waren um 1 Uhr beendet. Der officielle Zug war ungeheuer, der Reformationssaal war schwarz ausgeschlagen und mit den Wappen des Herzogs, seinen Orden und Palmen dekorirt. Zur Eröffnung der Feier wurde dort der Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott" gesungen; das Gebet und die Predigt sprach in französischer Spache der lutherische Pfarrer Ehni. Eine ungeheure Menge war aus dem ganzen Kanton und den Nachbarkantonen herbeigeströmt, um zu sehen wie Republikaner einen abgesetzten Herzog königlich beerdigten. Die Glocken läuteten und auf der Treille brannte man Geschütze los. Auf dem Kirchhof hielt Leroyer, der Präsident des Stadtraths, eine Rede, Ehni sprach das Gebet. Sodann wurde zum Hotel de Ville zurückgekehrt, wo die Deputationen, die Gesellschaften und Vereine, Officiere u. s. w. vorbei defilirten. Die Militärmusik spielte Chopin's Trauermarsch.

Neue amerikanische Methode, Aepfel aufzubewahren. In einer landwirthschaftlichen Versammlung in New-York wurde mitgetheilt, daß im letzten Herbste nicht weniger als 30,000 Fässer Aepfel nach Europa verschifft worden seien, und einer der Ausführer gab an, daß er seine Aepfel unter Umständen bis in den März in Glasgow liegen lasse, um günstige Preise zu erzielen, und daß dieselben keiner Verderbniß unterworfen seien. Als Mittel zur Aufbewahrung giebt die „Ill. Deutsch-Amer. Farm. Ztg." Folgendes an: Fein gemahlener Gyps hat sich durch vielfache Erfahrung als ein vortrefflisches Mittel bewiesen, um Aepfel einen längeren Zeitraum gut und in vollem Geschmack aufzubewahren. Der immerhin ziemlich bedeutende Aufwand an Arbeit und Material läßt es gerathen erscheinen, daß man nur gute, werthvolle Früchte dazu verwendet, die vollkommen ausgereift, trocken und unbeschädigt sein müssen. Ist ihre Schale mit einem feuchten oder klebrigen Hauche bedeckt, so wische man sie mit einem trockenen Tuche ab; das wird einem die Mühe ersparen, sie beim Herausnehmen mit größerer Schwierigkeit reinigen zu müssen, da an der vorher glatt geriebenen Schale der feine Gyps nicht so fest haftet, als wenn dieselbe feucht, klebrig und rauh war beim Einpacken. Nunmehr bringt man auf den Boden des Gefäßes, das man zum Einmachen bestimmt, einer Kiste, eines Fasses, welches man durch ein paar untergelegte Querhölzer noch vor der directen Berührung des vielleicht feuchten Fußbodens des Kellers schützt, eine etwa zollhohe Schicht Gyps, legt auf diese die Aepfel regelmäßig, mit den Stielen nach oben und so, daß keiner den andern direct berührt, doch aber der Raum gut wahrgenommen wird, und füllt, nachdem eine Lage vollendet ist, so viel Gyps darüber, bis die Zwischenräume gefüllt und die Früchte gleichmäßig bedeckt sind, worauf man wieder eine neue Lage Aepfel aufbringt und damit fortfährt, bis das Gefäß voll oder die Früchte alle verpackt sind. Der Gyps wirkt dabei rein mechanisch durch Ausschluß des Druckes der einzelnen Früchte auf einander, der Feuchtigkeit und besonders der Temperaturveränderungen der äußeren Atmosphäre. In dieser Weise conservirte Aepfel halten sich frisch nud wohlschmeckend bis in's Frühjahr. Ein trockener Keller oder eine frostfreie Kammer ist der beste Platz, die Gefäße aufzustellen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 106. Speyer, Dienstag, den 9. September 1873.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

Der Rest der Worte Brigitten's verstummte unter dem eisernen Druck, mit dem Lavergne ihr Mund und Kehle zusammen preßte. Das Gesicht der alten Frau färbte sich bläulich, — ein gurgelnder Ton drang aus ihrer Kehle hervor, — einige Augenblicke noch — und das glimmende Lämpchen des Lebens wäre verloschen. Da tönte eine frische jugendliche Stimme durch die unheimliche Stille, die rings im Gemach herrschte. Wie vom Blitz getroffen zuckte der Schloßherr zusammen. Seine Finger glitten vom Halse der Alten, die mit leisem Aechzen in ihren Stuhl zurück sank. Der Jüngling trat an ihn heran. Er hatte sich nothdürftig erholt, aber sein Antlitz war noch unnatürlich bleich und sein ganzes Wesen in hoher Aufregung. „Berichte!" sagte Lavergne kurz, indem er auf einen Stuhl ihm gegenüber wies und selber Platz nahm. „Was weißt Du vom Aufenthalt meiner Tochter, und wie entgingst Du der Gefahr? — Vermagst Du uns den Schlupfwinkel der verfluchten Chouans nachzuweisen?"

„Hört mich an, Pierre Lavergne," erwiderte der junge Mann, „durch welche Fügung ich dem Tode entgangen. Der Uebermacht weichend, suchten die feigen Bauern ihr Heil in der Flucht, als wir im Walde auf eine Abtheilung Chouans stießen. Was vermochte ich allein auszurichten? Dennoch vertheidigte ich mich, so gut es ging, mir wenigstens die Freiheit zu erkämpfen und das Leben, denn ich wußte, daß Gefangene von Seiten unserer Feinde wenig Gnade zu erwarten haben. Mehrere fielen, todt oder verwundet, ehe es der Schaar gelang, sich meiner zu bemächtigen. Dann aber banden sie meine Hände und schleppten mich weiter unter tausend Verwünschungen mit sich an den Ort, wo sie ihre Lagerstätte aufgeschlagen haben . . ."

„Und dieser Ort, diese Stätte?" forschte Pierre hastig.

„Hört weiter," fuhr Charles fort, die Frage des Schloßherrn überhörend. „Mein Loos war entschieden, die Mannschaft stimmte ab über mein Schicksal, es hieß Tod; warum man das Urtheil nicht gleich vollstreckte, ich weiß es nicht; vielleicht bedurfte es der Bestätigung eines Höheren, allein sie kam und um Mitternacht sah ich mein Grab bereiten, sah ich die Gewehre laden, deren Kugeln mein Herz durchbohren sollten. Die Männer, in der Gewißheit, daß dieser Mund bald auf ewig stumm sei, sprachen laut und unbekümmert um meine Gegenwart unter einander. Ich vernahm aus ihren Reden, daß ein junges Mädchen unter strenger Aufsicht einer alten Frau in ihrem Lager weile und daß der Chef Jedem mit augenblicklichem Tode gedroht, der es wagen würde, die Gefangene durch Wort oder Blick zu beleidigen . . ."

„Vergebt, vergebt ihr Schatten der Edlen, Verrathenen," murmelte die Alte, die dem Bericht des Jünglings wenig Aufmerksamkeit zu schenken schien und hin und wieder sogar einnickte, dazwischen.

„Ich hatte keine Angst mehr", redete Charles weiter, „nur eine Sehnsucht, glühend, unbeschreiblich, nach denen, die ich liebte. Aber eine Trauer kam über mich, so jung zu scheiden aus dieser Welt, ohne ihr genützt zu haben, ohne daß ich diesen Arm erheben durfte für Recht und Freiheit . . . ."

„Adelig Blut! Adelig Blut!" flüsterte Brigitta, während Lavergne die Stirn runzelte.

„Genug, ich glaube das," brach er sogleich die Rede des Jünglings ab. „Aber zum Wichtigsten nun; wo finden wir die Bande, um sie mit einem Schlage zu vernichten?"

„Das Euch zu künden, verbietet mir mein Schwur," entgegnete Charles mit fester Stimme. „Dringt nicht in mich, denn nimmer vermag ich Euch auf ihre Spur zu leiten."

„Bist Du rasend?" rief Lavergne, dem die Zornröthe aufstieg. „Soll die Gewalt, soll das Gesetz Dich dazu zwingen?"

„Das erste Gesetz ist für mich das Gesetz meiner Ehre", erwiderte Charles ruhig, „und keine Macht der Welt vermöchte mich zu zwingen, dies zu verletzen. — — Hört weiter, Herr Lavergne, und urtheilt selber, wie Ihr an meiner Stelle handeln würdet, geschähe Euch Aehnliches."

„So erzähle denn", grollte Lavergne, das Feuer anschürend, daß die Funken hell aufsprühten.

„Man hatte meine Hände gefesselt," fuhr Charles in seiner Erzählung fort, „ein Posten, der von Stunde

zu Stunde wechselte, übernahm meine Bewachung. Plötzlich, während die Andern nicht des Gefangenen achteten, tritt der zuletzt Gekommene an mich heran; ein Mantel und ein breitkrämpiger Hut bedeckte sein Antlitz und dennoch glaubte ich mir bekannte Züge zu entdecken. Scharf musterte er mich, dann murmelte er kopfschüttelnd einige Worte. „Rette Dich," flüsterte er in mein Ohr, „Du gleichst Kerdingen; nicht sterben darfst Du mit diesem Antlitz, ehe ich mit ihm geredet. Entfliehe, wenn Du mir auf das Evangelium schwören willst, uns nicht zu verrathen." Ich schwur — und im Nu waren meine Fesseln durchschnitten. Der Mann raunte mir den Weg in's Ohr und fort stürzte ich, ehe einer der Feinde zur Besinnung dessen kam, was ich begann. Wohl ward ich verfolgt, nachdem mein Befreier es für nöthig befunden hatte, Lärm zu schlagen, wohl sauste manche Kugel um mein Haupt, allein ich hatte den Vorsprung. Ich kannte die Pfade des Waldes und ließ sie weit, weit hinter mir, — ich vernahm die Stimme der Freunde, ich war gerettet." — Charles hatte geendet.

Starr, leblos blickte Pierre Lavergne in die lodernde Flamme des Herdes. „Einem Kerdingen gleichst Du, meinte der Chouan," sagte er nach einer Pause, „das ist kein Compliment für Dich, einem Sprößling der Tyrannen zu gleichen. Der Mann ist wahnsinnig; trügst Du die Züge eines Kerdingen, so wahr Gott lebt, ich hätte Dich nicht — — Doch gleichviel," unterbrach er sich, „mein Kind ist in der Gewalt dieser Hunde, wie Du erfuhrst, und Du weigerst Dich, uns auf ihre Spur zu lenken? Gebietet Dir auch die Stimme der Ehre, ein junges Mädchen schutzlos und hülfeflehend in rohen Soldatenhänden zu lassen?"

Der junge Mann stöhnte schmerzlich auf. „Ich kann nicht ehrlos sein", stammelte er, „ich kann für sie sterben, kann mich allein in das Lager der Feinde wagen, um sie zu erkämpfen, aber nie darf ich zum Verräther werden, niemals."

„Charles," fuhr Pierre fort, indem er jene lange verstummten, gleisnerischen Töne in seiner Brust hervor suchte, die einst Victor, die einst Brigitta bethört hatten, „Charles, Marguerite ist in Gefahr, sie hofft auf ihren Befreier, sie ruft seinen Namen in die Lüfte, umsonst, er hört sie nicht; um einem Phantom nachzujagen, wirft er den kostbaren Preis von sich, den ein liebendes Mädchenherz, den ein verzweifelnder Vater zu ertheilen vermag?"

„Haltet ein, haltet ein!" rief der Jüngling aufspringend, „kein Wort mehr, wenn Ihr mich nicht zum Wahnsinn treiben wollt!"

„Versucher!" murmelte die Alte. „Schützt ihn, ihr Heiligen alle!"

Triumphirenden Blickes sah Lavergne auf Charles' bleiches, von den heftigsten Gefühlen entstelltes Antlitz. Schon glaubte er, durch seine Worte jeden Widerstand in des Jünglings Brust besiegt zu haben, als seine Aufmerksamkeit durch ein lautes Geräusch im Hofe abgelenkt ward. Verworrene Stimmen schallten durcheinander und es pochte heftig an die Thüren der Halle. Die Pforten öffneten sich und an der Hand eines Greises, der sich mühsam aufrecht zu halten schien, schritt Marguerite Lavergne über die Schwelle. Mit einem Ausruf des Jubels stürzte das junge Mädchen an die Brust der alten Brigitta, die sich aus ihrem Stuhle erhoben hatte und die zitternden Arme weit ausbreitete, während Pierre bei dem Anblick des Gefürchteten bleich wie eine Leiche ward und sich, wie Schutz suchend, hinter Charles flüchtete.

„Pierre Lavergne, Usurpator von Kerdingen," nahm der Greis mit einer feierlichen Stimme das Wort, noch ehe der Schloßherr eine Silbe hervorzubringen vermochte, „in einer furchtbar verlebten Stunde, in Todesangst um ein Wesen, das mir unendlich theuer und das durch mich dem Tode geweiht schien, da that ich ein Gelübde, bei dem Andenken an meine hingeschlachtete Mutter und an meine gemordete Gattin, zum Gott der allewigen Gnade, daß, rette er dieses Wesen, ich Dir die Tochter selber zuführen wolle, unbeschädigt von der gerechten Rache, die um Deinetwillen ihrem Haupte drohte. Es ist geschehen, der Himmel erbarmte sich und ich — ich halte mein Versprechen: Pierre Lavergne, hier ist Dein Kind."

Ein entsetzlicher Entschluß schien Lavergne zu durchblitzen. Er eilte an dem Greise vorbei zum Eingang und riß mit voller Gewalt an dem dort hängenden Glockenstrang. „Victor von Kerdingen!" rief er mit mächtiger Stimme, „Du bist gefangen. Im Namen des Gesetzes verhafte ich Dich, als Mitglied jener Bande, die sich königlich nennt und die Raçe der Bourbonen auf Frankreichs Thron zu setzen wünscht. — Ergreift ihn, Leute!"

Dieser Ruf galt den eindringenden Dienern und Schloßangehörigen, die auf das Läuten der Glocke herbeigeeilt waren und lärmend den Hintergrund der Halle erfüllten. Zwischen den Greis und die Menge traten, wie auf Verabredung, die beiden jungen Leute, Eines las den Beifall über seine Handlung in des Andern Auge. „Schont meines Retters, Vater, wenn Euch die Ehre Eures Kindes werth!" rief Marguerite flehend. „Laßt ihn ziehen, ungekränkt, um meinetwillen!"

„Ich schütze ihn, denn ich fluche dem feigen Verrath!" fügte Charles entschlossen hinzu.

Das Antlitz des Greises überflog ein Freudenschimmer. „Eure Worte, meine Kinder, lindern den Schmerz der Wunde, den mir die Kugel jenes Mannes schlug," sagte er. „Aber sorgt nicht um mich. Man wagt sich eher ohne Vorsicht in die Höhle eines Tigers, als in die Wohnung eines Pierre Lavergne. — Ich sein Gefangener? Der nächste Augenblick mag entscheiden!"

Er zog unter seinem Mantel ein kleines Horn hervor und stieß in dasselbe. Ein gleicher Ton antwortete ihm von unten herauf. Man hörte eine Thür erbrechen; wüster Lärm erfüllte den Schloßhof. Fackelschein drang in grellem Lichte durch die hohen Bogenfenster der Halle und plötzlich erschienen hohe Gestalten in phantastischer Tracht am Eingange, die gespannten Pistolen in der Hand. Ein Schrei des Entsetzens

erfüllte den Raum. „Gott steh' uns bei, die Chouans!" tönte es aus schreckensbleichem Munde.

Leichenblaß schwankte der Schloßherr zurück. „Ich bin verloren," flüsterte er mit verlöschender Stimme, „dieser Mann kann keine Gnade üben!"

„Pierre Lavergne," nahm von Neuem der Greis mit mächtig tönender Stimme das Wort, „ich bin nicht gekommen, um das Schloß, das mir heilig ist, mit Feuer und Schwert zu verwüsten; auch ist der Tag noch nicht erschienen, der mir vergönnt, Dir zum Gerichte gegenüber zu treten. Zeigen aber wollte ich Dir, daß nicht ein Machtloser sich vertrauend in Deine Hände gab."

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber und wider die Cholera.

(Fortsetzung.)

Im Erdboden können die Substanzen, welche Choleracontagium entwickeln, sich weiter verbreiten und schädlich werden. Ihre Verbreitung erfolgt jedoch weniger durch den Boden selbst, als in dem das Erdreich tränkenden Wasser, namentlich durch Gossen, Abzugskanäle 2c., in denen der in ihr Wasser gelangte Ansteckungsstoff weiter geführt und an andern oft ziemlich entfernten Stellen von dem Erdboden aufgenommen werden kann. Solche Gossen 2c. müssen daher möglichst rein gehalten und desinficirt werden. Doch ist hierbei nicht zu vergessen, daß diese Ausbreitung der schädlichen Stoffe im Boden und durch das Wasser ihre Grenzen hat. Je weiter sich dieselben von ihrer Ursprungsstelle entfernen, je mehr sie dadurch gewissermaßen verdünnt werden, um so geringer wird die von ihnen zu fürchtende Gefahr. Auch das Trinkwasser in Brunnen, Wasserleitungen 2c. kann durch Cholerastoffe verunreinigt und dadurch gefährlich werden. Wo man Ursache hat, dies zu fürchten, da ist es besser, sich zur Zeit einer Choleraepidemie des Wassertrinkens ganz zu enthalten und dafür nur Thee, Kaffee, oder abgekochtes und wieder erkaltetes Wasser zu genießen (durch das Kochen werden die im Wasser enthaltenen schädlichen Stoffe theils unwirksam gemacht, theils verdunstet). Von seinen Brutstellen kann sich das Choleracontagium auch in die Luft verbreiten. Dort wirkt es ebenfalls am kräftigsten in der Nähe seiner Erzeugungsstelle, da es hier in größter Menge auftritt, — um so schwächer, je mehr es sich in der Luft zerstreut, bis es schließlich in weiterer Entfernung, namentlich unter dem Einfluß von Luftströmungen und Winden so verdünnt wird, daß es keine schädliche Wirkung mehr hat. Daraus ergeben sich die Grundsätze, welche man befolgen muß, um diese Quelle von Ansteckung möglichst fern zu halten. Hat man Ursache, in der Nähe von Wohnräumen eine Brutstelle von Choleracontagium anzunehmen, so halte man die Fenster, welche nach jener Seite hingehen, verschlossen, suche aber auf anderen Wege möglichst viele frische Luft zuzuführen, durch kräftige Ventilation, Erregung von Zug, nöthigenfalls Fächeln 2c. Dies gilt namentlich für von vielen Personen benutzte Wohnräume und Schlafzimmer. In ihnen vor allen muß möglichst für frische Luft gesorgt werden. Räucherungen nützen im Allgemeinen wenig, da sie meist die Luft eher verschlechtern als verbessern; doch sind Essigräucherungen, welche erfrischend wirken, immerhin zu empfehlen.

Kann man zur Zeit einer Choleraepidemie dem Ansteckungsstoff aus dem Wege gehen, so ist es gerathen, an einen cholerafreien und sonst gesunden Ort zu übersiedeln oder wenigstens eine Wohnung zu wählen, welche von jeder Brutstätte, die Choleracontagium entwickeln kann, möglichst entfernt ist. Jedenfalls hüte man sich vor jedem längeren Aufenthalt an Stellen, an welchen man solche Brutstätten vermuthen kann, und vermeide namentlich die Abtritte von Bahnhöfen, Gasthöfen, Vergnügungslocalen 2c.

Noch ein anderer Punkt ist von größter Wichtigkeit, wenn man vor der Cholera bewahrt bleiben will. Nicht Jeder erkrankt, auf welchen Choleracontagium einwirkt. Er erkrankt aber um so leichter, je mehr sein Körper durch disponirende Ursachen zur Erkrankung vorbereitet und der Widerstandskraft gegen Krankheitsursachen beraubt ist. Eine solche Disposition zum Erkranken kann nicht blos durch Ursachen entstehen, welche längere Zeit hindurch auf den Organismus wirken, auch durch vorübergehende. Man vermeide daher während einer Choleraepidemie mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt alles, was der Gesundheit überhaupt schaden kann. Hierher gehören die zahlreichen, Jedermann bekannten Schädlichkeiten: Erkältungen, der Aufenthalt in feuchten oder sonst ungesunden Wohnungen, Ueberanstrengungen, Nachtwachen, Gemüthsbewegungen, Kummer und Sorgen, wie die so häufig beobachtete über die nothwendige Vorsicht hinausgehende Furcht vor der Cholera. Man kleide sich zu dieser Zeit wärmer als gewöhnlich, trage Flanell auf der Haut oder wenigstens eine wollene Leibbinde, vermeide jede Durchnässung, den Aufenthalt im Freien an kühlen Abenden und dergl. Uebrigens ändere man möglichst wenig an seiner gewohnten Lebensweise, nur das, was an ihr etwa für die Gesundheit überhaupt nicht zuträglich ist. Vor allem können aber solche Schädlichkeiten gefährlich werden, welche störend auf die Thätigkeit der Verdauungsorgane einwirken: Diätfehler aller Art, Uebermaß im Essen und Trinken, der Genuß von Verdorbenem oder schwer Verdaulichem, namentlich von unreifem oder halbreifem Obst, von Gurkensalat, Melonen 2c., so wie von gährenden Getränken, schlechtem Trinkwasser. Die Kost sei einfach aber kräftig, am besten bestehend in Suppe, Fleisch, leichten nicht zu fetten Mehlspeisen und wenig Gemüse. Auch trinke man nicht mehr als nöthig ist, den Durst zu löschen. Warme Getränke, wie Thee, Kaffee oder leichter Rothwein, ein gutes wohl ausgegohrenes Bier, Wasser, mit etwas Rum oder Cognac versetzt, abgekochtes Wasser), verdienen in der Regel den Vorzug vor dem reinen Wasser, wenigstens da, wo letzteres nicht ganz gut und unverdächtig ist. In solchen Zeiten verdient ferner jedes, auch das geringste Un-

wohlsein sorgfältige Beachtung, weil dasselbe anzeigt, daß der Körper bereits geschwächt und daher für die Einwirkung des Choleracontagiums empfänglicher geworden ist, vielleicht auch bereits in geringem Grade unter dem Einflusse desselben leidet. Besonders Durchfälle sind gefährlich, da aus ihnen leicht sich schlimmere Formen der Cholera entwickeln, und müssen daher von ihrem ersten Auftreten an sorgfältig bekämpft werden. Dies geschieht am besten durch ärztliche Hülfe; nur in den Fällen, in welchen diese nicht sogleich zu erlangen ist, sorge man selbst ohne Säumen für das Nöthige. Man lasse dergleichen Kranke keine festen Speisen genießen, nur schleimige Suppen von Sago, Gries, Graupen 2c., ebenso erlaube man ihnen als Getränk nur Abkochungen von leicht schleimigen Dingen: Reiswasser, Gersten- und Haferschleim, Wasser, in dem etwas Brod abgekocht wurde, und lasse diese Getränke nicht kalt, nur warm oder lauwarm genießen. Zugleich sorge man für vollständige Erwärmung des Körpers durch warme Kleider oder warme Betten und lasse, wenn diese Mittel nicht ausreichen sollten, Erwachsene eine, höchstens zwei Gaben von 5—6 Tropfen Opiumtinktur (Tinct. opii simplex) auf Zucker nehmen. Bei Kindern muß man mit Opium sehr vorsichtig sein und je nach dem Alter höchstens 1—3 Tropfen Opiumtinktur geben.

Sobald Krankheitserscheinungen eintreten, welche einen Choleraanfall befürchten lassen, suche man möglichst rasch ärztliche Hülfe zu erhalten und verliere nicht die kostbare Zeit mit der Anwendung eines oder des andern der zahlreichen gegen Cholera angepriesenen Mittel, wie Choleratropfen 2c. In der Zwischenzeit bis zum Erscheinen des Arztes bringe man den Kranken zu Bett und suche ihn durch warme Tücher, Breiumschläge, Reiben des Körpers zu erwärmen, womöglich in gelinden Schweiß zu versetzen. Innerlich gebe man heißen Pfeffermünzthee, heißen Rothwein oder Grog, jedoch nur in kleinen Quantitäten (eßlöffelweise) und nicht zu lange Zeit fort. Bei heftigem Erbrechen reiche man Wasser mit Brausepulver, Selterswasser, Champagner, aber ebenfalls nur in kleinen Mengen, und beschwichtige den meist sehr quälenden Durst der Kranken dadurch, daß man sie kleine Stückchen Eis in den Mund nehmen läßt. Alles Uebrige wird am besten den Vorschriften des Arztes überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein neues Mittel zur Vertilgung der Feldmäuse ist von Prof. Neßler in Karlsruhe angegeben. Bekanntlich kann man die Mäuse dadurch tödten, daß man dicken Rauch in die Mäuselöcher bläst. Man benutzt hierzu einen kleinen eisernen Ofen, in welchem man qualmende Substanzen verschweelen läßt und bläst mittelst eines Blasebalges den Rauch in die Löcher. Um den Ofen entbehrlich zu machen, hat Neßler Patronen angefertigt, die angezündet und in die Löcher gesteckt werden, in denen sie einen solchen Qualm erzeugen, daß die darin befindlichen Mäuse sofort ersticken. Eine faserige Substanz, als welche sich die Jute als besonders geeignet erwies, wird mit concentrirter Salpeterlösung (Kalisalpeter) getränkt getrocknet, getheert und im halbtrockenen Zustande mit Schwefelblumen bestreut. Nach vollständigem Abtrocknen werden die zur Herstellung des Fabrikats in dünne Zöpfe geflochtenen Jutefasern in kleine pillenartige Stückchen geschnitten und in der Weise verwendet, daß sie an einer Laterne behutsam angezündet in die offenen Mäuselöcher geschoben und diese sofort mit Erde verschlossen werden. Kaufmann Moog in Carlsruhe verfertigt solche Pillen und verkauft sie zum Preise von 1 kr. pr. 15 Stück. (Landw. Anzg.)

Die Weckverschwörung in Darmstadt.

Die Darmstädter Bäcker han gutes Gebäck
Und sonst auch Geistesgaben,
Die wollten für einen Kreuzerweck
Fortan zwei Kreuzer haben.

Und wären die Weck' auch nicht größer zu schau'n,
Das läg' allein am Heizer. —
Doch Darmstädter Hausfrau'n sind sparsame Frau'n,
Die sehen auf den Kreuzer.

Die sprachen erzürnt: Was? Papperlapapp,
Der Waiz schlug ab und Spelzen,
Und gehen im Lande die Früchte herab,
So gehen die Bäcker auf Stelzen.

Zwei Kreuzer für solch ein wunzig Gebäck?
Und laßt ihr's nicht beim Alten,
So mögt ihr eure Zweikreuzerweck
Selbst essen und behalten.

Und eine Verschwörung am großen Woog
Geschah von allen Frauen,
Man wollte die Frau Erbgroßherzog
Selbst ziehen in's Vertrauen.

Die Bäckermägde um halber Sechs
Sie kamen im Morgengolde
Mit Mahnen voll der Kreuzerwecks,
Der zwei jetzt kosten sollte.

Doch waren ach alle Thüren zu,
Kein Klopfen half und Schellen,
Es lagen noch in süßer Ruh
Die Küchenmammesellen.

Doch droben am Fenster vom ersten Stock
Bis in die höchsten Stöcke,
Erschienen die Hausfrau'n im Unterrock
Und riefen: Was kosten die Wecke?

„Zwei Kreuzer!" rief es drunten am Haus. —
Zwei Kreuzer? Wie? ich hör' nix!
Zieh ab! und richt' deinem Meister aus
Ein Compliment: Es wär' nix!

Die Bäckermeister standen erstarrt,
Es sank ihr Muth, ihr kecker.
Es wurden gar viele Wecke hart,
Doch mürbe wurden die Bäcker. (Frkf. Latern.)

Charade.

Für Manchen liegt im Ersten nur das Glück allein,
Das Zweite wird wohl stets des Landes Segen sein,
Und wenn der Frühling neu belebt erwacht,
So grüßt das Ganze Dich in Blüthenpracht.

Auflösung der Charade in Nr. 104:
Fischbein.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 107. Speyer, Donnerstag, den 11. September 1873.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld**.

(Fortsetzung.)

Ein dumpfes Murren der Chouans unterbrach die Worte des Greises. Augenscheinlich waren sie mit seiner Meinung nicht zufrieden. Dieser aber, ohne darauf zu achten, wandte sich zu Charles. „Charles Bojeau," sagte er in feierlichem Tone, „ich habe mit Euch zu reden, — ein wichtiges Geheimniß vermag ich zu enthüllen. Morgen um dieselbe Stunde findet Euch am Eingange des Waldes. Vor demselben wird der Mann Euch erwarten, der sich Euch näherte, da Ihr in unserer Macht waret. Er wird Euch zu mir geleiten. Versprecht Ihr mir zu kommen?"

„Ich gebe mein Wort!" rief Charles feurig. „Ihr dürft mich erwarten!"

Der Greis neigte sein Haupt. „Folgt mir, Ihr Leute!" befahl er den Seinigen mit gebietender Stimme. Keiner von der Truppe rührte sich. Ein Murmeln in ihrer Mitte ward vernehmbar. Des Alten Augen blitzten. „Habt Ihr verstanden?" fragte er mit strengerem Ausdruck. „Verlaßt mit mir die Stätte!" Noch immer standen die Chouans unbeweglich, und ihre Augen, die funkelnd und sich verständigend einander zuwinkten, führten ihre Sprache. „Wir haben das Recht zu plündern," nahm endlich einer der Gesellen das Wort. „Dieser Mann ist ein geschworener Feind der Königlichen; sein Leben ist unser, wie sein Eigenthum, und Ihr seid ungerecht, wenn Ihr uns darum berauben wollt."

Eine ängstliche Stille entstand nach den drohenden Worten des Chouans. Aller Augen waren auf den Greis gerichtet, der inmitten der Halle hochaufgerichtet dastand und seine Blicke ruhig und stolz über die Schaar seiner Untergebenen schweifen ließ. Pierre Lavergne vermochte nicht zu ihm aufzuschauen; er hatte sich hinter den Sitz der alten Brigitta geflüchtet und lauerte hinter der hohen Lehne desselben, den Anwesenden fast verborgen.

„Du wünschest zu plündern, Gaspard Rollin?" nahm der Greis endlich das Wort; „ich aber, nicht in meinem Interesse, im Namen des königlichen Herrn, den und dessen Sache ich vertrete, untersage Euch jede Gewaltthat; Ihr kennt die Macht, die ich über Leben und Tod eines Jeden von Euch besitze. — Wer wagt zu murren?"

Alles war stille, keiner der Männer antwortete, nur Gaspard stellte sich trotzig hin vor seinen Chef. „Ich murre!" sagte er. „Meine Kameraden sind feige und Ihr seid ein Tyrann!" Wie durch einen Zauberschlag fiel der umhüllende Mantel von den Schultern des Greises, und in der glänzenden Uniform eines Generallieutenants des alten Regime, den Degen an der Seite, eine kostbare Pistole im Gürtel, stand er da.

„Im Namen Seiner Majestät, unsers Königs Ludwig XVIII., dem wir Alle Treue und Gehorsam geschworen," sagte er mit ernster, kräftiger Stimme, „wie heißt das Urtheil, das nach unserer geheiligten Sache den Rebellen trifft?"

„Tod!" dröhnte es dumpf durch die Reihen der Chouans.

„Gaspard Rollin! Du kennst unsere Gesetze, Du selber hast sie beschworen," fuhr der Greis fort. „Noch kann ich Gnade üben. Bereust Du Deine Widersetzlichkeit, fügst Du Dich meinem Willen?"

„Nein!" rief Gaspard trotzig. „Zu mir, Kameraden. Das Schloß birgt Schätze ohne Zahl! Nieder mit den Blauen!"

Keiner aber gehorchte dem Rufe des Kameraden, alle standen wie erstarrt, denn langsam zog der Greis die Pistole aus seinem Gürtel. „Entfernt das Mädchen!" sagte er plötzlich. „Was hier vorgeht, taugt nicht für ihr Auge."

Pierre Lavergne wagte sich aus seinem Verstecke hervor und schlich zu Margueriten. „Komm, mein Kind," sagte er mit sanfter Stimme, „ich bringe Dich auf Dein Zimmer."

„Pierre Lavergne wird an diesem Orte bleiben!" befahl der Greis, und seine Stimme klang so gebieterisch, daß der Schloßherr zusammenfuhr und den Arm seiner Tochter losließ. Auf einen Wink erhob sich Brigitta und entfernte sich mit dem jungen Mädchen. Sobald die Schritte der Beiden verhallt waren, wandte sich der Greis von Neuem zu dem Widersetzlichen. Auf's Neue erhob seine Hand die Pistole; ihr Lauf richtete sich auf des Mannes Brust.

Der Chouan begann zu zittern. „Gnade!" stammelte er, „ich bereue."

„Zu spät!" erwiderte der Greis, aber seine Stimme klang weich und milde. „Du kennst unsere Gesetze und hast sie beschworen; empfange jetzt die Strafe, weil Du sie verletztest. Und Ihr", wandte er sich an die Kameraden des Verurtheilten, und seine Stimme schwoll mächtig an, „Ihr nehmt ein Beispiel an diesem Act, wie der Bevollmächtigte unseres Königs seinen heiligen Willen vollzieht."

Ein Blitz — ein Knall, ein dumpfer Schrei, leblos lag der Rebell auf den blutüberströmten Dielen der Halle. Fast besinnungslos verbarg der Schloßherr, Zeuge der Execution, sein Antlitz. Dicht an ihn schritt der Generallieutenant. „Pierre Lavergne," sagte er, und seine Stimme klang drohend und unheilverkündend in des Angeredeten Ohr, „Du siehst, wie ich strafe, wenn mein Herz sich verhärtet; wenn ich, den die Natur weich und milde schuf, die Hand aufzuheben vermag wider ein Menschendasein. Du kennst die Ursache und an jenem Tage, da wir einander gegenüber stehen — und der Tag wird kommen, baue fest darauf — da nimm an Diesem ein Beispiel und bereite Dich vor, wie Victor von Kerdingen richtet!"

Er wandte sich zum Gehen. Auf seinen Befehl hoben die Chouans den Leichnam ihres unglücklichen Kameraden empor und trugen ihn mit sich hinaus. Scheu, gesenkten Blickes, folgten sie ihrem Führer, jeder Gedanke an Plünderung oder Gewaltthat schien aus ihrer Seele geschwunden.

12.

Ein klarer, lichter Wintertag folgte den geschilderten nächtlichen Stunden. Die Sonne strahlte vom blauen Himmelsdome hernieder, als versuche sie vor der Zeit zu wecken, was da tief unter dem glitzernden Schnee verborgen lag. Die Vögel zwitscherten herüber von den blätterlosen Bäumen des Parkes und auf dem Menschenantlitz spiegelte sich der Sonnenschein des Tages und drang hinein bis in's Tiefinnerste des Herzens. Die Jugend liebt den Sonnenschein, ein Abglanz der eigenen licht- und hoffnungsvollen Stimmung, und sein hellster Strahl drang in das Stübchen, das Marguerite Lavergne sich in dem prächtigen väterlichen Schlosse zum Wohnsitz erkoren hatte. Einfach und freundlich war der kleine Raum ausgestattet und von seinen Fenstern aus hatte man den freien Ueberblick über Dorf und Felder. Das junge Mädchen stand in der Mitte des Zimmers, ihr Auge schweifte bald hinaus in die lichtüberstrahlte Weite, bald heftete es sich auf die Thüre, als erwarte sie Jemanden eintreten zu sehen, und ihr Ohr lauschte dem kleinsten Geräusch, das sich draußen vernehmen ließ. Endlich klang es wie ein leichter Tritt den Corridor entlang, immer näher kam es dem Zimmer der Jungfrau und nun klopfte es mit leisem, schüchternen Finger. Marguerite selber öffnete dem Pochenden und Charles Bojeau trat über die Schwelle. Die Tochter Lavergne's hatte offenbar den Gespielen ihrer Kindheit erwartet, sie reichte ihm die Hand, die der junge Mann ergriff und ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog. Marguerite nahm auf einem der kleinen, am Erkerfenster stehenden Sessel Platz und bedeutete Charles, ein Gleiches zu thun. Dann begann sie mit ihrer lieblichen wohlklingenden Stimme: „Ich habe Sie gebeten, Charles, mir einige Minuten ungestört und unbelauscht zu weihen, weil ich Ihnen vertraue, wie einem Bruder, und Keinen habe auf der weiten großen Gotteswelt, dem ich mich anschließen darf ohne Hehl und Rückhalt, denn Brigitta ist alt und stumpf, wenn sie mich auch liebt, wie sie ihr eigenes Kind lieben würde, und mein Vater . . ."

Als ob ein Schauder sie überfliege, hielt Marguerite bei der Erwähnung ihres Vaters inne; mit einem Seufzer schien Charles ihre Worte zu bestätigen. „Nie kam Pierre Lavergne mir liebevoll entgegen", fuhr das junge Mädchen fort, „nie gab er mir Auskunft, wer meine Mutter sei, ob sie noch lebend, oder ob das Grab längst sie deckt; kein Blümlein darf ich pflanzen auf ihrem Hügel, kein Kränzchen hängen über ihren Stein."

„Mein Herz blutet mit Ihnen, Marguerite!" rief Charles feurig. „O vermöchte ich Ihren Kummer zu lindern! Doch ach, was vermag ich für Sie, die Reiche, Hochgeehrte, zu thun? Und dennoch fühle ich eine Welt in diesem Arm, ich darf mich nicht zu Ihren Füßen legen, denn zur Unthätigkeit bin ich verdammt. Nichts bin ich hier, als der Diener Ihres Vaters, und mich diesem Ort zu entreißen, Sie allein ohne Schutz und Schirm zu lassen, Marguerite, das vermag ich nimmer."

„Ihr Schicksal wird sich ändern, Charles; seit Kurzem sagt es mir des Herzens Stimme," fuhr das junge Mädchen fort. „Glauben Sie mir, das Erscheinen jenes ehrfurchtgebietenden Greises ist nicht ohne Bedeutung für Ihre Zukunft. Charles, werden Sie seiner Einladung folgen, werden Sie ihn aufsuchen, ohne Zweifel, ohne Furcht vor Verrath?"

„Er vertraute mir, warum sollte ich ihm mißtrauen?" fragte Charles. „Ich werde kommen und das Geheimniß vernehmen. Mit energischer Kraft zieht es mich zu ihm und mir sagt eine innere Ahnung, ich werde Großes, Wichtiges aus seinem Munde vernehmen."

„Und wenn seine Worte dennoch nichts weiter waren, als ein Fallstrick, um Sie in Tod und Verderben zu locken, wenn Sie nicht wiederkehren sollten von jenem verhängnißvollen Gang," fuhr Marguerite fort, „darf ich dann den Schwur brechen, den ich dem Greise an den Stufen des Altars der Waldkapelle geloben mußte, nimmer den Aufenthalt der Chouans zu verrathen?"

„Wenn ich nicht wiederkehre," erwiderte Charles düster, und seine Stimme klang fast hart und rauh, „so ist nicht Verrath, nicht Hinterlist die Ursache davon, und keine Macht der Welt darf Euch vermögen,

Euren Eid zu brechen. O, Marguerite," fuhr er mit ausbrechendem Gefühle fort, indem er die Hand des Mädchens ergriff, das ihm dieselbe nicht entzog, „Marguerite, ich will zu Dir reden, wie zu einer Freundin, einer Schwester. Wenn ich nicht wiederkehre, so geschieht es, weil man Haß und Verachtung gegen einen Mann in mein Herz gelegt, den ich als Wohlthäter zu betrachten, mir eingeprägt habe, und dieser Mann, Marguerite, ist Pierre Lavergne, Dein Vater."

Das junge Mädchen ward bleich. „Ich dachte es mir wohl; was sollten Fremde für ihn fühlen, wenn die eigene Tochter nicht Achtung hegen kann für ihn? Und dennoch, Charles, dennoch, eben meines Vaters halber, bat ich Sie an diesen Ort. Jener Greis, von Kerdingen nennt er sich, vielleicht ein Verwandter jenes Geschlechts, an dessen Vernichtung mein Vater nicht schuldlos gewesen sein soll, bedrohte ihn mit seinem Hasse. Schützen Sie ihn, Charles, ich beschwöre Sie!"

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber und wider die Cholera.

(Fortsetzung.)

Wir stellen nun die wichtigsten Regeln, welche bei Bekämpfung der Cholera befolgt werden müssen, nochmals kurz zusammen.

I. Droht Cholera, ist sie in der Nähe ausgebrochen, oder an Orten, von denen aus eine Einschleppung derselben zu fürchten ist, so suche man diese möglichst zu verhindern. Da Sperrmaßregeln, welche den Verkehr beschränken, zu diesem Zwecke meist nicht in ausreichender Weise angewandt werden können, — außer etwa in Hafenplätzen bei Schiffen, die aus Choleraorten kommen, — so bleibt für diesen Zweck fast Nichts übrig, als sorgfältige Desinfection der Abtritte von Bahnhöfen und Gasthäusern durch die bereits genannten oder ähnlich wirkende Mittel. Außerdem ist es Aufgabe der Behörden, für Alles zu sorgen, was den allgemeinen Gesundheitszustand verbessern und dadurch der Disposition zur Cholera entgegenwirken kann. Dahin gehört möglichstes Reinhalten der Straßen und Höfe, Desinficiren den Cloaken, strenge Controle der zum Verkauf gebrachten Nahrungsmittel, namentlich von Obst 2c. Ueberdies sorge man möglichst durch Einrichtung von Suppenanstalten für eine bessere Ernährung, durch Verabreichung von Leibbinden 2c. für eine bessere Bekleidung der ärmeren Bevölkerungsklasse, bereite passende Localitäten zur Aufnahme von Cholerakranken vor und organisire im Voraus die ärztliche Hülfe. Jeder Einzelne suche möglichst Alles zu beseitigen, was seine Wohnung oder deren Umgebung ungesund machen kann, kleide sich warm, vermeide Erkältungen, Diätfehler 2c.

II. Kommen an einem Orte die ersten Cholerafälle vor, so ist sogleich mit der größten Umsicht und Energie Alles anzuwenden, was geschehen kann, um die Krankheit in ihrem Keime zu unterdrücken und die Entwickelung einer Epidemie zu verhindern. Mit Aussicht auf Erfolg kann dies freilich nur durch einträchtiges Zusammenwirken der Behörden, Aerzte und Einwohner geschehen. Es sollten aber weder Mühe noch Kosten gescheut werden, um diesen Zweck zu erreichen. Die Hauptsache dabei ist, daß man sich bemüht, jeden einzelnen vorkommenden Cholerafall möglichst rasch aufzuspüren und bei demselben sorgfältig alles das anzuwenden, was in dieser Hinsicht angerathen wurde. Durch sorgfältiges und rechtzeitiges Desinficiren der Choleraentleerungen, so wie aller durch dieselben verunreinigten Gegenstände und durch Verhütung einer jeden Verschleppung der letzteren wird es meist gelingen, die Weiterverbreitung der Cholera und damit die Entwickelung einer gefährlichen Epidemie am betreffenden Orte zu verhindern. Von Seiten der Einzelnen sind die erwähnten Vorsichtsmaßregeln in noch strengerer Weise durchzuführen und eine tägliche Desinfection der Abtritte, so wie die Befolgung der angegebenen Gesundheitsregeln erscheint wünschenswerth.

III. Hat sich an einem Orte bereits eine Epidemie ausgebildet, so sind die erwähnten Maßregeln fortzusetzen und wo möglich zu steigern, um die noch von der Cholera befreit gebliebenen Bewohner nach Kräften zu schützen. Man organisire ferner tägliche ärztliche Besuche von Haus zu Haus, durch welche am besten Gelegenheit gegeben wird, nicht blos in vielen Fällen Hülfe zu bringen, die, sich selbst überlassen, später unheilbar geworden wären, sondern auch überall die nöthige Belehrung zu verbreiten und überdies manche gesundheitsgefährliche Uebelstände zu entdecken und zu beseitigen, welche außerdem unbekannt geblieben wären. Der Einzelne, wenn er den inficirten Ort nicht verlassen kann oder will, wende alle die Vorsichtsmaßregeln an, welche bereits früher erwähnt wurden. Er suche jeden Ansteckungsstoff möglichst von sich und seiner Wohnung abzuhalten oder wenigstens dessen Wirksamkeit abzuschwächen. Ebenso bemühe er sich, Alles zu vermeiden, was bei ihm oder den Seinigen die Disposition zu erkranken hervorrufen oder erhöhen kann. Bei jedem Unwohlsein und umsomehr bei ernstlicherer Erkrankung suche man baldmöglichst ärztliche Hülfe zu erhalten und wende, bis diese erscheint, die erwähnten Mittel an.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Nürnberg, 5. Sept. Gestern Nachmittag ist das 5jährige Mädchen des Steindruckers Herrn Kern zu Erlenstegen in Folge Genusses der Beeren des schwarzen Nachtschattens (Solanum nigrum), der in dem anstoßenden Garten als Unkraut wächst, plötzlich erkrankt und trotz baldigst geleisteter ärztlicher Hilfe heute Nacht 2 Uhr gestorben. Ein 8jähriger Knabe derselben Familie ist vor ungefähr 14 Tagen nach einer Erkrankung von wenigen Stunden unter ähnlichen Symptomen gestorben, und es steht daher zu vermuthen, daß die Todesursache bei demselben die nämliche war. (Frk. Kur.)

Schwerin, 2. Sept. Die „Mecklenburg. Anzeigen" berichten: Ein Wasserhuhn saß in der Nähe des Kalkwerders unweit des Ufers brütend auf dem Nest, als sich ihm eine Krähe, die sicherlich Appetit nach den Eiern des Wasserhuhns verspürte, näherte und hüpfend und schreiend das Nest umkreiste. Das Wasserhuhn ließ sich durch nichts stören und sah der Krähe ruhig zu. Als letztere sich endlich bis in die unmittelbare Nähe des Nestes gewagt hatte, schnellte das Wasserhuhn von demselben auf, ergriff den schwarzen Räuber am Flügel und tauchte mit demselben unter das Wasser. Als beide nach etwa einer halben Minute wieder zum Vorschein kamen, machte die Krähe vergeblich die größte Anstrengung, sich von ihrem Widersacher zu befreien. In der nächsten Secunde verschwanden beide wieder und bald darauf auch zum dritten, vierten und fünften Male. Der Widerstand der Krähe wurde immer schwächer und schwächer. Das Wasserhuhn tauchte aber so lange ununterbrochen mit der Krähe, die sie fortwährend am Flügel festhielt, unter, als letztere noch Leben verrieth. Als die Krähe endlich todt war, ließ das Wasserhuhn sie ruhig auf dem Wasser liegen und kroch auf das Nest zurück.

Der Schatz des Priamos. Aus Hannover, 31. Aug., schreibt man der „Köln. Ztg": „Die in der „N. Z." erhobenen Einwendungen gegen den Bericht des Dr. Schliemann über seinen neuesten Fund werden auch von anderer Seite geltend gemacht. Der sogenannte Schatz des Priamos befindet sich bereits in Athen. Hr. Rospulos, Professor der Philologie und Archäologie an der dortigen Universität, ein Gelehrter, der vor Jahren seine Studien auf unserer Universität Göttingen gemacht hat, befindet sich augenblicklich bei uns in Hannover und hat sich in Freundeskreisen, aus denen die „Hann. Ztg." zu berichten weiß, dahin geäußert: daß der Schliemann'sche Fund selbstverständlich mit dem Schatz des alten Priamos nicht das Geringste gemein hat, wenn er auch entschieden der bedeutendste Fund seiner Art sei. Charakteristisch an demselben sei das Fehlen fast aller Ornamentik. Wo Schliemann ein Eulengesicht sehen will, sind nach der Anschauung unseres Beobachters nichts als drei Punkte zu entdecken, die jener als die Augen, beziehungsweise den Schnabel einer Eule auffaßt. Vorläufig muß nach Rospulos' Ansicht dahingestellt bleiben, welcher Periode der Fund angehört; bedeutend sei der Goldwerth, der sich leicht auf 20- bis 25,000 Thaler belaufen möge. Dr. Schliemann will der Universität Athen seine gefundenen Schätze nach seinem Tode zu eigen werden lassen, wofern die griechische Regierung ihm die Erlaubniß zu Nachgrabungen in dem alten Mykene ertheilt."

Doppelsinnig. Ein durch seine gewagten Operationen bekannter Arzt erzählte in Gesellschaft, daß er unlängst eine schwierige Operation so glücklich ausgeführt habe, daß der Patient schon am dritten Tage in den „Elyseischen Gefilden" (Champs Elysées) umherwandeln konnte. Ein etwas neugieriger Zuhörer wagte die indiskrete Bemerkung zu äußern: „ich möchte wohl wissen, in welchen?"

Die Feinde der Blattläuse. Von Dr. Kalender. Wer jemals eine Blattlaus-Colonie genauer beobachtete, wird ein merkwürdiges Treiben in ihr bemerkt haben. Da sieht man zunächst Ameisen der verschiedensten Arten emsig hin und herlaufen, ihre Fühler in geschäftiger Eile bald hier, bald dorthin streckend, jetzt sich einer Blattlaus nähernd, deren fetter Körper vielleicht besonders zu verlocken scheint. Aber die Ameise erfaßt die Blattlaus nicht mit ihren gewaltigen Beißzangen, sondern sie berührt sie so sanft und vorsichtig, daß man unwillkürlich an das Beispiel einer zärtlichen Mutter und ihres Kindes erinnert wird. Bekanntlich sind die Blattläuse die Milch- oder besser gesagt die Honigkühe der Ameisen; wahrlich eine Einrichtung in der Oekonomie der Natur, die auch dem indifferentesten Menschen Staunen und Bewunderung vor der Weisheit der Vorsehung einflößen muß! Plötzlich erscheint ein anderes Thier, einer Raupe ähnlich, aber fußlos, dennoch sich schnell fortbewegend, grün von Farbe, der Länge nach weiß gestreift und manchmal mit zierlichen, braunen, Arabesken ähnlichen Zeichnungen geschmückt. Unter den harmlos umherwandelnden und keine Gefahr ahnenden Blattläusen richtet dieses Thierchen ein furchtbares Blutbad an. Eine nach der andern wird von ihm ausgesaugt, mit unermüdlichem und nicht zu stillendem Heißhunger reinigt dieser nützliche Räuber und Antivegetarianer das ganze Blatt von den schädlichen Milben und begiebt sich dann an eine neue Brutstelle, um hier in derselben Weise zu verfahren. Verfolgt man die Entwicklung dieser Made, so bemerkt man, daß sich dieselbe nach wenigen Tagen auf der Oberfläche eines Blattes in eine rothbraune, flaschen- oder tropfenförmige Tönnchenpuppe verwandelt, aus welcher nach weiteren vierzehn Tagen eine sogenannte Schwebfliege (Syrphus), deren man in Europa an hundert verschiedene Arten kennt, ausschlüpft. Wer hätte wohl diese zierlichen Fliegen, die sich besonders durch einen abwechselnd schwarz und gelb geringelten und gefleckten Hinterleib auszeichnen, nicht schon bemerkt, vielfach um Rosenbüsche herum fliegend, manchmal in der Luft still stehend, dann aber plötzlich einem Rüttelfalken gleich, in gerader Linie auf eine Blattlaus-Colonie losstürzend, um hier eine oder die andere Blattlaus zu rauben! Man schone besonders die oben erwähnte grüne Made, welche sich namentlich durch ihre muntere Bewegung auszeichnet. Mancher Rosenzüchter hält sie noch für schädlich und verfolgt sie, natürlich mit dem größten Unrecht.

Ebenso nützliche Blattlausfeinde sind die verschiedenen Arten der Johanniskäferchen. Diese niedlichen Insekten überwintern in vollkommenem Zustande und zeigen sich schon in den ersten warmen Frühlingstagen. Die Weibchen legen ihre Eier an Blätter, Zweige rc. und bald beginnen die blau und roth getüpfelten und gebänderten Larven den Krieg gegen die Blattläuse. Wenn man eine größere Blattlauskolonie aufgefunden, entdeckt man auch in ihrer Nähe Johanniskäferchen und ihre Larven. (Besonders die Art: Coccinella septempunctata.) Es würde zu weit führen, wollte ich hier den ganzen Entwickelungsgang der Käfer verfolgen, es sei nur noch bemerkt, daß den ganzen Sommer hindurch bis spät in den Herbst die Verfolgung der Blattläuse seitens der Coccinellen unausgesetzt betrieben wird. Sollte man wohl unter der behäbigen, kugelrunden Gestalt des Johanniskäferchens einen so gewaltigen und nützlichen Räuber vermuthen?

Verschiedene Schlupfwespen oder richtiger Schlupfwespen-Verwandte (Ichneumonidae ascitae), winzige, oft kaum eine Linie lange Thierchen, legen ihre Eier in die Blattläuse, so daß ihre Larven in der Bauchhöhle der befallenen Individuen Nahrung finden und ihre Wirthe tödten. Hier ist die Vernichtung nun eine wahrhaft großartige zu nennen, denn was die Schlupfwespen in dieser Beziehung leisten, übertrifft bei Weitem die Thätigkeit der Schwebfliegen und Johanniskäfer, so eifrige Verfolger diese auch immer sein mögen. Gerade die winzigsten Thierchen, welche wir manchmal kaum mit unbewaffnetem Auge zu entdecken vermögen, sind die allernützlichsten und ohne sie würden wir vielleicht kaum im Stande sein, unsere Pflanzungen auch nur einigermaßen von den Blattläusen frei zu halten. Darum Schutz für unsere kleinen Freunde und Helfer, welche von der Dankbarkeit des Menschen mehr zu erwarten berechtigt sind, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden ist! (Allg. Ztg. f. Land- und Forstw.)

Räthsel.

Es spricht ein Wort Dir aus vergangnen Tagen
Von wunderbaren heldenmüth'gen Sagen.
Und muß dies große Wort jetzt schnöde Köpfung leiden,
So findest Du es da, wo sich zwei Wege scheiden.

Auflösung der Charade in Nr. 106:

Goldregen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 108. Speyer, Samstag, den 13. September 1873.

Das Lied vom Hemd. *)

(Nach dem Englischen des Thomas Hood.)

Mit Fingern, müde und schwer,
Mit schwindelndem, brennendem Hirn
Saß einsam ein Weib in zerriß'nem Gewand,
Und schaffte mit Nadel und Zwirn.
Stich! Stich! Stich!
Im Elend, verlassen und fremd,
Mit schmerzlicher Stimme und zitternd und bleich
Sang sie das Lied von dem Hemd.

Näh'n, näh'n, näh'n,
Wenn Morgens die Hähne kräh'n;
Näh'n, näh'n und näh'n,
Wenn die Sterne am Himmel steh'n.
Was mag das Elend sein,
Das des Sclaven Mark zerfrißt,
Wenn die Mühsal hier, die mich verzehrt,
Eine Christenarbeit ist!

Näh'n, näh'n, näh'n,
Bis der Kopf in Fieber glüht!
Näh'n, näh'n und näh'n,
Bis das Auge nicht mehr sieht.
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum;
Bis über dem Nähen der Schlaf mich zwingt,
Dann näh' ich weiter im Traum.

O! Männer mit Schwestern und Frau'n,
Mit Müttern, so freundlich und gut!
O glaubt mir's! Ihr tragt nicht die Leinwand auf,
Nein, menschliches Leben und Blut!
Stich, Stich, Stich,
Im Elend, verlassen und fremd!
Ich nähe mit doppeltem Faden zugleich
Ein Bahrtuch und ein Hemd!

Was sprech' ich vom finsteren Tod
Mit den Blicken so öde und leer?
Ich fürchte sein schreckliches Antlitz nicht,
Es gleicht ja dem meinen so sehr!
Es gleicht ja dem meinen so sehr,
Durch des Hungers verzehrende Wuth!

Ach Gott! daß Brod so viel theurer ist
Als Lebensmark und Blut!

Näh'n, näh'n, näh'n,
Beim Morgen- und Abendroth!
Und was ist der Lohn? Ein Bett von Stroh,
Eine trockene Rinde Brod;
Ein morscher Tisch, ein zerbroch'ner Stuhl
Und die kalte, steinerne Flur,
Und dort an der Wand, wenn die Lampe brennt,
Als Schmuck mein Schatten nur!

Näh'n, näh'n, näh'n,
Von Stunde zu Stunde hin,
Näh'n, näh'n und näh'n,
Wie eine Verbrecherin.
Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band!
Bis das Herz schier bricht und der Geist mir erlahmt,
Und die müde, zitternde Hand.

Näh'n, näh'n, näh'n
In dunkler Dezembernacht;
Näh'n, näh'n und näh'n,
Wenn sonnig der Frühling lacht;
Wenn um den Giebel im Hof
Die lustige Schwalbe schwebt,
Als wollte sie recht zu meiner Qual
Mir zeigen, wie frei sie lebt.

Ach könnt' ich ein einziges Mal
Im blühenden Thale geh'n,
Und des Himmels herrliches Blau
Und die duftigen Blumen seh'n!
Ein Viertelstündchen nur
So fühlen, wie ich gefühlt,
Eh' ich des Mangels Jammer gekannt,
Der Mark und Bein durchwühlt!

Ein Viertelstündchen nur
Von irdischer Pein befreit!
Ach! Liebe und Hoffnung vergaß ich längst,
Mir bleibt nur Zeit zum Leid.
O! dürft' ich weinen, dann würde mir wohl,
Doch ich brauche die Augen zum Seh'n,
Und jede Thräne, die mir entquillt,
Verhindert mich am Näh'n! . . .

Mit Fingern, müde und schwer,
Mit schwindelndem, brennendem Hirn,
Saß einsam ein Weib in zerriß'nem Gewand
Und schaffte mit Nadel und Zwirn.
Stich! Stich! Stich!
Im Elend, verlassen und fremd,
Mit schmerzlicher Stimme und zitternd und bleich —
Ihr Reichen, o dränge ihr Lied zu euch!! —
Sang sie das Lied von dem Hemd.

Ernst Eckstein.

*) Es gibt wenige Gedichte, die uns ein so düster ergreifendes Bild von socialem Elend entrollen, wie Thomas Hood's „Lied vom Hemd" (the song of the shirt). Bei ihrem ersten Erscheinen im „Punsch" erregte die Dichtung ein ganz ungewöhnliches Aufsehen, sie gab sogar Veranlassung zu Parlamentsverhandlungen und rief zahlreiche Vereine zu Gunsten der Londoner Näherinnen hervor. Der Ruhm des Dichters war so unzertrennlich mit dem Gedicht verbunden, daß sein am 15. Juni 1855 eingeweihtes Denkmal mit der Inschrift versehen wurde: „he sang the song of the shirt" — „er sang das Lied vom Hemde".

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

Der junge Mann wich zurück. „Was verlangen Sie, Marguerite?" fragte er. „Es gibt Rache, die so geheiligt ist, daß sie zu verhindern Frevel wäre; ja ich selbst, ich fühle oftmals, als sei Pierre nicht der gegen mich, als den er sich zeigt; als habe er mir ein Unrecht zugefügt, namenlos und himmelschreiend, — und nur der Gedanke, daß dieser Mann Ihr Vater, daß er geduldet, daß unsere Jugend neben einander verstrich, daß Sie vielleicht um ihn eine Thräne weinen, Marguerite . . . ." Er hielt inne und beugte sich über die Hand des jungen Mädchens.

Theilnehmend neigte Marguerite ihr mildes Antlitz zu dem blondlockigen Haupte des Jünglings nieder. „Armer Charles," sagte sie leise, „ich verstehe und beklage Sie, beklage mich selber."

Mit einer heftigen Bewegung glitt Charles zu Margueriten's Füßen. „Ja!" rief er mit lauter Stimme, „ja Marguerite, das Eis, das ich gewaltsam wie eine Mauer um dieses Herz legen mußte, es springt gelöst, vom Sonnenschein Deiner Güte berührt. Marguerite, ich liebe Dich." . . . Die beiden jungen Leute fuhren auf, Purpurröthe bedeckte die Wangen Margueritens: denn am Eingange des Zimmers stand der alte Lavergne, ihr Vater, mit scheinbar erstaunten Blicken die Gruppe betrachtend, die sich seinem Auge darbot. Mr. Lavergne!" entfuhr es Charles, indem er sich langsam erhob und sich wie schützend vor Margueriten stellte. „Mein Vater!" flüsterte das junge Mädchen kaum hörbar.

„Dein Vater, ja Dein unglücklicher Vater," fuhr Pierre heuchlerisch fort, „der selbst im Innern seines Hauses dem Verrath nicht entgeht. Habe ich das um Dich verdient, Charles Bojeau, da ich die hülflose Waise vom Tode rettete, daß Du mir das Herz meiner Marguerite stiehlst?"

„Mein Vater, ich liebe . . . ." stammelte Marguerite in höchster Verwirrung.

„Sie schweigen, Mademoiselle!" unterbrach sie ihr Vater in strengerem Tone; „und Sie, Mr. Charles Bojeau, folgen mir, ich habe mit Ihnen zu reden. Sie sollen den Mann kennen lernen, den Sie stolz und hochmüthig schalten."

Mit diesen Worten schritt der Schloßherr voran. Während Marguerite in bangem Zweifel zurückblieb, folgte ihm Charles in sein eigenes Zimmer, das nur wenige der Schloßbewohner sich rühmen durften, zu betreten. Das Gemach, zu dem nur ein Zugang führte, war wie eine Festung verbarrikadirt. In einem der Eckthürme des Schlosses gelegen, beherrschte das Auge von den Fenstern desselben aus die Gegend ringsum. Lavergne ließ sich auf einen Divan nieder, während Charles, ohne seinen Wink, Platz zu nehmen, zu beachten, in bescheidener, aber entschlossener Stellung vor ihm stand.

„Charles Bojeau," nahm der Schloßherr das Wort, „Du selber sprachst es aus: ein armer, verwaister Knabe, erzogen und gebildet durch die Güte eines Fremden, wagt es, sein Auge zu der Tochter seines Wohlthäters zu erheben. — Was würden Sie thun, wenn Sie an der Stelle des beleidigten Vaters wären? — Antworten Sie mir!"

„Hören Sie mich, Herr Lavergne," entgegnete Charles nach einer Pause der Ueberlegung. „Wahr ist's, ich liebe Marguerite; aber diese Liebe ist Ihr Werk, denn Sie waren es, der die Jahre unserer Kindheit ungehindert neben einander verstreichen ließ; aber diese Liebe ist rein, frei von jedem uneigennützigen Gedanken. Wäre ich der Besitzer dieses Schlosses und Ihr Kind arm, ich wäre stolz, meine Schätze zu Margueriten's Füßen zu legen; so aber, da ich nichts weiter bin, als ein elender Knecht, da lassen Sie mich entsagen den süßen Träumen und hinausziehen in die weite, weite Welt, nicht um ein Weh' zu vergessen, sondern es zu betäuben."

„Und wenn der stolze, hochmüthige Mann Dich nicht ziehen ließe?" fragte Pierre Lavergne milde; „wenn er zu Dir spräche: mehr als Schätze gilt mir ein edles, ritterliches Herz und das Glück meiner Tochter; würdest auch dann Du noch diesen Mann mit verachtendem Namen belegen?"

„Herr Lavergne — Ihr — o mein Gott, ist es ein Traum?" stammelte Charles, seine Stirn berührend, als wolle er sich von der Wahrheit überzeugen.

„Marguerite sei Dein und mit ihr das reiche Erbe, das sie einst zu erwarten hat, wenn ich, — — doch ich denke noch lange nicht zu sterben", unterbrach er sich heftig. „Eine Bedingung nur setze ich auf mein Jawort," fuhr er fort, „willst Du sie erfüllen, mag der nächste Moment Zeuge Eures Glückes sein."

„Und diese Bedingung," fragte der junge Mann ängstlich, und ein Abgrund that sich zwischen ihm und seinen Hoffnungen auf.

„Daß Du Dein jenem Manne gegebenes Versprechen zurückziehst," erwiderte Lavergne; „dieser Mann haßt mich, weil er dem Geschlecht der Kerdingen entstammt und mir, völlig grundlos, den Untergang seiner Familie zuschreibt. Ich will nicht, daß er Dich gegen mich einnehmen, daß er mir Dein Herz entfremden soll."

„Ich sollte den Glauben jenes edlen Mannes täuschen?" rief Charles lebhaft, „sollte mein Wort ihm brechen? O niemals, niemals, Monsieur Lavergne. Und wenn jener Greis Sie haßt, wenn sein Zorn Sie bedroht, so fürchte ich, daß er Ursache dafür hat. — Lassen Sie mich es Ihnen gestehen. Ich beschäftigte mich in langen Winterabenden mit der Geschichte des Geschlechtes der Kerdingen. Ein unnennbarer Reiz ergriff mich, durfte ich in die Vergangenheit dieses Stammes blicken. Nie, nie trug ein Kerdingen unedles Rachegelüst in seinem Busen, und drückt eine Schuld gegen dieses Haus Euer Gewissen, o so macht sie gut an dem Letzten desselben; laßt Eure Reue die

Gnade des Letzten der Kerdingen suchen, ehe Euch seine Rache findet."

Der Schloßherr erhob sich. Sein Antlitz war finster und drohend. „Also Sie weigern sich, meinem Willen zu gehorchen?" fragte er kurz.

„Ich weigere mich, gegen Pflicht und Ehre zu handeln," entgegnete der junge Mann ruhig. „O, Monsieur Lavergne, wecken Sie nicht den Verdacht in meiner Brust, den ich mich vergeblich abmühe, zu betäuben, den Verdacht, daß jener Greis mehr von meiner Vergangenheit, von meiner Geburt wisse, als Sie mir zu sagen für gut finden?" — Lavergne lachte gezwungen. „Haltet Ihr Euch vielleicht für einen Seigneur?" fragte er spöttisch. „Und wenn es wäre, hättet Ihr vielleicht Lust, zu jener adeligen Sippschaft zu gehören, nachdem durch sie Eure Eltern gemordet, Ihr selbst ein Bettler geworden seid? Entflammte ich darum das Herz des Jünglings zum Haß gegen Würde und Titel, zur Verachtung der Tyrannen, zur Freiheitsliebe, daß er sich zur Verehrung für ein ausgerottetes Geschlecht, herrschsüchtig und tyrannisch, hinreißen läßt? Kein Wort mehr davon. Ihr seid in meinen Diensten, Charles Bojeau, und ich befehle Euch, dieses Zimmer nicht eher zu verlassen, bis ich Euch selber die Pforten öffne!"

Charles ward bleich. „Sie wollten mich zwingen, Monsieur Lavergne!" sagte er, sich mühsam einen ruhigen Ton erzwingend.

„Ich lasse Euch freie Wahl zwischen dem graubärtigen Chouan und meiner Tochter!" rief Pierre. „Ein Schritt aus dem Schlosse und ich jage Euch aus meinem Eigenthum, wie einen überlästigen Bettler, wenn ich es nicht vorziehe, den Bundesgenossen der Chouans einkerkern und über's Meer transportiren zu lassen. Ihr wißt, zu beiden habe ich Macht."

Der junge Mann richtete sich stolz empor. „Ich habe gewählt, mein Herr. — Vergönnen Sie mir ein Wort des Abschiedes von Marguerite und noch in dieser Stunde verlasse ich Ihr Haus."

„Mein Haus willst Du verlassen?" schrie Lavergne außer sich. „Aber nicht eher, als bis es mir beliebt! Folge dem Rufe des tollen Alten, wenn Du es heute vermagst, und morgen ist er bereits durch meine Hand getödtet, und mit ihm sein Geheimniß."

Mit diesen Worten eilte er aus dem Zimmer. Charles, seine Absicht erkennend, warf sich ihm nach; aber es war zu spät, — die schwere Thür flog hinter dem Schloßherrn zu, und Verzweiflung im Herzen, fast rasend vor Schmerz und Wuth, hörte der junge Mann die Riegel vorschieben, den Schlüssel umdrehen und das verhallende Lachen Pierre's, der sich langsam entfernte. Charles warf sich gegen die Thür. Das Holzwerk spottete jeder Anstrengung. Er eilte an die beiden Fenster; aber dicke Eisenstangen waren von auswendig angebracht und selbst ohne diese schien keine Möglichkeit vorhanden, sich von der steilen Höhe hinunter zu lassen. Er war gefangen, ein Wortbrüchiger, ja vielleicht ein Verräther in Kerdingen's Augen, denn wer konnte wissen, über welcher List Pierre Lavergne brütete. Die Ahnung, daß der Schloßherr seit Jahren ein falsches Spiel mit ihm getrieben, die unbewußte Abneigung, die stets in seinem Herzen gegen den vermeintlichen Wohlthäter geschlummert hatte, wird jetzt zur unumstößlichen Gewißheit.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ueber und wider die Cholera.

(Fortsetzung.)

Wir gehen nun zum Capitel: Speise und Getränke über und geben die bezüglichen Rathschläge aus der vortrefflichen kleinen Schrift des verstorbenen Obermedizinalrathes Dr. v. Pfeufer. Derselbe sagt:

Die Suppe, dieser unerläßliche Bestandtheil der deutschen Küche, ist mit allen gebräuchlichen Ingredienzien ein gesundes Nahrungsmittel. Während der Cholera soll man von ihr einen ausgedehnten Gebrauch machen. Solche, welche entweder sehr spät zum Abendessen kommen, oder zu gewöhnlichen Zeiten das Abendessen nicht vollkommen gut vertragen, Leute mit schwachem, d. h. leicht in Unordnung zu bringendem Magen thun sehr wohl, während der Herrschaft der Cholera statt jedes andern Abendbrods Wasser- oder Fleischsuppe, mit Reis, Graupen, Gerste, Brod rc. bereitet, zu genießen. Bei Neigung zur Diarrhöe sind besonders die Suppen mit geröstetem Mehle (Einbrennsuppen) zu empfehlen.

Das Fleisch in den gebräuchlichsten Zubereitungsarten sollte schon in gewöhnlichen Zeiten, es muß während der Cholera der hauptsächlichste Theil der Nahrung sein. Ganz unbedenkliche Fleischarten sind: Ochsen-, Kalb-, Hammelfleisch (von welchem das Fett zu entfernen ist), junge Tauben, Hühner, Feldhühner, Rehe, Hirsche, Hasen und überhaupt fast alles Wildpret. Das Fleisch von zahmen und wilden Schweinen ist für die meisten Menschen leicht verdaulich, doch das Fett derselben schädlich. Magerer Schinken kann von denjenigen, die ihn gut verdauen, genossen werden, doch macht er manchen Menschen Diarrhöe; für diese ist er zur Zeit der Cholera gefährlich. Würste sind wegen ihres Fett-, auch manchmal Knoblauchgehalts weniger passend. Gänse und Enten sind schwerverdaulich; Zungen, Milchdrüsen pflegen leicht, Nieren und Leber schwerer verdaut zu werden.

Eier, besonders die Dotter, sind nahrhaft und leicht verdaulich. Alle Flußfische, mit Ausnahme des Aals, sind zu gestatten; viele der zu uns gelangenden Seefische, namentlich Lachs, Stockfisch, Laberdan, sind bedenklich; ebenso Krebse. Häringe und Sardellen als Zuspeise unbedenklich. Die verschiedenen Mehlspeisen, wenn sie mit wenig Fett zubereitet sind, wozu sich die Hausfrauen leicht entschließen werden, kann man ohne Gefahr genießen. Das feinere Backwerk, die eigentliche Conditorwaare, sollte zu allen Zeiten, sie darf besonders zur Zeit der Cholera nur in sehr kleinen Gaben genommen, fette Kuchen, besonders mit Obst bereitete, sollten ganz vermieden werden.

Das Gemüse macht bei uns einen großen Theil der Mahlzeit aus; die Aerzte halten zu keiner Zeit

etwas davon; sie wissen, daß die Gemüse nur sehr wenig (?) Nahrungsstoff enthalten, daß man neben dem bischen darin enthaltenen nahrhaften Pflanzeneiweiß eine unverhältnißmäßige Menge unverdaulicher Pflanzenfaser und nicht nährenden Wassers und Salze genießt, und billigen den Instinct der Kinder, von denen die meisten zum Gemüseessen gezwungen werden müssen. Viele sind blähend und wirken leicht abführend. Wer also nicht durch seine Lage dazu genöthigt ist, wird gut thun, zur Zeit der Cholera nur wenige Gemüse zu essen. Leicht verdaulich sind Schwarzwurzeln, zu Brei verkochte weiße Rüben; nahrhaft und unschädlich sind Erbsen, Linsen und weiße Bohnen, wenn ihre Hülsen entfernt sind, denn diese sind ganz unverdaulich; schwer verdaulich sind grüne Bohnen, gefährlich Sauerkraut. Gelbe Rüben werden ebenfalls nicht zum Besten verdaut. Spinat, Kohl sind nicht gerade gefährlich, aber doch nicht zu empfehlen. Aehnlich verhält es sich mit dem Gartensalate, dem Lattig und den Endivien. Knoblauch, Zwiebeln, Kapern verdauen sich schwer, eben so die allerdings sehr nahrhaften aber gefährlichen Schwämme. Von der Kartoffel gilt Alles, was von dem Gemüse im Allgemeinen gesagt ist. Sie enthält sehr wenig Nahrungsstoff, und um sich damit zu sättigen, muß man den Magen mit einer übermäßigen Menge derselben belasten. Sie sollte nur eine Zugabe zu besserer Nahrung sein; sie ist leider für Millionen Menschen die fast ausschließliche Nahrung; sie ernährt die Armen, die auf sie allein angewiesen sind, nicht auf normale Weise, sie rettet sie nur vom Hungertode; zwar nicht die Kartoffel selbst, wohl aber die Entbehrung des Fleisches ist für die ärmere Klasse eine häufige Ursache krankhafter Zustände. Zur Zeit der Cholera ist allzu reichlicher Kartoffelgenuß höchst verderblich; als Salat und mit vielem Fette als Kartoffelschnitzen sind sie zu vermeiden; gesottene Kartoffel in geringer Menge, Kartoffelbrei und Suppe sind die zweckmäßigste Form. Reis, Grütze, Gerste, grüne Kerne, Hirse, Heidekorn und davon bereitete Gerichte sind sehr zu empfehlen. Brod muß gut gebacken und wenigstens einen Tag alt sein. Senf, Meerrettig sind passende Zugemüse, mäßige Zuthat von Pfeffer erhöht die Verdaulichkeit der Speisen. Vom Fett darf während der Cholera nur ein sparsamer Gebrauch gemacht werden. Butter ist nicht geradezu schädlich, doch ebenso wie der Käse nur sparsam zu genießen; weicher Käse in einigem Uebermaße genossen, ist sehr verderblich. Milch ist ein sehr nützliches, für die meisten Menschen leicht verdauliches Nahrungsmittel, Sauer- und Buttermilch sind zu meiden. Kaffee, Eichelkaffee, Thee, Chocolade sind zweckmäßig.

Von der Nahrhaftigkeit des Obstes gilt dasselbe, was vom Gemüse; sie ist sehr gering, dagegen führt das meiste ab und kann hierdurch während der Cholerazeit schädlich werden. Unreifes Obst aller Art ist hier einem Gifte gleich zu achten; die Polizei muß dessen Verkauf verhindern. Gurken, Melonen, Pflaumen, Zwetschken sind die gefährlichsten Obstarten und werden am besten ganz vermieden; ebenfalls, wenn auch im minderen Grade, bedenklich sind: Ananas, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Aepfel, Nüsse. Reife Birnen und Trauben können in geringer Menge ohne Gefahr genossen werden. Ebenso Erdbeeren, Brombeeren, Himbeeren. Heidelbeeren sind ein gutes Hausmittel bei Diarrhöe und während einer Choleraepidemie, natürlich nicht im Uebermaße genossen, ganz unschädlich.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

* Eine der ältesten illustrirten Zeitschriten, die „Illustrirte Welt“ (Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger), welche in mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet ist und mit Recht sich des Rufes eines echten Familienblattes erfreut, hat sich jüngst bei ihrem Eintritt in das dreiundzwanzigste Jahr in überraschendster Weise verschönert und vergrößert. Die „Illustrirte Welt“ erscheint fortan in größtem Folioformat, kann somit ihren Lesern größere Bilder geben und fast doppelt so viel Lesestoff bieten. Bilder und Inhalt des Blattes gehörten bislang schon zum Schönsten und Anziehendsten, was der deutschen Lesewelt geboten wird: um wie viel mehr jetzt! Ein Blick in die ersten Hefte überzeugt uns davon: sie überraschen durch die Pracht ihrer äußeren Ausstattung, durch die großen, gut gewählten, von den ersten Zeichnern, den besten Holzschneidern gelieferten Bilder, fesseln durch die Romane und Erzählungen, regen an, anheitern und zerstreuen. Dazu bietet die Verlagshandlung noch als Prämie einen großen Prachtstahlstich, ein Kunstblatt ersten Ranges, „Friederike von Sesenheim“ von W. von Kaulbach.

*Der Erbsenkäfer. Bekanntlich hat der Erbsenkäfer (Bruchus pisi) in Süddeutschland, Ungarn, Schlesien und den westlichen Provinzen eine an's Unglaubliche grenzende Verbreitung erlangt. Nach Taschenberg gehört derselbe der Species der Rüsselkäfer an, hat eine schwarze Farbe mit weißgraufleckiger Behaarung und eine Länge von 2—3 Millimeter. Das Weibchen legt 30—40 Eier, welche auf die jungen Hülsen paarweise abgesetzt werden und orangegelb glänzend aussehen. Zum Glücke wachsen die ausgekrochenen Larven, welche sich zu Zweien in je eine Erbse binnen 10 Tagen einfressen, nur so langsam, daß sie zur Erntezeit erst den 27. Theil einer Erbse verzehrt haben. Im September resp. October haben die jungen Käfer eine Länge von 3—4 und eine Dicke von 1⅔ Millimeter erlangt, so daß der Käfer erst im März auf den Speichern flügge wird, von wo er im Mai seinen verheerenden Zug auf die nächsten Erbsenfelder unternimmt. In diesem Umstande dürfte auch das Mittel zu finden sein, um seiner Weiterverbreitung entgegenzutreten. Ursprünglich soll der Käfer aus Amerika stammen und viel Aehnlichkeit in seiner Lebensweise mit dem Linsenkäfer haben.

Räthsel.

Es ist ein kleines Wort und dennoch klagt
Der Freund, der es dem Freunde sagt.
Ein Zeichen zu: Des Volkes schlichtem Sohne
Wird mit dem Wort gleichzeitig eine Krone.
Ein Zeichen vor: Und weit und breit
Ein Prüfstein ists der Liebenswürdigkeit.
Es scheint uns schwer. Jedoch zu jeder Zeit
Sind ihm die besten Träger auserkoren:
Im Edelsinn und abgebrühten Thoren.

Auflösung des Räthsels in No. 107:
Recke — Ecke.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 109. Speyer, Dienstag, den 16. September 1873.

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Stunde auf Stunde verrann; — schon senkten sich die Schatten der Dämmerung vom wolkenbezogenen Himmel über die Erde und keine Hoffnung auf Befreiung, um die Charles Bojeau willig sein Leben eingesetzt hätte! Längst hatte der junge Mann den Widerstand der Verzweiflung aufgegeben; das brennende Haupt an die Scheiben gelehnt, stand er da und blickte hinaus in die Ferne, die allmälich ein dichter Nebel überzog. Schwere Thränen rannen, von ihm selber unbemerkt, die Wangen hernieder. Da vernahm er hinter sich ein leises Geräusch: es tönte, als ob es im Mauerwerk raschele. Mit seinen Gedanken beschäftigt, achtete er im Anfange desselben nicht; aber es ward stärker und vernehmbarer, und jetzt pochte es mit schüchterner Hand hinter einem Bilde, das neben dem Schreibtisch des Schloßherrn von der Decke des Zimmers beinahe bis zum Boden reichte und Napoleon Bonaparte im Ornate des ersten Consuls darstellte. Er stürzte an die Stelle, wo das Geräusch ertönte. Mit zitterndem Finger berührte er schüchtern das Gemälde, und sieh', — leicht wie eine Feder wich es zur Seite, und in der Maueröffnung hinter demselben, einige Fuß über dem Boden des Zimmers, stand die alte Brigitta, eine Laterne in der Hand, wie ein ruheloser Geist, den die Beschwörung des Magiers aus dem Grabe hervorlockt.

„Still, still," flüsterte die Gestalt, die knöchernen Finger der linken Hand an die Lippen legend, „helft mir in's Zimmer, Charles, ich habe mit Euch zu reden, denn ich lauschte Eurer Unterredung mit Lavergne."

„Brigitta," stammelte der junge Mann, „Ihr kommt, um mich zu befreien? — — Später, später sollt Ihr mir Alles erklären, auch den geheimnißvollen Weg, der Euch hierher geführt. Doch jetzt laßt mich selber diesen Pfad benutzen, er muß in's Freie führen; — es treibt mich fort, meine verpfändete Ehre einzulösen. O Brigitta, haltet mich nicht auf; wenn Ihr wüßtet . . ."

„Still! sage ich, ich weiß Alles," fiel die Alte ihm in die Rede. „Ihr sollt mich hören; noch ist es Zeit genug, Victor von Kerdingen zu benachrichtigen, und Ihr dürft nicht eher das Schloß verlassen, bis Ihr mich gehört und mir vergeben habt."

„Brigitta, Du folterst mich!" rief Charles.

„Nicht ohne meine Hülfe findet Ihr den Weg," sagte die alte Dienerin, „und ehe ich ihn Euch weise, da will ich Euch jenes Geheimniß erschließen, das Euch Victor von Kerdingen künden wollte, das Geheimniß Eures Daseins, Eurer Geburt."

„Großer Gott!" rief der Jüngling, von seinen Gefühlen überwältigt, „so täuschte mich der Ahnung Stimme nicht, — so waren die Angaben Pierre Lavergne's über meine Herkunft nichts weiter als ein Märchen?" — Die Alte nickte.

„Ein Märchen," wiederholte sie. Mit Charles' Hülfe stieg Brigitta auf den Boden des Zimmers. Mit angehaltenem Athem, mit Fiebergluth in den Adern lauschte der Jüngling ihren Worten. „So trage ich nicht den häßlichen Namen Bojeau, den mir der Schloßherr aufgezwängt?" fragte er mit bebender Stimme.

„Halte an Dich und verrathe Dich nicht, denn nimmer rastet Lavergne's Gewissen. Nicht Charles Bojeau ist Euer Name; Ihr seid ein Kerdingen; Victor von Kerdingen nennt sich Euer Vater. In Ihrem Eigenthum, Monseigneur, sind Sie ein Gefangener durch den Räuber Ihres Glückes, den Mörder der Ihrigen."

„Allmächtiger Gott!" schrie der junge Mann. „Ich, ich ein Kerdingen? Und warum erfahre ich erst heute das inhaltschwere Wort? — Warum ließest Du mich das Brod der Wohlthat des Feindes meines Geschlechts bis auf heute essen? — O Fluch über Dich, daß Du es thatest!"

„Ich verdiene Euren Fluch, Monseigneur," entgegnete die Alte, „aber nicht in dieser Sache. Was hätte eine frühere Enthüllung genützt, was wolltet Ihr beginnen, welche Aussicht stand Euch offen? Und dann, dann sah ich, daß Ihr Marguerite liebet; durftet Ihr jemals Euer Auge zu dem Mädchen erheben, wider dessen Vater Ihr vielleicht im gerechten Zorn Eure Hand erhoben?"

„Wahr, wahr," flüsterte der junge Mann, „und Marguerite für mich verloren. O ich bin elender als jemals!" Vernichtet sank er in einen Sessel. Neben ihn beugte sich die alte Brigitta und begann

zu flüstern, lange, lange. Und immer bleicher ward des jungen Mannes Antlitz, immer mächtiger schwoll die Ader auf der weißen Stirn. Fest preßte sich die Unterlippe zwischen den Zähnen, daß das Blut hervorquoll. Jetzt war Brigitta zu Ende. — Auf ihren Knieen lag die Greisin, deren Fuß beinahe das Grab berührte, vor dem Sohne des Geschlechts, zu dessen Untergang sie beigetragen hatte, und flehte um Gnade und Verzeihung von der schweren Schuld, die sie auf ihr Haupt geladen. Charles hob sie nicht empor. Drohend und finster heftete sich sein Auge auf Brigitten. „Steh' auf," sagte er endlich düster, nachdem er der Gefühle Herr geworden war, die seine Brust durchtobten, „steh' auf, ich vermag Dir nicht zu fluchen, noch Dir zu verzeihen. Droben mögest Du Dein Urtheil empfangen, Deine Schuld findet keinen Richter auf Erden. Doch willst Du Dein Geständniß vollständig machen, so nenne mir, wenn Du auch um dieses Geheimniß weißt, die Mutter Marguerite's; ein Verbrecher, ein Mörder der Vater dieses Engels, es fehlte nichts, als eine Dirne ihre Mutter, um mich zum Unglücklichsten der Sterblichen zu machen, um auf ewig in diesem Herzen einen Trauerschleier über ihr Bild zu werfen."

„Ihr sollt Alles erfahren, Monseigneur," flüsterte die Greisin. „Ich selber bin die Mutter Marguerite's und heimlich mit Pierre getraut. Dies Bewußtsein und sein ruheloses Gewissen ist das Einzige, was Lavergne an mich fesselt, und oft, wenn der Schlaf sein Auge flieht, ruft mich ein Zeichen von ihm auf dem geheimen Wege, der nur mir und ihm selber aus vergangener Zeit bekannt, an sein Lager, um die grausen Bilder zu verscheuchen, die seine Seele beängstigen."

Der junge Mann erhob sich. Sein Antlitz war bleich, wie das eines Todten, aber seine Augen leuchteten unheimlich. „Was kann Marguerite für die Sünden ihrer Eltern?" fragte er mit ruhiger Stimme. „Ich liebe sie, und will sie die Meine nennen, sobald ich mit jenem Manne Abrechnung gehalten, dessen Namen auszusprechen mein Mund sich scheut. Wollte sie ihren Reichthum mit mir theilen, warum soll ich sie jetzt verwerfen?"

„Gott segne Sie, Monseigneur, für diesen Entschluß!" rief die Greisin, während Thränen über die gefurchten Wangen herniederrannen. „O glauben Sie mir, Marguerite besitzt das Herz eines Engels."

„Und nun zeige mir den Weg, daß ich entfliehen kann aus diesem Hause des Schreckens," fuhr er lebhaft fort, „hin in die Arme des geliebten Vaters."

Die Alte hielt mit ihrer welken Hand den Stürmischen zurück. „Um Gotteswillen," flüsterte sie, „wollt Ihr, daß mich der Schreckliche ermorde, wenn er entdeckt, daß ich es war, die Euch den Pfad zur Rettung gezeigt?"

„Mag mit Dir geschehen, was da wolle!" rief Charles, „betrachte es als Sühne für Dein Vergehen!"

„Und wolltet Ihr mich opfern, so vergeßt nicht, daß Ihr selber der Gefahr ausgesetzt seid, wenn Lavergne Euch begegnete." Das Auge Charles' flammte wild. „Ha, daß ich diese Hand in des Elenden Antlitz schleudern dürfte, daß ich ihn zu meinen Füßen um Gnade winseln sähe, — und doch," unterbrach er sich, „doch zweifle ich, ob ich ein Anrecht habe, die Strafe an Pierre Lavergne zu vollziehen. So lange Victor von Kerdingen lebt, ist er der Richter dieses Mannes. — Aber er muß gewarnt werden vor den neuen Schlingen des Entsetzlichen."

„Hört mich an, Brigitta," fuhr Charles nach einer Weile der Ueberlegung fort. „In dem Manne, der mein Befreier aus der Gewalt der Chouans ward, glaubte ich eine bekannte Stimme und bekannte Züge zu entdecken. Täuscht mich nicht Alles, so ist derselbe ein Landmann im Dorfe Kerdingen und nennt sich Jean Valour." Die Alte nickte mit dem Kopfe. „Ganz recht, ganz recht," murmelte sie, „er war es, der einst auch Victor von Kerdingen befreite. Er und sein Bruder waren stets der Herrschaft zugethan und Beide stehen im Verdacht der Chouanerie."

„Er ist es, der mich diese Nacht am Eingange des Waldes erwarten soll, um mich zu den Aufenthalt meines Vaters zu geleiten, wenn ich das Wort desselben recht verstanden habe. Vermögt Ihr es, dem Manne Kunde zukommen zu lassen von Dem, was hier geschehen?"

„Ich vermag es!" rief Brigitta eifrig. „Die Hütte der Brüder Valour ist nicht fern und Lavergne wird mich nicht vermissen. — Und nun noch Eines, laßt mich Euch sagen . . . ."

Die Greisin hielt plötzlich inne und schrak zusammen, denn auf den Stiegen ward ein Geräusch hörbar. „Um Gotteswillen helft mir fort," flüsterte sie angstvoll, „Alles ist verloren, wenn er mich hier findet!"

Die namenlose Furcht der Alten sprach sich so deutlich in ihren Zügen aus, daß Charles sich beeilte, ihren Wunsch zu erfüllen. Er half ihr die Maueröffnung ersteigen, schob das Bild an den alten Platz und erwartete äußerlich ruhig den Eintritt Lavergne's.

Der Erwartete kam aber nicht. Man hörte, wie seine Hand die Festigkeit des Schlosses und der Riegel prüfte, dann entfernte er sich langsam wieder, und von Neuem herrschte tiefe Stille um den Gefangenen. Aber auch Brigitta kehrte nicht zurück. Die Oeffnung, durch welche die Alte verschwunden, war mit Mauerwerk ausgefüllt, das keine Anstrengung zu lockern vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

* Ueber und wider die Cholera.

(Schluß.)

Von den Getränken ist das Wasser an verschiedenen Orten verschieden; wo es verhältnißmäßig viele Salze enthält, wie z. B. in München das Wasser aus den Brunnen, welche vom linken Isarufer gespeist

werden, da führt es ab und es ist dort nicht räthlich, viel davon zu trinken; da wo das Wasser, wie in Heidelberg das der Röhrenbrunnen, fast so rein wie das destillirte ist, mögen daran Gewöhnte es ohne Sorge, jedoch nicht in allzugroßer Quantität trinken. Süßer Obst- und Traubenmost führt, reichlich genossen, ab, ist also, eben so wie ausgegohrener Aepfelwein, nur in kleinen Portionen zu gestatten. Malzreiches, gutgegohrenes, nicht saures Bier ist unschädlich, dagegen schlechtes, abgefallenes, säuerliches sehr gefährlich; sein Ausschank sollte von der Polizei verhindert werden. Weißbier ist nicht zu empfehlen.

Branntwein ist, in großer Menge gewohnheitsgemäß getrunken, höchst verderblich. Es gibt für die Cholera keine sicherere Beute, als die Schnapssäufer; dagegen kann ein kleines Glas einfachen oder mit bitteren und aromatischen Stoffen, z. B. Absinth, Kalmus, verbundenen Branntweins, ohne allen Schaden, und wenn man sich einer Erkältung ausgesetzt hat, selbst mit Nutzen genommen werden. Punsch ist weniger zu empfehlen, als Grog, beide natürlich nur in bescheidenem Maße zu genießen. Das beste und daher räthlichste Getränke während der Cholera ist und bleibt für die daran Gewöhnten ein guter Wein. Für diejenigen, welche leichten Stuhl haben, ist rother, für die Wohlhabenden besonders Bordeaux-, für solche, welche eher zur Verstopfung geneigt sind, weißer Wein räthlich, sowohl pur, als an Orten, wo das Wasser nicht gut ist, mit diesem vermischt. Champagner ist bedenklich, zwar nicht ein paar Gläser, aber viele, wie man ihn zu trinken pflegt. Ich habe oben den Wein als das beste Getränke für die daran Gewöhnten bezeichnet, Andere werden durch seinen auch mäßigen Genuß aufgeregt, unlustig, schwindlich, durch rothen verstopft; für diese ist er, auch während einer Choleraepidemie, nicht zu empfehlen. Man kann dies in Bierländern beobachten, wo solche, die sich bei einem mäßigen Biergenusse ganz gut befinden, während der Cholera zum Weine greifen und davon allerhand Beschwerden empfinden, welche sie erst dann wieder verlieren, wenn sie zu ihrem gewohnten Getränke zurückkehren.

Eine beliebte Leckerei ist das Eis, in warmen Ländern fast ein Bedürfniß. Das Früchteeis ist sehr leicht verdaulich, aber der beträchtliche Temperaturunterschied zwischen ihm und dem Magen läßt zur Zeit einer Choleraepidemie den Genuß desselben nicht unbedenklich erscheinen. Zu allen Zeiten unzuträglich ist der Gebrauch, nach reichlichen Mahlzeiten große Portionen Eis zu essen. Die Function des Magens wird dadurch oft plötzlich gehemmt, die Magengegend aufgetrieben, ein Zustand, der während einer Choleraepidemie gewiß ernste Besorgnisse erregen würde.

Von den Nahrungsmitteln und den Getränken gilt im Allgemeinen als Gesetz, daß die ungesundesten in kleiner Menge genommen unschädlich, die gesundesten im Uebermaße schädlich sein können. Von den Speisen ist nicht nur das Uebermaß an sich, sondern auch ihre große Mannichfaltigkeit gefährlich. Verschiedene Speisen bedürfen einer verschieden langen Zeit, um verdaut zu werden; genießt man zu vielerlei, so kommt die Verdauung in Unordnung, was zu gewöhnlichen Zeiten Quelle verschiedener Beschwerden, zur Zeit der Cholera Ursache dieser werden kann. Schwelgerische Mahlzeiten sind in solcher Zeit ganz zu vermeiden. Ganz besonders aber auch Unmäßigkeit im Genusse geistiger Getränke. Eine fröhliche Nacht, die sich sonst nur mit etwas Kopfweh rächt, kann zur Zeit der herrschenden Cholera tödtlich werden. Ich habe viele Menschen unmittelbar aus dem Rausche in die schnelltödtliche Form der Cholera übergehen sehen. Aus diesen kurzen Bemerkungen geht zur Genüge hervor, daß mit Ausnahme der Gurken und Zwetschlen, welche man ganz vermeiden muß, die bei uns gebräuchlichen Nahrungsmittel und Getränke, wenn sie in gutem Zustande und mit Mäßigkeit genossen werden, auch während der Cholera erlaubt sind, vorausgesetzt, daß der Einzelne jede Speise vermeidet, die er auch zu Zeiten, wo die Cholera nicht herrscht, nur langsam oder gar nicht verdaut. Trotzdem ist es sehr zweckmäßig, nach der Scala der Verdaulichkeit, welche ich angedeutet habe, eine vernünftige Auswahl zu treffen, und Gerichte, welche nicht ganz unbedenklich und zur Nahrung nicht nothwendig sind, von seinem Tische lieber auszuschließen. So ist z. B. das Schweinefleisch, wenn man das Fett nicht mitgenießt, leicht verdaulich, man ist aber kaum im Stande, das Gesinde zu überwachen, welches gerade das Fett sehr zu lieben pflegt, und man thut daher klüger, während der Cholera das Schweinefleisch von seinem Tische zu verbannen. Man ist auf sich selbst nicht immer aufmerksam genug, und während man z. B. einige Gabeln Lattig- oder Endivien-Salat als Zugemüse gewiß ohne allen Nachtheil genießen wird, so kann man sich doch dadurch leicht schaden, wenn man in einem unbewachten Augenblicke davon zu viel ißt. Man schließt ihn daher von seinem Tische lieber ganz aus. Ein oder zwei Schnittchen Schinken werden nicht leicht Jemanden schaden. Ein Teller voll Schinken ist aber gewiß bedenklicher, als ein Teller voll Kalbfleisch, und da es für die meisten Menschen viel leichter ist, eine Speise ganz zu vermeiden, als von der vorgesetzten mit Rückhalt zu genießen, so thun diejenigen, welchen ihre Verhältnisse eine Auswahl gestatten, klüger, sich während der Herrschaft der Cholera auf die von mir als unbedenklich bezeichneten Speisen zu beschränken; sie können sich an diesen nach ihrem Bedürfnisse und ohne Sorgen sättigen, während man die zweifelhaften doch nur ängstlich, gleichsam mit bösem Gewissen zu sich nimmt. Ich habe in meinem Hause während der Choleraepidemie in München im Jahre 1836 den Tisch mit Ausschluß aller verdächtigen Speisen nur mit Suppe, Ochsen-, Kalbfleisch, Hühnern, Wildpret, Reis- und leichten Mehlspeisen bestellen lassen und mich dabei, so wie die Familien, welche sich auf meinen Rath eben so verhielten, gesund erhalten. Viele, welche sich bei einer sorgloseren Diät ebenfalls gut befanden, haben dies für eine Uebertreibung erklärt; diesen Vorwurf kann man sich aber schon gefallen lassen, wo die Ent-

behrung so leicht und die Unbedachtsamkeit so schwer in's Gewicht fällt. Wo aber die Verhältnisse eine allzu sorgfältige Auswahl der Speisen nicht gestatten, da wird es beruhigen, zu wissen, daß auch nicht gerade empfehlenswerthe Speisen ohne Nachtheil genossen werden können, wenn man sie nur nicht in zu großer Menge zu sich nimmt.

Miscellen.

(Erdbrand.) Aus Reutlingen wird den „Schw. Merkur" geschrieben: Seit einiger Zeit haben wir das seltene Schauspiel eines Erdbrandes, der in den letzten Tagen größere Dimensionen angenommen hatte. Der Abraumhügel des Schieferbruches der hiesigen Schieferöl-Fabrik, der sich mitten im Bruch befindet und aus der abgeräumten Erde und der oberen, schon in Verwitterung begriffenen Schieferschichte, die nicht zur Oelbereitung verwendet wird, gebildet wird, rauchte schon seit Langem. In letzter Zeit brach aus der Oberfläche des Hügels, der nicht zu verwechseln ist mit dem weiter entfernten Schutthaufen, auf welchen der ausgeglühte Schiefer aus den Retorten gebracht wird, öfters eine mannhohe Flamme hervor, die Nachts weithin leuchtete, und es wurde die Oberfläche desselben ganz heiß. Die Hitze theilte sich den nächsten Grundstücken mit, so daß die Kartoffeln eines angrenzenden Ackers im Boden vollständig gebraten wurden und man die Hand hier nicht in die Erde stecken konnte. Der das Wohnhaus der Fabrik umgebende Weinberg hat bedeutend gelitten, die Blätter der Rebstöcke sind roth und dürr; doch kommt diese Erscheinung nicht von der Hitze im Boden her, die hier kaum merklich ist, sondern es ist dies eine Folge des Rauches und der dem glühenden Boden entströmenden schädlichen Gase. Seit einiger Zeit sucht man den Hügel durch Ziehen von Gräben zu isoliren, doch das raschere Fortschreiten des Erdbrandes gebot energischeres Einschreiten. Auf die Bitte des Besitzers der Fabrik wurden am letzten Sonntage mehr als 100 Weingärtner aufgeboten, die gegen sehr hohen Lohn bis zu 10 Fuß tiefe und 10 Fuß breite Gräben ziehen mußten. Es war keine leichte Arbeit, im heißen Boden, dem fortwährend Dämpfe, Gas und Hauch entströmen, zu arbeiten, und die heiße Erde in Butten auf dem Rücken wegzutragen. Der Brand ist jetzt auf den Hügel beschränkt und ein weiteres Vordringen in den Feldern nicht zu befürchten.

Die Sage vom Loreleifelsen. Der Loreleifelsen besteht eigentlich aus sieben größern und kleinern Felsstücken, welche über und unter dem Wasser sich zeigen. Nach mittelalterlichen Sagen waren sie ehemals sieben Jungfrauen, welche mit ihrer reizenden Schönheit eine standhafte Sprödigkeit verbanden. Die Ritter in der Nähe und Ferne kamen zu ihrem Schlosse bei Wesel, sie härmten und quälten sich, von Liebe entbrannt, aber Keinem konnte es gelingen, das Herz auch nur Einer unter ihnen zu rühren. Da wurde über sie das Urtheil gesprochen, daß sie so lange als Felsen im Rhein liegen sollten, bis ein Fürst sie heraustragen und von ihnen eine Kirche bauen würde. Bei stillem Wetter und dem Rieseln des Flusses will man sie zuweilen klagen hören, denn noch hat sich nicht der Fürst gefunden, der sie erlösen wollte. Unter diesen sieben unglücklichen Jungfrauen hebt sich senkrecht in zerbrochenen Stücken der Lorelei mit wunderbarem Echo vom dunklen und tiefen Flusse herauf. Die Stimme des Rufenden gibt sich hier nicht, wie bei anderen Widerhallen, abgeprallt zurück, sondern aus dem Innern des Felsens, wie aus einer heiligen Halle, scheint der Laut hervorzugeben; der Ruf klingt öfters fünf Mal deutlich wieder. Die beste Stelle, dieses Echo zu hören, ist die Mitte des Stromes. Schüsse und Waldhorntöne bringen eine schauerliche Wirkung hervor. Das Echo aber soll die Stimme einer Jungfrau sein, welche durch ihre außerordentliche Schönheit alle Männer bezauberte, nur den nicht, welchen sie liebte; sie entschloß sich daher, in ein Kloster zu gehen, wohin ihre drei Liebhaber sie begleiteten. Da sie aber auf die Höhe des Felsens gekommen war, sah sie unten auf dem Rhein ihren Geliebten dahinfahren. Verzweiflungsvoll stürzte sie sich in den Strom hinab und mit ihr die treuen Ritter, welche den Rhein ebenfalls zu ihrem Grabe wählten. Darum heißt der Felsen auch Dreiritterstein. Die älteste Kunde von dem Loreleifelsen findet sich bei dem alten deutschen Minnesänger Marner, der zu den Zeiten Kaiser Friedrich's II., um das Jahr 1235, lebte.

In Betreff der Biervisitationen hat der Kreis-Medicinal-Ausschuß für Niederbayern folgendes Gutachten abgegeben: Behufs Erkennung eines verdorbenen, verfälschten oder regenerirten Bieres ist zuerst auseinander zu setzen, wann ein Bier wirklich als ein verdorbenes Genußmittel zu bezeichnen ist, und welches Bier überhaupt verfälscht genannt werden muß. Verdorben ist ein Bier nur dann, wenn es, wie man gewöhnlich sagt, sauer geworden ist, d. h. wenn das Bier seine Kohlensäure verloren hat, in Folge dessen nun der Sauerstoff der atmosphärischen Luft insbesondere auf die stickstoffhaltigen Bestandtheile des Bieres einwirkt, so daß nach und nach aller Weingeist, der in dem gesunden Biere ist, in Essigsäure übergeführt wird. Dadurch nun, daß die Bräuer vermittels Alkalien diese Essigsäure binden, und also den sauren Geschmack beseitigen, ist jedoch das normale Bier nicht wieder hergestellt, um so mehr, als dann Stoffe im Bier enthalten sind, die nicht einmal normal sind. Es ist also demnach ein auf diese Weise regenerirtes Bier immer noch unter die verdorbenen Genußmittel zu rechnen. Anders verhält es sich bei einem trüben Biere. Nicht jedes Bier, das trüb ist, muß verdorben seyn, obwohl es sehr häufig der Fall ist; sondern das trübe Aussehen zeigt nur an, daß die verschiedenen Operationen bei der Bierbereitung nicht zweckmäßig ausgeführt worden sind, und insbesondere, daß das Bier nicht klar aus der Hauptgährung hervorgegangen ist. Als verdorben kann solches Bier nicht bezeichnet werden. Ebenso gehört ein Bier, dem sein trübes Aussehen vermittels Hausenblase genommen wurde, das also, wie man es gewöhnlich nennt, verschönt worden ist, nicht unter die verfälschten Biere, indem die Hausenblase eigentlich nur als Filter zur Reinigung des Bieres in Action tritt, und mithin nicht als fremdartiger Körper vom Biere aufgenommen wird. Unter die verfälschten Biere gehören hingegen alle diejenigen, in welche bei der Bereitung an Stelle der normalen Bestandtheile andere Körper gekommen sind.

Charade.
(Dreisilbig.)

Die Erste bläst mit rauher Gewalt,
Bringt manchen kalten Winter,
Auch viele „Rosen" entfaltet sie,
Doch sind es nicht Flora's Kinder.

Die Zweite eine Anredeform,
Doch keine grad' sehr feine;
Verbinden sich noch Injurien damit,
So weißt Du schon, was ich meine.

Die Dritt' ein sehr berühmter Marschall
Napoleon's, doch nicht des Neffen,
Bei jeder Verneinung ebenfalls
Sind zwei ihrer Zeichen zu treffen.

Verbunden die Drei, erscheinet Dir
Ein Eiland am nordischen Strande,
Viel zierliche Damen erblickest Du hier,
Im reizenden Badegewande. D.

Auflösung des Räthsels in No. 108:
Ade. Adel. Tadel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 110. Speyer, Donnerstag, den 18. September **1873.**

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

13.

Ein vernehmbares Pochen schallte an die Thür des Zimmers, das der alten Brigitta angewiesen war, und zum erstenmal seit Jahren erschien der Schloßherr bei der alten Dienerin, die heftig, als ob auf einem Unrecht ertappt, bei seinem Anblick zusammenfuhr. „Pierre Lavergne," stammelte sie, „was führt Euch zu mir?"

„Du erschrickst, Brigitta?" erwiderte der Schloßherr weicher, als es sonst seine Gewohnheit war. „Es ist wahr, ich habe Dir nie Grund gegeben, Dich meiner Anwesenheit zu erfreuen. Doch jetzt bedarf ich eines vertrauten Herzens, denn ich habe heute einen Gang vor, der allen meinen Qualen, allen in Todesangst vor der Rache Kerdingen's durchwachten Nächten ein Ende macht. — Setz' Dich und höre mir zu."

Die greise Dienerin gehorchte mit dem äußersten Widerstreben, denn in dem Augenblick, da Lavergne Einlaß begehrte, hatte sie sich aus dem Schlosse entfernen wollen, um Jean Valour aufzusuchen und ihm die Botschaft Charles' zu überbringen. Aber unterwürfig, wie immer, gehorchte sie der Weisung des Vaters ihres Kindes, denn ihn ihren Gatten zu nennen, wagte sie selbst nicht in der verschwiegenen Stille der engen Kammer. Sie ließ sich auf einen der Holzstühle nieder, während Pierre Lavergne mit rastlosen Schritten den kleinen Raum durchmaß. „Du weißt," begann er nach einer Weile, „daß Victor von Kerdingen Charles auf diesen Abend in den Schlupfwinkel der Chouans beschied, um ihm ein Geheimniß zu entdecken. Welcher Art dieses ist, ich kann es mir wohl denken, und dennoch weiß ich nicht, woher er erfahren, daß Charles sein Sohn, wenn Du nicht geplaudert, Alte."

Er warf Brigitta einen Blick zu, der sie erbeben machte; dann aber mäßigte er sich und fuhr fort: „Doch gleichviel, woher er es erfahren. Meine Sorge soll es sein, daß der junge Mann nimmermehr das Geheimniß seiner Geburt entdecke. Ha! wenn er erführe, daß ich ihn in Niedrigkeit hielt, während er zu herrschen bestimmt war, — daß ich, sein vermeintlicher Wohlthäter, der Mörder, der Vernichter seines Geschlechtes . . . ." Er hielt inne, ein Zittern überflog seine Gestalt.

„Und wie wollt Ihr die Begegnung verhindern, Pierre?" fragte Brigitta.

„Vergebens wandte ich alle Mittel der Bestechung an, um Charles' Sinn von jener Zusammenkunft abzubringen; vergebens stellte ich Marguerite und mit ihr meinen Besitz als Preis seiner Nachgiebigkeit. Nichts blieb mir übrig, als Gewalt — und eingeschlossen in meinem eigenen Zimmer, droben im Thurm, wo jede Flucht unmöglich, mag er darüber sinnen, welcher Art die Mittheilung des Häuptlings der Chouans sein möge."

„Und was erreicht Ihr damit, Lavergne?" meinte Brigitta nachdenklich. „Mit Eurer That habt Ihr des jungen Mannes Sinn gereizt und die Enthüllung nur verschoben, jedoch nicht vernichtet."

„Ich will sie aber vernichten oder selbst zu Grunde gehen!" rief Lavergne ungestüm. „Entweder ist bis morgen die ganze Bande der Chouans und mit ihr der Chef derselben in meiner Macht — und diesesmal, ich gelobe es, soll meine Kugel besser treffen als letzthin, — oder ich bin eine Leiche, hingerichtet von der gerechten Rache meines Todfeindes."

„Lavergne, was habt Ihr vor?" rief Brigitta aufgeregt, „sprecht, worüber sinnt Ihr?"

„Ich ertrage nicht länger dieses Dasein der ewigen Furcht," erwiderte der Schloßherr, „ich könnte fliehen, aber leichter würde ich der Rache Victor's von Kerdingen in der Fremde begegnen, als in meinem wohlbewachten Eigenthum. Erst wenn er todt ist, wenn ich die Gewißheit habe, daß auf ewig sein Mund verstummt, auf ewig seine Hand erlahmt ist, kann ich ruhig athmen. Ich selber werde den Schlupfwinkel der Chouans erspähen, ich selber werde morgen die Füchse im Bau fangen und nicht nur die eigene Ruhe mir erwerben, sondern auch noch den Dank der Regierung obendrein.

„Und was gedenkt Ihr mit dem Sohne Victor's zu beginnen, wenn Eure neue Blutthat gelungen sein wird?" fragte Brigitta erwartungsvoll.

Lavergne lachte roh. „Der Alte todt, so ist der Jüngling nutzlos für mich. In seiner Widersetzlichkeit liegt Grund genug, ihn mit Schimpf aus dem

Hause zu jagen, dessen Wohlthaten er genoß und dem er mit Beleidigungen vergilt. — — Doch jetzt höre, was mein Plan. Du selbst magst mich in Charles' Zimmer begleiten, um mich auszurüsten; unsere Größe ist gleich — die Nacht wird ein Uebriges thun, um die Augen der Führer zu täuschen, und im Nothfall, ich hoffe es, werden meine guten Pistolen ihre Dienste nicht versagen." Er zog seine Uhr und blieb im Zimmer stehen. „Noch eine Stunde!" murmelte er. „Wohl, ich will mich durch Schlaf zu stärken suchen. Eine Verfügung will ich noch treffen, im Falle ich nicht heimkehren sollte. Ist die Zeit verronnen, erwarte ich Dich in der Halle, bis dahin aber verlaß Dein Zimmer nicht."

Lavergne verließ das Gemach Brigitten's. Starr, wie im Taumel, blickte ihm die alte Dienerin nach; alles Leben schien in ihr erstarrt. Plötzlich kam sie wieder zu sich. „Es muß sein," murmelte sie, „es gibt nur Eine Rettung. Mag das Gericht hereinbrechen über ihn, Gott sei seiner armen Seele gnädig!"

So rasch, als es ihr hohes Alter gestattete, verließ sie das Schloß durch eine Seitenpforte, dieselbe, die sie einst Pierre Lavergne geöffnet, als er sich wie ein Dieb bei nächtlicher Weile in das Haus der Kerdingen stahl, um sich ihres Eigenthums zu bemächtigen. Die Nacht war bereits hereingebrochen, als Brigitta von ihrem Gange heimkehrte, — und schon im nächsten Augenblick ließ der Schloßherr sie zu sich bescheiden.

14.

In den Kreis der versammelten Chouans im geheimen Gewölbe unter der Waldkapelle trat der General-Lieutenant Victor von Kerdingen, der sich an diesem Orte verbarg, um sich den Nachforschungen Lavergne's zu entziehen; sein Antlitz war ernst, und neugierig blickten die Männer auf einen offenen, mit großem Siegel versehenen Brief, der ihm vor einigen Stunden überbracht worden war.

„Kameraden," redete er sie an, „im Namen Sr. Majestät unseres Königs und Herrn entbinde ich Euch Eures Schwurs, bis eine bessere Zeit über Frankreich tagt für Bourbon's königlichen Stamm. Ludwig der Achtzehnte ist zu edel, das Blut seiner Unterthanen in nutzlosem Widerstande der Uebermacht gegenüber zu vergießen. Ein Jeder von Euch erhält hinreichende Mittel, das Vaterland, wo Despotismus und Anarchie regieren, zu verlassen und in fremdem Lande sich ein Asyl zu gründen. Euch, Lieutenant de Mauberg, händige ich die Gabe unseres erhabenen Souveräns zur Vertheilung ein. Noch in dieser Nacht müßt Ihr den Wald verlassen, denn wie Jean Valour erkundet hat, trifft vielleicht schon morgen eine bedeutende Truppenmacht in der Umgegend ein, und dieses Versteck ist nicht mehr sicher."

Der Offizier nahm das vollgefüllte Portefeuille entgegen, das der Graf ihm überreichte. „Wir gehorchen!" erwiederte er. „In einer Stunde werde ich die Leute aus dem Walde führen, Monseigneur. Doch sollen wir uns zerstreuen, ohne uns an jenem Lavergne gerächt zu haben, an dem Usurpator Eures Besitzes, an dem stolzen Parvenu des neuen Regime?"

„Ich befehle Euch bei dem Zorn Eures Königs, ich beschwöre Euch bei Eurer Anhänglichkeit zu mir, die Abrechnung mit diesem Manne mir, und nur mir allein zu überlassen!" rief Kerdingen. „Geht, geht, mein Segen begleite Euch und mein Dank für Eure Treue, und wenn Ihr hinter Euch den geheimen Ausgang habt, der aus dem unterirdischen Weg in's Waldesdickicht führt, so schließt ihn — und dies ist mein letzter Befehl — so schließt ihn hinter Euch mit Erde, Moos und Stein. Dieses Geheimniß, das den Vertheidigern der Loyalität und des Rechtes Schutz gewährte, soll ihn dem Verbrecher, dem Räuber nimmermehr verleihen. Mich selber wird der Mechanismus, der die Diele im Altar versenkt, in die Höhe fördern, und durch die Kapelle werde ich vielleicht für ewig diese Stätte verlassen."

„So wollen Sie noch hier verweilen, Monseigneur, nachdem wir uns entfernt?" fragte der Offizier.

Der Greis neigte das Haupt. „Ich erwarte Jean Valour," erwiderte er, „und mit ihm den jungen Charles, meinen —"

Er hielt inne, das Wort kam nicht über seine Lippen, aber ein Freudenschimmer verklärte sein gramdurchfurchtes Antlitz.

„Noch Eines, Monseigneur," bemerkte Herr de Mauberg, „was soll aus dem Vorrath von Pulver und Kugeln werden, die hinter den Mauern dieses Gewölbes verborgen sind? Sollen wir ihn unbenutzt an diesem Orte verkommen lassen?"

„Mag er hier ruhen," erwiderte Kerdingen nach einer Weile der Ueberlegung. „Nur uns ist sein Vorhandensein bekannt und eine Aushülfe in der Zukunft mag er uns einst gewähren." —

Die Chouans hatten den unterirdischen Raum verlassen; dem Befehl des Grafen gehorchend, war der Ausgang, der aus den vielfach gewundenen Gängen in's Freie führte, unnutzbar gemacht, und Victor von Kerdingen war allein in dem weiten Gewölbe.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Wiener Weltausstellung.

VII.

Begeben wir uns nun in ein Land des fernen Westens, das gleichfalls eine sehr eigenthümliche Physiognomie zeigt, nämlich nach Brasilien. Namentlich besitzt dieser Staat Südamerika's einen Reichthum an Naturgaben, der sogar den des Orients übertrifft. Die Riesenbäume seiner tropischen Waldungen, die wilden Thiere, welche in ihnen hausen, die Vögel mit farbenprächtigem Gefieder, die sich auf den Zweigen jener Bäume und auf den üppig wuchernden, blüthenbedeckten Lianen schaukeln, die goldenen, smaragd-

grünen, azurblauen, rubinleuchtenden Käfer und Schmetterlinge, welche von Blume zu Blume fliegen: alles Dieses ist schöner, reicher und — ich möchte sagen, frischer und jünger, als Das, was uns der alt gewordene Osten zu bieten vermag. Dazu kommen die unerschöpflichen Metallschätze, welche die Berge in sich schließen, die edlen Steine und der überschwängliche Segen der Felder, die selbst bei geringer Cultur Kaffee, Reis, Tabak, Cacao und Baumwolle in so großer Menge hervorzubringen im Stande sein würden — falls nur die Bevölkerung eine genügende wäre, um die unermeßlichen Bodenflächen anzubauen und auszubeuten — daß die ganze übrige Welt damit versehen werden könnte. Die brasilianische Galerie ist die erste links vom Westportale gelegene und enthält Ausstellungsgegenstände, welche in 26 Gruppen eingetheilt sind. Besonders für den Kunsttischler interessant ist die Sammlung brasilianischer Hölzer, die in der Regel auf der einen Seite polirt sind und auf der andern sich in ihrem natürlichen Zustande bisweilen mit der Rinde zeigen. Zu dieser Sammlung ist auch ein Exemplar der herrlichen Coniferenart zu rechnen, welche den Botanikern unter den Namen »Araucaria brasiliensis« bekannt ist. Der 104 Fuß hohe Stamm wurde in Stücke zersägt, aus Brasilien hierhergebracht, und nachdem diese sorgfältig wieder zusammengesetzt worden sind, prangt er jetzt in seiner ganzen Höhe in der Mitte des „Floraplatzes“, zwischen dem Pavillon des Khedive und der Concerthalle. Dieser Baum ist der Stolz jenes Landes und bildet in den gebirgigen Theilen desselben ungeheure und undurchdringliche Urwälder. Er zählt unter die schönsten Nadelholzarten und ist der Liebling der Gartenfreunde dießseits und jenseits des Oceans geworden. Die Rinde erreicht oft eine Mächtigkeit von einem Fuß und dient einer zahllosen Insektenwelt zum Aufenthalt. Erst seit zwei Dezennien ist der Baum nach Europa übersiedelt worden und ist als eine kostbare, freilich verkümmerte Zierpflanze in vielen Gärten zu finden. Bruchstücke von Felsenformationen aus den Gold- und Diamantenfeldern Brasiliens, sowie Goldstaub und Diamanten in ungeschliffenem Zustande geben uns eine Idee von den Mineralschätzen, welche in dem dortigen Boden ruhen und von denen erst der allerkleinste Theil gehoben ist. Was die brasilianische Industrie anbetrifft, so steht sie im Allgemeinen auf keiner hohen Stufe und kann sich nicht mit der von China und Japan, der Türkei und Persien messen. Vor Allem fehlt ihr die Originalität, da sie mit wenigen Ausnahmen ein schwacher Abklatsch der europäischen ist. Eine Sammlung aller möglichen primitiven Waffen erinnert daran, daß im Innern Brasiliens noch eine Menge wilder Indianerstämme ihren Wohnsitz haben. Aber wenn auch deren Ausrottung noch lange nicht so weit vorgeschritten ist wie in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, woselbst nach den neuesten statistischen Erhebungen nur noch 300,000 Rothhäute existiren, die 70,000 im eisigen Alaska wohnenden nicht eingerechnet, so unterliegt es doch keinen Zweifel, daß, sobald einmal auf Schienenwegen die Civilisation in jene unermeßlichen Einöden vorgedrungen sein wird, die eingeborene Race auch in Südamerika ihrem unvermeidlichen Schicksal, aus dem Katalog der Lebenden ausgestrichen zu werden, nicht wird entgehen können. Was aber der brasilianischen Ausstellung ihren Hauptreiz verleiht, ihr so zu sagen, ein cachet sui generis ausdrückt, das ist die in ihr vertretene Federnindustrie, welche mit einem Schlage sich zur Beherrscherin der Tagesmode aufgeschwungen hat und ähnlich wie Cäsar sagen kann: Ich kam, ich ward gesehn und ich siegte. Vornehmlich unsere Damenwelt ist ganz von ihr besiegt worden. Braune Jäger betreiben die Vogeljagd en gros zum Zwecke einer industriellen Ausbeutung. Täglich fallen Hekatomben von Papageien, von Spechten, von Flamingos und namentlich von Kolibris, die ein spanischer Dichter mit Recht „fliegende Blumen“ nennt, derselben zum Opfer, doch glücklicherweise ist dort „Material“ in Fülle vorhanden, so daß man keine Furcht zu hegen braucht, daß bald damit aufgeräumt sein werde. Nur in Janeiro, in New-York, in London und in Paris wird dieses Material bis jetzt verarbeitet, und auf diese Weise ist es erklärlich, daß man in der Ausstellung große Kästen vorzeigen kann, die in ein Naturalienkabinet zu gehören scheinen und doch nur Auslagen von Modekünstlern sind. Das bunte, zarte, werthvolle Gefieder wird nämlich zum Haarschmuck verwendet, zum Besatz von Hüten und Gewändern, zu künstlichen Blumen und vor allen Dingen zu Fächern. Die brasilianischen Kolibrifächer sind so überaus schön, daß sie mit Sicherheit ihren Weg durch die civilisirte Damenwelt nehmen werden, freilich nicht zum Heile der zunächst betheiligten Zwergvögel. Sie führen jenen Namen, weil auf jedem derselben gleichsam als Emblem ein ausgestopfter Kolibri angebracht ist, während sie selbst aus den eine harmonische Farbenskala bildenden Federn verschiedenartiger Vögel zusammengesetzt sind; da gibt es rothe, rosige, blaue, weißrothe und ganz weiße Fächer, alle wundersam fein gearbeitet und sämmtlich in der Form von flachen, beinahe einen Fuß im Durchmesser haltenden Schalen. Vornehmlich ein weißer Fächer ist lieblich anzuschauen und unwillkürlich denkt man ihn sich in der Hand einer Braut. Die feinsten Kolibriarten werden nur ihres Kopfes wegen gefangen und dieser in Gold gefaßt, als Brosche getragen, wie deren mehrere ausliegen. Eine Menge sorgfältig präparirter Vögel sind augenscheinlich für europäische Ateliers bestimmt. Außerdem erblickt man Kasten voll ungemein zarter, moosartiger, farbenschillernder Blumen und Blüthen oft unbekanntester Form, bei denen erst eine nähere Betrachtung ergibt, daß sie aus einem künstlichen Federnmosaik bestehen. Endlich hat auch die glänzende Käferwelt der Araucarienwaldungen Modezwecken dienen müssen. Die Goldkäfer, Hornschröter, Hirschkäfer, Leuchtkäfer und die winzigen smaragdgrünen Escarbots sind nämlich zu Geschmeide verarbeitet worden und in einer so geschickten Weise, daß sie in den Brochen, Ohrringen und Colliers ihre natürliche Gestalt und Frische bewahren. Was man bisher in diesem schon von den

alten Aegyptern bevorzugten Genre in Gold, Glas, Porzellan und Bronce nachgebildet kannte, bringt die brasilianische Industrie in natura.

Miscellen.

Ein bisher nicht veröffentlichtes Gedicht des Königs von Sachsen. Der Dichter, Schriftsteller und k. sächsische Oberst v. d. A. Richard v. Meerheimb hat so eben ein Werk erscheinen lassen, das den Titel trägt: „Fürsten-Welt. Die Weltgeschichte in Lied, Wort und Spruch fürstlicher Persönlichkeiten von der ältesten Vorzeit bis auf die Gegenwart“, dessen Reinertrag, wie dies schon bei einigen früheren Schriften des Verfassers der Fall war, zur Unterstützung vaterländischer Invaliden bestimmt ist. Der Herausgeber hofft, daß das von ihm zusammengestellte Mosaikbild an und für sich Interesse erregen werde. Insbesondere dürfte dies gerade jetzt mit einem wohl noch nicht in weiteren Kreisen bekannten Gedichte des Königs Johann von Sachsen der Fall sein. Karl Förster hatte als Glückwunsch zur Geburt des heutigen Kronprinzen und Reichsfeldmarschalls Albert von Sachsen ein Gedicht: „Lenzesfreude am 23. April 1828“ dem König übersendet. Als Antwort darauf erhielt er von dem glücklichen Vater ebenfalls ein Gedicht: „Vatergedanken am 23. April 1828“, ein trefflich gedachtes und ausgeführtes, wie Förster sich darüber in seinem Tagebuch äußert, welches die herrlichsten Gesinnungen, die edelsten Grundsätze und heiligsten Gefühle so wahr ausspreche, daß er es nicht ohne die tiefste Rührung habe lesen können. Dieses Gedicht des damaligen Prinzen Johann auf die Geburt seines Sohnes Albert, des jetzigen Thronerben, theilt v. Meerheimb mit. Es lautet:

1. Unter lautem Volksentzücken,
Von des Sängers Lied begrüßt,
Liegt das Knäblein, dessen Blicken
Schlummer noch die Welt verschließt.
Doch mit tiefbewegter Seele
Schaut der Vater auf ihn hin,
Und die Gegenwart und Zukunft
Fraget forschend aus sein Sinn.

2. „Sieh', er schlummert! Unerwacht noch
„Von der Wonne, die er gibt,
„Und der Kindheit Nacht verdeckt noch
„Ihm, wie warm ein Volk ihn liebt.
„Doch was jetzt um seine Wiege
„Unbekannt ihm selbst geschieht,
„Soll er Tag für Tag einst hören,
„Bis sein Herz in Dank erglüht.

3. „Fern soll ihm des Schmeichlers Flüstern,
„Fern das Gift der Wollust sein,
„Ehrgeiz, der nach Fremdem lüstern,
„Und der Prunksucht Flitterschein.
„Für das ew'ge Recht erwärme
„Ihm das Herz des Lehrers Wort,
„Und der Tugend Veste wehre
„Wahrheit ihm als sich'rer Hort.

4. „Zu dem Heiligthum der Wahrheit
„Führ' ihn Wissenschaft den Pfad,
„Und des Glaubens Himmelsklarheit
„Stärk' ihn zu vollkomm'ner That.
„Vor dem Lichte der Erkenntniß
„Flieh' der Vorurtheile Nacht,
„Und die hehre Kunst entfalte
„Ihm des Lebens Blüthenpracht.“

5. Sprach's, und nach den ew'gen Sternen
Wandte dankend sich sein Blick —
„Herr, wie soll ich Schwacher lernen
„Zu vergelten dem Geschick?“ —
— „War's nicht für das Wohl der Brüder,
„Daß ich dies Geschenk dir gab?
„Ihm, dem viel verliehen worden,
„Fordr' ich viel dereinst auch ab.“

Medicus 45. Königstraße in Jersey, England. Welchem unserer Leser ist wohl noch nicht vorstehend genannte Adresse in den größern Zeitungen wie in den kleinsten Lokalblättern als Köder für Doctortitel-Bedürftige aufgefallen! Für den Preis von 160 Thalern kann Jeder das Ziel seiner Wünsche erreichen und sich vor der Welt in stolzem Titel präsentiren, ohne Studien oder nur irgend ein Examen gemacht zu haben. — Durch die Güte des Apothekers K. in D., welcher das Porto nicht scheute, ist es möglich, die darauf erfolgten näheren Mittheilungen zu veröffentlichen. Der Brief lautet wörtlich:

Dr. F. A. Van der Vyver, Jersey, England, den 1. Juli 1873 Geehrter Herr, Ihren werthen Brief beantwortend habe ich das Vergnügen Ihnen mitzutheilen, daß ich Agent bin des Delegates der Amerikanische Universität von Philadelphia, welche eine der Berühmteste in der vereinigte Staaten ist. Ich kann Ihnen von diese Universität das in Ihre Name im lateinische Sprache ausgestellte pergament doctors Diplom verschaffen gegen Zahlung der sämmtlichen Honorar und Spesen zusammen von Preus. Thaler 160. Ihre umgehende Antwort entgegen sehend, werde ich auf Verlangen mit Vergnügen Ihnen weitere Nachrichten mittheilen. Ich verbleibe mit Hochachtung ergebenst P. F. A. van der Vyver.

Ferner war der Sendung ein Prospect, 2 Seiten in Quart umfassend, beigefügt: „Zur Privatcirculation unter Herren Studenten und Candidaten“, in welcher „die Amerikanische Universität von Philadelphia, 514. Pine Street, Philadelphia, Amerika, im Jahre 1842 ursprünglich als ein Aerztliches Collegium gegründet“, beschrieben wird. Auf derselben ist „das Studienjahr“ für die Studenten in drei Abschnitte eingetheilt, nämlich; der erste vom 3. October bis Ende December, der zweite vom Januar bis Ende März und der dritte vom 2. April bis Ende Juni. — Namen von Lehrern an dieser Universität finden sich an keiner Stelle des Prospects, ebensowenig Namen der „berühmtesten Männer“, welche auf dieser Universität promovirt haben.

Am Schluß des Prospects finden wir folgende Anmerkung, welche das Schwindelhafte des ganzen Unternehmens kennzeichnet: „Es ist sehr wichtig für diejenigen Personen in Europa, welche wünschen, von dieser Universität zu irgend einem Grade promovirt zu werden, ohne persönlich gegenwärtig zu sein, zu bemerken, daß sie ihr Gesuch an Herrn P. F. A. van der Vyver, Dr. jur. in Jersey, England, einreichen sollen. — Philadelphia, im Mai 1873.“ — Ein dem Herrn Einsender bekannter Elementarlehrer ohne jede höhere Bildung sandte einen einfachen deutschen Aufsatz ein und erhielt sofort sein Diplom als Dr. phil. (Pharmac. Central-Anzeiger.)

Räthsel.

Sie singen Beide, Er und Sie,
Doch zu vergleichen sind sie nie.
Singt er nur wie ein Postillon,
So lauscht entzückt die ganze Welt,
Und quackert sie im weiten Feld,
So ist es nur ein simpler Ton.
Zwar ist er sie und sie ist er,
Zogen Beide über Land und Meer,
Und Beider Ruf schwebt hin auf Flügeln,
Doch flieht sie vor der Halme Falle
Und seine Stimme wird nicht alle.
Nun such' die Lösung auszuklügeln!

Auflösung der Charade in Nr. 109:
Norderney.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 111. Speyer, Samstag, den 20. September **1873.**

* Zur Eröffnungsfeier des Stadt-Theaters in Kaiserslautern

am 17. Sept. 1873.

Von **Ludwig Schandein.**

Lutra.
(Mit Eichenkranz um das Haupt und in entsprechender Gewandung.)

Es reift die Zeit, dann ruht das Saitenspiel,
Das baldvergess'ne, und des Dichters Mund,
Der Euch in heimathlichen Lauten sang
So manches Lied, war lang verstummt. Ich lag
In süßem Morgentraum, wo Bild um Bild
Aus alter Zeit an mir vorüberzog
In trautem Glanz, ja bis zur Gegenwart:
Wie labte sich mein Aug', mein ganzes Wesen
An der Erinn'rung neuverjüngten Welt!

Noch länger hätt' ich also fortgeträumt,
Da weckte mich des Tag's Geschäftigkeit
Mit lautem Lärm. Und als ich wach, so war
Mir eigen um den Sinn. Wie lichtverklärt
Lag rings der Heimath Thal, es wogte weich
Die gold'ne Morgenluft, und wundersam:
Aus meiner langverwaisten Harfe hob
Wie von sich selbst ein leises Klingen an,
Und mälich lauter, ja fast überlaut
Erwuchs des Tones Macht und schwoll und schwoll,
Als wollte dessen, was mein Aug' ersah,
Ein Wiederklang zum Liede sich gestalten:
War das ein Wink, die Bilder festzuhalten?
Ich nahm die Harfe von der Wand. Ich gab
Dem Dichter sie, dem feiernden, dem fernen,
Sie hellzustimmen zu des Tages Preis,
Des Weihefesttag's, der uns hier vereinigt.
Was zaggemuthet dann der Dichter sang,
Doch tiefbeglückt im Innersten der Seele
Ob dieser Freudenbotschaft, die ich trug,
Das will — soweit des Liedes Sinn ich weiß —
Das will mein Mund euch allen heut' verkünden!

(Tritt etwas vor.)

So seid gegrüßt, ihr Bürger allzumal
Und ihr, der Frauen sittiglicher Kranz,
Aus voller Brust! Ich trete frohbewegt
In diesen Raum, den leuchtenden, den schönen,
Den zu der Musen Wohnstatt ihr bestellt
Viel edlen Sinn's; doch Wohnstatt nicht allein —
Ein Tempelhaus zur Pflegestatt des Schönen.
Wie schlägt mein Herz, des hohen Glückes voll,
Daß einmal doch nach langer Jahre Müh'n
In meiner Stadt, der vielgeschäftigen,
Ein Bau erstand, den ihr der Kunst geweiht,
Der großen Kunst, die uns die Menschheit spiegelt.
Schön steht der Bau und herrlich ausgerüstet
In seinem Schmuck, so ganz des Zweckes würdig.
Gleichwie in Gold gefaßt der Edelstein
Sich selber schmückt und seinen Glanz belebt,
Bedarf der Stützung auch das Werk der Kunst:
Dem schönen Bilde ziemt der reiche Rahmen,
Den Werth des Inhalt's krönt die schöne Form.
Drum habt der nackten Wand, der Säule Wucht
Der Anmuth Milde sinnig ihr gesellt,
Den strengen Eindruck schonend auszugleichen
In einem vollen, friedlichen Accord.
Der rechte Raum erweckt die rechte Stimmung,
Erhebt und fördert die Empfänglichkeit
Für den Genuß, den uns das Werk bereitet,
Vertieft den Eindruck, sichert seinen Segen.

So wie die Kunst ein Bild des Menschenlebens,
Des vielverschlung'nen, vielgestaltigen,
In seinem Drang', in seinen Wechselkämpfen,
Wirkt selber sie auf unser Leben ein —
Ein Gleichnißbild des hergestellten Friedens.
Wer leben will, der muß auch rüstig kämpfen,
Den Segen birgt nur redliches Bemühen:
Das gibt Vertrau'n, Selbstständigkeit — und was
Die eig'ne Kraft errang, bleibt immer uns
Ein dauernder Gewinn.

Hast du nicht auch,
Du vielgeprüfte Stadt, in langem Kampf
Dein schönes Aufblüh'n allgemach errungen? —
Als du noch träumend in der Wiege lagst
Am Kaiserwog, dem sagenreichen See,
Umgrünt von dichter Waldesnacht, da fand
Beim Waidgang dich der edle Barbarossa.
Von ihm beschirmt, dem hocherlauchten Herren,
Erblühtest du, ein unscheinbares Kind,
In voller Jugendkraft. Wie wardst du bald
Von hohen Freiern minniglich umworben,
Von deinen Schwestern heimlich oft beneidet!
Als drob ein Strauß begann und Krieg auf Krieg
Die Heimath heimgesucht, da standest du
Trotz Schmeichelwort, trotz drohender Gefahr
Zu Kaiser und zu Reich! So bliebst du fort
Auch deines Kaisers mächtigem Geschlecht
Ein treuer Kampfgenoß. Wie wechselreich
Die Zeit, wie wandelbar der Menschen Thun:
Wo es um Recht und Ordnung sich gehandelt —
Du hieltst die Treu', und standest du allein!

(Schluß folgt.)

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Fortsetzung.)

Die Nacht war tief hereingebrochen, unzählige Male hatte der Graf seine Uhr gezogen und immer verklärter ward sein Antlitz, immer hastiger und un=

geduldiger der Schritt, mit dem er den Raum in Länge und Breite durchmaß. Jetzt horchte er auf; droben am Altar tönte das bekannte Signal. „Er ist es!" rief der Greis, „o gesegnet sei der Augenblick, da es mir vergönnt ist, Alicen's Kind, meinen Sohn, in diese Arme zu pressen.

Er ließ den Mechanismus spielen und blickte erwartungsvoll in die Höhe. Langsam kam die Platte nieder, aber nicht Charles, der ersehnte Jüngling, Jean Valour war es, den sie trug und der von derselben herab stieg und sich dem Greise näherte. „Du kommst allein, Jean?" fragte er schmerzlich. „Wie, war Charles schwach genug, seines Wortes zu fehlen?"

Charles trägt keine Schuld," erwiederte Valour; „in der Furcht, der Rache des jungen Mannes, den er zum Diener erniedrigt, zu verfallen, nachdem er von Euch das Geheimniß seiner Geburt vernommen, hält ihn der Schurke Lavergne gefangen. Morgen in der Frühe, sobald seine List Euch unschädlich gemacht, Monseigneur, wird Euer Sohn schimpflich aus dem Schlosse gejagt, da er sein Auge zu der Tochter Lavergne's zu erheben wagte?"

„Mich unschädlich gemacht? wiederholte der Graf, „was hat der Elende vor?"

„Statt des jungen Mannes in Charles Kleidung sich von dem jungen Boten an den Ort führen zu lassen, wo Ihr und mit Euch die Unseren sich verborgen halten. Sobald er die Spur des vielgesuchten Aufenthalts entdeckt, streckt sein Revolver den Begleiter zu Boden, er selbst entflieht und in wenigen Stunden ist unsere Zuflucht umzingelt und Pierre Lavergne trägt die Ehre der Entdeckung und mit ihr das Lob, die Belohnung der Regierung heim."

„Und wer theilte Dir diese Umstände mit?" fragte Kerdingen nach einer Pause.

„Die alte Brigitta, die Euch retten und Charles glücklich machen will, denn Marguerite ist ihr Kind und liebt den jungen Mann mit reinstem Herzen. Sie sind einander werth. Ich aber", fuhr er fort, „eilte hierher, Euch zu melden, was ich ersonnen. An meiner Statt wird mein Bruder, Euch treu ergeben, wie ich selber, des Erwarteten harren und ihn hierher geleiten. Auf seinen Angriff vorbereitet, entreißen wir dem Ahnungslosen die tödlichen Waffen, noch ehe er eine Spur zu entdecken vermag und dann hinunter mit ihm zum Gericht. Keiner weiß, wohin er sich gewendet, Keiner hat eine Ahnung, daß er das Schloß verlassen und auf ewig decke Vergessenheit das Grab des gestraften Verbrechers."

„O Jean, Jean, wie viel danke ich Dir!" rief der Greis, tief ergriffen. „Du warst es, der mich aus Kerker und Tod befreite, Du, der meinen Sohn errettete aus der Gefahr, die ihm drohte, und jetzt bist Du es, der den Todfeind in meine Hände liefert. Wohl hast Du Deinen Plan ersonnen, ihn hierher zu bringen. Nun aber vernimm meinen ernsten Willen."

Er eilte an einen Tisch und beschrieb mit raschen Zügen ein weißes Blatt, das er versiegelte; dann entnahm er seinem Portefeuille einige Documente und reichte beides, Schreiben und Papier, dem treuen Diener.

„Jean Valour," sagte er mit feierlicher Stimme, „nicht Du sollst Deine Hand mit dem Blute dieses Mannes beflecken, noch will ich die meine damit entehren. Vernimm, was ich begehre. Sobald Ihr Euch Pierre Lavergne's bemächtigt und ihn der Waffen beraubt, so zwingt ihn auf die Diele, die ihn zu mir befördert. Dann aber, ich gebiete Euch, dann eilt vorwärts, ohne Euch umzusehen, weit, weit von dieser Stätte. Du, Jean, magst meinem Sohn diese Papiere übergeben. Du magst ihm sagen, daß der Segen seines Vaters ihn geleite, daß er glücklich sein möge im Kreise blühender Kinder an der Seite seiner Marguerite."

„Um Gotteswillen, Monseigneur!" rief Jean, „was habt Ihr vor? Ich lasse Euch nicht allein mit Lavergne!"

„Jean Valour, willst Du Deinem Herrn untreu werden, zum ersten Mal ihm Deinen Dienst versagen?" fragte der Greis schmerzlich.

Der bejahrte Mann sank zu den Füßen seines Herrn. „Verzeihung," rief er schluchzend, „nicht Ungehorsam, nur übergroße Anhänglichkeit ist's, die mich treibt, mich Euch zu widersetzen!"

„Ich kenne Deine Treue, mein Jean," erwiderte der Graf, ihn aufhebend. „Geh' jetzt, mein Freund, und leb' wohl, selbst wenn es auf ewig sein sollte."

„Auf ewig," wiederholte Jean „ich sehe Sie nicht wieder, Monseigneur?"

Er küßte stürmisch die Hand des Grafen, dann trat er auf die Platte, deren Mechanismus ihn in die Höhe beförderte. Der treue Diener wischte sich die Thränen aus den Augen, dann eilte er vorwärts den Weg entlang, den, wie ihm bekannt war, der vermeintliche Charles mit seinem Begleiter einschlagen mußte. Jean Valour merkte auf jedes Geräusch, das der Wind ihm zutrug, ob es die Schritte der Erwarteten seien. Plötzlich horchte er auf, näher kam es und näher, sein Auge suchte die Dunkelheit zu durchdringen und jetzt unterschied er zwei Gestalten, die langsam vorüberschritten. Hastig verbarg er sich hinter einem Baume; die Gestalten schritten an ihm vorüber, jetzt ein Pfiff und er stürzte hervor und warf sich auf einen der Männer, den derselbe Mantel einhüllte, mit dem Charles Bojeau als Gefangener der Chouans bekleidet war, während sein Begleiter ihm Hülfe leistete. Der Angegriffene versuchte eine Pistole hervorzuziehen und abzudrücken, aber ein kräftiger Schlag lähmte seinen Arm. Im Nu waren seine Hände gebunden, Jean Valour und sein Bruder durchsuchten die Kleidung ihres Opfers und entfernten jede Waffe, die in derselben enthalten war, bis auf das kleinste Messerchen. Alles war bis jetzt das Werk weniger Minuten, ohne das geringste Geräusch abgelaufen. Jetzt unterbrach der Ueberfallene die Stille.

„Schurken!" sagte er, „laßt mich frei oder die furchtbarste Strafe wird Euch ereilen. Wißt Ihr, wen Ihr vor Euch habt? Ich bin der Schloßherr von Kerdingen, Pierre Lavergne."

„Eben weil Du der Schurke Lavergne, erwarten wir Dich zum Gericht!" rief Jean. „Wohl kenne ich

Dich; doch Dich verhindert die Dunkelheit, in meine Züge zu blicken; wisse denn, Jean Valour bin ich. Ich war es, der den edlen Victor von Kerdingen vor Deiner gleißnerischen Freundschaft warnte, wenn meine Stimme auch ungehört verhallte; ich war es, der die Riegel seines Kerkers öffnete; ich, der dem Bunde der Chouans angehört, dessen Chef unser edler Herr sich nennt; ich, der ihnen Lebensmittel brachte, wohl beargwohnt, doch nie überwiesen, und dies alles, weil ich Dich haßte, heuchlerischer Usurpator.

„Laßt mich frei, Jean Valour, ich will Dir Alles vergeben, noch mehr, ich will Dir reichlich lohnen."

Die Brüder Valour würdigten den Bittenden keiner Antwort. Sie zogen den Widerstrebenden fort, der stumm sein Schicksal über sich ergehen ließ, denn dem Versuch, durch lautes Rufen um Hülfe Aufmerksamkeit zu erregen, hätte die drohende Mündung einer ihm von dem jüngern Valour vorgehaltenen Pistole ein baldiges Ende gemacht. Jetzt waren sie an der Kapelle angelangt. Mit der Kraft eines Verzweifelnden blieb Lavergne an der Thür stehen. „Jean Valour, ich beschwöre Dich; wohin werde ich geführt, was hat man mit mir vor?" rief er in höchster Angst.

„Wohin wir Dich führen? An den Ort, den Du der Regierung zu verrathen beabsichtigest, wäre Dir Dein Wagestück geglückt," erwiderte der Anhänger des Grafen. „Was Dich erwartet? Ich weiß es nicht, wir führen Dich zu einem höheren Richter. Und nun vorwärts, man harret Deiner."

Pierre Lavergne verstummte; willenlos ließ er sich führen. Die Verfallenheit der Kapelle erhöhte seine Angst, seine Einbildung spiegelte ihm die schaurigsten Bilder vor die Seele. Ihm däuchte es, als glitten gespenstische Schatten um den Altar und huschten durch die scheibenlosen Fenster, und diese Schatten wiesen bekannte Formen und Züge, sein Blut erstarrte und vor seinen Augen schwirrte und zischte es. Jetzt waren sie am Altar, jetzt öffnete sich die Thür desselben; mit rauher Hand schob Jean Valour den Verzweifelnden auf die verhängnißvolle Diele, und während Pierre Lavergne mit einem letzten Aufschrei in die Tiefe versank, eilten die treuen Brüder aus der Kapelle und der ältere schlug den Weg zum Schlosse Kerdingen ein, den heiligen Willen seines Gebieters zu erfüllen.

Ein weites Gewölbe, nothdürftig durch eine von der Decke herniederhängende Laterne beleuchtet, bot sich dem scheuen Auge Pierre Lavergne's dar, als er am Boden angelangt, die Anwandlung einer Ohnmacht überwunden hatte. Todtenstille herrschte ringsum; er vernahm nur das Pochen seines eigenen Herzens, den keuchenden Athem, der sich mühsam seiner Brust entrang. Ein furchtbarer Gedanke durchblitzte ihn: wollte man ihn lebendig in dieser Einsamkeit begraben, ihn langsam allen Qualen des Hungertodes aussetzen, ohne daß eine Seele im Schlosse wußte, was aus ihm geworden, wo selbst die Mittheilung Brigitten's seine Freunde nicht auf die rechte Spur zu leiten vermöchte? Wenn es wäre, — sein Herz zog sich wie ein Krampf zusammen bei diesem Gedanken; aber nein, es konnte nicht sein, einen Ausweg müßte es geben aus dieser Höhle des Schreckens, deren Luft ihn zu ersticken drohte.

Langsam, Schritt um Schritt, wagte er vorwärts zu schreiten, um sich in dem furchtbaren Aufenthalt zu orientiren. Unter seinen Füßen knisterte es, wohin er trat; eine körnige Masse schien über den Boden gestreut und in den Winkeln schienen Haufen desselben Stoffes angesammelt zu sein. Er betaste mit den gefesselten Händen die Wände, aber die Feuchtigkeit derselben machte ihn schaudern, und plötzlich kam eine namenlose Angst über ihn, die furchtbare Einsamkeit jagte ihm Schrecken ein; er konnte sie nicht länger ertragen, und mit lauter Stimme rief er um Hülfe, aber der Ton stockte in seiner Kehle, denn ihm gegenüber schien sich die Mauer zu öffnen und ein Greis, eine brennende Fackel in der Hand, trat langsam auf den immer weiter zurückweichenden Pierre zu.

„Victor von Kerdingen," murmelte der Schloßherr vernichtet, „Gott sei mir gnädig!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Ein englisches Wettrennen.

Wer den Engländer beobachten will, wie er sich ganz seinem Charakter und seinen Neigungen hingibt, wer zugleich ein englisches Volksfest sehen will, der besuche eines der Wettrennen, welche im Frühsommer fast täglich in der näheren und ferneren Umgebung Londons*) abgehalten werden. Zwar ist das Rennen zu Epsom, an dem sogenannten Derbytage, dem dritten Mittwoch im Mai, das bedeutendste von allen, allein schon die kleineren dieser Pferderennen gewähren ein charakteristisches Bild; jenes unterscheidet sich von den meisten Pferderennen hauptsächlich durch die Colossalität der Menschenmassen und die größere Feinheit der Pferde, es zeigt alles, was die gewöhnlichen Wettrennen bieten, in erhöhtem Maße.

Das Wettrennen, welches den folgenden Schilderungen zu Grunde liegt, fand am 19. Juni in Hampton, einem kleinen Städtchen, themseaufwärts von London gelegen, statt. Omnibus und Eisenbahn führten morgens große Menschenmengen aus der gewaltigen Stadt durch die herrliche, mit Landhäusern und Parks angefüllte Gegend von Richmond nach dem Orte des Rennens. Hampton liegt eine kleine Strecke oberhalb des stattlichen Schlosses Hampton-Court am

*) Für die Besucher London's empfehlen wir Markmann's Hotel, 4, Circus, Minories, City. Es liegt ganz nahe am Tower, also immer noch sehr günstig, besonders da die großen Omnibuslinien ganz in der Nähe vorüberziehen, ferner bietet es dem Reisenden das Angenehme, daß der Besitzer, die Bedienung und die Gäste ganz deutsch sind und man über alles die beste und zuvorkommendste Auskunft erhält. Wir können den Gasthof für Jedermann, besonders für Leute, die gerne ungenirt sich bewegen, nur empfehlen und ihm das Zeugniß ausstellen: Gut und billig.

linken Ufer der Themse. Die Wettrennen finden auf dem Mulsey Horst, einer großen Wiese auf der anderen Seite des Flusses, statt und in Ermanglung einer Brücke sind Hunderte von Fahrzeugen bereit, uns überzusetzen. Die Bettler drängen sich beim Ein- und Aussteigen herbei, geben sich den Anschein, als sei ihre Mithilfe ganz unentbehrlich, und bitten dann höflich um eine Kleinigkeit für „poor Jack“. Auf dem Horst angelangt, befinden wir uns bald mitten im Volksgewühl. Zwei Stricke, die sich unübersehbar an starken Pfählen hinziehen, bezeichnen die Rennbahn, auf deren Außenseite, dort, wo die Pferde auslaufen, einige Tribünen aufgeschlagen sind. Im inneren Kreis sind die Equipagen aufgefahren und manchmal bildet sich so eine förmliche Wagenburg. Sie gehören meist Leuten, die regelmäßig bei allen derartigen Gelegenheiten anwesend sind, passionirten Sportsmen, die kein Wettrennen, kein Wettrudern und kein sonstiges Vorkommniß vorbeigehen lassen, ohne sich einzufinden. Dem gemäß sind auch ihre Wagen gebaut. Sie fassen viele Personen und, was die Hauptsache ist, eine Menge Mundvorrath. An Ort und Stelle angekommen, wird an einem möglichst vortheilhaften Platze Posten gefaßt und dann entweder auf dem Boden oder auf dem Wagen getafelt. Während des Rennens sitzen und stehen die Einwohner des Wagens auf der Decke desselben, denn er ist ganz besonders für diesen Zweck construirt.

Das Volk treibt sich in zahllosen Gruppen auf der Wiese und in der Rennbahn herum. Kaum sind die Pferde vorüber gerannt, so steigt Alles, was nicht gleich der Geld- und Grundbesitz-Aristokratie auf eigenem Wagen hausen kann, über die Stricke und nun erfüllt ein sehr belebtes Treiben die Rennbahn. Gruppen ziehen auf und ab und sammeln sich um die Gaukler, welche hier ihre Künste treiben. Da boxen sich zwei junge Bursche, mageren aber sehnigen Körperbaues, für Geld mit dicken Kautschukhandschuhen, die Gesichter braun und roth. Sie drehen sich, fortwährend beide Hände zur Deckung vorgehalten, im Kreise herum und Jeder sucht des Andern Blößen zu benützen, um ihm einen tüchtigen Schlag beizubringen. An anderen Stellen machen Zauberer, Feueresser und Athleten ihre Künste. Wer das großartige Kensington-Museum in London besucht hat, erinnert sich wohl eines großen Bildes, welches das Wettrennen von Epsom darstellt. Ein Gaukler erwartet mit ausgespannten Armen den Sprung seines Kindes, das mit dem Vater Kunststücke machen soll. Aber er wartet vergeblich, denn der Blick des Kleinen hängt hungrig und sehnsüchtig an den Ueberresten einer reichen Mahlzeit, an den Schinken und Hummern, welche eine vornehme Gesellschaft auf der Wiese vor ihren Wagen liegen ließ und welche ein Bedienter gerade aufräumt. Ein aus dem Leben gegriffenes Bild!

Einige Dutzend Waagen werden sogleich in der Rennbahn aufgestellt und mit lauter Stimme laden deren Eigenthümer das Publicum ein, sich wiegen zu lassen. Dies ist eine englisch-amerikanische Liebhaberei und viele Leute controliren, wie mir scheint, alle paar Wochen die Zu- oder Abnahme ihres Körpergewichtes. Man hat fast auf jeder Eisenbahnstation gegen Bezahlung eines Penny Gelegenheit hiezu. Eine Bande schwarzer Musikanten spielt ihre Weisen und singt ein Lied, dessen Text ebenfalls bei ihnen zu kaufen ist. Es war jedenfalls „gedruckt in diesem Jahr“, denn es handelte vom Schah von Persien, der erst den Tag vorher nach London gekommen war und bereits eine eigene Industrie hervor gerufen hatte. Ueberall war noch Wochen lang das Gespräch vom Schah und, da der Engländer alle öffentlichen Ereignisse mit großem Eifer bespricht, so war die Anrede von Bekannten, wenn sie sich begegneten, nicht mehr das sonst gewöhnliche tonlose How do you do? sondern ein mit Interesse ausgesprochenes „Have you seen the Schah?“ So sangen auch jene Musikanten ein Lied vom Schah. Ich verstand aber nur wenig davon, merkte aber doch, daß die Weiber des Schah eine große Rolle in den Bänkelsänger-Versen spielten. Jene Musikanten traten des besseren Effectes wegen als Schwarze auf, hatten sich aber in der Eile nur mangelhaft gefärbt. Der Pinsel des Anstreichers hatte die Hemdkragen nicht verschont und bereits am Bahnhofe in London, wo ich die Leute sah, lief ihnen im Gedränge die schwarze Brühe von den Wangen herab und färbte ihre Hemden. Auch die Hände waren im Drange der Abreise noch weiß geblieben, wie sich überhaupt ihre echt englischen Gesichter in solchem Aufputz unendlich komisch ausnahmen. Zwischen dem Volksgewimmel drängen sich die Verkäufer und Händler in endloser Zahl hindurch. Alles Mögliche wird in der Rennbahn verkauft. Da stehen Tische mit Austern und Flußschnecken, sehr beliebten Gerichten des Volkes; sie werden aus einer bereit gehaltenen Flasche mit einer höchst scharfen Sauce übergossen und dutzendweise vertilgt; Cocosnüsse werden in Menge verzehrt und natürlich fehlen auch die beliebten Haselnüsse nicht. Die Engländer besitzen meist starke Zahnbatterien im Munde, denn sonst wäre es ihnen ja nicht möglich, ihre harten Beafsteaks zu essen und die Menge von Haselnüssen aufzubeißen, die hier zu Lande als Volks-Leckerbissen täglich verzehrt werden.

(Schluß folgt.)

Arithmetische Aufgabe.

Ein Spieler setzte wiederholt eine bestimmte Anzahl von Silbergroschen, indem er den Einsatz stets verdoppelte. Die Anzahl der im Ganzen ausgegebenen Thaler stimmte mit jener der gemachten Einsätze überein und der erste Einsatz betrug doppelt so viel Silbergroschen, als Einsätze gemacht wurden.

Frage: Wie viel Einsätze wurden gemacht und wie viel Silbergroschen wurden jedesmal gesetzt?

Auflösung des Räthsels in No. 110:

Wachtel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 112. Speyer, Dienstag, den 23. September 1873.

* Zur Eröffnungsfeier des Stadt-Theaters in Kaiserslautern
am 17. Sept. 1873.
Von Ludwig Schandein.

(Schluß.)

Entbrannte bald in deines Rates Schooß
Viel bitt'rer Zwist, die Bürgerschaft zerspaltend,
So lohte nur das Selbstgefühl, das hier
Als Wechselstreit sich noch im Sprossen regt.
Der Väter Art, ihr fester freier Sinn,
Das schlichte Wort bei starker Rührigkeit,
Das warme Herz für Vaterland und Reich,
In allem die Beharrlichkeit hast du,
Die vielerfahr'ne, hoffnungsvolle Stadt,
Ein heilig Gut dir fort und fort erhalten.
Trotz Kriegesnoth in langer Zeiten Lauf,
Verheerung, Brand und and'rer Kümmerniß,
Trotz Herrschaftswechsel, Prüfung aller Art
Blieb ungeschwächt dein Muth, dein deutscher Sinn,
Den du genährt bis auf den heut'gen Tag.
Und als das Volk im Sturme sich erhob,
Mit ganzer Kraft sein Recht sich zu ertrotzen,
Sein vorenthalt'nes, wohlverbrieftes Recht:
Da schlug dein hoffend Herz, da hieltest du
Der Freiheit Fahne hoch und fest, in Kampf
Zu gehen um dein höchstes Gut. Das war
Ein baldverblich'ner Traum: die Fahne ruht
Vergessen und zerfetzt! . . .

Ein neuer Geist
Durchweht die Gegenwart. In Aehren steht,
Den wogenden, des Wissens Trieb und der
Erkenntniß allerweckend Licht durchdringt
Jedweden Stand, des Volkes tief're Schichten.
Die Eigensicht, wie auch die Eigenkraft
Erwinnt sich Werth, sich wissend in dem Ganzen:
Und wer das Ganze bessern will, der weiß,
Daß er zuerst sich selber bessern muß —
Der Einzelmensch, nicht minder die Gemeinde.

Deß eingedenk hast du, der Lutra Stadt —
Ein leuchtend Beispiel reger Strebsamkeit —
Dir selber helfend dich emporgeschwungen.
Dein Weichbild wächst, es mehren sich die Bauten
Und des Gewerkes raschbewegte Hand
Bringt ihren Fleiß dem offenen Verkehr;
Und mit des Wohlstands weiter Fülle wächst
Dein bürgerlicher Sinn. Hast du es nicht
Zuerst gewagt in reichbelebtem Bild
Des Pfälzers Fleiß im Wettstreit aufzustellen?
Des Wohlstand's Zier ist Menschlichkeit, die du
In Liebeswerken sonder Maß und Zahl
Hast treu geübt am Krieger auf dem Schlachtfeld,
Wie sonder Wahl an seinem Krankenbett.
Der Liebe Reich ist auch ein Vaterland,
Was keinen Markstein, keine Gränze kennt,
Was all' die Menschheit inniglich umschließt;
Ein Vaterland, was nicht der Mauern braucht,
Der scharfen Waffen nicht; ein Vaterland,
Wo nur das Herz ein Bollwerk, eine Festung! —

Doch kehren wir in's Leben selber ein.
Wie keine Schwesterstadt verstandest du
Der heiter'n Lust die Sinnigkeit zu mählen
Zur Faschingszeit, der unvergessenen:
Der Geist des Pfälzerland's, sein reges Wesen,
Die alte Welt der Mären, holden Sagen,
Die Pracht und Kraft geschichtlicher Gestalten
Erstand vor unserm Blick, dem süßbethörten.
Das war ein immer neues Wunderweben —
Der Zeiten Geist in lieblichstem Vereine!
Und Barbarossa's altglorreicher Schatten
Entstieg dem Kaiserberg' in Herrlichkeit
Zu segnen seine Stadt, die treugeliebte;
Sickingen's Franz erschien, der tapf're Franz,
Mit seinem Todfeind, dem er unterlegen;
Und Karneval, der ew'ge Immerda,
Der Freuden Fürst, im bunten Flitterglanz,
Umschwirrt von losen, neckischen Gestalten;
Das ganze Pfälzervolk in treuen Bildern —
Das stolze Weinland, wie das schlichte Westrich
In Eigenart, im ganzen Thun und Treiben . .
Die Zeit ist um, die Bilder sind zerstoben,
Des schönen Schein's wie vollgesättigt sucht
Die Jugend, andern Zieles frohbewußt,
Im Bühnenspiel des Lebens tief'res Wesen.

So habt ihr denn, der wacker'n Freunde Kreis,
Nachdem ein Mißgeschick, als sei's gefügt,
Den Bau zerstört, mit wohlbereiter Hand
Das neue Haus noch herrlicher bestellt.
Das Thor ist aufgethan. Gehob'nen Sinnes
Soll auch das Volk nach seiner Arbeit Müh'n
Ergötzung suchen an der Bühne Spiel,
Das wahr und warm das Leben nachgestaltet
In Glück und Unglück, allen seinen Wirren;
Soll Wahrheit schöpfen aus dem Born des Schönen.
Sowie in tausendfacher Form erblüht
Des ewig Schönen vollerschloss'ner Keim,
So bricht sich auch der Einen Wahrheit Licht
Vieltausendfach in farbenreichen Stralen.
Das ist der Reiz, der Reiz der Gegensätze,
Die nur sich einen, um sich neu zu spalten
Und frisches Leben immer frisch zu halten;

Es ist der Kunst Beruf, des ewig Schönen —
Des Lebens Zwiespalt sinnig zu versöhnen!

* Ein Dorf-Usurpator.
Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von
Hermann Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

„Pierre Lavergne," nahm Kerdingen das Wort,

„Du wolltest erfahren, wo sich Victor von Kerdingen verbirgt, um ihn zu tödten, oder dem Gericht zu überliefern; jetzt ist Dein Wunsch erfüllt, Du bist bei mir."

Ein unverständliches Murmeln entrang sich der Brust Lavergne's. Sein Antlitz war marmorbleich und seine Glieder schlotterten. „Pierre Lavergne," fuhr der Greis strenge fort, „das Maß Deiner Sünden ist übervoll. Die Stunde des Gerichts hat geschlagen. Du wirst nicht lebend diesen Ort verlassen."

„Tödte mich nicht, Victor," flehte der Schloßherr, indem er vor dem Richter niedersank. „Meine Hände sind gefesselt, daß ich sie nicht empor zu strecken vermag zu Dir; aber hier liege ich zu Deinen Füßen und beschwöre Dich bei der Freundschaft, die Du einst für mich gehegt: tödte mich nicht!"

„Wehe Dir," rief Kerdingen, „daß Du es wagst, mich an meine Freundschaft zu erinnern! Womit lohntest Du sie mir? Mit Verrath und Mord und Diebstahl. Aber ich verachte es, einem gefesselten Feinde gegenüber zu stehen. Mit diesem Messer zerschneide ich Deine Bande. Rühre mich nicht an," fuhr er in demselben Augenblicke fort, „denn Dein Berühren schon dünkt mir ein Gräuel."

„So werdet Ihr mich nicht tödten, so werdet Ihr nicht die Hand an den Bereuenden und Verzweifelnden legen?" rief Lavergne, dem ein Hoffnungsstrahl aufdämmerte. „Um unserer Kinder willen, schonet meiner, denn Ihr habt einen Sohn, Monseigneur, ich erzog ihn gleich einem eignen Kinde, noch mehr, ich will ihm meine Tochter, die er liebt, vermählen, ich will —"

„Erinnere mich nicht an meinen Sohn," unterbrach ihn der Graf düster, „oder die Ruhe, die ich mir selber während dieser letzten Stunde zu bewahren gelobt, könnte mich verlassen. Ich weiß, was Du mit dem Sohne Deines Herrn begonnen, daß Du ihn als Diener behandeltest, der Dein Gebieter ist, daß Du ihn gefangen hieltst, auf daß er das Geheimniß seiner Geburt nicht erfahre, und ihn in die Welt hinausstoßen willst, wie einen Bettler, sobald durch Deine List und Gewalt dieser Mund verstummt. Charles besitzt in wenigen Augenblicken die unumstößlichen Documente seiner Geburt; er ist nicht arm und mittellos, denn sein ist das große Vermögen seiner Mutter, sicher in einem Handelshause New-Yorks angelegt."

„Ich will nicht sterben," schrie Pierre Lavergne in namenloser Angst, „ringen will ich mit Dir um mein Leben; die Hände gabst Du mir selber frei, die Dich erdrosseln sollen." Er stürzte auf Kerdingen zu — sein Antlitz war verzerrt, und Angstschweiß rann von seiner Stirn. Aber mit mächtiger Hand stieß der Graf den Verzweifelnden zurück, daß er gegen die Wand taumelte. Pierre klammerte sich an ihn an. „Gnade, Victor, — Gnade!" schrie er mit heiserer Stimme.

Kerdingen antwortete nicht, er hielt mit der einen Hand den Arm Pierre's zurück, der ihm in blinder Verzweiflung die Fackel zu entreißen versuchte. Nach einer kleinen Pause fuhr Victor von Kerdingen in feierlichem Tone fort: „Höre, Pierre Lavergne, meinen Entschluß: ich will Dich nicht tödten, aber an diesem Orte, demselben, den Du zu verrathen gedachtest, sollst Du Deine Strafe empfangen. Ich lasse dich hier allein, und hinter mir den einzigen Ausgang schließend, werfe ich den Schlüssel von mir und überlasse Dich den Qualen Deines Gewissens, überlasse Dich den Furien der Reue. Angst und Verzweiflung heften sich an Deine Fersen, die Geister der beiden edlen Frauen, die durch Dich gemordet, steigen auf vor Dir, bis der Tod Dich erlöst, und droben möge ein ewiger unbestechlicher Richter Urtheil sprechen zwischen uns!"

Einen letzten langen Blick warf Kerdingen auf Lavergne, dann verließ er langsam, gemessenen Schrittes den Raum und durchwanderte die niederen gewundenen Gänge, die zum geheimen Ausgang führten — hinter ihm war es still wie im Grabe.

Kerdingen neigte sein Haupt, und sich in seinen Mantel hüllend, schritt er rüstig, sicheren Ganges vorwärts durch die Dunkelheit dem Schlosse zu, das einst sein eigen war.

15.

Brigitta empfing Kerdingen an der kleinen Pforte. „Und Lavergne?" fragte sie den Grafen, während ihre Stimme die höchste Angst verrieth und ihr morscher Körper bebte.

„Brigitta, Du zitterst um ihn," sagte Kerdingen traurig, „um Deinen Tyrannen?"

„Er ist der Vater meines Kindes!" murmelte die Alte. „Doch kommt, Monseigneur, ich führe Euch auf geheimen Wege zu Eurem Sohne."

„Wohl," sagte Kerdingen, „ich will ihn sehen, das stürmische Verlangen stillen, den Sohn an die Vaterbrust schließen, nach langen, langen Jahren der Entbehrung. Für Dich, Brigitta, habe ich noch einen Auftrag. Geh' zu Marguerite und berichte ihr in Kürze den Inhalt des Trauerspiels, das Jahre bedurfte, ehe es heute zum Ende kam. Erzähle ihr Alles, und wenn Du geendet, so führe sie zu mir, nicht zu dem Richter ihres Vaters, nein, zu dem Vater ihres Geliebten."

„Erbarmen, gnädigster Herr," flehte Brigitta. „Erlassen Sie mir das Furchtbare. Soll mein Kind mich verfluchen, daß ich meine Hand lieh zu den Thaten der Vergangenheit."

Des Grafen Antlitz verdüsterte sich.

„Du wirst zu ihr gehen," wiederholte er herb. „Wohl dem elenden Lavergne, wenn seine Buße so leicht wäre, wie Deine."

Victor stieg leise zum Zimmer des Schloßherrn empor. Aus seinem dumpfen Brüten, halb Schlaf, halb Betäubung, fuhr Charles empor, denn die Riegel der Thüre wurden zurückgeschoben und der Schlüssel drehte sich im Schloß. Er rieb sich die Stirn, wie ein Traum dünkte ihm das Erlebte. Krampfhaft

ballte er die Faust. Kein Anderer als Lavergne besaß den Schlüssel des Zimmers, kein Anderer als Lavergne, der Usurpator, konnte das Zimmer auf diesem Wege betreten. Da fiel ein heller Lichtglanz in's Gemach. Die Thüre öffnete sich und vor ihm erhob sich eine hohe Greisengestalt, die ihre Arme ausbreitete nach dem Jüngling — ein Aufschrei Charles' —, ein Schrei, wie ihn das höchste Glück nur erpreßt, — und Kerdingen lag an der Brust seines Vaters.

„Wie aber, mein Vater, gelang es Euch, zu mir zu dringen und meine Gefangenschaft zu lösen?" rief der Jüngling, nachdem der erste Jubel des Wiedersehens verrauscht war. „Doch was frage ich? Alles, alles könnt Ihr mir erzählen, wenn wir aus dem Bereiche dieses Elenden sind. O laßt uns fliehen, Vater," fuhr er lebhaft fort, „noch diese Nacht, noch diese Stunde! Ich lasse Euch nicht mehr — Nichts soll uns wieder auseinanderreißen!"

„Der Greis legte seine Hand auf den Arm des Stürmischen. „Charles!" sagte er ernst, „Du, ein Kerdingen, treibst mich zur Flucht? Vergissest Du, daß für Dich noch heilige Pflichten zu lösen sind, ehe wir Frankreich verlassen? Die meine ist gelöst, sie hieß „die Vergeltung" —; Pierre Lavergne wird mir nicht mehr schaden. Dich aber hält ein heiligeres, edleres Band gefesselt an dieser Stätte. Charles," fuhr er fort, da der Jüngling die Augen schweigend zu Boden senkte, „die Liebe ist es, mein Sohn; ich kenne Deine Neigung zu der Tochter Lavergne's und billige sie."

„Und eben weil ich Marguerite liebe, grenzenlos liebe," flüsterte Charles, „muß ich fliehen. Eure Rache, da Ihr den Todfeind unseres Geschlechtes vernichtetet, war gerecht; aber kann jemals die Tochter des Gerichteten dem Sohn des Richters — des Henkers ihres Vaters, die Hand am Altar Gottes reichen?"

(Schluß folgt.)

* Ein englisches Wettrennen.

(Schluß.)

Außerhalb der Rennbahn sind Schießbuden aufgeschlagen, schnell arbeitende Photographen machen für wenige Pence ihre Aufnahmen, ein Theil der Besucher wirft mit Prügeln nach Cocosnüssen, die auf Pfählen aufgesteckt sind, Andere versuchen eine Cocosnuß durch ein Loch in einem Brette zu werfen, oder mit Messern ein Ziel zu treffen; so sind noch eine Menge ähnlicher Spiele da, die alle vom englischen Volke mit Leidenschaft getrieben werden. Am interessantesten sind die Caroussels, die durch eine kleine in der Mitte des Ganzen stehende Dampfmaschine getrieben werden und auf denen sich Männer und Weiber mit Windeseile jauchzend im Kreise drehen lassen. So ist hier Alles ganz specifisch englisch, und der Dampf, auf dem Britannia's Größe fußt, muß ihr selbst auf den Jahrmärkten seine Dienste leisten.

Jede halbe Stunde ist ein Rennen. Einige Minuten vorher ertönt ein Zeichen, das Publicum zieht sich aus der Rennbahn zurück, die Verkäufer, Händler und sonstigen Industriellen schleppen schleunigst ihre Tische und Waaren fort, Policemen räumen die Bahn und treiben die Säumigen zur Eile. Alles aber geht in größter Ruhe ab, ohne Lärmen und ohne jeden Zwist mit der Polizei, denn so wie die englische Polizei fast niemals ihre Befugnisse überschreitet, eben so gehorcht ihr auch das Publicum stets auf den ersten Wink. — Ist nun die Bahn geräumt, so stellen die Pferde, die mit ihren buntgekleideten Reitern untersucht und gewogen worden, sich auf, der „Starter" gibt sein Zeichen und vorbei rast es in sausender Eile, daß der Boden dröhnt und zittert. Noch sind sie nicht ganz vorüber, so drängt sich die Menge schon wieder in die Schranken, und nun entsteht ein allgemeines Fragen nach dem gewinnenden Pferde. Die Meisten sind mit einem gedruckten Programme versehen, welches die Bedingungen des Rennens, die Anzahl der jedesmal laufenden Pferde, ihrer Eigenthümer und das Costum der betreffenden Jockeys angibt; mit Hilfe dieses Programmes kann ein geübtes Auge leicht den Verlauf des Rennens verfolgen. Nach beendigtem Rennen entwickelt sich das Jahrmarktstreiben innerhalb der Schranken sogleich wieder von Neuem, bis die Stimme der Policemen wieder Raum schafft für die Renner.

Wenn man von den Leuten absah, welche die Tribünen besetzt hielten, oder mit eigenem oder fremdem Fuhrwerk gekommen waren, so war das Publicum auf der Wiese kein gewähltes und den Besuchern der fashionablen Rennen von Epsom weit nachstehend. Unter dem Mittelstande, welcher die Wiese erfüllte, wimmelte es von Gesindel, so daß es schien, als habe die nahe Hauptstadt ihren gesammten Abschaum heraus gesendet. Natürlich kommen diese Leute nur, um „Geschäfte" oder vielmehr Beute zu machen, und Vorsicht ist daher doppelt angerathen. Einige Tage später begegnete es mir, daß ich bei einer ähnlichen Gelegenheit stark in's Gedränge kam und plötzlich zu bemerken glaubte, daß sich ein hinter mir stehender Schlingel an meinem Rocke zu schaffen mache. Ich drehte mich rasch um und sah dem Menschen auf die Finger; erschrocken fuhr er zusammen und sagte: Oh no, Sir! Offenbar glaubte er, ich halte ihn für einen Taschendieb.

Miscellen.

* Amberg, 18. Sept. Ueber die heute erfolgte Hinrichtung der beiden Marchner berichten die Blätter: Soeben nach 7 Uhr kommt der Cooperator Dr. Niedermeier, der den jungen Xaver Marchner bis zum Tode begleitete, tief erschüttert zurück. Xaver Marchner hat in größter Ruhe den Wagen bestiegen, nachdem er noch vorher die Communion empfangen, um reuig über seine That seine Strafe zu erleiden. „Ich habe meine Strafe verdient," wiederholte er, „ich leide den Tod gerne." Er betete mit dem Priester auf dem Wege, betrat dann, als man auf der Richtstätte ankam, festen Schrittes das Schaffot, und, während er ruhig an das Fallbeilbrett sich binden ließ, erschallte das Armensünderglöckchen, auf dessen Zeichen auch die Zügenglocke der Pfarrkirche

zum Gebete für den armen Sünder einlud. Während der Verlesung des Todesurtheils und des Stabbrechens schien Xaver Marchner zu beben, aber er faßte sich wieder. Nach wenigen Sekunden fiel das schwere Beil mit starkem Schlage. Ein Gebet für den reuigen Sünder folgte, vom begleitenden Priester gesprochen. Schlag ³/₄7 Uhr fiel das Haupt ab. — Nach 7 Uhr kam der Wagen auf dem Richtplatze angefahren, welcher den Joseph Marchner in Begleitung seines Beichtvaters, des Cooperators Weiß, brachte. Ziemlich gefaßt stieg der Delinquent, welcher gestern Abend um 9 Uhr noch beichtete und heute früh noch die Communion empfing, aus dem Wagen und betrat ebenso die Hinrichtungsstätte. Nachdem das Urtheil verlesen und der Stab gebrochen, betete er mit dem Priester noch in tiefster Andacht und sprach deutlich die Worte des vorbetenden Geistlichen: „Herr verzeih'!" nach. Beiläufig 15 Sekunden darauf war das Haupt vom Rumpfe getrennt. Während des blutigen Actes waren sämmtliche Gefangene der Strafanstalt versammelt und wurde ihnen von den beiden Anstalts-Geistlichen, dem katholischen und protestantischen, eine ergreifende, auf den gräßlichen Fall bezügliche Ansprache gehalten.

Xaver Marchner, dessen Gemüth in letzter Zeit vollständig der Reue erschlossen war, brachte fast die ganze Nacht vor der Execution im Gebete zu. Beide Verurtheilte empfingen dann die Communion und verabschiedeten sich von einander. Das Frühstück wies Xaver von sich, während sein Vater, welcher gleichfalls einen großen Theil der Nacht betete, auf Zureden noch eine Tasse Kaffee zu sich nahm. Der Nachrichter begab sich gegen 5¹/₂ Uhr Morgens schon in die Frohnfeste, woselbst durch einen seiner Gehilfen den beiden Delinquenten das Haar des Hinterkopfes abgeschoren und ihre Kleider, damit der Nacken frei sei, am Halse ausgeschnitten wurden. Um die Blöße zu bedecken, wurde jedem ein kleines Krägelchen von schwarzem Stoffe umgehängt. Unterdessen waren die Wagen vor der Frohnfeste angelangt, und als dem jungen Marchner mitgetheilt ward, daß das Fuhrwerk seiner harre, stieg er gefaßt die Stufen hinab, und war mit einem Sprunge den Augen der zahlreich harrenden Menge entzogen. Sämmtliche Straßen, durch welche sich die Wagen zu bewegen hatten, sowie die Hinrichtungsstätte waren durch eine Escadron Chevauxlegers und eine Compagnie Infanterie strenge abgesperrt. Ruhigen und festen Schrittes, das Gesicht mit einer leichten Röthe übergossen, die Augen zu Boden geschlagen und jeden Blick eines der Anwesenden vermeidend, betrat Xaver den durch einen Vorhang von der Hinrichtungsstätte getrennten Raum, wo die Vollzugskommission und Zeugen versammelt waren, und nahm dort Platz auf einem der beiden Armensünderstühle. Nachdem durch den Bezirksgerichtsactuar Fromm in Kürze die Geschichte des Verbrechens und das Urtheil bekannt gegeben, sowie durch den Vollzugskommissär k. Bezirksgerichtsrath Ochsenmayer, der Stab gebrochen war, betete der Geistliche noch in tief ergreifender Weise mit dem Unglücklichen, der unverwandt seine Blicke auf eine Stelle der Bretterwand gerichtet hielt, und während des ganzen Vorganges seine niedere Plüschmütze in Händen behielt.

Die Amb. Volkszeitg. schreibt: Der jüngere Marchner behauptete bis zum Ende die Unschuld seines Vaters, wie dieser selbst im Angesichte des Todes betheuerte, an dem Verbrechen nicht betheiligt zu sein. Uebrigens gab sich Vater Marchner in sein Schicksal und sagte in den letzten Stunden wiederholt: „Ich habe den Tod verschuldet, weil ich früher den Weller zusammengeschossen habe und betrachte dieses mein Ende für eine verdiente Strafe Gottes." Bei dem Zwiegespräch zwischen Vater und Sohn und dem Abschiednehmen Beider sagte Letzterer: Hättest du mich zu dir (in die Wohnung) gelassen, (der Vater hatte ihm nämlich dieselbe gekündigt) so wäre ich nicht da hinunter (zur Familie Stang) gekommen. Als er wieder weggeführt war, sprach Vater Marchner zum anwesenden Priester: „Glauben Sie es noch nicht, daß ich an diesem Morde unschuldig bin?" Und als dieser, von der eben geschauten Scene auf's Tiefste ergriffen, nun zum ersten Male erwiederte: „Ja, jetzt glaube ich auch an Ihre Unschuld," da hatte Marchner eine ungemeine Freude und sprach: „Gottlob! daß doch nur wenigstens Einer es glaubt; ich will nun gerne sterben."

Die Hinrichtung fand in dem rückwärts gelegenen Hofe der Gefangenenanstalt statt. Nachdem eine verdeckte Halle in einer Ecke desselben hierzu aufgeschlagen, wurde unter Leitung des Nachrichters Scheller die Aufstellung des Fallschwertes vorgenommen und nahm beiläufig 2 Stunden in Anspruch. Das 135 Pfund schwere Fallbeil hat bereits das Blut von 35 Delinquenten getrunken, die sämmtlich durch Scheller hingerichtet wurden, welcher außerdem 5 Executionen mit einer älteren Württemberger Guillotine und 18 Enthauptungen durch das Schwert vollzog. Mit den beiden Marchner hat Scheller sohin im Ganzen 60 Personen vom Leben zum Tode gebracht. Nachdem die Maschine aufgestellt war und alle Schrauben und Hebel derselben richtig klappten, wurde sogar einer der Gehilfen an das Todesbrett gestellt, um alle Handgriffe, um die Delinqenten mit den beiden breiten Lederriemen, deren einer die Füße, der andere den Oberkörper und die nach rückwärts gebundenen Hände an das Brett preßt, schnell zu fesseln, vorzunehmen. Dieß Alles und auch das Ausheben und Fortschieben des Brettes mit dem Körper wurde derart schnell und gewandt probirt, daß vom Brechen des Stabes und dem letzten Gebete ab die Execution selbst kaum mehr als 15—20 Secunden beanspruchte. Das Fallbeil macht in Folge seiner Schwere, trotzdem es nur von einer Höhe von beiläufig 3¹/₂ Fuß herabfällt, einen sehr bedeutenden Schlag und derselbe ist weithin vernehmbar.

---

* „Kunst und Kunstgewerbe auf der Wiener Weltausstellung. Illustrirter Bericht, unter Mitwirkung verschiedener Herren herausgegeben von Carl von Lützow." Unter diesem Titel erscheint im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig ein illustrirtes Prachtwerk, von welchem die erste Lieferung bereits ausgegeben ist. Dieselbe enthält folgende Aufsätze: Die Eröffnungsfeier; der Ausstellungsplatz von B. Bucher; die Ausstellungsbauten von C. v. Lützow, mit 28 in den Text eingestreuten sehr künstlerisch gearbeiteten Holzschnitten. Aeußerlich stellt sich das Buch dar als ein opulentes Prachtwerk, ein des großartigen Völkerschauspiels würdiges Gedenkbuch, welches Jeder mit Vergnügen zur Hand nehmen wird. Tieferen Werth verleiht ihm die belehrende Tendenz, das Streben, Künstler und Handwerker und auch denen, die zur Pflege der künstlerischen Kräfte der Nation berufen sind, die rechten Wege zu weisen. Wie sehr es Deutschland Noth thut, in Sachen des Geschmacks von den Fremden zu lernen, hat die Völkerconcurrenz vom Jahre 1873 von Neuem zur Genüge dargethan. Trotz mancher trefflicher Leistungen ist unser Kunsthandwerk in vieler Beziehung hinter demjenigen anderer Völker zurückgeblieben. Mit dieser Erkenntniß den Eifer zu neuen Anstrengungen zu vermählen, dazu soll das Werk beitragen. Wir halten dasselbe daher Allen empfohlen, die in der Kunst und der Kunstindustrie einen wesentlichen Factor der nationalen Cultur und des nationalen Wohlstandes erblicken, namentlich aber denen, deren Beruf und Aufgabe es ist,

„Den Stoff, der roh ein gar verächtlich Ding,
„Durch Form zu adeln und dem Nützlichen
„Das Kleid des Schönen umzuwerfen, daß es
„Der Hand und auch dem Auge werth sei."

Räthsel.

(Zweisilbig.)

Ich tret' Dir immer schroff entgegen,
Gebiete Halt auf Deinen Wegen,
Doch wechselst Du mit 1 und 2,
Triffst Du mich bei der Malerei.

Auflösung der arithmetischen Aufgabe in Nr. 111:
4 Einsätze à 8, 16, 32 und 64 Silbergroschen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 113. Speyer, Donnerstag, den 25. September 1873.

* Getäuschte Hoffnungen.

Auf des Sommers schöne Tage
Haben Viele sich gefreut,
Dachten: fort ist dann die Plage
Und die Sorgen sind zerstreut.

Mit dem Himmel heitert wieder
Sich der gramumwölkte Blick
Und die Blumen und die Lieder
Bringen Muth und Lust zurück.

Und der Himmel lacht so heiter
Auf die schöne Welt herab,
Aber traurige Begleiter
Mahnen uns an Leid und Grab.

Wenn des Winters Sorg' und Plagen
Drückten manches Herz so sehr —
Quälen Furcht und Angst und Zagen
Es im Sommer doppelt schwer.

Ja, er brachte Freud' und Segen
Und der Hoffnung frischen Muth, —
Um mit Blitz- und Hagelschlägen
Zu vernichten Hab und Gut.

Und mit hohlem tück'schen Auge
Schleicht herum ein grimmer Gast —
Weh! die Pest, vor deren Hauche
Manches Leben schnell erblaßt!

Immer hofft du, ob betrogen
Auch die Hoffnung oft dein Herz;
Ach! das Leben ist durchzogen
Von der Täuschung herbem Schmerz!

Manches Glück wird dir zunichte,
Und das reine blüht dir nie:
Daß dein Herz sich aufwärts richte
Und an's Herz des Vaters flieh'!

Ch. Böhmer.

---

* Ein Dorf-Usurpator.

Novelle aus der Zeit der französischen Revolution 1789 von **Hermann Hirschfeld.**

(Schluß.)

Kerdingen vermochte die Frage nicht zu beantworten, denn in demselben Augenblicke öffnete sich die Thür des Gemachs auf's Neue und Marguerite, von Brigitten gefolgt, stürzte in das Zimmer. Das reiche Haar des jungen Mädchens hing lang und fessellos herunter und ein weißes Nachtgewand umhüllte ihre schlanke Gestalt. Ohne auf Charles einen Blick zu werfen, sank sie zu den Füßen des Grafen. „Gnade," flüsterte sie mit von Thränen erstickter Stimme, „Gnade, es ist mein Vater!"

Der Greis legte die Hand auf das Haupt des jungen Mädchens. „Armes, armes Kind," sagte er gedankenvoll, „so weißt Du —"

„Alles!" unterbrach ihn Marguerite, „und huldigend und flehend zugleich liege ich zu Euren Füßen, Graf von Kerdingen. Fleckenlos ist Euer Adel — aber Adel bedeutet Edel und edler ist nichts, als Erbarmen und Gnade. Der Bruder Valour's hat Brigitta von dem Entsetzlichen unterrichtet — mein unglücklicher Vater ward hinabgestoßen in einen unterirdischen Raum — allein mit Euch Eure Rache zu erwarten — o sprecht — lebt er noch oder habt Ihr ihn geopfert? — muß sich das Giftkorn des Hasses mit in den Kranz der Verehrung flechten, den ich dem Namen Kerdingen weihe?"

„Steh' auf, mein Kind," erwiederte der Greis; „noch lebt der Unglückselige. Drei Tage lang bieten die Vorräthe jenes Ortes ihm Nahrung, wenn Verzweiflung, wenn Gewissensangst ihn nicht vorher getödtet."

„So rettet ihn," rief das Mädchen, die Hände ringend, glaubt mir, jene qualvollen Stunden, die der Mann an jenem Orte verlebt, sind Strafe genug für die kommenden Jahre seines Lebens."

Und sich an Charles wendend, fuhr sie mit gehobener Stimme fort: „Graf Charles, vergessen auch Sie, was Ihnen mein Vater gethan und helfen Sie mir, ihn zu befreien. Sie schwuren mir einst Liebe, da ich die reiche Erbin war und Sie der Niedere, Geduldete. Ich gebe Ihnen den Schwur zurück, Charles, in eines Klosters Mauern werde ich den süßen Traum meiner Jugend begraben; aber ersparen Sie meinen Nächten das schreckliche Bild meines verzweifelnden Vaters, dessen Geist vor mich hintreten und mich nach sich ziehen wird bis in die Ewigkeit!"

„O Marguerite!" rief Charles verzweifelt, „fordere mein Leben und ich opfere es Dir; in das Recht meines Vaters zu greifen vermag ich nicht."

Der Greis trat ans Fenster und blickte hinaus in die Nacht. Ein einziger Stern hatte sich durch die Wolkenmassen gebrochen. Zu ihm empor blickte Kerdingen und seine Lippen bewegten sich wie im Gebete. Jetzt wandte er sich um, sein Antlitz strahlte voll Hoheit und Milde. „Marguerite," sagte er würdevoll, „durch Deines Vaters Schuld wanderte meine Mutter zum Blutgerüst; ich war es, der einst die gefangene Tochter dem Vater wiedergab, ich bin es, der seine gerechte Sache Deinen Bitten, Deinen Thränen opfert. So rächt sich ein Kerdingen."

„Bester, edelster der Väter!" rief Charles, während Marguerite an des Greises Brust sank.

„Nimm diesen Plan, Charles," fuhr er fort, „der Dich an den geheimen Eingang leitet, und diesen Schlüssel, der ihn öffnet, und wenn der Morgen graut, schreite an Margueritens Seite zu jenem Orte und gib ihm die Freiheit. Und wenn die Einsamkeit dann nicht sein Herz bekehrt, wenn er noch in seinem alten Wahn beharrt, dann zieht mit mir jenseits des Meeres, in das Land der Freiheit, wo uns ein neues Glück erblühen soll und neues Leben."

Der Greis schloß die jungen Leute in seine Arme. „Nun laßt uns scheiden, meine Kinder," sagte er tief bewegt. „In Havre erwarte ich Eure Nachrichten, und die Geister der Geschiedenen mögen mir vergeben, da ich die Rache für die Todten dem Glück der Lebenden opfere. Gott sei mit Euch!"

Segnend breitete er die Hände aus, leuchtend und klar blitzte der Stern in das stille Gemach, wie das Auge eines Engels, und süße Wehmuth zog durch jede Brust.

16.

Kalt und neblig brach der Morgen an, da Hand in Hand zwei jugendliche Gestalten den einsamen Wald durchwanderten. Der junge Tag zauderte zu erscheinen, als sei er es müde, den regelmäßigen Kreislauf der Natur zu wiederholen und der Erde mit ihrem Treiben, ihren Schwächen zu leuchten. Und trübe wie das Morgengrauen war das Antlitz der beiden Menschenkinder, die dahinschritten der Waldkapelle zu und nun den schmalen Pfad verfolgten, der durch dichtes Gestrüpp führte. Keiner von ihnen sprach ein Wort, aber ihre Blicke begegneten sich und redeten Trost und Hoffnung zu einander. Ein Haufen Steine, Moosstücke dazwischen, bot sich ihren Augen dar. Beide zitterten unwillkürlich. „Marguerite," sagte der Jüngling leise, „wir sind am Ziel. Ich beschwöre Dich, laß mich allein jenen Ort betreten."

„Und soll ich hier vergehen vor Angst?" fragte Marguerite. „Nimmermehr, ich selber will dem Unglücklichen Freiheit bringen und Vergebung."

Charles entfernte die Steine und legte eine kleine Pforte bloß, die er aufschloß, dicht hinter ihr führten zahlreiche Stufen in die Tiefe. Marguerite zitterte und lehnte sich fest an Charles. „O Gott" flüsterte sie, „mir ist, als stiege ich in ein Grab."

Aber nein — das war kein Grab, denn der Bewohner dieses Ortes lebte; seine Stimme drang zu den Ohren der beiden jungen Leute.

Sie betraten den Hauptraum, als ein furchtbarer Schrei aus dem Munde eines Mannes ertönte, der in der Ecke zusammengekauert saß. Ihm mußte einst Pierre Lavergne geglichen haben. — jetzt war er ein Schatten mit eingesunkenen Wangen, gesträubten grauen Haaren und wie im Wahnsinn leuchtenden Augen.

Marguerite stürzte auf ihn zu. „Vater," rief sie, „mein Vater! Ihr seid frei, Kerdingen hat Euch vergeben!" Aber Lavergne stieß das Mädchen von sich. „Ich kenne Dich," flüsterte er mit heiserer Stimme, „Leonie bist Du, die Mutter Victor's; schon einmal warst Du bei mir hier in der furchtbaren Einsamkeit und trugst Deinen Kopf, den man Dir abgeschlagen, im Arme und warfst nach mir. —"

„Seid vernünftig, Lavergne," rief Charles, vortretend, „kommt mit uns; um Margueritens Willen ist Euch vergeben!"

Er näherte sich dem Schloßbesitzer; aber Lavergne floh voller Entsetzen. „Weg, weg," schrie er, „Feuer ist Deine Nähe! Du bist einer von den Geistern, die mich folterten, da mich der Henker einschloß; und sie alle kamen, die furchtbaren Gestalten, und höhnten mich. Weg, weg von mir; ich bereue Alles, Alles will ich wiedergeben — ich will —"

Und plötzlich sich an Charles drängend, flüsterte er: „Du bist mein guter Engel; — o führe mich fort von hier, aus der Hölle, daß ich mein Kind noch einmal sehe, da ich sterben muß!"

„Allmächtiger Gott!" schrie Marguerite auf, „Charles, was bedeuten diese Reden!?"

„Kerdingen verzieh!" erwiederte Charles feierlich, indem er mit kräftigen Armen die Gestalt des Schloßherrn umfaßte und ihn aus der Höhle trug.

Kerdingen verzieh, aber ein Höherer hatte gerichtet — Pierre Lavergne war wahnsinnig!

— — — —

Ja, es war des Wahnsinns Nacht, die den Geist des Usurpators umhüllte und die kein lichter Strahl mehr durchbrach. Wenige Wochen noch nach jener entsetzlichen Nacht, und seine Augen schlossen sich für immer; einige Tage später folgte ihm Brigitta vor den Richterstuhl des Ewigen. Sie ruht an seiner Seite, ein Hügel, ein Stein krönt beide Särge.

* * *

Zwölf Jahren sind seit dem eben geschilderten Ereigniß vergangen. Auf's Neue weht die weiße Fahne der Bourbonen auf Frankreich's Thürmen und Schlössern und die Lilien prangen am wiederhergestellten Königsthron. Die Spuren der Vergangenheit sind verlöscht und mit den düsteren blutigen Erinnerungen ist auch das alte unheimliche Schloß Kerdingen vom Erdboden verschwunden. An seiner Stelle erhebt sich eine elegante mittelgroße Villa, im Style der Neuzeit erbaut, mit

freundlichem Garten und Blumen und Sonnenschein überall. Und Sonnenschein ist im Herzen des glücklichen Ehepaares, das jetzt auf den Balcon des Hauses tritt und hinunter blickt auf die liebliche Scene unter dem Hollunder. Dort sitzt der Großvater, weißhaarig und ehrwürdig, und erzählt den Enkeln, die zu seinen Füßen lagern, Geschichten aus der Vergangenheit des ruhmreichen Geschlechtes der Kerdingen und kräftige Sprossen erwachsen aus dem neu ergrünten Stamm.

Auch der benachbarte Wald ist heute gelichtet und wo einst die Spukkapelle gestanden hatte, bietet sich dem Auge des Wanderers ein stattliches Gebäude dar: es ist ein Krankenhaus, von der Familie von Kerdingen zum Andenken an Leonie und Alice erbaut, in dem mittellose Leidende Pflege finden, wie jeder Bedrängte Rath und Hülfe bei der Schloßherrschaft, die allgeliebt und allverehrt im Lande ist.

** Eine Eisenbahnfahrt. *)

Am 9. Sept. dieses Jahres wurden von der Verwaltung und Direction der Pfälzischen Bahnen die neuen Eisenbahnstrecken befahren und besichtigt, welche als Zwischenglieder der Nordbahnen im Laufe dieses Sommers neu eröffnet, das eiserne Band zwischen unserer Pfalz und Rheinhessen noch fester als bisher knüpfen werden. Es waren daher zu der Festfahrt außer dem obersten Verwaltungsbeamten unseres Kreises, Herrn Staatsrath und Regierungspräsidenten v. Braun, Excellenz, auch die Mitglieder des Verwaltungsrathes der hessischen Bahnen und einige andere Ehrengäste, sowie die beim Bau thätigen Ingenieure geladen. Die Herren aus Hessen kamen mit einem äußerst elegant und geschmackvoll eingerichteten Wagenzuge, früher Eigenthum des Kurfürsten von Hessen. Sie wurden in Ludwigshafen von Vertretern der pfälzischen Bahnen freundlich begrüßt und nach Neustadt begleitet, wo auch die übrigen Theilnehmer an der Fahrt aus den verschiedenen Gegenden unserer Provinz sich zusammengefunden hatten. Von Neustadt ging der Zug an den herrlichen Rebgeländen der Haardt hin, welche die edelsten Weine der Pfalz erzeugen, in diesem Jahre aber leider nur trübe Herbstaussichten bieten. In Erpolzheim waren die Vertreter der Gemeinde mit dem Gesangvereine und der Schuljugend zur Begrüßung an die Bahn gekommen. Den reizenden Hängen des untern Gebirgs entlang führte die Fahrt in den schön gezierten Bahnhof von Grünstadt, wo die Vertreter dieser Stadt, welche sich später auf ergangene Einladung dem Zuge angeschlossen, die Gäste willkommen hießen. Im Bahnhof war ein kleines Frühstück bereit gehalten, das stehend eingenommen wurde. Herr Mann (früher Landtagsabgeordneter) trug nachstehendes Gedicht vor:

Am 9. September 1873.

Wer heut' am Schienenweg nicht liegt,
Der ist nicht in der Welt;
Wird von der Concurrenz besiegt,
Um ihn ist's schlecht bestellt.
Dies sah wohl Grünstadt auch schon ein;
Seit siebzehn Jahren schon
Erstrebt es eine Eisenbahn,
Als seines Fleißes Lohn.
Es wählte d'rum ein Comité,
That Schritte überall,
Sein Ziel, es war nach Osten hin,
Direct nach Frankenthal.

Die Linie war schon abgesteckt,
Die Bahn so gut wie da.
Der Mensch doch denkt und Gott er lenkt;
Auch dies bald Jeder sah.
Kein Reisen half, Besuche nicht
In München wie in Speyer,
In Ludwigshafen ebenso —
Bald war's nicht mehr geheuer.
Wir zogen rasch die Flügel ein
Und dachten hin und her:
Was wird jetzt wohl zu machen sein?
Die Sache, sie war schwer.

Halt, besser nur ein halbes Ei,
Als eine leere Schal';
So dachten wir und fügten uns,
Es blieb ja keine Wahl.
Wir faßten nun die Linie auf
Von Dürkheim über hier,
So wie sie jetzt erbauet ist,
Für Grünstadt eine Zier.
Nun gab es wieder Reisen hin
Und her, zu thun gar viel.
Das Comité, es hieb d'rauf los
Bis daß der Stamm dann fiel.
Und trotz der Hindernisse all',
Trotz Letten und trotz Damm,
Die Herren hoben uns're Bahn
Aus Moorgrund und aus Schlamm.

Und haben wir auch nicht erreicht,
Was wir uns einst erträumt,
Die Bahn von hier nach Frankenthal,
So ist nicht viel versäumt.
Wir kommen über Nord und Süd
Auf kleinem Umweg hin;
Die Hauptsach' ist der Schienenstrang,
Für uns der Hauptgewinn.
Noch eines aber fehlt uns jetzt,
Das ist die Bahn der Eis,
Wo gar viel Kraft und Industrie,
Wo rinnet heißer Schweiß;
Wenn diese erst erschlossen ist,
Dann hebt sich uns're Stadt,
Wie Niemand es sich träumen läßt,
Man's nie gesehen hat.
D'rum, meine Herrn vom hohen Rath,
O säumen Sie nicht lang'
Und schaffen Sie in nächster Zeit
Auch diesen Schienenstrang.
Er kostet Sie ja gar nicht viel,
Die Bahn ist ja so kurz,
Nicht breiter als ein Peitschenstiel,
Nicht länger als ein Schurz.
Und auf die Hoffnung, daß dies geht,
Zum Wohl dem Pfälzerland,
Zum Wohl den Herren Actionär'n,
Nehm ich das Glas zur Hand
Und trinke gern und trinke fest,
Und selbst zwei- dreimal noch,
Und rufe dann aus voller Brust
Den Herr'n ein donnernd Hoch.

*) Wegen Unwohlseins unseres Berichterstatters verspätet. Die Red.

Nach etwa dreiviertelstündigem Aufenthalt fuhr der Zug weiter nach Monsheim und an den sonnigen Rebhöhen des Zeller Thales vorüber, nach Marnheim. Hier, wo der blaue langgestreckte Rücken des Donnersberges einen imposanten Anblick gewährte, wurde eine halbe Stunde auf die Besichtigung der großartigen Thalübergangsbauten verwendet. Drei Dampframmen sind in Thätigkeit, um die Pfähle zur Fundirung der colossalen Pfeiler einzutreiben. Das großartige Werk schreitet, wenn auch, der Natur der Verhältnisse gemäß, nicht rasch genug für die nach einer Bahn sich sehnenden Bewohner der Strecke Marnheim-Kirchheimbolanden-Alzey, doch sicher vorwärts unter der bewährten Leitung des Ingenieurs Opfermann.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ueber den letzten Akt der Räumung französischen Gebietes wird der „Daily News" in einem langen Telegramm ausführlich berichtet: An der Grenze angekommen, vertheilten sich die beiden Stäbe. General Manteuffel faßte rechts vom Wege nach Metz Posto, während General Glümer, der von Metz aus den deutschen Truppen entgegengekommen war, sich links hielt. Die Zuschauer waren auf das allerbescheidenste Maß beschränkt, obschon der Akt sowohl wie der Fleck, wo er sich ereignete, gewiß denkwürdig war. Hinter dem General Manteuffel standen zwei Franzosen, der Eine in grauem Rock, der Andere, ein Bauer, in der Blouse. Sonst war Niemand gekommen, sich das Schauspiel anzusehen. Auf ein Zeichen des Obersten von der Burg bricht das preußische Musikcorps in rauschende schmetternde Klänge. An der Spitze der kleinen Abtheilung reitet General v. Linsingen, das wahre Bild eines ruhigen Philosophen. Hinter ihm kommt das Musikcorps und nach demselben die Artilleriekolonne. Das Musikcorps schwenkt nach der gegenüberliegenden Seite und spielt die Nationalhymne. Hinter der Artillerie kommt ein Krankenwagen mit dem rothen Kreuz, dann ein Bagagewagen und hinter diesem marschirt der letzte deutsche Soldat, der Frankreichs Boden verläßt, ein strammer Brandenburger mit breitem Gesicht, der eine große historische Handlung mit dem ganzen Gleichmuth der Unbewußtheit vollzieht und hörbar über das Wetter flucht, wie er seines Weges geht. Als der Brandenburger vorüber war, bückte sich der graue Zuschauer, hob eine Flaggenstange vom Boden, entwickelte die Trikolore und schwang sie hoch mit dem Rufe Vive la France! Der Bauer stimmte mit ein, während General v. Manteuffel ruhig unter den Truppen weiterzog auf Metz zu.

Münchener Polizeiverordnung.

Jede Versammlung von Schwarzen und Rothen
Ist als höchst chol'ragefährlich verboten,
Aber Theater, Concerte und Bälle
Sind zu erlauben aus Ausnahmefälle;
Ditto die Schenken in allen Ecken,
Weil da die Wirth' nur die Fässer anstecken;
Gleichfalls der Viehmarkt mit Ochsen und Hammeln,
Weil sich allda keine Menschen versammeln,
Sondern die Hammel und Ochsen und Kälber
Untereinander verkaufen sich selber. —
Und danach ist sich zu richten und achten.
München, im Monat September, am achten.

(Frankf. Latern.)

Dem „Deutschen Volksblatt" schreibt man vom westlichen Taunus: Der Fuchs, unter allen Mäusevertilgern unzweifelhaft der vorzüglichste und eben dadurch für die Landwirthschaft von ganz außerordentlichem Nutzen, rückt bei uns allgemach in die ihm von Rechtswegen gebührende Ehrenstellung ein. Die Bürgermeisterei zu Esch schreibt die Verpachtung der dortigen Jagd aus mit dem Bemerken: „Daß Füchse nicht geschossen werden dürfen"; Dasbach vergab die seinige unter derselben Bedingung, und es hat den Anschein, als wollten noch andere Gemeinden des Amtes Idstein diesem Beispiele nachfolgen.

Der Genuß des Opiums nimmt in einigen Gegenden der Vereinigten Staaten von Nordamerika in höchst bedenklicher Weise überhand. Der Temperanzfanatismus hat die schlimmsten Folgen. Der Genuß von Bier, Wein, Aepfelwein ist verboten, von Branntwein gar nicht zu reden; es soll nur Wasser und Thee getrunken werden. Aber manche „Temperanzler" wissen sich doch stimulirende Aufregungen zu verschaffen; sie wollen etwas Scharfes haben. Manche kauen Gewürznelken im Uebermaß und schädigen dadurch ihre Gesundheit. Das Opium ist namentlich in dem puritanischen Massachusetts beliebt, als Ersatz spirituöser Getränke. Vor Kurzem ist ein Bericht der Gesundheitsbehörde erschienen, welcher nachweist, daß der Opiumverbrauch fast in allen Theilen des Staates stark zugenommen hat, aber erst nachdem das Gesetz erschien, welches den Verkauf von Spirituosen verbietet. In Worcester z. B. weist ein Droguenverkäufer nach, daß namentlich Frauen und Kinder Opium bei ihm holen; ein anderer, in Boston, hebt hervor, daß sich unter seinen Kunden eine auffallende Zunahme von Kleptomanie zeige, d. h. der unwiderstehlichen Sucht, zu stehlen. — Als Thatsache steht fest, daß ein strenges Verbot die Fälle von Trunkenheit wesentlich vermehrt. Der eigentliche Yankee hat keine Vorstellung von einem mäßigen Bier- oder Weingenusse; er versteht nicht, gemüthlich zu trinken oder zu zechen; er stellt sich Jeden als einen trunksüchtigen Branntwein-Irländer vor, der kein Maß hält und im Rausche Unfug treibt. Ein Yankee-Temperanzler ist nebenbei durchschnittlich ein Fremdenhasser und Knownothing. (Globus.)

New-York. Die Anzahl der Mönche in den Vereinigten Staaten beträgt an 3000. Am zahlreichsten sind die Jesuiten mit 1100 Mitgliedern und 20 Collegien; dann die Benedictiner in Latrobe und die Franciscaner in Quincy mit je 300; die Dominicaner mit 200; die Trappisten mit 75 Mitgliedern. Außer diesen gibt es noch Augustiner, Paulaner und Lazaristen. Die Zahl der Nonnen ist viel größer und beträgt 7000, davon 3000 barmherzige Schwestern.

Charade.

(Zweisylbig.)

Ein wackeres, vielverkanntes Wesen,
Halt ich mich fern vom Ideal,
Nichts Hohes hab' ich mir erlesen,
Nur Praktisches ist meine Wahl.
Ich esse brav, und jedem Prasser
Biet ich gar vielgestalt'gen Schmauß,
In Feld und Hof, zu Land und Wasser
Geht nie der Redestoff mir aus.
Doch bin ich lustig wie ein Schemen
Der Phantasie geliebtes Kind,
Du glaubst mich wirklich, willst mich nehmen —
Die neckische Gestalt zerrinnt.

Auflösung des Räthsels in No. 112:

Schlagbaum — Baumschlag.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 114. Speyer, Samstag, den 27. September 1873.

Wann kommst Du wieder?

Litthauisch.

Du packst Dein Linnen,
Du schnürst Dein Bündel,
Was soll das deuten,
Mein Lieb, mein Leben?

„Das Bündelschnüren
„Bedeutet Wandern,
„Mein Schatz, will ziehen
„In weite Ferne."

Willst weiter ziehen,
Allein mich lassen,
Dein Lieb, Dein Mädchen,
So ganz alleine?

„Bleibst in der Heimath,
„Bist nicht verlassen,
„Nur in der Ferne
„Ist man alleine."

Wann kommst Du wieder,
Mein Lieb, mein Leben?
Nicht lange mußt Du
Von hinnen bleiben!

„Wann Störche singen,
„Wann Flüsse brennen,
„Wann Mädchen treu sind,
„Dann komm' ich wieder."

Ludwig Kuhls.

Frost in Blüthen. *)

Aus dem Leben von Werner Maria.

Sage mir,
Was mein Herz begehrt?

An einem duftigen Frühlingsmorgen, der sich schon dem Sommer zuneigte, führte der neue Gutsherr seine Familie auf dem eben angekauften Gut Vogelnest ein. Vogelnest war das lieblichste Fleckchen der fruchtbaren Gegend; klein an Ausdehnung, aber reich an malerischer Schönheit und wirthschaftlichem Werth. In einem Hain schwer belaubter Linden lag das zierliche Wohnhaus mit behaglichem Vorbau, an dem sich die Bäume trennten wie ein mächtiges Thor, den Blick weit hinaus führend über sprudelnde Bäche und üppig grüne Wiesen, bis der dunkle Wald, ein voller Kranz, das Ganze abschloß. Vogelnest war mit einigem Angeld gekauft, aber der frische Mann, in der vollen Kraft des Lebens, zweifelte nicht daran, die Sache durchzuführen. Schon Manches hatte er dem Schicksal abgerungen, woran Schwächere erlahmt waren. Siegesgewiß ging er in den Kampf.

Es war ein schöner Mann, frisch von Gemüth und frisch von Angesicht, dessen Blick Einen wohlthätig und glückverheißend traf. Seine Tochter, ihm verwandt, wie der Zweig dem Stamm, sprang eben übermüthig vom hochaufgethürmten Wagen. „O, wie ist es köstlich hier!" rief sie wonnetrunken dem Knaben zu, der sie empfing, „hier scheint die Welt ein einziger großer Blumenstrauß!"

„'s ist Sommer jetzt," antwortete der bedenklich; „warte nur, wenn der Winter kommt," und sein feines, ernstes Gesicht stach recht ab gegen ihre sorglose Kindermiene.

Der Wagen schien eine Arche Noah, als ob nach einer Sündfluth die Menschheit sich neu ansiedele auf diesem sonnigen Fleckchen Erde. Zuletzt stieg eine schlanke Frau heraus mit demselben feierlichen Gesicht, wie es der Knabe hatte, im Arm lag ihr das Kleinste, ein Bübchen vom halben Jahr. Alles belebte sich umher, lief durcheinander, fragte, rief, suchte und fand seine Stätte, nur die wilde Dorothee und ihr anderer Bruder Gabriel konnten kein Ende finden. In allen Ecken krochen sie umher, die blühenden Büsche schüttelnd, um nur ja alle Reize dieses neuen Märchenlandes zu entdecken. Nichts blieb ihnen verborgen, spät in finstrer Nacht mußte man sie mühsam aufsuchen und in die Betten stecken.

Als endlich Ruhe war, saßen Mann und Frau allein nebeneinander in der neuen Heimath. Die Fenster standen weit offen, denn es war warm. Rosenduft strömte in Fluthen herein, zahllose Johanniswürmchen tauchten auf, als wären die Sterne lebendig geworden. Der Mond umfing mit weichem Strahl das Ganze, das kleine Zimmer durchdringend, bis Alles darin wie Silber glänzte. „Sibylle," sagte der Mann, und küßte den feinen Mund seiner Frau auf das herzhafteste, „jetzt bin ich auf der Höhe des Glücks — Dich — die Kinder und ein eigenes Nest — größere Wonne kann es nicht geben! Warum jubelst Du nicht? bist Du nicht eben so froh als ich?

*) „Nach der Arbeit."

— Hast Du nicht den Augenblick eben so brennend herbeigewünscht als ich?" —

„Ich bin eine dumme, bedenkliche Seele," antwortete sie, „mir ist noch gar nicht, als ob's unser wäre, eh' wir es ganz bezahlt haben."

„Frauensorgen!" erwiderte er lustig, „nach euch gäb's weder Handel noch Staat; auf Vertrauen ist Alles gebaut, anders geht es nicht in der Welt, wagen muß, wer gewinnen will."

„Ich versteh' es wohl," antwortete sie schüchtern, „aber was setzen wir ein? Wenn's unser Glück nur wär', — nein das Glück, die Zukunft unsrer Kinder. Gehört uns das Beides? — dürfen wir damit spielen? Wenn Du es nun nicht durchhalten kannst? — wenn es verloren ginge" —

Er schloß ihr den Mund wieder mit einem Kuß.

„Wenn, wenn," sagte er, „wenn ich mir Alles so überlegte wie Du, würde nie etwas zu Stande kommen, und ich säße am Ende noch und zweifelte, ob ich das Recht hatte, Dich aus des Vaters Haus zu holen. — Ich hatte das größte auf Dich — das der Liebe. — Ich sollte Dich nicht haben, hieß es, ich könne Dich nicht ernähren, ich dürfe Dein Schicksal nicht an mein unsich'res binden; ich ließ sie reden und that es doch, ich stahl Dich. — Ich hätte es gethan, und wäre die ganze Welt wider mich gewesen."

„Ich selbst wäre wider Dich gewesen," sagte sie, und ihre Wangen flammten peinlich auf im Angedenken jener Nacht — „für Niemand hätt' ich Unrecht gethan, nicht einmal für Dich."

„Weißt Du noch," fuhr der Mann fort und sein fröhliches Auge lachte bei der Erinnerung; „das ganze Haus wurde wach, Alles lief zusammen, aus allen Ecken tauchten Verwandte hervor, wie Pilze beim Gewitter, Alles mit Licht, bis Dein Stübchen erglänzte von Kerzenschein, gleich einem Tanzsaal — Du standest mitten inne, zornig, tiefglühend, verdammtest mich und sagtest: ich habe keinen Theil an seiner Sünde." —

„Unrecht bleibt Unrecht," fiel sie ein, „so gütig auch der Vater gegen Dich war."

„Ja, der war besser als Du," fuhr Andreas fort, „der sah, wie es mit uns stand. Ein toller Bursch, sprach er, verdient mit Schanden weggejagt zu werden; aber weil ich ihn lieb hab' und andere Leute auch, meine Sibylle dafür doppelt verständig ist, so mag sie ihn haben, wenn sie will und er heut über's Jahr Beweise bringt, daß sie nicht schon in den Flitterwochen verhungern. Darauf holte ich Dich heim. — Habe ich nicht die Feuerprobe bestanden? Hast Du je die Noth von fern gesehen? Bin ich nicht sogar manchem Verwandten, der damals die Nase rümpfte, zu Hilfe gekommen? Was sorgst Du noch?"

„Verzeih'," sagte sie, sich fest an ihn drückend, meine Natur ist nun einmal so engherzig; gewiß, ich schäme mich oft ihrer Dir gegenüber, komme mir selbst so knauserig, so unedel vor; Du streust um Dich wie ein voller Baum seine Früchte, mir wird das Geben so schwer, immer sorg' ich, ob's auch an den Rechten komme, ob's nicht Unheil stifte, ob's nicht einmal im Hause fehle."

„Warte nur," sagte er entschuldigend, „wenn wir erst reich sind, lernst Du es leicht. Jetzt bist Du meine Vernunft, was Du zu wenig thust, thu' ich zu viel. Kenntest Du nur die Seligkeit, Alles rings zu beleben, erquicken, ein wohlthätiger Strom, um den die Ufer grünen, blühen und der sich sagt, ich schuf dies Alles! Ihr Glück ist meins! — Oft hat mir die Mutter erzählt, wie mich die Wärterin ihr an die Seite gelegt und gesprochen hat — „„der Jung ist mit offener Hand geboren"". Die Mutter hat damals geseufzt, wie Du jetzt, denn wir waren arm, aber nachher hat sie mich darum lieb gehabt, wie Du auch."

„Ja," rief Sibylle, stolz zu ihm aufblickend, „ich wollte, ich könnte sein wie Du, könnte genesen von all den Zweifeln, an denen ich krank bin, und frisch in den Tag hineinleben, wie Eures Gleichen."

„Dein Arzt will ich sein," rief er fröhlich, „vertraue Dich meiner Leitung an!"

„Ganz und gar," sagte sie, „mach' mit mir, was Du willst, nur die Kinder —"

„Die Kinder," wiederholte er, „warum trennst Du sie immer von uns? —"

„Für die Kinder," sagte sie ängstlich, „ist mir keine Sorge zu groß, darin will ich mich auch nicht verändern, Andreas, weil dort Sorge, Liebe ist; von meiner Liebe aber will ich nichts einbüßen, und sollt' ich darüber auch noch so vergnügt und leichtherzig werden."

Sie zog ihn hinauf zu den Kammern der Kinder — „es ist ein anvertrautes Gut," fuhr sie fort, — „für sie leben wir, für sie sind wir verantwortlich. — Gott gebe, daß wir einst mit freier Seele sagen können: „„Siehe, hier bin ich und die Kinder, die Du mir gegeben hast.""

„Von Herzen Amen dazu!" vollendete er lachend. — „Du sollst der Seelsorger sein, ich für das Uebrige. Jonathan wird Dir dabei an die Hand gehen, er ist Dein echter Sohn!"

Dabei zeigte er auf den Knaben, dessen feine Züge in stillem Schlummer ruhten, „mit dem wirst Du keine Noth haben; wie sorgsam ist die Decke glattgezogen, wie ordentlich Alles zum nächsten Morgen zurechtgelegt!"

„Desto mehr mit Deiner Tochter," fuhr sie fort und hob die Decke auf, die hinabgefallen, weil das schöne wilde Kind sich unruhig im Schlaf hin und her warf, umgeben von Waldblumen, zusammengerafft in der Eile, — Rock und Schuhe noch naß vom Abendthau. Großmüthig theilte sie ihr Lager mit dem Lieblingshund.

„Es ist doch zu schlimm mit dem Mädchen," sagte die Mutter, die duftenden Blumen vom Boden zusammenraffend, die mit ihrem süßen Hauche schwere Träume machten, wie sie sagte, und Kopfweh am Morgen. — „Es ist zu schlimm mit der Dorothee, immer sieht sie lüderlich, zerrissen und beschmutzt aus."

„Und doch ist sie so schön dabei, daß man ihr nicht bös sein kann," ergänzte der Vater, die Tiefschlafende mit entschiedenem Beifall betrachtend.

„Das ist es eben," sprach die Mutter weiter, „weil ihr Alles gut steht, sieht man darüber hinweg, daß es unrecht ist; sie geht in das zwölfte Jahr und ist wild wie ein Bube."

„Besser als ein Zierlieschen," meinte er zufrieden.

„Nun ja," gab sie zu, „aber warum eins von beiden?" (Forts. folgt.)

** Eine Eisenbahnfahrt.

(Schluß.)

Gegen 12 Uhr fuhr der Zug von Marnheim weiter über Langmeil und Hochspeyer nach Kaiserslautern, wo er um halb 2 Uhr eintraf. Hier war das Diner im großen Saale des Gasthofes „Zum Schwanen", welcher bei dieser Gelegenheit seinen alten wohlbegründeten Ruf einer ausgezeichneten Küche und eines wohlbestellten Kellers auf's Neue glänzend bewährte.

Den ersten Trinkspruch brachte Se. Excellenz Hr. Regierungspräsident v. Braun in folgender treffenden Weise aus:

„Meine Herren! Blühend war einst der Verkehr, welcher zwischen den hessischen und bayrischen Rheinlanden und Elsaß-Lothringen unterhalten wurde. Dieser Verkehr wurde durch die Unbild der Zeiten fast brachgelegt. Derselbe hat sich bereits kräftig gehoben, und es wird voraussichtlich nur weniger Jahre bedürfen, daß das frühere Verhältniß mit dem so glorreich eroberten Vorlande wieder hergestellt sein wird. Mächtig wird hiezu die Bahnstrecke beitragen, welche wir heute theilweise befahren haben. In dem Bau dieser Bahn erblicke ich einen neuen Beweis der Fürsorge für die Interessen des Handels und der Industrie von Seite der Landes-Regierungen in Hessen und Bayern. Diese Fürsorge wird auch allseitig dankbar anerkannt. Meine Herren! Wenige Monate sind es, daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Hessen sein 25jähriges Regierungsjubiläum feierten! Die Art und Weise, wie dieß Fest in ganz Hessen begangen wurde, lieferte den untrüglichen Beweis, daß in dieser langen Regierungsperiode bei mitunter stürmisch-bewegten Tagen das Band der Treue, der Eintracht und des Vertrauens zwischen Fürst und Volk nicht gelockert wurde. Alle Empfindungen gipfelten sich in dem Wunsche, daß es dem Himmel gefallen möge, Seine Königliche Hoheit sich noch recht lange der Früchte seiner segensreichen Regierung erfreuen zu lassen. Wir Pfälzer schließen uns diesem Wunsche vollständig an. Wir hatten früher öfter das Glück, Seine Königliche Hoheit in der Pfalz begrüßen zu können. Wir wissen, mit welch inniger Theilnahme Höchstdieselben den Geschicken unseres Landes folgten. Wie Seine Königliche Hoheit der Großherzog, so ist auch sein Königlicher Neffe, unser vielgeliebter Pfalzgraf unablässig bemüht, das Wohl des Landes zu heben und das Glück des Volkes zu mehren. Die Verdienste, welche Seine Majestät unser allergnädigster König sich um die Pfalz, um Bayern, um Deutschland durch Herstellung der politischen Einigung erworben, sind tief in Aller Herzen eingegraben. Ich weiß daher auch, daß ich in Ihren Herzen Anklang finde, wenn ich rufe: Seine Majestät der König von Bayern und seine Königliche Hoheit der Großherzog von Hessen leben hoch! hoch! hoch!!!"

Der Toast wurde mit wahrhaft stürmischem Beifalle begrüßt und das Hoch auf die beiden Monarchen erklang rauschend durch den Saal.

Den zweiten Trinkspruch brachte, gleichfalls unter lebhaftem Widerklang, der Vorstand des Verwaltungsrathes, Hr. k. Rath Mahla, auf die hessische Bahnverwaltung, den dritten Hr. Director Dr. Parcus aus Darmstadt auf die Pfalz, dann auf den Vorstand und die Verwaltung der Pfälzischen Bahnen aus.

Hr. Regierungsrath und Eisenbahndirector v. Jäger sprach:

„Meine Herren! Ein altes Sprichwort sagt: „Mit einem guten Nachbar baut man Häuser!" Nun — gute Nachbarn sind wir, d. i. die Hessische und Pfälzische Bahnverwaltung seit einer langen Reihe von Jahren immer geblieben. Wenn auch unvermeidliche Concurrenzverhältnisse bisweilen Mißtrauen und Verstimmung erzeugten, — immer doch hat der Geist aufrichtiger Loyalität und Freundnachbarlichkeit in unseren Beziehungen schließlich die Oberhand behalten mit der Ueberzeugung, daß die Summe unserer gemeinschaftlichen Interessen entschieden größer sei, als jene der divergirenden Interessen beider Verwaltungen, und wir sind gute Nachbarn geblieben und haben uns deßhalb auch entschlossen, unsere gemeinschaftlichen Häuser, ich meine nämlich unsere 3 neuen Bahnverbindungen zu bauen.

„Diese Häuser, — sie sind, wie Sie heute gesehen haben, zum größten Theile fertig und wir haben uns bereits wohnlich darin eingerichtet. Zwar hat der Hausbau auf der Dießseite unseren lieben Nachbarn etwas zu lange gedauert und auch daraus ist leider ein Mißtrauen erwachsen, welches ich hier laut und feierlich als ein unbegründetes bezeichnen muß. Nachdem das Concurrenzverhältniß, welches die Alsenzbahn geschaffen, durch einen Gemeinschaftsvertrag in einer beide Theile zufriedenstellenden Weise beseitigt war, lag für uns ja gar kein Grund zur Verzögerung der neuen Verbindungsbahnen vor. Sie ist gleichwohl eingetreten durch leider nicht zu beseitigende Hindernisse; zuerst durch das Auftauchen von Alternativ-Linien, dann durch Expropriations- und Bau-Schwierigkeiten, Ungunst der Witterung und zuletzt durch den berüchtigten Erpolzheimer Dammrutsch.

„Nun — die hessische Bahnverwaltung kennt ja alle diese Schwierigkeiten und Hindernisse aus eigener Erfahrung, und was zunächst den Dammrutsch betrifft, so zeugt ein 5 Morgen großer Weinberg neben dem Bahndamme bei Monsheim davon, daß solche Unfälle auch anderen Leuten begegnen können. (Heiterkeit.)

Der Wein aber, der auf diesem Schmerzenshügel erzeugt wird, mag als ein zweiter lacrimæ Christi dafür einigen Trost bieten. (Heiterkeit.)

„Wie dem aber auch sein möge, — unsere beiderseitigen Bahnbauten sind an zwei Punkten — Dürkheim-Monsheim und Langmeil-Marnheim-Monsheim — vollendet und Sie haben sich heute überzeugt, daß sich Alles im besten Zustande befindet. Dabei möchte ich nur um Entschuldigung bitten, daß wir bei den genannten Bauten und insbesondere auf der Strecke Dürkheim-Monsheim in dieser antiklerikalen Zeit so viele „Kapuziner" verwendet haben. Erschrecken Sie nicht, meine Herren, — so heißen nämlich im Volksmunde jene schönen, braunen Steine, aus welchen wir auf dieser Strecke unsere Hochbauten hergestellt haben. (Große Heiterkeit.) Sie sind eisengetränkt und wetterhart, — aber in keinem Falle staatsgefährlich und haben deßhalb wohl auch keine Verbannung zu befürchten. (Große Heiterkeit.)

„Das dritte Haus, die Bahnverbindung Kirchheimbolanden-Alzey, ist zur Zeit noch nicht fertig. Sie haben sich aber heute durch Augenschein überzeugt, daß die Hauptschwierigkeit dieser Linie, der Thalübergang bei Marnheim mittelst eines großen Viaductes, im Großen und Ganzen überwunden ist und daß demnach auch die Eröffnung dieser Bahnlinie in Bälde zu erwarten steht.

„Damit aber wird ein vierfaches Band von Erz Hessen und Pfalz zusammenschließen und Bürgschaft geben für die Erhaltung und Stärkung der guten Nachbarschaft, welche ære perennius, — dauernder als Erz sein möge!

„Mit einem guten Nachbar baut man Häuser!" Es heißt aber auch:

„Ein guter Nachbar ist ein edles Kleinod!"
und
„Friede ernährt, Unfriede verzehrt!"

„Letztere Wahrsprüche möchte ich ganz besonders den beiden Bahnverwaltungen und namentlich ihren Technikern und Betriebsbeamten an's Herz legen.

„Ich hoffe, daß diese Wahrsprüche die Aufschrift unserer gemeinschaftlichen Häuser bilden und daß sie in allen unseren Beziehungen Richtung und Maß geben werden!

„In dieser Hoffnung schlage ich Ihnen den Toast vor: „Die Ingenieure und Betriebsbeamten der hessischen Ludwigsbahn — sie leben hoch!" (Großer Beifall.)

Eine weitere Aufzählung der ausgebrachten Toaste würde hier zu weit führen. Nur sei noch eines mit glücklichem Humor gewürzten Trinkspruches des Verwaltungsrathsmitgliedes Hrn. Oberstaatsanwalt Lang erwähnt, welcher, anknüpfend an den früheren großen Kaiserslauterer Hecht und von diesem zu dem „Fortschritte" von Forellen, Turbot u. dergl. im Menu des Tages übergehend, Kaiserslautern empfahl, den „Fortschritt" nicht allzu hastig zu betreiben. Als die hierdurch hervorgerufene Heiterkeit sich gelegt, erwiderte sofort Hr. Bürgermeister Hohle gewandt und schlagfertig. Großen und lebhaften Anklang fand auch ein Trinkspruch des Verwaltungsrathsmitgliedes Hr. Anwalt Neumayer auf das deutsche Vaterland. Um 6 Uhr Abends entführten die Bahnzüge die Theilnehmer an der Besichtigungsfahrt nach verschiedenen Richtungen.

Miscellen.

(Ein neuer Traubenfeind.) In den „Landwirthschaftlichen Blättern" berichtet Dr. Blankenhorn in Karlsruhe über ein in den Weinbergen der Pfalz auftauchendes, den Reben sehr gefährliches Insect, den sogen. Springwurmwickler, Tortrix pilleriana oder Pyralis vitana. Das Insect ist ein kleiner Schmetterling, ungefähr doppelt so groß als der Traubenwurm. Die Vorderflügel sind blaßgelb mit grünlichem Goldschimmer und haben beim Männchen an ihrer Basis einen braunen Flecken und 3 ebensolche, buchtig gelappte Querstreifen. Die Eier sind zuerst grün, dann bräunlich und zuletzt schwarz getupft. Die Raupe ist grün oder gelblich mit helleren oder dunklern grünen Streifen und runden weißlichen Punkten, der erste Ring hinter dem schwarzen Kopfe braun oder schwarz. Sie hat ausgewachsen eine Länge von $2^1/_2$—3 Ctm. Die Puppe ist kastanienbraun mit stacheligen Erhöhungen.

Der Schmetterling erscheint gewöhnlich in der Zeit vom 10. bis 20. Juni und lebt durchschnittlich 10 bis 12 Tage. Die Hauptflugzeit ist bei Sonnenuntergang. Bei windigem Wetter verlassen sie ihren Platz nicht; in hochgelegenen Weinbergen findet man sie deßwegen selten, da es hier immer windiger ist. Das Weibchen legt seine Eier immer auf die Oberfläche der Blätter, nie auf die untere Seite, die Stiele, oder unter die Rinde. Nach ungefähr 9 Tagen schlüpfen die Raupen aus. Die Räupchen lassen sich dann vom Rande der Blätter an einem Faden hinunter und bleiben hängen, bis sie durch den Wind auf den Stamm der Rebe geweht werden, wo sie sich in Spalten und Ritzen verkriechen und sich in einen ovalen Cocon von 5—6 Millim. Länge einspinnen, um so sehr früh ihren Winterschlaf zu beginnen. Diese Cocons trifft man nur an den Endspitzen der Zweige bis einige Zoll unter den untersten Zweigen am Stamme. Hier verweilen sie bis zur ersten Hälfte des Mai, kommen dann aus ihren Schlupfwinkeln hervor und klettern auf die Spitzen der jungen Schosse. Haben sie dieselben erreicht, so spannen sie nach allen Richtungen Fäden und ziehen dadurch Blätter und Blüthenstengel so nahe wie möglich zusammen, um sich eine Hülle daraus zu bilden. Ohne diese Hülle fressen sie nicht. Nachdem die Raupe die Länge eines Ctms. erreicht hat, verläßt sie die Spitzen der Schosse und begibt sich auf die größern Blätter, wo sie ihre Arbeit des Zusammenziehens in größerem Maßstabe wieder beginnt. Durch dieses Umspinnen der Schosse wird die Entwicklung der Blüthe und dadurch die Befruchtung verhindert und eben so großer Schaden angerichtet, als durch das Abfressen selbst. In der Regel verpuppt sich die Raupe zwischen dem 15. bis 30. Juni.

Räthsel.

Vier Zeichen nur, doch tausendfach besungen
Wird's froh begrüßt von Groß und Klein,
Doch ob's auch herrlich, ist's doch bald verklungen,
Mit ihm der Sänger Lied im Hain.
Ein andrer Kopf verändert auch den Helden,
Ein Reiter kühn beim Lampenschein,
Auch seine Ankunft viele Blätter melden,
Doch bringt er nichts, er sammelt ein.

Auflösung der Charade in Nr. 113:
Ente.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.



Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 115. Speyer, Dienstag, den 30. September 1873.

Herbstlieder.

I.

Wie mußt' ich jubelnd
Mit frohen Weisen
In meiner Jugend
Den Lenz zu preisen.

Doch immer lieber
Von Jahr zu Jahre
Ist mir geworden
Der Herbst, der klare.

Mich däucht sein Frieden
So süß und labend,
Wie nach der Arbeit
Der Feierabend.

II.

Mit ihren Liedern flogen
Die Vögel über's Meer,
Und weiße Nebel wogen
Durch Fluren öd und leer.

Leis rieseln von den Bäumen
Dem Staub die Blätter zu,
Die Sonne mag nicht säumen,
Geht hinter'm Berg zur Ruh.

Kühl weht der Wind aus Norden,
Kein Laut mehr weit und breit.
Es ist so still geworden,
Als wär' es Schlafenszeit.

III.

Deine Blumen sind verblüht,
Leer und kahl steht Feld und Hain.
Mutter Erde, du bist müd'
Und der Winter hüllt dich ein.

Hast du doch genug geschafft,
Allen reich den Tisch gedeckt.
Sammle dir nun neue Kraft,
Bis der Lerche Lied dich weckt.

Julius Sturm.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von **Werner Maria.**

(Fortsetzung.)

An alle Betten der Kinder trat sie noch heran, ordnete, brachte, was fehlte, und dann bekam Jeder seinen frommen Spruch, den sie feierlich ertheilte, wie der Prediger auf der Kanzel. Andreas stand dabei und lächelte. „Hast Du nicht auch einen Zauberspruch für mich, oder ist das wieder nur für die Kinder?“ —

„Es wäre wohl schön für euch Männer,“ sagte sie ernsthaft, „aber ihr achtet's nicht und habt keine Zeit dafür.“

„Mag sein,“ antwortete er, „hätte ich so viel Muße wie Du, ich käme am Ende auch auf solche Grillen; wir, die wir erwerben, sind in einem wüsten Kampf, Tag für Tag, s'ist als wären wir im Krieg. Ihr zu Haus mögt für uns bitten.“

„O,“ rief sie, „wenn das hülfe, wenn wir alles Unheil abwenden könnten, was in dieser Hast nach Erwerb euch begegnet!“

„Siehst Du,“ sagte er lustig, „ihr könnt's auch nicht. Seid froh, daß ihr davon bleiben könnt, während unser eins über die Klippen springt.“

Rein
Soll Herz und Haus sein.

Nun ging es an ein reges Leben und Wirthschaften. Andreas hatte Recht, unter seinem glücklichen Stern blühte Alles auf. Elendes Land, das sonst brach gelegen, verwandelte sich in fruchtbringendes, elendes Vieh verwandelte sich in kräftiges, es war eine Lust anzusehen. — Vielen schien es ein Zauber, sie nannten es Glück, der Himmel begünstigte ihn auf alle Weise; Andere wußten wohl, daß es der Zauber der Arbeit sei, der den Schatz hob, der Jahre lang in diesen Schollen geschlafen hatte. Von früh bis spät war Andreas unermüdlich, nie sah ihn einer gedrückt oder muthlos, immer stand die fröhliche Hoffnung, die beste Gefährtin des Gelingens, ihm zur Seite. Sorgsam hütete Sibylle das Haus, kein Bröckchen ging verloren, kein Krümchen kam um. Eine liebliche Verkörperung der Ordnung erschien sie, immer sorgfältig gekleidet, die vollen Haare glatt wie ein Spiegel. Nie sah man etwas Schiefes oder Unrechtes an ihr. Wo sie eine Minute fand, schniegelte und glättete sie an den Kindern herum. Wie Friedensluft wehte es einen in ihrer Nähe an, denn es war keine Hast in ihrem Schaffen, sondern eine stille Ruhe, die an das Entfalten der Blumen erinnerte. Andreas fiel da hinein wie aus einer andern Welt; ihm war das Alles zu eng; er fühlte sich nicht wohl darin, wenn

er mit zerzaustem Haar und offenem Hemdkragen seine Bierbrüder zum Frühstück mitbrachte. „Du bist zu fein für mich," sagte er dann, „eine wahre Prinzeß, laß es doch einmal ein bischen bunt über Eck gehen, das ist viel lustiger und bequemer." Aber das konnte sie nicht, putzte und säuberte hinter ihnen her, bis das Haus wieder glänzte wie ein Schmuckkästchen.

Herrliche vornehme Buchengänge bildeten einen Park vor dem Hause, aber sie war selten dort zu finden, ihr Liebling war der Küchengarten, den hielt sie, wie ihren Augapfel. In zierlicher Reihe standen Kohl, Salat, alle nutzbaren Pflanzen dazwischen, zur Erquickung Rosen, Lavendel, die schlanke Lilie, die hohe Malve. Jedes Bäumchen gesäubert von Allem, was ihm schädlich werden konnte, blättergrün, als wär's immerfort Frühjahr. Liebliche Ordnung, wohin man sah. Jene, die dem Leben edle Form gibt, wie der Rhythmus der Poesie.

Sie war in ihrer feinen Schönheit die Herrin dieser reizenden Umgebung, geliebt von allen Guten, getadelt nur von den Schlechten, denn ihre klare Seele duldete nichts Unreines. Unbewußt stieß sie es ab, wie die Sonne das Dunkel. Ihr sanftes, edles Gesicht, den Bösen ein Schrecken und ein Vorwurf. Nur in der äußersten Noth kamen solche um Hülfe bitten. „Die Frau sieht grad aus wie der Engel des Gerichts auf unserm Altarblatt," hatte die alte Jakobe gesagt, die auch einmal bei ihr war um ein Röckchen fragen für ihr Enkelchen. Die Mutter war todt, der Vater saß im Zuchthaus, es war eine elende Wirthschaft gewesen. Das Kind hatte das Röckchen nicht lange getragen, da war es auch gestorben, keiner hatte sich darum gegrämt, als nur die alte Frau. Sie war schuld an Allem, sagte man im Dorf, sah sie scheel an und achtete sie nicht. — Jetzt hätte sie verhungern können, wenn sich nicht Andreas ihrer erbarmt hätte. Auf dem Felde konnte sie nicht mehr fort, im Hause mochte sie keiner, ein Kind warten, das konnte sie noch, deßhalb schickte er sie seiner Frau, die eine Wärterin brauchte für ihr Jüngstes.

Sie stand vor Sibyllen, die, den Knaben auf dem Schoß, mit ihr redete. Es klang sanft, was sie sagte, aber es traf scharf, denn dann und wann erröthete die Alte bis hinauf zu den silberweißen Haaren und wischte ängstlich mit dem kleinen Sacktuch die feuchte Stirn. „Ich seh schon," sagte sie endlich, „Ihr wollt mich nicht, der Kinder halber tauge ich nicht in ein ehrliches Haus. Ich habe Schuld, daß der Bub' nicht gerathen ist, so muß ich auch die Schande mittragen. Die Leute im Dorf haben auch recht erzählt, ich hab' immer gemeinsame Sache mit ihm gemacht gegen die Obrigkeit; Ihr könnt nicht wissen, wie hart den Unglücklichen die Gerichte drücken; hat eins Eurer Kinder gehungert wie meins? Als er die erste Kartoffel nahm, war's noch ein klein unschuldig Ding, sie faßten ihn aber und von da ab hieß er Dieb — „„der Apfel fiele nicht weit vom Stamme,"" sagten die Dorfleute, sie sind nicht barmherziger als Euer eins. Ich sah, wie's kam, Schritt für Schritt, gehetzt wie ein Wild — vom Unglück in die Sünde ist nicht weit."

„Es gibt einen andern Weg," sagte Sibylle, „vom Unglück aufwärts zum Himmel, den habt Ihr ihm wohl nie gezeigt?"

„Mögt Ihr nicht erleben," erwiderte die Alte, „wie schwer es ist, ihn zu finden, das Herz vergiftet, vergällt, Alles einem gram, als wär' man zu Unrecht in die Welt gekommen und hätte keinen Platz darin. Mein Jung'! mein armer Jung'," schluchzte sie, „es war grad' solch' ein herziger Bub, wie Eurer da. Gewiß, ich hätt' ihn Euch gut gehalten, ich lieb' ja die Kinder; aber im Grund ist's mir eins, ob Ihr mich nehmt, ob nicht, wäre ich nur erst weg, wo Keiner mehr fragt nach mir und nach meinem Sohn!"

„Alte Jakobe," sagte Andreas dazutretend, gerührt vom Jammer der alten Frau, „Ihr bleibt in meinem Haus, das hat sich noch keinem Elenden verschlossen, die Frau ist nicht so streng, wie's erst scheint; nicht wahr, Sibylle, die Jakobe bleibt?" —

Was er wünschte, geschah immer, ja, sie schämte sich wieder ihrer Herzenshärtigkeit, wie sie es nannte. Nächsten Tages zog die Alte mit ihrem Bündelchen in das Vogelnest als Kinderfrau für den kleinen David. Trotz dessen legte die Mutter widerstrebend ihr Kind Jakobe in den Arm und sprach in ihrem Herzen eine Art Schutzformel gegen alles Unreine. Andreas zu widerstehen, kam ihr nicht in den Sinn, er stand in ihrer Seele als der Höhere, dem sie sich unterzuordnen hätte, als der Kräftigere, der ihre Stütze war.

Gütig gegen Jedermann, entstand bald eine wahre Begeisterung für den Herrn, der überall fünf gerade sein ließ. Diejenigen, die die Frau tadelten, weil selbst viel an ihr zu tadeln war, erhoben ihn in den Himmel. Im ganzen Dorfe hieß er der Großmüthige; er wußte es und freute sich darüber. Um das Vogelnest sammelte sich ein Heer fröhlicher Gäste, es wurde nicht leer davon, einer zog immer den andern nach sich.

Gesegnete Jahre kamen, wo die reichen Heuschober vor den vollen Scheunen standen und die Aehre den zehnfachen Betrag lieferte. Die wilde Dorothee blühte auf, wie die wilden Rosen im Walde, dornig und frisch. Kein Pferd war ihr zu muthig, ohne Zaum und Zügel jagte sie darauf herum, wie ein Junge. Meist war der Gabriel zur Hälfte in ihren tollen Streichen. Die Mutter zitterte für sie und mehr als einmal verbot sie es, aber der überquellende Jugendmuth brach immer wieder wie ein lebendiger Funke hervor, erfinderisch in Wagnissen, von denen sich die schüchterne Frau nichts träumen ließ.

„Andreas," sagte sie oft, „unterstütze mich, Dorothee verwildert; mit allen Dorfbuben ist sie auf Du und Du, sie wird zu groß für dergleichen."

„Mütterchen," erwiderte er meist lächelnd. „Laß das Kind, das verstehst Du nicht, sie und der Gabriel sind von meinem Blut, das muß sich ein wenig austoben. Böses thut sie ja nicht."

„Böses nicht, aber Unmädchenhaftes. Wann wird sie ein Gefühl bekommen für das, was uns ziemt?"

„Wenn sie liebt!" sagte Andreas leicht hin, dabei wird aus der Wildesten oft die Zahmste."

„Jede Macht, die sie erregt, fürchte ich," erwiderte Sibylle, „es ist etwas Maßloses, Sündhaftes in ihrer Unbändigkeit. Wird sie im ernsten Moment die Zügel erfassen, die sie jetzt so sorglos ihrer Natur schießen läßt?"

„Die Natur ist noch das Beste an uns Allen."

Mit dem Gabriel gab's dieselbe Noth. Es waren eben seine Kinder, begabt mit einer Fülle der Kraft, jede Grenze überschreitend, die ihnen gesteckt wurde. Andreas freute sich daran, es war ihm ein verwandter Ton, dem seine Seele antwortete. „Sie werden es weit bringen in der Welt," rief er nach den tollsten Streichen, „die haben gerad' das Zeug dazu."

Eben stand er auch vor der Mutter, die mit unsäglicher Geduld bemüht war, Gabriel bei der Arbeit zu halten. Allein lernte er nie, es mußte immer einer dabei sein, der es ihm mit Gewalt einzwang. Bei den Lehrstunden der Schulmeister, dem der Angstschweiß dabei ausbrach; bei den Arbeiten die Mutter. Der Vater wollte ihn heut, wie oft, mit hinausnehmen auf das Feld, wenn die Lection aus wäre, aber wie der Junge es trieb, war wenig Aussicht auf ein baldiges Ende.

Ungeduldig ging Andreas bald zu den Lernenden, bald an das Fenster. Endlich riß ihm die Geduld. Draußen blinkte und lockte die Sonne wie verführerisches Gold, guckte bald hier, bald dort durch die grünumrankten Scheiben, huschte über die schwarzen Lettern, und als der Vater die Thür aufthat, um allein fortzugehen, drang ein ganzer Strom von der äußeren Herrlichkeit eines thauigen Morgens in das dunkle Kämmerchen. Das war zu viel für den Bursch, er brach in ein zorniges Wehgeheul aus.

„Mütterchen," sagte Andreas, der nichts der Art vertrug; „der Tag ist so schön, als hätt' ihn der liebe Gott selbst zum Genuß gemacht, — gib den Jungen los, 's wird nie ein Student — braucht auch nicht, kräftige Leute fordert die Welt."

„Es ist aber keine Kraft, sondern Schwäche, wenn man seine Pflicht vernachlässigt. Wahrhaftig, unsere Kraft braucht er auf, unsere Geduld; wären wir nicht so zähe, längst ließen wir ihn laufen."

„Laß ihn laufen, er lernt auf eine andere Manier."

(Fortsetzung folgt.)

Von der Wiener Weltausstellung.

VIII.

(Eine Wundermaschine.) Der Erfinder dieser Maschine, B. C. Tilghman von Philadelphia, war General im amerikanischen Bürgerkriege. Als solcher kam er auf einen Posten in einer ziemlich einsamen Gegend, wo er ein alleinstehendes Gehöfte fand, in welchem alle Fenster von mattem Glase waren. Auf seine Erkundigung erfuhr er, daß die Fensterscheiben, wie glatt und durchsichtig man sie auch einsetze, immer sehr bald rauh und matt würden. Er fand als Ursache der auffallenden Erscheinung, daß der Wind fast beständig feinen Sand von einem nahen Hügel gegen die Scheiben trieb. Halt, dachte der General, wenn du den Wind und den Sand in eine Maschine einsperrst, so kannst du ja das Mattmachen des Glases, welches sonst einige Mühe und Kosten verursacht, auf sehr bequeme Weise bewerkstelligen. Er fing nun an, Experimente zu machen, und fand bald, daß sich mit seiner Idee noch viel mehr machen ließ, als Glas matt. Er fand, daß der Sand, wie sehr er auch harten Körpern zu Leibe gehe, doch weiche und elastische Körper unberührt läßt, kurz, daß vermittelst Schablonen solcher Körper die verschiedensten Gravirarbeiten ausführbar seien. Seiner Maschine gab er die beiden in Wien ausgestellten Constructionsformen. Die größere zeigt eine Centrifugal-Maschine, den Windmacher; ferner einen großen, nach unten zugespitzten Sandfänger, in welchen der gebrauchte Sand zurückfällt und aus dem eine Sandschnecke, ganz gleich einer Schnecke, wie sie zum Wasserauspumpen gebraucht wird, den Sand emporhebt und in den Zuleiter fallen läßt. Der Zuleiter ist ein quer über die Maschine gehendes Gefäß, welches circa 3½ Fuß lang, so lang als die Maschine breit ist, sich nach unten zuspitzt und mit einem circa ¼ Zoll breiten Schlitz öffnet. Oberhalb des Schlitzes tritt der Wind in das den Zuleiter umgebende Gefäß ein und schleudert den aus dem Schlitz herausfallenden Sand auf die unter dem Schlitz vorbeigeführten Glasplatten oder sonst zu gravirenden Gegenstände. In der kleinern Maschine wird der Wind nicht durch eine Centrifugal-Maschine, sondern durch Dampf erzeugt. Der Erfinder hat der Maschine den bescheidenen Namen Sand Blast, Sandgebläse, gegeben, doch ihre Wirkungen zeigen, daß wir es hier mit einer Erfindung ersten Ranges zu thun haben. Wir sehen hier Glasplatten von einem Zoll Dicke durchbrochen und die zierlichsten Figurenzeichnungen hineingeschnitten, in der Art, wie ein Holzschnitzer mit der Laubsäge aus einem Brett die aufgezeichneten Figuren ausschneidet. Hier ist das Brett eine Glasplatte von einem Zoll Dicke und die Herkulesarbeit ist durch das unscheinbare Maschinchen vor uns in 25 Minuten verrichtet und zwar lediglich dadurch, daß sie dem mit einer Schablone bedeckten Glase feinen Quarzsand entgegenblies. Doch die Maschine macht auch noch andere und rentablere Dinge. Sie liefert an Einem Tage 20,000 Fuß einfach mattes Glas und 15,000 Fuß gemustert mattes Glas in den schönsten Mustern, und zu diesen letzten braucht sie nichts als ein Stück gewöhnlichen Tülls, Brüsseler Spitzen u. dergl., welches als Schablone auf das Glas gelegt wird und dessen Muster der aufgeblasene Sand in das Glas eingravirt, da der Sand den elastischen Tüll nicht angreift und nur die freien Stellen im Glase ausradirt. Derselbe Tüll

wird sogar fünfmal als Schablone verwendet. Die Maschine macht außerdem Zeichnungen in bunte, einseitig gefärbte Gläser und durch Zusammensetzung mehrerer dieser durchsichtigen Tafeln entstehen drei-, vier- und mehrfarbige Decorations-Prachtstücke. Als feinste Arbeit in Glas möge noch die Eingravirung von Photographien Erwähnung finden, von der wir ebenfalls Proben finden. Die Photographie wird in Gelatine und Collodium auf das Glas aufgetragen und dieser feine, aber sehr elastische Ueberzug ist es merkwürdigerweise, welcher alle von ihm bedeckten Stellen des Glases vor dem Angegriffenwerden durch den dagegen geblasenen Sand schützt. Die Maschine wird selbstverständlich nicht allein für Glas, sondern eben so für jedes andere harte Material angewendet. Die Maschine pfuscht nicht allein in die Kunst des Bildhauers, des Graveurs, des Glasmalers und des Photographen, sondern auch noch in einige andere Künste hinein: Sie macht dem Lithographen und sogar dem Xylographen Concurrenz. Gröbere Holzschnitte und überhaupt Platten für Illustrationen gewöhnlicher Natur werden ebenfalls mittelst Schablonen durch sie im Nu hergestellt. Dem Silberarbeiter hilft sie, indem sie eben so wie das Glas so das Silber „matt“ anhaucht. Man glaube aber nicht, daß diese Wirkungen durch ungeheure Kraftaufgebote erzielt werden. Die ganze Spannung des Windes, welcher den Sand bläst, entspricht in der größeren, für leichte Arbeiten bestimmten Maschine einem Wasserdruck von 20 Zoll, während in dem kleineren, für Arbeiten in Stein und zum Durchbohren dicker Platten dienenden Apparat der Luftzug, welcher den Sand schleudert, durch einen Dampfstrom von 66 Pfund Druck mittelst Evacuation hervorgebracht wird.

Miscellen.

* Aus der Pfalz, 12. Sept. Dem „Christl. Pilger“ entnehmen wir folgende Statistik der katholischen Bevölkerung der Pfalz vom Jahre 1872: Die Gesammt-Seelenzahl betrug 263,746, die Zahl der Getauften 10,877, im Jahre 1871 9,329. Es trifft demnach auf je 24 Seelen eine Geburt. Als Maßstab zur Vergleichung mag dienen, daß im Durchschnitt in Preußen auf 26, in England auf 29 und in Frankreich auf je 37 Seelen eine Geburt kommt. Die meisten Taufen hat die Pfarrei Kaiserslautern mit 353, sodann folgt Speyer mit 269, Ludwigshafen mit 211. Von den Getauften sind 10,194 ehelich und 683 unehelich geboren. Es kommen also auf 100 eheliche 6,7 uneheliche. Bei der protestantischen Bevölkerung der Pfalz verhalten sich die außerehelich zu den ehelich Geborenen wie 1:11, bei den Katholiken wie 1:14,92. In 27 größtentheils rein katholischen Pfarreien wurden keine unehelichen Kinder getauft; darunter sind sechs Pfarreien, die auch im Jahre 1871 ohne illegitime Geburten waren. In einzelnen Pfarreien macht sich dagegen eine von Jahr zu Jahr steigende Zunahme der unehelichen Geburten auffällig. Gestorben sind im Ganzen 6558 Personen; es kam demnach auf je 40 Personen ein Sterbfall. Nicht mit den Sterbsacramenten versehen sind 418, nicht kirchlich begraben 31. Selbstmorde kamen 18 vor. Kirchlich eingesegnet wurden 2758 Ehen, 613 mehr als 1871, darunter 329 gemischte. Es kommen also auf 100 rein katholische 14,74 gemischte Ehen. In Kaiserslautern kommen auf 500 katholische 34 gemischte, in Speyer auf 76 katholische 24 gemischte, in Zweibrücken auf 18 katholische 13 gemischte, in Oggersheim auf 19 katholische 11 gemischte, in Kirchheimbolanden auf 7 katholische 6 gemischte, in Ludwigshafen auf 20 katholische 21 gemischte. In 23 Pfarreien des Decanats Germersheim wurden 323 katholische und die geringste Zahl gemischter Ehen, nämlich 6 eingegangen. Bloße Civilehen gab es in der Diöcese 44, wilde Ehen 34, mit einem trennenden Hinderniß eingegangene Ehen 15 und eigenmächtig getrennte 34. Ausgeschieden sind aus der katholischen Kirche 3 Personen, eine erwachsene in Hornbach und zwei Kinder in Kirchenarnbach. Aufgenommen dagegen wurden 8 Personen, darunter je ein Mann in Speyer, Heßheim und Reichenbach, eine Frau in Brücken, die 3 übrigen Conversionen waren in Gossersweiler, Schaidt und Lingenfeld.

Folgende Proben haarsträubenden Blödsinns sind verschiedenen Aufsätzen Emile Mario Vacanos im Jahrgang 1872 einer gelesenen Zeitschrift entnommen: „Es war ein düsterer Sommerabend, wo die Barke am Palazzo anlangte. Einer jener specifisch venetianischen Abende, wo die Abendröthe tiefroth rieselnd in die Ritzen der alten Häuserrisse zu versickern scheint und wo die feuchtkalte, bläuliche Wasserdämmerung von dem Erdgeschosse der engbrüstigen Häuser der schmäleren Straßen erschreckend rapid bis zu den obersten Stockwerken emporwächst wie Verwesungstinten an einem Augustleichname.“ „Die Liebe baut überall ihr Nest. Und in diesem ernsten, treuen Blicke nistete gleichsam die Schwalbe des Liebesglückes an einer baufälligen Mauer.“ „Mit starren Augen, welche von der Liebe gleichsam entgeistert wurden.“ „Die alten rissigen zerfallenen Mauern der alten historischen Gebäude schienen gleichsam zu lächeln wie matte Greise, die man in die Sonne setzt, und die sich dabei an die Spiele ihrer Jugend erinnern.“ „Harriet schmollte trotzig und drehte sich auf ihrem Absatze herum, daß ihr Sommerkleidchen flatterte, wie eine violette Abendwolke, die der Wind zerfasert.“ „Er klirrte mit seinem Säbel, als ob er eine Kanone lübe.“ „Und die alte Gräfin faltete die Hände und schaute kindlich dankbar durch den Schild ihrer weißen Locken hindurch zum Himmel.“ „Eine Sünde, sagt sie ängstlich, athemlos, und ein tiefer, böser Schatten verlängert ihre Nasenwurzel bis in die Haare hinauf.“ „Eine graue Unbehaglichkeit hatte sich über ihn gezogen, wie ein staubiger Flor über einem Todtengesicht liegt.“ „Nur manchmal guckt der grüne Keim empor wie ein Liebesräthsel der Auferstehungsreligion.“ „Schweig! sagte sie dann mit dem heiseren, stumpfen Zahnfleischtone lebendiger Mumien.“

Charade.

(Viersilbig.)

O ihr bösen ersten Beiden!
Wie verzweifelt mancher Mann,
Der sich so ließ irre leiten,
Daß er euch zur Frau gewann!

Meine Dritt', ein kurzer Laut
Aus zwei Lettern aufgebaut,
Tausend Wörter fängt sie an,
Dem Gespräch bricht sie die Bahn.

Seht die Letzte nun sich heben,
Hohe Werkstatt, eine Welt,
Einer Göttin gab sie Leben,
Gottesfunken sie enthält.

Meines Ganzen milder Schein
Ladet zur Betrachtung ein,
Manchem Schiffer gab er Licht,
Manchem Wand'rer Zuversicht.

Auflösung des Räthsels in No. 114:
Lenz — Renz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 116. Speyer, Donnerstag, den 2. October 1873.

Mary.

Nach dem Schottischen des Robert Burns.

Du sanfter Stern, dein bleicher Schein
In grauer Morgenfinsterniß
Führt wieder mir den Tag herein,
Der meine Mary mir entriß!
O Mary, frühverblich'nes Lieb,
Wo weilst Du, sel'ges Schattenbild?
Siehst Du mein Auge, thränentrüb?
Ahnst Du das Weh', das mich erfüllt?

Vergäß ich je den heil'gen Hain,
Vom Wogengrün des Ayr*) umsäumt,
Wo wir beim Abschiedsstelldichein
Der Liebe schönsten Tag durchträumt?
O dieser Stunde Himmelslicht
Lebt mir im Herzen, ewig klar!
Dein treuer Blick — ich ahnte nicht,
Daß es für mich der letzte war!

Laut schlug den Kieselstrand der Ayr,
Durch's Dickicht sprühte hell sein Schaum,
Und Birkenzweige, blüthenschwer,
Umrauschten den geweihten Raum!
Die Blumen schmückten sich zum Fest,
Von Liebe sang der Vögel Lied,
Bis ach! zu bald die Gluth im West
Des Tags beschwingte Flucht verrieth.

Erinn'rung, bitt'res, bitt'res Leid,
Das immer neu die Brust durchbebt!
Du gleichst dem Strom, der mit der Zeit
Sein Bett sich immer tiefer gräbt!
O Mary, frühverblich'nes Lieb,
Wo weilst Du, seliges Schattenbild?
Siehst Du mein Auge, thränentrüb?
Ahnst Du das Weh, das mich erfüllt?

Ernst Eckstein.

*) In dessen Nähe Burns geboren wurde.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Mit dem Ausdruck dankbarsten Entzückens flog Gabriel dem Vater zu. „Heute einmal?“ sagte der wieder wie eine Frage.

„Du weißt, Du hast nur zu sagen,“ antwortete Sibylle, „aber neulich schenktest Du ihm die Aufgabe, er lernt nichts als dumme Streiche.“

„Durch dumme Streiche wird man klug,“ fuhr Andreas fort, „einer lernt aus den Büchern, der Andere aus dem Leben.“

„Das ist eine harte Schule,“ antwortete die Mutter, „besser, er lernt bei mir.“

„Laß mich bei Dir lernen,“ bat der Bursch und faßte fest des Vaters Hand, „ich will lernen Pferd und Ochsen führen, und folgen sie nicht, so hau' ich sie mit der Peitsche.“

„So müßte man's auch mit Dir machen,“ sagte Andreas lachend, damit gingen sie hinaus in die strahlende Sonne. Sibylle sah ihnen unbefriedigt nach.

Bis auf den Jonathan waren alle Kinder lieber beim Vater als bei der Mutter. — War sie schuld? — Warum ihr diese Seele, die immer die strenge Seite zeigen mußte? Warum sollte sie die Pflicht aufnehmen, die er liegen ließ? Warum auf ihr Theil nehmen, was überall des Vaters Theil sonst war? Konnte sie es ihm nicht überlassen und so geliebt und vergnügt sein? —

Quer über den Acker schritten die Beiden seelenzufrieden ohne Arg, ohne Schatten in ihrer Seele. Der kleine Herr war ein Liebling der Leute, weit mehr als der stille Jonathan. Kräftig und flink griff Gabriel ein, sie waren grad' beim Heu. Stolz sah ihm der Vater zu. „Als ob der nicht fleißig ist, nur auf seine Art!“ Seine Art war aber, wenn es ihm paßte. — Wie einen Spaß that er die Arbeit. Von den Büchern war nicht mehr die Rede. Nach Tisch nahm ihn der Vater wieder mit hinaus. Der Bursch blieb in einem Rausch von Seligkeit. Den hab' ich glücklich gemacht, sagte sich Andreas, nie war wohl ein eingesperrter Vogel vergnügter, als er die Freiheit bekam, wie dieser lockere Zeisig. Wozu all die Käfige, all der Zwang?

Sogar als der Vater heimging, blieb der Bursch noch draußen, um auf dem letzten Fuder nach Haus zu fahren. Er that's an Uebermuth dem derbsten Bauernjungen zuvor, hielt grobe Reden, trank Schnaps. Unter dem schallenden Gelächter und Hurrah der Leute wurde er endlich auf den schwankenden Wagen gehoben und im Triumph heimgeleitet. Nebenher gingen die jauchzenden Mägde und Knechte, aber er überschrie sie alle mit seiner scharfen Knabenstimme. Schon von fern hörte ihn die Mutter, es verletzte sie der rohe,

fast thierische Ton. „Er thut mir weh damit," sagte sie zum Jonathan.

„Vieles, was bei den Leuten nicht einmal schlecht ist, wird für unsereins zur Rohheit — Kraft und Rohheit sind Geschwisterkind, mancher meint, er besitzt die Erste, und hat die Zweite. Gabriel ist auf dem Wege, sich uns zu entfremden."

„Schon trägt er sich anders, red't anders, ißt anders als es bei uns Sitte."

„Jeder Stand hat seine Manier, ich will nicht sagen, welche die beste ist, aber paßt Jemand nicht mehr in die Umgebung, zieht er fort wie die Schwalbe zum Süden."

„Dorothee ist nicht besser, da läuft sie wieder hin zum Wald, trotz Abendthau ohne Tuch."

„Einen Bedienten müßte sie haben, der ihr Alles nachträgt — Andere können für sie laufen — Du oder ich. Geh', bring ihr das Tuch, aber sie soll ja heim sein zum Nachtessen, ich hab' nicht Lust, wieder in Angst und Dunkelheit auf sie zu warten."

Sie band sich ein Tuch von den Schultern, ein altmodiges Ding, noch von der Mutter her, deshalb doppelt geehrt, schärfte dem Jonathan ein, „Dorothee soll es wie einen Schatz halten."

Als das Abendbrod auf dem Tisch stand, kam Andreas mit einigen Freunden. Sie setzten sich, schwatzten, tranken, machten ihre Späße, nicht die feinsten. Dorothee fehlte. — Der Vater merkte es nicht. Auch geschah es oft, daß das Mädchen nicht zur rechten Zeit da war. Sibylle vermißte die Tochter gleich, unruhig ging sie hin und her, schickte bald diesen, bald jenen hinab in das Dorf — deckte das Essen zu, klagte, daß es kalt werden würde. Draußen war stockfinstre Nacht und ihr besorgter Blick konnte nicht durch die finstere Dunkelheit dringen, wie sehr auch ihre geängstete Seele sich danach sehnte.

Endlich that sich die Thür auf und herein stürzte Dorothee, wie immer sehr aufgeregt, die Augen strahlten ihr ordentlich und trotz der nächtlichen Kühle glühten die Wangen, auf den Schultern fehlte das Tuch und Alles am Anzug, was sie irgend missen konnte. So stand sie vor der Mutter in Rock und Hemd, die Haare gelöst, malerisch anzusehen. Die Männer schlugen ein lautes Gelächter auf. „Um Himmelswillen, was ist Dir begegnet? Wer hat Dich so zugerichtet?" rief Sibylle, die immer ein Unglück ahnte.

Das Mädchen aber lächelte, daß die weißen Zähne wie Licht glänzten, und hob empor an dem Fell ein verhungertes zottiches Geschöpf von Hund, das aussah, als müßte es im nächsten Augenblick verenden. „Wo war ich, Mutter!" rief sie triumphirend — „bei den Zigeunern im Wald und das hab' ich euch mitgebracht. Sie kommen oft betteln an der Thür, jetzt ist der ganze Wald voll — Kleine, Große — sitzen bei den Feuern und erzählen — ich wär noch nicht hier, aber jetzt zogen sie fort."

„Du bist ja eine abscheuliche kleine Hexe," sagte Andreas, und das Mädchen erkannte am Ton, daß ihm die Geschichte gefiel. Sibylle hatte keinen Sinn für derlei Romantik. „Bei dem Lumpengesindel, bei den Dieben! Wo ließest Du das Tuch, Deine Kleider, schämst Du Dich nicht, so vor uns zu stehen?" Dorothee erröthete, sagte aber: „Nein, ich gab Alles den armen Leuten, die hatten noch weniger als ich."

„Was," rief die Mutter, „all' die guten Sachen, in denen Du noch Jahr und Tag gehen solltest, mein Tuch, mein theures Tuch von der Großmutter her!"

„Die Leute brauchten es mehr als wir," sagte das Mädchen trotzig.

„Aber es war nicht Dein —"

„Laß gut sein," warf Andreas dazwischen, „um das alte Tuch wirst Du doch nicht so ein Aufhebens machen, ich schenke Dir ein neues. Komm her, Dorothee, ich hätt' es grad' so gemacht."

Sibylle schwieg, aber etwas in ihr lehnte sich auf gegen die Art, mit der Andreas die Sache nahm, ihren Verlust geringschätzend und all' die Noth, die sie haben würde, aus dem schmalen Wirthschaftsgelde neues Zeug zu schaffen, leicht abwerfend, weil sie ihn nicht drückte. Was er von dem neuen Tuch gesagt, das war so in die Luft gesprochen, nicht, als ob er ihr nicht dann und wann etwas schenkte, er kam hie und da mit Dingen an, die ihm gefallen hatten, nie aber schenkte er, was sie wünschte oder brauchte. Dazu waren sie zu verschieden; man schenkt doch meistens nur, was man selbst begehrenswerth hält.

„Zeig uns Deinen Schatz," rief ein junger Mann, Florian, Andreas' bester Freund, oder vielmehr täglicher Gefährte und nächster Nachbar. Dorothee reichte ihm den Hund. „Ein gräuliches Ding und boshaft dazu," erklärten Alle, indem sie auf alle Weise das Thier wild machten, hin und her zerrten. Komisch sah es aus, wie die kleine Bestie sich wehrte, Alle lachten. Dorothee wollte erst böse werden, als aber der Vater auch lachte, fing sie an mit zu lächeln. Die Mutter zog sie am Rock. „Ich verstehe die Barmherzigkeit anders wie ihr; geh' zu Bett. Besser, Du hättest das arme Ding im Walde sterben lassen und Dein Tuch behalten."

Eben warfen sie den Hund, der, auf's Aeußerste gereizt, Florian gebissen, in die Ecke. Das Thier kroch zerschlagen nach der Thür und Dorothee verband ihm seine Wunden. Die Männer tranken lustig fort und dachten nicht weiter an die Geschichte.

Sibylle lag wach und rechnete. Woher sollte sie das Geld zum neuen Anzug nehmen? keine Kasse war darauf eingerichtet. Sie brauchte selbst einen neuen Rock, daran sparte sie schon lange, das Geld mußte sie nehmen, es war doch hart. So hatte Dorothee fortgegeben, was ihrer Mutter gehörte, und diese hatte statt der Freude, die im Schenken liegt, nichts davon als böse Träume, die in unbestimmten Umrissen ihre Seele verdüsterten, und schwere Sorgen, die wie Nebel aufstiegen aus der Andern Sorglosigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das Landstreicherthum in England.

Der Trieb zu Wandern ist ein sehr merkwürdiger Instinkt gerade der germanischen Raçe. Auch die Engländer sind als echte Germanen dem Wandertriebe in hohem Grade unterworfen, nur daß derselbe aus mancherlei Ursachen nicht überwunden, sondern bei vielen ihrer niederen Staatsangehörigen chronisch geworden ist. Ihnen fehlen die deutsche Volksbildung und die deutschen Winter. Der Gebildete, welcher lesen kann, befriedigt den Wandertrieb mit dem Geiste und findet Ruhe für eine geordnete Thätigkeit; wohl fünfzig Procent der Engländer können aber nicht lesen. Nicht minder wohlthätig wirkt auch der kalte Winter, dessen sich Deutschland erfreut, indem er die Vorsorge und Wirthschaftlichkeit weckt und so manches „verbummelte Genie" peinigt, irgendwo in der Nähe eines warmen Ofens ein dauerndes Unterkommen zu finden. In England nun, wo der Schnee höchstens drei Tage liegt, ehe ihn ein säuselnder Zephyr hinweg weht, wo zahllose Hecken, wo Parks und im Freien errichtete Getreide- und Heuschober überall Schutz gewähren, wo das die Landstreicherei als Gewerbe anerkennende Armengesetz Almosen bietet, ist es kein Wunder, wenn das Vagabundenthum im schönsten Flor steht und seit undenklichen Zeiten geblüht hat. Es ist das ein altes Leiden des angelsächsischen Landes — dieses „großen Gartens von Altengland". Schon unter den Normannenkönigen wurde streng und vergebens auf die sächsischen Vogelfreien gefahndet, die meistens von Straßenraub und Wilddiebereien lebten. Elisabeth ließ die Landstreicher zu Tode peitschen, Jacob I. sie aufhängen, und die große Menge der Zigeuner wurden auf Staatskosten in vielen Schiffsladungen nach Frankreich hinübergesetzt oder verbrannt. Auch später unter der Puritanerherrschaft hatte man keine bessere Methode, die Armuth auszurotten, als die, es den Armen sauer zu machen, sich etwas zu verdienen oder überhaupt zu leben. Niemand durfte ohne Beschäftigung oder Besitz Nachts in den Städten sich aufhalten, und die Ansiedlungsacte erlaubte, daß jeder Arbeiter, Handwerker ꝛc. zu jeder Zeit von Gemeindewegen in seine Heimath verwiesen wurde, damit er nicht nach dreijähriger Ansäßigkeit das Heimathsrecht erlange und der Gemeinde eventuell zur Last falle. Die Armuth war kein bloßes Unglück, sondern das größte Laster, verkroch sich in unterirdische Löcher und wurde an den Pranger gestellt, wo sie sich fand. Daß durch solche Gesetze die Armuth nicht ausgerottet, das Vagabundenthum nicht vermindert wurde, liegt auf der Hand; wer nichts besaß, war in der Stadt unmöglich und mußte „auf's Land", um in Wäldern und allerlei Schlupfwinkeln sich zu verstecken, und je sauerer es den Leuten gemacht wurde, mit dem redlichen Willen zur Arbeit durch die Welt zu kommen, um so mehr sahen sie von der Arbeit ab und organisirten sich zu Räuberbanden. Als nun aber London und andere große Städte über alle Controle hinaus wuchsen, wurden sie, wie sie die Brutstätten des Proletariats geworden, auch die Mittelpunkte dieser Organisation, wo die Vagabunden ihre Frauen und Kinder haben und von wo aus sie ihrer Profession systematisch obliegen.

Nachdem man einsehen lernte, daß Strenge, Aufhängen und Deportiren für jeden Semmeldiebstahl nichts nützen, versuchte man es mit Milde und hat den Landstreichern in jedem Ort ein Häuschen gebaut, wo sie auf Kosten der Gemeinde logiren und sich satt essen, Abends einkehrend und Morgens ihrer Wege gehend. Auch dadurch werden ihrer nicht weniger, und England ist ein „durchstricheneres" Land als jemals zuvor und gibt jährlich, um seine ungesetzlichen, aber doch gesetzlich sanctionirten Elemente zu bannen, für Polizei, gerichtliche Proceduren, Gefängnisse und Armenhäuser vier Millionen Pfund Sterling aus für England und Wales allein.

Die Vorfahren des englischen Landstreichers bis in das zehnte und zwanzigste Glied waren heimathlose Auswürflinge, entwichene Normannenleibeigene, Marodeurs während der Rosenkriege, Schaulustige auf Tyburn, dem Galgenberg, wo es alle Tage was zu sehen gab, Transportirte, uneheliche Matrosenkinder; kennen weder Vater noch Mutter. Fast alle sind von Natur oder künstlich verkrüppelt — um nicht arbeiten zu müssen und um dem Mitleid der Einwohner Daumschrauben aufzusetzen. Zu diesem Zweck führen sie zuweilen auch ein halbverhungertes, blasses, hohläugiges Kind oder einen ebenso gearteten Hund mit sich herum, fallen in Krämpfen vor den Häusern der Reichen nieder, schleppen sich zitternd und mit blauen Lippen auf einen Gutshof, jedenfalls aber sind sie nie in der Lage zu arbeiten. Ihre Zunftgesetze verbieten es ihnen, ein redliches Stück Brod zu verdienen, und sie bilden eine Zunft, wie es keine fester gefügte Treue im mittelalterlichen Deutschland gab. Ueberall im Lande umher, an den Landstraßen haben sie ihre speziellen Gasthäuser, wo sie geschenkte Röcke und Victualien oder sonstwie erlangtes Gut verkaufen oder aufspeichern. Hier treffen sie des Abends nach gethanem Tagewerk mit ihren Zunftgenossen zusammen, zechen die Nacht hindurch, spielen, schwatzen, wetten und sind guter Dinge. Hat einer der Umwohnenden sich an einem Zunftgenossen irgendwie vergangen, ihn vom Hofe gejagt, ihn der Behörde ausgeliefert oder auch nur sich hartnädig geweigert, Almosen zu geben, so steht's schlimm um ihn und er mag sich in Acht nehmen. Heute brennt ihm ein Getreideschober auf dem Felde ab, morgen ist seine Baumschule verwüstet, übermorgen sind seine Drainröhren verstopft, sein Fischteich aufgeschleußt, genug, er mag sich in Acht nehmen. Die Mehrzahl, namentlich der schweren Verbrecher geht von dieser Zunft aus. In London, wo oft ihrer Hundert und darüber sich zusammenfinden, wo sie gleichsam ihre Clublocale in irgend einem Winkel von St. Giles oder Whitechapel haben, sich Vorträge über die Gesetzgebung Englands von ihren Winkeladvocaten halten und ihre Bettelbriefe schreiben lassen, machen sie die fernreichendsten Pläne. Von dort aus begeben sie sich auf den verschiedensten

Wegen bis an's andere Ende Englands und treffen sich zu irgend einer gemeinsamen Schandthat. In den letzten zehn Jahren hat sich die Zahl der englischen Landstreicher vervierfacht; es gab im Jahre 1860 in England und Wales ca. 10,000 ihres Berufs, heute gibt es nach gelinder Schätzung deren 40,000. Diese große Zahl recrutirt sich hauptsächlich aus dem Fabrikproletariat, wie, wenn es nicht aus der Natur der Dinge selbst hervorginge, ein authentischer Brief aus der Feder eines alten Vagabunden bewiesen hat, der jüngst durch die englischen und einige deutschen Zeitungen seinen Weg machte. Aus diesem Briefe geht hervor, daß der betreffende, wenn auch nicht gebildete so doch kenntnißreiche Mann früher auf ehrliche Weise als Jurist, Schreiber, endlich als Arbeiter seinen Lebensunterhalt zu verdienen gesucht, bis er eines Tages krank entlassen und ohne Unterstützung dastand; er bettelte und machte die Entdeckung, daß er so durch Nichtsthun und durch die Unterstützungsanstalten für Nichtsthun weit mehr verdienen konnte, als selbst bei der angestrengtesten Thätigkeit und ehrlichsten Arbeit.

Miscellen.

Leipzig, 27. Sept. (Roderich Benedix †.) Wieder haben wir den Verlust eines bedeutenden Mitbürgers zu beklagen, schreibt die „D. A. Z.", um den mit uns ganz Deutschland trauern wird. Roderich Benedix, der liebenswürdigste und beliebteste deutsche Lustspieldichter der Gegenwart, ist nicht mehr. Er, dessen rastlos schaffende Muse so oft deutsche Herzen erheiterte, dessen Geisteskinder, fern von jeder gemachten und angekränkelten Empfindung, gesunden Humor, Frohsinn und Behaglichkeit verbreiteten und pflegen, er selbst hatte in den letzten Jahren einen schweren Kampf ums Dasein zu führen, von dem ihn nach langen und schmerzlichen Leiden endlich am gestrigen Tag ein gütiger Tod erlöste. Benedix war am 21. Januar 1811 in Leipzig geboren, auf der hiesigen Thomasschule gebildet und anfänglich für einen gelehrten Beruf bestimmt. Sein unruhiges und zu Abenteuern neigendes Temperament führte ihn aber schon als Jüngling der Bühne zu. Er schloß sich einer umherziehenden Truppe an und lernte Lust und Leid des fahrenden Komödiantenlebens gründlich kennen. Nur wenigen wird bekannt sein, daß Benedix seinerseits ein gern gehörter Sänger war und seinen klangvollen Tenor jahrelang an verschiedenen Bühnen des Rheinlandes vernehmen ließ. Seine wachsende Vertrautheit mit dem Theater gab ihm endlich 1841 den Muth, selbst als Dichter hervorzutreten. Sein frisch aus dem Leben gegriffenes Lustspiel „Das bemooste Haupt" schlug ein, trat rasch die Rundreise durch ganz Deutschland an, und drückte Benedix' fernerem Leben und Wirken den Stempel auf. Er sagte dem Schauspielerleben Valet und übernahm zu Wesel die Redaction eines Volksblattes: „Der Sprecher." Einige Jahre später wurde ihm die Leitung des Theaters zu Elberfeld, 1847 die Schauspielregie am Kölner Theater übertragen. Nachdem er hierauf seinen Aufenthalt noch mehrmals gewechselt, und von 1855 an die Intendantur am Stadttheater zu Frankfurt am Main geführt hatte, kehrte er 1858 in seine Vaterstadt zurück, wo er bis an seinen Tod in angestrengter und nur durch Krankheit unterbrochener schriftstellerischer Thätigkeit verweilte. Benedix' Lustspielgestalten sind gewissermaßen Hausfreunde in allen deutschen Theatern geworden; „Doctor Wespe," „Der alte Magister," „Aschenbrödel," „Die zärtlichen Verwandten," „Die relegirten Studenten," und wie sie sonst noch heißen mögen, die heitern Gebilde der Benedix'schen Phantasie, sie brauchen einem Deutschen nicht erst vorgestellt und erklärt zu werden; sie sind jedem gebildeten Deutschen alte Bekannte, deren Anblick immer von neuem Freude und Anregung bereitet. Fast alle diese Lustspiele zeichnen sich durch eine glänzende Situationskomik, durch gesunde Charakteristik, durch eine gewandte, in anmuthigem Wechsel spannungsvoll fortschreitende, dabei aber doch immer klare und durchsichtige Führung aus. Im Esprit, in der Schärfe der Dialektik, in der Feinheit des Dialogs ist Benedix auch von deutschen Dichtern, namentlich von Bauernfeld, übertroffen worden; aber als Kleinmaler des deutschen Bürgerlebens steht er ohne Meister da, und seine Stücke haben mit ihrer anspruchslosen, jede Effecthascherei vermeidenden Sprache Jahrzehnte lang den Kampf gegen die sich herandrängende französische „Sittenkomödie" mit Erfolg geführt. Schon im Juni 1870 hatten die Freunde des Dichters die Nation aufgerufen, ihre Schuld an Benedix in Form eines Ehrensoldes abzutragen, der ihm den Lebensabend sorglos gestalten und ihn und die Seinigen ferneren Nahrungssorgen entheben sollte. Da kam der große Krieg dazwischen; das Einzelschicksal mußte dem allgemeinen weichen; die Sammlung unterblieb. Kurz vor seinem Tod haben nun die Freunde ihre Bemühungen erneuert — er sollte den Erfolg nicht mehr erleben. Aber wir ehren ihn, wir ehren uns selbst, indem wir unsere Schuld an seine Hinterlassenen abtragen.

Wortgetreue Adresse eines Briefes aus Ottmachau:

An den Franz Neugeb
auer in Breslau an der
Bann die nach Berlin oder
nach Posen geht, ist er nicht zu
finden, so geht der Brief
an die Polizei da mießen
sien finden.

Alexander Dumas liebte es, mit den enormen Honoraren zu prahlen, die ihm für seine Artikel gezahlt würden. „Nun, das kann ja nicht so schlimm sein", fragte ihn einst in Gesellschaft ein ihm unbekannter Herr; „wie viel war denn Ihr höchstes Honorar?" — „Zehn Francs für die Linie" (ligne = Linie, Zeile), antwortete Dumas. — „Bah," gab ihm der Andere zurück, „das ist ja gar nichts; ich bekomme für jede Linie, die ich arbeite, eine halbe Million Francs!" — „So!" replicirte Dumas mit ungläubigem Lächeln über die scheinbar ungeheuerliche Prahlerei. „Wer sind Sie denn?" — „Ich bin — Eisenbahn-Unternehmer."

Militairisches Räthsel.

1 2 3 4 5 6 7, von hohem 5 6 3 1, stand bei 2 1 4 5, auf einer 6 3 höhe, und wie ein Fischer auf seine 6 3 1 2 7, schaute er hoffnungsvoll auf sein 7 6 1 2 5. Es ward in ihm der Wunsch 5 4 1 2; den Feind ins 1 6 5 3 zu locken, und ihm einen Hinterhalt zu 7 4 1 2 3. 1 2 1 4 3 Tagesanbruch ließ er durch den Oberst 4 3 1 2 7 eine Recognoscirung vornehmen. Dieser meldete: Der Feind habe den 3 6 1 2 7 auf den Kopf getroffen, und, seine Schwäche kennend, die 4 3 1 2 Stellung, schon 7 6 3 1 2 geräumt. Die ganze Plaine sei 7 2 4 5. Obwohl nun die Disposition gut entworfen war, und die 7 6 1 2 des Feindes mißlich, er denselben 1 2 5 3 vor die Klinge genommen hätte, sah er doch: daß keine 5 4 1 2 7 ohne Ausnahme ist, schlug eine Brücke über 2 1 4 5 und folgte dem Feinde, der auch bald in einem Treffen 4 5 7 6 1.

Auflösung der Charade in Nr. 115:

Siebengestirn.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 117. Speyer, Samstag, den 4. October 1873.

* Herbstsehnsucht.

Sprich, warum der Sehnsucht Wallen
Still und tief dein Herz bewegt,
Wenn vom Baum die Blätter fallen
Und ob öden Waldeshallen
Sich der Pilgerzug bewegt?
Sprich, warum der Sehnsucht Wallen
Still und tief dein Herz bewegt?

Ach, es ist der Zug der Seele
Nach der schönern Heimathsflur;
Was sie suche und erwähle,
Wahnt sie, daß ihr Friede fehle,
Alles Traum und Täuschung nur —
Ach, es ist der Zug der Seele
Nach der schönern Heimathsflur!

Ch. Böhmer.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Wie die Menschen zusammen wandern,
Ist Einer Engel oder Teufel des Andern.

Freunde sind wie Pflanzen, die dem Erdreich entwachsen, sie zeigen dessen Eigenschaft und Güte an. Auf dem reichsten Boden wuchert das Unkraut am meisten; wenn nichts dazu gethan wird, saugt es die Nahrung aus und der Boden bringt keine Frucht. Es ist kein gutes Zeichen, wenn die Freunde des Mannes nicht auch die der Frau sind, und umgekehrt.

Florian, den, der am meisten kam, haßte Sibylle. Er war ihr in der Seele zuwider, so schön er war, anziehend für Andere, witzig, feurig von Temperament, und Leben bringend, wohin er ging. Die langweiligsten Leute wurden durch ihn genießbar. Es war nicht grad' geistiges Leben, welches er weckte, aber alles Leben ist für den Menschen Wohlthat, das Todte flieht man instinctiv. Reicher Leute Kind, früh in den Besitz gekommen, der ihm als Erbtheil zufiel, hatte er sich nie etwas zu versagen gehabt und that es auch nicht. Wie ihm die Herzen zufielen, rechnete er eigentlich alles für sein — die ganze Welt. Was die Andern behielten, daran hatte er nie gedacht. Böses wußte man nicht von ihm. Konnte er dafür, daß er überall der Erste war? warum sollte er nicht spielen und trinken, da er das Geld dazu hatte? Dies war der Mensch, den Sibylle haßte und kein Hehl daraus machte; hätte sie ihn mit Blicken verjagen können, sie hätte es sicher gethan. Er wußte es — lachte und meinte zu Andreas, „ich bin ein zu lustiger Sünder, um Deiner Heiligen zu gefallen."

„Fromme verstehen davon nichts," antwortete der, „was nicht in ihren Kram paßt, halten sie immer für gefährlich. Was sollten wir wohl mit einander anfangen, wenn nicht spielen und trinken?"

„Sitzen und Waschen wie die Weiber sind' ich wiederum viel schlimmer."

Meist tranken sie bis tief in die Nacht hinein. Abgerechnet, daß der nächste Morgen sie grämlich und hinter ihrer Pflicht fand, war's ein unschuldiges Vergnügen, nicht einmal kostbar, sie tranken nur Bier und spielten nicht hoch.

Sibyllen war ihr wüstes Geschrei sehr zuwider. „Ich komme mir wie Eure Großmutter vor," pflegte sie zu sagen, „wenn ich den kindischen Unsinn höre, den ihr beim Bier treibt, als wäret ihr achtzehnjährige Jungen."

„Du hast keinen Sinn für Spaß," antwortete Andreas, „es ist so erfrischend, recht von Herzen unverständig zu sein."

„Einmal wohl, aber alle Tage, immer dieselbe Geschichte mit diesen Leuten, die alle dem Verstande, der Seele nach unter Dir stehen, rohe, ungeschlachte Bursche, faule Herumtreiber, Schuldenmacher, die Zeit und Geld nicht wissen besser todtzuschlagen!"

„Eine schöne Beschreibung meiner Freunde," rief er lachend, „man solle meinen, es wäre Diebesgesindel und sind doch alles Pächter, Gutsbesitzer, von denen jeder in seinem Wirkungskreis vollauf zu thun hat, eben mehr, als hier die Zeit zu verlieren!"

„Nirgends kann einer sich die Arbeit besser abschütteln, als auf dem Lande, wenn er nicht selbst den Pflug regiert. Die Oberaufsicht führen, heißt bei Vielen die reine Nichtsthuerei."

„Sie tragen die Verantwortlichkeit, rechnest Du das für Nichts?" — „Wahrhaftig, daran tragen sie nicht schwer. Ich glaube, sie merken's kaum, wenn's mit ihnen in den Abgrund geht."

„Verstand gibt sich keiner selbst, es sind alles gute Seelen."

„Weißt Du das so gewiß? Als ob wahre Güte nicht rarer wäre als ächtes Gold. Schlau sind sie, schlauer als Du, das ist ihre Sorte Klugheit. Nimm Dich in Acht, so meint' ich's nicht mit dem Uebersehen.“ Weil Dein Geist nobler ist, gerade deshalb können sie Dich auf Erden überlisten, während Du da droben wie die Unschuld in den Wolken sitzst.“

Er lachte. „Wenn ich aus den Wolken falle, so fängst Du mich wieder auf.

Sie genoß den Scherz nicht. „Andreas,“ fuhr sie fort, „jetzt hat es noch nicht so viel zu sagen, aber wenn die Kinder größer sind und ich denke sie mir in der Gesellschaft! — s'ist, als würden die Tauben zu den Geiern gesperrt.“

„Fressen werden sie sie grad' nicht,“ sagte er. „Du sprichst wieder wie die Einfalt, die Du bist; Geier und Tauben sind hier immer miteinander. Wirst Du Dich nie gewöhnen, die Welt zu sehen, wie sie ist. Da kann man nicht immer von Heiligen umgeben sein, es geht oft sehr unsauber zu, aber dem Reinen ist alles rein.“

„Wer ist der Reine?“ fragte sie erregt, „jeder hat hier einen Fleck, der ihn verderben kann.“

Aber die Freunde kamen nach wie vor, tranken und ließen sich's wohl sein im Vogelnest, bis es Sibylle war, als sei ihr Haus ein Wirthshaus und sie die Kellnerin darin. Wenn sie konnte, brachte sie bei den Gelagen die Kinder beiseit. Jonathan mied dergleichen von selbst. Sie lachten ihn aus deshalb und tauften ihn Jungferchen. Der junge Bursche schämte sich, als mangelte ihm etwas zum Manne, weil er nicht trinken konnte. Gabriel dagegen konnte es um so besser. Er entschlüpfte, wo es ging, der Mutter, um sich weiter darin zu üben, wie man ein Talent ausbildet. Kein Künstler konnte sich höher begabt halten, als er durch seine Fähigkeit. Wenn es ihm gelang, die Mutter zu überlisten, galt's für einen überaus klugen Streich. Der Vater lachte, setzte ihn obenan bei der Tafel und Jeder hatte seinen Scherz mit dem ausgelassenen Jungen. Geschadet hatte es ihm noch nie, denn er war ein Kerl wie ein Bär, die Gesundheit prahlte ordentlich auf seinen Wangen.

Heut' war die Nacht schon ziemlich vorgerückt, trotzdem wurden die Krüge eben neu gefüllt von der verschlafenen Magd. Andreas war besonders aufgeräumt. Da ging die Thür auf und herein trat auf Socken, die Schuh' in der Hand, der Gabriel.

„Vater,“ sprach er, „verrath' mich nicht. Die Mutter schläft, ich hab' mich fortgeschlichen, um bei Euch zu sein.“

„Das hast Du recht gemacht, alter Junge,“ begrüßte ihn Andreas, „Du gehörst unter die Männer, laß die Frauen schlafen, wir trinken mit einander. Kommt füllt ihm das Glas, dem lustigen Kumpan.“ Es war nicht das erste Mal, daß Gabriel auf diese Weise kam.

Der Jubel begann von Frischem. Der Bursche trank tapfer mit, gab schnurrige Antworten, saß da mit leuchtenden Augen und hochgerötheten Wangen.

„Wir wetten,“ schrieen die jungen Leute, „er trinkt noch ein Seidel,“ und so wetteten sie immer fort, immer wieder noch um ein Seidel.

Andreas, dem es Spaß machte, ließ es geschehen. Gabriel fühlte sich hoch geehrt. Mit Enthusiasmus, eines besseren Zieles werth, ging er an die Aufgaben. Glas auf Glas stürzte er hinunter unter dem Jubel und Beifallsrufen der Großen. Die Männer lachten, daß sie sich die Seiten hielten. Der Lärm klang weit hinaus in die stille Nacht und die Dorfleute meinten, „da droben beim Herrn geht's einmal wieder toll her — desto besser — da wird er uns dergleichen Spectakel bei der Kirmeß auch nicht verargen. Sibylle saß schon lange aufrecht in ihrem Bett und lauschte ängstlich — noch immer hatte sie sich an die rohen Töne nicht gewöhnen können; immer ahnte sie ein Unglück. Oft war sie schon zum Gespött geworden, wenn es ihr keine Ruhe ließ und sie nachsehen kam.

„Für Deine Heilige sind wir ein gräßlicher Anblick,“ hatte Florian dann lachend gesagt, „aber es ist nicht so schlimm, wie es aussieht und denen da droben wird es auf ein Seidel mehr oder weniger bei der großen Sündenrechnung wohl nicht ankommen.“

Die Furcht vor dem Gespött hielt Sibylle lange zurück, endlich aber stand sie auf — des Gabriels Lager war leer, wie sie vermuthet, denn es war eben schon oft geschehen und umsonst hatte sie darüber mit dem Andreas gerechtet. „Es kann dem Jungen nur nutzen,“ sagte er, „ein Mann muß trinken können — Du allein machst es ihm durch Dein Verbieten zur Sünde. — So geht's dem Gerechten immer.“

„Andreas,“ fiel sie eifrig ein, „soll ich's gut heißen, wenn ein halberwachsener Bursche die Nacht aus dem Bett bleibt, trinkt, gottloses Zeug hört und redet? Mit meinem Willen geschieht das nie.

„Du weißt, ich thu' sonst alles was Du willst — gib mir darin nach. — Laß ihn mir, bis er verständiger ist, dann mögt ihr ja einen Mann aus ihm machen, wie ihr es nennt.

„So gewöhnt er sich ganz von mir fort. — Schon jetzt habe ich keine Macht über ihn, mein eigenes Kind. Er sieht mich über die Achsel an, wie Einer, der nichts versteht von dem Leben, in dem er groß werden will“.

„So ist's auch,“ sagte Andreas, „die Buben können nicht immer an Deiner Schürze bleiben; gewiß, sie würden frommer, besser, aber es geht nun einmal nicht, Du mußt zufrieden sein, wenn er einst zu Dir zurückkehrt. Je früher Du ihn austoben läßt, je eher bekommst Du ihn wieder.“

Meist kehrte die Mutter still in ihr Bett zurück, wenn sie den Knaben nicht fand und verschob die Strafrede auf morgen. Heute aber war der Lärm zu wild. Mit zitterndem Herzen lauschte sie. — Langsam zog sie Stück für Stück an und kämpfte mit ihrer Feigheit, immer von Neuem abwägend, ob die Furcht in ihrer Seele die rechte sei, oder ob es dieses krankhafte Sorgen war, das tief in ihrer Natur lag, wie eine



angeborene Schwäche. Es ist so schwer, sich im Recht zu glauben, wenn die, die wir lieben, anders denken. Doch die Unruhe ließ nicht ab von ihr und so stand sie auf, ordnete den Anzug, strich unbewußt über das glänzende Haar, als wollte sie alles glatt machen und öffnete das Gemach, aus dem der Jubel quoll.

Ein widerlicher Anblick begegnete ihren Blicken, zerbrochene Gläser, ungeputzte Lichter, Qualm, Rauch, verschüttetes Bier, am Tisch die überlustigen, angetrunkenen Männer, Gabriel dazwischen, trunken wie die Andern.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Vorträge in der Jahresversammlung der „Pollichia".

* Die diesjährige Hauptversammlung des naturwissenschaftlichen Vereins „Pollichia" fand am 26. Sept. in Dürkheim statt. Auf ihr hielten nach Erledigung des geschäftlichen Theiles die HH. Prof. Medicus aus Kaiserslautern und Dr. Koch aus Waldmohr Vorträge, die wir im Nachfolgenden auszugsweise geben.

Prof. Medicus sprach über die sogenannte Regelation des Eises. Faraday war der Erste, welcher diese Erscheinung beobachtete, und Hooker, Director der berühmten botanischen Gärten in Kew bei London gab ihr den Namen „Regelation" (Wiedergefrierung). Das thauende oder zum Schmelzen gebrachte Eis zeigt nämlich unter gewissen Umständen eine eigenthümliche Neigung, wieder zu gefrieren. Die Kinder machen von dieser Eigenschaft des Eises oder Schnees Anwendung beim Schneeballwerfen, indem sie thauenden Schnee auswählen und ihn durch den Druck der Hand so fest machen, daß man sich mit den Schneeballen die Köpfe wund werfen kann, wobei offenbar die Schneekörner oberflächlich wieder zusammengefrieren. Hier und in vielen andern Fällen scheint die Ursache davon der Druck zu sein. So kann man sogar durch verstärkten Druck Schnee und Eis noch bei sehr niedriger Temperatur zum Schmelzen bringen; sobald aber der Druck nachläßt, tritt die Regelation ein. Helmholz in Heidelberg u. A. machten auf diese Art aus Schnee Cylinder, Kuchen, Tassen, Ringe u. dgl., welche als klares Eis erscheinen. Umgekehrt kann man Eis unter dem Drucke von einigen Tausend Atmosphären noch bei — 18 Grad Celsius zum Schmelzen bringen. Zur Erklärung dieser Regelation sind zwei Theorien aufgestellt worden, eine von J. Thomson in Belfast und die andere von Faraday. Thomson sagt: Durch Druck kommen Eis und Schnee noch bei einer Temperatur unter Null zum Schmelzen, wobei Wärme gebunden wird, gefrieren aber nach dem Aufhören des Druckes wieder zusammen. Allein der Druck ist oft verschwindend klein: wenn zwei Eisstücke auf Wasser schwimmen und sich berühren, so gefrieren sie zusammen, sogar wenn sie auf warmem Wasser schwimmen und dabei fortwährend abschmelzen. Faraday sucht daher die Erklärung der Regelation in zwei andern Erscheinungen: 1) in der Eigenschaft des Wassers, daß es sich in offenen Gefäßen bis unter Null erkälten läßt, ohne zu gefrieren, aber augenblicklich gefriert, sobald es mit Eis in Berührung kommt, indem man ein kleines Stückchen davon oder eine Schneeflocke hineinwirft; 2) in der weitern Eigenschaft, welche kein Körper in so hohem Grade als das Wasser besitzt, seine eigenen Theilchen zum Erstarren, also hier zum Gefrieren zu bringen. Die Regelation erhält eine hohe wissenschaftliche Bedeutung dadurch, daß vermöge derselben sich gewisse bisher räthselhafte Erscheinungen an den Gletschern erklären lassen. Während nämlich das Gletschereis auf der einen Seite so spröde ist wie unser Fluß- und Seeeis, kommen doch Erscheinungen daran vor, welche man bis jetzt als ein Zeichen von Bildsamkeit oder Plasticität ansah. Jeder Gletscher bildet einen Strom, der mit einer gewissen, allerdings geringen Geschwindigkeit sich thalabwärts bewegt, sich allen Erweiterungen und Verengungen seines Bettes anschmiegt, Nebenströme aufnimmt u. dgl. Diese Erscheinungen finden durch die Regelation ihre Erklärung.

Dr. Koch aus Waldmohr erklärt in seinem Vortrage die Darwin'sche Theorie und den „Kampf um's Dasein". Jedes organische Wesen habe eine so große Fähigkeit, sich zu vermehren, daß, wenn keine Schranken gezogen würden, nur Eines existiren könnte. So würde aus einem einzigen Mohnkopfe, wenn alle Körner jedesmal aufgingen, die ganze Erde in etwa 5 Jahren sich in Ein großes Mohnfeld verwandeln. In Wirklichkeit aber werden Thiere und Pflanzen bei ihrer Ausbreitung vielfach getödtet und verdrängt, Thiere gehen besonders auf ihren Wanderzügen zu Grunde, Mangel an Raum und Nahrung vernichtet die Existenz an vielen organischen Wesen. Der Redner sprach ferner gegen jene, welche glauben, daß nach Darwin'scher Lehre der Mensch direct vom geschichtlichen Affen herkommen solle, während doch beide, wie Darwin meine, blos von einer gemeinsamen Urform, alle Urformen aber von der Urzelle abstammen sollten. Hier aber unterbrach ihn der später zum Vorstand der „Pollichia" gewählte Prof. Dellfs von Heidelberg mit der Frage: „Woher stammt die Urzelle?" Als der Redner antwortete: „Das weiß Gott!" antwortete Dellfs, wer die Schöpfung der einen Urzelle annehme, für den könne auch die Annahme einer wiederholten Schöpfung der einzelnen Daseinsformen keine Schwierigkeiten haben; nach dieser Entwicklungstheorie müßten die organischen Wesen von den unorganischen herstammen, weil alle anerkannten Naturforscher lehren, es gebe keine Generatio æquivoca (Urzeugung aus dem Unorganischen), so sei es schon allein deßwegen unbegreiflich, wie man trotzdem Anhänger Darwin's sein könne. Ferner habe noch kein Mensch beobachtet, daß aus einer bestehenden Form eine andere geworden sei, und wenn man glaube, daß das in etwa 100 oder wie viel Jahren geschehen könne, dann gehöre das eben in das Gebiet des Vermuthens, wo aber dieses anfange, da höre das Wissen

auf. Diese Bemerkungen wurden von Prof. Dellfs mit einer Klarheit und Sicherheit vorgetragen, daß die Unhaltbarkeit der Darwin'schen Theorie besonders in ihrer Anwendung auf den Menschen offen vor Augen lag.

Miscellen.

Europa hatte vor dem italienischen Kriege 1859 noch 66 Staaten; heute nach Annexion der italienischen und deutschen Kleinstaaten bestehen nur noch 18 selbstständige Staaten mit einem Flächenraum von 179,630 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 309,900,000 Einwohnern. Hiervon entfallen nach Petermann's „Mittheilungen": 1. Europäisches Rußland 69,319,500 Seelen auf 100,285 Quadratmeilen; 2. Deutschland 40,148,209 Seelen auf 9901 Quadratmeilen; 3. Frankreich 36,428,548 Seelen auf 9588 Quadratmeilen; 4. Oesterreich-Ungarn 35,943,592 Seelen auf 10,780 Quadratmeilen; 5. Großbritannien und Irland 30,838,210 Seelen auf 5732 Quadratmeilen; 6. Italien 26,470,000 Seelen auf 5376 Quadratmeilen. Nach den Nationalitäten vertheilt, zählt Europa: 1. Slaven 82 Mill.; 2. Germanen 93½ Millionen, unter diesen 56 Millionen Deutsche; 3. Romanen 97½ Millionen. Nach Confessionen gruppirt, leben in Europa: 1. Römische Katholiken 148 Millionen; 2. Protestanten 71 Millionen; 3. Griechische Katholiken 70 Millionen; 4. Juden nahe an 5 Millionen.

Ein reiches Mädchen in Oppenheim, Emilie Wallot wurde kürzlich auf Veranlassung ihrer Verwandten überfallen und in eine Irrenanstalt in Bonn geschleppt. Indessen ist sie bereits wieder befreit und am 29. Sept. wieder in Oppenheim angekommen. Am Freitag wurde dieselbe auf Befehl des Staatsprocurators von Mainz aus der Irrenanstalt entlassen. Die Aerzte in Bonn, welche zur Begutachtung aufgefordert waren, konnten an derselben keine Spur von Irrsinn erblicken. Emilie Wallot wird gegen ihre liebenswürdigen Verwandten gerichtlich vorgehen. Am klügsten handelt sie, wenn sie jetzt über ihr Vermögen testirt, dann wird sie von weiteren Nachstellungen verschont bleiben. Familie Wallot ist natürlich gegen die Presse, der allein die Befreiung der Emilie Wallot zu verdanken ist, sehr aufgebracht und möchte gern allen Redactionen einen Injurienprozeß an den Hals werfen. Ein Artikel im „Mainzer Journal" „Emilie Wallot" schlug dem Faß den Boden aus. Selbst der Großherzog soll, wie man erzählt, auf jenen Artikel hin Auftrag gegeben haben, die Angelegenheit strenge zu untersuchen und Emilie Wallot zu befreien. Zu der Nachricht, daß der Kreisarzt Dr. Locherer gegen das „Mainzer Journal" und den „Rh. C." klagend aufgetreten sei, bemerkt ersteres Blatt: „Wenn Herr Dr. Locherer gutem Rathe zugänglich ist, so wäre es der, so viel als möglich zu schweigen, damit über das Zeugniß, kraft dessen Fräulein Wallot ins Irrenhaus geschleppt wurde, baldigst Gras wachse." Der „Rh. Courier" hat allerdings Verschiedenes gesagt, aus welchem indessen nur hervorzugehen scheint, daß Herr Dr. Locherer und andere Leute verschiedene Begriffe von Geisteskrankheit haben; und daß diese Ansicht nicht ganz unbegründet ist, hat ja eben die Affaire Wallot bewiesen."

Der „Tiroler Bote" bringt eine Notiz über das tragische Ende eines Großglockner-Besteigers, die für die Alpen-Touristen zu lehrreich ist, um nicht in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Emmanuel Klumpner, ein junger Wiener, war in Begleitung einer größeren Gesellschaft, die nach Heiligenblut ging und von vornherein annahm, er werde die Glocknerspitze nicht erreichen. Er machte sich trotzdem auf den Weg mit zwei Führern, die ihn vergebens von seinem Vorhaben abzubringen suchten, da das Wetter sehr ungünstig war. Er erreichte die Spitze nicht und kam todt auf dem Rücken des Führers nach Kals zurück. Die daselbst befindlichen Touristen schrieben in das Fremdenbuch des Glocknerwirthshauses — es ist von Payer gestiftet und enthält die interessantesten Notizen über Glockner-Besteigungen — eine Art Gesammt-Protokoll, worin es heißt: „8. Sept. 1873 Die eben in Kals anwesenden Touristen geben den mit Namen genannten zwei Führern, den Begleitern des am Großglockner verstorbenen Emmanuel Klumpner von Wien, das Zeugniß, daß sie, wie es auch die gerichtlichen Erhebungen darthaten, den Verunglückten warnten, zur Umkehr zu bewegen suchten und endlich im dreizehnstündigen Ringen mit den Elementen ihr Aeußerstes aufboten, den unvorsichtigen jungen Mann zu retten. E. Klumpner weigerte sich, umzukehren, weil er den Spott und Hohn gewisser Bergfexer fürchtete, starb im alpinen Salonkostüm mit nackten Knieen, ohne Weste, ohne Plaid, ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit, ein Opfer der leider grassirenden alpinen Gecktrei." Vollkommene Erschöpfung und Kälte hatten ihn getödtet. Die Führer trifft höchstens der Vorwurf, daß sie der Unvernunft nicht energisch genug widerstanden.

Paris, 30. Sept. Der bekannte Romanschriftsteller Emile Gaboriau ist gestern früh in dem jugendlichen Alter von neununddreißig Jahren am Schlage gestorben. Seine Manier war diejenige des Ponson du Terrail, nur in einer unläugbar gebildeteren Form: jener knüpfte an Alexander Dumas an, Gaboriau nahm sich, freilich aus einer gewaltigen Entfernung, Balzac zum Vorbild. Seine beliebtesten Romane waren: die Affaire Lerouge, das Verbrechen von Orcival, der Dossier Nr. 113, Monsieur Lecocq u. a. Das „Petit Journal" verdankte ihm einen großen Theil seines Erfolges. Gaboriau hinterläßt eine junge Wittwe und ein nicht unbedeutendes Vermögen.

(Der literarische Nachdruck in Amerika.) — Schon seit geraumer Zeit haben sich deutsche Autoren und Verleger beschwert, daß ihre Werke fortwährend in Amerika nachgedruckt werden, und da zwischen Deutschland und Amerika kein Verlagsrecht-Vertrag besteht, müssen die ihres Eigenthums beraubten Personen ruhig zusehen, wie die Räuber, d. h. transatlantischen Verleger, ein glänzendes Geschäft mit den gestohlenen Gütern machen. Unter diesen Umständen verdient es der Erwähnung, wenn auf Seiten der Amerikaner selber ein Versuch gemacht wird, um dem Uebel abzuhelfen. Lexow, Verleger des Newyorker belletristischen Journals, fordert nun Autoren und Verleger in Europa auf, sich mit ihm in Verbindung zu setzen und ihn, indem man ihm gewisse Concessionen mit Bezug auf das Erscheinen ihrer Werke auf dem Büchermarkt gewährt, in den Stand zu setzen, ihnen ein zweites Honorar für den Verlag ihrer Werke zu zahlen. Lexow hat schon seit Jahren deutschen Autoren, deren Werke er veröffentlichte, Entschädigungen gezahlt, obwohl er dazu gesetzlich nicht verpflichtet ist. Dies würde möglicherweise der erste Schritt zu einem Verlagsrecht-Vertrage sein.

Räthsel.

Mit Z ists auf dem Dach
Mit R an jeder Thür,
Mit S und P, such nach,
In jeder Stube Dir,
Es hängt die Heimlichkeit
An Manche Schrift mit S,
Die Küch' voll Wirthlichkeit
Mit T beherbergt es.

Auflösung des Militärischen Räthsels in Nr. 116:

General—Rang—Eger—An—Angel—Lager—rege—Garn—legen—gegen—Engel—Nagel—enge—lange—leer—Lage—gern—Regel—Eger—erlag.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 118. Speyer, Dienstag, den 7. October 1873.

Studententraum.

Mir träumt', ich hätt' einen Onkel
In Süd-Amerika,
Der wäre als reicher Kaufherr
Gestorben am Podagra.

Auf seinem Todtenbette
Da hätt' er röchelnd gesagt:
„Ihr Herren, 's ist Alles eitel,
„Darum man sich schindet und plagt.

„Ich habe Millionen gesammelt
„Und muß nun doch davon weg:
„So will ich mein Geld denn vermachen
„Für einen milden Zweck!"

„Ich hab' einen lieben Neffen
„Im durstigen deutschen Land,
„Dem sei mein ganzes Vermögen
„Großmüthiglich zugewandt."

Doch hätt' er eine Klausel
Voll frommen Sinn's erdacht:
Ich müßte das Geld verzechen
In einer einzigen Nacht.

Mit glühend durstiger Kehle
Wacht' ich vom Schlummer auf:
Ach, lebtest du, guter Onkel,
Und stürbst auch gleich darauf!

Alexis Aar.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von **Werner Maria**.

(Fortsetzung.)

Andreas, der einzig Nüchterne, empfing sie heut nicht mit Spott, er ging auf sie zu, umschlang sie und sagte:

„Vergib, Mütterchen, es soll nicht wieder geschehen, ich glaube, der Junge könne mehr vertragen."

Sie aber wandte sich von ihm, ergriff den Burschen hart am Arm, um ihn fortzuziehen — er stolperte und fiel. Andreas hob ihn auf und trug ihn auf sein Bett. „So, nun macht Frieden mit einander," sagte er der Frau. Sibylle sah den Jungen mit Widerwillen an, half ihm, aber sprach kein Wort — dann und wann überlief sie's kalt, als liefe der Tod über ihr Grab. Ihr war dergleichen ein Gräuel, Flecken und Unreinlichkeit der Seele und des Körpers. Manche Natur hätte es nicht so scharf empfunden. — Sie stand und wusch — wie jene aus Blaubarts Kammer — als könne sie damit die Sache tilgen aus ihren Gedanken.

„Komm doch schlafen," rief der Mann von seinem Lager, das ist Arbeit für die Mägde, mach' Dich nicht lächerlich und aus der Mücke einen Elephanten; die Geschichte ist ja doch nur komisch. — Morgen ist alles wieder rein, Kammer, Kleid und Junge. Im Gegentheil, der Junge hat eine gute Lehre davon. Wärst Du nur vernünftig im Bett geblieben; für den, der draußen steht, sieht's nicht gut an; wer in ein Rauchzimmer kommt und selbst nicht raucht, findet die Luft lästig. Je früher man seinen ersten Rausch hat, je besser, nachher trinkt man die Andern unter den Tisch. Glaube mir doch, Frauen verstehen das nicht, komm her, sei vernünftig, jetzt bist Du die Unvernünftige."

Als Sibylle kam, überschüttete sie ihn mit bitteren Vorwürfen. Eine Zeitlang duldete es Andreas, dann aber wurde er ungeduldig. „Es ist zum Lachen, wie Du Dich anstellst, man sollte meinen, ich hätte Gabriels Seele dem Bösen verkauft. Wenn Du nichts Besseres zu sagen weißt, so schlaf' ich lieber, gute Nacht." —

Damit wandte er sich und schlief sanft und selig, als hätte er wer weiß welche gute That ausgeführt. Sibylle war ihm gram. Ihre Ruhe nahm er. — Sie saß am Bett der Knaben, wie immer wuchsen die Schatten und Sorgen in ihrer Seele. Was konnte sie thun — nichts — denn die Jugend ist verführbar, wer ihr das Leben am goldensten zeigt, dem folgt sie. Verstand sie die Sache vielleicht wirklich nicht recht? Unschuldig wie die Engel konnten die Buben wohl nicht bleiben, ein Weilchen länger aber doch wohl. Andreas war ja viel klüger als sie, warum lehnte sie sich auf? Warum unternahm sie den Kampf, der ihre Seele zerriß und ermüdete. Ihre Pflicht war erfüllt, wenn sie ihm folgte.

Die Morgenröthe leuchtete den Knaben in das Gesicht. „Sie sehen doch den Engeln so ähnlich," seufzte sie, „ach dürften sie es bleiben." Sie zog ihn rein an, von Kopf bis Fuß, als könne sie ihm damit einen neuen Menschen anziehen. Den Morgenkuß vom Andreas erwiderte sie nicht. „Alterchen,"

sagte er, „Du bist kindischer als ein Kind, thust Du doch grad', als wär' Dir Jemand gestorben."

Gabriel und die Mutter hatten eine Versöhnung unter vielen Thränen von Beiden. Er versprach unter bitterem Schluchzen, nie wieder Nachts zu trinken mit den Gästen, aber ihr Herz wurde doch nicht leicht, denn sie wußte, daß er es nur halten könne, wenn die Verführung fern bliebe. Am Morgen erschien er unter den Geschwistern ein reuiger armer Sünder. Andreas lachte herzlich über die klägliche Gestalt. „Du bist grausam," sagte er leise zu Sibylle, „mir ist lieb, daß der Junge nicht so viel auf dem Gewissen hat, als Du ihm glauben machen möchtest. Ihr Frauen werdet uns dergleichen zwar immer zur Sünde rechnen, aber vergeben müßt ihr es bald und mit Grazie vergessen können, sonst wenn ihr die Schranken zu eng zieht, verliert ihr uns erst recht." —

Von außen einsam
und mit mir im Herzen die Schmerzen.

Jakobe saß mit dem kleinen David im Garten. Es war alles draußen im Wald, oder drinnen in der Wirthschaft. Heiß lag die Luft über dem Vogelnest. Die Beiden saßen in der kühlen Geisblattlaube, wo der Wald mit dem Garten grenzte, umsummt von Käfern und Bienen, besucht von buntgeflügelten Schmetterlingen. Die Alte sah ganz verwandelt aus — nett, ordentlich, sauber. — Sie lächelte dem rosigen Bengel zu, der in ihrem Schooß schlief. Gute Kleider sind schon viel für den Menschen, selbst für den inneren. Sie geben ihm einen Halt, den der Zerlumpte nicht hat. Eine Art Wohlgefühl wie in längstvergangnen Tagen kam über sie. „S'ist grad als könnt' ich wieder von vorn anfangen, gut und fromm werden, wie du Engelchen. Warum sollt ich jetzt noch lügen oder falsch Zeugniß reden — der Jakob ist fort über's Meer, es mag alles vergeben und vergessen sein," schloß sie seufzend. Sie sang und wiegte das Bübchen hin und her — die heiße Luft zitterte über den Gräsern, in der Schwüle nickte auch sie endlich ein.

Plötzlich schreckte sie empor; sie hatte geträumt, daß sie einer berührte. — Nein, sie hatte nicht geträumt, sie hätte schreien mögen, aber der Laut erstarb in ihrer Kehle und nur das Kind, halb geweckt, öffnete und schloß schläfrig seine unschuldigen Augen. „Jakob!" stotterte sie endlich, „Du hier?"

„Nun ja, ich bin's — ich bin wieder hier, oder vielmehr gar nicht weggegangen, ich lasse mich nicht fortschaffen wie ein wildes Thier."

Sie maß den liederlichen Burschen mit scheuem Blick und wiederholte: — „Nicht fort?! — Du bist nicht fort?!"

„Es wär besser, nicht wahr? am bequemsten, ich wär' ersäuft wie so mancher im Meer, aber ich hatte noch keine Lust dazu — und hier bin ich wieder."

„Was soll's," fuhr sie heftig auf. „Wir sind getrennt, Du weißt, seit der letzten Geschichte hab ich mich von Dir losgemacht. — Such' Dein Brod allein."

„Losgemacht! — als ob das so ginge — Sohn und Mutter. Wir zwei sind ineinander verwachsen, wie der Kern im Apfel und," fügte er hinzu, „was die Verwandtschaft nicht thut, thut die Schuld, der Hehler wird doch den Stehler nicht verrathen."

„Geh," sagte sie, ihn drängend, „wenn man Dich sähe!"

„Ihr wäret verloren, das ist die Hauptsache, nicht wahr?"

„Nun ja," sagte sie außer sich, „willst Du Deiner unglücklichen Mutter das bischen Ruhe nehmen, das bischen Wohlleben. Kann ich hier nicht sogar mehr für Dich thun als sonst."

„Richtig," antwortete er, „darum könntet Ihr wissen, daß ich nicht der Narr wäre, mich hier zu verjagen. Bringt mir, was Ihr für mich habt, in die Waldschenke."

„So in der Nähe?" sagte die Alte wieder ängstlich, „sie werden Dich finden."

„Ich fürchte sie nicht," antwortete der Taugenichts, „jetzt mögen sie mich fürchten. Meint Ihr, ich habe nichts gelernt? Wir haben uns zusammen gethan, lauter hübsche Kerle wie ich es bin. Es haust eine ganze Bande davon in der Waldschenke. Daß Ihr im Vogelnest dient, paßt mir grade. Also Euch, Mutter, haben sie ihr Jüngstes anvertraut, das Lamm dem Wolf, es ist ein Hauptspaß," fuhr er fort und strich mit der schmutzigen Hand über des Kleinen Köpfchen.

„Rühr' mir das Kind nicht an!" rief die Alte ihn fortstoßend.

„Hab' ich die Pest etwa?" antwortete er trotzig. „Nicht anrühren! und Ihr habt's im Arm; Ihr gehört eben so gut an den Galgen wie ich."

„Dir zu Liebe that ich's;" klagte die Alte, „hätt' ich die falschen Worte nie über meine Lippen gebracht! Was halfen sie Dir? und mir vergiften sie das Leben. Hinter mir schleicht's wie ein Gespenst, ich zieh' Sünd' und Schand' nach mir wie die Spinne den Faden, am Besten wär's ich legte das Kind in sein Bett, ging auf den Boden und hinge mich auf, eh' ich Unglück über dies Haus gebracht."

„Was geht uns ihr Unglück an," sagte der Bursche, „haben sie je nach dem Unsern gefragt? Bleibt wo Ihr seid." Damit verschwand er im Wald.

Der Alten fröstelte, so heiß die Sonne brannte. „Die Sünde hat kein Ende," murmelte sie vor sich hin; „wer mit ihr anbindet, wird sie nicht los." Sie sang das Kind ein, das wach geworden, denn wenn es sie mit seinen unschuldigen blauen Augen ansah, schienen sie zu sagen: „Ich bin still, aber ich weiß alles."

Den Kopf in die Hand gestützt saß sie oben an der Wiege. Sibylle mußte sie mehrmals anreden, ehe sie Antwort bekam. Entschuldigend nannte sie sich krank — wie sie es heraus hatte, fühlte sie die Lüge und sich verstrickt in einem endlosen Gewebe von Falschheit und Schuld. Hin und her überlegte sie, Aufhängen ist leichter gesagt als gethan — fort aus dem Hause. — Aber wohin? Alt, gebrechlich wie sie war. Hier hatte sie gute Tage. — Was

frieren, hungern, sich verbergen heißt, wußte sie nur zu gut. Sie hatte nicht den Muth, es noch einmal zu versuchen. Dabei jauchzte ihr das Kindchen zu, das sie liebte, denn sie war freundlich mit ihm. „Was schade ich ihnen," schloß sie ihre Betrachtungen, „berührt sie mein Elend, steckt es an wie Krankheit?"

Sie nahm ihr bischen Geld und als es ganz dunkel war, machte sie sich auf nach der Waldschenke.

Der Junge schlief fast immer die ganze Nacht durch und in einer halben Stunde konnte sie wieder da sein. Freilich, die Thür zum Zimmer der Mutter stand offen, aber weßhalb sollte das Kind, satt wie es war, eben eingeschlafen, gleich wieder aufwachen? Der Hofhund, der sonst immer Spektakel machte, leckte ihr die Hand und ließ sie vorbei, weil er sie kannte. Als das Vieh so zutrauensvoll war, kam ihr der Gang wieder verrätherisch vor — sie stockte — kehrte aber doch nicht um, sondern ging weiter.

Die Schenke lag mitten im Walde, umgeben von bunten Gärtchen voll Stockrosen und Sonnenblumen. Ein Trost für Viele, die des Weges kamen. Im Winter zum Erwärmen, im Sommer zum Abkühlen und Ausruhn. Die Landstraße ging daher — kein anderer Weg führte so geradezu auf die große Stadt. Man kannte sie weit und breit — stritt über sie, so lang sie stand. Gesindel berge sich dort, vertrinke die Zeit, sagten Viele, und der dunkle Wald decke Manches, was das Licht scheue. Trunkenheit und schlechtes Leben komme von ihr her, es wäre ein fauler Fleck. Hin und her wurde geredet und geschrieben. Bald hieß die Schenke der Segen, bald der Fluch der Gegend. Sibylle ging Andreas alle Tage an, sie eingehen zu lassen, aber er brachte es nicht über das Herz. „Birgt sie zehn Schlechte, so erquickt sie vielleicht doch einen Guten," meinte er, „der ist sie alle werth. Meilenweit giebt es kein anderes Unterkommen. Nebenbei wär' der Wirth sammt seiner Familie ein verlorner Mann."

„Dafür zerstört sie wer weiß wie viel andere," fuhr Sibylle fort. „Denk' an den Schmiededietrich, der sich erhängte, an den jungen Bertel, der in's Zuchthaus kam. Haus bei Haus könnt' ich sie nennen, die durch die Schenke verloren gingen."

„Mögen sie sich in Acht nehmen. Alle Gefahr kann man nicht aus dem Wege räumen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Tagen der Commune.

Wer erinnert sich heute noch des Namens Georges Veysset? Der Mann ist vergessen; selbst in Frankreich haben höchstens seine persönlichen Freunde ihm ein ehrendes Gedächtniß bewahrt. Wer weiß, ob nicht manches andere Opfer ebenso einen Nachruf verdiente wie Veysset, dem seine Wittwe jetzt einen Denkstein setzt. Ihre einfache Erzählung lüftet den Schleier, der bisher die letzten Tage des Aufstandes bedeckte und enthüllt das Geheimniß, wie Paris von den Versailler Truppen genommen ward.

Georges Veysset hatte die Belagerung von Paris durch die Deutschen mitgemacht und war nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes der Regierung nach Bordeaux gefolgt. Hier faßte er den Plan, Verbindungen mit Häuptern der Commune zum Zwecke einer Gegenrevolution anzuknüpfen. Er theilte ihn dem Admiral Saisset und durch ihn Herrn Barthelemy de Saint Hilaire mit. Die Regierung, deren Streitkräfte Anfangs April noch sehr ungenügend waren, ging mit Freuden auf seine Vorschläge ein, und Veysset reiste sofort nach Paris, wo er seine Frau und die Gebrüder Guttin in das Geheimniß einweihte. Seine ursprüngliche Absicht ging dahin, einen Handstreich zu wagen, sich mit einer Anzahl entschlossener Leute des Generalstabsgebäudes auf dem Vendomeplatze, der Polizeipräfectur und der Kriegsschule zu bemächtigen, dann das Stadthaus zu stürmen und die sämmtlichen Mitglieder der Commune gefangen zu nehmen. Zu diesem Zweck gab er dem Commandanten des achten Bataillons der Nationalgarde dreitausend Francs aus seiner Tasche und suchte mehrere andere Offiziere der Commune zu gewinnen. Die Versailler Regierung verwarf den Gedanken eines Handstreiches und entschloß sich zur List. Drei Thore, die bei Auteuil, bei Passy und am Point-du-Jour sollten durch goldene Schlüssel geöffnet werden. Der Thürhüter, den man bestechen mußte, war — Dombrowski. Veysset erhielt den Auftrag, sich mit dem „General" in persönliche Beziehung zu setzen.

Er wußte, der „General" sei mißvergnügt; es handelte sich nur darum, an ihn heranzukommen. Die Gelegenheit fand sich leicht. Dombrowski hatte einen Bereiter Namens Hutzinger, mit dem Alphons Guttin in einem Bataillon gedient hatte. Die Bekanntschaft ward rasch erneuert, und der Bürger Hutzinger fühlte sich sehr geschmeichelt durch die Freundlichkeit zweier wohlhabender Kaufleute, wie die Brüder Guttin, und die liebreiche Art, mit der sie für Stillung seines Durstes sorgten. Eines Tages unternahm Dombrowski eine forcirte Recognoscirung gegen Versailles, und Hutzinger zeichnete sich dabei aus. Dank einer humoristischen Anwandlung des „Generals" war er Abends ein großer Mann. Als Bereiter war er hinausgezogen, als Flügel-Adjutant kam er herein. Die Brüder Guttin beeilten sich, ihm unter Glückwünschen für seine unerwartete Beförderung zweihundert Francs zum Ankaufe einer Uniform zu schenken, und nun war Hutzinger von ihnen entzückt und begann für die Sache der Ordnung zu schwärmen.

Bald darauf — Ende April — ermöglichte er die erste Zusammenkunft Veysset's mit Dombrowski, der mehrere andere folgten. Anfangs that Dombrowski spröde, aber schon bei der zweiten Unterredung sagte er: „Ich glaubte die Masse der Bevölkerung hinter mir zu haben — ich habe mich getäuscht und das ist meine Strafe. Ueberall begegne ich Feiglingen mit den Trieben des Tigers, die trotzdem bei der Annäherung der Versailler davonlaufen werden. Von mir werden Freunde und Feinde sagen, daß ich mich verkauft habe. Gut, ich verkaufe mich. Bei

diesem schrecklichen Spiele wage ich meinen Kopf; ich kann erschossen, feigerweise von rückwärts ermordet werden, ich muß wenigstens meiner Frau und meinen Kindern Brot hinterlassen." Aber der Pact ward erst abgeschlossen, als ein Brief Barthelemy Saint-Hilaire's an Veysset den Preis für den Verrath auf eine Million Francs festsetzte. Da waren die Artilleristen auf dem Montmartre viel billiger. Die Commune hatte dort oben Batterien errichten lassen, deren Feuer fast ganz Paris beherrschen konnte. Noch heute dürften nur Wenige wissen, warum die Geschütze so schlecht schossen, daß sie entweder gar nichts oder die eigenen Leute in Levallois trafen. Veysset hatte durch Vermittlung des Dr. Boudin die ganze Mannschaft um zehntausend Francs gekauft, und um ihm zu beweisen, daß das Geld gut angewendet sei, vernagelte Boudin in seiner Gegenwart, angesichts der Bedienung, eigenhändig zwei Kanonen.

Es hätte wunderbar zugehen müssen, wenn die Commune nicht endlich etwas von dem Treiben Veysset's merkte. In der Nacht vom 11. zum 12. Mai drang ein bewaffneter Haufe in seine Wohnung, Rue Caumartin Nr. 62, zerstörte die Möbel, schleppte Geld und Werthsachen fort und verhaftete seine Frau. Er selbst war, rechtzeitig gewarnt, nach St. Denis entkommen und setzte von hier aus seine Bemühungen fort. Unbekümmert um das Leben seiner Gattin, die man mit dem Tode bedrohte, unbeirrt durch die Gefahren, die ihn selbst umringten, dachte er nur daran, sein Ziel zu erreichen und Paris den Truppen in die Hand zu spielen. Am 10. hatte er den Brief Barthelemy's erhalten, welcher Dombrowski eine Million, Hutzinger dreimalhunderttausend, den übrigen Offizieren des Generalsstabes zweihunderttausend Francs zusicherte — alle Beträge zahlbar in Bankbilleten oder Wechseln auf Rothschild in Frankfurt. Ein förmlicher Vertrag mit dem General lag bei. Er verpflichtete sich, die ganze Umwallung vom Point-du-Jour bis zur Porte Wagram von Vertheidigern zu entblößen, und erhielt nebst dem Gelde freies Geleit für sich und seine Begleiter zugesagt. Veysset verabredete eine letzte Zusammenkunft mit Hutzinger, um demselben zwanzigtausend Francs als Angeld und die Geleitscheine auszuhändigen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Johannisberg a. Rh., 2. Oct. Vor einigen Tagen wurde das schönste Faß Wein, die große 1861er Schloß Johannisberg-Auslese, im fürstlich Metternich'schen Keller verkauft. Dies Faß Wein soll der größte Erfolg des Jahrhunderts sein, wenigstens ist der Preis dafür jedenfalls der höchste, welcher wohl je im Rheingau bezahlt worden ist, nämlich, wie die Abmachung lautet, — die Flasche mit 20 Gulden berechnet, kostet das Stück von 1400 Flaschen den colossalen Preis von 28000 Gulden. Der Käufer ist Herr Consul Bauer, der es für sein Geschäft in Moskau gekauft hat.

Kleinlaufenburg, 1. Oct. Der Lachs- oder Salmenfang ist heuer so ergiebig, wie sich dessen die ältesten Leute nicht zu erinnern vermögen. Es gibt Tage, in denen bis 50 Stück gefangen werden, und sind Prachtexemplare von 30 bis 40 Pfund keine Seltenheit. Der Preis ist sehr hoch und steht zur Zeit auf 2½ Franken das Pfund.

(Wohlfeiler Wein.) Ao. 1482 gerieth der Wein allenthalben so wohl, und war so ungeacht, daß man einen Eimer Wein um ein Ei tauschen konnte. (Chron. Casp. Sturm.)

Wien, 2. Oct. Der diamantenbesetzte Schah von Persien wäre auf seiner Heimreise beinahe in eigenster Person gestohlen worden. Wie der Trapezunter Corresponbet des Levant Herald erfährt, hatten sich fünfzig wohlbewaffnete und berittene Briganten unweit Elisabethpol, einer zwischen Baku und Tiflis gelegenen russischen Stadt, in Hinterhalt gelegt. Sie stürzten plötzlich aus einem Walde hervor und forderten den „König der Könige" und sein Gefolge auf, sich zu ergeben. Nair-eddin ließ sich auf keinen Kampf ein, sondern nahm Reißaus und entkam, Dank seinem Pferde — wahrscheinlich war es das mit dem famosen rothen Schweife — glücklich. Die Kosaken, dreißig an der Zahl, deckten seinen Rückzug und seine kostbare Bagage und schlugen die Briganten nach einigem Verluste in die Flucht. (N. Fr. Pr.)

Chicago. Ueber das große Brandunglück, welches am 17. Sept. die Stadt heimsuchte, äußert sich die „New-Yorker Staats-Ztg.": Kaum hat sich Chicago von dem furchtbaren Brande, der sie vor ungefähr zwei Jahren in einen Aschenhaufen verwandelte, theilweise erholt, und schon meldet der Telegraph wieder eine neue Verheerung durch das entsetzliche Element. Fast in der nämlichen Gegend, wie vor zwei Jahren, brach eine Feuersbrunst aus, die sich durch die Wirkungen des Windes in ähnlicher Weise ausbreitete. Das Feuer entstand im westlichen Stadttheil und ergriff die zahlreichen hölzernen Wohnhäuser, indem sich die Flammen immer in gerader Linie nach Nordosten ausdehnten. Von der Größe der Ausdehnung kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß der Feuerstrom die Länge einer englischen Meile und darüber erreichte. Daß diese neue Calamität die hart geprüften Bewohner Chicago's mit Schrecken erfüllt, läßt sich denken. Die unmittelbar Betroffenen gehören meist den ärmeren Klassen an, die in vielen Fällen ihre ganze Habe verlieren. Glücklicherweise sind die letzten Nachrichten insofern beruhigender, als sie die erfreuliche Thatsache constatiren, daß es den Löschmannschaften gelungen ist, der weitern Ausbreitung des Feuers Einhalt zu thun. Da nicht über 200 Häuser verbrannt sind, so ist der Schaden im Verhältniß zu der großen Ausdehnung des Feuers gering, obwohl er die Einzelnen schwer genug treffen mag.

Charade.

(Dreisilbig.)

Jüngst war ich auf dem grünen Plan,
Trat kühn zu zwei und drei heran
Zu zeigen meine Kunst.
Doch leider ging's nur nah vorbei,
Ringsum Gelächter und Geschrei:
Ich murrt' die erste leise.
Zum zweit' und dritten Mal probirt:
Mit meiner Kunst war ich blamirt,
Mein erstes trug die Schuld.
Da dacht' ich: plag' dich nicht so sehr,
Du gehst als Ganzes doch aus leer,
Und schlug mich in die Büsche.

Auflösung des Räthsels in No. 117:

Ziegel, Riegel, Siegel, Tiegel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 119. Speyer, Donnerstag, den 9. October 1873.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Die alte Jakobe ging ihren Weg vorwärts — es war eine duftige Mondnacht. Sein Zauberschleier umwob die Dunkelheit. Sie achtete nicht der Freundlichkeit der Natur. Käm's heraus, daß sie fort wär', sie würde wieder lügen müssen, dachte sie und was alles daraus werden würde.

In die Schenke traute sie sich nicht hinein — stand und spähte durch die blinden Scheiben. Es war Licht in der Kammer — am Tisch bei schmutzigen Karten saß die saubere Gesellschaft. Wilde Gesellen, die keinen Hehl mehr aus ihrem Gewerbe machten, zwischen ihnen ihr Sohn — der das große Wort führte. —

Sie hatte ihn oft so gesehn — oft gestanden an dem kleinen Fenster, ohne den Muth zu haben ihn anzurufen. Eine Mutter, die den Sohn holt, es wär' ja lächerlich, und gekommen wär' er doch nicht. Sie schlich wieder heim, saß zu Haus, rang die Hände und verzweifelte. „Halbtodtgeschlagen hätt' ich solch' einen Bengel!" sagte der Nachbar. Die schwache kleine Frau sah hülflos zu ihm auf; „er ist mir über den Kopf gewachsen, ich kann's nicht." „Ihr habt die Zeit verpaßt, Mutter," fuhr der Nachbar fort. Die Alte nickte. „Wer weiß immer, wenn's Zeit ist," sagte sie seufzend, „langsam glimmt's und plötzlich schlagen die Feuer über euch zusammen."

Es wunderte sie also heut nicht, den Sohn dort zu sehn, im Gegentheil, sie erwartete ihn ja; etwas Anderes fesselte ihren Blick. — Wie gebannt stand sie und starrte hinein. Da saß ja ihres Herrn Sohn, der Gabriel.

Wenn das die Mutter wüßte! — Sagen wollte sie es ihr gleich — das durfte nicht sein. Aber wie? konnte sie sagen, wo sie ihn heut Nacht gesehen? Und wie er aussah — wahrhaftig! er trug schon das Zeichen derer, die zu Grunde gehn — so jung wie er war.

Jakob erblickte sie am Fenster, er hatte Luchsaugen. Die Gesellen sollten nicht sehen, daß er Geld bekam, darum trat er hinaus. Ohne viel Federlesens steckte er die Münze ein, ohne Dank, ungeduldig, weil die Alte mit den zitternden Händen den sorgsam eingehüllten Schatz nicht schnell genug heraus bekam. „Ihr bebt ja wie die Maus in der Falle! habt keine Angst," sagte er. „Noch ein paar Wochen und ich bin wirklich über alle Berge, freilich nicht wie ihr damals dachtet, sondern als reicher Herr."

„Ich will nur thun, was ich in Ehren für Dich thun kann," sagte sie mißtrauisch.

„In Ehren, ich weiß nicht, was bei uns Ehre heißt!"

„Jakob!" fuhr sie zaghaft fort, „ich will damit gesagt haben, daß ich keine neue Schlechtigkeit mehr tragen kann. Wie kommt meiner Herrschaft Sohn in eure Gesellschaft?"

„Weil er für sie paßt," sagte er lachend, weil er die Verwandtschaft merkt. O! der ist grad' wie für uns gemacht. Heut ist's übrigens ein ehrlicher Handel, er kauft sich eine Schlange, es gibt hier genug. Es ist nicht das erste Mal, daß er Nachts heimlich zur Waldschenke schleicht, ich fand ihn schon oft vor und wir haben immer gute Kameradschaft gehalten. Wahrhaftig, wenn Einer von den Hohen zum Teufel geht, grad' wie unser eins, das thut einem wohl."

„Jakob," hub sie wieder an — „laß den Jungen aus dem Spiel. Wie kann ich ihr Brod essen und denken . . ."

„Denke was Du willst," unterbrach er sie, „ich brauche keine Sittenpredigt, am wenigsten von Dir —, der braucht keine Nachhülfe, er geht ganz allein zum Kuckuck, es ist seine Natur."

Seufzend trennte sich die Alte, schlich gebückt durch den Wald, auf leisen Sohlen hörte sie in Gedanken das Unheil heranschleichen, hörte es im Schrei der Käuzchen, im Aechzen der Zweige. Als sie ein Stück gegangen war, sah sie den Gabriel kommen, schleichend, unsicher wie sie. In seinem blöden Aug' sah man schon die Spuren seiner Lebensart. Was war aus dem frischen Kind für eine klägliche Gestalt geworden — nach und nach. Man schob es auf eine Krankheit im Vogelnest. Sibylle ahnte wohl welche, aber der Bursch war ganz aus ihren Händen. —

Jakobe vertrat ihm den Weg. — Er erschrack und zitterte wie Espenlaub. —

„Was wollt Ihr?" rief er bös — „warum spionirt Ihr mir nach?" —

Ganz nah trat sie an ihn heran. — Sah sich scheu um, sie die Verrätherin des Sohnes. „Nehmet Euch in Acht!“ flüsterte sie. „Traut den Burschen in der Waldschenke nicht. — Ich kenne sie!“ —

„So,“ sagte er höhnisch, „darauf braucht Ihr Euch nichts zu gut zu thun. — Ich kenne sie auch und bin nicht so dumm wie ihr meint. — Was gehts Euch an, wo ich meine Bekannten hernehme, seid Ihr etwa meine Kinderfrau? — oder hat Euch die Mutter geschickt? —“

Da fing sie an zu weinen und sagte: „Niemand hat mich getrieben als mein Gewissen. Ich rede gegen mein eigen Blut. Jakob ist mein Sohn. Nehmt Euch in Acht vor ihm, junger Herr. — Es kommt nichts Gutes von Dem, und keine Freude von den heimlichen Wegen. — Nehmet nichts von ihm — theilt nichts mit ihm!“

„Laßt mich zufrieden,“ rief Gabriel und handthierte mit der Schlange, „was die heimlichen Wege anbetrifft, da habt Ihr Niemand etwas vorzuwerfen. Ihr solltet zu dieser Stunde doch auch wohl nicht im Wald sein.“

„Ich konnte nicht anders, junger Herr,“ antwortete die Alte, „mögt Ihr nie wie ich verkettet und verstrickt sein mit dem Bösen, wie die Fliege im Netz. Obgleich er mein Sohn ist, wollte Gott, ich hätte nichts mehr mit ihm zu thun.“

„Ich werde mich schon allein in Acht nehmen,“ sagte der Bursch von oben her, „ich weiß was ich thue und laß mich nicht hin und herziehen wie ein Frauenzimmer.“

Sie waren am Garten, von dieser Seite gab es kein Thor. „Wozu?“ hatte Andreas gesagt, „dafür gibt es Hunde.“

Natürlich war Jakobe vermißt worden; das Kind schrie, Sibylle ging hinein und fand es verlassen. Sie war außer sich über die Alte, kündigte ihr sofort, alle Entschuldigungen kurz abbrechend mit dem Worte: „Du gehst.“ Jakobe schlich elend herum, wieder dachte sie an den Tod, aber je älter man wird, desto mehr klammert man sich an das Leben. Wie eine Verdammte kroch sie umher. Andreas konnte es nicht mit ansehen. Kann denn die Frau nicht Frieden halten mit den Leuten? dachte er. „Ich finde es gar nicht so schrecklich, was die Alte gethan hat,“ hub er an, „junge Kindermädchen laufen oft stundenlang weg, oder schwatzen unter der Hausthür. Dem Kind ist ja nichts geschehen, wie mancher arme Wurm muß tagelang allein bleiben.“

„Sie, die verrufene Frau,“ antwortete Sibylle, „darf weniger ihre Pflicht verletzen als eine Andere. Sie ist und bleibt ein fauler Fleck im Haushalt. Auf mancher Lüge hab' ich sie schon ertappt und die andern Mägde lernen es von ihr. Denk an das Sprichwort — ein fauler Apfel machet schnell, daß ihm gleich wird sein Gesell. Thue sie weg, sie schadet uns.“

„Schäme Dich,“ rief er, „wer gesund ist, wird den Kranken schon neben sich vertragen, ihm mit durchhelfen, ohne selbst ergriffen zu werden.“

„Eine wunde Stelle hat Jeder,“ wiederholte sie wie damals.

„Ich fühle mich stark die Schwachen zu tragen,“ antwortete er im Stolz seiner Rechtschaffenheit, „und mein Haus steht fest genug zu ihrem Schutz, überlaß es mir und versuch' es noch ein paar Wochen mit der Jakobe, bis dahin findet sich hoffentlich Jemand, der barmherziger ist als Du.“ Sie schwieg beschämt, senkte den Kopf und Jakobe blieb im Haus.

Ich hatt' ihn ausgeträumt
Der Kindheit friedlichen Traum.

Dorothee war jetzt sechzehn Jahr, behendig wie ein sprudelnder Quell, weich und schwärmerisch wie die Nachtigall. Die Mutter machte ihr längere Kleider, mit denen sie nur ganz anständig auf und ab gehen konnte unter den Bäumen, weder hinaufklettern, noch über Gräben setzen. Es blieb ihr eine große Sehnsucht danach, und oft seufzte sie ganz melancholisch über all' die Kraft, die in ihr brach lag. Sie suchte nach Futter für ihre hungrige Seele, der das ewige Einerlei unerträglich schien. Was sie von Büchern habhaft werden konnte, verschlang sie. Ganz gegen ihre sonstige Art, saß sie jetzt stundenlang und las, versunken, als erlebte sie es, unbrauchbar für alles Andere. Getrennt von der Mutter durch die Verschiedenheit ihrer Natur war sie am liebsten bei dem Vater. Ging es dort laut zu, so war es doch nicht eintönig, sie füllte ihnen gern die Gläser, jeder hatte ein freundliches Wort für sie, ein Lob. Die Männer wurden galant auf ihre Weise, ein schönes Gesicht setzt mehr durch als man denkt. Der Vater war sehr stolz auf die junge Dorothee. Sie nahm alle Huldigungen vergnügt auf, als müßt' es so sein. Von Einem aber, dem Helden dieser Abende, Florian, traf es ihr das Herz.

Als sie noch Kind war, hatte er sie seine Braut genannt; sie hatte es nicht vergessen und wenn sie hörte, wie er den Mädchen ringsum gefiel, war's ihr, als lobe man ihr Eigenthum. Auch er schien es nicht vergessen zu haben. Es war ein stilles, reizendes Einverständniß zwischen ihnen, eine stumme Liebe, die weder Zeichen noch Worte hatte, aber immer da war wie die Luft, die sie umgab. Seit einigen Wochen wußte Dorothee, daß sie liebte. Plötzlich wurde es ihr klar, inmitten ihrer kindischen Spiele, als er ihr einen Blüthenzweig reichte. Wie alles schlief, stand sie noch, die weißen Büthensterne betrachtend, am Fenster. Es waren die ersten. Verschlafen probirten die Vögel ihre Frühlingslaute. Der Duft des jungen Grüns, der Erde, die ihre Tiefen erschloß zu neuem Leben, der Gruß träumerischer Blumen stieg zu ihr auf. Leise zitterten die Blätter in der geheimnißvollen Frühlingsnacht und schwellende Knospen drängten sich schmeichelnd dazwischen wie eine Liebkosung. Von da ab reihte sich Tag an Tag, jeder erfüllt von ihm. Eltern, Geschwister, alles wich in ihrer verzauberten Seele gegen den Geliebten wie Schatten zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Tagen der Commune.

(Schluß.)

Die Begegnung war für den Morgen des 20. Mai, auf neutralem Gebiete unweit St. Ouen festgesetzt. Dombrowski traf seine Maßregeln, indem er den Obersten Matthieu, der zu den Eingeweihten gehörte, zum Befehlshaber aller Streitkräfte zwischen dem Point du-Jour und der Porte Wagram ernannte. Alles schien vortrefflich vorbereitet; Veysset fühlte sich bereits am Ziele, der Pole fühlte schon die Million in seiner Tasche — da griff das Schicksal in Gestalt eines habsüchtigen Weibes ein und zerriß das ganze sorgsam gesponnene Gewebe. Veysset's Besprechungen mit Hutzinger hatten zuweilen auch in dem Hause Rue Pigalle Nr. 28 stattgefunden, und die Concierge Frau Müller wußte um die Sache. Man sieht, daß Veysset nicht zum Verschwörer geboren war, sonst hätte er diese Person sicher nicht zur Mitwisserin gemacht und ihr zehntausend Francs für den Fall des Gelingens versprochen. Frau Müller wollte baares Geld, und da ihr Veysset keines geben konnte, hoffte das erbärmliche Weib einen Judaslohn zu verdienen. Sie verrieth Veysset an die Commune und gab an, daß er am 20. Mai Morgens mit Hutzinger bei Saint-Ouen zusammentreffen wolle. Kaum waren die Beiden am Orte des Stelldicheins erschienen, als sie von Communards verhaftet wurden.

So ist jetzt das Geheimniß erklärt, warum die Versailler Truppen, ohne Widerstand zu finden, durch drei Thore einrücken konnten und erst im Innern der Stadt ein mörderischer, für die Vertheidiger hoffnungsloser Kampf begann. Nicht durch die Tapferkeit der Angreifer, sondern durch **Verrath** fiel Paris. Während Veysset und Hutzinger in's Gefängniß geschleppt wurden, räumten auf Dombrowski's Specialbefehl die Bataillone der Commune alle Wälle und Schanzen zwischen dem Point du Jour und der Porte Wagram. Die anrückenden Colonnen, die von dem Vertrag nichts wußten, feuerten am nächsten Morgen*) eine Weile gegen die verlassenen Mauern, bis der Bürger Dukatel durch Wink und Zuruf einer vorgeschobenen Abtheilung die Ueberflüssigkeit ihrer Pulververgeudung begreiflich machte, und dann der Einmarsch ohne jedes Hinderniß erfolgte.

Dombrowski irrte den 20. und 21. Mai wie ein Rasender umher. Die Versailler waren in Paris, aber er erntete keinen Lohn für seinen Verrath. Weder Geld noch Geleitschein hatte er erhalten. Die Verhaftung Hutzinger's erfuhr er nicht. Wollte er nicht von den Kugeln seiner eigenen Leute fallen, so mußte er die Vertheidigung leiten, mußte für die Sache fechten, die er verkauft hatte. In seiner Verzweiflung ritt er am 22. zu der Barrikade am Boulevard d' Ornano und ward hier durch einen Schuß in den Unterleib tödtlich verwundet. Die wilden Gesellen, die sein Sterbelager im Hospital Loriboissiere umstanden, glaubten ihm. Sie fühlten wohl, daß der Verrath sie dem Untergange geweiht, aber sie ahnten nicht, daß der Verräther vor ihnen liege. Manche der düsteren Fanatiker mochten dem Todten den Verdacht abbitten, den sie gegen ihn gehegt, und am 24. begruben sie ihn feierlich auf dem Pere la Chaise. Er hatte ein Leichenbegängniß, wie die Welt noch keines gesehen. Die Kanonen donnerten, das Kleingewehrfeuer knatterte, die dunkelrothe Lohe der Petroleumbrände leuchtete schauerlich über den weiten Kirchhof. Am offenen Grabe stand Vermorel und tobte gegen die Elenden, die ihren General in der Noth verlassen hätten. Schweigend horchten die wüsten Gestalten in der Runde: es war die Leichenfeier der Commune selbst, die da abgehalten ward. Fast in derselben Stunde erfüllte sich das Verhängniß des unglücklichen Veysset. Die Papiere, die man bei ihm gefunden, waren sein Todesurtheil. Seine Freunde hatten gehofft, daß man ihn in der furchtbaren Verwirrung des Kampfes, der näher und näher an das Stadthaus heranwogte, vergessen werde. Aber die Rache der Communards hatte ein gutes Gedächtniß. Ferré erscheint plötzlich mit zwei Commissären im Gefängniß, ruft die Anwesenden auf und übergibt Veysset dem Untersuchungsrichter Würth, der ein Peloton aus den „Vengeurs de Flourens“ mit sich nimmt, und den Verurtheilten an den Pont-Neuf führen läßt. Dort stellt man ihn an die Statue Heinrich's IV., und Würth hält folgende Ansprache: „Bürger, ihr seht, daß wir Alles im hellen Sonnenlichte thun. Hier ist ein Elender, der uns verrathen hat und jetzt seine Strafe empfängt.“ Veysset erwiedert: „Ich verzeihe euch meinen Tod . . .“ Da fallen die Schüsse, das Opfer stürzt, der Leichnam wird in die Seine geworfen. (Nach der N. Fr. Presse.)

*) So muß man annehmen; denn es ist geschichtlich festgestellt, daß die Truppen unter dem Befehle des Marschalls Mac Mahon erst am 21. Mai 1871 in Paris eindrangen. Die Angabe der Frau Veysset, daß der Einmarsch schon am 20. erfolgt sei, ist ein Irrthum; vielleicht dadurch hervorgerufen, daß sie die Verhaftung ihres Mannes unrichtig datirt. Denn in der Rechnung, welche die Brüder Guttin der Regierung übersendeten, heißt es: „Am einundzwanzigsten Mai 20,000 Francs für den Commandanten Hutzinger.“ In diesem Falle hätte sich allerdings die Verhaftung Veysset's und der durch ihn bewirkte Einmarsch gleichzeitig ereignet.

Verstümmelte Texte.

Die „Europa“ bringt in ihrer Nr. 38 einen sehr beherzigenswerthen Artikel: „Aus deutschen Liedern“ von H. Georg Klemm, worin gegen die gedankenlosen Verstümmelungen angekämpft wird, denen leider allzuhäufig unsere deutschen Liedertexte unterworfen werden. Einige der von Klemm angeführten Beispiele sind von nicht geringem Interesse. So lautet der sechste Vers des frischlaunigen, bekannten Studentenliedes „Ça, ça geschmauset“ in unendlich vielen Liederbüchern:

Knaster, den gelben,
Hat uns A p o l l o präparirt
Und uns denselben
Recommandirt.

Nun hat zwar Apollo alle möglichen Eigenschaften und Geschäfte, aber zum Präparanten von gelbem Knaster hat er sich

denn doch in der Mythologie noch nicht aufgeschwungen. Das Räthsel löst sich höchst einfach, wenn wir erfahren, daß „Apollo" in dem oben angeführten Lied ein alter Druckfehler für „Apolda" ist. In vielen Jenenser Studentenliedern ist dieses Ortes mit Vorliebe gedacht. Hier war die Tabaksfabrik, welcher den Burschenknaster lieferte und auf sie geht jener Vers, der nun einen sehr guten Sinn gibt.

Einen großen Unsinn hört man recht oft in dem Rheinweinlied des Mathias Claudius:

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer.

Nämlich:

Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher,

welche Lesart manche Menschen für ganz richtig ansehen, so daß sie über jede Correctur befrembet sind. Kaum glaublich!

In dem Schiller'schen Räthsel: „Unter allen Schlangen ist eine" u. s. w., dessen Auflösung „der Blitz" ist, findet sich in vielen Ausgaben eine sinnverwirrende Entstellung. Es wird im letzten Vers oft gedruckt:

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nur gedroht,

während es heißen muß:

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht.

Die erstangeführte Lesart ist haarsträubend verstandlos.

Das allbekannte Lied:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum"

haben wir oft fortgesetzt gefunden:

Wie grün sind deine Blätter.
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
Im Winter auch, wenn's friert und schneit.

Richtig ist zu lesen:

„Wie treu sind Deine Blätter,"

denn der Tannenbaum wird hier als Symbol der Treue angeführt, dem wandelbaren Herzen des Mädchens gegenüber, die gleich der Nachtigall nur während der schönen Jahreszeit, so lange die Glückssonne scheint, aushält. — Setzt man „grün" statt „treu," so beraubt man damit die Strophe ihrer Pointe.

Wie gern man eine Verstümmelung vornimmt, um in bequemer Form eine Art Sprüchwort zu bekommen, möge nur folgendes Beispiel zeigen. Mehr als einmal haben wir als einen Ausspruch Goethe's, der für sich dasteht, anführen hören:

Macht nicht vieles Federlesen!
Schreibt auf meinen Leichenstein:
Dieser ist ein Mensch gewesen
Und das heißt: ein Kämpfer sein.

Die ursprüngliche Fassung dieses Citats ist im „Westöstlichen Divan" zu finden. Eine Huri steht als Wache vor dem Thore des Himmels und fragt den Einlaß begehrenden Dichter, der ihr verdächtig vorkommt, ob er wirklich den Mosleminen verwandt sei:

„Zählst Du Dich zu jenen Helden?
Zeige Deine Wunden an,
Die mir Rühmliches vermelden
Und ich führe Dich heran."

Und der Dichter erwiderte ihr:

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Schärfe Deine kräft'gen Blicke.
Hier, durchschaue diese Brust.
Sieh' der Lebens-Wunden Tücke,
Sieh' der Liebes-Wunden Lust.

Miscellen.

Stuttgart, 3. Oct. Gestern und vorgestern fanden in dem benachbarten Ludwigsburg Wettrennen von Officieren Statt, zu denen auch von Stuttgart in Extrazügen eine große Menge von Zuschauern sich eingefunden hatte. Leider wurde das gestrige Rennen durch einen schweren Unfall gestört. Der Verunglückte, Premier-Lieutenant Maier-Eichhalt von den badischen gelben Dragonern, gehörte zu den berühmtesten Steeplechase-Reitern; keine Rennbahn mit noch so mächtigen Hindernissen war ihm zu gefährlich, kein Pferd zu schwierig. Das Thier, mit dem er den unglücklichen Sturz that, war unmittelbar von einem wiener Rennen hergekommen, und er bestieg es zum ersten Male — zum Todesritt. Das Hinderniß, das den Sturz herbeiführte, war kein ungewöhnlich schwieriges: eine Hürde und hinter derselben ein mäßiger Graben. Alle Pferde, die bei dem Rennen betheiligt waren, nahmen es mit Leichtigkeit. Das Pferd Maier's scheint nach dem Sprung unglücklich aufgetreten zu sein; es stürzte und warf den Reiter ab. Dem Munde des Verunglückten entquoll sofort ein gewaltiger Blutstrom, der die Jockeykleider desselben roth färbte. So wurde er weggetragen, geringe Zeichen des Lebens waren noch bemerkbar; doch nach wenigen Minuten trat der Tod ein. Bei der Section fand sich keinerlei Verletzung der Brustorgane vor; die tödtliche Erschütterung muß also wohl im Rückenmark oder im Kopfe, der nicht eröffnet worden ist, Statt gefunden haben. Gestern Mittag wurde die Leiche von Ludwigsburg nach Freiburg i. B., wo der Verunglückte zu Hause ist, übergeführt. Die Verbringung nach dem Bahnhofe in Ludwigsburg fand unter militärischen Ehren Statt. Man rühmt den Verstorbenen als einen Mann von feiner, liebenswürdiger Lebensart, dem insbesondere alles renommistische Wesen, das sich leicht den Größen des Sports anhängt, fremd gewesen sei. Er war von kleiner, fast schmächtiger Statur, der man die außerordentliche Kraft, die dem Körper innewohnte, nicht ansah.

Charade.

(Dreisilbig.)

Erste Silbe.

Ein Herold bin ich, mächt'ger Stimme,
Deß' Ruf zum fernsten Lande reicht,
Ein Fundort, dessen üpp'ger Fülle
Kein königliches Schatzhaus gleicht,
Ein Herold, dessen Flüsterstimme
Sich keines Tauben Ohr verschließt,
Ein Füllhorn, dessen Gabenfülle
Dem Aermsten noch sich reich ergießt,
Ein Speicher, der Dir Frucht wie Samen
Alljeder Art zur Auswahl stellt,
Bekannt wird Euch ein Unbekannter,
Wißt Ihr, was ihm davon gefällt.

Die zweite und dritte Silbe; zugleich das Ganze.

Daß laut der ersten Stimme schalle,
Daß ihre Mär' wird weltbekannt,
Das schaffet uns're Mühewaltung
Mit wählerisch geschäft'ger Hand.
Wir streuen täglich neuen Samen,
Vielart'gen, über alles Land,
Ob Fluch, ob Segen draus entkeime,
Nicht freie Wahl hat unsre Hand.

Auflösung der Charade in Nr. 118:

Pechvogel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 120. Speyer, Samstag, den 11. October 1873.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

In ihrem jungen Herzen wuchs eine leidenschaftliche Sehnsucht, das Wort der Liebe zu hören und auszusprechen, das allein noch fehlte. Wäre nicht dies Schweigen gewesen, diese schwüle Gewitterluft, in der kein wohlthätiger Zufall die Wolken zusammentrieb, daß die Luft wieder klar wurde, nie hätte sich ihr Gefühl zu dieser Höhe gesteigert. Es war wie ein Schmerz — wie eine zu hoch gespannte Saite. Den ganzen Tag sann sie darauf, wie sie ihn genug seh'n, genug von ihm hören könnte. Sie ging — ritt auf den Straßen, die er zu nehmen pflegte; ein Gruß war schon ein Glück, um vergnügt zu sein auf lange.

Sibylle sah die dunkeln Wolken eine nach der andern sich sammeln über ihrem Haus. Sie warnte wieder.

„Ich kenne den Florian besser als Du," antwortete Andreas auf ihre Klagen. „Zum Schwiegersohn paßt er mir weniger als Dir, daran denkt auch Niemand. Er ist ein köstlicher Gesellschafter, es läßt sich vortrefflich mit ihm leben, weiter geht es nicht. Glaube mir, Florian weiß das so gut wie ich, daß er ein reiches Mädchen braucht, so wie er's treibt. Nie hat er Dorothee ein Wort der Art gesagt, so schöne Redensarten auch die andern machten, im Gegegentheil, sie macht ihm den Hof. — Ich muß oft für mich lächeln, wenn das dumme Kind ihm zeigen möchte, daß sie ihm gut ist — Mädchenträume. Hübsch genug ist er dafür. Weißt Du nicht, solche jungen, unerfahrenen Dinger saugen sich wie die Schmetterlinge zuerst an den schönsten Blumen fest; solch ein anziehender Sünder ist artig und piquant. — Geheirathet wird hernach der Solide, das versteht sich von selbst. So ist es doch besser als umgekehrt."

Dorothee aber lenkte heut wie allemal den Schimmel nach der Waldseite, von der der Geliebte gewöhnlich kam. Es war ein verlockender Tag. Im Wald hämmerte der Specht, ein Vogel rief den andern, der Schimmel wieherte lustig, die köstliche Luft tief in die Nüstern ziehend. Fröhlich trabte er durch die braune Haide, die Erde athmete Duft, und feuerfarbene Schmetterlinge stoben wie Funken vor ihnen auf. Längs des Bachs bogen sie in den Wald. Hügelich, voll von Schluchten mußte man ihn genau kennen, um dort zu reiten. Spielend lief der Bach, bekränzt von Blumen am Wege her, aber Dorothee wußte recht gut, in welcher drohenden Tiefe mit steilen Abhängen er seinen Lauf beschloß. — Sie würde sie schon vermeiden. Gemächlich ritt sie Schritt für Schritt am Bach hin und träumte ihre wilden Träume. Als sie die Augen aufhob, stand er auf dem anderen Ufer des Bachs drüben vor ihr zu Pferde wie sie.

Es wunderte sie nicht. Wie eine Ahnung hatte es in ihrer Seele gelegen, daß sie ihn treffen würde und daß endlich der ersehnte Augenblick gekommen sei. Ihre Wangen glühten und wunderlicher Weise überkam sie eine Regung zu fliehn, wobei sich dem Schimmel die Bewegung mittheilte, so daß er einen kleinen Seitensatz machte, der sie zur Besinnung und den Florian mit einem kühnen Sprung zu ihr herüberbrachte. Es war kein lebensgefährliches Wagniß, denn das Wässerchen war hier seicht und nicht sehr breit, immerhin gefiels ihr doch, daß er so ohne Besinnen ihr zu Hülfe kam. Ihre schwärmerischen Augen lachten vor Vergnügen, als sie nebeneinander den duftigen Steig weiter ritten. Zu einer Erklärung machte er nicht die geringste Anstalt, ging die Naturgeschichte der Farren durch, zeigte schillernde Libellen, bog widrige Zweige zurück, war ritterlich auf's Aeußerste, sagte aber nichts, so verrätherisch auch seine Augen glänzten.

Es verdroß sie — immer nachdenklicher, schweigsamer ritt sie neben ihm her. — Liebte er sie? — liebte er sie nicht? — Gewißheit wollte sie. — Wie schnell er herüber kam. Wäre ich in Gefahr, ich würde es gleich wissen. Aber wer sich in Gefahr begibt, kommt leicht darin um, sagt das alte Sprichwort. Ich will Gewißheit! stand immer fester in ihrem Geist, immer heißer steigerte sich ihre Empfindung an seiner Kälte. Wär' sie ein Sonnenstrahl ihn zu bezwingen, aber Leidenschaft erwärmt keinen Andern, die hat nur mit sich selbst zu thun; so etwas bringt höchstens die treueste, selbstloseste Liebe dann und wann in diesem Leben fertig.

Ihre wilde Natur ging mit ihr durch. Sie gab dem Pferde einen Schlag, daß es sich hoch aufbäumte. Zur selben Zeit durchbrach Grips, der Zigeunerhund,

das Gebüsch — rasend stürzte der Schimmel von dannen über Klippen und Hügel — ihr war, als habe sie im Hazardspiel Alles an Alles gesetzt. Wie die tolle Jagd ging es dahin, Grips kläffend und anreizend, dem Abgrund zu, wie Dorothee wußte. —

Der Weg war jetzt zu schmal um vorbeizukommen, sonst hätte Florians Rappe leicht den Vorsprung gewonnen, so gab es nur eine Rettung und das war ein tollkühnes Wagniß. — Hinüber über den Bach und wieder mit einem Sprung quer vor den Weg, das sinnlose Thier hemmend. An Muth fehlte es dem jungen Mann nicht, auch nicht an Geschick, man erzählte sich die tollsten Reiterstückchen von ihm. Sein Pferd flog über den Abgrund, wie damals über die seichte Stelle, und den Zügel fassend, der Rappe von weißem Schaum bedeckt, stand er vor ihr. Sie war außer sich, ihr Heldenmuth hatte sie ganz verlassen. — Noch zitternd daß er ihrethalben den Tod hätte finden können, bekannte sie ihm in den aufgeregtesten Worten ihre Liebe.

Es war sehr reizend, wie sich ihre unschuldige liebeerfüllte Seele vor ihm enthüllte, als wären sie im Paradies. Er zog sie in das Gras nieder, daß sie sich erholen möchte, schätzte gering was er gethan, und hörte offenbar gern ihre leidenschaftlichen Worte, aber die Antwort, die darauf gehörte, das Echo dieser Liebe gab er nicht. Wie man ein Kind tröstet, brachte er ihr Beeren, Quellwasser, hob sie wieder auf das Pferd, sorgsam eine Leine knüpfend, durch welche er den Schimmel in seiner Gewalt hatte.

Sie bogen ab vom Bach auf die breite Straße, die Einsamkeit hörte auf. Holzwagen, Frauen, die im Walde Beeren gepflückt, Dorfkinder begegneten ihnen. „Wir waren tolle Kinder," sagte Florian, „am besten ist's, wir vergessen die Geschichte, was würden Deine Eltern sagen?" Sie hing den Kopf und schwieg. Beschämt ritt sie an seiner Seite. — „Nimm Dich in Acht," fuhr er fort, er redete sie heut zum ersten Mal seit der Kindheit mit Du an. „Nimm Dich in Acht, Dein Schimmel geht leicht durch, er hat eine hitzige Gemüthsart und solche Freunde wie Grips richten auch nichts als Schaden an."

„Die Thiere sind mir lieber als die Menschen," sagte sie kurz, „und ich werde mich schon mit ihnen verständigen."

Darauf ritten sie stumm weiter.

Wo der Wald sich lichtete, ließ er das Pferd los. Wieder schien ihr, als wolle er reden, aber er sah sie nur noch einmal mit sprechenden Augen an, sagte ihr Lebewohl und ließ sie ungehindert ihren Weg nach dem Wohnhaus fortsetzen. Einmal sah sie sich um — da stand er noch immer. Eine glühende Röthe, die wie Feuer brannte, stieg ihr in die Wangen, schneller ritt sie weiter — es war ihr, als möchte sie an der Welt Ende sein, um ihn nur nie wieder zu sehen. Nicht er — sie hatte ihre Liebe bekannt — bekannt, ohne die Antwort zu bekommen, die allein solch' ein Geständniß rechtfertigt. Ein ungekanntes Gefühl von Bitterkeit überkam sie, eine Empörung über das eigene Herz. Grips schlich hinter ihr her, schuldbewußt wie sie. Ihr war, als schäme sie sich selbst vor dem Hund.

Nie durfte es Jemand erfahren. So versteckt als möglich kroch sie in das Haus. Vater und Leute waren auf dem Feld. Sie setzte sich an das Fenster; die Mutter sah gleich, daß etwas nicht recht sei. — „Bist Du krank?" fragte sie?

Die dunkeln Augen des Mädchens füllten sich mit zornigen Thränen. „Steht es mir denn wie ein Kainszeichen an der Stirn?" dachte sie empört. „Laß mich in Ruh', Mutter!" rief sie ungeduldig, „wär' ich krank, ich nähme doch nicht den Kräutertrank, den Du für ein Universalmittel gegen alles Elend sammelst."

„Es wundert mich nur," fuhr Sibylle fort, „daß Du bei dem herrlichen Abend so früh zu Haus kommst. Es ist ganz gegen Deine Art."

„Meine Art" — wiederholte sie mißtrauisch, „ist denn meine Art anders wie die der andern Leute."

„Nun ja!" antwortete die Mutter, „sagt' ich es Dir nicht schon oft genug. Du vergißt alles, wenn's grad' so kommt." Sie nahm sich zusammen wie sie nur konnte, aber bei den Worten und dem Gedanken an das Erlebte, schoß ihr das Blut ungestüm und verrätherisch in die Wangen und bewegte ihr das Herz, daß sie glaubte, die Mutter müsse es klopfen hören.

Sie sollte eine harte Probe bestehen. Schon lange, hatte Sibylle eine Rede in Florians Angelegenheit im Sinn, bis jetzt nur immer noch zweifelnd, ob's nicht gefährlicher wäre davon zu sprechen, als zu schweigen. Das Ding beim Namen nennen ist oft so gewagt, als ob man einen Nachtwandler anruft. Heut aber ließ es ihr keine Ruh', da die Gelegenheit zu günstig war. „Florian liebt Dich", — sagte sie, mit der Thür in's Haus fallend — „ich weiß es lange, hat er Dir davon gesprochen?"

„Nein," sagte das Mädchen scharf, „wie kommst Du darauf? er hat mir nie ein Wort der Liebe gesagt."

„Nun, nun!" begütigte Sibylle, „sei nicht so verwundbar, er kommt gewiß noch damit, dafür ist mir gar nicht Angst; da ich aber Deine Schwäche für ihn kenne, will ich Dich warnen. Das ist kein Mann für Dich, kein Sohn für uns. Und sie fing an ihn zu schildern, wie ihn ihre Seele erkannte.

Gesenkten Hauptes hörte Dorothee den Geliebten schmähen, ohne ein Wort der Widerrede, ihr Herz hatte andere Klagen über ihn — dies hörte sie kaum. „Laß mich zufrieden mit Dem," rief sie endlich, „ich hasse ihn mehr als Du!"

Florian hatte noch am Waldrand gehalten, bis Dorothee seinen Blicken entschwand; ein Lächeln flog über seine hübschen Züge. — „Sie ist Dein" — sagte er zu sich, „Du kannst sie haben, wann Du willst. Sie würde nicht zögern, wie ihre kalte Mutter, wenn ich sie stehlen wollte. Der Vater gibt sie mir schwerlich, besonders wenn er so Manches wüßte. Jetzt brauch' ich auch keine Frau. Ich bin nicht so unvernünftig, wie mich das tolle Kind machen will. Die

Versuchung war groß. Ich glaube, ich liebe sie mehr als ich es je gethan, und das ist ein sehr angenehmes Gefühl."

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von J. G. Kohl.

Das Loben der Speisen. Die Freunde, welche uns zu einer Mahlzeit heranziehen, wollen uns damit etwas Liebes erweisen, ein angenehmes, sorgenloses Lebensstündchen verschaffen und sie haben dazu allerlei lieblich Duftendes, Wohlschmeckendes und Herzlabendes zubereitet oder zubereiten lassen. Wenn wir sie daher nicht verletzen und nicht undankbar erscheinen wollen, dürfen wir natürlich bei einem Gastmahl keine Unzufriedenheit zeigen, müssen vielmehr der schönen vorgesetzten Dinge uns freuen und sie sogar ein wenig loben. Auf der andern Seite ist aber doch das Essen und Trinken, wie ich sagte, etwas sehr Materielles und Irdisches und ein feingebildeter Mensch sollte daher doch bei dergleichen Genüssen nicht in solche Extase gerathen, wie wenn man ihn auf geistige Dinge, z. B. mit einem schönen Gesange oder mit dem Vortrage eines gelungenen Gedichtes, tractirt. Diese darf er ganz laut beklatschen. Nicht so die guten Gerichte bei Tafel, wie das die naiven und ungenirten Kleinen mit ihren Händchen allerdings zuweilen thun. Der Gast von artiger und höflicher Bildung, der als Feinschmecker zugleich Alles gehörig zu würdigen weiß, findet sich daher bei einer Mahlzeit oft zwischen Scylla und Charybdis. Zuweilen möchte er (als Feinschmecker) wenn ihm ganz etwas Perfectes im Glase oder auf dem Teller vorkommt, laut werden und der Hausfrau oder dem Wirth herzlich die Hand drücken. Aber, als feingebildeter Gast, unterdrückt er das wieder, aus Besorgniß, nicht etwa für einen Mann von Geschmack, sondern vielmehr für einen Gourmand oder Nascher gehalten zu werden. Von dieser Furcht beseelt, legen dann wiederum einige recht Strenge und Aengstliche bei Tisch wohl eine sehr ernste Maske vor, blicken gleichgiltig auf ihren Teller hin und spediren Alles ganz in der Stille hinunter, indem sie uns glauben machen wollen, daß für sie dies Alles nur geringfügig sei. Besser ist es, zwischen beiden Manieren eine Mittelstraße einzuschlagen, die darin besteht, daß man zwar nie in enthusiastische Lobsprüche der Tafelgenüsse losbricht, aber doch stets auf dem Angesichte den Schimmer einer gewissen dankbaren Freundlichkeit und Zufriedenheit walten läßt.

Je nach der Art und Feierlichkeit der Mahlzeit läßt sich aber auch das auf sehr verschiedene Weise ausführen. Bei einem vertraulichen Familiendiner zwischen Mann und Frau, oder wenigen guten Freunden kann man auch diese materiellen und gemüthlichen Dinge intimer und mit mehr offenherziger Innigkeit besprechen, der Hausfrau es häufiger zu verstehen geben, oder auch geradezu sagen, wie vortrefflich Dies oder Jenes sei, während bei ceremoniellen Festmahlen, die zur Feier bedeutsamer Vorfälle und Acte gegeben werden, Feinschmeckerei und gemüthliche Lobeserhebungen der Küchenproducte so in den Hintergrund treten müssen, daß Jeder gegen den guten Geschmack zu verstoßen scheint, wenn er solcher Dinge mit Dankbarkeit gedenkt. Bei den meisten Diners darf man ja schon deswegen die Güte der Speisen nicht loben, weil letztere eigentlich ganz selbstverständlich ist und weil man mit dem Lobe daher weiter nichts anerkennt, als daß der Gastgeber seine erste und gröbste Grundpflicht richtig erfüllt habe. Zudem trifft auch bei eleganten Festen das Lob mehr den Koch des Amphitrion als diesen selbst. Nur bei einem von der Hausfrau eigenhändig zubereiteten, häuslichen Mahle kommt unser Lob an die richtige Adresse.

Ich wohnte ein Mal einer ganz allerliebsten und exquisiten, eleganten kleinen Mahlzeit bei, bei der unser güt ger Wirth und seine eben so fein gebildete Gemalin Alles aufgeboten hatten, um mit ausgewählt guten Weinen, delicat zubereiteten Gerichten, und dazu mit classischem Arrangement, Blumenschmuck &c. uns, ihre Gäste, in eine höchst angenehme Stimmung zu versetzen. Es war auch ein Franzose dabei, ein sehr artiger Herr, ein Diplomat und dazu etwas Gourmand. Derselbe hielt sich beim Beginn der Mahlzeit ganz männlich, nahm die würzige Kraftsuppe und was ihr folgte, zwar freundlich zu sich, sprach jedoch dabei von ganz andern Dingen. Als aber ein schönes und wohlschmeckendes Gericht dem andern folgte, und das Vorhergehende von dem Folgenden übertroffen wurde, da schien es mir, daß mein Pariser seinem Teller immer mehr Aufmerksamkeit widmete und als ob sein Gesicht immer mehr und mehr sich verklärte. Ich fing schon an, einen Ausbruch zu befürchten, und richtig, als noch ein ausgezeichneter Fasan mit Trüffeln, und gerade auf den richtigen Höhepunkt seiner Eßbarkeit gebraten herangedampft kam, da schnappte der gutmüthige französische Feinschmecker über, redete unsern werthen Wirth ziemlich laut an: „Mais, vraiment, mon prince, ça surpasse tout" und brach dann in eine solche Lobeserhebung des Fasanen und der ganzen Mahlzeit, die er von der Suppe an eine höchst beifällige Revue passiren ließ, aus, daß der Herr und die anmuthig lächelnde Dame des Hauses gar nicht wußten, was sie dazu sagen und wie sie Das artig abwehren sollten. Einige Tischgenossen errötheten sogar ein wenig über dieses Eulogium ihres Mitessers, welches in der That ein faux pas war.

Die Getränke, insbesondere feine Weine, darf man schon viel lauter und mit mehr Hingebung loben, als die Speisen, wie denn die Durststillung überhaupt weniger prosaisch ist, als die Fütterung. Zur Unterscheidung und Würdigung der feinen Weine gehört ein gebildeterer Geschmack, als zu der Erkenntniß, ob Fasanenbraten zäh oder mürbe sei. Und überhaupt ist Alles, was mit Trinken zusammenhängt,

von selbst hübscher und gefälliger. Der lustige Trinker, der mit perlendem Champagner und dergleichen umgeht, ist daher auch durch viel weniger Anstandsregeln genirt, als der emsige Esser, der mit fettigen Saucen und ähnlichen Dingen zu thun hat.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das Menuet. Kann heute in den Tagen des ausgelassensten Tanzes sich noch Jemand eine Vorstellung von den Tänzen jener Zeit machen, „als der Großvater die Großmutter nahm?“ Ihr, die Ihr Tänzer zu sein glaubt, wenn Ihr in zehn Wochen oder drei Monaten alle Salon- und Gesellschaftstänze „erlernet“, versteht das Tanzen nicht. In der Großvaterzeit, als der Tanz noch eine Kunst war, die zu erlernen ebenso viel Talent als Fleiß und Ausdauer erforderte, brauchte man, um das Menuet halbwegs zu begreifen, mindestens ein halbes Jahr, und was für ein Stümper war man da erst! Alle Welt, so weit sich europäische Cultur erstreckte, tanzte Menuet: Klein und Groß, Alt und Jung tanzte es, man übte es schon in den Kinderschuhen und executirte es noch bei der goldenen Hochzeit, und doch wie wenige, wirklich gute Menuettänzer und Tänzerinnen gab es! Um aber solche Kunstgrößen ihre Pas machen zu sehen, unternahm man weite Reisen, Reisen von wochenlanger Dauer, voll Postkutschenqual und Postillonsverdruß. Don Juan d'Austria zum Beispiel reiste incognito von Brüssel nach Paris eigens, um auf einem Ceremonienball Margaretha von Valois, die eine der wenigen berühmten Menuettänzerinnen war, tanzen zu sehen. Und die Menuettanzmeister, was waren das erst für Herren! Marcel, der große Menuetmeister und Tanzlehrer, empfing Prinzen und Prinzessinnen, Fürsten und Herzoginnen in seiner Wohnung im Lehnstuhl sitzend und kaum ihre Begrüßungen mit leichtem Kopfnicken erwidernd. Jeder und Jede mußte vor Allem in eine auf dem Kamin stehende Vase ihren klingenden Tribut gleiten lassen und dann dem Pasgewaltigen eine Verbeugung machen. Dafür wurde man von ihm mit folgenden Complimenten regalirt: „Madame, Sie verbeugen sich wie eine Dienstmagd“; „Herzogin, Sie haben eine Haltung, deren sich ein Fischweib schämen würde“ und ähnlich mehr. Das Lehren der bloßen Verbeugung mußte dem Gestrengen mit mindestens dreihundert Franken honorirt werden, und man mußte sich glücklich schätzen, überhaupt zu diesem Unterricht zugelassen zu werden. Das Menuet ist unstreitig der schwierigste und künstlichste aller Tänze, der wie kein anderer den würdevollsten Anstand und die gewinnendste Grazie von den Tanzenden heischt. Kein früherer und kein späterer Tanz kam ihm gleich, keiner brachte das ästhetische und künstlerische Moment in der Eleganz der Haltung, in dem Ebenmaß der Bewegung, in der minutiös berechneten Genauigkeit der kleinen Tanzschritte (der Name des Tanzes wird vom lateinischen minutus — klein, zierlich, abgeleitet) so zum Ausdruck wie dieser. Aber gerade die hohen Anforderungen, die dieser Tanz an die ihn Ausübenden stellte, die Schwierigkeiten, die er ihnen bereitete, hatten zur Folge, daß er, nachdem er ein Jahrhundert lang die Ballsäle beherrscht, aufgegeben wurde und außer Uebung kam. Der künstliche Tanzschritt, der sich in dem Menuet idealisirte, machte dem Schnelltempo Platz.

Heidelberg, 8. Oct. Auf Anregung des in Württemberg aus Industriellen, Kaufleuten und Schiffern zusammengetretenen Comité's für Einführung der Tauerei auf dem Neckar hat kürzlich eine Bereisung des Neckars durch drei Sachverständige stattgefunden. Die sorgfältig ausgearbeiteten Gutachten derselben sprechen sich übereinstimmend für die Möglichkeit der Einführung der Tauerei, und zwar mittelst Kette aus. Da jährlich etwa 2 Millionen Centner Güter mit der Bergfahrt nach Heilbronn und außerdem sehr viele leere Fahrzeuge bis Hirschhorn befördert werden, wozu bislang etwa 13,000 Pferde verwendet wurden, so scheint die Rentabilität des Unternehmens, welches dreier Kettenschiffe und dreier Schlepper bedürfte, vollständig gesichert.

Das Chloralhydrat besitzt sehr starke hypnotische (einschläfernde) Eigenschaften und wird daher mit großem Erfolge zu therapeuthischen Zwecken verwendet. Es wird sowohl in Krystallen als auch in dünnen, weißen, krystallinischen Krusten dargestellt. Wenn es rein ist, muß es sich leicht und ohne milchige Trübung im Wasser und Alkohol lösen, und diese Reinheit ist eine seiner wichtigsten Eigenschaften, denn bei fehlerhaft geleiteter Fabrication enthält dasselbe mehr oder weniger Alkohol und Verbindungen, die andere Wirkungen auf den Organismus ausüben als das Präparat selbst, woraus auch die verschiedenen Resultate erklärbar sind, welche verschiedene Aerzte bei Anwendung dieses Präparats erhalten haben. Das Chloralhydrat hat sich in einer beispiellos kurzen Zeit überall in die ärztliche Praxis eingeführt und sich namentlich im letzten Kriege so außerordentlich bewährt, daß auch seine Fabrication einen stetig steigenden Aufschwung erfuhr. In Amerika und England wird es geradezu schon als Hausmittel gebraucht, um schlaflose Nächte zu bannen und sich auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einen „erquickenden Morgenschlummer“ ganz nach Wunsch und Laune zu verschaffen. Man benützt hiezu ein eigenes Präparat, einen Chloral-Liqueur, der in jenem Lande nicht nur als „Schlummerpunsch“, sondern auch als Mittel (?) gegen die Seekrankheit verwendet wird. Die Fabrication desselben, welche eine fortgesetzte, sorgfältige Ueberwachung fordert, wird meist von Specialisten, und zwar vornehmlich in Deutschland betrieben, da die hohen Alkoholpreise der Einführung dieses Industriezweiges in England etwas hindernd im Wege stehen.

London, 7. Oct. Aus Chesterfield wird von einer jener großartigen Straßenschlachten berichtet, welche sich überall ereignen, wo irische und englische Arbeiter in nächster Nähe beisammen sind. Wie es scheint, war ein englischer Grubenarbeiter vor einigen Tagen von einigen Irländern übel zugerichtet worden. Darauf rotteten sich am folgenden Abend etwa 1000 Engländer aus den benachbarten Grubenorten zusammen und fielen in das irische Quartier ein. Es entspann sich nun ein Treffen mit Knitteln, Stuhlbeinen, Schüreisen und Steinen, welches jeder Beschreibung spottet. In zwei Straßen blieb keine Scheibe, kein Fenster und keine Thür verschont. Zwei Abende darauf wurde eine ähnliche Invasion gemacht, bei welcher es indessen nicht zu heiß herging. Das war am vergangenen Freitag. Am Samstag sollte es zu einer Hauptschlacht kommen, da die Engländer beschlossen hatten, die Irländer zu vertreiben. Die Polizei war übrigens zeitig gewarnt worden und in ziemlicher Stärke am Platze, und als das Gesindel, etwa 3000—4000 Menschen, wieder einen Sturm auf die Wohnungen der Irländer versuchte, machte sie mehrere Angriffe, so daß die Aufrührer sich veranlaßt sahen, ihr Unternehmen aufzugeben. Die Stadt ist übrigens noch in großer Aufregung und man erwartet noch weitere stürmische Auftritte.

Mit großem Interesse sieht man in Australien sowohl wie in England dem Verlauf eines Experiments entgegen, dessen Gelingen dem jungen Festland eine Quelle des Reichthums und dem Mutterlande billigeren Fleischgenuß verspricht. Das Schiff „Norfolk“ ist augenblicklich auf dem Wege nach England mit einer Ladung gefrorenen Fleisches. Dasselbe soll nach der Ueberfahrt ganz eben so wohl schmecken, als wenn es von einem eben geschlachteten Thiere herrührt. Der Erfinder des Frierapparats ist an Bord des Schiffes.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 121. Speyer, Dienstag, den 14. October 1873.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Es soll mein echtes
Ich sich offenbaren.

Bedenklich stand es um Florian — deshalb hatte er der schönen Dorothee Liebesfragen nicht beantworten können, wie sie es verdienten, obgleich er es im Herzen that. Erst mußte diese Krise, wie er es nannte, überstanden sein. Gedrängt von Gläubigern, wußte er, daß eigentlich nichts mehr sein war in Haus und Hof. Ein Vermögen, mit dem auf alle Weise gespielt wird, auf das man nicht Acht hat, verrinnt wie Sand. Schon mehr als einmal hatte er an solchem Abgrund gestanden und war darüber hinweggekommen mit einem kühnen Sprung, wie über den Bach im Wald. Es würde wieder gelingen. War er nicht ein Glückskind, dem Alles gelang? Mit vornehmer Lässigkeit hatte er Geld verthan, als wär's Staub, ohne selbst viel davon zu haben; Schmeichler und Bedürftige folgten ihm wie Fliegen dem Honig. Gewohnt viel auszugeben, hielt er Dinge für nothwendig, die es nur reichen Leuten sind. Hatte er selbst nichts mehr, borgte er es von Andern; eine Art Communismus, bei dem er nie zu kurz kam. Den Reichen borgt man leicht, und für reich galt er lange, als er es nicht mehr war. Endlich tauchte Mißtrauen auf: — ist es erst da, wächst es unaufhaltsam, wie der Schatten am Abend. „Mein Sohn," hatte seine alte Mutter gesagt, „hüte Dich vor Geldverlegenheiten, Du weißt nicht, zu welchen Nichtswürdigkeiten sie den Menschen bringen können." Aber die alte Mutter war längst todt, und diesmal gelobte er, wie noch nie, sich zu ändern, wenn er glücklich durchkäme. Vor seinen Sinn trat ihm ein liebliches Bild, sein hübsches Haus voll Gedeihen — Dorothee seine Frau und er ein besserer Mensch.

So schlimm als heut, hatte es noch nie gestanden, das sah er ein. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab, überlegend. Tausend Gedanken durchkreuzten seine Seele, gute und böse, aber die guten schienen alle einfältig, denn sie halfen ihm nicht. Einen Ausweg wußte er wohl, — Anfangs wies er ihn mit Empörung zurück. Die Versuchung ließ nicht ab von ihm und jedes Mal, wenn sie wieder kam, hatte sie eine Entschuldigung mehr mit sich und war weniger schwarz. Es würde dem Andreas, dessen Credit vortrefflich war, nur einen Federstrich kosten. Bekannt als einer der besten Landwirthe der Gegend, pünktlich in Geldsachen, erschien Florian sich gerettet, wenn der für ihn eintrat. Daß er ihn in ein Hazardspiel hineinzog, in Schwindeleien, wenn man es beim rechten Namen nannte, sagte er sich nicht. Andreas hatte ja auch offene Augen; und er würde ihm das Geld bald wiedergeben können. Wie oft hatte er selbst in besseren Zeiten solche Wechsel für Freunde unterschrieben, — oft Freund und Geld verloren, vergaß er hinzuzufügen. Hin zu gehen hatte er doch nicht den Muth. So verging Woche auf Woche, er sank immer tiefer, zuletzt schien ihm nur ein Ausgang noch möglich, den konnte er ja aber immer noch haben.

Die Trinkgesellschaft kam jetzt selten im Vogelnest, aber desto mehr im Wirthshaus zusammen. „Es ist besser," sagte Andreas, „da kannst Du ruhig schlafen, Mütterchen."

„Glaube das nicht," rief sie, „weit schlimmer ist's; wenn Du weg bist, wachsen meine Befürchtungen wie Gespenster. — Geh' nicht von Haus."

„Man kann es den Frauen nie recht machen, irgendwo muß man doch lustig sein können."

„Kannst Du es nicht mehr im Haus? Schlimm, wenn das Wirthshaus behaglicher ist."

„Ach was!" antwortete er, „das Wirthshaus, das ist solch' ein Stichwort von euch. Da denkt ihr immer an verlorene, liederliche Leute, mit denen wirst Du mich soliden Ehemann doch nicht vermengen."

An einem stürmischen Regentage saßen die Männer zusammen in der Wirthsstube. Dieselben wie damals im Vogelnest, nur Florian fehlte, auch wurde statt Bier Grog getrunken. Sie waren in aufgeregtem Gespräche, im Streit über Florian, dessen Geldverhältnisse jetzt Jedem offenkundig dalagen und den Tagesskandal bildeten. Alle bedauerten den jungen Mann, er war, wie gesagt, allgemein Liebling gewesen. Fröhlich, freigebig, bei jedem lustigen Streich der Erste; solch' ein tragisches Ende hatte keiner vorausgesehen. Reichthum scheint den Meisten unerschöpflich und geht doch so leicht zu Ende. Wo aber in Geldsachen für einen Schuldenmacher Hülfe geschafft werden soll, da ist kein Verständiger zu Haus. Jeder zog zurück. Dieser hatte Hagelschaden, jener baute;

der hatte kein Geld, der andere borgte grundsätzlich nie. Keiner fand sich, so sehr sie ihn bejammerten, der dem Ertrinkenden auch nur einen Finger gereicht hätte. Andreas' großmüthige Natur empörte sich darüber; umsonst redete er ihnen zu, bewies, daß wenn sie nur alle zusammenträten, die Sache noch zu machen sei. Sie hatten taube Ohren. „Hilf ihm doch selbst," antwortete der Chor, „Du bist ja so gut im Stande, legst Schätze zurück, wie man sagt, giltst für seinen besten Freund."

„Wär's wie Ihr sagt, stände ich wahrhaftig nicht vor Euch und bettelte," rief Andreas, „aber daß ein Landwirth, wie ich, kein Geld zurücklegen kann für's Erste, wißt Ihr selbst am Besten."

„Das ist wohl richtig", bemerkte einer, „Baares fehlt immer auf dem Land, das wächst leider auf keinem Feld, — aber Dein Name — Deine Unterschrift, die ist so gut wie Geld."

„Ja!" rief ein Anderer, „vor fünf Jahren hab' ich für ihn gut gesagt, jetzt kommst Du an die Reihe."

„Erst nachdem er für Dich eingestanden," schrie Andreas dazwischen, erhitzt von Wein und Zorn. „Muß man Dich daran erinnern, es war als Dir Haus und Hof abbrannte. Du bist nicht in Schaden gekommen seinethalb."

„Das wohl nicht," entgegnete der Angegriffene. „Noch ein Mal thu ich's deshalb doch nicht, es ist immer ein Wagniß. Wenn Jemand in Geldnoth ist, weiß man nie, wie er wieder herauskommt."

„Hätte ich nicht Frau und Kinder," fuhr Andreas auf, „ich fragte nach Eurer engherzigen Vernunft nichts, ginge hin und böte mich ihm an."

„Eben es hat jeder etwas," sagte ein Anderer. „Du verkriechst Dich nun dahinter. Wenns nicht gefährlich wäre, fände sich schon Jemand."

Die Rede ging Andreas an die Ehre. „Ich hab' mich nie verkrochen," erwiederte er, „wer weiß, ich thu es trotz Allem."

„So thäist Du eine Dummheit," riefen Alle.

Das Blut stieg Andreas in den Kopf. „Sagt das noch einmal," schrie er außer sich, „und es ist aus mit uns. Was ich thu', davon habe ich Niemand Rechenschaft zu geben, habe auch nicht Euern Rath verlangt. Ihr halft das Geld verthun, für Euch mag's verständig sein Euch zurückzuziehen, da der Kuchen gefressen ist ohne die Zeche zu bezahlen, mir paßt es nicht. Ich habe die Freundschaft anders verstanden."

Sie suchten ihn umsonst zurückzuhalten, setzten ihm klar die Sache vor, er hörte auf nichts mehr in seiner Gereiztheit, ließ sein Pferd satteln und stürzte auf und davon. „Da geht einer," sagte der dicke Amtmann, „der einen unsinnigen Streich machen wird und sich dabei gewaltig hoch vorkommt."

„Es ist ihm ganz recht," antwortete ein Anderer, „aus anderer Leute Beutel erzeigt man keine Wohlthaten, laß ihn die Zeche allein bezahlen."

Andreas ritt während dessen aufgeregt seiner Wege. An der Stelle, wo der eine Weg zum Vogelnest, der andere zum Florian führte, stockte er einmal, gab dann aber dem Pferde die Sporen, daß es aufbäumte und ritt querwaldein auf das Haus des Freundes zu. Die Hunde schlugen an, als er in das Thor ritt. Ein schläfriger Knecht nahm ihm das Pferd ab. Im Stübchen, wo sie oft fröhlich gescherzt und getrunken, sah er Licht. „Der Herr schläft noch nicht?" fragte er.

„O nein", sagte der Knecht, „unser Herr muß krank sein, hat keinen Schlaf und keinen Appetit, läuft auch die ganze Nacht ohne Ruhe herum. Die alte Trude sagt's, die schläft unter ihm. Es ist recht gut, daß einmal Jemand nach ihm sieht; kommt, ich fürchte, er hat nichts Gutes vor. Sonst gab es doch hier genug Besuch."

Florian erkannte Andreas' Stimme. Er erschrak wie Jemand, an den die Entscheidung des Lebens tritt und den die Kraft verläßt, das Rechte zu thun. Schon in der Begrüßung fühlte er die erregte Stimme des Freundes und woher er kam; durfte er es benutzen? — Warum nicht? War es nicht Schicksal — Glück — was ihn zu ihm führte? Andreas fing mit einem Scherz an, nahm die Pistole vom Tisch und sagte: „Ehe man mit solchen Freunden spricht, redet man doch erst mit anderen."

„Es wollte mich keiner mehr hören," antwortete Florian, „dieser allein blieb mir treu."

„Und ich?" — fragte Andreas, den hübschen jugendlichen Kopf aufrichtend, als wär's sein Sohn.

„Du müßtest ein Tollkopf sein, wie ich es gewesen bin," antwortete er, „um mir zu helfen; Du siehst, wohin es führt. Warum bist Du gekommen, Andreas, ich war schon fertig mit dem Zeug, was man Leben heißt; jetzt aber klammert sich das elende Dasein an neue Hoffnungen, jetzt kann ich nicht mehr sterben, alles in mir lehnt sich dagegen auf, hilf mir, Andreas, rette mich noch das eine Mal."

„Das will ich auch," antworte der, und Alles, was noch von Bedenken in seiner Seele gelegen, verschwand vor der Verlockung, dem Armen zu helfen. „Das will ich, mögen knauserige Seelen darüber noch so sehr die Nase rümpfen und schiefe Mäuler ziehen."

Darauf suchte Florian all' seine Papiere zusammen, und nicht lange, so waren sie ganz versunken in Berechnungen und Vergleichen. Am Ende fragte ihn Andreas, dem die Sache doch etwas bedenklich ward, auf das Gewissen, ob es auch Alles sei, ob er auch nichts verheimlicht habe. Florian verschwor sich hoch und theuer, und so unterschrieb Andreas einen Wechsel für ihn. Das Geld war gedeckt durch ein großes Stück Wald, dessen Bäume nur brauchten schlimmsten Falls geschlagen zu werden. Als es anfing zu dämmern, stieg Andreas auf und ritt heimwärts, zufrieden mit sich und seiner That.

Florian sah ihn den Weg zum Vogelnest einschlagen; es gab ihm einen Stich in das Herz, wenn er an Dorothee dachte. Sollte er ihm nach? — noch war Zeit — ihm Alles bekennen, oder sollte er hinauf in seine Kammer und seiner elenden Existenz ein Ende machen? Nach Art solcher Schuldenmacher, die nie mit Offenheit sagen, wie weit es ist, hatte er

Andreas, troß allen Schwüren, nicht die volle Wahrheit gesagt. Hie und da verschönt, verschwiegen; der Wald, der als Pfand galt, war längst verpfändet; er hatte Andreas verführt, sein Wort an eine verlorene Sache zu wagen. So stand er zweifelnd, bis die Dunkelheit einer frischen Sonne wich, die strahlend emporstieg, heiter wie eine fröhliche Zukunft, und er so jung, so gemacht zum Genuß, sollte fort von dieser Welt. Sein leichter Sinn gewann die Oberhand. Warum sollte das Glück, das ihm eben noch den Retter gesandt, ihm nicht hold sein. Hoffentlich könne er das Geld ersetzen, ehe der Betrug herauskäme, dann hätte die ganze Sache Andreas nur einen Federstrich gekostet, und das wäre er als Freund ihm doch werth.

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Zahnstocher und Mundausspülen. Außer den früher erwähnten Servietten hat man noch einige andere Erfindungen gemacht, um beim Essen hier und da corrigirend eingreifen zu können. So namentlich den Zahnstocher, ein kleines Instrument, das recht anstößig werden kann, wenn man es nicht mit großer Umsicht behandelt. Manche führen es von Elfenbein oder Schildpatt oder anderen hübschen Stoffen, sogar von Gold gearbeitet in der Westentasche und lieben es dann sehr, mögen sie etwas gegessen haben oder nicht — sogar auf Spaziergängen — sich damit zu beschäftigen. Es scheint, als wollten sie dem Publicum zeigen, daß sie extra gut dinirt hätten. In den Gasthöfen und auf den tables d'hôtes scheut man sich nicht, ganze Bündel von solchen kleinen Werkzeugen aufzustellen und mancher Habitué bleibt dann wohl noch ein halb Stündchen nach Tische dasitzen und stochert, ganz nachdenklich und philosophisch in die Welt hinausschauend, in den Zähnen. Dies soll dann vermuthlich vornehm und wohlhäbig aussehen, weil ein Armer entweder gar nichts gegessen hat, was er stochern könnte, oder weil ihm zu einer solchen müßigen Arbeit keine Zeit bleibt. Die Fratzen, die bei dieser Beschäftigung geschnitten werden, verschönern das Antlitz aber nicht, daher sich auch die Damen der Zahnstocher selten oder wohl nie bedienen.

In fashionablen Häusern hat man statt ihrer eine andere Einrichtung getroffen. Man läßt nämlich am Schluß der Tafel jedem der Gäste ein gläsernes, dunkel gefärbtes Schälchen mit kühlem Wasser vorsetzen, in welchem ein ebenfalls dunkel gefärbter, krystallener Becher mit lauwarmem und von einem darin schwimmenden Citronenscheibchen gewürzten Wasser steht. Als dies zuerst aufkam, führte mancher Neuling, der nicht wußte, was seine vornehmen Tischgenossen mit dem ganzen Apparate vorhätten, den Becher, in der Meinung, es sei noch schließlich ein köstliches Getränk darin, zu den Lippen, bis er dann bald zu seiner Verwunderung sah, wie auf einmal die Herren und Damen anfingen sich zu beschäftigen, als stände ein Jedes für sich allein in seinem Schlafkabinet vor dem Waschtisch. Sie tunkten die Fingerspitzen in das kalte Wasser, trockneten sie mit den feinen daneben gelegten Serviettchen ab, nahmen dann einen herzhaften Schluck von dem lauwarmen Citronenwasser, gurgelten und spülten sich alle auf ein Mal geräuschvoll den Mund aus und spieen das Ganze unisono von sich in das Spülschälchen.

Zur Zeit, als Herr von Rumohr seinen Geist der Koch- und Eßkunst publicirte (1828), scheint in Deutschland dieses eigenthümliche, auf Förderung der Reinlichkeit berechnete, aber in der That, gelinde gesprochen, etwas kecke Verfahren noch nicht eingeführt gewesen zu sein. Denn er erwähnt nichts davon. In Frankreich, wo damals (ungefähr zur selben Zeit) Herr Brillat-Savarin seine Physiologie des Geschmacks schrieb, war die Sitte in der vornehmen Welt schon allgemein. Er berichtet, daß früher (gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts) das Mundausspülen bei Tische in den vornehmen französischen Häusern zuerst aufgekommen, aber etwas anders betrieben worden sei. Damals, sagt er, hätten die Tischgäste, namentlich die Damen, unmittelbar nach dem Aufheben der Tafel der Gesellschaft den Rücken zugekehrt und Lakaien hätten unter ihnen ein Glas Wasser herumgereicht. „Die Damen nahmen einen Schluck, spülten sich und spieen Alles schnell in eine Untertasse wieder aus und die Lakaien trugen es weg. Die Operation wurde so vollzogen, daß man kaum etwas davon merkte." Später (in dem jetzigen Jahrhundert), sagt Herr Savarin, hätte man die Sache noch mehr raffinirt und dann den oben geschilderten, schön sein sollenden, aber eigentlich ekelhaften Gebrauch zu Stande gebracht, der ein wenig an eine gewisse andere Gewohnheit der alten Römer bei ihren lucullischen Mahlzeiten erinnert, die freilich noch ärgerlicher war und mit deren Schilderung unsere Professoren des classischen Alterthums uns schon in der Schule in Verwunderung gesetzt haben.

Manieren der Thiere beim Essen. Manche Creaturen gebärden sich bei der Stillung ihres Appetits nichts weniger als gefällig. So namentlich fast alle Fleisch fressenden Raubthiere. Den König der Vögel, den Adler, der uns mit seinem gewaltigen Fluge so hoch erfreut, ein Stück Fleisch zerzausen und verschlingen zu sehn, ist ein höchst widerwärtiges Schauspiel. Und nicht viel besser gefällt uns bei dieser Verrichtung der Gesammtkönig aller Thiere, der — sonst ein so schöner Ausdruck der Majestät — bei seiner Mittagstafel zu einem recht gewöhnlichen Knochenpuler herabzusinken scheint. Sogar unsern sonst so wohl erzogenen Hunden hängt noch manche häßliche Eßsitte aus der Wildniß an, aus der sie stammen. Sie verarbeiten das ihnen zugetheilte Gericht mit außerordentlicher Leidenschaft, werden dabei leicht verstimmt, sogar böse und bissig, lassen Schwanz und Ohren wie Sünder herabhängen, als begingen sie ein Verbrechen, und machen überhaupt eine ganz

mißfällige Figur. Gewisse andere Thiere, die nur erst, nachdem sie gebraten sind, von uns geschätzt werden, wühlen bei ihrer Abspeisung gewaltig im Troge herum, schmutzen sich dabei das halbe Haupt ein, schmecken, schnalzen, schlürfen und arbeiten mit den Zähnen wie Dampfmaschinen, lassen sich so viel um den Bart laufen, als da laufen will. Zugleich werden sie noch unverträglicher als die Hunde und versetzen zuweilen, indem sie kreischen und knurren, ihren Mitessern neidische Seitenhiebe. — Kurz, sie begehen bei ihrer Mahlzeit alle diejenigen Fehler, die ein Mann von Geschmack bei der seinigen sorgfältig vermeiden soll, und können noch nicht disciplinirten Menschenkindern zum abschreckenden Beispiel aufgestellt werden. Viel erfreulicher sind dagegen die nachahmungswürdigen Muster, deren die Thierwelt uns in der That auch nicht wenige liefert. Es ist fast wunderbar, wie die Natur manchen ihrer Kinder so ungemein gefällige, niedliche, anständige, man möchte fast sagen, sittsame Manieren und Weisen beim Essen gelehrt hat. Wie hübsch ist es, wenn die kleinen Singvögel für sich selbst oder für ihre Jungen ein Körnchen auflesen, oder einer reifen Kirsche einen kleinen bescheidenen Bissen aus der blanken Wange holen, oder wenn sie beim Trinken das Schnäbelchen in die klare Welle tauchen, ein angemessenes Portiönchen vorsichtig oben abschöpfen, dann das Köpfchen dankbar zum Himmel wenden und das Tränkchen leise, langsam und ohne Gier, aber auch ohne daß etwas dabei verloren geht, in ihre kleine Gurgel hinablaufen lassen. Auch die Schafe, Kühe und Pferde an der Raufe oder auf der Weide nähren sich ehrlich und anständig, schlürfen auch aus dem Eimer oder aus der Quelle so reinlich und so ganz ohne Ueberstürzung, daß es eine moralische Erbauung gewährt, ihnen dabei zuzuschauen. Die munteren, allerdings etwas naschhaften und feinschmeckerischen Ziegen entwickeln besonders allerliebste Bewegungen, wenn sie mit nickendem Kopfe eine Blume nach der andern auf den Felsen absuchen, oder sich am Rande des Bergvorsprungs malerisch erheben und von einem Gebüsch ein paar Blätter hoch herabholen, die sie dann uns anstaunend so behaglich verarbeiten, als wollten sie es uns bemerklich machen, wie gut es ihnen schmecke. Auch zu unsern kleinen Hauskätzchen, wenn sie ihre Milchtöpfchen abschlürfen oder sonst einen Leckerbissen, den wir ihnen boten, so still und so proper behandeln, als wäre ihnen guter Anstand angeboren, könnte man manche unserer ungezogenen, halbwilden, widerspenstigen Jungen, die bei Tisch sich Mund und Finger mit blankem Fett oder mit blauem Heidelbeersaft bemalen, sich dazu unter einander wie die Struwelpeter zanken, hinführen, damit sie ein Beispiel an ihnen nehmen möchten.

Weidende Pferde — rupfende Ziegen — Pferde an mit frischem Klee gefüllten Raufen — Rehe, die ihren Durst an Waldesquellen löschen — äsende Hirsche sind daher auch von unseren Malern fast noch lieber als dinirende und zechende Menschen zu Thematen von ansprechenden Gemälden gemacht worden, bei deren Beschauung man sich so erquickt fühlt, als tränke und speise man selber mit.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In Bautzen wurden jüngst, um die Wirkung der sogenannten Extincteure vorzuführen, zwei Versuche mit denselben ausgeführt, indem ein Scheiterhaufen, mit Stroh gemischt und umgeben, zwei Mal in Brand gebracht und jedes Mal mit einem Extincteure bei vollkommener Windstille gelöscht wurde, was beim zweiten Versuch durch Auseinanderziehen des Scheiterhaufens unterstützt wurde. Man glaubt hieraus schließen zu dürfen, daß ein kleines, im Freien brennendes Feuer unter Umständen gut gelöscht werden kann, daß die Extincteure aber in Gebäuderäumen nur anwendbar und wirksam sein können, wenn der Brand erst einen ganz kleinen Anfang genommen, und Hitze und Rauch, welche innerhalb der Gebäude zusammengehalten werden und bekanntlich das größte Hinderniß für Feuerwehrmänner bilden, sich noch nicht entwickelt haben, so daß der Träger des Extincteur (eine luftdicht verschlossene blecherne, auf dem Rücken zu tragende, roth angestrichene Butte, kohlensaures Wasser enthaltend, welches durch einen darin befindlichen kleinen Gummischlauch fortgespritzt wird) noch nicht behindert ist, nahe an das Feuer zu treten. Selbstredend erleiden durch Anwendung der Extincteure die Wände, Decken, Fußböden und der Inhalt der Räume nicht nur den Schaden, den Löschwasser überhaupt im Gefolge hat, sondern die in den Extincteuren zur Erzeugung des kohlensauren Gases aufgelösten Chemicalien überziehen und imprägniren die bespritzten Gegenstände. Da nach Verwendung des in einer solchen Butte enthaltenen Wassers die neue Füllung sechs Stunden Zeit bis zur Wiederentwicklung des Löschgases braucht, so erscheint die Anschaffung mehrerer Butten rathsam. Innerhalb der Gebäuderäume sind dagegen die von der k. sächsischen Regierung als Hausmittel empfohlenen Bucher'schen Feuerlöschdosen das zweckmäßigste Löschmittel. Sie wirken trocken (ohne Wasser), beschädigen daher nichts, frieren nicht ein, bedürfen keiner Unterhaltung, sind auch von der schwächsten Person und jederzeit sofort anwendbar, auch wenn Hitze und Rauch im höchsten Grade vorhanden sind, und in Räumen, worin sie fortwährend angebracht sind, löschen sie einen Brand, ehe er von Menschen entdeckt wird und ohne menschliche Beihülfe. Mehrere Staatsregierungen und Städtebehörden haben daher Bucher's Feuerlöschdosen angeschafft, resp. deren Anschaffung Seitens gewisser Gewerbetreibenden zwangsweise verordnet.

In der Nähe von Moskau lebt, wie der „Golos" erzählt, ein Gutsverwalter, um dessen schöne und gebildete Tochter vor kurzem ein junger Kaufmann und Millionär aus Moskau warb. Der junge Mann gewann die Zuneigung des Mädchens, das er mit Artigkeiten überhäufte, und am 17. September, dem Namenstage der Braut, sollte die Verlobung durch ein glänzendes Fest gefeiert werden, das der Millionär veranstalten wollte. Das Fest fand auch statt, aber während der Tafel übernahm sich der Bräutigam im Trinken und entsetzte nun die Gesellschaft durch Ausbrüche unglaublicher Rohheit; er zertrümmerte das Tafelgeschirr und stieß fürchterliche Flüche aus. Der Saal leerte sich augenblicklich, und die Königin des Festes flüchtete sich schreckensbleich in ihr Zimmer. Am andern Tage fand, wie es vorher bestimmt war, ein Ball statt, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Während desselben bat die Braut den Dirigenten des Orchesters, eine Melodie spielen zu lassen, die sie sehr liebte. Das geschah, aber während des Spieles fiel ein Schuß, man eilte auf den Balcon und fand die Braut todt in ihrem Blute liegen. Sie hatte sich mit einem Revolver erschossen; neben ihr lag ein Zettel, worin sie erklärte, sie habe die Zerstörung aller ihrer Illusionen nicht überleben können.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

# Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 122. Speyer, Donnerstag, den 16. October 1873.

* Auf Waldeshöhen.

Ich mag so gern von dunklen Waldeshöh'n
Durch eine schmale dämmergoldne Lichtung
Mit ruh'gem Blick die weite Welt beseh'n
Im Freudenkleid' und Kleide der Vernichtung.

Ob im Gezweig die Lüfte spielen leis
Zum fernen Sehnsuchtslied der Nachtigallen,
Ob draußen brennt der Sonne Feuer heiß,
Ob schaurig heult der Sturm durch Waldeshallen:

Ich seh' vorüber goldne Träume zieh'n,
Die längst ein dunkles Erdenweh' verschlungen, —
Und doch ist mir's, als säh' ich neu erblüh'n
In schönrer Zukunft die Erinnerungen.

Ch. Böhmer.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Hast du die Sorge nie gekannt?

Ernüchtert wachte Andreas auf. — Sibylle war schon aus dem Bett. Sie hatte wenig geschlafen. Erst so lange auf ihn gewartet mit dem Abendbrod, er ließ es jedesmal unsicher, ob er käme, und sie hoffte es immer, weil sie es wünschte; dann wartete sie im Bett, bei jedem Gehen der Thüre meinend, er müsse es sein. Ermattet und erschöpft, lag sie und schlief, als er wirklich kam. Er war sehr leise, denn er wollte nicht gern noch mit ihr reden. Nur ein paar Stunden schlief sie, dann lag sie wieder wach, dachte nach, ordnete, was sie ihm Alles sagen mußte, denn sie mußte mit ihm reden, eine Gardinenpredigt nennen es die Leute, aber oft leidet der Prediger mehr dabei als der Sünder.

Es wurde endlich Morgen. — Andreas schlief, und schlief ruhig und sanft wie ein unschuldiges Kind. Sie wagte nicht ihn zu wecken. — Still stand sie auf, setzte sich an das Fenster und nahm die Arbeit. Vor ihren Augen ging wie beim Florian die Sonne glänzend auf, aber von ihrer Seele wollten die Nebel nicht weichen. — Seitdem sie über das trunkene Kind geweint, waren so bittere Stunden an ihr vorübergegangen, daß die Thränen von damals ihr selbst kindisch vorkamen. Tag für Tag sah sie den Knaben körperlich und geistig in sein Verderben gehen, als ob man Einen ertrinken sieht, den man nicht halten kann. Krank, elend drückte er sich herum, zurückgeblieben im Wachsthum, mit blödem Aug' und zitternden Händen. Sie war den Herzenskummer gewohnt, wie man zuletzt den Schmerz gewohnt wird, der einen nie verläßt. Der Mutter war Gabriel entwachsen. Frauenwort respectirte er lange nicht mehr. Er hatte eine barsche Art mit ihr, die er für männlich hielt und die sie verletzte.

Andreas sah es nicht oder wollte es nicht sehn, wie es mit dem Sohn stand. Unannehmlichkeiten waren ihm von je in den Tod verhaßt. So lang als möglich leugnete er eine Krankheit ab.

„Was thut's, wenn er einmal blaß aussieht?" sagte er, „Dein Jonathan lebt wie ein alter Herr und thut's auch. Trinken muß jeder junge Mensch lernen." „Sonst hat er auch nichts gelernt," antwortete Sibylle, „und was hat's ihm eingebracht? Es bleibt ein Laster; wer dem Bösen den kleinen Finger gibt, den hat er bald bei der Hand."

„Daran seid Ihr Frauen schuld," antwortete heftig Andreas, „warum habt Ihr ihm im Paradies den kleinen Finger gegeben? Nun sind wir einmal Alle in der fatalen Lage."

Hinaus in die Waldschenke schlich der junge Mann sehr oft, kam mit liederlichen Burschen dort zusammen; davon wußte der Vater nichts. Dort war er noch der Feine, unter solchen der Gute, Edle, Kluge, dort paßte sein rohes Wesen, das zu Haus überall anstieß. Sibylle erfuhr es. „Laß ihn nur austoben," antwortete Andreas. „Junger Wein muß gähren. Die nobelsten Geister sind meist durch solche wilde Zeit gegangen, grad die Ausgezeichnetsten." „Wer steht uns dafür, daß er von diesen nobeln, feinen, kräftigen Geistern einer ist," rief Sibylle, „mir sieht er nicht danach aus — kräftig genug, diese widrige Art abzuschütteln, wenn's an der Zeit ist; begabt mit Flügeln, um sich aufzuschwingen aus diesem unwürdigen Elend, das den meisten anklebt wie Pech — Tausende bleiben darin stecken. — Du sagst es selbst — es ist ein Hazardspiel."

„Das ganze Leben ist ein Harzardspiel, und der Glückliche gewinnt," sagte Andreas leichthin.

„Der Glückliche nicht," fiel sie ein, „der Gute, der zum Frieden kommt."

„Frieden gibt es hier nicht, sondern Krieg," entgegnete er. „Weibische Männer würdest Du erziehen, die die Frauen nachher selbst in der Ecke stehen lassen und nach den Kecken greifen, die wer weiß wo mit ihrer Seele gesteckt haben. Du hast es doch auch gethan, oder hast Du mich aus Versehen genommen, hast du gedacht, ich wär' einer von den Zahmen?"

„Gott verhüte, daß ich mich in Dir getäuscht habe," sagte sie besorgt, „daß ich zu unrecht geglaubt, Du könnest Dein Haus leiten. Wir sind ganz in Deiner Hand, ich fühl's immer deutlicher. — Das ganze Glück der Kinder, unser Schicksal hier und dort ruht auf Dir. — Ich habe nichts in der Gewalt behalten. — Alles hab' ich Dir gegeben, Dir anvertraut."

„Nun also," schloß er dann lustig, „beruhige Dich doch, ich stehe für Euch Alle, ich bin der Lenker, Du hast gar keine Verantwortung, wenn die Kutsche umfällt."

Sie hatte gestern wieder viel Schlimmes von Gabriel gehört, aber das war's nicht, wovon sie dem Mann sagen wollte; das hätte sich im Allgemeinen noch so ziemlich gemacht mit Tröstungen von seiner Seite, die er willig gab. Sie wollte um Geld bitten. — Diese schlimme Frage der Frau, die kein Eigenes hat, diese Bettelei unter Eheleuten, die manchem stolzen Herzen bitterer dünkt und ihm schwerer scheint, als dem Bettler gleich die Hand auszustrecken auf der Straße. Die Kinder wurden groß und noch immer sollte dasselbe Geld ausreichen. Nach außen freigebig, ließ er sich in der Familie Stück für Stück entreißen und sprach immer von Einschränkung. Es war, als hätt' er bei seiner Eintheilung den Etat für sie vergessen, und nun kam es ihm immer als etwas Außergewöhnliches, Ueberraschendes, daß die Hemden zerrissen, Kleider, Stiefel, wer weiß, was alles, nicht ewig war. Von Grund aus mußten Neuerungen gemacht werden, Jeder brauchte etwas, wozu das Geld nicht da war. Ein schlimmer Tag für solche Fragen. —

Als Andreas ernüchtert die Welt ansah, erschien ihm die gestrige Nacht wie ein wüster Traum. Was er gethan hatte, stand drohend gegen ihn auf, als hätte er nicht das Recht dazu gehabt. Er sagte nichts davon. Dagegen gab es eins jener traurigen Gespräche zwischen Eheleuten, die das Herz vergiften, die böse Keime legen, aus denen schädliche Pflanzen wachsen, — die das niedrigste Elend an das Tageslicht ziehen, das besser thäte, nie aus den innersten Falten hervorzukommen, weil es sich schämen muß seiner Existenz. Zum ersten Mal ging Sibylle mit dem Gefühl der Bitterkeit von Andreas. Vor ihrem Geist stiegen all' die Lumpen und Scherben auf, der ganze Verfall, den sie mit ihren müden Händen halten sollte. Sie, die Schwache. — Traurig, gedrückt setzte sie sich, um noch einmal zusammen zu flicken, was nicht mehr halten wollte; die ganze Welt nahm für sie eine abgetragene Gestalt an. Als sie jung war — als sie seine Braut war, hätte er ihr mögen die Hände unterlegen, und jetzt, wo sie Jahre lang treu neben ihm gestanden, in angestrengtester Sorge und Arbeit, waren ein paar Groschen zu viel, deren es täglich bedurfte, um die Last leichter zu machen, unter der sie zusammenbrach. Ihre gerechte Seele empörte sich über das Mißverhältniß in den Ausgaben, bald Verschwendung, Prahlerei, dann wieder kein ganzes Bettluch. — Großmuth nach außen, in der Wirthschaft Knauserei, Streit um die größte Kleinigkeit.

Andreas machte das schlechte Gewissen heut rauher als gewöhnlich. Seine Unterschrift, die er dem Florian so leichtsinnig gegeben, tanzte vor seinen Augen. Er Geld geben heut — jetzt! — es war unmöglich! — er vergaß, daß die Frau nicht wußte, was er wußte, und versagte ihr all' ihre Forderungen als unmäßig. Im Zorn ging er fort. Das Getreide, prächtig im Wachsthum, hob seinen Muth etwas. Je weiter der Tag kam, je mehr klärte sich seine Stirn auf. Wenn er das Gedeihen ringsum betrachtete, wurde ihm leichter, das war ja alles Geld — sein Geld. Es that ihm leid, daß er Sibylle so angefahren.

Eine der duftigsten Blüthen brach er ab und ging heim. Sie saß wieder und arbeitete. Der Ausdruck körperlicher und geistiger Ermattung in ihrem Gesicht fiel ihm jetzt doch auf. Wie ein scheuer Liebender legte er die Blume ihr in den Schooß. „Sibylle", rief er, „laß nicht Kleinigkeiten zwischen uns kommen, kaufe, was Du brauchst, ich schaffe das Geld. Haben die Kinder je gehungert? oder sind schlechter gekleidet gewesen, als es für ihren Stand paßt? So wird es weiter gehen, und Du brauchst Dir keine Sorge zu machen, weil noch eins dazu kommt. Welche Freude war sonst in solchem Fall, und wie hast Du getrauert mit mir, als uns klein Lieschen starb. Unsere Lage hat sich wahrhaftig nicht verschlechtert im Haus."

Sie schwieg, denn sie wußte, es war ihr Verdienst, erkauft durch tausenderlei Mühe, durch Nächte voll Arbeit, durch erfinderische Gedanken, die ihre Seele erschöpften. Wenn sie an die kommende Zeit dachte, brach ihr der Muth, und sie kam um Geld bitten.

„Ihr Frauen nehmt alles zu schwer", tröstete er weiter, „es ist eine Noth um eine kleine Wirthschaft, als gäbe es den Staat zu regieren. Ihr plagt uns zu viel, das gibt böses Blut. Laß es doch gehen, wie es geht, das ist oft die beste Manier. — Laß mir die Sorge um Euch, mir gehört sie, mir kommt sie zu."

Sie lehnte sich an ihn, wie in alter Zeit, und dachte: wie himmlisch wär's, könnte ich mich und die Kinder ihm ganz anvertrauen; was hindert mich immer daran? Mir würde sein wie im Elternhaus. Was sollte werden in der langen Zeit, in der sie ihr Haus nicht versorgen konnte. Dorothee — die war nicht zu brauchen im Haushalt, — weit eher der Jonathan, aber der durfte doch nicht so weibisch sein und die Schlüssel nehmen. „Andreas," sprach sie, aus den Träumen erwachend, mit dem feierlichen

Ernst, der oft auf ihr lag, „für eine Weile werde ich ja unfähig. Muß Dir Alles überlassen, versprich mir" — —

„Ich verspreche, was Du willst, mein Herz!" sagte er leichthin.

„Wenn Du nur darauf hältst, daß der Gabriel Nachts zu Haus ist."

„Einem Menschen von sechzehn Jahren kann man nicht nachlaufen", gab er zur Antwort; „das macht uns beide lächerlich, in der Sache muß man auf Zeit und Vernunft rechnen. Wir können nicht viel mehr thun."

Jetzt konnte man nichts mehr thun, aber früher. Er fuhr fort, ihr Muth einzusprechen, meinte leichthin, Gott würde für sie Alle sorgen, ohne viel Gedanken, die dem Himmel gehörten. Sie sog soviel Trost daraus, als eine Biene aus der letzten Blüthe Honig, eh' der Winter kommt.

(Fortsetzung folgt.)

Essen und Trinken.

Eine kleine Aesthetik der Mahlzeiten.

Von **J. G. Kohl.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Schlußwort über die zwanglosen Mahlzeiten. Ohne Zweifel könnte man das Thema, welches ich hier nur kurz, leider sehr lückenhaft und fast nur primis labris berührt habe, noch viel weiter ausspinnen und noch viele andere Regeln; ja einen ganzen Canon von Vorschriften darüber aufstellen, wie man das Essen und Trinken behandeln solle, um eine ganz correcte, perfecte, durchaus gefällige, untadelhaft anständige und anmuthige Mahlzeit herauszubringen. Daß für das Elaborat eines solchen vollständigen Codex über die Eßkunst und über die Aesthetik und Philosophie der Mahlzeiten hier nicht Platz genug ist, mag vielleicht schade sein. Aber eine Bemerkung, die ich zum Schluß noch hinzufügen will, soll mich und vermuthlich auch meine Leser darüber trösten. Nämlich diese, daß es eine ganze Menge von herrlichen und völlig befriedigenden Arten von Mahlzeiten gibt, bei denen jeder Codex vollkommen überflüssig ist; Diners, bei welchen — ohne dadurch ihrer Anmuth zu schaden — alle Anstandsregeln aufgehoben werden können — Soupers oder Déjeûners à la fourchette, bei denen es durchaus Einerlei ist, wie man die Gabel hält, ob man den Bissen klein oder groß nimmt, ob man den Löffel quer oder mit der Spitze in den Mund practicirt, ob man beim Trinken die Nase tief ins Glas steckt oder die Lippen bloß am Rande des Bechers ansetzt — und daß wohl am Schlusse der Rechnung gerade diese ungeregelten und zwanglosen Mahlzeiten die allererbaulichsten und bei Weitem die angenehmsten von der Welt sind. Bei einem Picknick im Freien, wenn man wie Odysseus und seine Gefährten am Strande des Meeres oder auf einem blumigen Rasen unter einer Eiche sitzt und wie Homer sich ausdrückt, „die liebe Seele mit Trank und Speise labt", da kann man alle jene gegebenen und noch zu gebenden Eßregeln und Tafelgesetze bei Seite schieben. Da ist man aller Gêne der wählerischen Etikette ledig und diese und ihre Spitzfindigkeiten gehen dabei in blauen Dunst auf.

Bei einem Jagdimbiß, wo man im Walde gelagert ist, zieht man das kalte Huhn oder die Wurst, oder das Stück Käse, das eine befreundete Hand dem Jäger in Papier gewickelt in die Tasche gesteckt hat, hervor, zerschneidet es kreuz und quer mit dem Jagdmesser, wie es eben paßt, thut den Mund weit auf, daß man das elfenbeinerne Gebiß sehen kann, kaut und schlürft, wie es eben geht und schmackt wohlgefällig dabei, was sich wie alle im engen Salon so sehr störende Geräusche in den weiten Räumen der Natur schnell und ohne Echo verliert. Da findet es auch Niemand tadelnswerth, wenn man mit der Zunge oder mit dem Finger nachhilft. Diesem dient das Gras als Serviette. Da hört auch alle Abstufung der gesellschaftlichen Rangclassen auf. Jeder sitzt auf seinem Platze oben an. Auch die ehrlichen Landleute und sogar die vierbeinigen Gefährten der Jäger, die treuen Hunde, sind dabei und speisen mit ihren Herren, ohne daß es Jemanden „chekirt", wo nicht aus demselben Napfe, doch aus derselben Hand. Für solche ungekünstelte Naturmahlzeiten kann man die Hälfte des Sitten- und Anstandscodex entbehren und sie sind durch sich selbst und durch die in ihnen waltende Poesie so genußreich und angenehm, wie kein raffinirtes Nachdenken und keine Philosophie sie herauspoliren können.

Auch sind eben für diese zwanglosen Picknicks, Wald- und Jagdfrühstücke, diese Diners à la Homer und ihnen ähnliche Mahlzeiten unsere Dichter und Künstler am liebsten thätig gewesen. Für sie und nicht für jene ceremoniösen, feierlichen und diplomatischen Bankette haben sie ihre munteren Tischlieder gedichtet. Zwar haben die Maler zuweilen auch große Festins und Gallaschmäuse, bei denen ein König oder Magnat all' seinen Glanz entwickelte — großartige Hochzeiten zu Canaa und dergleichen dargestellt. Solche Bilder mögen für die Paläste Venetianischer Nobili, für die ein Paul Veronese arbeitete, willkommen sein. Wir Anderen finden sie meist langweilig. Weit besser ist unseren Künstlern die Behandlung anderer bescheidener, unceremoniöser Speisungen gelungen, Themata, bei denen von „Anstandsmäßigkeit", von „fest angeschlossenen Ellenbogen" und von „correcter Haltung des Löffels" und dem „Gebrauche des Messers und der Gabel" gar nicht die Rede war, denen dagegen irgend ein rührendes oder erheiterndes, oder sonst zum Herzen sprechendes Motiv zum Grunde lag.

Solche in ästhetischer Hinsicht gute und eines Pinsels würdige Sujets aus Küche und Eßzimmer sind z. B. das schon von mir citirte Bild Murillo's, auf welchem die Armuth sich ein Mal bene thut, jener die saftige Melone ausschlürfende spanische Knabe.

Oder das oft behandelte Thema der Speisung des hungrigen Volks durch die unter des Heilands Händen vervielfältigten zwei Fische. Eben so die durch viele Lithographien und Kupferstiche bekannt gewordene arme alte Frau, die fromm uud dankbar betend vor ihrem dampfenden Kartoffelgericht sitzt, zu dem sie als Zuthat nichts hat, als einen magern Häring. Auch wenn die Liebe bei einer Abspeisung thätig ist, wie z. B. auf einem ebenfalls sehr bekannten Bilde, auf welchem ein arabisches Mädchen ihrem jungen braunen Liebhaber am Brunnen einen kühlen Trank zwischen seine durstig und dankbar vorgestreckten Lippen schüttet, auch da mag ein Maler zeigen, was Zeichnung und Farben ausrichten können. Eben so vermögen auch solche Mahlzeiten, die eine wohlverdiente Belohnung nach gethaner Arbeit sind, uns mit besonderer Sympathie zu erfüllen, wie z. B. wenn italienische Schnitter, ihre Polenta verzehrend, gutmüthlich zusammengerückt sind. Auf einer Bildergalerie in Prag ist ein sehr anziehendes Bild (von Rubens?), auf dem ein junger Mann einem hübschen Mädchen eine Pfirsich vor den Mund hält, in die sie mit ihren Elfenbeinzähnen eben zierlich einbeißen will, und wobei er mit verlangendem Auge ihre Corallenlippen betrachtet. In solchen Momenten freilich hört Eßkunst und Aesthetik auf, und was über aller Kunst und Aesthetik steht, die schöne Natur tritt in ihre Rechte. Wir Anderen aber wollen einstweilen an unserm kleinen Tafelkatechismus festhalten!

Miscellen.

Der P. Al. theilte in einigen seiner letzten Nummern unter dem Titel „Das Militär-Duell“ eine Reihe von bekannteren Duellaffairen mit, welche die Unvernünftigkeit eines Instituts, das „den Tod um das Recht befragen wolle“, darthun sollen. Unter andern werden auch die Einzelheiten des durch einen neu veröffentlichten Brief Friedrich Wilhelm's IV. in Erinnerung gebrachten Duells zwischen Hinkeldey und Rochow folgendermaßen erzählt: „Welch' eine Aufregung durchzitterte am 10. März 1856 Berlin — und dann die Welt, als es hieß: der Präsident v. Hinkeldey ist vom Lieutenant Hans v. Rochow in der Jungfernhaide hinter Charlottenburg im Duell erschossen! Nein, Das war ja nicht möglich — nicht einmal denkbar: der gestrenge Präsident der Polizei — der erste Wächter des Gesetzes im Duell gefallen — frevelnd am Staatsgesetz . . . Und doch! Bald erfuhr man die Details. Die Polizei war schon lange in Conflict mit dem berüchtigten Berliner Jockey-Club und dessen Orgien in einem Hause Unter den Linden. Herr v. Rochow war unter den Führern der blaublütigen goldenen Jugend. O, wie die den Polizeipräsidenten haßte; es kam zu den persönlichsten Reibungen. Hr. v. Hinkeldey ging zu Friedrich Wilhelm IV. und bat ihn um Erlaubniß, energische Schritte gegen den Jockey-Club einschlagen zu dürfen. . . Der König wollte es mit seinem höchsten Adel nicht ganz verderben. Der hetzte den Polizeipräsidenten jetzt erst recht lustig. Ein Duell zwischen Hinkeldey und Rochow schien nach adeligen Ehrbegriffen unvermeidlich. Hinkeldey suchte beim Könige um die Erlaubniß dazu nach. Der König gab sie nach langem Sträuben und mit schwerem Herzen. In der größten Stille traf Hinkeldey seine Vorbereitungen. Er nahm eine Droschke, setzte auf den Bock einen Schutzmann und holte zunächst seinen Hausarzt, den Dr. Hassel ab — dann den Polizeidirector Maas in Charlottenburg. Beide erfuhren erst unterwegs den Zweck ihrer geheimnißvollen Fahrt. In der Jungfernhaide, auf einem schattigen Rondell, steht ein einfaches Granitkreuz. Dort ist der Polizeipräsident v. Hinkeldey, mit Rochow's Kugel in der Brust zusammengebrochen. Hr. v. Rochow hat kurze Zeit Festung gehabt. Der Dr. Hassel ging seit jenem Tage, der ihm eine so blutige Ueberraschung brachte, wie betäubt umher. Er starb bald darauf an Gehirnerweichung. Für die Hinterbliebenen Hinkeldey's wurde in ganz Preußen — ja über dessen Grenzen hinaus gesammelt. Der mächtigste Mann Berlin's war so ehrlich gewesen, arm zu sterben.“ — Ueber ein anderes Duell berichtet der P. Al. folgendermaßen: Ein wirklich barbarisches Duell versetzte vor jetzt gerade 30 Jahren die Welt in Aufregung. In Karlsruhe lebte Moritz von Haber, ein Bruder des Baron Louis von Haber in Wien. Moritz von Haber war ein sehr thätiger Agent des spanischen Kronprätendenten Don Carlos gewesen. Deßwegen und als geborenen Israeliten haßten ihn die adeligen Officiere von Karlsruhe, und der Artillerie-Oberlieutenant Freiherr Julius v. Göler und sein Freund Sarachaga zettelten eine Intrigue an: „Moritz von Haber in der Karlsruher Hofgesellschaft unmöglich zu machen!“ Sie wußten es durch allerlei Verleumdungen auch wirklich durchzusetzen, daß Haber's Name in der Subscriptionsliste zu dem der Großfürstin Helene und der Herzogin von Nassau in Baden-Baden gegebenen Balle gestrichen wurde. Haber ließ Göler sogleich durch den Russen v. Wereskin fordern. Göler legte die Forderung einem Ehrengerichte von Cavalieren zu Baden und dann von Officieren zu Karlsruhe vor. Letztere veröffentlichten in der Karlsruher Zeitung den Spruch des Ehrengerichtes: „Herr von Göler kann sich nicht mit Herrn von Haber schlagen!“ Gründe fehlen. Da ließ der auf's Aeußerste gehetzte Haber an den Straßenecken von Karlsruhe und Baden Plakate schlagen, in denen er kurz den Sachverhalt darlegte und Göler einen ehrlosen Feigling nannte. Inzwischen hatte auch Herr v. Wereskin als beleidigter Cartellträger Haber's dessen Gegner gefordert. Im Hardwald bei Rastatt standen sich der Russe und Göler gegenüber: gezogene Scheibenpistolen, 10 Schritt Distanze. Beim zweiten Kugelwechsel fühlte sich Göler in die Brust getroffen, hatte aber die Kraft und die — Wuth, die Wunde mit der Linken zusammenzupressen und — nachdem zwei Zündhütchen versagt hatten — eine andere Pistole zu ergreifen . . . In der nächsten Minute war Wereskin eine Leiche — der letzte von drei Brüdern, die nun sämmtlich im Duell gefallen waren . . . Nach zwei Tagen starb auch Göler mit dem Vermächtniß an seinen Freund Sarachaga: die Vernichtung Habers. Am 14. Dec. 1843 kam es zwischen Sarachaga und Haber zum Duell. Sarachaga hatte die unerhörte Bedingung gestellt: Es wird fortgeschossen, bis Einer todt vom Platze getragen wird. Selbst auf den kampfunfähig Gefallenen darf geschossen werden! Die Secundanten hatten diese Barbarei abgelehnt, jedoch den Duellanten eigene gezogene Pistolen gestattet. Obgleich, oder richtiger, weil Schnee lag, zog Sarachaga seinen Rock aus, um dem Gegner das Zielen zu erschweren. Die Umrisse des weißen Hemdes verschwanden ganz auf dem Schnee. Die Duellanten traten, jeder mit zwei eigenen Pistolen, auf 15 Schritt Barrière an. Sarachaga fehlte mit beiden Kugeln. Haber schoß mit seiner zweiten dem Gegner durch's Herz . . .

Vom badischen Oberwalde, 8. Oct. Die **Kartoffelernte** wäre bei uns eine vollkommene zu nenneu, wenn nicht die Fäulniß so großen Schaden verursacht hätte. In manchen Gegenden sind mehr als die Hälfte der Kartoffeln angefault und deßhalb zur Aufbewahrung unbrauchbar. Die Landwirthe sieden die kranken Kartoffeln, zerstampfen sie und salzen sie zur Vieh- und Schweinefütterung in Kisten, Ständern, alten Fässern ein. Wo größere Massen vorhanden sind, gräbt man Löcher in die Erde, füttert sie mit Brettern aus, und bewerkstelligt auf diese Art das Einsalzen. Auch im obern Rheinthal bei Säckingen, Laufenburg, Waldshut ꝛc. hat die Fäulniß viel geschadet.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 123. Speyer, Samstag, den 18. October 1873.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Es hat kein Lichtgedanke
Mir Trost gebracht um Mitternacht.

Finstrer war noch keine Nacht gewesen, nirgends ein Leuchten, wie Nebel fiel der Regen herunter. Gabriel saß in der Waldschenke und spielte. Das Glück war gegen ihn — oder vielmehr, die mit ihm spielten, verstanden es, das Glück auf ihrer Seite zu behalten. Jakob strich lachend eins nach dem andern ein. „Auf Credit,“ sagte er jetzt, „Dein Vater bezahlt, der ist reich und Du wirst doch wohl klug genug sein, Dir von dem vielen Geld, das er heut für den Rappen bekam, etwas zu verschaffen. Väter halten immer die Söhne zu knapp, ich würde mir das nicht gefallen lassen.“

Stumm und ingrimmig spielte Gabriel weiter. Seine stumpfen Sinne faßten nur halb seine Lage. Immer verlor er. Der Wirth warnte, ihm war nicht wohl bei der Sache. „Hört auf, Junker Gabriel,“ sagte er, „ich bekomme sonst Händel mit dem Herrn. Die Polizei hat mich so auf dem Zug. Feinde, Brodneider wollen mir das Gewerbe legen. Hört auf, Jakob! ich duld' es nicht länger.“

„Es ist auch genug für heut,“ meinte der, stand auf, und als Gabriel auffahren wollte, sagte er: „Erst bezahl', was Du schuldig bist, eh' spiel' ich nicht weiter.“

Mißmuthig schlich der Jüngling durch den Wald, der mit seinen nassen Zweigen ihn bald hier, bald da wie eine kalte Hand über das Gesicht fuhr. Dann und wann sah er sich scheu um — glaubte Jemand zu hören, der ihm folgte — er sah Niemand, aber wie er am Garten war, tauchte Jakob's verwilderte Gestalt auf. „Was willst Du hier?“ fuhr Gabriel auf, um seine Angst zu verbergen, allein in der Dunkelheit war ihm Jakob nicht geheuer.

„Mich bezahlt machen,“ antwortete der, „ich könnte lang warten, wollt' ich Geduld haben bis Du mir das Geld brächtest.“

„Den Hund werd' ich auf Dich hetzen!“ rief der Jüngling.

„Der Hund ist todt, vergiftet!“ antwortete der unheimliche Geselle, „ich mache nicht lange Federlesens, was mir in den Weg kommt räume ich fort. Mach' — eil' Dich — gieb den Schlüssel gutwillig — ich werde mir das Geld selber holen. Spar' Dir unnützes Gelärm. Du hast auch keinen Grund laut werden zu lassen, mit wem Du lebst.“

Trotzdem versuchte Gabriel zu schreien — mit ihm zu ringen, alles, was noch von Kraft in seinem elenden Körper und Geist war, zusammenraffend in der Noth des Augenblicks. Aber Stimme und Hand versagte. Mit einem Schlag über den Kopf, der ihm die Sinne benahm, warf ihn Jakob zu Boden, seine Schwäche verspottend. „Dummer Junge,“ sagte er, „glaubst Du, Du brauchst nur zu rufen, und ich werde ruhig vom Taubenschlag abziehen, weil es Dir nicht paßt, daß der Fuchs da ist.“ Er zog ihn in das Gebüsch, nahm ihm den Schlüssel aus der Tasche, schloß auf und schlich lautlos in's Haus. Aus der Diebslaterne fielen dann und wann Strahlen, wie ein scheuer Blitz. Er hoffte Alles würde schlafen. Wo Geld lag, hatte er erfahren. Schlösser öffnen war ihm leicht. Andreas war nicht im Vogelnest, von Männern Niemand als Jonathan und ein Knecht, der im Hinterhaus schlief.

Es ging auch ganz gut, schon hatte er, was er wollte. Plötzlich aber stand er seiner Mutter gegenüber, die mit Licht kam, um etwas zu holen für den Kleinen, der unruhig war. Sofort erkannte sie ihn, obgleich der helle Schein, zitternd durch ihre unruhige Hand, nur ein einzig Mal aufflackerte und erlosch.

„Ich wollte Euch dies ersparen, Mutter!“ sagte der Taugenichts, „und Euch im warmen Nest ungestört lassen; nun führt der Teufel Euch daher. Gabriel war ein besserer Weg zu ihrem Haus, als Ihr, verrathen werdet Ihr mich nicht?“ Sie zitterte in einem fort, daß ihr die Zähne aufeinander schlugen.

„Ich konnte nicht anders,“ fuhr er barsch fort. „Man holt's, wo man's kriegt. Mir geht es nicht wie Euch, der es zufließt. Werdet Ihr mich etwa anzeigen?“ Sie schwieg noch immer.

„Was geht es euch an? Bleibt ruhig, wo Ihr seid. Sind sie nicht selbst Schuld, daß ich in ihr Haus kam? Ihr Sohn hat das Loch gemacht, durch das ich hineinkroch.“

Aber sie schüttelte trostlos den Kopf. „Nein! Nein!“ sagte sie, „nach dieser Nacht, nachdem ich Dich hier so gesehen, Jakob, kann ich kein Stück Brod mehr mit

ihnen essen, nichts mehr von ihnen annehmen, es ist aus damit, aus wieder mit dem guten sorglosen Leben, und ich bin doch so alt, um immer wieder anzufangen." Sie setzte sich auf die Treppe und weinte bitterlich. „Fort muß ich wieder — fort! mein Brod zusammen betteln, wenn ich es nicht stehlen will — verhetzt — verstoßen."

Der Bursch' stand neben ihr. „Warum habt Ihr Euch eingedrängt, wo Ihr nicht hin gehört, zu den Rechtschaffenen? Da haben wir nichts mehr zu suchen. Ich habe jetzt Geld für uns beide — zu mir gehört Ihr, Mutter geht mit mir. — Es gibt jetzt wieder ein Stück lustiges Leben und gute Tage."

„Deine Wege geh' ich nicht mehr" — fuhr sie auf — „es packt mich ein Abscheu vor solchem Glück — Stell' Dich nicht mehr mit mir zusammen, ich habe nie etwas veruntreut. Du allein bist Schuld an der Schande, die ich trage."

„Nun, wie Ihr wollt," sagte er, „Güter muß man Niemand aufzwängen, macht was Ihr wollt, nur verrathet mich nicht, bis ich ein Stück Weg's fort bin. Es wäre eine niederträchtige That für eine Mutter, schlimmer als je eine begangen."

„Nein! nein!" sagte sie, ihn fortdrängend, „ich bin ja das Lügen gewohnt; ich werde Dich nicht in's Zuchthaus bringen. Geh' — geh' — eile, mach' Dich fort!"

Die Alte saß noch eine Weile stumm — wie gelähmt — dann stand sie auf — zündete das Licht wieder an, band ihre Sachen aus der Truhe in ein Bündelchen und ging zum Haus hinaus. Vor der Thür — stieß sie auf den todten Hund. „Es soll kein Unheil weiter durch mich geschehen," murmelte sie, indem sie hastig vorwärts schritt. „Ja, wir sind wie eine ansteckende Krankheit, und der Böse soll nicht wohnen neben dem Guten. Warum wollt' ich glücklich sein? Hab' ich mich nicht selbst auf die Seite gestellt zum Jakob — da ist nachher kein Wählen und kein Unterschied mehr."

Sie verkroch sich im Wald. — In der Schenke wollte sie der Wirth nicht aufnehmen. „Macht, daß Ihr fortkommt!" sagte er, „nach Euch und Eurem saubern Sohn wird man das Haus umdreh'n. Ich weiß schon darum. — Geht, bringt mich nicht in's Unglück. Warum haltet Ihr Euch nicht zu ihm, er hat jetzt Geld genug, für mehr als zwei." Zitternd vor Kälte und Nässe suchte sie einen anderen Schlupfwinkel, — eine verfallene Hütte. „Ich will ja Niemandes Unglück mehr," sagte sie, „ich wünsche mir nur ein Glück, den Tod."

Im Vogelnest war Zerstörung. Gabriel wurde gefunden — besinnungslos, verletzt — es bedurfte kaum so viel, um den Schwachen vollständig niederzuwerfen. Die Sprache hatte er verloren und, wie es schien, auch die Sinne — was er stammelte, verstand Keiner. Sibylle saß an seinem Bett — stumm — thränenlos vor Jammer und Elend. Abends kam Andreas, — er entdeckte erst, wie viel am Gelde fehlte. — „Hättest Du doch das Gesindel nicht in das Haus genommen!" rief Sibylle, „warst Du stark genug, es Dir vom Leibe zu halten? Warum unterfingst Du Dich, das Böse zu überwinden, als wärst Du der liebe Gott? Wo ist das Gute, das Du ihm entgegengesetzt hast? Du hast Dein Kind zu Grunde gerichtet!"

„Nimm doch nicht Alles so scharf," antwortete er, „es ist mir unangenehm genug, daß das Geld fehlt. Der Junge wird schon wieder zurecht kommen. — Er wird sich fortan von schlechter Kameradschaft entfernt halten, wenn er sieht, wohin es führt. Ich kann mir die Geschichte schon zusammenreimen, die Alte steckt natürlich darunter, ebenso gut als der Sohn. So etwas hält zusammen wie die Kletten. Sie soll jetzt keinen barmherzigen Herrn an mir finden. Auch das Wirthshaus muß fort."

Eifrig verfolgte er die Alte mit dem Sohn, — der ganze Wald wurde abgesucht.

Am zweiten Tage fand man die Frau, halb verhungert, halb erfroren. — Geld hatte sie nicht, nur ihr Bündelchen und ein Stück Brod, das ihr der Wirth gegeben.

Sie leistete keinen Widerstand. Als sie vor Andreas geschleppt wurde, wiederholte sie immerfort: „Ich bin Schuld, — straft mich, — es wäre mir am liebsten, der Herr schlüg' mich gleich todt!"

Wo das Geld wär', wollte sie nicht wissen, leugnete auch, den Sohn gesehen zu haben.

Es glaubte ihr Keiner, aber man fand auch keine Schuld.

Gabriel konnte kein Zeugniß abgeben. Der Schrecken der Nacht war offenbar in seinen Fieberträumen, aber zum Ausdruck kam er nicht.

Andreas blieb dabei: der Junge kommt schon wieder zurecht, — aber es hatte nicht den Anschein.

Dem Wirth der Waldschenke war nichts zu beweisen. Andreas betrieb ihre Auflösung mit Haß, drang darauf Tag für Tag, aber sie hatte sich jetzt festgewachsen wie ein bösartiger Schwamm.

Jakobe hielt man eine Zeitlang gefangen und entließ sie dann, um sie nicht länger zu füttern. Mühsam zog sie von dannen. Einer schenkte ihr noch etwas auf den Weg. Instinctiv, wie das Thier Schutz sucht, nahm sie den Waldpfad, der ihr oft ein Schirm gewesen.

Wieder war's Nacht — kein Stern — kein Licht. — Schwerfällig kroch sie entlang, — ihr altes Leiden am Bein hatte sich wieder gemeldet, eins, wofür es keine Heilung gab, wie der Arzt sagte.

Sie kam bis zur Waldschenke — die Fensterchen waren hell. Gewohnt zu betteln und abgewiesen zu werden, klopfte sie doch wieder an.

Der Wirth kam selbst heraus.

„Was! Mutter Jakobe, seid Ihr's?" rief er — „kommt herein. Mein Himmel, wie schlecht Ihr aussehet! — kommt, setzt Euch, — die Sachen haben sich ganz zu Euren Gunsten gewandt. — Kommt herein! Ruht Eure elenden Knochen aus."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Persiflage auf Thiers.

Paris, 6. Oct. Der geistreiche Feuilletonist des „Français", Herr Bernadille (Pseudonym), gibt in diesem Blatte eine vortreffliche Persiflage des eitlen Expräsidenten zum Besten. Er läßt den Schustermeister Fritz Schumacher, die „Blüthe der hohen Pariser Schusterei", an sein „Journal des Bottiers" einen Bericht über eine politische Unterhaltung mit Thiers richten. Der Expräsident war von seinem Schweizer Ausflug mit arg zugerichteten Stiefeln und Pantoffeln in Paris angekommen und hatte seinen langjährigen Lieferanten Meister Fritz zu sich beschieden. Derselbe läßt sich von seinem ersten Gesellen, einem Toulousaner begleiten, welcher den „berühmten Greis" bezüglich der Candidatur Rémusats in seiner Heimat zu interpelliren wünschte. Die beiden Bürger kamen Früh um 7 Uhr bei Thiers an und erfuhren von seinem Kammerdiener Louis, daß schon drei Deputirte der äußersten Linken, zwei vom linken Centrum, Redacteure des „Rappel", der „Republique Française", des „Siècle", des „Bien Public" und ein Regenschirm-Fabrikant der Audienz harren. Die Schuster werden vor allen diesen Clienten eingeführt und von Thiers mit gewohnter Leutseligkeit empfangen. Der Meister erklärt dem Expräsidenten einen neuen Stiefelmechanismus, welcher von Thiers sofort begriffen wird. „Seine universellen Kenntnisse sind wirklich staunenswerth und wäre Thiers nicht der erste Staatsmann, so könnte er der erste Schuster Frankreichs sein", meint Meister Fritz. Thiers weigert sich indessen mit gewohnter Bescheidenheit, die Erfindung mit seinem Namen taufen zu lassen, indem er sagt: „Wir wollen den Verläumdungen keinen Anlaß geben. Nennen Sie ihn einfach „Befreiungsschuh"; alle wahren Patrioten werden verstehen und ich werde in der Reserve bleiben, die ich mir auferlegt habe." Dann entwickelt sich während des Maßnehmens folgender Dialog: Meister Fritz erklärt sich als conservativer Republikaner, welcher sich zu den Grundsätzen der Ordnung bekennt. — Ja die Ordnung, ruft Thiers, ich bürgte für dieselbe. Ich war ihr Zeugniß und und ihre Garantie. Ich und Ordnung sind Synonyme.

— Aber die Freiheit? warf der Toulouser ein. — Auch die Freiheit! Mein ganzes Leben lang habe ich für dieselbe gekämpft. Ich habe ihr meine ganze Geisteskraft gewidmet. Die Freiheit in der Ordnung; die Ordnung und die Freiheit . . . — Und die Revolution! fügte der Toulousaner hinzu. — Und die Revolution, ganz richtig, antwortet Thiers. Was braucht Frankreich? die Ordnung und die Revolution, voilà tout. Ich bin Kind und Diener der Revolution. Ich habe ihre Geschichte mit kindlicher Pietät geschrieben. Ohne sie wäre ich nichts. Ihre Sache wird stets meine Sache sein.

— Denn, aufrichtig gesprochen, fährt Toulousain-la-Platine fort, ich bin für Gambetta. — Aber wie denn, mein Freund! ich auch! Gambetta ist mein Waffengefährte, mein junger und tapferer Bundesgenosse, — ich sage nicht Sohn, weil man nur zu gut weiß, daß mir die Natur keinen gegeben hat, aber mein Neffe, — mein Schlingel von Neffe, wenn Sie wollen, fügte der Alte mit einer geistreichen Bonhomie hinzu . . . — Auch Duportal liebe ich sehr. — Herr Duportal ist verläumdet worden. — Wie die Commune überhaupt. — Toulousain! warf hier Meister Fritz erschrocken ein. — Lassen Sie, beruhigte ihn Thiers mit einem Zeichen der Hand und erklärte dem jungen Arbeiter plötzlich sehr ernst: Die Commune war eine unglückselige Verirrung. — Indessen behauptet Duportal, daß sie etwas Gutes hatte, daß dabei eine Idee im Spiele war. — Ach, wenn Sie mir sagen, daß dabei eine Idee war, so haben Sie recht. Weshalb hat man mich nicht um Rath gefragt? Wir hätten die Idee gemeinschaftlich durchgeführt. Aber nein, sie handelten wie Berauschte, wie Kinder. Sie haben mich gezwungen, sie zu bekämpfen, und das hat mein Herz zerrissen. Ja, eine unselige Verirrung, schloß er mit Festigkeit. Der Toulousaner, ich muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, hatte den Tact, nicht weiter über diese Frage zu sprechen. Vielmehr begann er: Eh bien, Herr Thiers, was denken Sie über die Candidatur Remusat's? Sie wissen, daß dieselbe von Duportal unterstützt wird? — Und eben dadurch beweist Herr Duportal, daß er in Wirklichkeit ein politischer Mann ist, — ich sage es trotz der Mißverständnisse, welche es zwischen uns gegeben hat. Was Remusat betrifft, fuhr er fort, indem er an den Camin gelehnt den linken Fuß emporhob, um Maß nehmen zu lassen, so ist er mein Freund und ich bürge für ihn, als für einen eminenten, meiner Person und der gesunden Demokratie ergebenen Mann. Die Republik kann durch eine solche Allianz sich nur geschmeichelt fühlen. Herr v. Remusat hat die vorzüglichsten Bücher unseres Zeitalters geschrieben. Sie haben sein Werk über Abälard vielleicht nicht gelesen, Herr Toulousain? — Nein. — Nun wohl, ich rathe Ihnen, Ihre Mußestunden zu dieser Lectüre zu benützen und Ihren ganzen berechtigten Einfluß bei Ihren Mitbürgern für seine Candidatur zu verwenden.

Miscellen.

Eine Gerichts-Sache aus dem Bezirke Frankenthal verdient mitgetheilt zu werden, um harmlosen Reisenden Warnung zu geben vor Betrügern, wie sie namentlich bei frequenten Eisenbahnstationen in folgender Weise ihr Geschäft treiben. Ein solcher Herr tritt zu einem Reisenden, der über das Mißgeschick klagt, daß der Zug schon abgefahren sei; der Herr tröstet ihn, es sei ihm gerade so gegangen, man müsse nun noch ein Glas Bier trinken, er wisse, wo es gutes gebe. Der Reisende sieht nicht, daß zwei andere Herren ihn und seinen Begleiter beobachten und in dasselbe Wirthshaus gehen, in welchem auch sie einkehren. Hier kömmt nun plötzlich eine Spielkarte zum Vorschein; man zeigt dem Reisenden zuerst ein Kunststück; die zwei andern Herren spielen dann das sogenannte Napoleonsspiel, wobei drei vorgezeigte Karten neben einander verdeckt auf den Tisch gelegt werden, von welchen dann eine gerathen werden muß, um den daraufgesetzten Betrag verdoppelt zu bekommen. Die Herren spielen hoch, nämlich um 11 fl., und der Gewinner streicht sein Geld kaltblütig ein. Unser Reisender denkt: das ist doch leicht zu

errathen und probirt es einmal mit einem Sechser, wobei er richtig gewinnt. Nun probirt man's auch mit einem Thaler, aber — o weh! das Glück hat sich gewendet; der Thaler ist verloren. Was weiter geschehen wäre, wissen wir nicht; die Gendarmerie trieb die Bande auseinander. Genau Obiges geschah am 28. Juli l. J. in Ludwigshafen dem Schreinergesellen Phil. Pet. Bauer von Neustadt, welcher auf dem Wege nach Mainz war. Die drei Herren, die sich gar nicht kennen wollen, sind sogenannte Bauernfänger, nämlich 1. Johann Philipp Dotzauer, Koch oder Kellner von Gonzenheim. Dieser Mensch ist schon sechsmal wegen erwähnten betrügerischen Spieles, außerdem aber auch wegen Diebstahls und Landstreicherei ebenfalls sechsmal verurtheilt worden. 2. Carl Pache, ehemaliger Kaufmann von Kreuzburg in Oberschlesien. 3. Jakob Burkey, Kellner von Mehlingen in der Pfalz. Das Zuchtpolizeigericht verurtheilte am 24. Sept. abhin den Ersten zu 2 Jahren Gefängniß, den Pache zu 1 Jahr, den Burkey zu 9 Monaten Gefängniß. Sie leugneten zwar Alle, einander zu kennen; der eine hatte auch geschickt die Karte einem Gendarmen in's Bett prakticirt. Das Gericht fand aber in den Zeugenaussagen den Beweis gemeinsamen Zusammenwirkens nach vorheriger Verabredung, in welcher Weise sie schon öfter operirt hatten. — Dotzauer allein appellirte, wurde aber am 9. Oct. vom Appellationsgericht mit seiner Berufung abgewiesen. —

---

* Aus Bergzabern, 8. Oct., schreibt man uns: Im Jahr 1813 hauste der Typhus in Deutschland in fast pestartiger Weise. In Alzey starben im dortigen „Burggrafiat", woselbst die verwundeten und kranken Franzosen untergebracht waren, nicht weniger als 800 Mann. Auch in die Civilbevölkerung war die verheerende Seuche gedrungen, und der Tod hielt auch da eine reiche Ernte. Da kam der alte Bürgermeister Conrady von Alzey auf den Gedanken, um die Luft von den giftigen Miasmen zu reinigen, an verschiedenen Hauptplätzen der Stadt große Feuer anzuzünden, welches auch sofort geschah. Die Bürgerschaft wurde durch die Schelle aufgefordert, alles Alte an Leinwand, Lumpen, und namentlich alle alten Schuhe, Stiefeln, und was sonst an altem Leder zu entbehren war, zusammen auf den Roßmarkt zu bringen. Auch in den umliegenden Gemeinden wurden die Bewohner aufgefordert, an einem bestimmten Tage ihre entbehrlichen Gegenstände jener Gattung nach Alzey zu bringen und man sah an einem Donnerstage ganze Karren und Wägen voll alter Schuhschlappen, Stiefel, alter Jagdtaschen und was an Lumpen nur aufzubringen war, in die Stadt fahren. So wurden dann Feuer angezündet, auf dem Roßmarkt, Obermarkt, dem sog. Entenpfuhl, dem Kronenplatz und einem beschränkten Platze vor dem Schlosse, ganz in der Nähe des Burggrafiats. Die Flammen schlugen mächtig gen Himmel. Die Feuer wurden durch die Gendarmerie, die Polizei und die verläßigsten Bürger bewacht, so daß kein Unglück entstehen konnte. Die Wirkung dieses Mittels war eine ganz außerordentliche; Mittwochs waren in der Stadt 53 Todesfälle vorgekommen. Am Freitag und Samstag zählte man 6 und 4 Todesfällen und nach nur wenigen Tagen war die Krankheit verschwunden. Deßhalb lebt heute noch der alte Bürgermeister Conrady in dankbarer Erinnerung an dieses Ereigniß bei den Alzeyern fort.

Wir geben diese Erzählung mit allem Vorbehalt. Wenn aber der Herr Einsender zum Schluß eine Nutzanwendung auf Speyer macht, so möchten wir die Wirkung eines derartigen Mittels gegen die Cholera doch stark bezweifeln.

Berlin, 14. Oct. Eine einheitliche Turnsprache festzustellen, war schon lange das Bestreben der beiden hiesigen Turnlehrervereine in Gemeinschaft mit dem der Mark Brandenburg; namentlich hatte die im Schooß dieser Vereine aufgestellte sogenannte literarische Commission sich dies zur speciellen Aufgabe gemacht. Um diesem Ziele endlich näher zu kommen, hat die Commission beschlossen, die Mithilfe auswärtiger Turnlehrer und Turnschriftsteller heranzuziehen und zu dem Behufe eine Conferenz zur Feststellung der Kunstsprache des deutschen Turnens für die nächsten Weihnachtsferien nach Berlin einzuberufen.

Ein polnisches Blatt erwähnt gelegentlich der Nachricht, daß nun auch der Bischof von Pelplin, v. d. Marwitz, in Conflict mit dem Staate gekommen sei, daß Herr v. d. Marwitz eben so wie Bischof Ketteler ehemals Husar gewesen und bei Dennewitz in ein französisches Carré gesprengt sei. Die Husareneigenschaft Ketteler's ist ein mehrfach begangener Irrthum, eine Verwechslung mit einem Namensvetter. Der jetzige Bischof von Mainz war nie Husarenofficier, sondern bis 1837 königlich preußischer Regierungs-Referendar und trat von dieser Stelle aus in den geistlichen Stand (1846 katholischer Pfarrer zu Höxter in Westfalen, von da aus zum ersten deutschen Parlament gewählt.)

Die Recognoscirungen und Terrainaufnahmen, welche, wie im Jahr 1866 in Oesterreich, so auch jetzt in Frankreich von dem Obercommando der Occupationsarmee angeordnet waren, bilden nur eine Wiederholung der bereits im Jahr 1815 während der damaligen Occupation ausgeführten gleichartigen Arbeiten. Den zu diesen Aufnahmen von den Besatzungstruppen commandirten Offizieren lag es ob, die Arbeiten dem heutigen Stande der Kriegswissenschaft anzupassen und hauptsächlich die topographischen Veränderungen dabei festzustellen. Die Recognoscirungen haben ergeben, daß das heutige östliche Frankreich zu den wegsamsten bekannten Ländern gehört, und daß selbst die so äußerst zahlreich vorhandenen Landwege (routes vicinales) sich in einem so vortrefflich chaussirten Zustande befinden, daß sie überall die Bewegung der Truppen und der Artillerie gestatten. Ebenso hat sich herausgestellt, daß die meisten Dörfer massiv gebaut und von geschlossenen Steinmauern umgeben sind, so daß sie leicht vertheidigungsfähig gemacht werden können. Die Waldcultur hat gegen die früheren Zeiten bedeutend abgenommen; viele noch auf den alten Karten verzeichnete Waldparzellen sind verschwunden und haben Getreidefeldern Platz gemacht. Im Ganzen haben sich die französischen Generalstabs-Karten als genau und gut verwendbar gezeigt.

Gegen das Schieftreten der Absätze. Es ist ungeheuer ärgerlich, wenn man gern hohe Absätze an den Stiefeln hat und dieselben doch alle acht Tage schief tritt, denn hinter schief getretenen Absätzen verliert die Welt leicht alle Hochachtung. Glücklicherweise ist nunmehr diesem vielfach gefühlten Uebel durch einen sinnreichen Amerikaner in sehr zweckmäßiger Weise so radical Abhülfe geschafft worden, daß der Erfinder alle Schuster sich zu bitteren Feinden machen wird. Unterhalb des gewöhnlichen Absatzes ist eine runde, mit nach unten stehendem Rande versehene Metallscheibe angebracht, in welche eine starke Gummiplatte mittels einer Schraube befestigt; außerdem wird die Gummiplatte auch noch sehr sicher durch den unter sich gehenden Rand der Metallscheibe gehalten. Es ist also für einen elastischen, stets geradabsätzigen Gang die beste Sorge getragen.

Charade.
(Zweisylbig.)

Mein Erstes strebt und folgt,
Mein Zweites beuget nieder,
Doch, trifft es nur die Hand,
O so erquickt's auch wieder.

Das Ganz' erstrebe stets
In Wort' und eignen Thaten,
Doch bring' durch mein Vergeh'n
Du keinem Andern Schaden.

Auflösung der Charade in Nr. 119:
Schriftsetzer.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

157 A1

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 124. Speyer, Dienstag, den 21. October 1873.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Er nöthigte sie herein, brachte Brod und Bier und setzte sich ihr gegenüber. „Mutter Jakobe!" rief er wieder, „freut Euch. Ihr seid den Fluch Eures Lebens los. Könnt den Kopf wieder heben und sagen, daß Ihr ehrlich seid. Ich selbst hatte Angst vor dem wilden Patron, so einer steckt einem gleich den rothen Hahn auf das Dach. Es hat ihm nicht viel gefrommt, daß er Eurer Herrschaft das Geld nahm. Unrecht Gut gedeiht nicht. Händel bekam er d'rum gleich im Nachbarsdorf, wo sie spielten und tranken. Jeder findet seinen Meister; — ich sage Euch, eine Mordschlägerei, mancher bekam etwas ab, aber ihn, — ihn schlugen sie todt. Dem Himmel sei Dank, daß die Geschichte nicht bei mir vor sich ging, sondern im rothen Löwen. Es gibt nur Unannehmlichkeiten mit der Polizei, und mir hängt man etwas an, wo man kann."

Wie einen Hagelschauer ließ die Alte den Wortschwall über sich ergeh'n. „Todt!" — seufzte sie — „todt! — ihn schlugen sie todt!" — Sie stand auf, nahm ihr Bündel und wollte nach der Thür.

„Er ist keiner Klage werth," sagte der Wirth, „Jeder ist froh, daß er überseits ist, und Ihr müßt es am meisten sein. Habt nichts als Kummer von ihm gehabt. Ihr könnt jetzt ein achtbares Leben führen und die schwere Zeit vergessen."

„Meint Ihr?" — fragte sie — „vergessen — ihn sollt' ich vergessen und fröhlich sein, — das nennt Ihr ein achtbares Leben?"

„Seid vernünftig," redete ihr der Mann zu — „setzt Euch, ruht Euch aus, — Ihr kommt morgen noch zeitig genug."

„Immer zu spät," seufzte sie und schlich fort. Das Dorf war weit, oft versagten ihr die Glieder; mit dem Morgengrauen kam sie an.

Die Wirthsstube des rothen Löwen war gedrängt voll. Neugierig, sich stoßend, schwatzend versuchten die Leute den Unglücklichen zu seh'n. Als die alte Frau die Schwelle betrat — wich der Schwarm stumm zurück. — Jeder wußte, es war ihr Sohn. Sie ging, nichts um sich achtend, als wäre sie allein, scharf auf das Bett zu — hob das Tuch auf, das des Todten Antlitz deckte, und legte es, zusammenschaudernd, wieder darauf. Er war sehr entstellt. —

„Sie erkennt ihn nicht," flüsterte die Menge.

„Ich erkenne ihn doch," erwiderte sie scharf — „eine Mutter wird doch ihren Sohn kennen!" Damit kauerte sie sich zu ihm hin. Einige traten an sie heran, mit demselben Trost wie der Wirth, boten ihr Wohnung. Mit Jakob's Tod wich die Scheu von ihr, aber sie schüttelte den Kopf und wandte ihr Gesicht der Leiche zu. Nach und nach verstummte Jeder, — es wurde leer im Zimmer, — Einer nach dem Andern schlich sich hinaus, — Jakobe blieb allein zurück. Zur Nacht bot man ihr ein Lager, sie wollte keins. Als man am nächsten Morgen kam, um nach ihr zu sehen, war sie verschwunden. Ein Knecht fand die alte Frau. Er fand sie, als er Heu auf den Boden brachte, erhängt an einem Querbalken des Dach's.

Und als das Kind geboren war,
Sie mußten der Mutter es zeigen;
Da ward ihr Auge voll Thränen klar,
Es strahlte so wonnig, so eigen.

An einem Septembertage, der sich noch mit allen Reizen des Sommers schmückte, öffnete ein kleines Menschenkind die unschuldigen Augen mit Weinen. Der Vater, dem es in den Arm gelegt wurde, empfing es mit Seufzen. Man brauchte keinen solchen kleinen Schnabel mehr im Vogelnest. — — Nur der Mutter Herz ging beim Anblick des Kindes doch in Wonne auf. — Erst als sie den Empfang mit dem ihres Erstgeborenen verglich, kehrte sie sich nach der Wand und weinte.

Jammer ergriff sie, um sich, um das Kind, um sie Alle. Harter Winter erwartete das arme Kleine. Hagelschlag hatte die unversicherte Ernte zerstört, es handelte sich um einen Tag, aber wie früher das Glück, verfolgte jetzt das Unglück Andreas. Gelder wurden gekündigt, eine Seuche kam in das Vieh — Verlust zeugte wieder Verlust. Florian ließ nichts von sich hören — er war wie verschollen in der Gegend, umsonst fragte Andreas nach ihm. Gabriel war wieder auf — besser, sagten die Leute, er wär' gestorben — schwachsinnig wie er war, mit schwerer

Junge, ein Hemmniß und ein Druck für alle. Andreas wich ihm förmlich aus, und der Bursch flüchtete zur Mutter. Dorothee lebte in ihren Träumen — in ihrer Welt. — Wie die Sonnenwende der Sonne, kehrte sie sich ihrer Liebe zu. Daß sie die Mutter versäumte, was sie alles dem Hause hätte sein müssen und sein können — davon wußte sie nichts. Sibylle schalt mit ihr — zwang sie zu Manchem, aber ihre junge Seele machte sich immer wieder los, um, wie sie glaubte, höherem Ruf zu folgen. Nicht einmal ihres Bruders Zustand berührte sie tief. Ihr Kummer schien ihr der größte — kein Schmerz dem Schmerz gleich, ungeliebt zu lieben. Sie wußte, Florian war unglücklich. Wilde romantische Pläne flogen durch ihren Kopf, wie sie in den Märchen und Geschichten standen. Keine Erniedrigung würde sie scheuen, keine Schande, keine Noth. — Sie sprach die Worte vor sich aus und wußte nicht, daß sie keines in seiner schweren Bedeutung kannte und verstand. Durch Nacht und Nebel wäre sie zu ihm hinüber gelaufen, wo sein kleines Licht, wie ein Stern ihr leuchtete. Sie sehnte sich danach wie nach dem Himmel. Jetzt war sie wenigstens viel allein, unbeachtet, die Mutter konnte Abends nicht kommen, sie zu Bett schicken, wenn sie am Fenster saß und nach ihrem Stern aussah, immer wieder von Neuem hoffend, der Geliebte würde kommen. Sie träumte den Traum wachend alle Abend — immer mit dem Ende, daß er sie an sein Herz drücke in unendlicher Seligkeit. Mitternacht kam heran — sie saß noch und wachte, Grips saß ihr zur Seite — das Lämpchen flackerte. — Regungslos, wie ein Steinbild saß sie da, aber ihre Phantasie arbeitete unaufhörlich an ihren Luftschlössern. Dann und wann faltete sie die Hände wie zum Gebet — aber nur es war ein Schrei um ihn, um seinen Besitz. — Ein Sterben ihrer Seele, ja wirklicher Tod schien es ihr, würde es versagt.

Plötzlich, als habe ein Engel sie gestört, wohl ihr böser Engel, öffnete sich die Thür und der Ersehnte — tausendmal Erwartete stand vor ihr. Grips fuhr auf. — Dorothee drückte ihn nieder. — Bebend erhob sie sich, keines Lauts mächtig. Florian liebte sie. Endlich hörte sie es. Kein Gedanke, daß es Unrecht sei, ihr auf diese Weise zu nahen, kam ihr. Wie ein Strom von Sonnenlicht, brachen seine Worte auf sie ein, wie zu Jemand, der lang' in der Dämmerung auf den Tag gehofft hat. Sie hätte aufjauchzen mögen. Der ganzen Welt hätte sie es zuschreien wollen, und mit wilden Thränen der Freude warf sie sich in seine Arme. Sie kannte keine Zurückhaltung, nichts von Form, von mädchenhafter Scheu; der Regung ihres Herzens folgend, fragte sie sich nie, was daraus würde. Hatte sie doch als Kind oft so den Freund des Vaters geliebkost und es bitter empfunden, als eine fremde Zeit für sie eintrat.

Er brachte sie erst wieder zur Besinnung. „Dorothee," sagte er, „ich kam von Dir Abschied zu nehmen, mein Gefühl riß mich fort. Mein Schicksal kannst Du nicht theilen, ich bin ein Verlorener, Verachteter, nichts gehört mir mehr, als die Schande. — Noth und Armuth sind meine Gefährten — all' meine Freunde haben sich von mir zurückgezogen. — Deinem Vater darf ich nicht mehr vor die Augen kommen."

Sie aber schlang die Arme von Neuem um ihn. „Was thut's," sagte sie, „ich liebe Dich wie Du da bist, Dein Unglück, Dein Elend ist auch mein's, ich gehe mit Dir wohin es sei."

„Nein! nein!" rief er, „es wär mir ein zu schändlicher Verrath — ich darf Dich nicht lieben."

„Darfst Du nicht," erwiederte sie lächelnd — „ich aber darf. — Ich kann nicht anders," fuhr sie leidenschaftlich fort, „ich muß Dich lieben und wenn Alles dawider wäre. Ich gehöre Dir," sagte sie schmeichelnd — „Niemand sonst — Niemand! Du hast mich Allen weggenommen. Laß mich nun auch bei Dir bleiben, wo mir wohl ist, allein wohl ist. — Liebtest Du mich nur wie ich Dich liebe — kenntest diese Sehnsucht, bei der einem ist, als könne man nicht leben, nicht sterben."

Auf den Lippen hatte er das Bekenntniß, wie es um ihn und Andreas stand, aber er war feig wie immer, wo es Muth der Seele galt. Da er geliebt wurde, erschien er sich wieder liebenswerth. Konnte sie ihm nicht Schutz und Hülfe gegen den Vater werden? Wohl strich der Gedanke, es sei ein Schurkenstreich, ihm durch die Seele — einer wie damals mit dem Andreas, aber es ist nur der erste, dem man widersteht. Das Gefühl schlecht zu sein, macht meist nur schlechter. Natürlich hatte der Wechsel, der den Freund zu Grunde gerichtet, ihn nicht retten können, er wollte es nur damals nicht sehen. Unendlich schwer ist's, sich von einer Niederträchtigkeit erheben, schwerer als vom Verbrechen. Wie er dazu kam, ein Schurke zu werden, er, der so sicher vor so etwas zu sein glaubte, er der Reiche, Wohlerzogene, wußte er nicht. Daß er es war, wußte er jetzt, und aller Jammer einer bessern Natur konnte ihm nicht mehr von dem Schandfleck helfen. Oft that er sich selbst erschrecklich leid; nannte es Schicksal und hoffte auf ein Wunder, das ihn entsühnen sollte. Hier war es vielleicht; an dieser reinen Liebe konnte er am Ende auch noch rein werden.

„Dorothee!" rief er, „Du bist ein Kind und weißt nicht, welchem Leben Du entgegengehst, Du, die noch keinen Tag der Entbehrung gekannt hat!"

„Keinen Tag der Entbehrung!" wiederholte sie wild, „und ich habe Dich entbehrt! — Lange Nächte lag ich, Dein gedenkend, mich verzehrend. — Es ist genug Elend! laß mich jetzt glücklich sein!"

„Glücklich mit mir!" rief er, „das Wort klingt wie Spott! Und doch, Du hast am Ende Recht."

„Siehst Du," antwortete sie eifrig, „dies ist unser Reichthum, wollen wir uns freiwillig arm machen?"

„Tolles Kind," flüsterte er, „reich an Elend wirst Du durch mich. — Du hast es nicht anders gewollt. Wenn Du in später Zeit an diesen Augenblick zurückdenkst, miß mir die Schuld nicht zu."

(Fortsetzung folgt.)

* Drei Tage in Schottland.

> My heart 's in the Highlands,
> my heart is not here;
> My heart 's in the Highlands a
> chasing the deer,
> Chasing the wild deer and follo-
> wing the roe —
> My heart 's in the Highlands whe-
> rever J go.

Jeder, der sich nur einige Zeit mit der englischen Sprache beschäftigt hat, kennt gewiß diese schönen Verse, mit welchen Robert Burns der Sehnsucht des Hochschotten nach seiner bergigen Heimath Ausdruck gegeben. Die Bekanntschaft mit den Liedern dieses Dichters — die bei uns nicht weniger Beifall gefunden, als in ihrem Mutterlande — noch mehr aber die Romane Walter Scotts haben über Schottland und besonders über seine nördlichen Gegenden einen romantischen Zauber gebreitet und der Fremde betritt das „Land der Berge und Gewässer" mit großen Erwartungen. Man schwärmt gewissermaßen schon im Voraus für die wilden Höhen und die herrlichen Thäler, für die langgestreckten romantischen Seen und selbst die schottischen Hochlandnebel nehmen sich in dem Lichte der Ossian'schen Gesänge ganz interessant aus.

Aber schlimm wird der Fremde ernüchtert, wenn er nach 36stündiger sturmbewegter Fahrt in Leith, dem Hafenorte von Edinburg, landet und ein undurchdringlicher, langsam niederrieselnder Nebel die ganze Gegend einhüllt. In solcher wenig beneidenswerthen Lage befanden wir uns. Und doch war es die Zeit der Sommersonnenwende, wo man einen heiteren Himmel und freundliches Reisewetter selbst in diesen nordischen Gegenden hätte erwarten sollen. Resignirt entstiegen wir unserm schön gebauten Dampfer und ließen uns durch einige schottische Soldaten, die in voller Gallauniform des Weges kamen, nach dem Bahnhofe weisen. Von dort brachte uns der Zug in wenig Minuten durch eine hügelige Küstengegend in die Hauptstadt.

Edinburg erklärt sich mit gerechtem Stolze für die schönste Stadt Englands; sie ist überhaupt eine der am schönsten gelegenen Städte, die ich je gesehen, und läßt sich nicht ungern wegen seiner verschiedenen Eigenthümlichkeiten das moderne Athen nennen. Das Schloß wäre dann die Akropolis, die beiden sich gegenüberliegenden Hügel Arthur's Seat und Calton werden ebenfalls mit Punkten Athens, mit dem Museums- und dem St. Georghügel verglichen. Edinburg ist durch ein Thal in zwei Haupttheile geschieden, in die alte und die neue Stadt; jenes Thal trennt zugleich das Mittelalter von der modernen Zeit. Zwischen beiden Stadttheilen liegt tief unten im Thale das treibende Element der modernen Städte- und Länder-Entwickelung, die Eisenbahn. Das erwähnte Thal, gegenwärtig theils Bahnhof, theils schön angelegter öffentlicher Garten (Princes-gardens) war früher Sumpf. Südlich von ihm liegt der älteste Stadttheil und hoch über ihm das Schloß, nördlich die Neustadt mit ihren schönen breiten Straßen und den elegantesten Läden. An ihrem Ende erhebt sich der etwa 350' hohe Caltonhügel. Als wir auf seinem Gipfel angelangt waren, heiterte sich das Wetter etwas auf und ließ uns wenigstens ahnen, wie schön bei klarem Himmel die Aussicht von hier sein müsse. Man überblickt die große Stadt mit ihrer hügeligen, sehr fleißig angebauten Umgebung, den lang gedehnten schmalen Meerbusen Firth of Forth, und hinter ihm die Hochlandberge der Landschaft Perth. Von ihr sagt Walter Scott in dem „schönen Mädchen von Perth", daß jeder Schotte, wenn er auch wegen seiner Parteilichkeit der heimathlichen Grafschaft den ersten Platz zuerkenne, gewiß der von Perth den zweiten Rang einräume, so daß also Perthshire doch den schönsten Theil des Königreichs bilde.

Tief unten im Thale liegt der Bahnhof; die Schienen durchziehen den Fürstengarten und ein breiter Wall bildet mitten im Garten eine natürliche Brücke zwischen Altstadt und Neustadt; die Eisenbahn fährt in einen Tunnel unter demselben hindurch. Dieser Damm, Mount (Erdhügel) genannt, trägt die beiden schönsten Gebäude der Stadt, die Gemäldegallerie und das kgl. Institut; das letztere enthält ein Museum keltischer und römischer Alterthümer, eine Kunstschule u. s. w. In dem Streit zwischen classischer und romantischer Bauweise, der durch ganz England sich zieht, hat sich Edinburg fast ausschließlich für die erstere entschieden, so daß fast alle neueren monumentalen Gebäude, auch die beiden oben erwähnten, im dorischen Style aufgeführt sind. Aber zu dieser nordischen Nebelatmosphäre wollen die feinen classischen Linien gar nicht passen. Ohne südliche Beleuchtung fehlt ihnen das Leben, der Bau erscheint kalt und so ist auch seine Wirkung auf den Beschauer. Man fühlt ganz deutlich, wie innig jeder Baustyl mit dem Klima seines Heimathlandes zusammenhängt.

Auch der Caltonhügel trägt einen dorischen Bau. Man wollte nemlich hier ein großartiges Nationaldenkmal zum Gedächtniß der bei Waterloo Gefallenen errichten und wählte dazu eine Nachahmung des Parthenon. Bald aber waren die Mittel erschöpft und so steht nun der gewaltige Bau unvollendet; nur die vorderste Säulenreihe und die Anfänge der beiden Seitenflügel sind aufgerichtet; auch ein mächtiger Architrav läuft bereits über die Säulen hinweg. Man könnte glauben, in Griechenland vor einem zerstörten Tempel zu stehen. — An einigen in der Krim eroberten russischen Schiffskanonen vorüber kommt man von hier zu einer als Observatorium dienenden Nelsonssäule und einer Sternwarte. Am Fuße des Hügels steht ein kleines griechisches Rundtempelchen mit einer Büste des Dichters Robert Burns, der lange in Edinburg lebte. In der Grafschaft Ayr am Clyde 1759 geboren, war Burns anfangs Bauernsänger, dann Kaufmann und wollte schon als Plantagen-Aufseher nach Jamaika gehen, als er 1786 in einem Alter von 27 Jahren von einem Gönner nach Edinburg gerufen wurde; dort hielt er sich lange auf

und nahm viel Geld für seine Gedichte ein. Er wurde bewundert und durch Schmeicheleien verdorben; denn die Schotten waren von jeher stolz auf einheimische Talente und ehrten den Sänger ihres Landes, der im ganzen Königreiche unter dem Namen der Ploughman (Bauersmann) of Ayrshire gefeiert ward. Burns' Sympathieen für die französische Revolution, wobei er merkwürdiger Weise gleichzeitig doch ein eifriger Anhänger der vertriebenen Stuarts blieb, entfremdeten ihm seine Gönner. Ein langjähriger Hang zur Trunksucht wuchs sich ungezähmt aus und Burns starb in Folge dessen 1796 im Alter von nur 37 Jahren. Die Naturfrische und die tiefe, wahre Empfindung seiner Gedichte werden ihm stets einen hohen Platz in der Poesie sichern und noch jetzt ist Burns der Lieblingsdichter des schottischen Volkes.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eine „Krach-Anekdote," nicht neu, aber gut, erzählt das ungarische Blatt „Ueſtökös". Bei einem Provinzkaufmann, der zahlungsunfähig wurde, hatte ein Pesther College 2000 Fl. zu fordern. Es kam ein Vergleich zu Stande, wonach obige Summe in vier Raten bezahlt werden sollte. Schon die erste Rate wurde nicht eingehalten; auf einen Mahnbrief des Pesther Kaufmannes antwortete nun der Provinzler: „Ich habe nie auch nur einen Augenblick an die Möglichkeit geglaubt, auf deine Forderung auch nur einen Kreuzer zurückzahlen zu können, aber ich wußte, daß dir der Verlust von 2000 Fl. sehr empfindlich sei und dachte, es werde dir leichter fallen, das Geld in vier Raten zu verlieren."

Die „Berl. Börsen-Ztg." erzählt: „Endlich ist ein Mal von zuständiger Stelle eine Aufklärung darüber erfolgt, ob denn der in letzter Zeit so ungemein in Flor gekommene Handel mit Doctor-Diplomen ein berechtigter sei oder einfach nur ein americanischer Humbug. Der Lehrer der Handelswissenschaften Dr. Güttner war wegen unbefugter Führung des Doctor-Titels angeklagt worden und hatte an einem vor Monaten anstehenden Termine ein von der Universität in Philadelphia ausgestelltes Doctor-Diplom vorgelegt. Auf Antrag des Staatsanwaltes wurde dieses Diplom confiscirt und an den deutschen Consul in Philadelphia geschickt, um auf die Echtheit geprüft zu werden. Der Bescheid ist nun eingegangen und lautet dahin, daß dieses Diplom bereits im März 1869 ausgestellt, echt und auf eine von Herrn Güttner selbst eingesandte und verfertigte Abhandlung hin ertheilt worden sei. Mit Schluß des Jahres 1871 sei dagegen der Universität in Philadelphia durch ein Staatsgesetz das Recht entzogen worden, nach außeramericanischen Ländern hin Doctor-Diplome auszustellen. Der Angeklagte wurde in Folge dieser Auskunft freigesprochen, da ja eine besondere staatliche Erlaubniß zur Führung des Doctor-Titels einer auswärtigen Universität nach der vom Cultus-Minister ertheilten Auskunft nicht erforderlich ist."

Folgende Todesanzeige eines Gläubigen der materialistischen Weltanschauung findet sich in der Marburger Zeitung (Marburg in Steiermark): „Es hat dem Universum gefallen, seinen Zellenhaufen Emanuel Kolisko am 7. Oct. 1873 abzustreifen und der Metamorphose anheimzustellen. Mögen die aufgelösten Urstoffe so lange keine Ruhe haben, bis sie sich zu einer organischen höheren Form verbinden, in der die Vernunft wieder Herrscherin werden kann."

Appelhülsen, 17. Oct. Die Westf. Prov.-Ztg. erzählt: „Zwei Bauernsöhne zechten vorgestern zusammen; dabei lieh der Eine dem Andern seine Cigarrenspitze und forderte sie später zurück. Als Jener Schwierigkeiten machte, kam es zunächst zum Handeln und dann zu argen Händeln. Der Eigenthümer verlangte für die Spitze einen Kronenthaler, während der augenblickliche Besitzer nur einen Thaler geben wollte. Das eine Wort gab das andere und schließlich mußte das Messer seine traurige Rolle spielen. Der Eine liegt an der erhaltenen Bauchwunde hoffnungslos darnieder; drei Aerzte waren nöthig, um die Eingeweide wieder an ihre Stelle zu bringen."

Einfluß des Waldes auf den Ozongehalt der Luft. Aus den Beobachtungen, welche an den bayerischen Forststationen unter Leitung des Herrn Ebermayer über den Einfluß des Waldes auf das Klima angestellt worden, bringen wir nach der Zeitschrift für Meteorologie (1873, Nummer 16) die Resultate der Ozonmessungen. Aus letzteren ergeben sich folgende Sätze: Auf freiem Felde zeigte sich die Luft am ozonreichsten in der Nähe des Starnberger Sees, überhaupt an Orten mit großer Luftfeuchtigkeit; in hochgelegenen Gegenden war sie im Allgemeinen ozonreicher als im Tieflande. Die Luft im Walde und noch in der Nähe desselben an unbewaldeten Stellen zeigte sich weit ozonreicher als in solchen Gegenden, die von größeren Wäldern weit entfernt liegen. Im Inneren geschlossener Holzbestände war aber der Ozongehalt nicht größer, sondern im Gegentheil etwas kleiner, als auf dem in der nächsten Umgebung der Wälder befindlichen freien Felde (wahrscheinlich in Folge gehemmter Luftcirculation). In den oberen Schichten, im Inneren der Baumkrone, wo die Blätter sich befinden, war die Waldluft durchgehends etwas ozonreicher als in den unteren Schichten (in 5 Fuß Höhe), was jedenfalls daher rührt, daß durch die Humusdecke des Waldbodens der Luft ein Theil des Ozons entzogen wird. Ein bemerkenswerther Unterschied zwischen Nadel- und Laubholzwaldungen in Bezug auf Ozongehalt der Luft in derselben konnte nicht nachgewiesen werden.

Schon jetzt ohne eine eingehende Bearbeitung des ganzen Materials ergibt sich, daß bei starkem Nebel und dunstiger Luft der Ozongehalt in der Regel gering ist, oft gleich Null wird. Ebenso wurde eine geringe Färbung der Ozonpapiere bemerkt bei anhaltenden, trockenen Nord- und Nordwestwinden, also bei trockenem, schönem Sommerwetter. Eine Drehung des Windes nach S. oder SW. veranlaßt eine stärkere Ozonreaction, die fast immer an stürmischen, warmen Regentagen, also bei Aequatorialströmung, am größten war. Bei starkem Winde ist die Ozonreaction größer als bei schwachem, und die Luft ist sehr ozonreich bei Gewittern und starken Schneefällen.

Genf, 14. Oct. Hier werden seit 1560 genaue Todtenregister gehalten. Damals betrug die mittlere Lebensdauer 22½ Jahr, 1833 aber 40 Jahr 5 Monat; in weniger als drei Jahrhunderten hat sich also die mittlere Lebensdauer beinahe verdoppelt. — Im 14. Jahrhundert starben in Paris durchschnittlich 1 von 16 Personen, jetzt sterben 1 von 32. In England war das Verhältniß i. J. 1690 wie 1 : 33, jetzt wie 1 : 42.

Charade.

(Zweisylbig.)

Mein Erstes, ein Kämpfer voll feuriger Wuth,
Ein Beter voll Andacht und gläubigem Muth,
Er stehet als Künstler da ohne Rival,
Als fleißiger Werkmann auf Berg und im Thal.
Das Zweite getreten und niedrig muß sein,
Doch kann es auch drücken mit namloser Pein,
Mein Ganzes schmiegt innig an Schönes sich an
Und bricht doch der Fehde die blutige Bahn.

Auflösung der Charade in Nr. 123:
Nachdruck.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 125. Speyer, Donnerstag, den 23. October 1873.

Ein Gedicht von Lenau. *)

Freundschaft.

Ein Bund im Rosenzelt geflochten,
Bei Sternenglanz und Becherklang,
Als Wort und Wein und Blüthen pochten
An's Herz, und Nachtigallensang.

Der mag verschwinden und vergehen
Mit seinen Lenzgenossen bald,
Wie 's Blatt vom Strauch, vom Herzen wehen,
Verhallen, wie ein Lied verhallt.

Der Strauch hat neue Rosentriebe,
Hat Nachtigallen jung und neu,
Das Herz berauscht die neue Liebe,
Und nur die Sterne blieben treu.

Ein Bund im Schlachtgefild geschlungen,
Der stumme Feuerblicke tauscht,
Von wildem Waffentanz umrungen,
Und rings von Heldentod umrauscht

Ist schön; doch mit dem Kampfestosen
Ein solcher Bund wohl auch verweht,
Wenn weiter auch, als unter Rosen,
Das Herz in Schlachten offen steht.

Der Bund allein wird lange dauern:
Wenn froh in Gottes Angesicht
Zwei Herzen an einander schauern,
Der überwährt das Sternenlicht.

Wien, den 24. März 1837.

Nicolaus Lenau.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von **Werner Maria.**

(Fortsetzung.)

Dir gehörte mein Herz; ich klage Dich an,
Was hast Du mit ihm gethan!

Wie ein düstres Gerücht, tauchte am Morgen die Nachricht im Vogelnest auf, Dorothee sei fort! — Man fand ihr Bett unberührt, Grips verschwunden. Zugeschlossen wurde das Haus selten, so wunderte man sich erst nicht, daß es offen war. Es konnte der Tod der Mutter sein. — Sie schrie laut auf, als sie es hörte, ganz gegen ihre Gewohnheit, im größten Schmerz still zu sein. Es litt sie nicht im Bett, — sie stand mühsam auf, schleppte sich in die Stube der Tochter und war dort wie eine Verzweifelte. „Sie ist fort — fort mit dem Florian" — dabei blieb sie.

„Das ist unmöglich — ganz unmöglich," antwortete Andreas, „ich weiß es. — Der kann jetzt keine Frau gebrauchen und sie am wenigsten. Du siehst immer noch schwärzer als es ist, und es ist doch schlimm genug."

Aber ihre Angst steckte ihn an — er zitterte, daß die Hände kaum seiner Hast folgen konnten. Auf seinen Ruf war bald der Hof bedeckt mit Leuten zu Pferde, zu Fuß, Jedem gab er die Richtung an. Er selbst auf seinem schnellsten Pferd. Mit der That trat die Hoffnung wieder belebend an ihn heran, in der Bewegung wurde ihm besser. Es ist nicht möglich — nicht möglich, klang es wie Trost in seine Seele. — Wer weiß, welchen kindischen Streich das tolle Mädchen wieder vor hat.

Sibylle sah Niemand. Sie verkroch sich wie ein auf den Tod verwundetes Thier. Um Mittag hörte sie ihr Kleines weinen. Das weckte sie wieder, sie wußte, es rief nach ihr. Mechanisch ging sie ihm Nahrung — Hülfe bringen. Sie fand Jonathan bei ihm, umsonst bemüht, daß Schreien zu beschwichtigen. Der Magd hatte er es abgenommen und ging, es auf den Armen wiegend, in der Stube umher. Es schien dem Kinde zu gefallen, ab und zu schwieg's doch. Sibylle brach in Schluchzen aus, als sie die Beiden sah. „Ach, Jonathan," sagte sie, den Kleinen nehmend, „ich werde auch schlecht, werde auch pflichtvergessen, denke an nichts mehr als an mich und meinen Kummer, — es ist ansteckend."

Erst nach langen Tagen kam Andreas zurück. Jetzt wußte er, wie es stand; Leute aus dem Nachbardorf hatten die Beiden gesehen. Sibylle wartete auf ihn, — ihr Herz war voll von dem, was sie ihm sagen wollte. Wenn sie an Dorothee dachte, überlief es sie heiß — Schamröthe stieg in ihre Wangen. Keine Strafe schien ihr zu hart für sie und ihn. Des Morgens, eh' das Tageslicht anbrach, kam er zurück. Stumm warf er sich auf das Bett — muthlos, elend —, aber die Frau ließ ihm keine Ruh. „Kennst Du jetzt Deinen Freund?" begann sie. „Hat es Deiner Kinder Untergang bedurft, um Dir die Augen zu öffnen? Wie ein Blinder bist Du dahingegangen, bis Du uns alle an den Abgrund brachtest. Du hast die Keime gelegt. — Hier ist die Saat."

*) Aus der Deutschen Dichterhalle.

„Die Saat!“ fuhr er auf — „als ob Du wüßtest, was ich geerntet habe? Du bist noch glücklich, Du kennst das Elend nur halb.“

„Sprich!“ rief sie hart, „keine Heimlichkeiten mehr. Ich will Alles hören, ich habe ein Recht darauf.“

Ohne alle Schonung, mit einer Art Genugthuung, daß sie den Stachel, den er trug, mitfühlen müsse, sagte er ihr von dem Wechsel. „Ich habe für ihn gut gesagt,“ schloß er, „wir sind zusammen geschmiedet durch mehr als ein Band, zusammen gehen wir unter, denn er zieht mich nach. Thor, der ich war! — Mein Herzblatt nahm er als Dank für die Wohlthat. — Haus, Hof, meinen guten Namen hinterdrein. Wechsel auf Wechsel muß ich schreiben, nur um mich über Wasser zu halten. Die Gläubiger sind hinter mir, wie hinter ihm. Alles verloren durch ihn.“ — —

„Durch Dich!“ rief Sibylle, seine Hand von des Kindes Kopf drängend; er hatte sie darauf gelegt, sich an seine Frau lehnend. „Durch Dich sind wir ruinirt — Du bist schlimmer als ein Feind für uns gewesen — ja noch weit schlimmer,“ rief sie schluchzend — „ein Verräther — denn ich traute Dir, — ich liebte Dich. — Meine Liebe stellte Dich zum Hüter der Kinder. Sie hat mich gehindert, klar zu sehen, wo die Gefahr war. In Dir war sie — im Vater war sie, der der Schutz der Familie sein soll. Im Mann lag sie, vor dem die Frau verstummen muß. Ihr Urtheil gilt ja für nichts — er ist der Führer — der Leiter. Jetzt erkenn' ich Dich — ein Schwächling warst Du — ausgelöscht ist, was ich hoch stellte in meinem Herzen. Was ich am Altar gelobt, nehme ich zurück; ich soll Dir folgen fortan? — scheiden will ich meine Wege von den Deinen, selbst richten, was recht ist. Mögen wir auch beisammen bleiben oder uns trennen, nur nach meinem Sinn werde ich fortan handeln. Schuld bist Du an Allem. Wer lehrte Gabriel den Trunk und gab ihn dann verloren, ohne auch nur die Hand zu rühren? Hätte ohne Dich Dorothee den Menschen, dem Du jetzt unsere Zukunft geopfert, so nahe gesehen und lieben gelernt? Sollte sie den Freund des Vaters nicht verehren? Verachten hättest Du ihn müssen, ich stehe Dir dafür, dann hätte sie ihn nie geliebt. Es heißt, wir Frauen verstehen nichts von Männergeschäften, geheim wird die Sache gehalten, bis es uns plötzlich in die Augen fährt, wie ein Blitz, an dem das tapferste Auge erblindet. Angezeigt wird es ihnen erst, wenn das Haus zusammenstürzt. Ein Kind hätt' Dir sagen können, was Du thust, aber eben, wir verstehen nichts von Eurem Leben, was uns zur Sünde gereicht, gereicht Euch zum Ruhm, was uns schwarz, ist Euch weiß. O, hätt' ich Dir mißtraut, wo mein Gewissen sich regte, hätte mit Dir gerechtet, wie zwei, die sich feind sind. Nur was vor Gott recht ist, — ist überhaupt recht.“

Er hatte den Strom ihres Zorns über sich ergehen lassen wie ein Fels, der sich nicht um die Wellen kümmert. Das Gefühl, ihr nicht helfen zu können, lähmte ihn. „Was ich that,“ fuhr er endlich auf, „hab' ich aus gutem Herzen gethan.“

„Aus gutem Herzen?“ rief sie, „aus Rechthaberei, aus Großthuerei, aus dem vielen Wein, den Ihr getrunken hattet.“

„Ich rechte jetzt nicht mit Deinen Worten,“ sagte er, „ich weiß, Du bist außer Dir; — habe ich gefehlt, so habe ich es nicht aus Mangel an Liebe für Euch gethan.“

„So ist Liebe,“ rief sie wieder, „das schlimmste Gift auf Erden. Ich liebe Dich und damit verdirbt es ihm Leib und Seel' — ich will nichts mehr davon für mich und die Kinder.“ —

„Versündige Dich nicht schlimmer als ich — Dein Kleines im Arm, wagst Du so etwas auszusprechen?“

Die unglückliche Frau beugte den Kopf über ihr Kind. „Eben,“ sagte sie, „auch mich hast Du auf dem Gewissen. War ich geboren zum Hassen? Wie eine böse giftige Natter frißt es mir am Herzen. Du hast noch am Ende das Gefühl einer edlen That. — Ich aber bin wie Eine, die beraubt wird und nur zu schwach ist, das Ihre festzuhalten. — Groll, Neid, Empörung erfüllt mich ganz. — Schlecht und elend hast Du mich gemacht. Was Du fortgabst, war nicht Dein.“ —

„Was ich dem Florian gab, war mein,“ sagte er zornig.

„Und Deine Kinder?“

„Sie haben nichts von den Eltern zu fordern; wer kann dafür stehen, daß man den Seinen ein Vermögen hinterläßt?“

„Wenn Du sie liebst,“ rief sie, „haben sie Alles von Dir zu fordern. Alles, was Du erringen kannst, ist ihr, Alles, was Du vergeudest, hast Du von ihrem Vermögen vergeudet. — Nicht als wär's bloß um das Geld, daß sie da zu kurz kämen, — Du hast sie verkürzt an Deiner Liebe, Du hast ihnen genommen, was nach Gottes Ordnung das Ihre war.“

„Fasse Hoffnung,“ sagte er, „ich kann noch viel arbeiten.“

„Arbeiten,“ wiederholte sie, — „ich weiß, was das solchen, die in Schulden stecken, nutzt. Wem gehört, was Du jetzt erwirbst? uns etwa? — Fremden Leuten gehört es, denen Du schuldig bist, — Deinen Gläubigern, wenn Du nicht davon laufen willst, wie der Florian. Du schweigst — hab' ich nicht Recht? — Wird es nicht bei uns gehen, wie bei den Müllersleuten drüben, die mit List und Betrug die Bissen Brod den Gläubigern abstahlen — bald hier, bald da ein erobertes Stück versteckten. — Wie die Frau kroch — log und schmeichelte. — Zuletzt bettelte sie; sie war unschuldig wie ich. — Jetzt soll ich das Alles wohl auch so machen? Da hättest Du Dir eine Andere aussuchen müssen. Ich lerne es nie, Andreas, ich bitten! — jetzt, wo mir das Herz wie ein Stein ist!“

„Fasse Muth,“ sagte er noch einmal, „es kann ja wieder besser werden, — eine gute Ernte ändert oft viel.“

Aber die gute Ernte kam nicht; — drohend und sicher kam der Untergang heran, wie die Welle, die

das Boot überstürzt. — Die Welt ist groß, Viele gehen darin unter, man sah sich kaum nach ihm um. Getrunken und gespaßt wurde schon lang' nicht mehr im Vogelnest. Andreas' gesunkener Muth gab ihm den Rest. — Umsonst suchte er Florian durch die Gerichte zu entdecken, es war ein hoffnungsloses Unternehmen, eine Rache, die zu theuer kam. Er sah den verpfändeten Wald von Anderen, mit besseren Ansprüchen ausgerüstet, wegschlagen. Bei jedem Baum, den die Axt traf, traf es ihm das Herz. Auf Umwegen bekam die Mutter einen Brief von Dorothee; sie bat um Verzeihung. Im Zorn zerriß der Vater das Blatt, ein Fluch war auf seinen Lippen, der sich in einen tiefen Seufzer verwandelte, als er bedachte, daß Dorothee's Geschick dicht mit dem des Elenden verknüpft war. Dorothee schrieb, daß sie im fremden Land getraut wären. (Forts. f.)

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

Gegenüber dem Calton-Hügel auf der andern Seite des Thales liegt eine zweite Anhöhe, Arthur's Seat genannt; sie erhebt sich zu 820' Höhe über dem Meere und bildet wegen ihrer charakteristischen Form ein Wahrzeichen Edinburg's. Die Schichten dieses Hügels steigen, fast von Erde entblößt, schief aus der Ebene empor und fallen gegen die Stadt zu fast senkrecht ab. Am Fuße dieser Anhöhe liegt das Schloß Holyrood (Heiligkreuz), das wir später besuchen werden.

Um die Altstadt zu sehen, müssen wir das Thal kreuzen, und dann geht es hoch hinauf durch ein enges Gewinkel bis zur Highstreet oder Hochstraße. Sie bildet die Hauptstraße dieses Stadttheiles. Zu beiden Seiten stehen alterthümliche, in gothischer oder gothisirender Form gebaute Häuser, denen man es ansiehet, daß sie seit Jahrhunderten weder von Brand noch von Zerstörung heimgesucht worden sind. Gegen Osten wird diese Straße armseliger und enger, die Häuser werden kleiner, die Wohlhabenheit verschwindet und eine armselige Bevölkerung tritt auf. Es ist die Canonstreet; auf dem dazu gehörigen Kirchhofe liegt Adam Smith, der berühmte Vater der modernen Volkswirthschaft, begraben. Ein Buchbinderladen bietet uns Gelegenheit, schottische Balladen und Volkslieder, wie sie die Speculation und die Minstrels der Neuzeit noch täglich in Schottland produciren, mitzunehmen. Dann öffnet sich ein größerer Platz und vor uns liegt der schon erwähnte Holyrood-Palast.

Der Palast ist königliches Eigenthum und gegen Lösung einer Karte zugänglich; er ist als schöner, castellartiger Bau mit mehreren einfachen, runden Thürmen in schmucklosem Renaissancestyle errichtet und hat im Innern einen hübschen Arkadenhof. Die erste Anlage stammt aus dem 12. Jahrhundert, die gegenwärtig ältesten Theile rühren aber erst von Jacob V. her, dem Vater der Maria Stuart. Später von Cromwell's Soldaten zerstört, wurde der Palast wieder aufgebaut, wobei die Gemächer der genannten Königin und alles, was an sie erinnert, erhalten blieben. Damen, welche für die unglückliche Fürstin schwärmen, sind hier am rechten Orte. Der Fremde muß zuerst eine Galerie passiren, welche 106 lebensgroße Bilder der Herrscher Schottlands enthält. Die Phantasie der Maler hatte hier freien Spielraum, denn der particularistische Stolz dieses Volkes datirt die schottische Geschichte bis zu einem Könige Fergus zurück, welcher 330 vor Chr. geherrscht haben soll. Das meiste Interesse erregt hier das jugendlich schöne Bild der Maria Stuart. Aus dieser Gallerie gelangt man in die Gemächer des Lord Darnley, des zweiten Gemahles der Genannten. Diese Ehe war bekanntlich nicht glücklich, der Lord war roh in seinen Sitten und Vergnügungen und sah die große Vertraulichkeit seiner königlichen Gemahlin mit dem italienischen Sänger Rizzio mit Ingrimm. Maria machte diesen zu ihrem Secretär. Ob zwischen ihm, der als alt und häßlich bezeichnet wird, und ihr wirklich ein sträfliches Verhältniß bestand, wird indessen stark in Zweifel gezogen. Darnley aber glaubte, Ursache zu jener Annahme zu haben, verband sich mit einigen schottischen Großen und am 9. März 1566 drangen sie in das Zimmer der Königin, schleppten den Italiener auf den Vorplatz und ermordeten ihn dort mit 56 Stichen.

Die Gemächer, in denen diese Bluthat geschah, liegen oberhalb denen des Lords Darnley. Man zeigt dort das Empfangs- und Schlafzimmer, sowie das Ankleidegemach der Königin, und einige kleinere Räume. Außer der breiten Stiege führt noch eine Geheimtreppe von hier zu den Gemächern des Lords. Diese Treppe wurde von den Verschworenen benützt, als sie Rizzio überfielen. Auf dem Vorplatze zeigt man noch die Stelle, wo der Mord geschah. Der Führer behauptete, noch Blutspuren zu sehen, wir aber konnten nichts davon entdecken. Warum frischt man sie nicht hie und da auf, wie dies an andern Orten geschehen soll? Vielleicht ist doch die Geschichte wahr, welche Walter Scott in seinem Roman „Das schöne Mädchen von Perth" erzählt, daß eines Tages die Führerin diese Flecken dem Reisenden eines Londoner Hauses gezeigt, der in Fleckenwasser „machte". Als ihm gesagt wurde, daß diese Blutspuren seit 250 Jahren da seien und sich durch nichts wegbringen ließen, zog der eifrige Jünger Merkur's sein Fleckenwasser heraus, begoß sein Taschentuch damit und fing an die Flecken zu bearbeiten, bis die entsetzte Alte nach Hülfe schrie und einige herbeigeeilte Männer den Uebereifrigen beseitigten. Zum Dank sagte der Londoner dann, er habe immer gehört, daß die Schotten unreinliche Leute seien — eine Bemerkung, die wir ebenfalls gemacht — aber nie geglaubt, daß sie die Dielen ihrer Paläste blutbesudelt ließen.

Die Zimmer der Königin Maria sind noch versehen mit den Möbeln jener Zeit, die angeblich noch von Maria Stuart herrühren. Da stehen Himmelbett, Stühle, Tische u. s. w., die Wände sind bedeckt mit Bildern und Tapeten. Auch die Todfeindin Marias, Elisabeth, und deren Vater, Heinrich VIII., sind hier im Bildniß zu sehen. Selbst die flüchtigste Vergleichung der beiden Königinen läßt den Haß der

Elisabeth gegen die Schottin, die berechtigte Erbin des englischen Thrones, begreifen; diese Concurrenz war zu gefährlich, denn alle weiblichen Reize, welche der Elisabeth abgingen, besaß Maria in überreichem Maße. Auch ein Stammbaum der königlichen Familie Stuart ist in diesen Gemächern aufgehängt. Der Name der Familie ist auf denselben Steward geschrieben und wird Stjuard ausgesprochen. Steward bedeutet Haushofmeister, Verwalter und auf den Schiffen Proviantmeister. Der Name Steward ist in Schottland gegenwärtig noch mindestens ebenso häufig, wie der normanische Name Roggiero in Unteritalien. Die in Rede stehende Familie Stuart erhielt frühzeitig, schon im 12. Jahrhundert, die erbliche Würde eines schottischen Reichshofmeisters und den dieser Stellung entsprechenden Namen Steward. Einer dieses Stammes heirathete die Tochter des Königs Robert Bruce und so kam nach dem Aussterben des Mannsstammes dieses Königs die Thronfolge an das Haus Stuart. Das Geschlecht hat sich in der Folge sehr ausgebreitet, und wenn auch nach der Vertreibung Jakobs II. durch seinen Schwiegersohn Wilhelm von Oranien 1688 die männliche Linie der Stuart in Karl Eduard 1788 uud in seinem Bruder, dem Cardinal Stuart, 1807 ausstarb, so bestehen doch in dem vereinigten Königreiche noch zahlreiche Nebenzweige von den weiblichen Linien. Eine politische Bedeutung aber haben sie nicht mehr und werden sie auch voraussichtlich nicht mehr erlangen. (Forts. f.)

Miscellen.

Die 360 Millionen Cultur-Menschen verbrauchen jetzt alljährlich 1800 Millionen Pfund Papier, so daß auf jeden Menschen im Durchschnitt fünf Pfund Papier im Jahre zu rechnen sind. Der heutige Stand der Papier-Fabrication und des Papierverbrauches erweist schon allein den großen Fortschritt, den jene 360 Millionen seit einem halben Jahrhundert wieder gemacht haben, da vor dieser Zeit der Verbrauch gerade die Hälfte, das ist 2½ Pfund per Kopf, betrug. Dieser Aufschwung steigert sich in manchen Ländern unverhältnißmäßig gegen andere, und so gehen namentlich Deutschland, England und die Vereinigten Staaten von Nord-America in außerordentlicher Verbrauchsvermehrung voran. Um die 1800 Millionen Pfd. Papier zu produciren, kommen von den 218 Mill. Schafen auf der Erde alljährlich 1200 Mill. Pfd. Wolle, als abgetragene Kleidungsstücke im Gewicht von 200 Millionen Pfund, dem Papier-Fabricanten zu, aus denen er 100 Millionen Pfund Papier erhält. Die 100 Millionen Spindeln der Spinnereien liefern aus den 2000 Millionen Pfund Baumwolle 800 Millionen Pfund baumwollene Hadern, welche 500 Millionen Pfund Papier ergeben. Die 2000 Millionen Pfund Flachs und Hanf jährlicher Ernte geben ebenfalls gegen 800 Millionen Pfund Gewebe, von denen dem Papierfabricanten der größte Theil zukommt, so daß er 400 Millionen Pfund in Papier umwandeln kann. Aus 600 Millionen Pfund Espartobinse, Jute, Agave, Aloe u. s. w. kommen der Papierfabrication als frische Halme und abgenützte Gewebe so viel zu, daß 100 Millionen Pfund Papier daraus gewonnen werden, wie auch aus 400 Mill. Pfund Stroh und 400 Millionen Pfund Holz zusammen 400 Millionen Pfund Papier. Zu dieser Umwandlung sind aber noch 750 Millionen Pfund Chemikalien, Harze, Stärke, Farben, Erden, Oele und Fette nöthig, die im Papiere sich auf 300 Millionen Pfund verwerthen, und endlich 4500 Millionen Pfund Steinkohlen zum Kochen, Lösen, Verdampfen und Betriebe, so daß zu 1800 Millionen Pfund Papier 8450 Mill. Pfund Materialien erforderlich sind. Diese 1800 Millionen Pfund Papier werden in 3960 Fabriken mit 2780 Papiermaschinen und 1807 Bütten herstellt, welche in vollem Betriebe ein Gesammtcapital von 567 Millionen fl. österr. Währung repräsentiren. 90,000 männliche und 180,000 weibliche Arbeiter innerhalb und 100,000 Arbeiter außerhalb der Fabriken zur Beschaffung des Rohmaterials sind durch die Papierfabrication unmittelbar beschäftigt.

Man begegnet während jedes Winters in den verschiedenen Zeitungen Nachrichten über Vergiftungen von Kohlenoxyd-Gas in Folge zu frühzeitigen Schließens der Klappen an den Ofenröhren, und es ist sogar schon der Vorschlag gemacht worden, diese Klappen geradezu zu verbieten. Man hat ferner die Beobachtung gemacht, daß auch sehr häufig dann, wenn anscheinend kein zu frühes Schließen stattgefunden hatte, dennoch die Luft in den Zimmern schlecht wurde und Eingenommenheit des Kopfes verursachte. Man schob die Schuld hievon auf zu große Trockenheit der Luft und suchte durch Aufstellen flacher mit Wasser gefüllter Gefäße in der Nähe des Ofens diesem Uebelstande abzuhelfen, ohne jedoch dadurch die erwähnte üble Wirkung auf die Gesundheit beseitigen zu können. Die fortgesetzte Erfahrung, daß die bezeichneten Erscheinungen nur beim Gebrauche eiserner Steinkohlenöfen, niemals aber bei Oefen aus Thon auftraten, führte endlich zur Entdeckung der Quelle des Uebels. Es stellte sich nämlich bei angestellten genauen Versuchen heraus, daß das bis zum Glühen erhitzte Gußeisen eine reichliche Menge des beim Verbrennen der Kohlen sich bildenden giftigen Kohlenoxyd-Gases in sich aufnimmt und beim Erkalten allmälig wieder abgibt, in die Luft ausströmen läßt. Es genügt also nicht, die Klappen erst nach dem völligen Erlöschen des Feuers zu schließen sondern man muß damit bis zum Erkalten des Ofens zuwarten; geschieht dieses aber, so wird der Nutzen der Klappen natürlich illusorisch und somit diese selbst zwecklos. Da jedoch die Wiederausscheidung des aufgenommenen Kohlenoxyd-Gases nicht allein nach dem Innern der Oefen zu, sondern, wenn die Eisenwände durchaus glühend waren, auch nach außen hin stattfindet, so kann eine völlige Abwesenheit des schädlichen Gases nur durch Abschaffen der Eisenöfen und Ersetzung derselben durch thönerne erzielt werden. (Karlsr. Ztg.)

Die „Union der Baptisten von Großbritannien und Irland" tagte unlängst in Nottingham. Der Präs. Dr. Underhill wählte zum Thema seiner Eröffnungsrede die Kirchenmissionen. Im Lauf einer einzigen Menschengeneration seien 5 Millionen Menschen den Predigten über den gekreuzigten Christus zugänglich geworden. Während des letzten halben Jahrhunderts sei die ganze Bibel in 39 Sprachen der nichtchristlichen Welt übersetzt worden; das Neue Testament, in 35 weitere und Theile der Heiligen Schrift in noch 48 andere Sprachen. Einige dieser Sprachen seien zum erstenmal von den Missionären niedergeschrieben worden. Zehn Millionen Bibeln, heißt es weiter, sind unter Heiden, gar nicht zu gedenken der 100 Millionen unter Christen, vertheilt worden. Redner erwähnt die große Anzahl der Missionäre und Missionsposten und berichtet, daß zahlreiche Inseln in dem Stillen Ocean und den Antillen ihre Götzen und ihren Aberglauben abgeworfen haben, um das Kreuz Christi aufzunehmen. In Afrika, Indien, Birma, China, Ceylon, Madagaskar und zuletzt in Japan sind Zehntausende Bekehrte zu finden. Redner bedauert den Mangel an Missionären, der namentlich in Indien fühlbar sei. Die Zahl derselben habe zwar in dem Zeitraume von 1852 bis 1872 sich um 32 Procent vermehrt, d. h. sei von 459 auf 606 gestiegen, aber die Zahl der Bekehrten betrage 78,994 gegen 22,400, d. i. eine Zunahme von 350 Procent. Dr. Underhill verlangte von jedem ordentlichen Geistlichen eine gediegene Kenntniß der Geschichte des Missionswesens, und schlug zu diesem Zweck die Errichtung eines Lehrstuhls für diese Geschichte an den Hochschulen vor.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 126. | Speyer, Samstag, den 25. October | 1873.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Es schließt die Nacht sich zu — das Licht verglimmt.

Wie bei den Müllersleuten ging es im Vogelnest. Erniedrigend zog das Unglück ein. Schon lange gab es keinen Lohn mehr für die Leute, nur Vertröstungen, gute Worte — nur eben Bettelei. Der Kinder wegen brachte es Sibylle doch fertig, aber Andreas' Sündenrechnung wuchs daran von Tage zu Tage. Er war wie ausgetauscht —; gedrückt ging er umher —, unthätig, — furchtsam, — der Glaube an sich selbst erschüttert zugleich mit dem Glauben an den Freund. Verstecken mußte er sich —, sich herauslügen, wenn er überhaupt im Vogelnest bleiben wollte. „Ich bin ein Verlorener! Sibylle," sagte er, „besser ich mache ein Ende diesem hohlen Scheinwesen und erkläre den Bankerott."

„Ja weit besser," entgegnete sie, „Du mußt fort, ich lüge Dich nicht heraus und ohnedem ging' es doch so nicht weiter."

Als sie klein war, hatte ihre Mutter gesagt: „wer lügt kommt nicht in den Himmel." An dem Glauben hielt sie fest, und es erhob sich wie eine Scheidewand zwischen ihm und ihrer reinen, strengen Seele. „Ich helfe Dir darin nicht," — wiederholte sie.

„Hülfe begehr' ich auch nicht von Dir," entgegnete er, „und daß Du Dich meinethalben erniedrigst. — So etwas verträgt nur die Liebe — Du hast keine mehr für mich — Du giebst mir noch einen Stoß, wo Du mich halten könntest — Du scheidest Dich in Deiner harten Tugend von mir."

„Gott sei's geklagt, daß es so ist," rief sie, „bin ich Schuld daran?"

Er schwieg und ging von ihr — der Bankerott wurde erklärt. Nachts schlich er sich fort an den Scheunen entlang wie ein Dieb und verschwand im Wald. Sie hatte es verlangt der Kinder wegen, damit sie nicht sähen, welche Rolle er dabei spiele. Am Fenster stand sie — stumm, ohne Thränen, und sah ihm nach. — Kein Gefühl des Mitleids regte sich für ihn.

Nicht acht Tage waren sie mehr im Vogelnest, da setzte man sie als Bettler vor die Thür. Es war ein kalter, lichter Tag, an dem die Armen fortzogen; ein heller, scharfer Herbsttag, wo man der Natur feind wird; Dach und Fach begehrenswerth erscheint, jedes warme Kleid doppelt lieb und theuer. Schlimm ist's gegen den Winter sein Haus verlassen, ein verlorener Wanderer in der Wüste der Welt.

Sibylle fühlte nicht allein für sich die Kälte — sie litt in der Seele der Kinder tausend Mal mehr. Alle noch in den dünnen Sommerkleidern, die, wer weiß wann, durch wärmere ersetzt werden könnten. Das Kleinste drückte sie fest an sich und ihre Gedanken gingen weit zurück bis zum Tag, wo sie einzogen. Sie fuhren auf einem Bauernwagen, den aus Mitleid Einer im Dorf gestellt hatte. Einiges, was ihr gehörte von der Ausstattung her, hatte man ihr gelassen. Oftmals angegriffen, verdächtigt, als beginge sie einen Diebstahl. Zwei Kinder hatte sie verloren, schlimmer, als durch den Tod, zwei blühende Zweige voller Verheißung: Gabriel und Dorothee — Gabriel saß zwar neben ihr, jetzt wieder an ihre Schürze gehängt, aber sein Anblick war genug, das Herz einer Mutter in Galle zu verwandeln gegen den, der ihm den ersten Trunk gegeben hatte. Wohl zum zwanzigsten Mal wiederholte sie dem Jonathan: „Nicht wahr, wir werden für die Kleinen sorgen, arbeiten und gute Menschen aus ihnen machen?"

„Ja!" antwortete der Jüngling immer, „das wollen wir."

Es bedurfte seiner ganzen Kraft, wenn er das sagte. Er sollte die schwere Arbeit eines Andern auf sich nehmen in den Jahren, wo das eigene Schicksal Einen ruft und fordert. — Wie kam er zu der Last? Freiwillig mußte er sie auf sich nehmen. Die Studentenjahre sollten eben für ihn anfangen, diese fröhliche, vielgepriesene Zeit der Jugend. Ein glänzendes Examen bezeichnete ihn als Einen, der bestimmt war obenan zu stehen in der Welt der Gedanken, und nun sollte er hinuntersteigen in diese trostlose Wirklichkeit. Wie ein leuchtender Stern war seine hohe Bestimmung vor ihm aufgegangen und — untergesunken und erloschen. Er hatte sie selbst in seinem Herzen verlöscht, um nicht irre zu werden an seiner Pflicht. Arbeit — Erwerb — das war jetzt sein Loos. Gezweifelt hatte er nicht. — Keinen Blick durfte er von Mutter und Geschwistern verwenden, ihnen gehörte sein Leben; er hätte geglaubt etwas zu veruntreuen, wenn er an-



ders handelte. Stunden würde er geben, wie so Viele, mühsam von Tag zu Tag kriechen. Als sein Schicksal nahm er es an.

In einer elenden Dachkammer der Vorstadt bekamen sie Wohnung durch die Güte eines Verwandten. Für einen anderen Stand geboren und erzogen, fühlten sie Vieles als Schmach, was doch keine war. Mühselig erwarb Jonathan Stunden — die Zeit, die ihm so kostbar war, wurde kaum bezahlt, verschwendet an faule Kinder, die Nachhülfe brauchten. Wer gleich Geld bedarf, bekommt es am schwersten, jeder sieht ihn als Bettler an, der ihm zur Last fallen könnte und hält ihn fern. Sibylle arbeitete ihrerseits Tags und oftmals auch Nachts ohne je zu ermüden, sie hielt Alles aus, ertrug Alles. Nach dem David konnte sie kaum sehen, auch nur soviel als dringend nothwendig nach dem Kleinen. Der Junge trieb sich herum zwischen Gassenjungen, brachte schlechte Ausdrücke nach Haus, die ihr von Neuem den Stachel in das Herz drückten. Barfuß lief er umher, nicht besser gekleidet, als die Schlechtesten. Täglich nährte sich ihr Groll gegen Andreas durch tausend erniedrigende Qualen. In der engen Kammer stieß sich das Elend so nah aufeinander. Helfen konnte er nicht —, wenn es heraus kam, daß er Geld verdiente, wurde sofort Beschlag darauf gelegt.

Der Schwachsinnige aß und trank und war guter Dinge; Jonathan dagegen nahm sichtlich ab. Nie sehr kräftig, trat seine Körperschwäche immer deutlicher hervor. Sie hatten ihn ja immer ausgelacht wegen seiner zarten, mädchenhaften Gesichtsfarbe. Jetzt war sie ganz durchsichtig, und dunkle Ringe um die Augen, ließen die Mutter ihn nur mit Angst betrachten. Müd', elend, überhetzt kam er nach Haus. Oft wenn sie ihm etwas zu Gute thun wollte, war er nicht mehr im Stande es zu genießen.

So arbeiteten sie sich durch den Winter — wer das leben nannte — von einem Tag zum andern, als bringe der nächste Morgen das Ende. Bis zum Frühjahr ging es, aber dann brach das junge Leben zusammen. Ruhe, Freude, Reichthum hätten ihn vielleicht noch retten können — in dieser elenden Kammer, mit Sorgen belastet, für die sein Herz noch zu jung war, aus der Bahn gerissen, die ihm natürlich gewesen — mußte er untergehen. Jugend braucht nothwendiger Glück, als das Alter, es ist ihr Lebensluft —, die Knospe braucht Sonne. Stumpfe Verzweiflung faßte Sibylle. — Eine Zeitlang war's, als hielte sie das fliehende Leben durch ihre Liebe — er wollte ja gern bei ihr bleiben, er wollte nicht sterben. Sie sparte es sich am Nothwendigsten ab — längst hatte er alles, was von warmer Decke ihr war. Einmal sogar hatte sie es vom Gabriel nehmen wollen. Böse Gedanken, unnatürliche Wünsche für eine Mutter, gingen ihr durch die Seele, wenn sie den Schwachsinnigen neben dem Bett des Bruders sah. Mißgünstig sah sie, wie es ihm schmeckte, wie er gedieh, und büßte das elende Gefühl dann in bitteren Thränen.

„Es ist keine Gerechtigkeit weder hier noch im Himmel!" rief sie oft in den schweren Nächten, die sie durchwachte — „Unschuldige leiden. Das Leben wird Einem vergiftet und dann gesagt: Wie? Du haßest und sollst lieben? Du bist rachsüchtig, voll Neid, Zorn und sollst sanftmüthig sein? Er ist Schuld, er hat uns vernichtet an Leib und Seele, strafe ihn oder mich, wenn ich auch nur durch ihn sündigte — nur nicht den Knaben, nur nicht dies Kind meines Herzens! der einzige Gute von uns, rein, unschuldig, pflichttreu."

Aber Gott hörte sie nicht. — Hin und her wurde ihre Seele bewegt zwischen Furcht und Hoffnung drei volle Wochen. All' ihre Kinder hätte sie gegeben für dies Eine. Es war, als verließe sie mit ihm ihr guter Engel und mit diesem Stern verlösche das letzte Licht in ihrem dunklen Leben.

Ihrer Flamme Liebesgluth,
Stirbt sie wie ein irdisch Gut!

Auf einem reizenden Stückchen Erde ließ sich Florian mit seiner schönen jungen Frau nieder. Von Armuth hatte sie nichts gemerkt, im Gegentheil, er kam nie mit leeren Händen, putzte sie heraus, freute sich, wenn die Leute stehen blieben und ihr wegen ihrer Holdseligkeit nachsahen. Seine Goldgrube war eine gefährliche; aber bis jetzt hatte ihn das Glück hierbei doch wieder als Schooßkind angenommen, und machte es Miene untreu zu werden, so half er etwas nach. Sie nahm die Schätze hin, unerfahren, wie ein Kind, in Geldsachen. Er hätte ihr können die Krondiamanten bringen, es wäre ihr nicht weiter aufgefallen. Das Wort Armuth blieb ein Klang für sie. Hieß der Zustand so, in dem sie jetzt lebten, war's sehr angenehm. Ueberkam sie dann und wann Reue wegen der Eltern — die That, die sie mit dem Geliebten vereinigte, wünschte sie nie ungeschehen. Er war's, nach dem sich ihr ganzes Leben richtete. Dies eine Gefühl ihr Compaß. Es wuchs täglich wie ein Fieber, voller Unruhe und Angst. War er fort, stand sie und sah, ob er wieder kam. Nicht eine Stunde mochte sie ohne ihn sein und mußte es doch oft, denn er nahm sie nicht mit, wenn er sich an zweideutigen Orten seinen zweifelhaften Unterhalt verschaffte. Kam er zurück, fand er sie oft in Thränen. „Man sollte meinen, Du wärst unglücklich," sagte er.

„Wenn Du fort bist, bin ich es auch," antwortete sie, „immer hab' ich das Gefühl, Du könntest mir verloren gehen. Sicher bin ich nur, weiß ich Dich fest in meiner Nähe."

„So wenig Vertrauen hast Du zu mir?" fragte Florian, „und bist mir doch gefolgt in die weite Welt, fort von den Eltern, von Allen, die Dir lieb waren."

„Nicht aus Vertrauen," antwortete sie, „sondern wie Einer in's Wasser springt, dessen Kleider brennen. Es war keine andere Hülfe für mich. — Meine Liebe," schloß sie lächelnd, „ist kein Engel, wie Du vielleicht glaubtest, — ein Dämon — ein bitterböser eifersüchtiger Dämon."

„Sag' das nicht," rief er, „sie soll unser Schutzengel sein." (Forts. f.)

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

An den Palast angebaut ist die alte Abteikirche von Holyrood, gleichzeitig mit dem Schloße durch David I. 1128 gegründet. Nur das Schiff besteht noch, aber ohne Dach, und ist manichfach zerstört. Die Fenster verrathen noch die ehemalige Schöne und besonders der westliche Theil, zwei Thürme mit Arkaden, die jünger sind als das Schiff, gehören zu dem Anmuthigsten aus der englischen Frühgothik. Die Kirche war zugleich die Krönungskirche der schottischen Könige; Karl I., der die anglikanische Episkopalkirche in Schottland einführen wollte, was bei dem puritanischen Volke auf großen Widerstand stieß, ließ sich hier 1633 mit großem Pomp krönen.

In der Hochstraße befindet sich auch das Haus des John Knox, des berühmten schottischen Reformators, der von 1505—1572 lebte. Sein leidenschaftliches, ungestümes und rücksichtsloses Wesen zwang ihn schon frühzeitig zur Flucht aus der Heimath; in England veranlaßte er 1551 die Abschaffung der Lehre von der Transsubstantiation und der Heiligenverehrung, entfloh aber nach der Thronbesteigung der katholischen Maria, und nahm in Genf die Lehre Calvin's an, nach welcher er dann später die Verfassung der schottischen Kirche bildete. In Schottland herrschte damals ein schrecklicher, das ganze Land bis in das Innerste zerwühlender religiöser Zwiespalt, der zu den unentschuldbarsten Bluthaten führte. Bekannt ist ja, daß Jahrhunderte lang die Gewissensfreiheit nirgends weniger geachtet wurde, als in England und Schottland. Knox griff machtvoll in die religiöse Bewegung ein, er predigte mit ungeheurem Feuer und einer maßlosen Leidenschaft, die man bei diesem nordischen Volke gar nicht suchen sollte. Auch war er von großem Einfluß auf die Entwicklung der politischen Dinge und ein Hauptgegner der Maria Stuart. Das Knox'sche Haus in Edinburg ist im Aeußern und Innern das Muster eines schottischen Wohnhauses aus dem 16. Jahrhundert.

Das Schloß von Edinburg, gewöhnlich the Castle genannt, bildet den ursprünglichen Kern, um den die Bürgerschaft sich angesiedelt hat; es liegt auf dem höchsten Punkte der Stadt, auf einem 380' hohen Felsen, der blos gegen Osten zu flach sich abdacht, von allen übrigen Seiten aber fast unersteiglich ist. Vor dem Eingange ist ein freier Platz, auf welchem früher die Verbrecher hingerichtet wurden; jetzt dient er als Paradeplatz und Spaziergang. Ein großes Kreuz in sonderbarer Gestalt, wie sie auch auf der Hebrideninsel Jona, der „heiligen Insel" Schottlands stehen, erinnert hier an das Andenken der im indischen Aufstande gefallenen Hochländer. Der Ein- und Ausgang zum Schloß führt durch starke, den ganzen Berg einnehmende Befestigungen. Die Gebäude dienen fast einzig militärischen Zwecken; 2000 Mann können hier untergebracht werden und Waffen sind da für 30,000 vorhanden. Oben steht die kleine, im 11. Jahrhundert erbaute, aber modern renovirte Margarethen-Kapelle, vor welcher die Aussicht sich öffnet. Man sieht tief hinunter in den Fürstengarten mit seinen Anlagen, Gebäuden und Denkmälern; ringsum liegen die Häusermassen der Stadt, der Calton- und Arthurs Hügel, das Meer und über demselben die Perthlandberge. Im ganzen ist die Aussicht beschränkt und findet ihre Ergänzung durch die von der Esplanade, wo man noch den südlichen Theil der Stadt und ihrer Umgebung überblickt, darunter das große Heriot's Hospital. Es wurde gegründet von Heriot, dem Schmiede des Königs Jakobs VI. Heriot's Name ist den Lesern von Walter Scott's „Nigels Schicksale" bekannt. Das Spital hat eine große Kuppel, von Inigo Jones gebaut; dieser und Christopher Wren waren die bedeutendsten Baumeister der Renaissanceperiode in England und besonders der Letztere hat Werke von großartiger Wirkung geschaffen, die sich selbst denen der italienischen Meister kühn an die Seite stellen können, wie z. B. die Paulskirche in London.

Vor der erwähnten Margarethen-Kapelle steht ein riesenhaftes Geschütz, die sogenannte Mons Meg, die Grete von Mons. Das Ungeheuer wurde nämlich 1476 zu Mons in Belgien geschmiedet, ist aber natürlich im Verhältniß zu den so exact ausgeführten Zerstörungsmaschinen der Gegenwart, die fast mathemathischen Instrumenten gleichen, noch sehr primitiv construirt. Von ihm ab führt der Weg in einen größern Hof, von kasernenartigen Gebäuden umgeben. Hier befinden sich die Gefängnisse, in denen die Staatsverbrecher schmachteten. In einem der Gebäude wird das Zimmer gezeigt, in welchem Maria Stuart dem Jakob VI. das Leben gab. Lord Darnley erkannte das Kind, das später als Vereiniger der beiden Königreiche den Namen Jakob I. erhielt, nicht als seinen Sohn an. In einem andern Zimmer des Schlosses sind die Regalien aufbewahrt, die Kron-Insignien von Schottland, welche von diesem Volke eifersüchtig gehütet werden. Ein Glasgehäuse überdeckt das roth gepolsterte Gestell, auf welchem die Kostbarkeiten ruhen. Wie arm erscheinen sie gegenüber dem ungeheuren Reichthum der Kroninsignien Englands, die im Tower in London aufbewahrt werden. Diese repräsentiren allein an Edelsteinen einen Werth von 36 Mill. Gulden; auch der berühmte Diamant Kohinor ist dort zu sehen. Solches kann das arme Schottland freilich nicht bieten und in dem grellen Gegensatz der beiderseitigen Kroninsignien zeigt sich auch der Unterschied zwischen dem fruchtbaren und reichen England und dem meist aus Gebirge bestehenden Schottland. Die schottischen Kroninsignien sind schmucklos und einfach. Eine Krone, ein Scepter, ein Schwert und der Amtsstab des Lord Schatzmeisters bilden das Ganze. Das Scepter fungirte zum letzten Male, als am 16. Januar 1707 der Staatsvertrag, welcher die Einigung der beiden Königreiche stipulirte, ratificirt wurde. Damals sprach der Kanzler Earl of Seafield nach Vollendung der Ceremonien zornig das Wort: „Nun ist ein altes Lied zu Ende". Und doch war es ein

großes Glück für beide Reiche, daß der alte Gesang endlich einmal beendigt wurde. Er bestand in Wirklichkeit aus einem ununterbrochenen, bald offen, bald versteckt geführten Kriege beider Länder, trotzdem diese von Natur aus auf die Herstellung eines einzigen politischen und Verkehrs-Gebietes angewiesen sind, wenn auch die Stammesunterschiede dies lange Zeit unmöglich machten. Das Lied war zu Ende, aber Schottland konnte mit Stolz darauf zurückblicken. Arm zwar ist das Land — wenn man von dem gewerbsamen und handelsreichen Flachland absieht — aber es hat eine Achtung erweckende Geschichte, beruhend auf einem kühnen, thatkräftigen, begabten, arbeitsamen, mäßigen und treuen Volke. Auch jetzt noch ist Schottland ein angesehener Theil des vereinigten Königreiches und liefert ihm tüchtige Soldaten und Beamte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Königsberg. Einem hiesigen Rentner widerfuhr vor kurzer Zeit eine sehr unangenehme Ueberraschung. Seine Ehefrau holte nämlich aus gutem Verwahrsam ein Päckchen hervor und machte dasselbe ihrem Gemahl mit den Worten zum Präsent: „Sieh, das habe ich in fünf Jahren haushälterisch erspart, nimm es jetzt und verwende es für deine Gesundheit." Gerührt öffnet er die Umhüllung und findet — 280 Thlr. in Zwanzigthalernoten der verstorbenen Königsberger Privatbank. Die Aermste hatte nie Zeitungen gelesen, hatte nie mit ihrem Manne über die Privatbank gesprochen und war daher wie vom Blitz getroffen, als sie erfuhr, daß die noch ausstehenden Noten bereits längst ungültig geworden sind.

Wien, 21. Oct. Das Neue Wiener Tagblatt berichtet: „Eine hiesige Localcorrespondenz will ausgerechnet haben, daß durch die financielle Katastrophe bisher nicht weniger als 4853 Beamte und Diener brodlos geworden seien. Das scheint richtig zu sein. Sechszehnhundert dieser Brodlosen, meistens Familienväter, sollten bereits um Aufnahme in die Sicherheitswache eingeschritten sein, und ein Mann, Vater von fünf Kindern, soll Dienstmann geworden sein. Dieses letztere Detail braucht gerade nicht buchstäblich wahr zu sein, aber es könnte wahr sein, und das ist das Traurige bei der Sache. Für die vielen Flüchtigen, die vom Manufactur- oder Specereiwaarentisch weggelaufen sind und bei Banken glänzende Anstellungen zu finden so glücklich waren, gibt es für den Moment nur in den seltensten Fällen eine Rückkehr, weil durch den schlechten Geschäftsgang auch in allen Detailhandlungen Beschränkungen im Personalstand vorgenommen worden, und diese sind im Ganzen und Großen genommen noch um Vieles schlimmer daran, als die vielen Hunderte von Dienern, obgleich auch das Loos der letzteren durchaus kein beneidenswerthes ist. Durch Monate, ja, durch Jahre nur auf ein Minimum von Arbeit eingerichtet und nur daran gewöhnt, ganze Tage lang in den Vorzimmern herum zu sitzen, um diesem oder jenem Director die Thür aufzureißen und diesem oder jenem Verwaltungsrath den Rock abzunehmen, sind diese sonst verwendbaren Leute in eine arge, sehr arge Klemme gerathen. Der stramme Instinct für Arbeit ist ihnen abhanden gekommen und nur der für große Entlohnung geblieben. Es war aber auch mit der dienenden Classe nicht mehr gut auszuhalten. Das Correctiv ist jetzt eben da, so für den Herrn wie für den Knecht."

(Ursprung des Fiasko.) Woher kommt das in der Theatersprache geläufige Wort „Fiasko?" Wir finden hierauf in einem italienischen Blatte folgende Antwort: In Florenz bestand der Hauptwitz eines berühmten Harlekins, Biancolelli, darin, daß er über einen beliebigen Gegenstand, den er in der Hand hielt, eine Suade machte. Allabendlich erschien der Harlekin mit einem andern Objekt und rankte um dasselbe das Geflecht seiner gesprochenen und gesungenen Zoten und Dummheiten, und das Publicum lachte. Einmal aber, als er mit einer sogenannten Feldflasche auftrat, die bekanntlich in Stroh gewickelt ist und „Fiasko" heißt, wollte es ihm durchaus nicht gelingen, durch seinen Speech das Publicum heiter zu stimmen. Da redete er endlich sein Fiasko wüthend an: „Du bist's, die schuldig ist, daß ich heute so dumm bin. Packe dich!" Damit warf er die Flasche über die Schulter; das Publicum lachte jetzt, aber der Harlekin war an diesem Abend nichtsdestoweniger durchgefallen. Seidem sagte man, wenn ein Schauspieler oder Sänger dasselbe Schicksal hatte: „Das ist wie Biancolelli's Fiasko"; später blos: Das ist ein Fiasko." Und so ist der Ausdruck typisch geworden und aus dem Italienischen in andere Sprachen übergegangen.

Auch in deutschen Blättern hat der in Melbourne angestellte Versuch, frisches Fleich im gefrorenen Zustande zu versenden, Beachtung gefunden. Die Methode ist von einem Herr Harrison erfunden. Das erste Versuchsquantum beläuft sich auf 600 Ctr., die in zwei eiserne Bottiche verpackt und mit dem Schiffe Norfolk nach Europa versandt worden. Dieses Schiff langte am vergangenen Freitag Nachts in London an. Leider hat sich die Methode ganz und gar nicht bewährt. In dem einen Bottich schwand das Eis so schnell, daß das Fleisch bereits am 39. Tage über Bord geworfen werden mußte. In dem zweiten hielt es sich 74 Tage. Harrison ist indessen durch dieses Resultat nicht entmuthigt. Im Gegentheil glaubt er durch die an und für sich unerfreuliche Erfahrung die nöthigen Verbesserungen und Vervollständigungen seiner Methode angezeigt zu sehen und will dafür einstehen, daß der nächste Versuch erfolgreich ausfallen werde.

* An die Weinschmierer.

St. Peter klagt dem lieben Gott:
„Die Menschenkinder sind in Noth;
„Sie hatten sonst des Weins genug;
„Aus jedem Faß, aus jedem Krug
„Da sprudelte der Rebensaft
„Und stärkte sie zu neuer Kraft. —
„Doch jetzt — wohin der Blick auch schweift —
„Des Herbstes Gabe spärlich reift;
„Der Winzer seufzt in tiefem Weh';
„Erbarm' Dich seiner, Herr, ich fleh'!"

„„Was sprichst Du da in eitlem Wahn!""
Erzürnt darauf der Herr begann.
„„Zum Segnen bin ich gern bereit,
„„Doch dieses auch hat seine Zeit.
„„Kennst Du das undankbar' Geschlecht
„„Der Menschenkinder auch schon recht?
„„Sieh', seit der Gall, der saub're Mann,
„„Das Schmiergeschäft im Wein begann,
„„Und schädigte tief den Genuß,
„„Da war ich oft schon voll Verdruß.
„„Mir graut vor aller Pfuscherei;
„„Wiß', Daß nur ich allein es sei,
„„Dem durch der Elemente Kraft
„„Gelingt der ächte Rebensaft!
„„Und weil man allorts gallisirt
„„Den Wein, ihn schmiert und fabricirt,
„„So wende ab ich meine Gunst
„„Und denk': hilf Dir durch deine Kunst!""

Rodalben.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 127. Speyer, Dienstag, den 28. October 1873.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Grips war noch bei ihnen; er war Dorothee gefolgt. Kein Steinwurf, kein Drohen, keine Schläge hatten ihn zurückscheuchen können. „Laß ihn," bat Dorothee, „ich verstehe ihn, er macht's mit mir, wie ich's mit Dir; es ist doch das Beste an Mensch und Thier. Wir wollen sehen," fügte sie lächelnd hinzu, „wer treuer ist, ich oder der Hund."

Sie hatte schon ein paar Mal nach Haus geschrieben, seitdem sie im Ausland getraut war, hoffend, man würde ihr verzeihen, aber die Ihrigen antworteten nicht. „Schreibe ihnen noch einmal," sagte Florian, den die Angst vor Andreas nicht ruhen ließ, „sie müssen doch endlich Vernunft annehmen; Du bleibst ihr Kind und zu der schweren Stunde, die Dir bevorsteht, können Dir die Eltern nicht ihren Segen vorenthalten. Es wird ja Alles wieder gut werden, schreib' ihnen, daß ich bald im Stande sein werde, all' meinen Verpflichtungen nachzukommen." Uns're größte Schuld — ist uns're Liebe, wollte er sagen, aber er stockte und sagte, „selbst die größte Schuld kann ja verziehen werden."

Folgsam setzte sich Dorothee und nahm wieder die Feder, aber als er nach einer Stunde zurückkam, war das Blatt noch weiß. Das Antlitz, das sie zu ihm emporhob, war glühend und gebadet von Thränen. „Ich kann von der Mutter nichts mehr erbitten," sagte sie, „ich gehöre Niemand als Dir — Keiner kann mich lieb haben als Du allein, gegen Alle bin ich schlecht gewesen, nur um mit Dir zu sein. Zerrissen hab' ich alle Bande — oft fürcht' ich, es kommt eine grausame Vergeltung über uns, daß wir dem Leben diese Seligkeit abgestohlen haben."

Er strich ihr die Haare aus der Stirn. „Wenn Du nicht irre an mir wirst, was könnte kommen?" Sie lächelte unter Thränen —: „An Dir irre," wiederholte sie, „das müßte wunderbar zugehen, ebenso gut könnte ich an mir selbst irre werden."

Als die Erde in vollem Schmuck stand, wurde ihnen ein Kind geboren. Die junge Mutter lag in einem Gartenhäuschen, umgeben von blühenden Büschen und Bäumen. Es war eine Seligkeit, die noch leuchtender an ihrem Himmel aufging als die erste. Florian selbst war ergriffen, seine Hand zitterte, als er sie auf das kleine Ding legte und fühlte, daß es mit einem Makel gezeichnet war durch ihn. Um den Preis seines Lebens, seines gegenwärtigen Glücks, hätte er seine Ehre wiederkaufen mögen, aber die kauft sich nicht zurück. Dorothee wurde ganz kindisch mit dem Kind, es gab eine Lust ohne Ende. Grips war immer dabei, man konnte bald die Drei im Gärtchen von Weitem hören, wie das Bübchen fröhlich krähte, das Hündchen bellte und die Mutter jauchzte.

Fast vergaß sie den Florian über das Kind. „Aber weißt Du," sagte sie, „es ist ja ein Endchen von Dir, als hätt' ich Dich noch einmal so recht fest im Arm, daß Du mir nicht entrinnen kannst. Er sieht auch gerade aus wie Du, alle Leute sagen's, keine Spur hat er von mir, der blonde blauäugige Schlingel."

Bei den Wirthsleuten war sie ein rechter Liebling, Jeder that ihr zu Gefallen, was er konnte. Alle wußten, was Florian trieb und daß er ein Spieler von Profession war; wie es so oft geht, sie allein nicht. „Das arme Frauchen," sagte die dicke Wirthin zu ihrem dicken Gemahl, „ein schlechtes Ende wird's nehmen mit all' der Herrlichkeit. Der blanke junge Herr ist ein toller Bursche, ein Abgefeimter, sagt unser Franz. Bald Geld wie Heu, bald borgt er sich vom Kutscher das Chausseegeld — er soll's noch wiederhaben."

„Was geht's uns an," antwortete der Mann, der sich aus seiner dicken Ruhe nicht gern aufstören ließ, „wir können uns die Gäste nicht auswählen. — Hat er Geld, so bleibt er, hat er keins, zieht er ab — danach meß' ich die Tugend der Leute."

Aber die dicke Frau fuhr fort Dorothee zu beklagen und mit Neugier und Interesse ihr Schicksal zu verfolgen. Die junge Frau sprach gern ein Wörtchen, erzählte ihr selbst, wo sie her wäre. Von der Heimath sprechen blieb süß, wem konnte es hier schaden? So erfuhr die Wirthin Abkunft, Gegend, ja sogar Manches über die schlimme Heirath. „Solch einen Schwiegersohn," sagte sie zu ihrem dicken Gemahl, „den hätte ich mir auch grade gewünscht, kein Wunder, daß die Eltern nicht mehr mit ihm zu thun haben wollen. Nun, ich werde wohl noch Alles herausbekommen."

Florian ließ Dorothee viel allein. — Diese Einsamkeit vertrug sie nicht, ihr Gemüth war mittheilend, sie brauchte Jemand, um sich stündlich mit ihm ihres Kindes zu freuen — Frauengeschwätz brauchte sie. Sie hatte keine Welt der Gedanken, die sie schützte und abzog, in der Gegenwart mußte sie leben. Es kamen viel Reisende durch den Ort, endlich auch eine alte Dame, deren Pflegerin in der Nähe von Dorothee's Heimath zu Hause war. Natürlich wußte sie alles auf das Genaueste; Scandal fliegt umher wie Distelsamen. Die beiden Frauen setzten sich zusammen, um beim Kaffee die Sache wie einen guten Bissen zu verzehren. Dorothee durfte nichts davon abbekommen. Dazu wäre es zu schlimm, hatte die Landsmännin gesagt.

Die beiden Klatschschwestern vergaßen nur, daß unter dem niedern Fenster in der Jasminlaube der jungen Frau Lieblingsplätzchen war. Dort saß sie wie oft, das Bübchen schlafend im Schooß. Als sie ihren Namen hörte, hätte sie aufstehen können, aber das Kind schlief so gut und weshalb auch. Bald hörte sie angestrengt zu, ja sie hob den Kopf und lauschte gespannt, um nur keinen Tropfen von dem Gift zu verlieren, das in ihre Ohren drang. Dort hörte sie die ganze Geschichte Florian's mit ihrem Vater. Wie der Vater in jener Nacht zu ihm kam, Alles — Wort für Wort, als hätten die Wände Ohren gehabt — der verpfändete Wald — dann aber hörte sie nicht mehr.

„Es ist Geschwätz! eitel Geschwätz!" wiederholte sie angstvoll, „warum hör' ich darauf?" und dann kamen ihr all' die Worte, die er damals zu ihr gesagt, in die Gedanken — ehrlos! — dies hatte sie sich nicht darunter gedacht.

Sie würde ihn selbst fragen noch denselben Abend, Abends, wo sie immer noch so selig miteinander hin und wieder gingen, zwischen den duftenden Büschen. — Sollte das Alles aus sein? Sie wartete bis Alles still war, dann schlich sie hinein und legte das Kind in die Wiege. Sie küßte es nicht — betete auch nicht darüber, wie sie sonst that, sondern saß da, schlug die Hände ineinander, sie ringend, daß der Ring sie verwundete, den ihr Florian am Tage der Trauung angesteckt. Ihr Blick fiel darauf, es war eine kleine Schlange mit funkelnden Augen. Dem wunden Gemüth wird Alles zur Bedeutung. Sie ließ es ganz dunkel werden und zündete kein Licht an. Er kam wie immer, stürmisch zärtlich auf sie zu. Sie fiel ihm schluchzend um den Hals und küßte ihn ohne Ende. „Ich habe Böses von Dir gedacht, verzeih mir's," rief sie, „es war wie ein schrecklicher Traum."

Sie zog ihn an das Fenster. — Der Mond schien hell herein. — Dort — ihn nicht aus dem Auge verlierend — erzählte sie ihm die ganze Geschichte. Mit beiden Händen hielt sie ihn, ihm fest in das Gesicht starrend. Sie sah, wie er bleich wurde unter ihren Worten, oder war es das fahle Mondlicht, das ihn streifte? „Florian!" — schrie sie fast — „ist dem so?" Er wand sich von ihr los.

„Was," rief er, „ist es dahin gekommen, daß Du mich nach dem Geschwätz alter Weiber beurtheilst, die mit ihren bösen Zungen jeden Ruf vernichten können?!" Sie fiel wieder in das Weinen. — „Verzeih' mir's," schluchzte sie, „sage mir, daß dem nicht so ist — ich will es nur von Dir hören."

„Ich habe Dir selbst gesagt, daß mein Name dort in der Gegend gelitten hat.

„Ich weiß," rief sie, „man braucht nur wenig gethan zu haben, um einen Flecken darauf zu bekommen. Mannes Ehre ist fast noch zarter als die unsre, danach frage ich nicht — nur nach dem Einen, nur daß Du dies nicht gethan hast, dies mit dem Vater, und ihm dann noch sein Kind genommen."

Er versuchte es in Scherz zu ziehen. — „Nachgelaufen bist Du mir," sagte er, sie schmeichelnd umfassend. „Laß die Vergangenheit ruhn, wir haben beide darin gefehlt." Sie gab sich ihm doch nicht. — „Sag' mir, daß Du das Eine nicht thatst — Alles andere kann ich vergessen." Er verschwur sich nun wie damals beim Andreas, weil ihm der Muth fehlte zur Wahrheit. Sie glaubte ihm. Sie wollte es ja so gern glauben, trocknete ihre Thränen und versuchte zu lächeln; sie war noch solch ein Kind, kaum siebenzehn Jahr. Er ging mit ihr durch die Gartengänge, sie sahen nach den Sternen wie immer, aber die Rosen dufteten ihm nicht mehr süß. „Man wird es nicht los," sagte er sich, „es ist Alles nur übertünscht bis es wieder ausbricht."

Mein Aug' ist trüb,
Mein Mund ist stumm.

Von dem Tage an war's, als läge etwas Unfaßbares, Trennendes zwischen Beiden. Das Geheimniß ging bei Ihnen um, wie ein Gespenst. Er sah es immer — sie nur dann und wann wie ein Schatten, der sich über ihr helles Glück warf. Seine Laune wurde ungleich — bald war er leidenschaftlich — bald kalt — immer mißtrauisch, als liebte sie ihn nicht genug. Er traute seinem Glück nicht mehr und es verließ ihn — wie hier so auch am Spieltisch. Das Geld wurde knapp im Haus. — Die Gläubiger waren wieder hinter ihm. Der Wirth wollte sie nicht länger behalten. Dorothee fiel aus all' ihren Himmeln, als ihr nun wirklich klar wurde, was ruinirt heißt. — Ihre Sachen wurden verkauft, sie behielt nur das Nothdürftigste, weil die Wirthin es ihr aus gutem Herzen ließ. Trotz allem faßte sie sich brav. — „Es thut Alles nichts," sagte sie zu Florian, „ich gehe mit Dir, wohin es sei. Du wirst sehen, ich bin tapfer."

Ihre Abreise glich einer Flucht. Müde, hungrig kamen sie mit dem schreienden Kind endlich in einem schlecht aussehenden Hause unter. Feuchte, modrige Kammern, voll von schmutzigem Geräth, empfingen sie. „Es sieht aus wie ein Grab," klagte Dorothee.

„Ich habe Dir kein Glück und keinen Reichthum vorgespiegelt," antwortete er herb.

„So lang' wir beisammen sind," sagte sie be-

gütigend, „wird es mir zuletzt überall gefallen — das freundliche Gartenhäuschen wäre mir nichts ohne Dich."

Sie gewöhnte sich doch nicht so leicht. Das Kind wurde ihr krank, die Leute waren unfreundlich, die Wohnung ungesund. Obgleich sie beisammen waren, gab es bittere Stunden. Verstimmt, mißtrauisch bewachte Florian die Abnahme von Dorotheens Zärtlichkeit, die hervorgerufen war durch sein verändertes Benehmen. Trotzdem liebte sie ihn noch. — Liebe verträgt viel Mißhandlung, so lang' sie den der Liebe werth hält, der sie quält, aber ihm wurde es unbequem, immer mit der Maske zu gehen. Warum sollte er sich vor seiner Frau verstecken? Die zarte Blüthe des Gefühls war doch schon verweht durch den kalten Wind der Noth. „Ich will mich nicht mehr krümmen und winden, mich entschuldigen und ausweichen, mag sie wissen, wem sie gefolgt ist," sagte er zu sich.

(Fortsetzung folgt.)

Elisabeth Charlotte und die Pfalz.

Unter diesem Titel bringt Karl Steffens Volkskalender für das Jahr 1874 aus dem Hannover'schen Archiv einige interessante Briefe jener unglücklichen Fürstin, deren unheilvolles Geschick für ihr engeres Vaterland, die Rheinpfalz, zu einer Quelle unsäglichen Elendes wurde. Auf Befehl ihres Vaters, des Kurfürsten Karl Ludwig, hatte sie sich im Jahre 1671 mit dem Herzoge Philipp von Orleans, dem Bruder König Ludwig's XIV. von Frankreich, vermählen müssen, obwohl sie mit ihrem ganzen Denken und Fühlen der ihr liebgewordenen Heimath anhing. Als „politisches Opferlamm", so nannte sie sich selbst, siedelte sie mit ihrem Gemahle nach Frankreich über, um am Hofe Ludwigs XIV. mit ihrem ernsten Sinn, ihrer strengen Wahrheitsliebe und ihrem Stolze eine wenig freundliche Aufnahme und eine einsame Existenz zu finden; sie wurde mehr gefürchtet als geliebt und nur wenige hatten eine Ahnung von ihrem sittlichen Werth. Allein alles persönliche Leid trat bei ihr in den Hintergrund, als die Pfalz durch Ludwig XIV. verwüstet, gebrandschatzt und endlich in dem eigenen Namen der Herzogin einem erbarmungslosen Eroberungskriege preisgegeben wurde.

Elisabeth Charlotte war eine fleißige Briefschreiberin; die Briefe an die Schwester ihres Vaters, die Kurfürstin Sophie, und an ihre Stiefschwestern enthalten ein schätzbares Material zur Culturgeschichte jener Zeit. Stets behielt sie ihre Jugendheimath in treuem Angedenken und oft erinnerte sie sich in ihren Briefen der schönen Stätte ihrer Kindheit; „Keine bessere lufft in der welt", versichert sie wiederholt, „alß am schlosse zu heydelberg", wo sie „bei dem berge kirschen gefressen morgendts umb 5 Uhr mit ein gutt stück brodt." Und von Schwetzingen erzählt sie: „. . . In der lebendigen hecken, so lengst dem Graben war, wohnen eine große menge von Nachtigallen, so die gantze Nacht sungen im frühling. Wo ist aber das clare Bächelchen hinkommen so durch den grotten floß und bey welchem ich so offt auff Einem umbgeworffenen weydenbaum gesessen und geleßen, die bawersleute von schwetzingen umb mich herumb und plauderten mitt Mir".

Schon in den siebziger Jahren des vorhergegangenen Jahrhunderts hatte die Pfalz von der französischen Invasion viel zu leiden. Das Plündern und Brandschatzen hörte erst auf, als im Jahre 1679 ein kurzer Friede geschlossen wurde. Ein Jahr später starb Churfürst Karl Ludwig und fünf Jahre darauf erlosch mit dem Tode Churfürst Karls, des Bruders der Elisabeth Charlotte's die simmerische Linie, um der neuburgischen Platz zu machen. Trotz aller Verträge bestand der ländergierige Ludwig XIV., gestützt auf seine Schwagerschaft durch Elisabeth Charlotte, auf der Abtretung der simmerischen Gebietstheile an seinen Bruder und die Anerkennung desselben als Reichsfürsten. Als nach langen Verhandlungen mit dem Reichstage den ungerechten Forderungen Ludwigs XIV. nicht entsprochen wurde, überzog derselbe die Rheinpfalz mit seinen Truppen und das Sengen und Brennen begann. Die Gräuelthaten und Verwüstungen zu schildern, welche unter Melac in beispielloser Barbarei gegen die Rheinpfalz verübt wurden, möge hier unterbleiben; was die unglückliche deutsche Fürstin in Frankreich litt, wie ihr das Herz über das Unglück ihres Vaterlandes brechen mußte, das spiegelt sich in ihren Briefen wieder:

„. . . alle tag muß ich hören, wie man sich präparirt, das gutte manheim zu brennen und zu bombartieren daß mein Herr Vatter Seliger mit solchem fleiß hat bawen lassen, daß macht mir daß hertz blutten und man nimbt mir es noch hoch vor übel, daß ich trawerig darüber bin . . . sollte Man Mir aber daß leben darüber Nehmen wollen, so kann ich doch nicht lassen zu bedawern undt zu beweinen, daß ich sozusagen meines vatterlandes untergang bin, undt über daß alle, des Churfürsten meines Herr vatters Seliger Sorge undt Mühe auff Einmahl so über einen hauffen geworffen zu sehen ohn dem armen manheim, ja ich habe einen solchen abscheu vor alles so man abgesprengt hatt, daß alle nacht, so baldte Ich Ein wenig Einschlaffen, deucht mir Ich sei zu heidelberg oder zu manheim und sehe alle die Verwüstung und dann fahre ich im schlaff auff undt kann in zwei gantzer stunden nicht wieder Einschlaffen, dan kompt Mir in Sinn, wie alles zu meiner Zeit war, In welchem standt Es nun ist, ja in welchem standt Ich selber bin undt dann kann Ich mich des flennens nicht enthalten . ."

Noch dreißig Jahre später, nachdem Ludwig XIV. längst gestorben und ihr Sohn — einer der liederlichsten Menschen, die je gelebt haben — Regent von Frankreich war, schrieb sie:

„. . . wen ich manheim, schwetzingen oder heidelberg wiedersehen sollte, glaube ich, daß ich es nicht würde außstehen können undt vor Thränen vergehen müßte, denn wie alle unglück dortt geschehen, bin ich lenger alß 6 monat geweßen, daß wen ich die Augen zugethan habe Ich die örtter in brandt gesehen, bin mit schrecken auffgefahren und lenger alß Ein Stundt geweint, daß Ich geschlotzt habe."

Ein anderes Mal schreibt sie:

„. . Ich habe nur gar zu ein teutsch Hertz, den ich kann mich noch nicht getrösten über waß in der armen Pfalz vorgangen, darff nicht dran denken, sonsten bin ich den gantzen Tag trawerig. . . Ich höre nie manheim nennen ohne seufftzen, mein Gott, wie halt mich der ortt gejammert."

Im fremden Lande bewahrte die edle Frau bis

zum Tode ihrem Vaterlande die vollen Sympathieen ihres Herzens und ihrer engern Heimath, der Rheinpfalz, die Liebe und Treue einer reinen, gefühlvollen Menschenseele.

Miscellen.

Aus dem Rheingau, 25. Octbr. Der kürzlich nach rheinischen Blättern gemeldete Seehundsfund bei Schierstein hat in sehr nüchterner Weise eine Aufklärung erhalten. Nach der „R. M. A." besaß ein ehemaliger Menageriebesitzer in Mainz aus seinem früheren Inventar einen Seehund, dessen übler Geruch dem Hausherrn so lästig wurde, daß dieser die Fortschaffung des Thieres seinem Miether anbefahl. Der Eigenthümer desselben konnte es indeß nicht über sich gewinnen, den Seehund zu tödten, ein Käufer meldete sich nicht, und er faßte daher den Entschluß, das Thier seinem Elemente zurückzugeben, natürlich den Seehund nicht in's Eismeer zu schleppen, sondern ihn ganz einfach in den Rhein zu werfen. Am verflossenen Samstag Abend faßte er sich ein Herz, nahm seinen Seehund, trug ihn an's Fischthor und im Wasser lag das Ungeheuer. So die Thatsache — alles Uebrige ist Roman. Daß das Seethier alsbald einer Kugel zum Opfer fallen mußte, war vorauszusehen. Schon vor einigen Jahren wurde gegenüber Weisenau ebenfalls ein Seehund geschossen, der wohl auf dieselbe Art in den Rhein gekommen sein mag.

Aus London, 21. Oct., schreibt man: Ein merkwürdiger Fall von Bigamie ist dieser Tage ans Licht gekommen, welcher beweist, daß die Wahrheit oft merkwürdiger ist als Dichtung. Frederick Francis Archibald Farquharson, ein Mann im Alter von 30 Jahren, vermögend, von guter Familie und früher Officier in der Armee, hatte schon im Alter von etwa 16 Jahren eine Dame Namens Buckley geheirathet, wurde jedoch von ihr im Jahr 1861 gerichtlich geschieden, weil er zur Zeit, als er die Ehe schloß, unmündig war. Das Eheleben mußte indessen dem Herrn sehr gut gefallen haben, denn in demselben Jahre heirathete er eine Miß Alice Boyer-Beneft, um die er sieben Monate gefreit; ein Beweis, daß er sehr schnell nach der Scheidung an eine Andere dachte. Hr. Farquharson hielt es nicht für nöthig, seiner Gattin von seiner in jugendlicher Hast abgeschlossenen ersten Ehe etwas zu sagen und lebte bis vor ganz kurzem mit seiner Gattin zusammen. Er pflegte indessen sehr oft aufs Land, Geschäfte halber, wie er seiner Gattin sagte, sich zu begeben. Diese häufigen Ausflüge erregten den Verdacht seiner in London mit ihm wohnenden Schwiegermutter, die sich eines Tages aufmachte und die Mutter ihres Schwiegersohnes, eine zu North Brandley in Wiltsire lebende reiche Dame, besuchte. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen fand sie daselbst ihren Schwiegersohn mit einer anderen Frau und mehreren Kindern vor. Diese zweite Frau hatte unser Held vor acht Jahren etwa, vier Jahre nachdem er Miß Alice in London geheirathet, in North Bradley heimgeführt. Seiner Londoner Gattin pflegte er zu sagen, daß er Geschäfte halber nach den Provinzen, seiner ländlichen Ehehälfte, daß er aus denselben Gründen nach der Stadt müsse. Diese Doppelrolle, welche glücklich seit bereits acht Jahren gespielt worden war, hätte er noch wer weiß wie lange fortgesetzt, wenn nicht eben die Schwiegermutter dazwischen gekommen wäre und ihn gezwungen hätte, mit ihr sich in eine Droschke zu setzen und zum Richter zu fahren. Bei den Verhandlungen waren alle drei Frauen des Gefangenen zugegen, von denen zwei Kinder haben. Der Don Juan wurde vor die Geschwornen gewiesen; die Schwiegermutter und die erste Gattin triumphirten, ob aber die beiden letzten Frauen so ganz mit der Intervention der Londoner Mama zufrieden waren, ist nicht klar. So viel steht fest, daß der Hr. Frederick Francis Archibald Farquharson von nun an zu den entschiedensten Schwiegermütterfeinden gehört.

Lissabon. Berichte aus Portugal erwähnten vor kurzem der Lebensgefahr, in welcher die Königin und ihre Söhne geschwebt. Der Vorgang war folgender: Die beiden Prinzen Karl und Alphons, im Alter von 10 und 8 Jahren, liefen beim Baden im Meer ihrer Mutter voraus, wurden von einer Welle erfaßt und in tiefes Wasser hinausgespült. Die Mutter eilte ihnen zu Hülfe und hielt sie fest, bis zu rechter Zeit ein Leuchtthurmwächter der bedenklichen Lage ein Ende machte. Die Gefahr war nicht gering, da die See anfing, stürmisch zu werden. Der König beehrte seine Gemahlin für die bewiesene Herzhaftigkeit mit der „goldenen Medaille zur Auszeichnung für Verdienst, Philantropie und Großmuth"; den Retter seiner Gattin und Kinder belohnte er mit einer Pension und dem Orden des „Thurmes und Schwertes". Der Namenstag der Königin, welcher auf den 16. Oct. fiel, bot dem Hof und der Bevölkerung eine günstige Gelegenheit den Geretteten freudige Theilnahme zu bezeigen. Die Beglückwünschungen sollen nicht weniger herzlich als zahlreich gewesen sein. Das Volk feierte den Tag als ein Fest, und viele Gemeinden fanden sich zu einem Dankgottesdienst und Te Deum in der Kirche ein. Bei Hof fand ein glänzender Empfang statt, welchem zahlreiche Deputationen von Stadt und Land beiwohnten, um ihrer Freude über die Rettung der königlichen Familie Ausdruck zu leihen.

Politische Damenhüte. Wie der Pariser Correspondent des „Warehousemen's and Draper's Journal" schreibt, versuchen mehrere Modistinnen in Paris, ihren Productionen eine politische Bedeutung beizulegen und so den Parteimeinungen ihrer Kunden zu schmeicheln. Der Hut „Chambord" ist von blauem Sammt mit einer langen weißen Straußfeder, die an einer Seite durch eine silberne Lilie festgehalten wird, und die Garnirung aus weißem Filet ist an den Ecken mit kleinen blauen Perlen besetzt. Die Hüte „La Marie Stuart" und „La Lamballe" sind ebenfalls legitimistische Kopfzierden. Letztere ist aus schwarzem Sammt mit Schleifen aus blauem Bande und schwarzem Sammt, und vorne einer großen Perlmutterschnalle; auf der linken Seite wird ein kleiner Rosenkranz getragen, aus dessen Mitte eine blaue Aigrette hervorragt. „La Pamela" ist entschieden orleanistisch, „La Merveilleuse" republikanisch, „La Gommeuse" hat ein Bündel imperialistischer Veilchen; der Hut „Fusion" ist aus Filz, vert d'espérance, überragt von Hahnfedern und einer silbernen Lilie.

„Alle Haare deines Hauptes sind gezählt." So lesen wir in der Bibel, aber wie viele Haare einen Menschenkopf im normalen Zustande zieren, davon schweigt das „Buch der Bücher", und doch muß ein echter deutscher Gelehrter Das genau wissen, und so hat denn ein solcher sich auch der Mühe des Haarzählens unterzogen und Folgendes gefunden: Der Blondkopf ist am üppigsten bewachsen; es stehen auf einem solchen durchschnittlich 140,400 Haare, während ein Kopf mit braunen Haaren nur 109,400 und ein solcher mit schwarzen 102,000 Stück aufweist. Da das Gesammtgewicht der Haare bei jeder Farbe fast gleich ist, so ergibt sich daraus, daß die Blonden nnd die Blondinen die feinsten Haare haben.

Charade.
(Zweisylbig.)

Mein Erstes ist des Lebens Wonne,
Mein Letztes gibt vor Uebel Schutz.
Willst, Schwacher, Du das Erste fliehen,
So bietet ihm mein Ganzes Trutz.

Auflösung der Charade in Nr. 124:

Handschuh.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 128. Speyer, Donnerstag, den 30. October 1873.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Dorothee saß am Bett des Kindes, als er mit diesem Vorsatz, von Wein und Spiel erhitzt, nach Hause kam. „Es ist sehr krank!" sagte sie in Angst — „Wollen wir nicht den Arzt aus der Stadt holen?"

„Aerzte aus der Sadt sind für reiche Leute — wir werden uns wohl mit dem Bader begnügen müssen. Wenn das Kind stirbt — nun so ist's desto besser für uns und den Wurm." Sie fuhr auf wie Jemand, dem man das Herz trifft. „Florian!" rief sie, ihn fassend, ihn schüttelnd — „das sprachst Du nicht — komm zu Dir."

„Ich sprach's und ich mein's," wiederholte er mit schwerer Zunge. „Es thut gut, wenn es sich aus dem Elend fortmacht und wir haben eine Last weniger."

„Dann," rief sie, ihn anstarrend wie Einen, den man in neuem erschreckenden Licht sieht, — dann hast Du auch gethan, wofür sie Dich beschuldigen!"

Rauh schüttelte er sie ab. „Und wenn es wäre," sagte er, „habe ich Dir geheuchelt, ich wäre tugendhaft? Habe ich es Dir nicht gesagt? — Hast Du nicht mit Deinem Gefühl geprahlt, das stark genug wäre, dies Alles zu überwinden? So lang' es gut ging, warst Du dabei, jetzt, wo Hunger und Kummer vor der Thür sind, ziehst Du Dich zurück."

Sie sah ihn starr an, immer noch hoffend, es könne noch anders sein und sie aus diesem grausen Traum erwachen. „Es ist wahr," wiederholte er, „Du bist die Frau eines Ehrlosen — sprich' es nur aus, Du verachtest mich."

Aber sie legte sich schluchzend ihm in die Arme. „Ich will es nicht!" rief sie, „ich will versuchen, Dir durch Alles hindurch treu zu sein, wie ich es versprach. Mit meiner Liebe verlör' ich ja Alles auf der Welt." Es rührte ihn doch und er erwiderte die Liebkosung. Erst wich sie zurück — dann aber drängte sie sich von Neuem an ihn.

Trübe Tage folgten. — Dorothee hatte einen Reichthum warmen, verzeihenden Gefühls, immer wieder rang sie um ihre Liebe — ihr einziges Gut, das, wofür sie Alles gegeben hatte; aber unaufhaltsam erfüllte sie das schlimmste Gefühl, das ein Herz erfüllen kann, das Gefühl des Widerwillens. Es wuchs, wie damals ihre Liebe, täglich fieberhaft. — Seine Nähe, seine Berührung, seine Liebkosung, alles nur mit Mühe, mit Widerwillen ertragend — als wehre sich etwas körperlich dagegen in ihr. Wie sie sich damals nach seiner Gegenwart gesehnt, sehnte sie sich jetzt, von ihm fort zu sein. Sie suchte sich aus Pflichtgefühl, aus Nothwendigkeit eine Zuneigung zu schaffen, aber der erste Anlaß zerstörte sie wieder. Dazwischen stand die Gemeinheit der That — ein Tod aller Liebe. Ohnmächtig wehrte sie sich gegen die Verachtung, die gleich einer Krankheit ihre Seele gewann. Florian wußte, wie sie empfand; im Herzensverkehr gibt es kein Verstecken für die Zusammenlebenden, Jeder weiß genau, wie er daran ist, wenn er es sich offen eingestehen will. Ihre Verachtung erniedrigte ihn, er bot ihr keine Liebkosungen mehr, desto mehr bittere Vorwürfe, einen Groll, der rachsüchtig ihr das schwere Leben noch schwerer machte, wo er konnte. Vom Kinde erwartete sie ihre Erlösung, wie damals er von ihr. Da sollten all' die bösen Regungen, die ihre Seele zerstörten, schweigen; aber was sie sonst an ihm entzückte, die Aehnlichkeit mit Florian, ängstigte, schreckte sie jetzt, entfremdete ihr Herz. „So schnell kann Liebe nicht vergehn," wiederholte sie immer — „die Liebe zum Kinde kann einer Mutter doch nichts nehmen."

War sie auch verwandelt? Sie konnte nicht mehr froh durch seinen Anblick werden. Hatte sie es im Arm, dachte sie an den Vater und dann graute ihr vor ihr selbst, als hätte sie kein menschliches Herz, weil sie ihr Kind nicht lieben konnte wie zuvor, weil es auch sein Kind war. Das arme Ding verging wie ein Schatten, der Mutter Milch wurde ihm Gift — nirgends die fromme Liebe, die dem Kinde zukommt, bald Leidenschaft, sie drückte es an sich als wollte sie es ersticken, bald Eiseskälte, die es von sich stieß.

Es siechte eine Zeit und dann starb es. Verzweiflung — Reue, als habe sie es getödtet, ergriff sie. Man mußte es ihr wegnehmen mit Gewalt, immer noch glaubte sie ihm Leben einhauchen zu können; trug's umher dicht an ihrem Herzen — sprach zärtlich mit ihm — küßte es — hüllte es in warme Decken. Ein Fieber, in dem sie von Nichts mehr

wußte, folgte. Mitleidige fremde Hände nahmen sich ihrer an. Florian ließ sich so wenig als möglich sehen.

Weit elender als sie gekommen, zogen sie aus der Gegend fort, aneinander geschmiedet wie zwei Galeerensclaven, von Ort zu Ort, immer sich verbergend, immer wieder entdeckt und auf der Flucht — ruhelos — friedenlos. Gemeine Reden umtönten ihr Ohr, wo mit den krassesten Namen benannt wurde, was in der feinen Welt oft umhergeht, bedeckt von artiger Sitte und guter Manier. Wer es nicht erlebt hat, was es heißt ohne guten Namen sein, weiß nicht, welchen Schatz er darin besitzt, welchen Schutz und wie abhängig wir sind von unserer Stellung, der anständigen Stellung gebildeter, ehrlicher Leute. Von selbst gibt sie uns eine Haltung, die dem Elenden fehlt, der umringt vom Verbrechen, ohne Schranke der Sitte, jeder Versuchung leichter erliegt und die Sünde begeht, deren Verdacht ohnedem auf ihm ruht. Grips war noch immer dabei, Dorothee ließ nicht von ihm. Er war doch ein lebendes Wesen, das sie lieben konnte, ohne sich Zwang anzuthun, ihrer warmen Natur folgend, die begehrte zu lieben, wie man begehrt zu leben. Der Vater hatte sein Geld an ihn weggeworfen, sie sich selbst — Zukunft — Vergangenheit — alles getrübt durch ihn, nicht einmal an ihr Kind konnte sie mit reinem Schmerz, der das Herz veredelt, denken. Erniedrigter fühlte sie sich, als die Sündige im Arm des Geliebten.

An einem elenden Heerdfeuer saßen beide heut, dicht aneinander gedrängt, — das nasse rauchende Holz gab wenig Gluth, — es war bitter kalt, — der Schnee lag hochgehäuft an den blinden Fenstern. Sturm erschütterte das jammervolle Obdach. Auch der Hund drängte sich zur Flamme. Schon zwei Mal hatte ihn der Mann mit dem Fuß fortgestoßen, immer kam das Thier wieder. „Dorothee," sagte Florian, „wir beide zusammen, das geht nicht weiter, keiner kann auf diese Art zu etwas kommen, und ein Glück wirst Du unser Zusammensein jetzt wohl auch nicht mehr nennen. Einer ist dem Andern ein Stachel und ein Dorn. Ich hätte Dich können heimlich verlassen, wie Du damals die Eltern, aber das wollte ich nicht. Wir wollen so gut als möglich auseinander gehen."

Sie erhob ein kindisches Weinen der Verzweiflung. „Was soll ich allein anfangen, Florian? Hier, wo Keiner meine Sprache versteht, — ich, die nicht arbeiten kann, — nichts verdienen, — die ich noch so schwach bin von der Krankheit her. Erbarm' Dich, was soll aus mir werden? Am Weg muß ich erfrieren wie die alte Bettlerin, die sie gestern hierher brachten. Bring' mich wenigstens der Heimath näher."

Ungeduldig antwortete er ihr. „Was schad' ich Dir," bat sie weiter, — „laß mich Dir nur so nachkriechen, — ich brauche so wenig Nahrung — bald vielleicht nichts mehr."

„Geh' zu den Eltern," sagte er, „die müssen Dich wieder aufnehmen."

„Wäre es nur näher," seufzte sie, „gewiß, die würden mich aufnehmen. — Bringe mich auf den Weg, verstoße mich nicht!"

„Ich Dich auf den Weg bringen?" wiederholte er scharf. Du weißt doch am besten, warum ich mich nicht im Lande sehen lassen darf."

„Dann laß mich bei Dir bleiben," bat sie wieder.

Aber er wollte ein Ende machen — er konnte diese jammervolle, anklagende Gestalt nicht länger neben sich sehen. Er wollte wieder in die Höhe, wollte frei sein von dieser drückenden Fessel. Sie ließ aber nicht ab mit Flehen, umklammerte ihn wie ihre letzte Rettung. Muth, um noch irgend ein Schicksal, in dem sie handeln mußte, auf sich zu nehmen, war nicht mehr in ihr. Er schüttelte sie unwirsch ab; je mehr er Unrecht hatte, je zorniger wurde er. „Du mußt mich behalten," rief sie endlich, „darf man ja kaum ein Thier so von sich jagen."

Da hob er zum ersten Male die Hand gegen sie auf. Kaum aber hatte er sie berührt, fuhr Grips auf ihn los wie ein Rasender. Seine Augen funkelten, wüthend vor Zorn faßte er das Kleid des Mannes, es hin und her zerrend mit scharfem Zahn. Ergrimmt sah sich Florian nach einer Waffe um; die eiserne Schaufel stand am Heerd, er nahm sie und schlug auf den Wüthenden. Das kleine Thier winselte — es hatte längst abgelassen, aber er schlug darauf los, bis es todt war. Der letzte Schlag ging haarscharf bei seiner Frau Schläfe vorüber, die sich, für den Hund bittend, dazwischen geworfen. Sie hob das Thier auf, — es war kein Leben mehr in ihm, — sein Blut rann auf ihr Kleid. Leichenblaß war sie geworden und zitterte am ganzen Körper.

„Komm her," sagte er, „wir wollen Frieden machen. — Sieh mich nicht an, als ob ich ein Mörder wäre, weil ich die unnütze Bestie erschlagen habe, gut, daß sie todt ist, was soll sie uns das Brod vor dem Munde wegfressen." Dorothee rückte aber immer weiter von ihm weg. Sie wusch dem Thier die Wunde. „Es ist crepirt," wiederholte er, „mach' Dich nicht lächerlich."

(Fortsetzung folgt.)

---

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

Ständige Beutezüge verheerten früher die Grenzprovinzen und die Schotten dehnten aus Rache wegen der Eroberungszüge der Engländer ihre Plünderungen oft bis in entferntere Grafschaften Englands aus. Walter Scott schildert die Ursache dieser Verhältnisse schön, wenn auch mit poetischer Uebertreibung in seinem „Fräulein vom See", wo er uns den Hochland-Räuber Rodrick Dhu und den Ritter Fitz James vorführt; der Erstere geleitet Fitz James auf einem sicheren Wege nach Stirling und zeigt ihm von einem Berge aus die Fernsicht in das Flachland. Später spricht er sodann zu ihm:

„Auf jenem Berghaupt sagt' ich; Schicke
Hier, Sachse, die entzückten Blicke
Nach Süd und Osten in die Weiten,
Wo wallend sich Gefilde breiten
Und Wiesen grün, mit schönen Büschen
Und sanften Hügelreihn dazwischen.
Was du dort sahst vor dir sich breiten,
Des Gälen Erbgut war's vor Zeiten.
Der Fremdling kam mit ehrner Hand
Und nahm den Vätern all das Land.
Wo haust nunmehr der Gäle? Schau,
Auf Klippe thürmt sich Klippe rauh.
Verlangt er von der Wildniß hier
Das Brodkorn und den fetten Stier?
Wie! In der Burg des Nordens hier
Fest eingeschlossen, sollten wir,
Wenn's geht, nicht einen Ausfall wagen,
Den Raub dem Räuber abzujagen?
Wer unsrer Hochlandshäupter glaubt
Nicht durch Vergeltungsrecht erlaubt,
Daß er des Tieflands Flur beraubt?"

Das Schloß von Edinburg galt früher für uneinnehmbar; seine Geschichte ist nahezu die Geschichte der Kämpfe zwischen Schotten und Engländern. In einer Mitternacht des Jahres 1313 gelang es den Engländern doch, wie Walter Scott erzählt, das Schloß zu ersteigen. Es war freilich ein Unternehmen, so waghalsig, daß die kühnsten Soldaten davor zurückschreckten. Als sie die Felsen zur Hälfte erstiegen hatten, fanden sie eine schmale Platte zum Ausruhen; mit einer Leiter, die sie heraufgeschleppt hatten, kamen sie auf die Höhe und überwanden dort den heldenmüthigen Widerstand der Schotten.

Auf dem Rückwege zum Schloß fällt noch die Kirche St. Giles auf; sie ist gothisch und die Spitze ihres Thurmes in Gestalt einer Krone gebaut. Am 13. October 1643 wurde in ihr der Convenant beschworen, das Bündniß der Presbyterianer zur Aufrechthaltung ihres Glaubens und ihrer Liturgie, mit der Verpflichtung beständigen Kampfes gegen die Katholiken und gegen die Anhänger der bischöflichen Kirche Englands. Erst 1690 wurde nach langen Religionskriegen durch eine Parlamentsacte die presbyterianische Kirche als die in Schottland herrschende anerkannt.

Das Denkmal Walter Scotts steht in dem Fürstengarten auf der Nordseite des Thales, das die Stadt scheidet. Während man sonst in Edinburg die antike Bauweise vorzieht, so wurde hier ein gothischer Bau gewählt, wie sich dies eigentlich bei dem Denkmal eines Schriftstellers der romantischen Periode von selbst versteht. Freilich tritt durch die Nachbarschaft der beiden im griechischen Style erbauten Sammlungen, des königlichen Institutes und der Gemäldegalerie, die eklektische Natur der modernen Architektur Englands stark hervor. Auf Walter Scott sind die Schotten sehr stolz. Er und Burns haben den Namen des Landes zu allen civilisirten Völkern getragen; jedes romantisch angehauchte Gemüth, besonders die Jugend und die Damen, wurden durch den Einfluß jener Beiden seiner Zeit zu wahrer Schwärmerei für Schottland und die Schotten erregt. — Das Denkmal Scotts hat eine Höhe von 200'; es wird gebildet aus einem offenen vierseitigen Tempel, bestehend aus vier mächtigen Pfeilern, über denen sich Strebebogen, mit Wasserspeiern und Maßwerk versehen, erheben. Unter dem so gebildeten Baldachin befindet sich die sitzende Marmorstatue des Dichters. Am Bau sind der Architektur entsprechend viele Tabernakel angebracht, die aber leider fast alle leer stehen, während es doch so nahe lag, dieselben durch Figuren aus den Werken Scott's zu beleben. Hier drängte ja der Gegenstand des Kunstwerkes mit Gewalt auf eine solche sinnvolle Verwendung der gothischen Formen hin. Nun aber ist der Eindruck des Denkmals auf den Beschauer sehr unbefriedigend, wie dies jedesmal der Fall ist, wo architektonische Formen ohne die nothwendige Vollendung durch die Schwesterkünste gelassen sind und dadurch den Eindruck mangelnden Verständnisses machen. Der Bau hat 180,000 fl. gekostet und die Ursache der gedachten Vernachlässigung lag gewiß nicht am Kostenpunkt, denn in England gibt man für solche Denkmäler colossale Summen aus.

Unser Aufenthalt in Edinburg war kurz zugemessen und daher die Stadt auch bald gesehen. Des Nachmittags schlenderten wir, nachdem wir uns in einem Caffeehause an Beefsteaks und englischem Bier gestärkt, in der Princesstreet herum. Dort befinden sich die schönsten Läden und die vornehmsten Quartiere. Ansichten von Edinburg und Schottland werden hier massenweise verkauft, aber freilich darf man Stadt und Land nicht im Nebel sehen, sonst erscheinen diese herrlichen, in Farben gedruckten Bilder nur wie eine arge Täuschung. Von dem specifisch Schottischen erwähne ich außer den meist dunkelfarbigen Plaids und Mützen noch die sogenannten Scotch Pebbles. Es sind Halbedelsteine, Jaspis, Achat und andere Silicate, roth, grün, blau, grau, u. s. w., welche in kleinen Stückchen geschliffen, in Gold oder Silber gefaßt und als Brochen, Shawlnadeln oder als Mützenschmuck u. s. w. getragen werden. Sie bilden einen hübschen, sehr originellen Schmuck und sind in Schottland und England sehr verbreitet. Sie sind verhältnißmäßig billig, da sie von der armen Gebirgsbevölkerung zu billigen Preisen angefertigt werden. Bei ihnen zeigt sich die Vorliebe der Naturvölker für bunte Farben sehr deutlich.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem englischen Reporterleben

berichtet Grant in seiner Newspaper-Preß (auch deutsch, bearbeitet von J. Duboc), aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, wo die ungeschlachten Irländer sonderbarer Weise das Hauptcontingent für den Reporterdienst stellten:

Längst schon wies der Stundenzeiger über 3 Uhr Morgens und noch immer verhandelte das Haus ein langweiliges Thema. Träge schleppte sich die Debatte hin, mehr zur Verzweiflung der Reporter als der halbeingeschlafenen Volksvertreter — da plötzlich rief mit Stentorstimme Jemand von der Gallerie in das stille Haus hinunter: „Der Herr Sprecher soll einen Gesang zum Besten geben!" Die Wirkung kann man sich denken. Anfangs gerechtes Erstaunen, dann unbezwingliche Heiterkeit und selbst Pitt, der ewig ernste, schüttelte sich vor Lachen, allein der Sprecher, Mr. Addington, Bruder des Premierministers, forderte Rache. „Sergeant, nehmen Sie den Beleidiger in Gewahrsam!" donnerte er den Polizisten

des Hauses an und mit Windeseile flog der Sergeant auf die Gallerie. Dort fragte er einen ihm bekannten Reporter, wer der Uebelthäter sei, und dieser, Mark Supple, ließ sein Auge mit listigem Lächeln über einen kleinen untersetzten, harmlos aussehenden Quäcker gleiten, der ruhig auf einem Ecksitz die Zeit verdämmerte. Trotz seiner Widerrede voll Sanftmuth und Milde wurde der kleine Mann am Kragen gepackt, und in den Gewahrsam geführt, der wirkliche Attentäter aber, Mark Supple, freute sich seines „ausgezeichneten Witzes," wie er sie von Zeit zu Zeit zu machen liebte, wenn er über den Durst getrunken, und blieb ungestraft.

Bedenklicher war der „Witz", den Peter Finnerty sich mit einem frisch importirten Collegen, Morgan O'Sullivan und dem bekannten Wilberforce erlaubte. Es war nichts Ungewöhnliches, daß die Reporter bei langweiligen Debatten ein Paar Collegen im Hause zurück ließen und selbst in einer Kneipe ein Nebenparlament constituirten. So geschah es auch eines Abends, als die Verhandlung wegen der Beschäftigung der englischen Arbeiter kein Ende nehmen wollte. Morgan und Finnerty waren die beiden einzigen auf der Gallerie und auch von diesen legte Ersterer sich aufs Ohr. Als Morgan wieder erwachte, war natürlich seine erste Frage, ob etwas Bemerkenswerthes vorgekommen sei. Finnerty versicherte, etwas sehr Wichtiges; Wilberforce habe über die irische Kartoffel gesprochen, und dabei die Behauptung aufgestellt, daß unzweifelhaft der Genuß der Kartoffel die irischen Arbeiter soviel stärker mache, als die englischen. Morgan war so begeistert über dieses seiner Lieblingsfrucht gespendete Lob, daß er sich folgende Stelle wörtlich aus Finnerty's Notizbuch mittheilen ließ: „Und ich habe keinen Zweifel, sagte Wilberforce, wäre ich in Irland geboren und auferzogen worden, hätte ich mich dort also von jener höchst heilsamen und nahrhaften Knollenfrucht ernährt, so stände ich nicht vor Ihnen, Herr Sprecher und ehrenwerthe Mitglieder, als das arme, schwache, zusammengeschrumpfte Wesen, als welches Sie mich jetzt vor sich sehen, sondern ich würde vor Ihnen stehen als ein großer, starker athletischer Mann, im Stande, ein ungeheueres Gewicht zu tragen. Ich halte jenes Knollengewächs für unschätzbar und ich betrachte den Mann, der es zuerst in Irland anbaute, als einen Wohlthäter ersten Ranges für sein Land. Und mehr noch, meine entschiedene Meinung ist, daß unsere Arbeiter sich nie in körperlicher Hinsicht den irländischen Arbeitern werden an die Seite stellen können, bis wir in England eine genügende Anzahl von Kartoffeln ziehen, um aus diesen ihre Hauptnahrung herzurichten. (Hört, hört! von beiden Seiten des Hauses."

Das genügte, den Irländer in Begeisterung zu versetzen. Kaum war die Sitzung zu Ende, so eilte Finnerty auf das Bureau des „Morning Chronicle" seinen Bericht auszuarbeiten, während Morgan in die Kneipe stürmte, den zechenden und bezechten Genossen seine Copie der wichtigen Rede von Wilberforce mitzutheilen. Vor der Begeisterung Morgans, in dem Zustand des Rausches schwand jeglicher Zweifel und Jeder sandte sein Manuscript in die Druckerei. Das Publicum wußte sich vor Staunen kaum zu fassen, als es wenige Stunden später in allen Morgenblättern mit Ausnahme des „Morning Chronicle", eine Rede des besonnenen und hochgeachteten Wilberforce las, welche ihn für's Irrenhaus reif erscheinen ließ. Jeden Zweifel zu heben, versicherte der berühmte Menschenfreund am Abend im Parlament, daß er von dieser seiner Rede zuerst in den Blättern etwas erfahren habe. Der Bösewicht Finnerty blieb unbestraft, wanderte aber einige Zeit darauf, im Jahr 1811, wegen Verläumdung Lord Castlereagh's ins Gefängniß. Als er nach 18 Monaten wieder entlassen wurde, begegnete er zufällig Castlereagh, der ihn sehr genau kannte; freundlich lächelnd trat der Lord auf ihn zu und fragte ihn, wie er sich befände. „Gut genug, um hoffentlich den Tag noch zu erleben, an dem Sie sich den Hals abschneiden werden!" Und er erlebte den Tag. Zehn Jahre später brachte Lord Castlereagh sich selbst ums Leben und nicht 14 Tage darnach war auch Peter Finnerty ein stiller Mann.

Die Herren von der Gallerie haben immer zusammengehalten, wenn es galt, einen Angriff auf sie als Berichterstatter abzuwehren und vor Allem, sie haben immer einen hohen Grad von Selbstachtung für ihren Stand gezeigt. Als das Rechtscollegium von „Lincolns Inn" diejenigen Studenten, welche mit Zeitungen in Verbindung standen, aus ihrer Gesellschaft ausschließen wollte, erhob sich ein solcher Sturm der Entrüstung, daß die Rechtsgelehrten bald eines besseren belehrt wurden und ihren thörichten Beschluß fallen ließen. Zu den Mitgliedern des englischen Reporterstandes haben bedeutende Schriftsteller und Politiker gehört: Mackintosh, Twiß, John Payne Collier, der Shakespearekenner, Charles Dickens, Dr. Forbes Winslow, Dr. William Russel und viele Andere. Und es ist wahrlich nicht leicht, dieses Reporteramt. Hundert und fünf an der Zahl sitzen sie auf der heißen Gallerie oft von 5 Uhr Abends bis 2 oder 3 Uhr Morgens, die Reden der Volksvertreter zu verzeichnen; die Meisten haben eine „Tour" von dreiviertel Stunden, nach welcher sie abgelöst werden, nur die Reporter der „Times" dürfen sich's mit einer Viertelstunde genügen lassen. Dafür sendet denn auch das „Citybtatt" 19 Reporter ins Parlament, von denen Einer die Aufsicht führt, zwei die parlamentarischen Uebersichten schreiben, die übrigen aber den Verhandlungen im Einzelnen folgen. Die Wenigsten schreiben stenographisch, da es bei der ungezwungenen Art, mit welcher man in England im Parlament spricht, außerordentliche Mühe machen würde, aus den abgebrochenen Sätzen ein ordentliches Englisch zu Stande zu bringen. Ein geschickter Berichterstatter hat schon manchen unglücklichen Redner gerettet, indem er seinen Worten die schöne Form gab. Solch ein Reporter, von ausgezeichneter classischer Bildung, unerreicht in der vollendeten Glätte des Ausdruckes, war z. B. Tyas (von der „Times"), so daß die Parlamentsmitglieder am liebsten dann sprachen, wenn sie wußten, daß er Dienst habe.

Viel später als in England gab man in Amerika den parlamentarischen Reporters in der Tagespresse Raum und noch heute spielen sie hier keine so hervoragende Rolle wie dort. Im Congreß zu Washington werden verhältnißmäßig kürzere Reden gehalten als in Westminster. Dagegen nimmt die Berichterstattung über Kanzelreden jenseits des Meeres einen bedeutsamen Platz in manchem Blatte ein. Eine, oft auch zwei Seiten widmet der „Herald" jeden Montag Morgen diesem Werk. Allein nicht alle Seelenhirten freuen sich dieser Oeffentlichkeit: es gibt Prediger, die ihren Sermon von Zeit zu Zeit gern wieder hervorholen, ihn als neuen zum Besten geben und darum nicht wünschen, daß es bereits gedruckt vorliege. Wie eng verbunden dort Kanzel und Presse Manchem erscheinen, mag folgende Anekdote illustriren, die Dr. Price, ein englischer Prälat, erzählt. Nachdem er einst in einem amerikanischen Hotel gespeist, trug er seinen Namen in das Fremdenbuch ein: „Thomas Price, Baptisten-Prediger, Aberdare." — „Ah", sagte der Wirth, „Sie sind ein Prediger, dann haben Sie nur die Hälfte zu bezahlen". — „Wie das?" fragte er erstaunt. „Wir geben 50 Pct. Rabatt Predigern und Journalisten." — „Wirklich? Ich bin zufällig auch Journalist." — „An welchem Blatt?" — „Bei der Syren Cymru". — „Das Blatt kenne ich nicht; wo wird es veröffentlicht?" — „In Wales." — „Das kenne ich auch nicht! — Allein Sie sind Journalist, wie Sie sagen, und so sind wir quitt." — Als Prediger 50 Prozent und als Journalist die anderen 50 Prozent Rabatt — wer möchte da nicht in Amerika, und Journalist und Prediger zugleich sein!

Miscellen.

Ein Wiener Blatt zählt alle Fürstlichkeiten auf, welche die Weltausstellung besucht haben. Von nichteuropäischen Regenten ist nur der Schah von Persien zu verzeichnen. Dagegen haben von den europäischen Regenten blos folgende gefehlt: der Sultan, die Könige von Griechenland, von Schweden, von Dänemark, der Niederlande, von Bayern, von Sachsen; die Königin von England, der Großherzog von Hessen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 129. Speyer, Samstag, den 1. November 1873.

*** Der Sattelberg**
(bei Niederkirchen im Odenbacher Thal.)

Weit sichtbar ragst dort drüben
Du in die Luft empor,
Mich mahnend an das Lieben
Und Glück, das ich verlor.

Dort liegt Dir gegenüber
Der ersten Liebe Grab,
Dabei ein Freund, ein lieber,
Den Gott zum Trost mir gab.

Du zeigst empor nach oben —
Hoch ob des Wechsels Welt,
In der im Sturmestoben
Die schönste Blume fällt.

Du selbst bist einst gewesen
Ein öder Berg von Sand,
Nun schmückt Dich, froh genesen,
Ein immergrün Gewand!

Ch. Böhmer.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von **Werner Marla**.

(Fortsetzung.)

„Florian!“ rief sie empört, sich aufrichtend, ihre Wangen flammten und eine edle Schönheit breitete sich über ihre Gestalt. „Du hast kein Herz, weder für Mensch noch Thier. Schlechter bist Du als das Geringste von ihnen. Ich kannte Dich nur noch nicht ganz. Wenn Du von mir gehst, wird es mir jetzt sein wie eine Befreiung — — wir haben nichts mehr gemein und meine Liebe —“

„Deine Liebe,“ unterbrach er sie, „sei still davon; Deine Liebe war nichts werth, wie meine auch. Die Liebe zu den Eltern, Geschwistern — Du hast sie abgeschüttelt, wie man ein altes Kleid auszieht. Dein Kind! Du hast Dich von ihm abgewendet. — Die Liebe zu mir — wird nicht besser sein — hohle Worte waren es, rühme Dich ihrer nicht.“

Sie verstummte. „Komm' her!“ sagte er wieder, „heut gefällst Du mir, wie Du zornig da stehst gefällst Du mir, ich kann nur das ewige Winseln nicht vertragen. Sei ein gutes Kind, plage mich nicht mehr mit Tugendskrupeln, das ist nichts für uns. Ich will Dich behalten, nehme Dich mit in die neue Welt, da häuten wir uns wie die Schlangen und fangen das Leben von einem anderen Zipfel an — ein neues Glück —“

„Glück!“ unterbrach sie ihn und das Blut stieg immer feuriger in ihre Wangen, „ich kenne kein's mehr mit Dir zusammen. Ich war zu feig von Dir zu gehen, Du hast mir Muth gemacht. Lieber am Weg verhungern, als mit Dir aus goldener Schüssel essen.“

Er hielt sie am Kleid. „Das ist eine herzhafte Rede,“ sagte er, „aber wieder Worte, nichts als Worte — der Hunger ist bitterer als Du denkst, wie die Liebe nicht so süß war. Wie schön Du noch bist, das hätt ich kaum gedacht, wahrhaftig, Du erscheinst mir wieder begehrenswerth. Ich habe meinen Sinn geändert, wie Du. Du bleibst, Dorothee! Mir gehörst Du und so sehr ich Dir mißfalle, ich bin Dein Mann und habe Gewalt über Dich. Auseinander können wir immer noch, wenn es mir paßt. Du bist noch eine wunderhübsche Hexe und Deine braunen Augen sind bezaubernd, wenn sie funkeln. Wer weiß, wozu die noch alles gut sind. Verständest Du Deinen Vortheil, Du hättest Dich lange mit mir gezankt, statt herumzuschleichen wie ein blasser Schatten, ein ewiger Vorwurf, den ich nicht ertragen will.“

„Laß mich!“ sagte sie erschrocken, seinen Blicken ausweichend und suchte mit dem Hunde im Arm die Thür zu erreichen.

„Halt!“ rief er wieder — „was soll das? Du thust, was ich befehle, damit Holla. Meinst Du, ich kann nicht commandiren, wie die andern Männer ihren Weibern? Du hast zu folgen. Setz' Dich! laß die Komödie. Was zitterst Du wie Espenlaub! ich will Dir ja nichts Böses thun; im Gegentheil, wir wollen gut mit einander sein. Weil ich den Hund erschlug,“ fuhr er fort, „fürchtest Du Dich, sei nicht kindisch. Du hast recht, Du gehörst Niemand als mir, und ich war ein Thor Dich fortzuschicken.“ Er zog sie zu sich nieder auf die Bank — sie mußte sich seine Zärtlichkeiten gefallen lassen. Das Hündchen lag blutend zu ihren Füßen. Kein Wort wagte sie mehr, kaum die Wimper zu heben. Bei der Magd bestellte er für seine letzte Baarschaft einen kräftigen Trunk. Auch ihr hielt er ihn an die Lippen, der scharfe Geruch

widerte sie an. Mit dem Arm hielt er sie fest umschlungen. Es war noch kein Jahr, daß sie selig in seiner Umarmung gelegen hatte und jetzt —

Fort wollte sie — in dem einen Gedanken lebte ihr Geist — fort von ihm — um jeden Preis. Aber der Arm hielt sie wie eine Fessel, denn er war eingeschlafen über den Trunk. Immer wieder überlegte sie, ob sein Schlaf fest genug sei — ob die Thür sich leise öffne — ob es möglich sei zu entfliehn. Merkte er's, würde er sie todtschlagen wie den kleinen Hund. Er schlief fort und fort. — So saß sie frierend — zitternd — das Feuer am Heerd erlosch. — Der Mond ging auf — der Mond ging unter. — Die Dämmerung kroch nebelhaft herauf. — Der Morgenstern kam. — Bald würde die Sonne erscheinen, dann wäre alles aus, dann müsse sie bleiben, müsse mit über das Meer als seine Frau. Ein lichter Strahl, der wie ein goldener Pfeil durch die dunkle Kammer schoß, schreckte sie — er erwacht — er regt sich, — nein! er schläft fort — ändert die Lage — hebt den Arm und sie ist frei. Schritt für Schritt — das Herz steht ihr still vor Angst — schleicht sie zur Thür hinaus. — Fort! so schnell sie die Füße tragen — ganz gleich wohin — nur fort — fort von ihm, in die weite Welt.

Als Florian erwachte und sah, daß sie geflohen war, lächelte er. „Es ist besser, so," meinte er, „man ist doch freier ohne Frau und wer ganz neu werden will, muß nichts Altes mit hinübernehmen."

In meiner Mutter Hütte laßt mich weinen,
Ja bringt die alten Thränen mir zurück.

Mit vieler Müh' hatte sich Dorothee von Ort zu Ort geschleppt — es gab gute Leute am Weg, sonst wäre sie wohl verkommen wie viele Ihresgleichen. Die Angst, in der sie lebte, daß er sie verfolgen möchte, hätte sie sparen können. Noch denselben Tag schiffte er sich ein und als die alte Erde hinter ihm lag, fühlte er sich entsündigt und befreit. — Wieder versprach er sich ein andrer zu werden, vergessend, daß er, wie der Apfel den Wurm, das Verderben in sich trug.

Dorothee dagegen ging mit schwerem Herzen — als wäre ihr junges Leben nur noch eine Last bis zum Tode. Er hatte recht, was war ihre Liebe werth, gebrochen war sie, wo sie halten sollte, wie ein morscher Faden. Mit Treue hatte sie noch Niemand angehangen — nur dem Hund. — Langsam zog sie fort durch die Wüste ihr fremder Menschen, alle so in Eil' — alle so gehetzt — sich stoßend, sich drängend, alle, als hätten sie ganz Besonderes vor, alle doch zu demselben Endziel, dem Tod.

Wer denkt aber daran — jeder hat sein gelobtes Land, welches er noch hier zu erreichen gedenkt. Dorothee auch — die Heimath war das Paradies, nach dem sie aussah in all' ihren Kümmernissen. Sie hatte einen unerschütterlichen Glauben an die Barmherzigkeit, die sie im Vaterhaus erfahren würde. Endlich tauchte der Kirchthurm empor — auf der Höh', umgeben von Linden — darunter das wohlbekannte Haus.

Sie versteckte sich bis es finster war — denn vor den Leuten scheute sie sich. Vom Gebüsch aus sah sie gleich Sternen, Licht auf Licht an den Fenstern erscheinen, Mutter, Vater, die Geschwister sah sie in Gedanken sich entgegen kommen. Endlich machte sie sich auf, ging grad' auf die Thür zu und klopfte. Eine fremde Hand öffnete sogleich. Dorothee frug nach den Eltern — da wurde die Magd beredt und und erzählte in den kräftigsten Ausdrücken die Geschichte, wie sie im Volksmund war; daß sie es der Tochter erzählte, wußte sie nicht; Dorothee hatte sich auf die steinerne Bank gesetzt — kalt und steinern hörte sie die Stimme erzählen als käme sie von fern her — Kraft es ganz zu fassen hatte sie nicht, ihr war nur, als sei jetzt alles aus für immer.

„Sie sind in die Vorstadt gezogen," schloß die Beredte, „hier wohnen andere Leute. Ein Vetter von ihm hat es gekauft, man sagt aus Mitleid. „Es ist doch hübsch, wenn man reiche Verwandte hat, ja sie sagen sogar, der Herr käme wieder als Pächter, sie wollten es noch einmal mit ihm versuchen wegen seiner Tüchtigkeit als Landwirth. „Fragt einmal wieder nach — für jetzt tretet ein und wärmt Euch, Ihr seht aus als bedürftet Ihr's."

„Nein — nein! ich dank' Euch," antwortete Dorothee hastig, — „da hinein — ich könnt' es nicht. —"

„Nun so laßt's bleiben," antwortete die Magd beleidigt, und warf schallend die Thür in das Schloß. Dorothee blieb sitzen, wo sie saß, ihr Bündelchen reichte wohl nicht mehr weit, aber auch hier wollte sie fort — fort, weit fort. — So bitter kalt es war, der Frost von außen war nichts gegen den, der ihre Seele traf. Alles aus und sie noch so jung! Jetzt fühlte sie erst wie sie von der Hoffnung gelebt hatte. — Schuld am Elend der Eltern. — Bis jetzt hatte sie noch nicht gewußt, was es heißt Schuld am Leiden geliebter Menschen zu sein — bittrer war's, weit bittrer als der eigene Kummer.

Müde, mit schweren Schritten erhob sie sich, um weiter zu gehn. Da sah sie einen Mann auf das Haus zukommen — es war Mondschein — sie erkannte ihn auf der Stelle, den kräftigen Wuchs — das krause Haar — er war's — ihr Vater war's; mit einem Schrei, der weithin durch die Nacht klang, lag sie in seinen Armen, weinend wie ein Kind, sich bald entschuldigend, bald anklagend, sich dicht in seine Umarmung drängend wie die Taube in das Nest, die der Geier verfolgt. Sie setzten sich auf die Bank, sie erzählten sich alles zwei-, dreimal, sich einander tröstend und dann zog er sie hinein in das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

Eigentlich schottische Trachten sahen wir wenige; die höheren Stände tragen sich wie die Engländer nach der allgemeinen abendländischen Mode, das niedere Volk der Städte ist zu arm, um sich in die Nationaltracht zu kleiden und behält von derselben meist nur die carrirte Mütze bei. Hie und da sieht man Kinder mit nackten Knieen, wie sie zur Nationaltracht gehören, und dem um die Hüften getragenen Faltenrock, dem sogenannten Kilt, einem faltigen Schurz, der bis auf die Knie geht. Der für gewöhnlich und besonders bei den höheren Ständen ganz überflüssige Tartan — ein langer und breiter Plaid — wird um den Leib geschlungen, und während der untere Theil lang herabhängt, liegt der obere Theil über der linken Schulter und läßt den rechten Arm frei. Die schottische Nationaltracht war lange Zeit enge mit dem Clanswesen verbunden und der Ausdruck der schottischen Unabhängigkeit. Die Clans bildeten bekanntlich kleine, erbliche und patriarchalisch eingerichtete Monarchieen in den Hochlandsbergen. Sie hingen den Stuarts an und wurden deßhalb von der englischen Regierung mit Gewalt unterdrückt, die altererbte Verfassung des Hochlandes 1747 in Folge des letzten stuartischen Aufstandes aufgehoben. Gleichzeitig wurde auch die Nationaltracht verboten und blieb es bis 1782. Gegenwärtig sieht man die schottische Nationaltracht in ihrer vollen Pracht nur noch hie und da bei einem schottischen Großen, oder am englischen Hofe, wo stets ein Prinz sich schottisch trägt, damit das stolze Bergvolk den Verlust der Selbstständigkeit weniger empfinde. Die schottische Tracht wird ferner noch von den hochländischen Regimentern getragen; es nimmt sich komisch aus, wenn man sie manövriren und laufen sieht und die weibisch aussehende Kilt den Leuten um die nackten Beine schlottert. Auch die schottischen Dudelsack-Pfeifer mit ihrer monotonen, schwermüthigen Musik costumiren sich in der von den Vätern ererbten Weise; bei ihnen gehört das Costum zum Handwerk, zum Brod. In den Bergen, wenigstens wohin wir kamen, wird die schottische Tracht vom Volke nur ganz wenig getragen.

Gegen Abend führte uns die Eisenbahn nach **Stirling**, dem Schlüssel zum schottischen Hochlande. Die Fahrt gestattete uns einen Blick auf den herrlich ansteigenden Fels, dessen Höhe von dem Edinburger Schlosse gekrönt wird. Unterwegs berührt der Zug Linlithgow, ein kleines Städtchen mit den Ruinen eines Schlosses, in welchem 1542 Maria Stuart geboren wurde. Dann kommen wir nach Falkirk, in grüner hügeliger Landschaft gelegen und von Eisenwerken umgeben. In der Nähe schlug der Prätendent Eduard Stuart mit seinen Hochländern 1746 die englische Armee, aber seine Niederlage bei Culloden im gleichen Jahre machte allen ferneren Restaurationsversuchen der Stuarts für immer ein Ende. Dann durchschneiden wir den früheren Forst von Torwood, in welchem sich Wallace nach seiner Niederlage bei Falkirk 1298 vor den Engländern verbarg. Mit jedem Schritte befinden wir uns hier auf historischem Boden, und die ununterbrochenen, Jahrhunderte hindurch geführten Kämpfe zwischen Engländern und Schotten, wobei die Letzteren ihre Selbstständigkeit vertheidigten, kommen alle zur Erinnerung. Besonders spielte Stirling mit seinem festen Schlosse eine wichtige Rolle in diesen Kämpfen. 1304 bemächtigte sich Eduard I. von England dieses Schlosses, vertrieb die königliche Familie und hauste tyrannisch im Lande. **Robert the Bruce**, ein Mitglied der vertriebenen Königsfamilie, erhob sich endlich gegen die Fremdherrschaft, hatte glückliche Erfolge und konnte selbst verheerende Züge in die nördlichen Grafschaften Englands machen. 1313 war blos noch das Schloß von Stirling in den Händen der Engländer. In einer zweitägigen Schlacht bei Bannokburn, an dem wir kurz vor Stirling vorbeifuhren, schlug Robert Bruce mit 40,000 Schotten die 100,000 Mann zählenden Engländer; Schottland war wieder unabhängig geworden. Eine kleine Strecke nördlich von Stirling, von der Eisenbahn deutlich sichtbar, erhebt sich ein 530′ hoher Fels am Abhange des Gebirges; auf ihm steht das Denkmal des **William Wallace**, bestehend in einem 220′ hohen Thurme, der eine sehr lohnende Aussicht gewährt. Ehe Robert Bruce die Engländer vertrieb, hatte W. Wallace einen jahrelangen Parteigängerkrieg gegen sie geführt. Er kämpfte mit wechselndem Glück von 1297 an 8 Jahre lang gegen Eduard I., wurde aber, wie schon erwähnt, bei Falkirk geschlagen, flüchtete in's Hochland und wurde 1305 an die Engländer verrathen, die ihn zu London grausam hinrichten ließen. Sein Name lebt gleich dem des Robert Bruce heute noch in Liedern und Balladen des Volkes fort.

Der Anblick dieses Denkmales von Stirling aus war sehr verlockend, aber der Regen ging so dicht nieder, daß wir auf einen Besuch verzichten mußten. Ununterbrochen rieselte es in feinen Tropfen von dem düsteren Himmel herab und so lösten wir mißmuthig ein weiteres Billet nach Callander, einem kleinen Dorf noch näher an dem Hochlande. Gegen Abend erreichten wir unser Ziel, von fortwährendem Nebel und Regen begleitet.

Mit **Callander** betritt man die große Heerstraße der englischen Vergnügungs-Reisenden; es sind zwar im Allgemeinen bessere Elemente, als die, welche den Rhein und Deutschland unsicher machen. Manchmal sagten mir Engländer, ich möge ihr Volk nicht nach jenen Exemplaren beurtheilen, welche auf dem Continent durch Flegelhaftigkeit und Arroganz sich bemerklich machen. Ich habe die Engländer aller Stände fast immer höflich und oft zuvorkommend gefunden. Die Species, die sich in Deutschland breit macht, besteht meist aus Leuten, welche rasch empor gekommen sind, sich Geld gemacht haben, ohne die Bildung zu besitzen, die eigentlich mit dem Reichthum vereinigt sein sollte. In ihrem Lande wenig angesehen, ziehen sie in Deutschland herum, wo sie noch dazu, wenigstens bis vor wenigen Jahren, billiger lebten, als in ihrer Heimath. In der Neuzeit haben sich

die Preisunterschiede der Lebensmittel sehr zu unsern Ungunsten verändert. Man reist gegenwärtig in England nicht viel theurer als in Deutschland — Dank den französischen Milliarden, welche alle Preise bei uns künstlich in die Höhe getrieben und das Geld entwerthet haben; was z. B. das Fleisch, eines der Hauptnahrungsmittel Englands betrifft, so habe ich die deutschen Preise fast eher höher gefunden, als die englischen. Die norddeutschen Viehhändler haben in Folge dessen den Londoner Markt vielfach verlassen, da sie ihre Waare im Inlande zu gleichen Preisen absetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Unter dem Titel: „Verwehte Zeitschriften" schreibt ein Feuilletonist der Dresd. Pr.: Ich bin kein Curiositätensammler, aber Ausbeute genug fand ich dieser Tage, als mir ein Zeitungs-Katalog aus den Jahren 1848 und 1849 in die Hand fiel. Welche Blüthenlese von drolligen Titeln fand ich da, Zeitschriften, welche die Localpresse in Folge der Märzbewegungen ins Leben gerufen. „Bunt und kraus, sieht wie 'ne Narrenjacke aus", könnte man ausrufen bei dem Anblick aller dieser Blätter, dieser literarischen Curiositäten, zu denen namentlich Berlin und Wien ein großes Contingent gestellt. Es möge zur Charakteristik nur eine kleine Probe dienen. Man höre: Die Hornisse, die spanische Fliege, Wespe, Bremse, Bremsen, die Reichsbremse und das Bremsennest. Es muß Tag werden, die Leuchte, der Leuchtthurm, die Leuchtkugeln, Phosphor, die Sternwarte, die Fackel, die Gasflamme, die Laterne, die Lichtputze, die weiße Lampe und die Egyptische Finsterniß. — Die Zahl ist noch nicht geschlossen, es kommen noch: der demokratische Raisonneur, der Torgauer Schreihals und das Berliner Großmaul, die Barrikaden-Zeitung, die Gassen-Zeitung, die Katzenmusik, der Stürmer, die rothe Mütze, der Ohne-Hosen, der Putsch und der Narrenthurm. Daß Mosje Urian nicht ausblieb, läßt sich denken. Somit kam denn gar bald: der Teufel, der reisende Teufel, der entfesselte Teufel, der Kirchenteufel, der Revolutionsteufel, und der Verfolger der Bosheit. Kladderadatsch, Kladerträtsch, Klitsch-Klatsch, Pumpernickel, Juchheirassasa, die Preußen sind da, die allgemeine Wäsche, der politische Esel, das Reibeisen, der Nürnberger Trichter u. s. w. — In den kleineren Städten und auf dem Lande florirten dagegen die zahllosen, durch alle möglichen Beiwörter unterschiedenen Volksblätter, Volkszeitungen, Volksfreunde, Volkshallen, Volksgesellschafter, Volksspiegel, Volksstimmen, Volkstribunen, u. s. w. Wo sind sie, alle diese Blätter jener Tage? Ihr Leben währte oft kaum vier, fünf Wochen, und ein Dasein von Jahresfrist gehörte schon zu den Seltenheiten.

Caub, 27. Oct. Die Plage der sogenannten Rheinschnaken scheint nach und nach eine allgemeine Landplage werden zu wollen. Nachdem sich diese Schnaken schon mehrere Jahre von Rüdesheim rheinaufwärts, namentlich in den Städten Eltville, Biebrich, Wiesbaden, Mainz gezeigt, dagegen bis jetzt die Gegend von Rüdesheim rheinabwärts so ziemlich verschont hatten, haben sich dieselben auch jetzt in der zuletzt erwähnten Gegend ansässig gemacht. Während wir hier in Caub voriges Jahr noch fast gar nichts davon merken konnten, haben wir sie in diesem Jahr in Hülle und Fülle gehabt. Ganz besonders haben die Leute, welche in der Nähe der Pfalz wohnen (vor dem Zoll und vor dem Thor), viel von diesen Thierchen leiden müssen. Ihr Lieblingsaufenthaltsort sind Weiden, und auf der Pfalz sind seit einigen Jahren auf Anordnung der Wasserbau-Inspection behufs Anhäufung von Sand Weiden angepflanzt worden. Auch die Provinz Oberhessen, insonderheit Gießen und Umgegend, weiß von der Plage der rheinischen Mosquitos ein Lied zu singen.

(Mttlrh. Ztg.)

Die Berliner Volks-Ztg. erzählt: Eine alte Dame traf Montag früh in der Möckernstraße einen Droschkenkutscher beim Anspannen. Sie stieg ein, gab als Ziel ihrer Fahrt die Oranienstraße an, und willig fuhr der Kutscher von dannen. Bald aber bemerkte sie dann, daß er eine andere Richtung einschlug. Sie klopfte und rief. Vergeblich, der Kutscher fuhr seines Weges und hielt endlich am Johannestisch an. Jetzt stieg er ab und erklärte freundlich, er habe hier erst eine Besorgung. Sprachs und verschwand. Bald kehrte er wieder, legte sich vergnügt an den Wagenschlag und sagte: „Nun will ich Ihnen auch sagen, wo ich gewesen bin. Ich habe mich photographiren lassen. Mein Junge sollte heute das Bild abholen, aber ich mußte es zuerst sehen. Da ist es! Nun sollen Sie aber auch wissen, warum ich mich habe photographiren lassen. Ich war bei Metz als Marketender und habe hübsches Geld verdient. Das Geld hatte ich bei meiner Wirthin, einer Französin, im Rockofen versteckt. Nun aber wurde ich schwer krank. Da kochte mir meine Wirthin Thee und fand das Geld. Und als ich wieder gesund wurde, gab sie mir mein Geld wieder, es fehlte auch nicht ein Pfennig daran. Dafür will ich ihr denn mein Bild schicken!" — Dabei stieg er auf seinen Bock und fuhr im scharfen Trab nach der Oranienstraße.

Löbau i. W.-Pr. Der „Gegenwart" macht man Mittheilung von einer höchst originellen, hier bestehenden Sitte. Die Stadt Löbau wird seit alten Zeiten von den Nachbardörfern, vor Allem von dem polnischen Dorfe Zlottovo, mit Holz versorgt. Da nun aber die Holzfuhrleute früher fast durchweg dem Trunk ergeben waren, so kam es sehr häufig vor, daß sie nach dem Holzverkauf in Löbau sich betranken, dann auf der Straße zu Falle kamen und schließlich auf das Rathhaus in die „Säuferkammer" gebracht werden mußten. Das Factum an und für sich war nichts besonders Merkwürdiges, aber mit den Consequenzen desselben waren beide Interessenten unzufrieden, der Rath der Stadt Löbau und die Säufer. Der erstere war nämlich darüber sehr ungehalten, daß er für nichts und wieder nichts die „Säuferkammer" im Winter heizen mußte, die letzteren beklagten sich über die miserable Heizung, wozu sie wohl Grund haben mochten; denn ein Winter hier in der Nähe von Rußland will etwas bedeuten. Nach vielem Murren machte sich die Sache, wie sie heute noch liegt: Die Löbauer nahmen ohne weitere Umstände von jedem Holzwagen einen Knüppel, um damit die Heizung zu bestreiten, und die Fuhrleute waren es zufrieden; denn es wurde nun urgemüthlich warm in der „Säuferkammer". Ja, nicht allein diese, sondern auch die Kämmereikasse, das Zimmer des Bürgermeisters und das Sitzungszimmer des Magistrats — sie alle wurden reichlich geheizt mit dem „Säuferknüppel". Die heutige Generation, zum Theil unbekannt mit den alten Traditionen und auch etwas solider im Genusse des Branntweins, vermag in dem jetzigen Bestande keinen Rechtsgrund zu finden und sträubte sich schon öfter, den Säuferknüppel abzugeben. Bisher wurde zwar der Widerstand mit Gewalt noch überwunden, aber die Sache wird sicher nächstens vor den Richter gebracht und die Entscheidung dürfte vielleicht für die Erhebung des Säuferknüppels nicht günstig ausfallen. Dann wird es in der löbauer „Säuferkammer" wahrscheinlich wieder ungemüthlich kalt werden.

Jüngst sind an der Westküste von Jütland zwischen Henne und Bjerregaard in einer Strecke von mehreren Meilen eine Menge von Nürnbergerwaaren, als Harmonikas zu Dutzenden, Puppenköpfe, Kupferstiche, Armkörbe, Kinderspielzeug, eine Menge Wrackstücke und mehrere Tausende von leeren Petroleumfässern ans Land getrieben.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 130. Speyer, Dienstag, den 4. November 1873.

König Johann von Sachsen.*)

Wohl, mit dem Könige soll zusammengehen der Dichter,
Weil auf der Menschheit Höh'n König und Dichter gestellt;
Wohl, und es hat kurzdauernd geblüht ein Augustisches Alter,
Ludwige haben beschützt und Mediceer die Kunst;
Aber die Mächtigen dachten zugleich an den eigenen Vortheil,
An den bequemen Genuß, an der Verherrlichung Dank.
Nicht so König Johann! — Er wollt' im Verkehr mit der Dichtkunst
Nicht ein Genießender nur, wollt' auch ein Strebender sein;
Stunden der Muße, vergönnt nach heilig vollendetem Tagwerk
Fürstlichen Amtes, er hat sie der Betrachtung geweiht
Dante Alighieri's; er ging dem erhabenen Sänger,
Seher, Propheten vertraut als Hypophete gesellt.
Dante! solange dein Lied voll unausforschlichen Tiefsinns
Lebt, wird neben dir auch dein „Philalethes" genannt!
Wie er von Deutschlands Fürsten der besten und edelsten einer,
Lebt er von allen gesammt als der gelehrteste fort.

*) Allg. Ztg.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von **Werner Maria.**

(Fortsetzung.)

Der Pachtcontract war unterzeichnet — das Vogelnest war wieder ihre Heimath. Mit Energie, mit Klugheit konnte es ihre Heimath bleiben. Andreas' frische Natur brach wieder durch, schüttelte sich die Vergangenheit ab, als zähle sie nicht. Das Glück lag wieder vor seinen Füßen, er brauchte nur zuzugreifen, und nun kam noch sein Kind, seine Dorothee nach Haus.

Er hielt sie in den Armen mit Wonne. „Es wird eine neue Zeit kommen für Euch alle," wiederholte er immerfort, „eine neue Zeit und das Alte wird vergessen sein. Du bist jung und schön wie damals," sagte er, ihr das volle braune Haar streichend, „noch ein Weilchen, und Du blühst wie zuvor. Aber lächeln mußt Du wieder, ich sah es so gern. Hast Du nicht alles noch, um von Neuem glücklich zu werden?"

„Alles," wiederholte die Tochter und heiße Thränen rannen über ihr kindliches Gesicht — „nur das Herz nicht mehr, so jung ich aussehʼ, Vater, ich bin alt geworden."

„Sag das nicht," rief er, „es ist mir ein Vorwurf." —

„Glücklich muß ich Euch alle wieder sehn.

„Morgen in acht Tagen hole ich die Mutter. —

„Ja das Nest soll wieder voll werden und wir alle wieder jung und vergnügt. Ich will eine fröhliche Zukunft schaffen, in der die traurige Zeit auslöschen soll wie ein Traum."

Der erste warme Tag brach an — einer, an dem man sich wundert, daß die Bäume noch so schwarz da stehn, nicht alles sich hervordrängt an die Sonne. Andreas hob den Kopf und war fröhlich — der Frühling war in seiner Seele. — Sein Lachen von früher erklang und die weißen Zähne erglänzten wie damals, wenn ein Spaß ihm über die Lippen ging. „O, ich will es ihnen schon gut machen," rief er sich glücklich zu. „Sibylle wird mir verzeihen, wird in dem Glück der Kinder, in meiner Sorge für sie, ihr's und meines wiederfinden."

Die Augen leuchtend vor Freude trat er bei Dorothee ein. „Endlich," sagte er, „ist es so weit — die Stunden sind mir zuletzt zu Jahren geworden — — mache alles zurecht — Blumen an die Fenster — alles soll bekränzt sein wie damals als wir einzogen. Stell' ja recht viel Blüthen hin, Du weißt, sie liebt es, damals war's wie ein Strauß."

„Damals," sagte Dorothee, „war es Sommer, jetzt blühn so viel' Blumen nicht — höchstens ein paar Schneeglöckchen."

„So nimm Grün, nur daß alles recht festlich und fröhlich aussieht — um Mittag oder gegen Abend kommen wir. Sie sollen auch keinen Tag länger in der elenden Vorstadt bleiben. So lang' ich nicht helfen konnte, traute ich mich nicht hin. — Oft ging ich vorbei, es gab mir immer einen Stich in das Herz, mit leeren Händen durfte ich nicht wieder vor die Mutter treten. — Ich frug oft nach ihnen, aber wer weiß vom Andern in so großer Stadt — fremd leben sie neben einander, verloren in dieser Häuser Wüste — einmal sah ich den David, aber mir fehlte das Herz ihn anzureden, das war traurige Zeit." —

„Aber nun ist sie vorüber."

Wer nicht gelitten hat, was weiß er.

Frei und sonnig lag der Weg vor Andreas. Frei und sonnig, wie seine Zukunft. Blieb ihm Leben und Gesundheit, brauchte selbst Sibylle keine Besorgniß zu haben. Als er durch die jammervoll ärmlichen Gassen fuhr — er hatte ein Wägelchen mit für sie und die Kinder — sank ihm das Herz nicht. — Im Gegentheil, er jubelte, daß er sie da heraus nähme, er, ihr Beschützer, der sie wieder versorgen könne im behaglichen Vogelnest. Sibyllen's scharfe Worte hatte er längst verzieh'n, vergessen; was verzeiht man einer Mutter nicht, wenn es die eigenen Kinder angeht. Sie trat wieder vor ihn, die Geliebte seiner Jugend, sein warmes Herz brannte darauf, mit ihr Frieden zu machen.

In der Näh' war ein Wirthshaus, da stellte er das Wägelchen ein und ging zu Fuß weiter bis an das Haus, bei dem er so oft vorbeigeschlichen war wie ein Verbrecher. Zum ersten Mal überschritt er den düstern, schmutzigen Hof. — Sein Bübchen spielte mit den bloßen Füßen am Brunnen, in den schwarzen Fluthen herumpantschend. Er nahm es auf, schmutzig wie es war, hob es hoch in die Höh' unter dem Jauchzen seines Herzens — küßte es und rief es bei Namen.

„Still!" flüsterte das Kind — „der Jonathan schläft — daß wir nur den Jonathan nicht wecken. — Er ist so viel krank gewesen und die Mutter wird sehr bös' wenn man Lärm macht."

„Wir wollen ihm jetzt ein besseres Bett machen, als das da droben in der Kammer," sagte der Vater leise, „darauf soll er sanfter schlafen."

„Ja!" flüsterte das Kind mit weiser Miene, „das sagen die Leute auch, sie wollen ihm bald ein besseres Bett machen, da soll er ruhig schlafen und nicht so stöhnen und wimmern."

Wie ein Stich ging dem Vater die Wahrheit durch die Seele, hastig setzte er das Kind hin und stürzte die Stiege hinan, die zu der jämmerlichen Bodenkammer führte. — Er riß die Thür auf. — — Sein Kind lag da und schlief, aber er konnte ihm kein besseres Bett machen, als dies elende Strohlager in dieser dumpfen geschlossenen Luft, umgeben von der ganzen Widrigkeit eines bettelhaften Daseins. Sibylle sah sich nicht um. — Andreas mußte herantreten. In ihren Augen malte sich ihre Seele, die ihn verstieß, als sie ihn erblickte. Wenn sie es gekonnt, sie hätte ihn fortgedrängt von dem Bette. Er rang die Hände und schluchzte wie ein Kind. „Du hast es immer besser," sagte sie, „Du kannst noch weinen, ich bin längst darüber hinaus. Was willst Du hier? Was bringt Dich her?"

„Sibylle!" rief er, „ich wollte gut machen, was ich an Euch verbrochen habe!"

„Gut machen! Hier ist nichts gut zu machen, wolltest Du mich etwa um Verzeihung bitten, daß Du mir den Sohn getödtet hast?"

„Es war mein Kind wie Dein's, antwortete er, „hast Du kein Mitleid?"

„Nein!" erwiderte sie, „ich habe Alles für ihn ausgegeben, in den schweren Wochen, in denen er litt. Für Dich hab' ich nur Verwünschungen. Warum zeigst Du Dich mir grad' in dem Augenblick, wo meine Seele sinnlos ist vor Schmerz, wo ich Dir Sachen sagen könnte, die selbst Du nicht, vergessen würdest."

„Sibylle!" rief er, „ich kam ihn zu retten, kam voll Hoffnung!"

„Hoffnung!" wiederholte sie, „dies Wort thut mir weh' und paßt nicht für uns beide."

Er erzählte ihr wie die Sachen standen, da schrie sie laut auf und warf sich über den Todten. „Wir sollen es wieder gut haben," rief sie, „und Du kannst es nicht theilen — Dich soll ich hier zurücklassen — Deine Müh' und Drangsal vergessen und es mir wohl sein lassen ohne Dich."

„Denk' an deine anderen Kinder," bat Andreas. —

„Daran brauchst Du mich nicht zu erinnern," antwortete sie scharf. „Ich kenne meine Pflicht, aber als Glück sollst Du mir was Du bringst nicht verkaufen — es schmeckt bitter wie Wermuth. Hättest Du dies Kind geliebt, verloren, wie ich, Du würdest den Widerwillen verstehen, den mir Deine Freuden machen. Ich gehe mit Dir, aber mein Herz bleibt bei ihm und alle Lust leg' ich ihm wie ein Kranz in das Grab. Jeder gute Bissen, den ich esse, wird mich erinnern, daß es ihm gefehlt, jedes weiche Kissen an das, was er entbehrt hat."

Die Leute kamen, um den Jüngling in die Erde zu legen, geschäftsmäßig, wie man Arme begräbt. Sie ließ es ruhig geschehen, machte kein Geschrei, keine Noth. — Wortlos, stumm gingen die Eltern hinter der Leiche her. Keine Annäherung — jeder einsam in seinem Schmerz.

Den Vater übermannte es, als sich das Grab an wüster Stelle schloß.

„Wir holen ihn zurück in das Vogelnest, sobald es unser ist. Geben ihm unsern Lieblingsplatz bei den Linden. Das erste freie Geld soll dafür sein."

„Es holt ihn Keiner zurück," antwortete sie trostlos, „er ist verloren — mir kannst Du nichts wiedergeben von dem, was Du mir genommen hast."

Am Abend fuhren sie fort. Gabriel und David jubelten, als sie das Wägelchen sahen. Sibylle hielt den Kleinen im Arm und verwies es ihnen hart. Spät in der Nacht kamen sie an. Andreas hatte nicht gewagt, Dorotheens Namen zu nennen. Er ließ Alles gehen wie es ging. Die Tochter war oft in der Hausthür gewesen, um die Straße hinunterzusehen, das Herz klopfte ihr laut.

Die Sonne ging darüber unter und kein tröstendes Mondlicht erhellte das tiefe Dunkel, in dem sie endlich die Mutter begrüßte. Erkannt wurde sie gleich, schmerzlich nannte Sibylle ihren Namen, aber sie wendete sich ab und als Dorothee die Arme nach dem Brüderchen ausstreckte, drückte es die Mutter fest an sich und trug's allein in das Haus. Von der Magd nahm sie Dienste an, nicht von der Tochter, nirgends ließ sie sie heran und Dorothee erkannte, daß sie der Mutter eine Fremde geworden war. (Forts. f.)

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

Callander besitzt zwei sehr gute Gasthöfe, aber ihre Preise stehen denen nicht nach, welche sich die vornehmen schweizer Hotels auf den Routen des Berner Oberlandes oder des Engadin bezahlen lassen. Was der Fremde bekommt, ist sehr gut, und die Einrichtung musterhaft comfortabel.

Man erhält zu jeder Mahlzeit gutes und billiges Bier, und will man rauchen, so steht ein eigenes Rauchzimmer zur Verfügung der Gäste. Trotz des elenden Wetters war in unserm Hotel dennoch Gesellschaft anwesend, steife Engländer und blonde Engländerinnen, denn das Hochland wird von London aus sehr fleißig besucht und die Eisenbahnen geben zu diesem Zwecke billige Retourbillete aus. In den Speisezimmern dieser Hotels geht es übrigens sehr langweilig her und besonders bei solchem Wetter. Ein Herr lag auf dem Sopha und streckte seine Beine über zwei Stühle hinweg, was mich an eine Notiz erinnerte, die in dem Zoologischen Garten im Londoner Regentpark angeschlagen ist. Dort sind an einem breiten Spaziergang eine Menge Stühle aufgestapelt und dazu wird den Besuchern bemerkt, daß diese Stühle für das Publicum seien und daß daher Jedermann nur Einen Stuhl nehmen möge. Diese Bitte richtet sich gegen die häßliche nationale Angewöhnung, sich der Länge nach über die Stühle zu legen und diese so den Andern zu entziehen.

Callander ist der Ausgangspunkt für mehrere sehr hübsche Ausflüge in das Hochland. Eine Eisenbahn wird von hier nach Killin am Loch Tay gebaut. Alle englischen Eisenbahnen, selbst die das arme schottische Hochland durchkreuzenden großen Linien und die in die Thäler hineingebauten Zweige, sind Privatunternehmungen, ohne die mindeste Unterstützung oder Zinsgarantie von Seiten des Staates, und doch werden immer noch neue Linien gebaut. Kreuzungen auf gleichem Niveau werden möglichst vermieden, was sich die deutschen Bahnen sehr zum Muster nehmen sollten. Der Eisenbahn-Verkehr ist selbst im Hochlande noch bedeutend; in dem kleinen Stirling staunte ich über die Menge der Züge, die kurz hinter einander in vier Richtungen kamen und gingen. — Wir hatten anfangs vor, dem schottischen Hochlande ungefähr acht Tage zu widmen, die Inseln Staffa und Jona zu besuchen, den ungefähr 4000′ hohen Ben Nevis, den höchsten Berg Schottlands, zu besteigen, durch den Caledonischen Canal nach Inverneß und Aberdeen zu fahren und von dort über Balmoral, den regelmäßigen Sommeraufenthalt der Königin, nach Edinburg zurückzukehren. Aber Regen und Nebel bereiteten diesen Plänen ein trübes Ende. Dennoch wollten wir wenigstens durch den Engpaß Trossächs reisen, und den Katharinen- und Lomondsee sehen. Es ist dies die am häufigsten im Hochlande gemachte Tour; sie führt durch die berühmtesten Gegenden desselben und zudem rundet sich auf diese Weise der Weg von Callander nach Glasgow in das Flachland Südschottlands ganz schön ab. Unser Wirth besaß einen eigenen Wagen, der uns die Benützung des selbst noch bei diesem Wetter mit Passagieren überladenen Omnibus ersparte, ohne daß wir höhere Preise zu bezahlen gehabt hätten. Ein im Hochlande bewanderter Engländer fuhr mit und so kutschirten wir am Morgen des 28. Juli nach Einnahme eines soliden englischen Frühstückes munter in die nebligen Berge hinein.

Ueber dem schottischen Hochlande ruht ein eigenthümlicher Zauber. Man preist die Schönheit seiner Seen, die Wildheit seiner Berge, den idyllischen Reiz, der über seinen Haiden ausgebreitet liegt und selbst die abscheulichen Nebel, die dort mit einer Hartnäckigkeit auf und abwogen, wie in wenig anderen Gebirgen, werden mit einem poetischen Hauche umkleidet. Man schwärmte besonders für das Hochland, seitdem die Ossian'schen Gedichte, die indessen höchst wahrscheinlich nicht ächt sind, sondern von Macpherson herrühren, im vorigen Jahrhundert halb Deutschland den Kopf verrückt hatten. In Wirklichkeit ist, wie dies so oft geht, die Sache in der Nähe besehen lange nicht so reizvoll, wie sie Roman, Poesie und überschwengliche Reiseschilderungen ausmalen. Daß die Engländer massenweise in das Hochland eilen, begreife ich. Sie haben im südlichen Theil ihrer Insel allerdings sehr hübsche Gegenden, aber es sind doch nur einfache Landschaften mit vorwiegend idyllischem Charakter. Im Norden des eigentlichen Englands sind einige Grafschaften, wie Cumberland, Northumberland und Lancashire, mit herrlichen romantischen Gegenden, mit hohen Bergen, die sich in tief dunklen Seen spiegeln. Dies ist der sogenannte Lake District, der Seebezirk; er hat die meiste Aehnlichkeit mit dem schottischen Hochlande, wiewohl das letztere großartiger ist. Vergleicht man es aber mit unsern festländischen Gebirgen, so ist das schottische Hochland ziemlich unbedeutend; gegenüber den herrlichen Naturreizen des bayerischen Hochlandes mit seinen riesigen Bergen, seinen großen und wilden Seen, mit den schönen Landschaften und den Fernsichten in die Donauebene sowie in die großartige Nachbarschaft der Centralalpen, muß das schottische Hochland jede Wettbewerbung fallen lassen. Seine Berge erheben sich nicht hoch, die Waldungen sind nicht ungewöhnlich, die Felsgestaltung sehr mittelmäßig; das Terrain ist überhaupt mehr in die Breite, als in die Höhe gezogen. Mit Gebirgen, welche Seen besitzen, wie mit den bayerischen Alpen und der Schweiz, kann das schottische Hochland keinen Vergleich aushalten, ja selbst der Schwarzwald, die Vogesen und der Thüringer Wald wären ihm vorzuziehen, wenn nicht eben gerade die eigenthümlich gebildeten Seen dem schottischen Hochlande seinen besonderen Reiz verleihen würden. Hiezu kommt die Romantik der Sage, die hier überall ihre Fäden spinnt, der geschichtliche Hintergrund, der Hauch der Poesie Ossian's und Scotts, sowie die landschaftliche Schönheit, die hier, wie überall, erst dann am vollsten genossen wird, wenn man von jeder Vergleichung mit anderen Ländern absieht und die Gegenwart als Gegenwart genießt. Der besondere landschaftliche Reiz

des Hochlandes besteht in seinen zahllosen langgestreckten Seen, Lochs genannt, in der üppig grünenden, saftigen Vegetation, die in den Wassermengen der Seen und in der Lage zwischen zwei Meeren ihre Erklärung findet. Forts. f.

Miscellen.

(Ein geprellter Enthusiast.) In einem Wiener Blatte finden wir folgendes amüsante Geschichtchen. An einem der letzten Nachmittage stand vor einem Juwelenkasten in der Ausstellung ein hochgewachsener Mann sinnenden Blickes. Mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete ihn der Juwelier und murmelte: „So muß er ausgesehen haben, als er an der Schwelle Frankreichs stand." Der Juwelier faßte sich ein Herz, trat vor den hochgewachsenen Mann und begann, sich verbeugend: „Ew. Durchlaucht . . ." Ein stolzer Blick des Angeredeten machte den Juwelier verstummen. Das Incognito des „hohen Gastes" ehrend, begann der Juwelier nochmals: „Mein Herr," und setzte: „Erlauben Sie mir als Eigenthümer dieses Kastens die Frage, ob Ew. . . . pardon! ob Ihnen irgend ein Stück besonders gefällt?" Der Angeredete sagte kurz: „Hübsche Sächelchen, besonders das!" Und dabei wies er mit dem Finger auf einen Brillantring. In demselben Momente hatte der Juwelier den Ring herausgenommen und ihn dem „hohen Gaste" offerirt mit der Versicherung, daß die Annahme desselben zu den schönsten Augenblicken seines (des Juweliers) Lebens zählen werde. Der hochgewachsene Mann schien einigermaßen verlegen und fragte nach dem Preise, worauf der Juwelier in gelinder Entrüstung behauptete, daß so eine beschämende Frage noch nie an ihn gerichtet worden sei und daß zu seinem auserlesensten Vergnügen gehöre, dem hohen Frager das Juwel zu Füßen zu legen. Zugleich mit dem Ringe überreichte der glückliche Industrielle seinem „hohen Gaste" eine Karte, was wohl in der Absicht geschah, damit ein allfälliger Orden nicht lange nach dem bezüglichen Knopfloch zu suchen brauche. Als der Fremde ebenfalls eine Karte herauszog, wollte sie der Juwelier zuerst nicht annehmen, legte sie aber dann bei Seite und lächelte als wollte er sagen: „Durchlaucht, die Weltgeschichte ist Ihre Karte." Mit tiefen Complimenten wollte der Juwelier seinen „hohen Gast" durch die Ausstellung begleiten, dieser aber wehrte höflich ab und so blieb der Juwelier, das Incognito ehrend, zurück. In dem Augenblicke, als der hochgewachsene Mann im Gedränge verschwand, ertönte von der entgegengesetzten Seite lautes Stimmengewirr und eine große Menge Volkes drängte sich heran. In der Mitte desselben schritt Graf Andrassy mit einem hochgewachsenen Mann, der aber ganz anders hochgewachsen war als der Ringempfänger. „Der Bismarck, der Bismarck!" riefen die Leute, während der Industrielle bleichen Angesichts nach der Karte stürzte, die er für seinen Brillant eingetauscht hatte. Die Karte enthielt folgende Worte: „Edmund Schmalzel aus Amerika."

Die Gründung von Kaaba.

Arabische Sage.

Zu Abraham geschah des Herren Wort:
„Nimm deinen Stab und mache schnell dich fort!

„Nicht suche selbst: du wirst von mir geführt,
Wie weit, wie fern sich auch der Weg verliert."

Und willenlos zieht hin der Patriarch:
Der Bach versiegt, der Fluren Grün wird karg;

Es schließt ihn bald die gelbe Wüste ein,
Die Sonne strahlt wie wilder Flammenschein,

Und wer im Schatten hoher Felsen ruht,
Den trifft rückstrahlend auch von dort die Gluth.

Und Abraham zieht hin: er seufzt und fleht,
Weil er des Herren Willen nicht versteht.

Von Neuem tönt des Höchsten Stimme: „Hier
Sollst du aus Stein erbau'n die Wohnung mir!"

Der Patriarch, gehorsam jenem Ruf,
Erbaut aus Steinen des Altars Gestuf',

Und um den Altar führt er auf ein Haus:
Des Herren Tempel in der Wüste Graus.

Und als vorüber nun des Baues Müh',
Sinkt Abraham anbetend auf die Knie

Und fragt: „Was soll in dieser Einsamkeit
Der Tempel, Allah, den ich dir geweiht?

„Wozu dient hier, von aller Menschheit fern,
Der Menschheit Mittelpunkt, das Haus des Herrn?

„Doch, Herr, du bist zu groß für deinen Knecht:
Der Mensch ist selten — Gott ist stets im Recht!

„Drum soll in dir der Zweck des Menschen ruhn,
Und was mir zwecklos schien, das mußt' ich thun.

„Was nutzlos dünkte, wird mir schon Gewinnst:
Anbetend knie ich hier im Gottesdienst

„Und lerne Demuth, aller Zweifel Ruh' —
Wir dürfen ahnen, Wissen hast nur Du;

„Mein Herz ist, was du fordern magst, bereit;
Amen! Gepriesen sei in Ewigkeit!"

Noch schloß sich kaum des Patriarchen Mund,
Erhoben Stimmen seltsam sich im Rund;

Es klingt so laut, als wenn ein großes Heer
Von Millionen rings versammelt wär'!

„Zu deinem Dienst, o Herr, sind wir bereit!
Amen! Gepriesen sei in Ewigkeit!"

Erschrocken tritt der Patriarch hinaus,
Doch öd' und leer noch ist der Wüste Graus.

Ein lichter Engel aber schwebt daher:
„Wir dürfen ahnen, Wissen hat nur Er!

„Das Amen, das entsetzt dein Ohr vernahm,
Von Millionen frommer Pilger kam,

„Die einst, wenn Gottes Zeit so weit gediehn,
Am Altar, welchen du erbaut hast, knien;

„Das hehre Amen, welches dir ward kund,
Erklungen ist's aus ungebornem Mund'.

„O Abraham, bleib' stets dem Höchsten treu,
Und ihm zu dienen, habe nimmer Scheu!

„Denn was für jetzt sich noch in Dunkel hüllt,
Wird sich entschleiern, ist die Zeit erfüllt.

„Wo Gottes Tempel du auch aufgestellt:
Wo Gott weilt, ist der Mittelpunkt der Welt,

„Und bau'st in öder Wüste du sein Haus,
Der Zukunft Amen hört dein Ohr voraus."

Hans Herrig.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 131. Speyer, Donnerstag, den 6. November 1873.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Sibylle ordnete Alles, wie sie es sonst gethan, saß oben am Tisch; nur als der Jubel über das gute Essen und körperliche Wohlbefinden zu laut wurde zwischen David und Gabriel, schalt sie heftig und ging hinauf. Erschreckt sah der kleine Bursch' ihr nach. „Die Mutter ist jetzt immer bös," sagte er, „seit der Jonathan todt ist, hat sie Niemand mehr lieb, nicht wahr, Gabriel?" Der Schwachsinnige nickte.

„Du bist mir viel lieber," fuhr jener fort, sich dem Vater anschmiegend, „Du schiltst nicht immer."

Dorothee ging dennoch hinauf zur Mutter — die Thür war verschlossen und so oft sie auch leise und angstvoll klopfte, Niemand machte auf. Andreas fand sie, wie sie auf den Stufen saß und weinte. „Laß das," sagte er, „wir beide können nichts von ihr erwarten, sie lohnt nach Verdienst. Ich weiß keinen Weg mehr zu ihr. Komm, wir wollen zusammen halten, uns scheidet nichts. Zwischen uns ist Alles vergeben und vergessen."

Sibylle hörte sie miteinander die Treppe hinuntergehen und machte nicht auf. Einsam fühlte sie sich, wie auf ödem Fels, dürr, wie der gebrochene Stamm, dem kein Frühling die Blätter wieder bringt. An dem Bettchen des Kleinen saß sie die ganze Nacht. Trostlos, zornig, bös im Herzen; wissend, daß es schlecht von ihr war. „Was habe ich gethan," rief sie in Einem fort, „daß ich verloren gehen soll, Andreas hat dies elende Gefühl nicht, er, der an Allem Schuld ist und ich — ich —"

Es kam kein Schlaf in ihre Augen und keine Ruhe in ihr Gemüth. Als die Sonne in die reinliche, wohlbekannte Stube schien, jeden Winkel, jede Erinnerung belebend, wurde ihr immer bedrängter. Sie trat hinaus in den Garten — der Vater spielte mit dem David, geräuschvoll, lustig, wie es seine Art war — um sie her wirkte die Natur an ihrem Frühlingskleid. — Das Kind jauchzte dem Vater zu, flog in seine Arme. — Dorothee kam heraus mit Gabriel, Alle vereinigten sich, einander zärtlich begrüßend. Andreas sammelte sie Alle dicht um sich — auf seinem frischen Gesicht lag eine Freude, ein Glück, das sie nicht theilen konnte — dem sie gram war. Einsam stand sie von fern im Schatten der Thür.

„Es wird immer schlimmer mit mir," sagte sie sich, „mein Herz immer elender — ich kann keine Freude in Verbindung mit ihm genießen, nicht einmal die mit den Kindern. Ich hasse sein Lächeln — o! mir wäre besser, ich läge beim Jonathan."

Im Vogelnest blühte zum zweiten Mal Alles wieder auf, schneller als zuvor. Ein Jahr noch und sie waren gerettet. Andreas trug den Kopf wieder hoch. — Auf alle erdenkliche Weise suchte er die Fröhlichkeit wieder zu wecken im Haus, tobte mit dem Jungen durch die Räume, brachte bald diese, bald jene Lustbarkeit auf. Die Trauerkleider konnte er nicht sehen. Er beschenkte Dorothee mit bunten Bändern, die sie nicht trug und die Sibylle ein Dorn im Auge waren. Sprach nie von der Vergangenheit, immer nur von der fröhlichen Zukunft, die ihm so sicher schien, als daß es nach der Nacht Tag würde. Dorothee redete er täglich zu. „Laß Dich trennen, nimm einen andern Mann. Es gibt mehr Gute als Schlechte in der Welt. Klammre Dich nicht nach Frauenart an das Vergangene, die, um das Unwiederbringliche zu beklagen, Gegenwart und Zukunft verlieren. So lang man lebt, ist noch Zeit glücklich zu werden."

Aber die schöne Tochter hing den Kopf. „Nach außen sieht es so aus," antwortete sie, „als ließe sich Manches schlicht machen und doch, was in der Seele zerstört ist, baut nichts wieder auf. Ob Du mir auch die Last abnähmst, die ich mir selbst auferlegt, was hülfe mir's? Im Herzen muß ich sie weiter tragen, bis an den Tag, wo sie mir Gott abnimmt."

Es war ihm wider den Strich, wenn sie so sprach und er hoffte immer noch, mit seiner frischen Lustigkeit ihre Trübsal zu überwinden. Er konnte es nicht — etwas anders konnte es — ihr Brüderchen. Das war jetzt schon ein vernehmliches Bürschchen, voller Wünsche und Ansprüche. Am liebsten hätte er Einen ganz für sich verbraucht. War Dorothee gewiß, daß die Magd allein war, öffnete sie leise das Kinderzimmer und schlich hinein, als wär's das Paradies. Sie leistete dem Brüderchen die kleinen Dienste, die sie ihrem Kind geleistet, wusch es, kleidete es an, gab ihm die Suppe, tröstete es in seinen

Kümmernissen; machte ihm den Hof wie der schönste Liebhaber, ihr Herz lebte daran auf. Wer ein Kind pflegt, muß lächeln können, hier lernte sie es wieder. Vor der Mutter wagte sie sich nicht heran, eingedenk ihrer strengen Art und wie sie sich fortgewandt. Es war kein Zusammenhang zwischen ihnen. Die Magd machte sich gerne eine Freistunde und Sibylle hatte oft in der Stadt zu thun, so kam's, daß sie das Kind nach Herzenslust warten konnte.

Heut' war Sibylle wieder hineingefahren, vor Abend wurde sie nicht zurückerwartet. Scherzend ging Dorothee mit ihrem erbeuteten Schatz im Zimmer auf und ab — das Kind krähte und jauchzte, fuhr ihr durch das Haar im tollen Uebermuth. Nichts ist so ansteckend, als Lachen von Lippen, über die noch keine ernsthafte Klage gegangen. Dorothee lachte und recht von Herzen.

Aber Sibylle war schneller als sie dachte in der Stadt fertig geworden. Ueberraschend trat sie ein. Sie blieb von Weitem stehen, dem Jubel zusehend. Der Kleine erblickte sie zuerst und rief nach ihr. Dorothee erschrack, erröthend schlug sie die Augen nieder. „Alles immer heimlich," sagte die Mutter, „wenn ich fort bin, im Einverständniß mit der Magd."

„Ich fürchtete mich," stammelte die Tochter, „ich glaubte, Du würdest ihn mir nicht anvertrauen."

„Und da nimmst Du ihn lieber hinter dem Rücken," antwortete sie streng und griff nach dem Buben — der aber klammerte sich fest an die Schwester, einen wilden, kleinen Liebesschrei ausstoßend, der Dorothee mit Entzücken durchdrang.

„Recht so," sagte bitter Sibylle, „stiehl mir auch dies Herz noch, für mich muß ja nichts bleiben, da seid ihr alle verbündet."

„Mutter!" schluchzte die unglückliche, junge Frau, „beneide mir das Bischen Liebe nicht, ich verdurste darnach, ich sterbe — Du kannst es mir nicht geben, aber er. Seit ich ihn pflege, weiß ich, daß ich noch zu retten bin, daß ich leben, noch lieben kann, heißer, treuer, als zuvor. Ich hatte auch ein Kleines, Mutter — ich hab's verloren — es starb mir nicht einmal — als ich es in das Grab legte; nein! jedes Mal, wenn ich mein Herz kalt dafür werden fühlte, weil es auch sein Kind war, weil es mich an die Fessel mahnte, die mich wund drückte wie das Eisen den Verbrecher. Hab' ich das Brüderchen, mein' ich, mein's wär's — mein Armes, über das Grab hinaus lieb' ich's, pflege ich's in ihm. Laß mich das Kind haben, Mutter, es ist schrecklich, sich schuldig zu fühlen, o, was gäb' ich darum, unschuldig zu leiden wie Du."

„Mich brauchst Du nicht zu beneiden," fuhr Sibylle auf, „schlimmer kann's nicht mit Dir sein, wie mit mir. Die magst Du beneiden, die Unrecht thun und fühlen es nicht, die Andere Thränen vergießen lassen und fröhlich sind, die ihr Haus vernichten und denken, es richt't sich auf wie ein Kartenhaus. Ein Glück, daß Dein Kind starb, ich hätt' es nicht mögen unter uns aufwachsen sehen, wie ein giftiger Keim."

Dorothee trat von der Mutter zurück — ihr war, als rede das arme kleine Ding aus seinem verlassenen Grabe die Aermchen aus nach ihrer schützenden Liebe, die ihm heiß aus ihrem Herzen entgegen strömte. Sie gab Sibylle den Knaben. „Nein! nein!" rief sie abwehrend, „es war kein Glück," und eine Fluth von Thränen, dem Elenden nachgeweint, brach aus ihren Augen. „Es war kein Glück — mein Unglück war's, an einem Kind kommt die Mutter immer wieder zurecht, wenn sie's liebt und ich liebe es, ich fühl's gerad' heut, ich liebe es, wenn auch in Schmerzen. Wo sein Tod als Glück erscheint, ist keine Heimath für mich — fort will ich noch heut', wer weiß wohin, fort, hier ertrag' ich's nicht."

Bei diesem Schrei des Herzens fühlte Sibylle wie eine Antwort das ihre durchzucken — ein Lebenszeichen, wo vorher Alles todt und steinern war. Eine Mutter kann von ihrem Kinde nicht lassen. Hastig zog sie die Beiden, Dorothee und das Bübchen in ihren Arm. „Verzeih'!" rief sie, „ich wollte es lebte, denn es hat mir die Tochter wiedergeschenkt. Arme Mutter — komme wann Du willst, der Junge soll Dein sein. Ganz Deiner Pflege anvertraut, Du bist noch jung, Du kannst noch gesund werden. Nimm's! solltest Du mir selbst seine Liebe stehlen, das ist's nicht, eine Mutter gibt ja Alles hin, wenn es nur die Kinder haben, aber für mich war's anders — Euch hat er zu Grunde gerichtet — Euch verdorben. Je mehr ich meine Kinder liebe, je mehr hasse ich ihn. Mir ist nicht zu helfen," schloß sie muthlos, „ich bin wie die Kranken mit doppeltem Leiden, was für das Eine gut, ist für das Andere schlecht. — Geht, freut Euch miteinander. — Nicht einmal Euer Lachen kann ich vertragen, es ist gut, daß das Kind eine fröhlichere Wartung bekommt. Ich wollt' ich hätte beim Jonathan bleiben dürfen, je heller es hier um mich wird, je dunkler wird es in mir."

(Fortsetzung folgt.)

König Johann von Sachsen †.

Auf dem historisch berühmten Schlosse zu Pillnitz starb am 29. Oct. Morgens gegen 5 Uhr König Johann von Sachsen nahe seinem zweiundsiebenzigsten Geburtstage. Er hat somit an Jahren ein besonderes hohes Alter erreicht; unter schweren asthmatischen Leiden, die ihn seit Monaten quälten, waren seine Kräfte zuletzt gänzlich erschöpft. Aber über ein halbes Jahrhundert in alle Wechselfälle der gerade zu dieser Zeit so tiefgehenden politischen Entwickelung des deutschen Vaterlandes handelnd und leidend aufs innigste verflochten, ragte er hervor als eine besonders ehrwürdige Gestalt unter den Fürsten Deutschlands. Der verewigte König Johann Nepomuk Maria Joseph war am 12. December 1801 geboren, als der dritte Sohn des Prinzen Maximilian und dessen Gemahlin Maria Theresia von Parma. Unter der Aufsicht des Vaters und trefflicher Erzieher wurde der geistig hochbegabte Prinz mit seinen älteren Brüdern vielseitig und gründlich in allen Kenntnissen, besonders in den

Rechts- und Staatswissenschaften, in den alten und neuen Sprachen unterrichtet. Um sich mit dem praktischen Staatsleben vertraut zu machen, trat der Prinz in dem jugendlichen Alter von 20 Jahren mit Sitz und Stimme in das damalige Geheime Finanzcollegium ein. Im Jahr 1821 unternahm er mit seinen Brüdern eine Reise nach Italien, um in Kunst und Literatur sich auszubilden. Leider verlor er dort zu Pisa am 4. Januar 1822 durch den Tod seinen Bruder Clemens, welcher ebenso wie die beiden andern Prinzen an einem hitzigen Fieber erkrankt war; doch befestigte jene Reise die Liebe des jugendlichen Fürsten zur italienischen Literatur, für welche er sein ganzes Leben lang eine ausgesprochene Vorliebe hegte.

Am 21. November 1822 vermählte sich Prinz Johann mit der nun trauernden Wittwe Amalie Auguste, einer Tochter des Königs Maximilian Joseph von Bayern; das häusliche Glück, welches ihm diese Verbindung schuf und länger als ein halbes Jahrhundert hindurch erhielt, war dem für die stillen Freuden eines einfachen Familienlebens warm empfindenden Fürsten allezeit die unversiegliche Quelle edelsten Genusses und innigster Befriedigung. Im Jahr 1825 übernahm der mit Eifer sich den Staatsangelegenheiten widmende Prinz das Vicepräsidium im Geheimen Finanzcollegium; außerdem nahm er lebhaften Antheil an dem im Jahr 1824 gestifteten Sächsischen Alterthumsverein und lebte nach wie vor mit emsigem Fleiß seinen Lieblingsstudien, als deren bedeutendste Frucht die metrische Uebertragung von Dante's Göttlicher Komödie mit kritischen und historischen Erläuterungen zu betrachten ist, welche er unter dem Autornamen Philalethes von 1839 bis 1849 in drei umfangreichen Bänden herausgab. Seit dem Jahre 1826 hatte der geistvolle Prinz einen Kreis von hochgebildeten und vielfach ausgezeichneten Männern um sich versammelt, welche er in häufigen zwanglosen Abendgesellschaften bei sich sah, und denen auch sein Bruder, der spätere König Friedrich August, das wohlwollendste Interesse widmete. Durch die Ereignisse des Jahres 1830 wurde Prinz Johann mehr in die Oeffentlichkeit gedrängt. Sein älterer Bruder war zum Mitregenten berufen worden, er selbst übernahm den Oberbefehl über die neu errichteten Communalgarden des Landes, den er viele Jahre hindurch führte. Ferner erhielt er Sitz und Stimme im Geheimen Rath und nach dessen Auflösung den Vorsitz im Staatsrath. In dieser wichtigen Stellung erwarb er sich große Verdienste um das Zustandekommen der neuen Verfassung von 1831, durch welche er auch zum Mitgliede der ersten Kammer der neugestalteten Ständeversammlung berufen wurde. Mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue widmete er sich fortan den Arbeiten und Berathungen des Landtags, und viele umfassende und gediegene Arbeiten, die er als gewählter Referent über die wichtigsten Fragen abfaßte, werden für alle Zeiten ein Denkmal der Tüchtigkeit und Hingebung des Verewigten bleiben.

Die nun folgenden Jahre verflossen verhältnißmäßig still, und gestatteten dem Prinzen die Freuden des häuslichen Lebens in vollem Maße zu genießen. Und dieses musterhafte und in jeder Beziehung tadellose Leben des fürstlichen Ehepaares war durch die Gunst des Himmels reich gesegnet, wenn auch harte Schicksalsschläge oft Trauer über die Familie brachten. Neun Kinder erblühten dem glücklichen Paare, aber die meisten fielen einem frühen Tode zum Opfer. Zur Freude der Eltern und des Landes sind am Leben verblieben drei Kinder. Der seitherige Kronprinz und jetzige König Friedrich August Albert, geboren am 23. April 1828, vermählt am 18. Juni 1853 mit der Prinzessin Carola Wasa; die Prinzessin Maria Elisabeth, geboren am 4. Februar 1830, vermählt am 22. April 1850 mit dem Prinzen Ferdinand von Sardinien, Herzog von Genua und seit dem 10. Februar 1855 dessen Wittwe; Prinz Friedrich August Georg, geboren am 8. August 1832, vermählt am 11. Mai 1859 mit Donna Maria Anna, Prinzessin von Portugal.

Bedauernswerthe Ereignisse, wie die der Jahre 1848 und 1849 vermochten das Band der Liebe und Eintracht, welches sich von jeher um das königliche Haus und die Bevölkerung des Landes schlang, nicht zu lösen und in altgewohnter Verehrung und Hochachtung blickte nach wie vor das sowohl an Zahl als an Wohlstand stetig wachsende sächsische Volk hinauf zu dem Throne, welchen Friedrich August zierte und an dessen Seite als der erste und treueste Rath und Freund des Königs der Prinz Johann eine höchst beachtenswerthe und segensreiche Wirksamkeit entfaltete, wohl nicht ahnend, daß ein trauriges Geschick, welches dem königlichen Bruder ein frühes Ende bereitete, ihn selbst schon nach kurzer Zeit auf diesen Thron berufen werde. Am 9. August 1854 verschied zu Brennbichl in Tirol der kinderlose König Friedrich August, 57 Jahre alt, in Folge eines unglücklichen Sturzes aus dem Wagen. Schon am 10. August erschien eine öffentliche Proclamation, in welcher der nunmehrige König Johann erklärte, daß er die Regierung Sachsens nach dem verfassungsmäßigen Erbrecht übernommen habe. „Ich ergreife die Zügel der Regierung,“ heißt es darin unter anderem, „mit dem festen Vorsatz, in des hohen Vollendeten Sinn und Geist fortzuwalten, in dem Geiste jener Gerechtigkeit und Milde, jener Umsicht und Festigkeit, jener treuen Liebe zu Meinem Volke, die Sein Andenken stets in Segen erhalten werden. Kommet auch ihr Mir mit Vertrauen und Liebe entgegen, so wird das alte Band, welches die Sachsen und ihre Fürsten seit Jahrhunderten umschlingt, auch uns innig vereinen.“

In der That führte der König die Regierung in dem angedeuteten Geiste fort, und die Bevölkerung Sachsens trug ihm unbeschränktes Vertrauen entgegen. Unter seinem Regiment hob sich das Wohlbefinden des Landes nach allen Richtungen hin in erfreulichster Weise, auf allen Gebieten des Lebens war unablässiger Fortschritt deutlich erkennbar, das treue und redliche Streben des Herrschers, für alle seine Unterthanen nach besten Kräften zu sorgen und zu schaffen, wurde überall mit innigem Dank anerkannt und gepriesen.

Selbst das schwere Verhängniß, welches im Jahre 1866 über Sachsen und sein Fürstenhaus kam, trug nur dazu bei, den König und die Seinigen noch fester und inniger mit dem Volke zu verbinden, welches in seinem Könige einen Mann sah, der unentwegt für das Recht und für beschworene Eide eintrat. Die unantastbare Aufrichtigkeit, mit welcher König Johann die neuen staatsrechtlichen Verhältnisse Deutschlands anerkannte und stützte, haben ihm allenthalben die ungetheilte Hochachtung erworben, und der hohe Kriegsruhm, welchen sein braves Heer im Kriege gegen Frankreich sich erwarb, wob noch einmal neuen Glanz um das Haupt des greisen Herrschers.

Der Abend seines Lebens verfloß dem König in ungestörter Ruhe, welche nur durch wiederholte Krankheitsanfälle getrübt wurde. Mit innigster Theilnahme verfolgte man überall im Lande die Nachrichten über das Befinden des geliebten Herrn, die freilich schon seit längerer Zeit das Schlimmste in Aussicht stellten. Jetzt aber, wo der gefürchtete Augenblick eingetreten, klagt in tiefer Wehmuth das Volk um den Verlust eines Fürsten, dem es in Liebe und Treue so innig zugethan war, zu welchem es mit gerechtem Stolz aufzublicken sich gewöhnt hatte.

Miscellen.

Dieser Tage stand die berüchtigte Abenteurerin Bertha Weiß vor den Schranken des Criminalgerichtes in Breslau, um sich wegen verschiedener Diebstähle zu rechtfertigen, welche sie in Männerkleidung verübt hat und zu denen namentlich auch diejenigen gehören, welche ihr Noviciat in dem dortigen Kloster der Barmherzigen Brüder abschlossen. Bertha Weiß, so berichtet die Schl. Ztg., ist nahezu 30 Jahre alt, von gedrungener, kräftiger Gestalt und harten männlichen Gesichtszügen, die, wenn sie Männerkleider trägt, nicht unvortheilhaft erscheinen mögen. Ihr ganzer Habitus ist überhaupt mehr männlich als weiblich. Sie trägt kurz geschnittenes und an der Seite gescheiteltes Haar, was vornehmlich dazu beiträgt, ihr das Ansehen eines Mannes zu geben. Ihre Stimme ist auffallend tief, jedoch nicht ohne Wohlklang. Die Antworten, die sie ohne Zögern und ohne jeden Anflug von Verlegenheit gibt, sind kurz und bestimmt. Auf die nach Verlesung der Anklage an sie gerichtete Frage, ob sie sich der ihr zur Last gelegten Vergehen für schuldig bekenne, antwortete sie ohne Ueberlegung mit einem kräftigen „Jawohl." Bezüglich ihres Vorlebens constatirte die Anklage, daß sie bereits eine Reihe von Vorbestrafungen erlitten habe, theils wegen Diebstahls und Betrug, zum überwiegenden Theile aber wegen Vergehen, welche mit ihrer Vorliebe für männliche Beschäftigungsarten, namentlich für den Soldatenstand, zusammenhängen, als unbefugten Tragens von Uniformen, unerlaubten Schießens und Gebrauchs falscher Militärpapiere. Daß sie den Feldzug von 1870 als Freiwilliger theilweise mitmachte und, nachdem sie endlich zurückgeschickt worden war, ihre Soldatenkleidung zu einer Reihe von Betrügereien benutzte, ist bekannt. Die diesmalige Anklage hatte es nur mit ihrem Debut im Barmherzigen Brüderkloster, so wie mit einer ähnlichen Betrügerei zu thun, die sie nach der Flucht von dort bei einem Bauer in der Gemeinde Erichskirch in Württemberg in Scene setzte. Im Kloster der Barmherzigen Brüder fand sie noch Beendigung ihrer kriegerischen Irrfahrten im Oct. 1871 als Novize Aufnahme nnd wußte sich daselbst zu den ihr aufgetragenen Verichtungen so wohl anzustellen, daß sie sich die volle Zufriedenheit der Oberen und der Brüder erwarb. Nach der mehrwöchentlichen Dauer ihres Aufenthaltes in dem Kloster zu urtheilen, schien es ihr in der stillen Freistätte auch wohl zu behagen und sie hätte die Rolle eines barmherzigen Krankenpflegers vielleicht noch lange fortgesetzt, wenn nicht schließlich die Abforderung von Legitimationspapieren, welche zur Aufnahme in den Orden erforderlich waren, sie zur Flucht genöthigt hätte. Um aber auf der Reise nicht ohne einen Zehrpfennig zu sein, nahm sie von den geringen Baarschaften der Brüder mit, was sie erlangen konnte, scheute sich auch nicht in dem einen Falle, um zu dem Gelde zu gelangen, einen verschlossenen Koffer zu erbrechen. Auch betrachtete sie einige Taschenuhren als gute Beute und verschwand. Der zweite Theil der Anklage betraf ein Debut, welches Bertha Weiß einige Monate später in dem bereits schon genannten württembergischen Dorfe gab, wo sie bei einem Bauer als Knecht Dienste genommen hatte. Auch von dort empfahl sie sich in ganz ähnlicher Weise, wie aus dem Kloster, unter Mitnahme von Werthobjecten. Die Anklage lautete auf Grund des obigen Thatbestandes auf wiederholten, theils einfachen, theils schweren Diebstahl, so wie auf Unterschlagung. Die Anklage wurde durch das unumwundene Geständniß der Angeschuldigten völlig erledigt, so daß sich auch jede Beweisaufnahme überflüssig erwies. Die Angeklagte fügte ihrem offenen Geständnisse nur hinzu, man möge sie unter Berücksichtigung, daß sie durch keine unedlen Motive zu den Vergehungen verleitet worden sei, mit der entehrenden Zuchthausstrafe verschonen, welchem Ansuchen der Vertreter der Saatsanwaltschaft jedoch entgegentrat, da wegen des schweren Diebstahls allerdings auf Zuchthausstrafe zu erkennen sei, zur Annahme mildernder Umstände aber bei dem Vorleben der Angeklagten keine Veranlassung vorliege. Der Gerichtshof schloß sich diesen Ausführung an und erkannte unter Zulässigkeitserklärung von Polizeiaufsicht auf eine Zuchthausstrafe von 1 Jahre 3 Monaten und Ehrverlust auf zwei Jahre.

(Ein seltsames Toilettenstück.) Der Schnurrbart spielt im spanischen Sprüchwort seit Jahrhunderten eine große Rolle. Tener bigotes, einen Schnurrbart haben, bedeutet ein muthiger entschlossener Mann sein, Nomdre de bigote ist ein ernster Mann und Nombre de bigote al ojo, ein Mann, dessen Schnurrbart bis zu den Augen geht, heißt ein kluger Mann. Es geht daraus hervor, welche Wichtigkeit einem Schnurrbart beigelegt wurde und heute noch beigelegt wird. Der heutige bei der spanischen Jugend so sehr beliebte gedrehte Schnurrbart ist aber nur noch ein schwacher Schatten seiner ehemaligen Blüthe. Die Schnurrbartspitze hatte früher in Spanien meist eine halbe Fußlänge und solch ein männlicher Schmuck wurde demnach auch gebührend gepflegt. Man hatte besondere Futterale, in welche vorzüglich während der Nacht der Schnurrbart gesteckt wurde, damit man diese Pracht nicht ruinirte. Der berühmte Verfasser des Schelmenromanes Quevedo y Villegas erwähnt im Gran Tocano, daß solch ein Toilettengeräth ein ganz unentbehrliches Ding sei. Es hieß Bigotera, war innen mit Haaren gepolstert und wurde vermittelst Bänder um die Ohren befestigt. Jedoch nicht nur Nachts wurde der kostbare Schnauzbart in das Gehäuse gesteckt; auch auf Reisen schützte man dieses Prunkstück männlicher Schönheit gegen Staub, Sonnenhitze und andere Unbill der Witterung durch das Futteral. — Dieses jedenfalls originelle Toilettengeräth hielt sich bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts.

Ein ernstlicher Kampf, schreibt das „Jewisch Chronicle", hat am 6. d. M. zu Konstantine in Algier zwischen Juden und Arabern Statt gefunden. Eine große Anzahl von Juden begleitete einen Leichenwagen zu dem Beerdigungsplatze und wurde auf dem Wege von einem Unterofficier der eingeborenen Tirailleurs beschimpft. Israel erhob sich wie Ein Mann und gab dem Beleidiger eine gehörige Tracht Prügel. Eine Anzahl Araber kam sofort ihrem Landsmanne und Glaubensgenossen zu Hülfe und es entspann sich ein Kampf, an welchem über tausend Juden und Araber Theil nahmen. Militärhülfe kam herbei und nur nach schwerer Mühe gelang es, die Streitenden aus einander zu bringen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 132. Speyer, Samstag, den 8. November 1873.

Waldfrevel.

Von R. Gottschall. *).

Da steht des Dorfes armes Kind
Und sinnt dem Frevel nach:
„O, schuldig ist allein der Wind,
Der rings die Zweige brach."

„Euch eigen ist das Waldrevier,
So weit das Auge schweift,
Mit seiner vollen Kronen Zier,
Die nach den Wolken greift;

„Der junge Birkenbusch im Thal,
Die Stämmchen weiß und schlank;
Hell schimmernd wie der Mondenstrahl,
Wenn schon der Mond versank.

„Der hundertjähr'gen Eiche Zelt,
Weitgreifendes Geäst,
Die Wiege tausendfält'ger Welt,
Die hier sich schaukeln läßt!

„Doch unser nur der Blumenduft,
Das Veilchen nur im Moos,
Der Vögel Sang, der fröhlich ruft
Aus grüner Büsche Schooß.

„Ich nahm nur, was der Lüfte Hauch
Den Bettlern hingestreut,
Almosen nur von Baum und Strauch,
Die Ueberfluß mir beut,

„Es liegt daheim die Mutter krank,
Am Herd erlosch der Brand —
Ich nahm's für einen frommen Dank
Und einen Druck der Hand."

Der Förster blickt ihr in's Gesicht,
Es ist so lieb und mild;
Und zögernd folgt er seiner Pflicht,
Ihn rührt das holde Bild:

„Verbot'ne Lese hieltest Du
In meinem Waldrevier,
Und drück' ich nicht ein Auge zu,
Winkt harte Strafe Dir.

„Verbot'ne Lese hält bei Dir
Mein and'res Auge jetzt,
Und sammelt ein, was plötzlich mir
Das Herz in Flammen setzt.

„Geh, armes Kind, getrost nach Haus,
Dir soll vergeben sein!
Hier streich' ich Deinen Namen aus
Und schreib' in's Herz ihn ein!"

*) Aus: Janus. Leipzig, Keil.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Fortsetzung.)

Das Leben ist der Güter Höchstes nicht.

Wie eine goldene Verheißung brach der Erntemonat an, ringsum war die Erde beladen mit Schätzen. — Reichthum so weit das Auge sah. Vor Sonnenaufgang war Andreas hinaus auf die Felder, in rastloser Thätigkeit trieb er sein Werk. Keine andere Natur hätte solche Anspannung ausgehalten. Kopfschüttelnd sahen es die Nachbarn und priesen seine Riesenkräfte. Aber Andreas war fröhlich und guter Dinge. „Es ist mein Element," sagte er, „und mir ist so wohl darin, wie dem Fisch im Wasser."

Heut' waren die Felder in der Nähe des Hauses an der Reihe. Vor der Thür saßen Mutter und Tochter und schauten zu. Dorothee hatte das Bübchen auf dem Schooß. Es schmiegte sich an sie und sie küßte es mit Inbrunst. Auf ihrem Gesichte leuchtete wieder der frische Ausdruck, der ihr eigen war, und den Andreas umsonst versucht hatte zu wecken. Der kleinste Funke genügt, um die Flamme anzufachen, die alles erwärmt und durchglüht. Mit verzehrender Sehnsucht sah es Sibylle; ihre Seele unstät voll streitender Gefühle. Sie konnte kein versöhnendes Gefühl finden, keinen Strahl von der Liebe, die, göttlichen Ursprungs, nicht rechtet um den Werth, nicht die Fehler zählt, sondern alles umfaßt, wie des Himmels Sonnenschein leuchtend — hoch — und doch das Irdische verklärend. „Nichts fehlt dem Andreas," sagte sie sich, „nicht einmal meine Verzeihung! ich könnte sie ihm hinwerfen, er nähme sie kaum auf; er hat Recht, hiefür giebt es keine Verzeihung, Worte wären's — leere Worte. Der, der das Messer im Herzen hat, kann nichts anders thun als sterben, und damit ist ein End' daran. Ich aber will ihn anklagen da droben — aufstehen will ich wider ihn am jüngsten Tag, mit meiner verlorenen, mit meiner vergällten Seele und rufen: er that's!" —

Von der Stelle, auf der sie saßen, sah man hinaus auf das Feld. Die Leute arbeiteten wie ein Volk geschäftiger Ameisen. Unter ihnen ragte wie ein Feldherr des Andreas kräftige, schöne Gestalt hervor. Die Erntewagen thürmten sich mit wuchtiger Bürde. Einer nach dem Andern schwankte fort, begleitet von dem fröhlichen Peitschenknallen der Burschen.

Es war drückend heiß. Weiße geballte Wölkchen stiegen am Horizont auf, jetzt noch leicht und silbern, aber der Landmann sah sie mißtrauisch an und ahnte die Blitze, die sie in sich trugen. Man sah die heiße Luft zittern über den Halmen. Andreas war zu Pferd, er wollte noch auf ein entlegenes Vorwerk. Die beiden Frauen sahen hin auf das Feld, jede in ihren eignen Gedanken.

Plötzlich entstand eine Verwirrung drüben — die Menschen liefen zu einem Knäuel zusammen, alle Arbeit ward unterbrochen. Das Erste, was aus der Ferne sichtbar wurde, war Andreas' Rappe, ohne seinen Herrn. Wie ein Pfeil war Dorothee drüben. — Sibylle stand wie an den Boden gefesselt — ihr kleiner Sohn kam in Hast zu ihr gestürzt. Der Vater war vom Pferd gesunken, die Leute meinten, es sei ein Sonnenstich.

Jetzt theilte sich das Gedränge, sie brachten ihn langsam nach Haus und setzten ihn auf die Bank. — Er war wie benommen — verstört sah er um sich. „Wasser," sagte er, „Wasser, es ist Nichts — es kann nichts sein. Mir hat im Leben nichts gefehlt." Sibylle brachte ein Glas. — Als sie es ihm an die Lippen hielt, wurde er bleich und stieß es barsch fort. „Mir ist schon besser," sagte er schnell. „Was steht ihr alle und gafft mich an — die Hitze war zu groß — es hat nichts auf sich, sag' ich euch. Laßt mich nur einen Augenblick — gleich bin ich wieder dabei. Die Erbsen müssen herein, es steht ein Gewitter am Himmel, sie sind schon überreif — ohne mich arbeitet ihr wie die Schnecken. Geht!" sagte er herrisch, als die Leute ihn noch immer mitleidig umstanden. „Geht an die Arbeit; glaubt ihr, wir haben Zeit zu feiern und zu faullenzen? Laß mich, Dorothee, Du verstehst das nicht — ich muß wieder hin — nichts geht ohne mich."

Er raffte sich empor, gewaltsam, athmete schwer und stand da, kräftig wie ein Eichbaum. „Siehst Du," sagte er mit einem Versuch zum Lächeln, „man muß nur nicht klein beigeben, dann zwingt man die Natur. — Ich und jetzt krank werden! — das geht nicht. — Bringt mir das Pferd."

Sie führten es ihm vor — halfen ihm hinauf; aber statt die Zügel zu halten, erbleichte er von Neuem und sank rücküber. Bewußtlos brachten sie ihn hinein. Er erwachte nur, um irre zu reden. Das Fieber stieg von Minute zu Minute, es gab ihm übermächtige Gewalt. Durchaus wollte er auf das Feld. — Nur mit Anstrengung war er von den Knechten zu halten. Weithin hörte man ihn befehlen und schreien.

Endlich kam er zu sich, aber die Unruhe steigerte sich und er bestürmte den herbeigerufenen Arzt mit Fragen über seinen Zustand. Wie lang' er wohl krank sein würde — er hätte keine Zeit dazu, er müsse ihn schnell gesund machen. Die Antwort war immer: Für's Erste müsse er ruhig sein. Gewaltig suchte er sich zu beherrschen, aber so still er auch lag, die Gedanken gingen durch seine Seele, wie die wilde Jagd. Er lag zur Wand gekehrt, dennoch merkte er, als Sibylle eintrat.

„Du willst wohl wieder mit mir abrechnen," sagte er. Geh', noch ist es nicht Zeit, in ein paar Tagen bin ich wieder gesund. Schick' mir Dorothee, Dein Anblick nimmt mir die Ruh." —

Er setzte sich auf, als die Tochter kam. „Ich bin ganz kräftig," fing er an. — „Nicht wahr, so stirbt man nicht. — Was hat Dir der Arzt gesagt? ich will nicht sterben. Die Seele, sagt man, kann dem Körper zu Hülfe kommen — ich will nicht sterben, ich kann ja nicht fort von Euch jetzt in diesem Augenblicke, wo Alles wie ein verworrener Knoten ist, zu dem ich einzig die Lösung weiß. Dieser Körper," fuhr er fort und versuchte zu scherzen, „sieht doch nicht aus, wie ein geknicktes Rohr?"

„Wer denkt an den Tod!" fiel Dorothee beruhigend ein.

„Ich!" antwortete er schnell, „ich, weil ich ihn fürchte, weil er vor mir steht wie ein höhnendes Gespenst, das mir sagt, du hast verspielt, du hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Unwiederbringlich ist Alles verloren. — Die Ohnmacht war schrecklich — ein Vorbote. Wenn ich die Augen schließe, fürchte ich, das Leben könne mir gestohlen werden."

„Du bist es, der Dich tödtet," sagte Dorothee. „Ruhe wollte der Arzt — Schlaf."

„Schlaf — Ruhe!" wiederholte er. „Schlaf! wie soll ich meine Seele zur Ruhe bringen? sie ängstet sich hin und her. Ich bin ihrer so wenig mächtig, als ich es in der Gewalt habe, aufzustehen und an die Arbeit zu gehen. Wie weit sind sie mit der Ernte? Ihr dachtet, ich hörte es nicht, als das Gewitter losbrach — ich hörte Alles — ich sehe nur zu klar. Wenn Du wüßtest, was zu Grunde gehen kann in diesen Tagen!"

Dorothee mußte die Leute an sein Bett rufen, mit Anstrengung sammelte er seine Sinne, um die kommende Arbeit anzuordnen. Er war von denen, die Alles selbst thun, die ganze Wirthschaft dreht sich um sie, und fehlen sie, bricht sie zusammen. „Laß nur die Mutter nicht zu mir," bat er Dorothee, „ich kann ihren Blick nicht ertragen — ich will nichts von ihr, wenn Du nicht kommst, schicke den Knecht."

Sie küßte die heiße Hand und blieb fortan bei ihm. Oft in der dunklen Nacht, wenn sie die Sterne droben strahlen sah, schienen es ihr die Augen der Mutter — klar und erbarmungslos, rein wie vom Himmel und fern wie er. Bei der anstrengenden Pflege verging sie wie ein Schatten; Sibylle sah es. —

(Schluß folgt.)

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

Gleicher Ursache, wie die feuchte Atmosphäre, verdanken auch die Nebel ihre Entstehung, die hier fast beständig auf- und abfluthen und, bald sich auseinanderziehend, bald sich zusammenballend, über den Seen, Bergen und Thälern ihre eigenthümlichen Gestaltungen bilden und durch die Ossian'schen Gedichte poetisch belebt wurden. Die Vegetation nimmt, sobald man etwas höher steigt, sehr rasch einen voralpinen Charakter an, so daß man sich schon in einer Höhe von 2000′ auf einer Alp des bayerischen Hochlandes wähnen könnte. Lang und weit gedehnte Wiesen strecken sich am Bergeshang hin, theils feucht und sumpfig, theils mit Haidekraut bewachsen. Das Vieh, das sie beweidet, wird von nichts weniger, als poetisch und romantisch aussehenden Hirten gehütet. Man darf sich durchaus nicht vorstellen, daß sie alle mit Plaid und Sackpfeife umherwandeln, sonst macht man sich dort ebenso lächerlich, wie jener Berliner, der in jeder Sennhütte eine schöne Sennerin mit Schnürmieder und Cither zu treffen hoffte. Das Auge erreicht leicht die Gipfel der Berge, da sich diese nicht hoch erheben und selbst dann meist allmälich ansteigen. Die höchste Erhebung, die des Ben Nevis (Ben heißt Berg und wird stets vor die besondere Bezeichnung des Berges gesetzt) ist 4400′, erreicht also nicht einmal ganz die Höhe des Schwarzwaldes. Menschliche Ansiedelungen sind im Hochlande selten, und wo sie bestehen meist sehr ärmlich. Doch trifft der Reisende überall, freilich für schweres Geld, den Comfort der großstädtischen Hotels. Das Land ist arm, der Ueberschuß der Bevölkerung wandert, wie in jedem Gebirgslande, hinaus in die Städte oder nimmt Militärdienste.

Vom schottischen Hochlande sagt Julius Rodenberg:

Hier in dem Dunkel, auf
Pfadlosen Mooren,
Hab' ich in Nacht mich und
Nebel verloren.

Hoch von dem Felsen
Donnert der Wasserfall,
Tief in dem Abgrund
Donnert das Meer;
Laut von dem Doppelschall
Braust es umher.

Rings auf der Haid' erwacht
Unheimlich Leben;
Ossian's Geister
Kommen und schweben.

Kommen und schweben auf
Rauschenden Flügeln,
Ziehen hinüber nach
Cuchullin's Hügeln.
Winken mir, drohen mir,
Kichern und flüstern,
Wallen und wandeln und
Schwinden im Düstern.

Die Gegend, durch welche wir fuhren, ist besonders bekannt aus dem romantischen Gedichte Walter Scotts „das Fräulein vom See“. Die Handlung desselben spielt am Catharinensee, am Loch Lomond, in der Trossächs, in Stirling und der zu diesen Oertlichkeiten gehörigen Umgebung. Das genannte Gedicht trägt vieles dazu bei, daß der Strom der Reisenden sich vorzugsweise hierher richtet. Es gewährt zugleich ein sehr anziehendes Bild vom Hochland, seinen Bewohnern und Eigenthümlichkeiten. Der wesentliche Inhalt des Gedichtes ist: Jacob V., der Vater der Maria Stuart, liebte es, verkleidet im Lande umherzuziehen; auf der Jagd im Hochland verirrt er sich eines Tages als Ritter James Fitz James in der Trossächs, wird auf ein Eiland des Loch Catrine hinüber geführt, und findet dort gastliches Obdach bei der Familie des geächteten Lords Douglas, dessen Tochter Ellen (Helene) eben das Fräulein vom See ist. Ein Clanhäuptling Namens Roderick Dhu, der wegen Mordes sich nicht mehr zu Hofe wagen darf, unterstützt und schützt die Familie des flüchtigen Douglas. Am nächsten Morgen wird Fitz James, der sich in Ellen verliebt, unerkannt wieder auf den Weg nach seinem Schlosse Stirling geleitet. Ein Krieg zwischen dem König und dem Häuptling Roderick Dhu entspinnt sich; der Letztere sendet das „Feuerkreuz“ in seinen Ortschaften umher, um seine Clansleute aufzurufen. Diese, „dem Clan nur pflichtig und ergeben“, sammeln sich auf dies Zeichen mit einem Eifer, der den Engländern unbegreiflich ist. Denn

Von Scheu vor alter Herkunft kennt
Der Süden nichts — —
Er faßt nicht, wie ein Nam', ein Wort
Den Clansmann unterwirft dem Lord.

Der König kommt als Fitz James noch einmal in das Hochland, Ellen verschmäht aber seine Hand, auch Rodrick Dhu freit vergebens um sie, da ihr Herz dem jungen Lord Malcolm Graham gehört, dessen Lob ihr der Barde Allan singen muß. Der Barde gehört zum lebenden Inventar jeder schottischen Adelsfamilie und Allan ist ein musterhafter Vertreter seiner Zunft. Er sagt von sich selbst, als er zu seinem kranken Herrn begehrt:

„Sein Minstrel bin ich, den die Pflicht
Früh von der Wiege bis zur Gruft
Stets seinem Herrn zur Seite ruft.
Der Zehnte bin ich, seit den Zeiten,
Wo meiner Väter Hand den Saiten
Das Lob des Hauses ließ entgleiten;
Von zehn war keiner, der nicht gern
Sein Leben hingab für den Herrn.
Schon mit des Herrn Geburt beginnt
Des Minstrels Amt; er stillt das Kind
Mit Harfenton schon in der Wiege,
Singt für den Knaben heiße Kriege,
Singt, was in Waidmannswerk und Schlacht
Des Jünglings Arm zuerst vollbracht.
Im wilden Kampf, im sanften Frieden,
Nie darf des Minstrel's Harf' ermüden.
Es würzt sein Lied das Mahl dem Herrn,
Hält wilden Traum dem Schlummer fern;
Er bleibt bei ihm, bis dumpf und bang
Er ihm geweiht den Grabgesang.“

Auf der Rückkehr von seiner vergeblichen Werbung um Ellen geräth Fitz James, vom Führer ver-

rathen, in die Schaaren der kriegsbereiten Hochländer hinein, wird aber von Roderick Dhu, ohne daß sie sich gegenseitig kennen, beherbergt. Roderick erkennt ihn wohl als Sachsen und bewaffneten Feind, aber James ist hungrig und müde, also kein Feind mehr. Am folgenden Tag führt ihn Roderick selbst außerhalb des Bereiches der schottischen Kriegsmacht auf den Weg nach Stirling. Denn, sagt ihm Roderick:

Im Hochland ist der Fremdling heilig,
Und Kampf mit Müden wär abscheulich!
Den darf kein Schotte von sich weisen,
Der Führung wünscht und Rast und Speisen.

An der Grenze des Hochlandes angekommen, fordert Roderick, der sich inzwischen enthüllt hat, Fitz James, ohne in ihm den König zu ahnen, übermüthig zum Kampfe heraus, wird aber von seinem Gegner tödtlich verwundet und gefangen durch die nach dem Kampfe herbeieilenden Knappen nach Stirling gebracht. Dort ist inzwischen auch der alte Douglas angekommen, der sich, um dem Krieg zwischen Roderick und Jacob V. den Anlaß zu entziehen, freiwillig dem König und damit, wie er wohl weiß, dem Beile überliefert. Auch Ellen kommt mit Allan, um das Leben des Vaters vom König zu erflehen. Allan schildert dem sterbenden Roderick noch die Schlacht zwischen den Gälen und Sachsen am Beal' an Duine und am Trossächspaß; der Kampf blieb unentschieden, endete aber erst, als der König einen Boten schickte mit der Meldung, Roderick und Douglas seien gefangen und die Feindseligkeit gegen Rodericks Clan daher einzustellen. Fitz James enthüllt sich als König Jacob V., begnadigt den alten Douglas und führt Ellen ihrem Bräutigam Malcolm zu.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

München, 3. Nov. In Schelldorf (im Eichstädtischen) mußte ein an der Cholera Verstorbener im wahren Sinne des Worts auf einen Schubkarren auf den Leichenacker gefahren werden. In ganz Schelldorf war nicht ein Mensch aufzutreiben, der Hand an den Kranken und dann Gestorbenen legte, oder auch nur die Leiche begleitete. Das wäre nun gut und gehört einmal zum Gewöhnlichen. Aber was noch nicht vorgekommen sein dürfte, ist die Thatsache, daß sich die Nachbargemeinde Dunsdorf beim Bezirksamt darüber beschwerte, daß ihr Hirt sich erfrechte, die fragliche Leiche zu reinigen, frisch anzuziehen, auf einem Schubkarren auf den Gottesacker zu bringen, zu beerdigen und dann nach dieser Gräuelthat wieder in seine Heimath zurückzukehren. Selbstverständlich ließ ihn Niemand ins Haus und die gemeindliche Obrigkeit beschließt dessen Ausweisung und bittet das Bezirksamt um Bestätigung dieses Beschlusses.

Ein Musterschulhaus wurde am 20. October in dem bekannten stadtähnlichen Dorfe Gohlis bei Leipzig eingeweiht. Diese Schule ist nach dem System erbaut, welches Prof. Dr. Reclam bereits vor einem Jahrzehnt in seinem „Lehrbuch der vernünftigen Lebensweise“ dargelegt, und dann vor einigen Jahren in der „deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ ausführlicher begründet und durch Abbildungen deutlich gemacht hat. Die Anforderungen dieses Systems sind: 1. Freie Lage des Schulhauses an einem freien, nicht zu geräuschvollen Platze, umgeben (nach Norden) von einem geräumigen „Turnplatze“ und (nach Süden) von Anlagen, welche eine Art „botanischen Garten“ der einheimischen Bäume und Sträucher bilden. 2. Hohe und große Klassenzimmer von mindestens 12 Fuß Höhe, welche in allen Theilen sehr hell erleuchtet sind. Letzteres bewirken 3 große, breite Fenster, welche die ganze Wand links vom Schüler einnehmen und welche erst 5½ Fuß über dem Fußboden beginnen, aber bis unmittelbar unter die Decke hinaufreichen und durch diese Anordnung reichliches Licht spenden. 4. Lage der Klassenzimmer nach Norden; weil hierdurch nicht nur die häufigen Störungen des Unterrichtes vermieden werden, welche der Wechsel der Rouleaurs beim Scheinen der Sonne, oder deren Verdeckung durch Wolken, verursacht, — sondern auch die Augen der Kinder vor den Nachtheilen des grellen Sonnenlichtes, sowie bei trübem Wetter vor der Beschränkung des Lichtes durch nicht völlig herausgezogene Rouleaux (welche Nachlässigkeit man in den meisten Schulen findet) vollständig bewahrt bleiben; denn bei freier Lage nach Norden bedürfen die Fenster keiner Rouleaux. 5. Breite Corridore (von 11 Fuß Breite) mit besonderen Lüftungsvorrichtungen; zahlreiche Fenster sorgen für Luft und Licht in den Vorräumen. 6. Centralheizung und Ventilation durch das ganze Haus. 7. Aborte außerhalb des Hauses, mit diesem durch einen bedeckten Gang verbunden.

Die Gemeinde Gohlis darf stolz sein auf ihre neue Schule, welche in Deutschen Landen ihres Gleichen nicht hat.

Nach einer jüngst veröffentlichten und wohl als zuverlässig anzusehenden Uebersicht stellt sich der Stand der Panzerflotten der europäischen Seemächte an fertigen Schiffen wie folgt: England. Eigentliche Schlachtenflotte 38 Schlachtschiffe verschiedener Art mit etwa 28,000 Pferdekraft und 595 Geschützen; Küstenflotte 14 große Panzerschiffe, 4 Panzer-Batterien und 5 Panzer-Kanonenboote mit mehr als 30,000 Pferdekraft und 102 Geschützen. Rußland. Schlachtenflotte (bisher nur in der Ostsee vorhanden) 15 Panzer-Fregatten und 4 Kuppelschiffe mit 12,000 Pferdekraft und 154 Geschützen; Küstenflotte 10 Thurmschiffe und 3 Panzer-Batterien mit 2710 Pferdekraft und 94 Geschützen. Deutschland. Schlachtenflotte 3 Panzer-Fregatten mit 2900 Pferdekraft und 55 Geschützen (5 Panzer-Fregatten und 1 Panzer-Corvette mit 5100 Pferdekraft und 48 Geschützen im Bau); Küstenflotte 2 Thurmschiffe zu 600 Pferdekraft und 7 Geschützen. Frankreich. Schlachtenflotte 16 Panzer-Fregatten, 12 Panzer-Corvetten von insgesammt 17,200 Pferdekraft und mit 316 Geschützen; Küstenflotte 14 Thurmschiffe, 16 Panzer-Batterien und 6 Widderschiffe zu 9320 Pferdekraft und mit 268 Geschützen. Oesterreich. Schlachtenflotte 7 Panzer-Fregatten, 4 Casemattschiffe mit 8150 Pferdekraft und 182 Geschützen; eine Panzer-Küstenflotte nicht vorhanden. Italien. Schlachtenflotte 12 Panzer-Fregatten, 2 Panzer-Corvetten, 1 Widderschiff mit 9100 Pferdekraft und 168 Geschützen. Eine sehr bedeutende Panzer-Schlachtenflotte besitzt außerdem noch die Türkei, nämlich 15 große Panzer-Schlachtschiffe, darunter zwei mit neunzölligem Panzer, zu insgesammt 8530 Pferdekraft mit 116 Geschützen schwersten Kalibers. Spanien besitzt 7 Panzer-Fregatten von 5900 Pferdekraft mit 145 Geschützen, wie zum Küstenschutz 3 Thurmschiffe von 18 Pferdekraft und mit 9 Geschützen. Die Niederlande endlich verfügen nur über eine Panzer-Küstenflotte, von zusammen 22 Schiffen und Fahrzeugen mit insgesammt 8800 Pferdekraft und 114 Geschützen. (Köln. Ztg.)

Neisse, 4. Nov. Die „Neisser Zeitung“ enthält folgendes Inserat: „Ist das liberal? In der 3. Abtheilung des Zollbezirkes wählte der gewesene Herr Müllermeister Ratzki nicht nach der Ansicht seines Wirthes, sondern nach seiner Ueberzeugung conservativ. In Folge dessen kündigte ihm der Hauswirth im Wahllocal sofort die Wohnung! Ist das liberal ??? Fr. May, Seiler.“

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 133. Speyer, Dienstag, den 11. November 1873.

Frost in Blüthen.

Aus dem Leben von Werner Maria.

(Schluß.)

In der Dämmerung tauschte sie den Platz mit ihr, hoffend, er würde es nicht bemerken; aber er erkannte sie schon am Schritt — über sein Gesicht ging eine erdfahle Farbe. „Geh,“ sagte er, „was ängstigt Du mich? bin ich nicht elend genug? Willst Du mir noch Vorwürfe machen? Ich sterbe, es ist wahr, der Arzt hat es mir gesagt, ich soll meine Sachen in Ordnung bringen. Als ob ich das könnte! Ich hab' Dich nicht gerufen! Glaubst Du, daß ich Deinen Anblick jetzt besser ertragen kann, als Du den meinen damals?“

„Ich kam wegen Dorothee,“ sagte Sibylle — „sie vergeht.“ —

Er ließ sich sein Kind kommen, man mußte die Vorhänge zurückschlagen — lang sah er sie an, bis sich seine Augen mit schweren Tropfen füllten. „Sibylle, Du hast wieder Recht,“ sagte er, „ich tödte mein Kind. — Geh' schlafen,“ fuhr er, Dorothee streichelnd, „fort, ich kann ja auch allein sein.“

Von da ab litt er sie nicht mehr, aber auch Niemand anders, bis ihm wieder die Sinne vergingen. Nun nahm Sibylle den Platz an seinem Bett ein. — Der Arzt hatte gemeint, es könne noch bis zum nächsten Tage währen. Zu thun gab es nichts. — Eifersüchtig drängte Sibylle Alles hinaus — allein wollte sie mit ihm sein — allein, um die große Rechnung mit ihm zu machen vor dem Tode.

Da lag er, hülflos, wimmernd, wie ein Bild des Jammers. Gott hatte ihn vor ihr niedergeschlagen, wie man einen Feind sich zu Füßen stürzen sieht, getroffen im Gefecht. Was war's, das sie so anders mächtig bewegte, als sie ihm in das veränderte Antlitz sah, über das ab und zu die Schatten des Todes strichen. Thränen, von denen sie selbst nicht wußte, rannen über ihre Wangen — etwas wie heiße Liebesgluth strömte mit langentbehrter Wärme durch ihr Herz. Die Fenster waren weit geöffnet — draußen lag eine dunkle, duftige Sommernacht, auf deren schwarzem Grund sich hie und da ein funkelnder Stern zeigte. Tiefe Stille ringsumher — aber plötzlich erhob sich in den Büschen tönend die Stimme der Nachtigall, sie sang ihr ewiges Liebeslied. Andreas phantasirte. — „Laß mich,“ sagte er, „wißt Ihr, daß ich noch mehr Kinder habe, die verderben könnten — rührt mich nicht an, ich bin ein Mörder, fragt sie nur, sie wird es Euch sagen. —“ Und dann ging er zurück in die Brautzeit — lächelte, sagte: — „sie hat mir nie getraut, sie hatte am End' doch Recht.“ Dazwischen flehte er herzzerbrechend um ihre Verzeihung. „Mache mir keine Vorwürfe! wußt' ich, daß ich so bald sterben würde? Was hülf's, daß Du mir sagst, ich könne nichts mehr thun.“

„Schweig,“ bat er wieder, als hätte sie geredet, „laß mich nur in Ruhe sterben, es ist schon schwer genug. Du kannst mir nicht verzeihen — ich weiß es, ich frage auch nicht danach, es gibt Dinge, die verzeiht und vergißt man hier auf Erden nicht, man müßte sich denn das Herz aus der Brust reißen.“

So fuhr er fort und draußen schlug die Nachtigall. Sibylle hörte mit bebendem Herzen Beides. Für diese klägliche Gestalt tauchte ein Gefühl in ihr auf, zärtlich, heiß wie das, das sie damals als Braut in seine Arme drängte. — „Andreas,“ rief sie ein über das andere Mal leise, wenn sie ihm den Todesschweiß von der Stirn wischte! „Andreas! ich liebe Dich!“ — aber er verstand sie nicht. Ein Jammer ergriff sie um ihn, der Alles verlöschte, was er gethan hatte, eine Klarheit kam über sie, die ihr das Räthsel löste, wie einer hier mit dem andern leben soll. Mitleid, göttlicher Liebe ähnlich, erfüllte ihre Seele. Sie sollte aufstehen, ihn anklagen! Sie sollte diesem gequälten Herzen noch einen Stoß geben!

Dicht drängte sie sich an ihn — ihn liebkosend — die Angsttropfen standen auf seiner Stirn — als ob er sie erkenne, ging ein Ausdruck des Schreckens über sein Gesicht. Wenn er von ihr ginge, ohne sie zu verstehen, wenn sie ihm nicht mehr sagen dürfte, wovon sie erfüllt war, wenn sie ihn von nun an immer im Geist müsse sterben sehen, ohne ihm Trost zu geben? Sie fühlte, daß der Haß, die Vergeltung schrecklich sind in unserer Hand, immer wenden sie sich zurück und die Ungerechtigkeit steht neben ihnen. Wie eine Krankheit waren die bösen Gefühle von ihr abgefallen; wenn er sie nicht hörte, würden sie wiederkehren in schlimmerer Gestalt.

Immer wieder rief sie in der Angst ihrer Seele — „Andreas, ich will wieder an meine Stelle treten, wo ich

hingehöre, dicht an Deinem Herzen, nicht als Deine Anklägerin. Wie hätte der Himmel mich dazu bestellt, als Deine Gehülfin, die mit Dir trägt. Ich dachte, ich thäte den Kindern Abbruch dabei, aber im Gegentheil, erst heut' hab' ich mein Herz für sie wieder. Wir haben, Gott sei Dank, nicht die Rechnung zu machen, wir haben durch Alles hindurch bei einander zu bleiben. Höre mich! sieh' mich an. — Verzeihe! Du hast Recht, es gibt Dinge, die kann man nicht verzeihen — braucht es auch nicht, man überläßt es Einem, der's kann."

Er kam zu sich, während sie sprach, ob er Alles verstand, wer sagt's, wer weiß, wie nah' oder wie fern uns der Sterbende ist; aber er sah sie an, ließ sie gewähren und suchte die Hand zu küssen, die ihm wohl that. „Im Elend!" flüsterte er, „ich laß Euch im Elend!"

„Nein," rief sie, „so elend wie ich war, kann ich nie wieder werden, so wie ich Dich verloren hatte, kann ich Dich selbst durch den Tod nicht verlieren. Nichts trennt uns mehr, Andreas."

Er legte den Kopf beruhigt an ihre Brust. — „O, meine armen Kinder!" seufzte er, „ich kann nichts mehr für sie thun — Du Alles allein."

„Nicht ich," antwortete sie, „Du in mir — wir beide; ohne den heutigen Tag hätt' ich es nicht gekonnt — Dein schweres Leiden hat es errungen."

Er sprach nicht mehr, der Kampf begann, der aller irdischen Sorge entrückt. Sie stand ihm bei durch die ganze Nacht. Gegen Morgen wurde er ruhiger, früh ließ sie die Kinder herein und die Leute, die ihn liebten — er sah sich nach Jedem um, selbst das Kleine hob Sibylle an seine Lippen, da zog er mit letzter Kraft die Mutter zu sich nieder und küßte sie — damit schied er.

Sie legte ihn zur Ruh' oben unter den Linden neben den Jonathan. An einem fruchtbaren Sommermorgen legten sie ihn in die Erde. Die Saaten, die er gesäet, warteten noch der Ernte, jubilirend stiegen aus ihnen die Lerchen gen Himmel, da war er schon gefallen in der großen Ernte, bei der Keiner weiß, wann er dazu reif ist. Sibylle versuchte die Pacht zu halten. — Gute Jahre, brave Leute halfen ihr. „Es ist, als ob der gnädige Herr dabei wäre," sagten sie. „So ist es auch," pflegte sie zu antworten, „sonst brächt' ich's nicht fertig."

Als die Kinder alle groß waren, stand die Familie in vollem Glück. — Wohlhabend, gut angesehen; es gab ernste und fröhliche junge Frauen im Haus, die Dorothee oft zuredeten wie der Vater. Florian war todt; aber sie hörte nicht darauf, immer hatte sie das Kleinste im Arm und da es ihr nicht daran fehlte, sah man sie nie anders als fröhlichen Muths. Heut empfing David das Gut aus den Händen der Mutter. „Nicht als ob Du jetzt hier den Herrn spielen solltest, sondern weil ich Dich werth halte, es Dir als Last aufzulegen. die Du für die Andern trägst, weil Du stärker, kräftiger, weil Du geschickt dazu bist."

So lang Sibylle lebte, selbst als uraltes Mütterchen, stieg sie täglich hinauf zu den Linden. Man sah dort weit in das Thal, fruchtbar dehnte sich das Land aus — unten spielten und jauchzten die Kinder. Sie aber hielt ein Zwiegespräch mit Dem da droben, ging die Zeit zurück, Andreas entschuldigend, die Stunden verlöschend, wo ihre Seelen geschieden waren. Wie anders urtheilt man, wenn man das Ende weiß. Blind gehen wir dahin und es kann uns das Leben oft mehr scheiden als der Tod.

---

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

Walter Scott's „Fräulein vom See" ist in England und Schottland sehr beliebt; es ist reich an fesselnden Scenen und ansprechenden Schilderungen; die von ihm besungenen Gegenden haben ihm einen großen Theil ihrer Berühmtheit zu verdanken. Das Gedicht läßt auch die schottischen Tugenden, Gehorsam, Treue, Tapferkeit, Ehrlichkeit und Gastfreundschaft, im hellsten Lichte erstrahlen.

Unter fortwährendem Nebel fuhren wir von Callander in das Hochland hinein. Unser Reisegefährte war höflich und zuvorkommend, und wir unterhielten uns, so gut es die Umstände erlaubten. Bald kam der Ben Ledi, dann der Ben Venue zum Vorschein und am Rande des Loch Venachar hin gelangten wir zum Loch Achrai und an das castellartige Trossächs-Hotel, das mitten in romantischer Waldeinsamkeit steht. Auch es ist mit großem Comfort ausgestattet und läßt sich schweizerische Preise bezahlen. Hier beginnt der Trossächs genannte Engpaß, eine der berühmtesten Oertlichkeiten des Hochlandes, aber nicht entfernt zu vergleichen mit dem Höllenthale des Schwarzwaldes, oder mit jeder beliebigen Klamm der bayerischen Alpen. Am entgegengesetzten Ausgange der Schlucht liegt der Catharinensee, Loch Katrine. Er wird im Sommer täglich von einem Dampfschiff befahren, und als wir hinkamen, harrten am Ufer schon Schicksalsgenossen in Menge der Abfahrt des Schiffes. Sie alle wollten trotz des Wetters eine Hochlandstour machen.

Der Loch Katrine mit seiner wilden und waldigen Umgebung muß bei schöner Beleuchtung einen zauberischen Reiz auf den Besucher ausüben, jetzt aber hingen die Nebel trüb und schwer über dem Wasser und während der Fahrt mit dem Dampfschiff strömte der Regen eine Zeit lang so stark nieder, daß sich alles in die Cajüte flüchten mußte. Ganz eigenthümlich und auf dem Continent vielleicht nur noch am Mummelsee im Schwarzwalde vorkommend ist die tief dunkle Färbung des Wassers dieser Hochlandseen. Daher ist auch die Spiegelung ganz auffallend scharf, so daß man unwillkürlich alle am Ufer befindlichen Gegenstände doppelt zu sehen glaubt, aufrecht und verkehrt. Einige Inseln liegen im See, darunter, ganz getrennt von den übrigen, die Ellens-Insel; sie ist ein kleines, ganz dicht mit Tannen

bewachsenes Eiland, und würde unbeachtet bleiben, wenn nicht Walter Scott dort die schöne Ellen mit ihren Eltern unter dem Schutz des wilden Häuptlings Roderick Dhu vom Alpin-Clan hätte wohnen lassen.

Nach etwa einstündiger Fahrt landeten wir zu Stronachlacher, einem einsam stehenden Hause am westlichen Ufer des Katharinensees. Dort standen Wagen und Omnibus bereit, um die Fremden nach Inversnaid am Loch Lomond zu bringen. Wir aber zogen es vor, da das Wetter sich etwas aufgeheitert hatte, den anderthalbstündigen Weg zu Fuße zurückzulegen, um die Eindrücke der Hochlandsgegend besser auffassen zu können. An einem kleinen Bergsee, dem Loch Arklet, vorüber führt die gut unterhaltene Straße durch ein ziemlich sumpfiges Thal, das zum Schluß einige wildromantische Anblicke bietet. Endlich erreichten wir einen kleinen Wasserfall, aus dem hier großes Wesen gemacht wird, und der berühmte Loch Lomond lag vor uns. An dem einsam stehenden Hotel Inversnaid betraten wir sein Ufer und das zur Abfahrt bereit liegende Dampfschiff.

Der Loch Lomond ist unstreitig der schönste der schottischen Hochlandseen. Er vermittelt den Uebergang aus dem Hochland in das Niederland, Lowland oder Südland, wie die Schotten auch sagen. Am Nordende engen hohe und steile Berge den See ein und geben dem schmalen Gewässer einen wildromantischen Reiz. Oestlich erhebt sich der Ben Lomond zu einer Höhe von 3200'; er soll sehr leicht zugänglich sein, theilt aber das allgemeine Schicksal schottischer Berge, daß selbst im Hochsommer die Nebel sich an ihm einnisten und die sonst gewiß herrliche Aussicht trüben und verdecken. Auf der Fahrt gegen das Südende wird der See allmälig breiter, aber eine Menge Inseln verengern die Durchfahrt, so daß man oft auf einem Fluß zu sein glaubt. Die Inseln spiegeln sich mit seltener Schärfe im Wasserspiegel, der auch hier tief dunkel erscheint. Die Fahrt bietet eine fortwährende ununterbrochene Reihenfolge hübscher Landschaften, von den wildschönen Gestaden des Nordens allmälig zu den niedrigen und flachen Küsten des südlichen Ufers übergehend; die Berge weichen stets mehr zurück, und statt der Felsen und dunkeln Waldungen erscheinen grüne Matten und kleines Gehölz am Ufer. Bei Sonnenbeleuchtung ist der Anblick des Sees und die Fahrt auf demselben wundervoll und gewährt eine ununterbrochene Fülle reizender Bilder; heute aber herrschte, wenn es auch ziemlich klar wurde, doch ein kalter Wind und die Sonne wollte durchaus nicht ihre Rechte auf die Jahreszeit geltend machen. Die Gesellschaft fror tüchtig, ging aber nach Einnahme eines tüchtigen Lunch (ein zweites Frühstück) wieder auf das Verdeck, um nichts von den herrlichen Landschaften zu verlieren, die sich rings um uns entfalteten.

Gegen das Ende der Fahrt kamen einige hübsche Edelsitze, in verlockenden Jagdgründen gelegen, zum Vorschein und endlich landeten wir an dem weit in den seichten See hineingebauten Pier, der Landungsbrücke des Städtchens Balloch. Dort wartete der Eisenbahnzug, um uns durch eine schöne, von Flüssen und Canälen durchschnittene, von betriebsamen Städtchen und zahllosen Fabricken belebte Gegend, nach Glasgow zu führen. Jemehr wir uns diesem Mittelpunkte der schottischen Fabrikthätigkeit näherten, desto zahlreicher wurden die Kamine und häuften sich städtegleich an. Endlich gings durch einen langen Tunnel, der nur einigemale durch kurze, tiefe Einschnitte, Lichtöffnungen gleich, unterbrochen war und auf einer stark geneigten Ebene fuhr der Zug hinab in die gewaltige Stadt.

In Glasgow empfing uns diesmal nicht der Rauch und die trübe Atmosphäre, welche sonst über den Fabrickstädten Englands liegt. Es war Samstag Abend, die Fabriken hatten sich geöffnet und ihre Arbeiter-Bataillone ausgespieen, die Feuer waren gelöscht, die Maschienen zur Ruhe gestellt, und große Menschenmengen belebten die Stadt. Unser Gasthaus war ein sogenanntes Temperenz-Hotel, denn man findet nur wenig andere hier. In ihnen werden keine geistigen Getränke verabreicht, doch hatten wir bald Gelegenheit zu sehen, daß auch hier Ausnahmen zulässig sind. Nur ein einziges Mädchen führte das Hauswesen, da der Besitzer mit seiner Familie verreist war. Tisch und Betten waren gut. Wir bestellten unser Abendessen und verlangten Bier statt des Thee. Obwohl wir selbst nicht an die Bewilligung unserer Forderung glaubten, ließen wir uns durch das bedeutungsvolle „Temperenz Hotel, Sir" der Aufwärterin doch nicht irre machen, sondern lachten herzlich; endlich erklärte sie sich ebenfalls lachend bereit, uns Bier zu holen, so daß der Temperenzbann rasch durchbrochen war.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Carlistischen Hauptquartier

schreibt ein Herr von Wedell, ehemaliger preußischer Officier, der bei der Armee des Don Carlos dient:

Estella, 23. Oct. Der General Lizarraga hat gemeldet, daß ein Schiff mit 4000 Berdan-Gewehren, einer Million Patronen, einer Kanone und vielem anderen Kriegsmaterial bei Ondarroa unter den wunderbarsten Verhältnissen gelandet sei. Das Schiff, die „Ville de Bayonne", dem König gehörend, war mit obengenanntem Material aus Antwerpen für uns unterwegs. Es sollte in dem von den Carlisten besetzten Hafen von Ondarroa einlaufen. In der Höhe von Bayonne aber platzte der Dampfkessel. Die gesammte Mannschaft, die gefährliche Ladung wohl kennend, verließ aus Furcht Hals über Kopf das brennende Schiff, rettete sich nach Biarritz und verbreitete dort die Nachricht, die „Ville de Bayonne" sei aufgeflogen. Hieher gelangte jene betrübende Kunde durch den belgischen Grafen Alcantara, der in der Armee des Königs dient und krankheitshalber einige Zeit abwesend war. Unterdessen treibt der Wind und die Strömung das herrenlose Wrack durch die feindlichen Blokadeschiffe hindurch, an den von den Republicanern besetzten Häfen vorbei, seinem ursprünglichen Bestimmungsorte zu. Das Feuer ist erloschen, die Ladung unbeschädigt. So wird es von der Strandwache in Ondarroa bemerkt und geborgen. Zum Dank für diese „wunderbare" Hülfe war heute feierlicher Gottesdienst, dem der König in Person beiwohnte. Eine zweite erfreuliche Nachricht ist aus dem Süden eingelaufen; carlistische Abtheilungen

haben sich der Stadt Cuenca, ungefähr 150 Kilometer von Madrid, bemächtigt und dort 20,000 Duros aufgetrieben. Nicht viel, aber dem herrschenden Mangel immerhin etwas. Hätte der König Geld, er hätte Spanien. An Leuten fehlt es nicht, nur an Waffen. Für 100,000 Gewehre hätte man in wenigen Wochen eben so viele Träger. Allerdings wären dies immer nur bewaffnete Menschen, nicht Soldaten, aber vorläufig haben wir auch keinen wirklichen Soldaten gegen uns. Hätten wir am Tage von Maneru, hätten wir heute Cavallerie und Munition, der Krieg wäre entschieden, der König in Madrid. Man will organisiren, man will kaufen, man will Alles, aber — morgen. Man verliert das Kostbarste — Zeit"!

Estella, 25. Oct. Der König ist krank und Don Alfonso, sein Bruder, aus Catalonien angekommen — das sind die Neuigkeiten, die heute alle Gemüther beherrschen. Der Leibarzt Sr. Majestät verkündete Jedem mit der Miene eines Menschen, der gehenkt werden soll: der König ist krank. Doch gegen Mittag heiterten sich die Gesichter wieder etwas auf: erstens war der König nicht sehr krank, nur etwas unwohl, und zweitens erwartete man den Infanten Don Alfonso mit seiner Gemahlin Donna Maria das Neves, Tochter Dom Miguel's, des verstorbenen Königs von Portugal. General Dorregaray verließ mit seinem Stabe und den Adjutanten des Königs gegen 1 Uhr die Stadt, um an Stelle Sr. Majestät Ihre königlichen Hoheiten einzuholen, die nach 3 Uhr in Abarzuza eintrafen. Dort wurde ein kurzer Halt gemacht, um bei dem General Valdespina, der mit zwei Bataillonen in jenem Orte steht, zu frühstücken, und sodann der Weg zur Stadt fortgesetzt. Hier standen am Thore die Truppen in Parade-Aufstellung. Der Infant wurde mit donnernden Vivas begrüßt und war kaum im Stande, die Straßen zu passiren. Jung und Alt war auf den Beinen, um den Prinzen und die Prinzessin zu sehen. Der Jubel war ohne Ende, zumal der letzteren wurden unaufhörliche Ovationen gebracht; aber es war auch ein eigenthümlich fesselnder Anblick: mitten unter diesen oft wild genug aussehenden Massen, umgeben von gebräunten bärtigen Gesichtern, das jugendliche Antlitz der Prinzessin, wie sie, hoch zu Roß, nach allen Seiten grüßend und dankend, die Straßen der alten Carlistenstadt entlang ritt. Jeder kannte Donna Blanca, ohne sie je gesehen zu haben, Jeder hatte von ihr gehört, wie sie Monate lang Mühen und Gefahren mit den Soldaten getheilt, wie sie diese im Kampf angefeuert, dann die Verwundeten gepflegt, wie sie in trüben Stunden stets ihren frohen Gleichmuth behalten, wie sie die Männer, alte Soldaten durch ihr Beispiel beschämt, mitten im rauhen Krieg ein Engel des Friedens. Das ist die Art und Weise, wie man hier von der Prinzessin spricht. Seit dem Januar dieses Jahres hat sie den ganzen Aufstand in Catalonien mitgemacht, in vielen Gefechten hat sie an der Seite ihres Mannes sich muthig den feindlichen Geschossen ausgesetzt und durch ihr Beispiel die Soldaten zu mancher schönen Waffenthat fortgerissen. In der schlimmen Periode der Monate April-Mai, wo der ganze Aufstand in den östlichen Provinzen noch am Scheitern war, ist hauptsächlich sie es gewesen, die dem Infanten mit Rath und That stets treu zur Seite gestanden. Es war eine böse Zeit. Auf allen Seiten umgeben von den republicanischen Truppen, nur von wenigen treuen Anhängern, unter ihnen der General Tristany, begleitet, war das prinzliche Paar genöthigt, Nachts von Hütte zu Hütte zu fliehen und sich des Tages versteckt zu halten. Sicherer Tod war die Folge des Entdecktwerdens. Erst nach der Schlacht bei Alpens am 9. Juli, in der Don Alfonso in Person commandirte, änderte sich die Lage zu Gunsten der Carlisten. Die republicanische Abtheilung wurde gänzlich vernichtet, ihr Führer Cabrinetty fiel und 500 Gefangene blieben in Händen der königlichen Truppen. Diese war man später genöthigt zu erschießen oder frei zu geben; der Prinz entschied sich für Letzteres. Das Glück der Tage von Igualada und Gironella befestigte von Neuem die carlistische Macht, und noch vor Kurzem, als Don Alfonso bereits Catalonien verlassen, hat General Tristany einen neuen, entscheidenden Sieg erfochten.

Der Infant trug bei seiner Ankunft die einfache Cavallerie-Uniform mit der weißen Boina; er sieht seinem Bruder, dem König, sehr ähnlich, nur ist er nicht so groß wie dieser. Donna Blanca ist eine kleine, zierliche Gestalt mit hübschen, fast kindlichen Zügen, und doch liegt in ihrem jugendlichen Gesichte viel Klugheit und Entschlossenheit. Sie trug ein dunkelblaues Reitkleid, einen eben solchen pelzverbrämten Husarenspencer und gleichfalls die weiße baskische Mütze mit goldener Quaste auf dem blonden Haar, gehalten durch eine lange, zur linke Seite herabhangende Fangschnur. In Catalonien geht die Prinzessin stets bewaffnet, hier trug sie nur eine leichte Reitpeitsche in der Hand. Das Pferd, welches sie ritt, ist den Feinden abgenommen, ein nicht sehr großer, auffallend schöner, dunkelbrauner Engländer. Donna Blanca selbst ist eine ausgezeichnete Reiterin. Vor dem Hause des Königs fand der eigentliche Empfang Statt, dort erwarteten die Generale mit ihren Stäben die Ankunft der erlauchten Gäste. Der geräumige Platz stand Kopf an Kopf gedrängt voll Menschen. Leider war Se. Majestät durch sein Unwohlsein verhindert, in Person zu erscheinen. Die Honneurs an seiner Statt machte der General-Adjutant Herzog von Laroca. Er half der Prinzessin vom Pferde, begrüßte den Infanten, beide dankten noch einmal der jubelnden Menge, um dann im Hause des Königs zu verschwinden.

Miscellen.

Aus Linderhöhe b. Köln, 5. Nov., schreibt Dr. Kalender: „Gegen die Wurzel-Reblaus, die leider in Frankreichs Weinbergen eine immer größer werdende Ausdehnung gewinnt, scheint man endlich ein wirksames Mittel gefunden zu haben. In dem Journal d'Agriculture pratique berichtet der Vice-Präsident des landwirthschaftlichen Vereins für das Herault-Departement, Herr Gustave Bazille, über ein Verfahren, welches von den vorzüglichsten Resultaten gekrönt wurde. Es besteht darin, um die kranke Pflanze drei Löcher in die Erde zu bohren, welche tiefer sein müssen als der Wurzelgrund. In diese Löcher bringt man etwa 50 Gramm Schwefelkohlenstoff, der als flüchtige Substanz in gasförmigem Zustande die Wurzeln umspült und so die Rebläuse tödtet. Bis jetzt hat man noch keinen schädlichen Einfluß des Schwefelkohlenstoffs auf die Pflanze wahrnehmen können. Indessen ist die Angabe Bazille's, daß der Schwefelkohlenstoff in flüssigem Zustande an die Wurzel gebracht, nicht aber in gasförmigem Zustande, die Pflanze tödte, mit großer Vorsicht aufzunehmen. Augenblicklich ist man bemüht, entweder ein billigeres Herstellungsverfahren des Schwefelkohlenstoffs oder überhaupt ein billigeres Vertilgungsmittel der Phylloxera aufzufinden."

Saarlouis, 7. Nov. In Fraulautern (vor den Thoren von Saarlouis) befindet sich eine bedeutende Blechwaarenfabrik. Der Director scheint bei den Wahlen auf die Arbeiten einen Druck ausgeübt zu haben. Nachdem sie „katholisch" gewählt hatten, kündigten sie. Die Fabrik konnte die Arbeiter nicht entbehren; der Director bat, man möge bleiben. Die Arbeiter verlangten vorerst Abbitte und Genugthuung dafür, daß man ihnen die Freiheit der Wahl hatte beschränken wollen. (K. V.-Z.)

Der Kapitän des Dampfers „Murillo", welcher bekanntlich angeklagt war, den Untergang des „Northfleet" verschuldet zu haben, ist von dem Admiralitätsgerichtshofe in London zur Zahlung von 24,000 Pfd. St. verurtheilt worden. Der Richter fügte zu dem Urtheil noch folgende mit Beifall aufgenommene Bemerkung hinzu: „Ich finde es schwierig, in hinreichend starken Worten den Unwillen auszudrücken welchen die Brutalität und Gemeinheit derjenigen, die den Murillo befehligten, in dem Herzen jedes der Gefühle der Menschlichkeit nicht ganz baren Mannes erregen müssen. Dieser Vorfall in der That repräsentirt alle Grausamkeit ohne den Muth eines Piraten."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 134. Speyer, Donnerstag, den 13. November 1873.

Die Bienenkönigin. *)

Erzählung aus dem Emsland von E. von Dincklage.

Obwohl es noch Herbst war, blies ein so schneidender Nordostwind über die weite Haide- und Sandfläche, daß die Schulkinder auf dem Wege zur Stadt feuerrothe Nasen, blaue Wangen und thränende Augen bekamen und zusammengeduckt, wie die Vögelchen in's eigene Gefieder und in die eigene Lebenswärme, mit ihren Holzschuhen über die Steinstraße dahin klapperten, dem alten, niedern Thor zu, welchem bereits vom Magistrat mehrfach in bedenklicher Weise die Nothwendigkeit zu gemeiner Stadt Wohl abgesprochen war, wasmaßen es so finster und nachdenklich dreinschauen mochte. Mit den Kindern kam der Wind zugleich in's Thor, zauste die Mädchen, riß den Jungen die Mützen vom Kopf und pfiff und lachte dazu. Als die Kinder in der Schule waren, wurden die Straßen fast ganz leer, so daß der Luftzug Stallthüren und Bodenluken aufriß, als wollte er, ein rechter Raufbold, drinnen Händel anzetteln. Auf einmal kommen zwei schwarze, wunderliche Gestalten daher, so wunderlich, daß der Nordost aufwiehert, wie ein junges Weidefohlen und sie auch, eins — zwei — drei, am Kragen hat. Die Schwarzen waren große Brummfliegen in Menschengestalt und surrten auch richtig — jede an einer Seite der Gasse — in alle Häuser hinein. Sie trugen fadenscheinige, schwarze Fräcke, auf dem Rücken ein kleines, schmales Mäntelchen, wie eine Frauenschürze; dieser Schemen eines spanischen Mantels mochte ehemals schwarz gewesen sein, indeß der welke, dünne Stoff jetzt in ein mildes Olivengrün übergegangen war. Von den schwachbehaarten Cylinder wehte ein langer Flor, wozu sie in den weißen Baumwollenhandschuhen sehr gestärkte und lebhaft gebläute Taschentücher trugen, der Art, daß alle vier Zipfel herabhingen. Wenn sie von Zeit zu Zeit die Pantomime des Thränenabwischens machten, so rasselten die Tücher wie Papier. Die Schwarzen schnurrten über jeder Schwelle denselben Refrain: „Die wohlehrsame Frau Burgemeisterin Wittfeld, geborene van Steen, des wohlehrsamen Herrn Burgemeisters hiesiger Stadt, Wittfeld seliger, betrübte Wittfrau, läßt hierdurch ansagen, daß ihr Sohn, der weiland Architekt Heinrich Caspar Amandus Wittfeld van Steen, gestern Abend zehn Uhr, im siebenundvierzigsten Jahre seines Alters, in dem Herrn entschlafen ist. Das Begräbniß findet Montag um zehn Uhr statt!"

Weiter summte die bis in's innerste Gebein fröstelnde Fliege und weiter pfiff der Wind, um sich in dem großen Steinhause der Familie Wittfeld selbst einmal anzuschauen, weshalb die Pfahlbürger sothane Trauerkunde so ungemein gelassen aufnahmen? — Der verstorbene Architekt hatte durch zwanzig Jahre alle Kirchen und Amtsgebäude, so wie die besseren Privathäuser und eine Brücke über die Ems erbaut, und zwar in anerkannt solider Weise — man hätte ihm dankbar sein sollen, aber er war ein abgeschlossener, stiller und ungeselliger Mann, der nicht Weib, nicht Kind hatte und sich nie um Dinge kümmerte, welche nicht seines Amtes waren — wie konnte man lebhafte Theilnahme für einen Verstorbenen fühlen, der Zeitlebens als ein Fremdling innerhalb des Weichbildes seiner Vaterstadt verkehrte, seit er dereinst von einem längern Aufenthalt in Italien heim kam? Aber man wußte, das war der Hochmuth, der leidige Burgemeisterhochmuth, welcher in der ganzen Sippschaft steckte, am meisten in der alten Frau, wie viel sie für Kirchen, Klöster und für die Armuth thun mochte! Der verstorbene Architekt lag jetzt still auf seinem Todtenbett ausgestreckt, sein riesiger Körper schien, unberührt von der letzten Krankheit, gleichsam freiwillig und wunschlos das irdische Dasein aufgegeben zu haben. Die Züge des Todten waren durchaus nicht regelrecht, sie sprachen mehr Kraft als Energie aus, ja die breite, gewölbte Stirn, auf welche braunes, weiches Haar fiel, hätte die eines Dichters sein können. Der Mann sah mehr eingeschlafen, als gestorben aus, eine gefällte Eiche mit grüner Krone dahingesunken. Das Zimmer war einsam, nur flammten zwei große, gelbe Wachskerzen, zwischen denen ein Crucifix stand, im Luftzug. Des heimgegangenen Amandus Wittfeld Bauwerke hatten eine gewisse Aehnlichkeit mit ihrem todten Erbauer; sie schienen eher ein Trotz der Zeit und der Elemente, als der Hort frohen Lebens zu sein, ihre Solidität machte sie schwerfällig, als hätten sie eigentlich viel größer werden sollen wie ihre Ausführung.

*) Aus dem „Salon."

Dieser letzte Umstand fühlte sich schon ein wenig bei den Kirchen, unabweisbar aber bei den Wohngebäuden heraus, die noch dazu stets eine gewisse phantastische und unerwartete Verzierung, einen in die antike Zeit zurückschauenden Porticus, eine Säulenhalle im südlichen Geschmack oder irgend ein phantastisches, landesfremdes Beiwerk zeigten. Das steinerne Haus der Wittfeld verleugnete seinen Erbauer und Besitzer nicht. Ueber der aufgestuften Eingangsthüre sprang ein halbrunder Balcon vor, der auf fünf dorischen Säulen eine mit Metallplatten bedeckte Kuppel trug. Der Volkswitz nannte diese Zierrath „den Bienenkorb" und die im Hause kräftig herrschende ehrsame Wittib „die Bienenkönigin." Indeß war der „Schwarm" oder das „Jung-Imm" der Frau Burgemeisterin gar bedeutend gelichtet und der Tod hatte eine reiche Ernte zwischen ihren zehn Kindern gehalten, so daß die Matrone im weißen Haar ihre Hausgenossenschaft bis auf wenig Köpfe gelichtet sah. Die Burgemeisterin war selbst die letzte Trägerin des Namens van Steen, welcher durch mehrere Generationen gleichfalls die Burgemeisterwürde inne hatte. Mit ihrem bedeutenden Vermögen wollte sie den erlöschenden Namen auf den ältesten ihrer Söhne vererben, aber sobald dieser Aelteste sich einige Jahre Wittfeld van Steen genannt hatte, so starb er dahin, und heute lag der letzte Träger des Doppelnamens auf der Bahre. Auch der Name Wittfeld schien im Aussterben begriffen, zwar lebte noch ein alter Stiefsohn der Wittwe, aber seine Gemüthsart, Gewohnheit und Alter ließen keine Aussicht zu einem Ehebund aufkommen. Was die Töchter der Bienenkönigin anlangt, so waren der eignen Mutter die Mädchen von Klein auf mehr Last als Freude, die Wittwe hatte keine Achtung vor den Frauen. Hinter zwei Töchtern hatte sich die Pforte des Klosters geschlossen, die Dritte war entführt und von der Mutter verstoßen worden. Nach ihrem Tode nahm sich indeß die Mutter eines hinterlassenen und armen Töchterchens der mißrathenen Verlorenen an, das denn im Steinhause erwuchs.

Die vierte Tochter, die alte, magere, zaghafte Lisette, huschte in dunklen, unmodischen Kleidern um die Mama herum, sie war so dürr, so leise und und ängstlich, als hätte sie sich ernstlich vorgenommen, eines guten Tags in Nichts zu zerfließen. Es war, als ob die corpulente Wittwe mit der lauten Befehlshaberstimme alle Lebenslust für sich allein einathmete und so viel Energie vergeudet hätte, daß für ihre Nachkommen nichts übrig blieb. Sie häufte Zins auf Zins — für wen? Ach, jetzt allein für die arme, verschüchterte Lisette, denn die Bienenkönigin hatte es geschworen, ihre entflohene Tochter erhielte keinen rothen Heller und bliebe enterbt von Kind auf Kindeskind! Der jungen Enkelin ward das oft genug wiederholt und sie konnte zufrieden sein, daß vor Kurzem die Großmutter den Colonialwaarenhändler August Krei, der den Wittfeld ein Capital schuldete, bewogen hatte, seine Hand der jungen Agnes anzubieten. Seit ihrer Verlobung wurde Agnes doppelt in's Joch der Unterwürfigkeit und Arbeit gespannt, denn die Braut eines Krei konnte wahrhaftig keine Ansprüche machen. Gestern war der Stolz der Wittwe — ihr stets gehorsamer Amandus — gestorben! Niemand wußte, wohin denn nun all' seine Ersparnisse, die nicht unbedeutenden Capitalien des sehr ökonomischen Architekten fließen würden; selbst die Leichenbitter, welche endlich in eine Schenkstube geschnurrt waren und sich Eierbier geben ließen, wußten darüber nichts irgend Glaubwürdiges. — Des Verstorbenen Nachlaß war so viel wichtiger als er selbst, daß seine Leiche wie in Grabesruhe da lag, wo er gestern noch athmete; nur der Wind bewegte dann und wann wie liebkosend sein braunes Haar, und es flüsterte zwischen den Papieren des Schreibtisches so wunderlich, als ob sie eine Geschichte erzählen wollten.

Die verwittwete Frau Burgermeisterin hatte gegen acht Uhr in der Frühe das Haus verlassen, um majestätisch wie immer zur Kirche zu gehen. Sie trug ihren altmodischen, schwarzen Atlaspelz und hinter ihr drein schritt ihre alte Magd Mieke, deren große Vogelnase sich zwischen zwei rothgeweinten Augen emporhob, und trug die Feuerkiele der Wohlehrsamen mit dem blitzenden gelben Messingbeschlag. Kaum war die Burgermeisterin mit ihrem weiblichen Adjutanten und Oberspion wie ein Ereigniß dahin gegangen, als gebeugt und vorsichtig Lisette, ihre Tochter, das Haus verließ, in ein leichtes, schwarzes Wolltuch gehüllt, die Straße hinabeilte und endlich in das kleine, alterthümliche Haus einer Hinterstraße verschwand. Wäre sie weniger fromm und weniger alt gewesen, man hätte auf ein Rendezvous schließen müssen, so furchtsam wie sie dahin trippelte. Die Furchtsamkeit hat stets etwas Kindisches an sich und bei Lisette war die Scheu vor ihrer Mutter und ihr reines selbstloses Herz das Einzige, was ihr je von ihrer Jugend zum Bewußtsein gekommen war. Ein Rendezvous war's doch, wenn auch nur mit ihrem sechzigjährigen Stiefbruder, der in's Gesicht „Herr Doctor", hinter dem Rücken aber der „Philosoph" genannt wurde und welcher, wie Diogenes in seiner Tonne, in seinem alten, schimmeligen Häuschen dahin lebte.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

Glasgow, das eine halbe Million Einwohner zählt, besitzt wenig eigentliche Sehenswürdigkeiten. Die Schiffe im Clyde und den dazu gehörigen Bassins wären in erster Linie zu erwähnen für Den, der solches noch nicht gesehen hat. Der Clyde ist für Seeschiffe von nicht zu großem Tiefgange bis hierher, 20 Meilen oberhalb seiner Mündung, zugänglich und wird durch Baggermaschinen fortwährend offen gehalten. Ohne diesen Fleiß wäre Glasgow nimmer die bedeutende Handels- und Fabrikstadt geworden, die

es gegenwärtig ist; 700 Schiffe haben hier ihr Heimath und hochberühmte Werften befinden sich in Glasgow. Die chemischen Werke sind sehr bedeutend und eines derselben, die St. Rollax Chemical Works, hat einen 435 engl. Fuß = 132,2 Meter hohen Camin. Doch erscheint jener Coloß in der Nähe gesehen nicht einmal so besonders hoch, wenn auch der gewaltige Unterbau imponirt, denn nicht weit von ihm befinden sich noch einige andere von ähnlichen Dimensionen, darunter auch wohl der größte Camin der Welt, der sich bis zu einer Höhe von 468′ = 142,2 Meter erhebt, während die beiden östlichen Thürme des Speyerer Domes nur eine Höhe von 72,65 Meter haben. Die gewaltige Höhe jenes Camines wird erst bemerklich, wenn man ihn mit dem Thurm der in der Nähe befindlichen Kathedrale vergleicht, der 225′ hoch ist, aber in dieser Nachbarschaft ganz unbedeutend erscheint.

Von öffentlichen Gebäuden ist die von G. G. Scott, dem berümtesten lebenden Gothiker Englands, erbaute Universität zu nennen, sowie die Kathedrale. Die Letztere liegt im ältesten Theile der Stadt; sie ist ein schwerfälliger, gedrückter Bau, bestehend aus einem 1133 erbauten Langhause mit verschiedenen Querbauten, darunter auch eine Krypta. Der Thurm, dem die benachbarten hohen Camine fast alle Wirkung rauben, bildet, wie fast alle gothischen Thürme Englands, eine sechseckige undurchbrochene Pyramide; dadurch wird aber der Abschluß des Baues, in welchem die Kraft und Anmuth des Kunstwerkes, sowie seine ganze Idee noch einmal vor dem Ausklingen zusammengefaßt werden sollten, starr und leblos. Der Unterschied zwischen diesen gothischen Thürmen in England und der wirklichen Gothik auf dem Continent, besonders in Nordfrankreich, möchte — so sehr auch der Vergleich hinkt — noch am ehesten mit dem zwischen einer ägyptischen Pyramide und einem griechischen Tempel zu vergleichen sein. Ist der erstere Bau roh und starr, leblos und fast den unorganischen Formen angehörend, so ist der griechische Tempel die höchste Vollendung der Idee des maßvollen Schönen in der Architektur. Die englische Architektur liebt aber das Starre und Schematische. Habe ich doch in London sogar eine Kirche gesehen, deren Thurm in geringer Höhe in einen ganz nach ägyptischer Weise gebildeten Obelisk auslief.

Hinter der Kathedrale erhebt sich, von ihr durch ein tiefes aber überbrücktes Thal getrennt, der Kirchhof, die Nekropolis. Eine ungeheure Todtenstadt, zieht sie sich weit am Abhange hinauf und auf der Höhe hin, als ein unübersehbares Steinmeer von Denkmälern, Säulen und Tempelchen, bald in der prunkhaftesten, den Ernst des Todes beinahe verhöhnenden Form, bald in der einfachsten Weise, wie es Geschmack und Geistesrichtung der Betreffenden mit sich brachten. Auf dem höchsten Punkte steht eine mächtige Säule, mit der überlebensgroßen Figur des John Knox, des schottischen Reformators gekrönt. Die Aussicht auf die Stadt von hier oben ist imposant und das Besteigen dieser geringen Höhe sehr lohnend, wenn nicht, wie dies meistens der Fall, eine stinkende Rauchatmosphäre über Stadt und Umgebung liegt und alles in einen schmutzigen Schleier einhüllt.

Glasgow ist die größte Handels- und Fabrikstadt Schottlands, hauptsächlich bekannt durch seine Baumwoll-Industrie, seine Eisenhütten und chemische Fabriken. Nirgends habe ich den Eindruck einer ächten Fabrikstadt stärker empfunden, als hier, selbst nicht in Manchester und Sheffield, obwohl in der zuletzt genannten Stadt Schmutz, Rauch und Ruß noch weit ärger sind, als in Glasgow. In jenen beiden Städten hielten wir uns mitten in der Woche und gerade während den Arbeitsstunden auf, so daß sich die eigentliche Arbeiterbevölkerung in den Fabriken befand. Glasgow dagegen sahen wir Samstag Abends und Sonntag. Aber selbst am Sonntag bemerkten wir wenig Personen, welche man als Glieder der höheren Stände, der „obersten Zehntausend“, als Angehörige des reichen Kaufherrn- und Fabrikanten-Standes hätte bezeichnen können. Dieser Theil der Bevölkerung war wohl des Sonntags auf dem Lande und vermied die pedantische Sabbathruhe in der Stadt. Was uns am Samstage und Sonntage begegnete, gehörte entweder dem Stande der kleinen Bürger oder in der überwiegendsten Mehrzahl dem Proletariate an. Fast in allen Straßen der Stadt, nur wenige Quartiere der Geld- und Fabrikanten-Aristokratie ausgenommen, öffnen sich breite viereckige unabsperrbare Eingänge in den Häusern; sie führen zu kleinen Seitengassen, den Heimstätten des Elends, des Lasters und Verbrechens. Ihnen entquillt täglich eine Bevölkerung, die so recht als der Typus des Products der modernen großstädtischen Industrie bezeichnet werden mag.

(Fortsetzung folgt.)

Die Opfer der Cholera in Speyer.

* Seitdem 25. August hat die schreckliche und geheimnißvolle Seuche bei uns gehaust. Endlich nach einer langen und angstvollen Zeit von 70 Tagen konnte man am 3. November die Krankheit als erloschen betrachten, nachdem sie 202 Personen mit sich fortgerafft hatte; 418 Personen waren an der Cholera erkrankt gewesen, so daß nahezu die Hälfte der Fälle tödtlich ausging. Das allmälige Anschwellen und Nachlassen der Krankheit vergegenwärtigt folgende Uebersicht, die wir einem hiesigen Localblatt entnehmen.

	Es erkrankten	Es starben
vom 25. Aug. bis 3. Septbr.	6,	5 Personen.
„ 4. Sept. „ 9. „	8,	3
„ 10. „ „ 16. „	6,	3
„ 17. „ „ 23. „	64,	27
„ 24. „ „ 30. „	84,	22
„ 1. Oct. „ 7. Octbr.	133,	51
„ 8. „ „ 14. „	102,	55
„ 15. „ „ 21. „	47,	18
„ 22. „ „ 28. „	14,	12
„ 29. „ „ 2. Nov.	4,	6
	418	202

Von diesen 418 Erkrankten sind verpflegt worden: 1. im Bürgerhospital a) (excl. Pfründner) 79; davon gestorben 38, genesen 40, noch in Behandlung 1; b) Pfründner verpflegt 25, gestorben 18, genesen 7; 2. im Choleraspital verpflegt 70, gestorben 25, genesen 44, noch in Behandlung 1; 3. im Diaconissenhaus verpflegt 8, gestorben

3, genesen 5; 4. in ihren Wohnungen verpflegt 236, davon gestorben 119, genesen 114, noch in Behandlung 3.

(Bei Aufstellung dieser Angaben, am 6. Nov., waren im Ganzen noch 5 Kranke in Behandlung, die inzwischen bereits meistens genesen sein werden.)

Miscellen.

☐ (Der erste landständische Geschwindschreiber Bayerns.) In Gerber Festschrift „Gabelsbergers Leben und Streben" ist Seite 9 eines Geschwindschreibers Joh. Müller aus Dresden gedacht, der im Jahre 1819 in der zweiten Kammer der erstmaligen Ständeversammlung des Königreichs Bayern die Redaction der Protocolle besorgt hat. Dieser erste landständische Geschwindschreiber Bayerns lebt dermalen noch und ist Dr. medicinae Joh. Aug. Ferd. Müller. Herr Dr. Müller, lange Zeit praktischer Arzt in Mittwaida, privatisirt seit ungefähr drei Jahren in Altenburg. Er selbst berichtet auf das Ersuchen um Mittheilungen über seine allenfallsigen Beziehungen zu Gabelsberger: „.... So sehr ich zwar geneigt bin, diesem Wunsch möglichst zu entsprechen, so wenig wird das, was ich hierüber mitzutheilen vermag, ihrem Wissensdurst genügen. Denn erstlich beruhte meine damalige Schnellschrift lediglich auf einer Wortkürzungsmethode, welche ich in den akademischen Vorlesungen nach und nach nicht ohne befriedigenden Erfolg mir zu eigen gemacht hatte. Eine Aehnlichkeit mit der durch Gabelsberger begründeten und systematisch verbesserten und vervollkommenten Stenographie hatte mein Abkürzungsverfahren in keiner Weise; letzteres nahm bei ungetheilter Aufmerksamkeit auf die Discussion zugleich das Gedächtniß ungemein in Anspruch, welches in meinem damaligen Alter in einem Umfang geschärft war, wie es die in der bayerischen Ständeversammlung zur Lösung mir gestellte Aufgabe unbedingt erforderte. In welchen erwünschten günstigen Gesundheitsverhältnissen ich damals mich befand, mögen Sie daraus erkennen, daß ich wegen Fertigung der Sitzungsprotokolle zum Vortrage in der vormittägigen Session vom 21. Mai bis 16. Juni in kein Bett gekommen bin, vielmehr 2 Stunden auf einem eigens improvisirten Nachtlager auf dem Fußteppiche eines zum Arbeitszimmer über Nacht benutzten Locales der nächtlichen Ruhe mich überlassen durfte, ohne späterhin irgendwelchen etwa nachfolgenden Mißton zu empfinden. Daß ich zur fehlerfreien Wiedergabe längere Reden der Controle der Sprecher selbst unterstellte, gebot mir nicht allein die Klugheit, sondern auch die mir auferlegte Pflicht, im Namen der Herren Kammer-Secretäre zu arbeiten. Gabelsbergers persönliche Bekanntschaft zu machen, hatte ich nie Gelegenheit, und solche etwa zu suchen, auch keine Veranlassung, obgleich wir beide in der Versammlung gleiche Pflichten zu erfüllen hatten, ja ich habe ihn nicht einmal per Distanz zu Gesicht bekommen. Ueberdies war dessen Methode, laut ausgesprochene Gedanken und ganze Redesätze wortgetreu zu Papier zu bringen, damals wohl noch in einem Embryonal-Entwicklungszustande, die in meinem dortigen sehr beschränkten Verkehrskreise kaum erwähnt wurde, mich also um so weniger aufforderte, über die Sache nachzudenken, jemehr mein Sinn und Streben dahin gerichtet war, meine Studien zu Erlangen zum Abschluß zu bringen. . . . ."

Der verstorbene König Johann von Sachsen hatte bei allgemeinem Interesse für sämmtliche Staatszwecke die Gewohnheit, Gerichtssitzungen, Lehrstunden an höheren und niederen Schulen, so wie die verschiedenen Bureaux der Verwaltung zu besuchen. Eines Tages, wie die „N. Stett. Ztg." aus verbürgter Quelle erzählt, erschien er auch vor einem Telegraphen-Bureau einer kleinen Station und der Beamte hatte noch gerade Zeit genug, schnell an einen Collegen einer benachbarten Stadt zu telegraphiren: „Eben trifft der König zur Inspection ein." Letzterer trat bald darauf in das Bureau ein, erkundigte sich nach der Lebhaftigkeit des Verkehrs, der Zahl der einzelnen Depeschen, der Einnahme rc., als eben eine Depesche durch den Draht angemeldet wurde. Der Beamte liest dieselbe etwas verlegen, König Johann aber fragt: Was erhalten Sie da für eine Depesche? Der Beamte erklärte ausweichend, ihr Inhalt sei gerade nicht mittheilbar, der König bestand jedoch auf Kenntnißnahme und nun mußte der Beamte nothgedrungen angeben, daß er auf seine Depesche an die Nachbarstation: „Eben trifft der König ein" die Antwort erhalten hätte: „Der König steckt seine Nase in alles!"

Dem Berliner Fremdenblatt schreibt man: Sie werden vergebens in den besten Lexikon nachschlagen, um sich über die Entstehung der Mungo-Wolle zu belehren. Ihren Referenten veranlaßte dies vergebliche Suchen nach Belehrung, mit einem Fabricanten von Mungo-Wolle, einem Engländer, Rücksprache zu nehmen. Der alte Herr bemerkte mir, daß dieses Wort ein eigenthümlicher Kunstausdruck sei. Vor einigen Decennien kam ein genialer Kopf auf den Gedanken, ob es nicht thunlich, die alten Lumpen in den Zustand von Wolle zurückzuführen. Der Mann wohnte in Yorkshire in England. Als er seine Idee einem Capitalisten mittheilte, bemerkte dieser „That will not go" (das geht nicht), der Erfinder erwiderte „That must go" (das muß gehen), welches in dem dortigen Dialekt ungefähr ausgesprochen wird „That mun go". „Very well", meinte der Capitalist, „wir wollen es versuchen und das Product unseres Fleißes soll „mun-go" (es muß gehen) heißen." So entstand die weit in Geschäftskreisen verbreitete Bezeichnung „Mungo".

Logogryph.

Einst, an einem Frühlingsmorgen,
Bei des Tages frühstem Grauen,
Hüpften ungeseh'n zwei Knaben
Ueber Wiesen, Feld und Auen.

Tief im nahen Forste tönte
Flötenspiel der Nachtigallen;
Froh zum Himmel drang der Lerche,
Neuen Dankes erstes Lallen.

Und wie Harmonieen schlugen
Hundert Weisen munt'rer Sänger
Reizend an das Ohr der Knaben;
— Und es hielt sie nimmer länger: —

In des Forstes weiten Hallen
Hatten sie sich schnell verloren,
Dort ein Nest auf nied'rem Aste
War zur Beute auserkoren.

Franz, der kühne, triumphirend,
Schon hat er den Baum erstiegen;
Kündet freudig dem Begleiter,
Daß im Neste Junge liegen.

Dieser, ob der Beute jauchzend,
Bat ihn um der Vögel Namen,
Jener aber lächelnd flocht ihn
In des Räthsels engen Rahmen:

„Deines Namens Lettern ketten
„Zwei ganz nah' verwandte Zeichen,
„Und dieselben — nur verwechselt —
„Sind auch dem der Vögel eigen."

Daß die Lösung schnell von statten
Ging, brauch ich nicht anzufügen;
Doch als derb're Bissen biet' ich's
Räthselfreunden mit Vergnügen. —

Rodalben. ff.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 135. Speyer, Samstag, den 15. November 1873.

Die Bienenkönigin.

Erzählung aus dem Emsland von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Die Hausthür führte auf einen engen Gang und an diesem lag des Doctors Stube, die ganz voller Tabaksrauch war. Er selbst, ein kleines, listiges Männchen, saß in einem knasterbraunen Rock vor seinem verräucherten Schreibtisch und legte bei Lisetten's Eintritt ein großes, beschriebenes Blatt, in welchem er gelesen, zur Seite. Gefühlsäußerungen waren in dieser Familie so wenig Mode, daß die Geschwister nichts Besonderes äußerten, obwohl zwischen ihrem „Gute Nacht!" von gestern und ihrem stummen Morgengruß von heute der Tod Einen der Ihren abgerufen hatte. Lisette setzte sich dem Bruder gegenüber und rang die Hände in einander.

„Weißt's also schon, Settchen," kicherte der kleine Herr, indem er die lange Pfeife wie ein Tambourmajor vor sich hinhielt, „der liebe Junge, der vollkommene Amandus, Gott hab' ihn selig! hat mir eine Freude gemacht, wie ich seit fünfzig Jahren, seit sie unsern armen Vater kaperte, willst Du oder willst Du nicht? keine gehabt habe — hi, hi — ich als Testamentsexecutor werde ihr die Sache feierlich und im Bratenrock mittheilen — hi, hi!"

„Ach, Josef, die Maman überlebt das nicht; wenn ich an die Tage denke, wo unsere Agnes in's Haus kommen sollte, ach, das war entsetzlich — und nun dieses —!"

„Die Maman überlebt es nicht? Sei ruhig, Settchen, die lebt, bis sie euch Alle unter die Erde commandirt hat, mich natürlich ausgenommen; mich erhält die Bosheit munter und frisch, denn die Mama ärgert sich über nichts mehr, als über meine Gesundheit, ich hege und pflege mich für sie, ich härte mich ab und treibe Gymnastik, ich habe mir einen falschen Zahn einsetzen lassen, damit ich pfeifen kann, ich habe bei einem Tyroler Unterricht im Jodeln genommen — Alles aus kindlicher Liebe — sieh, und heute soll wett und quitt gemacht werden, was sie mich seit fünfzig Jahren ausfressen ließ; ich komme mir vor wie ein Henker, der einem lange heuchlerisch entkommenen Verbrecher endlich, endlich die Brandmarke auf die Stirn drücken kann!"

Der kleine Greis hatte sich wie in Extase erhoben und seine kleinen Augen funkelten vor Aufregung. Lisette ertrug die Rede ihres Bruders, wie man den Sturm oder ein unabwendbares Naturereigniß erträgt. Ihre Hände waren fest in einander gefaltet und ihre Lippen zitterten wie im Gebet. „August Krei wird sicher erwartet haben, der Bruder bedächte Agnes von seinem Eigenen!" flüsterte sie.

„Ganz recht — das giebt eine Bettelwirthschaft, eine rechte Augenweide für die Immenkönigin! Es kommt jetzt von allen Seiten, ich halte sie zwischen diesen meinen Fäusten und werde auch noch das Letzte, das, was an ihrem stolzen, lieblosen Herzen frißt und wiederum an dem Frieden ihrer Umgebung zehren macht wie ein Vampyr, auch das Letzte werde ich erfahren!"

„Hast Du sie nicht zeitlebens genug gekränkt?"

Der Philosoph setzte sich; sein Gesicht wurde ganz vergnügt und er brachte mit ein paar mächtigen Zügen seine Pfeife wieder in Brand. „Ja — hi — hi! Das habe ich! War doch ein glorreicher Tag, als ich nach all' den Universitätsjahren, die sie mich hatte durchstudiren lassen um schweres Geld, zurückkam, im leeren Ranzen statt des gewiegten Theologen einen nüchternen Philosophie-Ehren-Doctor! O Gaudium, als sie dann inne wurde, daß statt des bescheidenen Caplans, der sich im Fasten übt, der Philosoph einen unersättlichen Magen hat und auch keinen Deut einbringt — die Alte hätte an den Wänden hinauf laufen mögen — und opferte sofort, als Sühne meines Abfalls und des guten Scheins wegen, ganz im Geiste des alttestamentarischen Feldherrn Jephta, zwei blühende Töchter dem Kloster!"

„Versündige Dich nicht, sie gingen gern und ich beneide sie — geblüht hat wohl Keine von uns, außer Die, deren Namen wir nicht nennen dürfen!"

„Freilich, die hatte doch einen Tropfen vom Blut der Alten; es wäre gut, wenn Agnes auch einmal lernte den Mund aufthun!"

„O, das Kind — wenn wir schweigen?"

„Kind? Das Lamm läßt sich zur Schlachtbank führen, aber der junge Fuchs beißt sich das Bein ab und läßt einen Fuß im Eisen — nur um frei zu sein!"

„Niemand als wir Zwei wissen um das Geheimniß," wagte Lisette zu sagen, als sie ihren Bruder ruhiger sah; „ist keine Möglichkeit, Doctor, daß wir der Mama dies Letzte ersparen?"

„Die Feigen sind ärgere Betrüger als Diebe und Mörder," zürnte Josef. „Geh' nach Haus, Lisette, bete bei den Todten, das Leben verstehst Du nicht mehr, es hat Dich hingeworfen wie eine verwelkte taube Blüthe! In einer Stunde bin ich da — mein Tag ist gekommen."

Lisette, von innerm Grauen getrieben, wußte in der That keinen Rath und Schutz als den Todten; im Steinhause angekommen, steckte sie den Kopf in's Wohnzimmer und rief einem jungen, blonden Mädchen, das müßig am Fenster lehnte, zu: „Ich bitte Dich, Agnes, komm' mit mir neben ihm beten!"

„Was hilft uns alles Beten?" sagte die Blonde, ohne den Kopf zu wenden, wir können die Dinge erwarten, ob Leben oder Tod — Eins ist so schlimm wie das Andere!"

„Was aber heute kommt," zitterte Lisette, „das ist schlimmer, als Alles, was da war!"

„Schlimmer als mein Eintritt in den Bienenkorb?"

„Nenne das Haus nicht so — ja, ja, noch schlimmer!"

Agnes sah ihre Tante mit den großen, hellblauen Augen an, richtete ihre schmächtige Figur auf und folgte, ohne fernere Einwendung, der voran Hastenden die Stiege hinauf.

Um zehn Uhr saß die Burgemeisterin, einer Souverainin in der That gleich, in ihrem großen Sessel, vor sich ein offenes Gebetbuch, in der Hand, zwischen Daumen und Zeigefinger, so daß sie bei einem leichten Stoß sich um ihre Achse drehte, die Schnupftabaksdose aus Horn. Die Wittwe war eine große und wirklich schöne Greisin. Ihr schneeweißes Haar lag glatt auf der breiten Stirn, Nase und Gesichtsschnitt schienen der Antike nachgebildet, obwohl dies alte Antlitz fast unheimlich wurde, weil nichts Weibliches, nichts Mütterliches herausschaute. Die scharfen Augen, lichtblau gleich denen der Enkelin, welche ihr überhaupt mehr glich, als eines ihrer Kinder, ruhten auf nichts; wohin sie sich wendeten, da forschten, taxirten, erschreckten sie, und mit der Härte des Blickes stimmte das breite, eigenwillige Kinn der Matrone vollständig überein. Die Wittwe Wittfeld van Steen erwartete jetzt die Condolenzbesuche ihrer nächsten Bekannten, Nachbarn und aller Derer, welche ihrem Hause verwandt oder verpflichtet waren, mithin nahezu der ganzen Stadt. Es ist Sitte, daß man bei solchen Veranlassungen in Trauerkleidern kommt, neben dem Sarg betet und dann versucht, die Leidtragenden zu trösten, wobei den Honoratioren eine Stärkung, je nach der Tageszeit, angeboten wird. Allerdings nahezu die ganze Stadt, wenigstens die Hausmütter und Hausväter aller bürgerlichen Heerdstellen waren zu erwarten — Frau Wittfeld kannte sie Alle, sie hatte statt ihres gutmüthigen Ehegesponses burgemeisterlich in der Stadt geschaltet und gewaltet und da war kein Pfennig der Communalsteuer erlassen und kein schadenhaft gewordener Schornstein war ihrem Scharfblick entgangen. Nach dem Tode des wohlehrsamen Magistratsvorstandes hörte freilich die officielle Stadtbemutterung auf, aber die Leute waren nun einmal zu ehrerbietigem Gehorsam gewöhnt, man glaubte an das Gewicht ihrer Protection. Wer nicht etwa auf erste Hypothek in ihrem Schuldbuch stand, der hatte Ländereien von ihr in Pacht, wohnte in einem Hause der reichen, tugendstrengen Frau, wagte aber auch ohne all' diese Rücksichten nicht, gegen sie aufzutreten; denn man wußte, daß Handwerker und Geschäftsleute, als läge ein Fluch auf ihnen, in Erwerb und Kundschaft von Jahr zu Jahr zurück gingen, wenn sie versucht hatten, die feste fleischige Hand der Bienenkönigin abzuschütteln. Nur Einer hatte sich unlenksam erwiesen; er widersprach nie, aber er that gemeinhin das Gegentheil Dessen, was ihm zu thun angedeutet war: und dieser Eine ist ihr Stiefsohn Josef, ihr „Kreuz", ihr „Schicksal", wie sie ihn Mieke gegenüber nennt. Die breiten Augenbogen der Wittwe ziehen sich finster zusammen, Josef biegt, in eine alte Chenille mit sechs übereinander fallenden Kragen gehüllt, in der Hand ein großes gefaltetes Papier, um die Ecke.

Er pocht so bescheiden, daß das tönende „Herein!" in gar keinem Verhältniß zu dieser Anmeldung steht. Josef tritt im Frack ein, er hält einen übergroßen, einem Fischkessel ähnlichen Cylinder in der Hand. „Ich komme, der Maman meine Condolenz auszusprechen und ihr die Hand zu küssen!"

„Nicht nöthig — und daß Du Dir das Ansehen eines Testamentsexecutors giebst, ist gleichfalls nicht nöthig! Hat Amandus, der mich, das einzige Mal in seinem Leben, gegen meinen Willen beredete, Agnes in's Haus zu nehmen, das Kind in dem Papier da bedacht?" Sie streckte die Hand nach der letztwilligen Verfügung aus: „Sie braucht's nicht zu wissen, es ist Zeit, daß sie Noth und Sorge kennen lernt, sie wird störrig!"

Trotz dieses Winkes hielt der Doctor das Testament zurück und entgegnete, aus den Augenwinkeln schielend: „Nein, Maman, er hat der Agnes nichts hinterlassen, die ganze Erbschaft fällt in Eine Hand!"

„Natürlich!" bestätigte die Alte und gab der Dose einen ungeduldigen Schwung, „in meine Hand, aber das ändert nichts; ich setze voraus, er hat Agnes, die Kirche und die Stadtarmen in schicklicher Weise bedacht, mithin bleibt es dabei!"

„Maman hat hier nichts zu bestimmen, der Erbe ist ein Fremder — ein Ausländer!"

Josef betonte das letzte Wort scharf, die Dose, welche in lebhaftem Kreislauf begriffen war, entsank plötzlich den starken Händen und glitt langsam über die schwarzen Wollfalten des Kleides zu Boden. „Ausländer", wiederholte sie mit gepreßtem Athem, „aus Am —". Ein Zucken in Josef's Zügen mochte sie warnen, denn sie faßte sich und sagte ruhiger: „Na, da bin ich doch neugierig!"

„Amandus hatte sich während seiner Studien-

zeit in Italien mit der Tochter eines Bildhauers verheirathet. Giovanna Bassano hieß sie. Die junge Frau starb bei der Geburt ihres ersten Kindes, aber ich darf der Maman zu dem Enkel Daniel Wittfeld van Steen gratuliren! Obwohl Italiener seiner Erziehung nach, hat Amandus darauf gehalten, daß er auch Deutsch lerne!"

Die Wittwe fuhr empor und überragte den Stiefsohn um mehr als Kopfes Höhe. „Das darf nicht sein! Das soll nicht sein!" keuchte sie. „Magdalena van Steen kann nicht einen verlaufenen Italiener zum Enkel, ein Bettelmädchen zur Enkelin haben — das ist wieder eine Deiner verruchten Nichtswürdigkeiten! Und wenn es so wäre — der Vagabonte kommt mir nicht über die Schwelle!"

„Dann hat die Maman in nächster Woche dieses Haus einfach zu verlassen! Sobald Amandus die Augen geschlossen hatte, habe ich seinem Auftrag zu Folge an Daniel's Großvater, der des Enkels Erziehung leitete, telegraphirt, der junge Mensch wird nicht säumen, seine Erbschaft anzutreten!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

Unvergeßlich wird mir der Eindruck sein, den das Durchwandern der Altstadt an jenen beiden Tagen auf mich machte. Beschäftigungslos schlenderten und lungerten Männer, Weiber und Kinder umher, in die elendesten Lumpen gehüllt, so daß oft kaum die nothdürftigste Blöße gedeckt war; die Branntweinpest hatte vielen Gesichtern den Stempel entsetzlicher Verkommenheit und Gemeinheit aufgedrückt. Am meisten fiel mir dies auf in den Straßen Trongate und Highstreet, die aber noch nicht einmal ausschließlich von Arbeitern bewohnt werden. „Der ganzen Menschheit Jammer faßt mich an", möchte man in diesen Quartieren mit Faust ausrufen. Die molochartige Natur eines großen Theils der englischen Industrie, welche die Menschen abnutzt und dann erbarmungslos wegwirft, gleich unbrauchbar gewordenen Maschinentheilen, trat uns in leibhaftiger Gestalt vor Augen, schlimmer als oft die schlimmsten Beschreibungen es zu schildern vermögen. Wohl geschieht viel in England zur Milderung des Elendes, und auch in Glasgow mangelt es nicht an Einrichtungen zum Wohl der arbeitenden Classen, sowie an Werken der Mildthätigkeit. Aber sie vermögen nicht entfernt die furchtbare Wirklichkeit des socialen Elendes erträglich zu machen. Der einzelne ist machtlos gegenüber dem Massenelend und dieses selbst wird täglich neu geboren. Die Concurrenz der Etablissements unter sich und die Concurrenz der gerade in den großen Industriestädten sich massenhaft vermehrenden Arbeitskräfte gegen einander wirken gemeinsam auf die Erzwingung des niedersten Arbeitslohnes hin und der Fabrikant, welcher sich diesem Gesetze nicht beugen wollte, würde bald durch die übrigen lahm gelegt und zur Schließung seines Unternehmens gezwungen werden. Das Publicum fragt einzig nach dem billigsten Preis für die gleiche Leistung, der Einzelne kümmert sich wenig um die Massenarmuth, und Jeder glaubt, die Sorge für das verwildernde Proletariat dem Staate überlassen zu können; Jeder ist zufrieden, wenn er sich selbst gerettet und aus der directen Berührung mit dem socialen Jammer gebracht hat. Die einflußreichen, gebildeten und über reiche Mittel verfügenden Theile der bürgerlichen Gesellschaft stehen den Verhältnissen der übrigen und besonders der arbeitenden Classen mit Theilnahmslosigkeit und Herzlosigkeit gegenüber. Sie sind fast ebenso entmenscht wie die Manchestertheorie, die nicht wenig zu dieser betrübenden Erscheinung beigetragen hat. Sie galt ja in England Jahrzehnte lang als der Inbegriff aller Regierungsweisheit in nationalökonomischen Dingen. Diese Wissenschaft betrachtete das gesammte sociale Leben nur vom Standpunkte der Production und des möglichst zu vermehrenden Nationalreichthums, ohne die richtige Vertheilung desselben anders als höchst oberflächlich in's Auge zu fassen. Es war die Wissenschaft des Capitals, das, ohne Herz und Sinn für den Menschen als solchen, einzig auf seine eigene Vermehrung durch möglichste Beherrschung des Marktes hinzielte. Die Manchesterwissenschaft hat den Einfluß höherer Ideen auf die praktische Volkswirthschaft und auf die gesammte Politik vernichtet, und drohte das ganze sociale Leben zu überwuchern. Der englische Staat war mehr daran, sich zum gehorsamen Diener der Manchestermänner zu machen. Sie hätten ihn theoretisch auf die von Lassalle als Nachtwächteridee gekennzeichnete Rolle des Staates, in Wirklichkeit aber zum Polizeidiener für die Interessen des Großcapitals gemacht. Ein menschliches Rühren, das aber ohne die zwingende Nothwendigkeit vielleicht nicht gekommen wäre, veranlaßte endlich die englischen Staatsmänner, sich der ganz schutzlosen Arbeiter anzunehmen und durch eine Fabrikgesetzgebung wenigstens die gröbsten Mißbräuche abzustellen. Dabei befanden sich die vom Staate angestellten Fabrikinspectoren in beständigen Kampfe mit den Fabrikanten.

Und was ist das Ende jener angeblichen Wissenschaft, die mit der Prätension unfehlbarer Wahrheit sich gerirte? Die englischen Arbeiter vereinigten sich zuerst in Gewerkschaften, gliederten und organisirten sich mit einer Strenge, die stellenweise selbst bis zur Dictatur geht und die auch vor den schmachvollsten Gewaltthaten gegen jene Arbeiter nicht zurückschreckte, welche ihre Freiheit wahren, sich nicht in die Gewerkschaften einreihen lassen, sondern ihre Stellung zu den Fabrikanten durch freie Uebereinkunft regeln wollen. Die producirende Welt, Capital und Arbeit, sind in zwei feindliche Lager gespalten, das Proletariat ist furchtbar angewachsen und wächst noch täglich in's Endlose, die Verwilderung der Massen schreitet unaufhaltsam vorwärts und trotz der Fabrik-Gesetzgebung sind die englischen Arbeiter allmälig zu der Ansicht gekommen, daß nichts sie retten könne, als

die gänzliche Umgestaltung der Productionsweise, die Vernichtung der Lohnarbeit, d. h. die Abschaffung des Privateigenthums, die Einführung des Socialismus mit seinem letzten Ziele, dem Communismus. Diese Anschauung macht unter den gewerkschaftlich organisirten Arbeitern Englands stetige Fortschritte, wie ihr Organ, der „Beehive" zeigt. Ist aber einmal der sociale Zwiespalt zur Aufstellung einer eigenen, der soialistischen Politik durch die Arbeiter fortgeschritten und treten diese mit Eifer und Fanatismus dafür ein, so sieht sich die bedrohte Gesellschaft zu heftiger Reaction gedrängt; die friedliche Lösung des Conflicts wird immer unwahrscheinlicher, die Kluft immer größer, die Abneigung der gesellschaftlichen Classen wächst zum Haß und dieser wird bei passender Gelegenheit zum offenen Bürgerkrieg ausbrechen.

Die Errichtung von Wohlthätigkeitsanstalten, mit denen man auch in Glasgow nicht zurückblieb, ist so gut wie machtlos angesichts der Uebergewalt des socialen Elends. Was bedeuten die Berichte über die günstigen Erfolge der Wohlthätigkeitsanstalten Londons, wenn in jener ungeheuren Stadt, einem wahren Mikrokosmos, nach statistischen Ermittlungen jährlich einige hundert Menschen des Hungertodes sterben? Die zwangsweise gemeindliche Armenpflege, wie sie in England seit der Königin Elisabeth mit dem Nachlassen des großartigen Wohlthätigkeitssinnes des Mittelalters eingeführt werden mußte, ist doch nur ein Mittel, um die allergröbsten Mißstände zu beseitigen und das Elend räumlich abzuschließen. Sie ist aber ein Feind wahrer Mildherzigkeit; sie kann ferner die Massenverarmung, den Pauperismus nicht im mindesten aufhalten, viel eher begünstigt sie ihn und ist überdies bereits eine Stufe zum Socialismus.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

△ Vom Rhein. Die altbewährte J. F. Steinkopf'sche Verlagshandlung in Stuttgart hat in ihrer bereits zu einer stattlichen Sammlung gediehenen deutschen Jugend- und Volksbibliothek eine neue Serie eröffnet, die ihr zu nicht geringer Zierde gereichen wird, namentlich aber von uns Pfälzern freudig begrüßt werden soll; es ist dies: „Alte und neue Geschichten von Fr. Blaul, † Decan in Germersheim a. Rh.", von welchem uns das erste Bändchen (mit Titelbild und 120 Seiten) vorliegt. Diese Geschichten des sinnigen Erzählers, des Verfassers der „Träume und Schäume", sind früher bereits theils in Zeitblättern, theils in einzelnen Bändchen erschienen, aber meist vergriffen, weshalb es als ein Verdienst Steinkopf's betrachtet werden muß, daß er sie zu Nutz und Frommen der lieben Jugend und des leselustigen Bürgers und Landmannes der drohenden Vergessenheit entreißen und dem noch immer nicht allzureichen Schatze einer gesunden und gediegenen Volksliteratur einverleiben will. Aus dem Leben gegriffen oder auch bedeutungsvollen Abschnitten unserer vaterländischen Geschichte entnommen, sind sie keine sogenannten Tendenzschriften religiöser oder socialer Natur, noch weniger manierirte Volksromane neuester Façon, dagegen überall von einem sittlichen Ernste getragen, der auf dem Grunde christlicher Frömmigkeit ruht und durch frischen Humor und deutsche Gemüthlichkeit belebt und interessant gemacht wird. Das erste Bändchen enthält sechs Erzählungen: Der Krankenwärter, das Galgenholz, Konrad Hellmuth, Glatteis, der Organist, die Hirschgasse von Heidelberg, von welchen uns besonders die vierte sehr angesprochen hat. — Wie sämmtliche Bändchen der deutschen Jugend- und Volksbibliothek (nunmehr 46 an der Zahl, à 24 kr.), so eignen sich besonders auch Blauls Geschichten für jede Volks- und Jugendbibliothek, wie zu Weihnachtsgeschenken für die reifere Jugend. Mögen sie in der Pfalz eine weite Verbreitung und dankbare Aufnahme finden und das Bild des freundlichen Erzählers in Vieler Herzen erneuern, daß man auch in dieser Hinsicht von ihm sagen kann:

Er ist gestorben und lebt doch noch!

Die Bevölkerung der pfälzischen Städte

nach der Volkszählung vom 1. Dec. 1871 ist folgende: 1. Kaiserslautern mit 18,040 Seelen incl. 298 activen Militärs; 2. Speyer mit 13,300; 3. Neustadt mit 9360; 4. Pirmasens mit 8626; 5. Zweibrücken mit 8413 (incl. 427 activen Militärs); 6. St. Ingbert mit 8375; 7. Ludwigshafen mit 7830; 8. Frankenthal mit 6988; 9. Landau mit 6986 (incl. 855 activen Militärs); 10. Germersheim mit 6428 (incl. 2484 activen Militärs); 11. Dürkheim mit 5594; 12. Edenkoben mit 4814; 13. Homburg mit 3510; 14. Grünstadt mit 3336; 15. Oggersheim mit 3103; 16 Kirchheimbolanden mit 3093; 17. Landstuhl mit 3056; 18. Kusel mit 2796; 19. Annweiler mit 2752; 20. Deidesheim mit 2721; 21. Otterberg mit 2571; 22. Wachenheim mit 2470; 23. Bergzabern mit 2353; 24. Blieskastel mit 1549; 25. Hornbach mit 1509; 26. Obermoschel mit 1361; 27. Lauterecken mit 1285.

Miscellen.

* Von dem im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig erscheinenden Prachtwerke „Kunst und Kunstgewerbe auf der Wiener Weltausstellung", unter Mitwirkung von Dr. Bucher, R. v. Eitelberger, A. von Enderes, Jac. Falke und anderen Fachschriftstellern und Sachkennern herausgegeben von Carl v. Lützow, ist nunmehr die zweite Lieferung erschienen, welche sich nach Inhalt und Ausstattung der ersten auf das Würdigste anreiht.

Von der Pesther Börse erzählt ein dortiges Blatt folgende heitere Episode aus der Zeit der gegenwärtigen Noth. Vor einigen Tagen war es, als der ungarische Handelsminister zum ersten Male den prachtvollen neuen Börsensaal in Pesth mit seinem Besuche beehrte. „Wissen Sie schon," fuhr ein Börsianer einen eben eintretenden Börsencollegen in freudiger Hast an, „wissen Sie schon, wer da ist? Der Graf Zichy!" — „Nun und was sagt er?" erwiederte jener. — „Großartig, er ist ganz überrascht von dem schönen Saal!" — „So? dann gehen Sie hinein, so lange der Minister noch da ist, und geben Sie einem Ihrer Committenten rasch ein paar Ohrfeigen, damit Se. Excellenz wenigstens ein Bild unseres Börsenverkehrs gewinnt!" — Ob der Rath befolgt wurde, wird nicht erzählt.

Logogryph.

Ich stehe, wärme und verdichte,
Ich jamm're, wenn ich geben soll,
Ich geb' dir würzige Gerichte,
Bin aufgeblasen, hochmuthsvoll,
Ja ich bin giftig und vernichte,
Ich mache schwindlich dich und toll.
So mit verändertem Gesichte
Dreifach ich dir erscheinen soll.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 134:
Amseln. — Anselm.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 136. Speyer, Dienstag, den 18. November 1873.

* Knechtschaft und Freiheit.

Wie mancher kleine Thor
Steckt stolz im kleinen Kreise
So hoch sein Haupt empor,
Als ob er König heiße.

Doch wie so klein und leer
Er ist, das muß er zeigen:
Der Menge stets muß er
Und jedem Wind sich neigen.

Die Wahrheit und das Recht
Sind ihm nur eitle Sachen;
Dem Herrn sucht er als Knecht
Gefällig sich zu machen.

Wenn ihn genug gebraucht
Sein Herr, der große Haufen,
Läßt, weil er nichts mehr taugt,
Der ihn verachtet, laufen.

Vielköpfiger Tyrann,
Wohl dem, deß Herz und Leben
Los ist von deinem Bann —
Frei ist, wer Gott ergeben.

Ch. Böhmer.

Die Bienenkönigin.

Erzählung aus dem Emsland von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

„Wehe mir!“ rief die Matrone zurücksinkend, mein letzter Sohn, mein Stolz, ist mit einer Schuld gegen mich auf dem Herzen von hinnen gegangen, er läßt mich büßen für seine Thorheit, seinen Wahnsinn —“

Der Stiefsohn trat ihr dicht unter die Augen und zischelte durch die Zähne: „Maman, wer ist ohne Schuld? Die Matrone schreckte wie vor einem Kanonenschlag zusammen, selbst ihre festen Nerven vibrirten. Josef trat zurück und fuhr ruhig fort: „Amandus sagte mir, er hätte sich nicht entschließen können, sein mutterloses Kind der Kälte des Nordens, der Strenge dieses Hauses preiszugeben, sein Sohn sollte leben, sollte seines Lebens froh werden, er sollte nicht die unselige Furcht kennen lernen, die lieber das theuerste Geheimniß in den Tod nimmt, als es ungerecht entweihen zu lassen!“

Die Wittwe blickte ihn mit weit offenen Augen an und rang nach Luft. Josef hatte feierlich gesprochen und näherte sich der Stiefmutter.

„Halt!“ rief die Alte mit plötzlich erwachender Energie, „her das Testament, ich glaube nicht, was meine Augen nicht sehen!“ Josef überreichte ihr das Papier mit der Bemerkung: „Das Duplicat ist gerichtlich deponirt.“

„Geh' mir aus den Augen!“ rief die Wittwe, bebend vor Zorn. Josef folgte ungesäumt diesem Rath und rannte mit einer wahren Bräutigamsmiene, vor lauter innerer Genugthuung, gegen ein Vierteldutzend Leid tragender oder doch anscheinend theilender Familienmütter, die sich, Eine unter dem Schutz der Andern, zu dieser Traueraudienz gesammelt und ermuthigt hatten. Während sie nach derselben das Haus verließen, zischelten sie einander zu: „Das hat sie doch getroffen, sie muß doch für Amandus selig ein Herz gehabt haben!“ Die braven Damen wußten eben nicht, daß nicht sowohl der Verlust, als der Ersatz die Wittwe bedrückte. Als bei der Mahlzeit Lisette zufällig den Namen ihres verstorbenen Bruders nannte, blickte die Mutter sie mit ihrem Thierbändigerausdruck an und sagte:

„Es lebt ein undankbares Kind weniger!“

Nach Tisch, während die Alte that, als schliefe sie wie gewöhnlich, denn sie gab sich auf's Aeußerste standfest und unnahbar, huschte die hülflose Lisette mit diesem Urtheilsspruch zu Josef, der zwar auch schlief, aber sofort mit listigen Augen aufwachte. „Weiß sie's denn wirklich, Doctor?“

„Wirklich, sie weiß es, Mamsell!“

„Denkst Du, sie wird den Knaben verleugnen, oder verfluchen, oder — —“

„Oder — oder ermorden? Nichts von alle Dem, Mamsell, der Knabe ist zweiundzwanzig Jahre alt, wenn er sich noch von Hexen und Drachen einschüchtern läßt, so hat er nichts Besseres verdient und hoffentlich sterben dann die Wittfeld mit ihm aus!“

„Vielleicht aber denkt er doch hier freundliche Verwandte zu finden und Maman —“

„Sei ruhig, Settchen, streng' dein bischen Hirn an und frag' Dich, ob Maman nicht immer das Unvermeidliche mit ihrem falschen Stolz vor den Leuten vergoldet und mit ihrer Scheinheiligkeit überzudert hat — Ihr wißt, Das, was der Welt Zucker

scheint, ist Gift — aber was ihre Kinder denken, da dieselben nicht reden dürfen, ist der Maman gleichgiltig! Hihi, die Alte hat keinen freien Muth, denn dazu gehört ein freies Gewissen!"

„Wie meinst Du, Josef?"

„Ich meine nichts, geh' nach Haus und backe und brate für den Leichenschmaus — Gott, wenn eine Fliege sehen könnte, wie groß ein Dom ist!"

Der strenge Ordnungslauf im Steinhause war allerdings aufgestaut, als wären die Ereignisse selbstständig geworden — befremdend waren die Vorgänge allerdings. Während Maman den Verstorbenen für undankbar erklärte, wurde zur seiner Beerdigung in einer großartigen Weise vorbereitet, wie das für keinen der älteren Brüder, ja nicht einmal für den verstorbenen, wohlehrsamen Burgemeister selbst geschehen war. Während bisher nur im unumgänglichen Nothfall und jahrelangen Zwischenpausen der mißliebige Josef zu Rathe gezogen wurde, trabte jetzt die übellaunige Magd Mieke mehrere Male täglich in die Nebengasse und eben so oft erschien dann Josef in der Chenille mit dem Taufschein, Trauschein und all' den Papieren, die der todte Sohn seiner Mutter jetzt wie feindliche Waffen entgegenstreckte. Wenn die angesehensten Personen der Stadt und Umgegend zum Leichenschmause nach geschehener Beerdigung erschienen, so machte dieser selbst Lisetten's und Mieken's Kochkunst die höchste Ehre. Drei schwere Braten, viele Puddinge und Torten ragten aus den zahlreichen Schinken und Zungenschüsseln, Saurem und Süßem, Flüssigem und Substantiösem hervor. Lisette und Agnes aßen nicht mit, sondern kochten und richteten an, aber August Krei saß rothwangig und mit frohen Mienen unten am Tisch. Großmutter war nicht der Ansicht, man dürfe die Menschen im Unklaren lassen, wohin sie gehören, und sie bemerkte noch gegen den künftigen Enkel: „Du kannst zufrieden sein, überhaupt mit dem Herrn Dechanten und dem Hern Oberamtmann und den großen Stadtbürgern an einem Tisch zu essen!"

Nachdem die Gesellschaft warm geworden, brachte man hier und dort einige Condolenztoaste aus und störte auch August Krei, der eben ein großes Stück Braten im Munde hatte, durch die Gesundheit, die man auf seine Agnes ausbrachte; er nahm sein Glas und sagte bescheiden ablehnend: „Bitte, bitte, allzu gütig!"

Auf einmal räusperte sich der kleine Philosoph, es ward still im Saal — der Saal war das Prunkzimmer des Hauses und hatte etwas Kirchenähnliches, denn er lag unter der Kuppel, welche die Decke bildete, und hatte eine Glaswand nach den fünf dorischen Säulen und dem Balcon zu — aber der kleine Josef sagte nichts und blickte nur mit einem verheißungsvollen Wink auf die Bienenkönigin. Die Stirn der alten Dame wurde roth unter dem weißen Haar. Das war nicht Verlegenheit, es war der wiederaufsteigende Zorn gegen ihn, den sie heute in die Erde betteten und der sie überlistet hatte; dann heftete sie ihre Augen auf den Dechanten und den Oberamtmann und hub an: „Ich danke Allen für die mir bewiesene Theilnahme und will es nicht versäumen, meinen Freunden und Nachbarn hierdurch zu wissen zu geben, daß der verstorbene Architekt in seinen jungen Jahren verheirathet war und seine Ehefrau ihm einen Sohn hinterließ, welcher mit Nächstem eintreffen soll, um ein Bürger dieser Stadt zu werden!"

Die Ansprache machte einen tiefen Eindruck und das eingetretene Schweigen wurde nur durch August Krei's heftiges Husten unterbrochen, denn er hatte sich vor Schreck verschluckt an einem Bissen, der wohl bessern Looses werth war — August war kein großes merkantilisches Licht, aber der neue Enkel machte ihm doch einen dicken Strich durch die Rechnung.

„Ich gratulire!" sagte der Dechant und seinem Beispiel folgten die Anderen, obwohl sich nicht klar einsehen ließ, ob die Alte sothane Angelegenheit als eine freudige Schickung betrachte.

Willfelds geheimnißvoller Enkel machte von diesem Tag an die wunderbarsten Voraussetzungen flüssig; bald war er ein Idiot, ein Krüppel, bald Sohn einer Gräfin, bald der einer Zigeunerin. Da er aber nach vierzehn Tagen noch immer nicht in dem sandigen Weichbild der Stadt erschien, fror die Erfindungsgabe der lieben Mitbürger bei dem ersten tüchtigen Frostwind gleichsam ein und man wartete ruhiger ab, was da kommen würde. Selbst August Krei, der in jener Zeit viel Zuspruch hatte und das Doppelte an Cigarren, Schwefelstücken und Brustbonbons verkaufte wie bisher, wußte nichts. Der arme August! Als die Trauergäste fort waren, fing seine Trauer recht eigentlich an; denn Großmaman langte sich den blonden Jüngling und sagte: „Hast gehört, Krei, mit der Erbschaft ist's nichts; wenn Du aber Miene machst, Dein Wort nicht zu halten, so künde ich Dir die Capitalien!"

„O Großmaman", entgegnete Krei gerührt, denn er war immer gerührt, wenn er getrunken hatte, „es fällt mir doch nicht ein, Agnes sitzen zu lassen; das arme Mädchen, ich habe sie sehr gern!"

„Nun, dann mach', daß Du nach Hause kommst. Menschen in deiner Lage dürfen nicht einen ganzen Tag für nichts und wieder nichts verlungern!"

Vor der Zimmerthür fand August seine Verlobte, welche unwillig sagte: „Läßt Du Dir alles von ihr gefallen, August?"

„Lassen sich nicht alle Leute alles von ihr gefallen?"

„Hast Du endlich gefragt, wann die Hochzeit sein soll?"

„Ich sie fragen? Mein Kind — sie weiß ja aber, daß mir die Grethe gekündigt hat und ich mit meinem Vieh verhungern kann, wenn Du nicht im Mai — —"

„Nun, so verhungere meinetwegen!" zürnte Agnes und ließ ihn verblüfft stehen. Er hatte doch nur die reine Wahrheit gesagt! Aber Frauen sind gar zu sonderbar und räthselhaft; was wollte denn ein solches Mädchen ohne Aussteuer und Geld?

(Fortsetzung folgt.)

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

Mit solchen Gedanken durchschritt ich die Hausen des Proletariats in Glasgow. Tief schnitt es mir in das Herz, die zerlumpten Kinder zu sehen, die offenbar im Elende dahin siechen, wenn nicht die kräftige Natur es ihnen ermöglicht, trotz Schmutz, Vernachlässigung und Blöße zu starken Burschen oder Mädchen heranzuwachsen; ich musterte die Schaaren der Weiber, auf deren Gesichtszügen alle Laster, das der Trunksucht nicht am wenigsten, ausgeprägt waren; die Rotten der Männer, die ich nirgends in elendere Lumpen gehüllt gesehen habe, als in Glasgow, und die meist mit stumpfsinniger Resignation ihr Loos zu tragen scheinen; dem Italiener stehen seine Lumpen classisch und er trägt sie mit Selbstbewußtsein, ohne Neid; bei dem Nordländer aber sind solche Erscheinungen Bilder der höchsten menschlichen Bedürftigkeit und der tiefsten Gesunkenheit.

Wie armselig und ohnmächtig fühlt sich der Einzelne diesem namenlosen Elende gegenüber, das Tausende und Hunderttausende in seinem entsetzlichen Banne hält. Und doch dünkt sich unser Jahrhundert so groß und rühmt sich mit Recht der höchsten Triumphe über die Natur. Wenn aber der sociale Zwiespalt noch weiter und weiter sich öffnet, wenn die Männer der Arbeit, die „harten Fäuste", mit Gewalt zum Socialismus hingedrängt werden, dann müssen sich die Scenen der Pariser Commune noch öfter wiederholen. „Denn", so sagt Macaulay sehr richtig: „Ich erinnere mich, daß Adam Smith und Gibbon uns erzählt haben, daß die Civilisation nie wieder durch Barbaren zerstört werden könne. Die Fluth, sagen sie, wird nie wieder zurückkehren, um die Erde zu bedecken; und sie schienen richtig zu urtheilen, denn sie verglichen die immense Kraft des civilisirten Theils der Welt mit der Schwäche des Theils, der noch barbarisch war, und sie fragten, woher diese Hunnen, woher diese Vandalen kommen sollten, welche noch einmal die Civilisation zerstören könnten? Ach! sie vergaßen, daß im Herzen der großen Hauptstädte, in der Nachbarschaft der glänzenden Paläste, Kirchen, Theater, Bibliotheken und Museen, das Laster, die Unwissenheit und das Elend eine wildere Race von Hunnen erzeugen könnten, als jene, die unter Attila kämpften und Vandalen, die zerstörungssüchtiger sind, als jene, welch Genserich folgten." —

Die Trunksucht haust in Glasgow, wie überhaupt in Schottland, noch schlimmer als in England. In Edinburg kommen auf je 10,000 Einwohner 6 Kirchen, die aber vom Volke nur wenig besucht werden, 45 Wirthshäuser und Schnapsläden, sogenannte public houses, sowie fast 1000 Verbrechen und Vergehen, deren Thäter unbekannt bleiben. Aehnlich, wohl noch schlimmer ist es in Glasgow. Zu dem nationalen Laster der Trunksucht kommt hier noch das sociale Elend; das von allen Freuden und Genüssen der Erde verstoßene Proletariat greift in seinem Leid zur Branntweinflasche, um sich zu betäuben und für einige Stunden glücklich zu fühlen. Aber entsetzlich ist der Anblick dieser schnapsberauschten Männer, Weiber und Kinder. Sonntags gegen Mittag begegnete uns mitten in der Stadt ein total betrunkener Mann aus dem Arbeiterstande, der von einigen Freunden heim geschleppt wurde. Außerdem sahen wir noch viele Andere, die sich in nicht viel besserem Zustande befanden. Diesem viel verbreiteten Laster suchen die Mäßigkeitsvereine entgegen zu wirken, welche die Engländer mit echt britischem Eifer und zäher Hartnäckigkeit pflegen; daher die Menge der Temperenzhotels und die vielen kleinen Broschüren, die in Tausenden vertheilt werden, um Propaganda zu machen gegen den Genuß der geistigen Getränke; daher der heftige bis in das Parlament sich fortpflanzende Kampf gegen die Wirthshäuser, der Streit um die Bills, welche zu gewissen Stunden des Sonntags die public houses zuschließen. In Nordamerika hat der Temperenzfanatismus bekanntlich zu den größten Eingriffen in die persönliche Freiheit geführt. Die Londoner Mäßigkeitsvereinler hielten Ende Juli im Crystallpalast zu Sydenham ihr Jahresfest ab; 40,000 Menschen waren herbeigeströmt und lauschten bei der tropischen Hitze den Reden gegen die teuflischen Spirituosen. Sie begnügten sich mit Selterswasser und Limonade und waren sehr vergnügt. Ganz unzweifelhaft wirken diese Vereine sehr wohlthätig, indem Mancher, der schon tief in dem Laster der Trunkenheit steckt, herausgerissen und blos durch die Zugehörigkeit zu einem solchen Vereine vor dem Untergang im Elende bewahrt wird. In Irland, dessen Bevölkerung besonders zu jenem Laster hinneigt, hat ein Pater Mathew († 1847) als Mäßigkeitsapostel große Erfolge erzielt. Er hat die sogenannten Teetotallers in's Leben gerufen, die geloben, sich aller geistigen Getränke zu enthalten. Die Engländer schreiben, wiewohl wahrscheinlich mit Unrecht teatotallers, als Leute, die blos Thee trinken; das Wort ist irischen Ursprunges.

Ueber diesen Gegenstand schrieb eine kundige Feder der Kreuzztg im Herbste 1873: „Wer von dem Volksleben auf dem britischen Inselreiche auch nur oberflächlich Kenntniß genommen hat, der weiß von den entsetzlichen Verwüstungen zu erzählen, die dort Jahr aus Jahr ein durch den Branntwein angerichtet werden. Ob England, Schottland oder Irland hierin den ersten Rang behauptet, dürfte schwer sein zu entscheiden. Paddy und Brandy sind bekanntermaßen unzertrennlich, aber auch in Edinburg ist es leider ein sehr gewöhnliches Schauspiel für den Fremden, am hellen Mittag betrunkene Weiber mit aufgelöstem Haar im Rinnstein liegen zu sehen, und was England anlangt, so finde ich, daß Jemand sich in den dreißiger Jahren die Mühe gegeben hat*), in 14 Hauptschenken Londons die Besucher während einer Woche zu zählen,

*) v. Raumer, England I, 382.

wobei er die Besuche von 142,453 Männern, 108,593 Weibern und 18,391 Kindern, zusammen 269,437 Personen constatirte; leider läßt sich dieser Notiz nicht mit der Behauptung entgegentreten, daß es in den letzten Jahrzehnten besser geworden sei. Man darf indeß billigerweise die Erwägung nicht außer Acht lassen, daß das feuchte und kühle Klima des Landes den Genuß starker Biere und Spirituosen in höherem Maße, als anderswo, gestattet und darum auch die Versuchung dazu eine größere ist, als in den südeuropäischen Ländern, wo sich die Trunksucht in oft nur äußerst geringem Maße bemerklich macht.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwedischen Streichzündhölzchen.

J. G. Gentele theilt in der Neuen D. Gewerbezeitung unter anderem Folgendes mit. Als Material für die Zündhölzchen wird in Schweden ausschließlich das Stammholz der Silberpappel verwendet, welches verhältnißmäßig billig zu beschaffen ist, da diese Holzart gerade zu anderen Zwecken, z. B. als Brennmaterial nicht sehr geschätzt wird, weil das Austrocknen derselben in größeren Stücken an der Luft nur höchst schwierig erfolgt. Durch eigene Maschinen werden die runden, nicht gespaltenen Holzblöcke in Fourniere von der Breite geschnitten, welches die Länge der Hölzchen ist, dann weiter in die kleinen Stäbe zertheilt, welche die Hölzchen vorstellen, und welche nun vollkommen durch Erhitzung ausgetrocknet werden, was bei der feinen Vertheilung des Holzes nunmehr keine Schwierigkeit mehr darbietet. Die erste Behandlung, welche die Hölzchen erfahren, ist ihre Paraffinirung. Ihre Enden, worauf die Zündmasse angebracht werden soll, werden in eine Auflösung von Paraffin in flüchtigem Photogenöl getaucht, oder in solches Photogen, welches an und für sich genügend paraffinhaltig oder durch Zusatz von Paraffin es geworden ist, worauf sie wieder getrocknet werden. Es erfolgt dann das Eintauchen in die Zündmasse, welche eine solche Consistenz besitzen muß, daß an den Hölzchen nur kleine dünne Tröpfchen, keine dicken Kugeln oder überflüssige Massen hängen bleiben, welche bei der Anwendung in brennendem Zustande abfallen würden, ohne das Hölzchen zu entzünden. Gentele hat die von den Hölzchen abgelöste Zündmasse einer Analyse unterworfen. Die quantitative Analyse ergab folgende Proportion: Chlorsaures Kali 32%, saures chromsaures Kali 12%, Oxyde des Bleies 32%, (natürliches) Schwefelantimon 24%, wobei ungewiß blieb, ob das gefundene Blei als Mennige oder als Bleihyperoxyd vorhanden war. Das Schwefelantimon ist der sich in der sauerstoffreichen Masse entzündende, brennende und das Feuer an die Holzstäbchen übertragende Körper. Es muß in sehr fein zertheiltem Zustande angewendet werden, weil es sonst ungleich brennt und das Feuer nicht überträgt. Chlorsaures Kali und Bleihyperoxyd allein in der Mischung bewirken ein zu rasches und unruhiges, explosionsartiges Abbrennen mit Herumschleudern der brennenden Masse, ohne doch jedesmal sicher zu zünden. Chromsaures Kali und Mennige vermindern die Heftigkeit beim Abbrennen, die eine Mischung von chlorsaurem Kali und Schwefelantimon allein haben würde, dürfen aber dennoch nicht in zu großer Proportion angewendet werden. Wollte man die Heftigkeit des Abbrennens einer Zündmasse durch Zusatz von indifferenten Köpern, als Smalte, Glas etc. vermindern, so würde man finden, daß dadurch zwar dieser Zweck erreicht wird, daß aber die indifferenten Körper durch Temperaturerniedrigung die Uebertragung des Feuers an das Holz verhindern. Obwohl nun von einem guten Zündsatze ein Theil der Güte der schwedischen Sicherheitszündhölzchen abhängt, so ist doch ihr Renommé nicht allein hiervon abhängig. Eine große Accuratesse in allen vorkommenden Arbeiten verleiht denselben außerdem Vorzüge vor anderen Fabricaten. Wenn die Fourniere und die einzelnen Hölzchen nicht parallel mit den Holzfasern geschnitten werden, sondern der Schnitt die Längenfasern schräg durchkreuzt, brechen die Hölzchen beim Anstreichen ab. Die Paraffinirung darf weder zu stark, noch zu schwach sein und nur am Ende des Hölzchens stattfinden, denn sonst brennt das Stäbchen, das durch die Zündmasse entzündet ist, zu rasch ab.

Miscellen.

Ueber den Bestand des Lüneburger Silberschatzes, der wahrscheinlich für 200,000 Thlr. in den Besitz des Berliner Museums gelangen wird, schreibt man dem „Frdbl.": „Schon im dreißigjährigen Kriege ist ein ansehnlicher Theil des im Lüneburger Rathhause verwahrten Silberzeuges verkauft worden, nach der durch den Feldmarschall Banner erfolgten Brandschatzung der Stadt Lüneburg (1636). Der „Silberschatz", dessen einzelne Theile (meist im Renaissancestil gehalten) von ausgezeichnetem Kunstwerthe sind, enthält noch 87 Stück von silbernen und silber-vergoldeten Gefäßen, Schalen, Pocalen und dergleichen. Unter diesen Gegenständen sind namentlich bemerkenswerth: 1. Der sogenannte Bürgereidskrystall, ein silbernes, stark übergoldetes Kästchen von feiner Arbeit, welches auf seiner oberen Wölbung einen verschlossenen, hohlen, cylinderförmigen Krystall enthält, in welchem, sowie in dem Kästchen, ehedem Reliquien aufbewahrt wurden. Dieses Gefäß berührten die Bürger und der Sothmeister bei der Eidesleistung mit den Fingern. Verfertigt ist das Kästchen von einem Lüneburger Goldschmied Hans v. Laffert 1444 und wiegt 7 Pfund 4 Loth. 2. Die Statue der Himmelskönigin mit dem Christkindlein (8 Pfd. 23 Lth. schwer) mit einem mit gothischem Fensterwerk durchbrochenen Fußgestell, in A. Dürers Stil gearbeitet. 3. Ein großer ausgewachsener Elephantenzahn, zum Trinkhorn eingerichtet, mit überaus kunstvoll gearbeiteten gothischen Verzierungen von vergoldetem Silber eingefaßt, vom Jahre 1486 (13 Pfd. 2½ Lth. schwer). 4. Ein großer stehender Löwe, eine Elle lang, von Silber, als Gießgefäß zum Waschen dienend, dazu ein rundes silbernes Waschbecken (7 Pfd. 28 Lth.). 5. Ein silberner schwerer Krug, mit hocherhabenen mythologischen Figuren gearbeitet, ein Geschenk des Edlen von Stöterogge, Bürgermeisters den Stadt Lüneburg u. s. w., an das geistliche Ministerium von Lüneburg (1720) mit der Bedingung, daß der silberne Krug niemals in fremde Hand gelange oder veräußert werde, wie die lateinische Inschrift besagt. Mehrere andere Schüsseln, Becher und Schalen von ausgezeichneter Arbeit und von theils großem Werth, darunter ein Achatbecher, den Anno 1472 Herzog Friedrich zu Braunschweig-Lüneburg dem Rathe der Stadt Lüneburg geschenkt, vervollständigen den Rathsilberschatz."

Aus der Eifel, 8. Nov., theilt die „Cobl. Volksztg." folgende Geschichte mit: „Bei einem zu „sperrenden" Pfarrer erschien der Bürgermeister, und nachdem in Ermangelung eines Dritten die beiden Herren sich selbst, der eine als Bürgermeister von X. der andere als Pfarrer von Y. vorgestellt hatten, verlangte der erstere die Ernennung des Pfarrers zu sehen. Das lateinische Instrument wurde herbeigeschafft und mit einem Biß in den Schnurrbart starrte der Bürgermeister die lateinischen Vocabeln an. Doch obschon sie für ihn Hieroglyphen waren, zu denen er keinen Schlüssel besaß, er half sich aus der Verlegenheit. Er notirte sich Tag und Datum der Ernennung, sodann die einzelnen Unterschriften: zuerst die des Bischofs, dann die des Generalvicars, dann des bischöflichen Geheimsecretärs. Als vierte unterfertigte Person notirte er sich gewissenhaft: Thalerus. Es steht nämlich in jedem Instrument: taxa expeditionis Thalerus (die Expeditionsgebühren betragen einen Thaler). So wird also der „Herr Thalerus", wenn nicht unterwegs verbessert wird, zu hundert Thaleri verurtheilt werden. Eine interessante Procedur."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 137. Speyer, Donnerstag, den 20. November 1873.

Die Bienenkönigin.

Erzählung aus dem Emsland von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Wenn der erste Frost über den Braunkohl gegangen ist, schmeckt er gar süß und aromatisch, das wußte Großmaman genau, denn sie war feiner auf die Eindrücke der Zunge, als auf die des Herzens. Als sie mit Lisette in den Condolenzkaffee bei der Frau Oberamtmännin ging, schickte sie daher Agnes mit einem Korb in den Garten vor dem Thor, um recht sorgsam die „Kohlherzen“ abzulesen — hier sah die Bienenkönigin auf's Herz. — „Zugleich“, meinte die Wittwe, „wird dadurch vermieden, daß sie ihre Zeit mit August vertändelt, der von dem Kaffee gehört haben muß und wohl weiß, daß die Braut eines Krei nicht dahin gehört!“

Krei wohnte in einer andern Straße und Mieke wachte darüber, daß Agnes nicht durch die Straße ging; aber August stellte jedes Mal, wenn er sich rasirt hatte, also Mittwochs und Sonnabends, seinen Rasirspiegel derart in's Ladenfenster zwischen Käse und Heringe, daß er gleichsam um die Ecke in die Hauptstraße reflectirte, und so sah er Agnes mit dem Korb, die sich aber in der Perspective des Rasirspiegels bückte, weil sie den Gartenschlüssel hatte fallen lassen.

Die spionirende Mieke durfte nicht zweifeln, Mamsell Agnes nehme es sich recht genau mit den „Herzen“; denn es war bereits sehr dämmerig, als das junge Mädchen und August auf das alte Thor zuschritten, das jetzt freilich mitten in der Straße lag, die sich nach außen hin ununterbrochen fortsetzte. Agnes redete erregt und sah weder rechts noch links; eben als sie in die Thorwölbung trat, sagte sie: „So halte ich's nicht länger aus. Was verschlägt's, ich mache es wie meine Mutter und laufe eines Tages zu Dir, ärmer und verachteter kann ich ja doch nicht mehr werden!“

„Um Gottes Willen, Agnes“, entgegnete August erschreckt und kläglich, „Du würdest mein ganzes Geschäft ruiniren und — und — ich danke auch für eine Frau, welches eines Tages ohne Weiteres herläuft, obwohl Du mir so lieb bist wie —“

Der Maßstab von August's Liebe ist der Nachwelt verloren gegangen, denn plötzlich sagte eine lachende Männerstimme neben Agnes: „Laufen Sie zu mir, laufen Sie zu mir, ich trage Ihnen den großen Korb und habe gar keine Furcht vor jungen Damen!“

Aufblickend sah Agnes einen großen, dunklen Mann mit glänzenden Augen, der sich ohne Weiteres ihres Korbes bemächtigte. „August!“ sagte Agnes und blickte bedeutsam nach dem Korb.

„Ich bin kein Räuber!“ lachte der Fremde. „Ich bin Großsohn von Signora Wittfeld von Steen!“

„So —!“ rief August, „wenn ich das nicht wegen der Sprache gedacht habe! Na willkommen!“

„Willkommen?“ rief Agnes und faßte den Arm des neuen Cousins mit beiden Händen. „O, nicht willkommen, gehen Sie nicht in das Haus des Unglücks, ich bin in demselben groß geworden, ich kenne es, fliehen Sie, kehren Sie um, ehe die Großmaman auch Sie in's Elend stürzt. Gehen Sie, um aller Heiligen willen! Gehen Sie!“

„Seh' ich aus wie ein hülfloses Kind?“ lachte Daniel und reckte seinen schlanken, hohen und doch muskelstarken Körper in die Höhe. „Ich fürchte mich auch nicht vor alten Weibern — dann noch eher vor jungen — hübschen!“

„Ich bin nie jung gewesen“, entgegnete Agnes mürrisch, „meine Mutter denke ich mir nur weinend und dann, als sie starb, war ich das häßliche elternlose Bettelkind!“

Nein, Daniel sah es, sie war nicht hübsch mit ihrem freudlosen Ausdruck und den langen, mageren Gliedern und dem groben, schlecht sitzenden Anzug, und dennoch — diese Blonden in ihrer leidenschaftslosen und doch so eindringlichen Art fassen den Südländer in besonderer Weise; fast eifersüchtig fragte er: „Das Ihr — Liebhaber?“

„Der Bräutigam — Colonialwaarengeschäft!“ stellte sich Krei mit Beflissenheit und tiefer Reverenz vor. Er fühlte, was davon abhänge, sich dem Erben angenehm zu machen.

„Ich bin Deine nahe Verwandte“, flüsterte Agnes hoch erregt dem jungen Vetter zu, „ich habe nie Jemanden gehabt, zu dem ich Bruder sagen konnte, Du, Du würdest mich nicht verachten und verspotten, Dir könnte ich dienen ohne Murren, als die Magd, die ich im Steinhause bin, dennoch — geh'! — kehr' zurück!“ Ihren großen, hellen Augen entstürzten

schwere Thränen und sie preßte die schmalen, hart gearbeiteten Hände wie im Krampfe auf die Brust. August blickte ängstlich umher, ob Jemand die Scene beobachte, Daniel zog eine ihrer zitternden Hände an sich und sagte: „Weine nicht, meine arme Schwester, denn ich muß jetzt bleiben — Deinetwegen, Du sollst nicht länger schutzlos dastehen!"

Bei der Frau Oberamtmännin wurde eben die zweite Torte mit allerhand Eingemachtem und Bischof umher gereicht, als sich unerwartet die Thür öffnete und die Magd Micke eintrat. Die alte Person sah so erschrocken aus, daß die siebzehn anwesenden Damen, welche alle ihre Füße auf Feuerkieken erwärmten, sich im Gespräch unterbrachen und sie mit durchdringender Neugier anstarrten. „Brennt's?" fragte Frau Wittfeld von Steen scharf.

„Frau Burgemeisterin", stammelte Micke, „er ist mit der Post gekommen, unser Großsohn, der Italiener!"

Die Wittwe, ihrer geistesstarken Rolle getreu, faßte sich zuerst und befahl: „Bereite ihm einen Glühwein und setze ihm zum Butterbrod Leberwurst auf!"

Micke fand sich in ihrer Berufspflicht wieder und verschwand. Lisette gab von da ab sehr zerstreute Antworten, aber die Maman aß und trank noch eine halbe Stunde, man würde nichts von Aufregung gemerkt haben, wenn nicht die Schnupftabaksdose unaufhörlich zwischen ihren Fingern getanzt hätte. Als sie fort war, nickten die Damen einander verständnißinnig zu und lächelten fein: „Die Dose!" — Dann rückten sie zusammen und zuckten die Achseln und sagten mitleidig: „Ein Italiener!"

„Mein Himmel", warf die Hausfrau ein, „der heilige Vater ist ja auch ein Italiener!"

„O, der ist Papst — das ist etwas Anderes!" meinten die Damen. „Man mißtraut doch immer den Italienern!"

„Ich warte nur", sagte die Apothekerin feierlich, ob e r aus dem Bienenkorb muß oder s i e — zwei Regenten hausen nicht zusammen!"

Die Damen blickten sich an, es entstand eine etwas gedrückte Pause, dann hauchte es von fünfzehn Lippenpaaren: „Er!" — Ein leiser Schauder überlief die Damen und sie wickelten mit einem Seufzer ihre fünfzehn Strickstrümpfe zusammen.

Was für eine Rede sich auch die Bienenkönigin zurecht gelegt haben mochte, sie hielt dieselbe nicht, denn sie selbst wurde mit einer Ansprache empfangen: „Fürchten Sie sich nicht vor dem großen Italiener, Großmaman, ich habe ein Herz wie ein Kind und werde gut gegen alle Alle sein; nur wenn man meinen Zorn aufreizt, dann bin ich Italiener, dann stehe ich nicht für das, was mein heißes Blut verschuldet!"

„Ich habe mich noch nie gefürchtet!" sagte die Burgemeisterin königlich.

„Nie?" staunte der eben eintretende Josef, „nie, Maman?" wiederholte er. „Nun, dann hoffe ich es das erste Mal zu erleben! Und jetzt willkommen, Du Moses, Du Gefundener, Gott segne Dich — ich thue es, ich bin Dein alter Onkel Josef, mein Segen gilt nicht viel, aber ich geb' es, wie ich's habe!"

Daniel, der Mühe hatte, den schwerfälligen Dialekt seiner neuen Verwandten zu verstehen, begriff doch gleich, der Oheim sei sehr „lustig" und versprach dann, ihn morgen zu einer ernsten Conferenz aufzusuchen, in welcher berathen werden sollte, wie man sich den Winter am besten und unterhaltendsten durch allerhand gesellige Abwechselung vertreiben könne, damit man nicht vor Langeweile umkomme. Schwester Agnes hatte schon gestanden, daß hier weder Theater, noch Carneval, selten ein Ball und noch seltener ein Concert sei. — „Nun wundert's mich nicht, daß Tausende von Deutschen ihrer Gesundheit wegen nach Italien kommen, indeß noch nie ein Italiener wegen seiner Kränklichkeit nach Deutschland zog!" rief Daniel; „sie werden vor Langeweile krank. Aber Schwester Agnes und ich, wir wollen nicht krank werden, sie soll ihr Haar hübsch in Locken frisiren, ihre Hände schonen und lichte, modische Kleider tragen, ich lehre sie die Cither spielen und alle unsere Tänze tanzen — und Italienisch soll sie lernen, bis ihre Augen froh und jung werden und ihr Schritt leicht!" Josef machte einen kleinen, wunderlichen Luftsprung und Lisette bebte, daß sie sich an eine Stuhllehne festhalten mußte.

„Du vergißt", sagte die Wittwe feierlich, „daß Du in einem Trauerhause bist!"

„Nun", entgegnete Daniel, „der Papa hat gut ohne mich fertig werden können, ich kannte ihn weniger als jeden Lehrling bei meinem Großvater, ihm lag nichts an meiner Gesellschaft, als er lebte, an meiner Trauer kann ihm, nun er todt ist, schon gar nichts liegen — mir war ein paar Tage traurig, aber das ist lange vorüber!" Während er sprach, zog er einige große Cigarren hervor und präsentirte Josef davon. „Wenn es der Großmaman lästig ist, gehen wir auf mein Zimmer", fügte er hinzu. Die Dose drehte sich blitzschnell, aber die Alte nickte nur, sie wußte offenbar nicht, wie sie sich dieser harmlosen Sicherheit gegenüber zu benehmen habe.

Am nächsten Morgen ging in der obern Etage ein ungeheures Poltern los. Die Wittwe saß wie ein verkörpertes Donnerwetter in ihrem Lehnstuhl. Als das Gepolter aufgehört hatte, eilte Daniel ganz freudestrahlend herein, Josef hinterdrein. „Es wird Alles herrlich, Großmaman, wir haben den ganzen Saal ausgeräumt, da wollen wir Ball spielen, August, Agnes, Josef und die jungen Leute der Stadt, o, ich bin ein tüchtiger Ballschläger. Und tanzen wollen wir dort und Komödie spielen — zu Haus gab mein Großvater immer die redlichen Landleute und treuen Diener und ich die Intriguanten. Sie, Großmaman, werden nach den Vorstellungen Denjenigen krönen, der's am besten gemacht hat!"

(Fortsetzung folgt.)

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

Was die freie Liebesthätigkeit in der Bekämpfung dieser Pest versucht und vollbracht hat, davon zeugen die Annalen der großen 1831 gestifteten englischen Mäßigkeits-Gesellschaft, davon zeugt für Irland die reich gesegnete Arbeit des Dominikaner-Mönchs Mathew. Die oben genannte Gesellschaft ist durch alle erdenklichen Mittel dem Laster der Trunksucht entgegengetreten und hat, trotzdem ihre Bestrebungen sich nicht immer von Einseitigkeiten frei gehalten haben, Großes erreicht. Sie hat Zeitschriften gegründet und Bücher, an Zahl eine mäßige Bibliothek ausmachend, verfassen lassen, in denen gegen den Branntweingenuß zu Felde gezogen wird; sie hat in allen größeren Städten des Landes die Gründung von Temperance-Hotels befördert; sie besoldet eine große Zahl von Reise-Agenten, welche Zweigvereine gründen und durch Vorträge und Predigten das Laster des Trunkes bekämpfen. Da demselben besonders das Schiffsvolk leicht erliegt, so gibt es sogenannte Temperance-Schiffe, deren Eigenthümer sich verpflichtet haben, von denselben allen Branntwein zu verbannen. Genug, die Liebe ist erfinderisch und rastlos thätig gewesen. Aber trotz alledem ist man noch sehr weit entfernt von dem Ziele, das Volksleben im Großen durch diese Mittel in irgend erheblicher Weise heilsam zu beeinflussen. Die freie Vereinsthätigkeit reicht hier offenbar nicht aus; Zeugniß davon geben folgende Zahlen.*) Unter der Einnahme aus inländischen Steuern im Jahre 1869, welche sich auf 42,907,050 Lstr. belief, befanden sich 18,992,997 Lstr. als Ertrag der Steuern auf Spirituosen, Malz und Concessionen für Schenkwirthe. Diese Zahl läßt auf eine wahrhaft enorme Production und auf einen ebenso enormen Consum schließen. Von dem letzteren kann man sich auch dadurch eine Vorstellung machen, wenn man erwägt, daß es in den drei vereinigten Königreichen gegen 140,000 Bier- und Branntweinschenken gibt, von denen sich 10,000 allein in London befinden, und daß das Capital, welches in der Fabrication und in dem Verkauf von gegohrenen und destillirten Getränken angelegt ist, auf 120 Millionen Lstr. berechnet wird. Diese Zahlen lassen einen höchst verderblichen sittlichen Einfluß der berauschenden Getränke ahnen. Da die freie Vereinsthätigkeit nicht im Stande ist, dem Uebel gründlich zu steuern, so muß die Gesetzgebung eingreifen. Aber auch hier liegen bis jetzt unüberwundene Schwierigkeiten. Die sonst herrschende Gewerbefreiheit thörichter Weise auch auf das Gewerbe der Schenkwirthe auszudehnen, dazu ist allerdings der Engländer zu wenig Anhänger einer abstracten national-ökonomischen Doctrin. Die Schenkwirthe aber, in der Meinung, daß die Regierung ihre Interessen mit einem andern Maß mißt, als die der übrigen Gewerbtreibenden, machen ihre Kneipen zu Sammelpunkten einer erbitterten politischen Opposition; denn nicht nur sind sie selbst zahlreich, sondern sie haben auch die größte Mehrzahl der Kunden auf ihrer Seite. Vor den Tagen der Wahlreform konnte man über diesen Umstand schweigend hinweggehen, jetzt aber, wo auch die niederen Volksschichten bei den Parlamentswahlen ein Wort mitreden, liegt die Sache anders. Der Schenkwirth gefällt sich in der Rolle des durch ein Ausnahmsgesetz gekränkten Märtyrers, und der Proletarier schreibt diesen Zustand als einen wichtigen Posten auf die Rechnung der „herrschenden Klasse." Fortwährend erhöhte Steuern auf Bier und Branntwein, davon hat man sich überzeugen müssen, bezeichnen nicht den Weg, auf dem allein es möglich ist, die Trunksucht auszurotten. Bier und Schnaps rechnet der Arbeiter heut zu Tage zu den nothwendigen Lebensbedürfnissen, ihren Genuß zum „menschenwürdigen Dasein." Gehen die Preise dafür in die Höhe, so hat das einfach die Erhöhung der Arbeitslöhne zur Folge, wofür man als mehrfach erprobtes Mittel die Strikes verwendet. Die Staatskasse füllt sich, aber der Branntweingenuß nimmt nicht ab.

Es dürfte von Interesse sein, den Gang der englischen Gesetzgebung auf diesem Gebiete des Spirituosenverkaufs zu skizziren, wenn man sich auch dem Eindruck nicht verschließen kann, daß es sich hierbei bisher nur um ein fortgesetztes Experimentiren gehandelt hat. Bereits im Anfang des vorigen Jahrhunderts unter der Königin Anna hat man versucht, den übermäßigen Genuß berauschender Getränke durch Steuern zu bekämpfen. 1736 wurde auf die Concession zum Kleinhandel mit Spirituosen eine Abgabe von 50 Lstr. gelegt, aber bereits im folgenden Jahre sah man sich genöthigt, gegen die Contravenienten mit einer Strafe einzuschreiten, welche ganz den rohen Geist der Criminalpraxis jener Zeit zeigt: der Uebertreter erhielt zwei Monate Gefängniß und „wurde bei seiner Entlassung auf dem entblößten Oberkörper so lange gepeitscht, bis das Blut hervordrang." Seit 1784 wurde die Steuer für Inhaber von Branntweinschenken nach dem Umfang der von ihnen hierzu benutzten Räumlichkeiten angesetzt, ein Princip, welches bis auf den heutigen Tag beibehalten worden ist, während der Communal-Behörde das Recht gegeben wurde, die nur für ein Jahr gültige Concession dazu zu ertheilen oder zu versagen. Was den Ausschank von Bier anlangt — es handelt sich dabei um die starken englischen Biere, welche sehr verschieden von den unsrigen sind — so brachte das Jahr 1830 und die damals besonders lebhafte freihändlerische Agitation eine erhebliche Neuerung. Der Biervertrieb war allmählig zu einem Monopol in den Händen einiger reichen Capitalisten geworden und man hielt es in Folge dessen für angemessen, den Detailverkauf dieses Getränks Jedem zu gestatten, der eine Caution von 20 Lstr. erlegte, wodurch den Steuercontraventionen vorgebeugt werden sollte. Damit war der Handel in diesem Artikel so gut wie ganz freigegeben und die Folge war, daß sich die Bierschenken

*) Quarterly Review Nr. 262.

in erschreckender Weise vermehrten, so daß das Parlament bereits 1834 sich gezwungen sah, eine Beschränkung eintreten zu lassen, wonach zwischen solchen Bierschenken, in denen das Getränk selbst genossen, und solchen, die es über die Straße verkauften, unterschieden wurde. Die Inhaber der erstgenannten Klasse mußten auf dem Lande ein Zeugniß über Unbescholtenheit, von sechs Nachbarn ausgestellt, und in der Stadt eine Nachweisung darüber beibringen, daß ihr Haus einen Werth von mindestens 10 Lstr. habe. Dazu kam dann noch 1840 eine beiden Kassen auferlegte Abgabe von 15 Lstr. in London und den größeren, von 11 Lstr. in den kleineren Städten und von 8 Lstr. auf dem Lande. Man gab diesem Gesetze schuld, daß es durch übermäßige Erleichterung des Bierausschanks die Bierwirthschaften zu einem Versammlungspunkt schlechten Gesindels gemacht habe; jedenfalls nahm die Trunksucht fortwährend zu, und man sah sich zu immermehr verschärften Maßregeln hinsichtlich der Ertheilung von Concessionen veranlaßt. 1869 bestimmte ein Gesetz, daß hinfort der Ausschank von solchem Bier, das an Ort und Stelle getrunken wird, ebenso einer Erlaubniß von Seiten der Communalbehörden bedürfe, wie der Ausschank von Spirituosen, und daß dieselben bei Ertheilung und Verweigerung derselben durchaus nach Gutdünken verfahren dürften; nur bei der Verweigerung der Concession zum Verkauf über die Straße waren die Behörden gehalten, den üblen Leumund des Nachsuchenden ausdrücklich zu constatiren.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Wie aus Frankfurt a. M. geschrieben wird, war dort auch dies Mal wieder am Jahrestage des Todes Robert Blum's (9. Nov. 1848) die bekannte Trauerfahne an einer Stelle der Stadt zum Gedächtniß des Erschossenen ausgesteckt. Die Polizei, die bekanntlich seit einem Vierteljahrhundert unablässig bemüht ist, den oder die Fahnenattentäter zu ermitteln, war auch dies Mal während der Nacht vorher fortwährend in Thätigkeit. Man controlirte jeden Stangenträger, man hatte ein scharfes Auge auf Jeden, welcher der verfänglichen Absicht, eine Fahne aufzupflanzen, verdächtig erscheinen konnte, und trotzdem und alledem flatterte die Fahne vor dem Gallusthore an der Promenade an einer der belebtesten Stellen, die selbst während der Nacht nicht ohne Verkehr ist. Wer die verschwiegenen und geheimnißvollen Errichter dieses Andenkens sind: dieses Räthsel legt sich Frankfurt an jedem Todestage Blum's von neuem vor, ohne daß man es je lösen könnte. Natürlich wurde die Fahne von der Polizei entfernt, eben so wie eine Copie des letzten Briefes, den Robert Blum geschrieben, die man Morgens am Stadttheater angeschlagen fand. Die geheimnißvolle Fahne, die in jedem Jahre sich an einer anderen Stelle zeigt, war in einem der vorhergehenden Jahre bekanntlich mitten im Wasser, an einem halbfertigen Brückenpfeiler angebracht, in einem andern hoch oben an der Spitze des Domes, vorher ein Mal an dem Gipfel der Paulskirche. Die Anekdote von dem Polizei-Präsidenten Madai, dem man, als die Flagge an der steilsten Spitze des Domes, die nur für einen geübten Kletterer mit Gefahr zu erreichen erschien, eine Denunciation zugestellt hatte, und der nun, erfreut, endlich am Ziele zu sein, dem Betreffenden sofort eine Vorladung zustellen ließ, in Folge deren der dickste Metzgermeister, den Frankfurt aufzuweisen hat, als der gewandte Kletterer vor ihm erschien, dieser Scherz, der damals unendliche Heiterkeit erregte, dürfte bekannt sein.

Darmstadt, 14. Nov. Die „landwirthschaftliche Versuchs- und Auskunftsstation in Darmstadt“ veröffentlicht in Nr. 45 der „Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen“ das Resultat einer Untersuchung von Malzkeimen, nach welchem dieser seither viel zu wenig beachtete Futterartikel in Folge seines bedeutenden Inhalts an stickstoffhaltigen Nährstoffen als mindestens gleichwerthig mit den verschiedenen Kleienarten bezeichnet wird. Der betreffende Bericht der landwirthschaftlichen Versuchsstation sagt zum Schluß: „Ihres erheblich billigeren Preises, als auch der sehr günstigen Resultate wegen, welche man durch Anwendung dieses stickstoffreichen Futtermittels, vorzüglich bei Fütterung von Jungvieh, von Milchkühen und Pferden erzielt hat, verdienen die Malzkeime eine besondere Beachtung.

Der Peterspfennig. Es ist bekannt, daß Papst Pius seit Jahren durch die Beiträge der Gläubigen in der ganzen Welt unterstützt wird. Die „Unita Cattolica“ enthält folgende Statistik über die jährlichen Einkünfte. In 1861 beliefen sich die „Pfennige“ auf 14,184,000 Frcs., in 1862 auf 9,402,000; in 1863 auf 7,047,000; in 1864 auf 5,832,900; in 1865 auf 6,445,000; in 1866 auf 5,939,000; in 1867 auf 11,312,000; in 1868 11,000,000, was in 8 Jahren somit einen Totalbetrag von 71,161,000 Francs erzielt. Die genaue Höhe der in den letzten 4 oder 5 Jahren gesammelten Beiträge ist nicht angegeben, aber das genannte Blatt sagt, daß sie die früheren Jahre bedeutend übersteigen, und glaubt, daß der Gesammtbetrag der bis zur Neuzeit gesammelten Peterspfennige nicht viel unter 400,000,000 Frcs. betragen kann. Die große Abnahme von 1863—66 erklärt sich der „Unita Cattolica“ zufolge durch die damals vorherrschende Annahme in der katholischen Welt, daß der weltliche Besitz des Pontifex hinlänglich gesichert sei und daß er folglich auswärtiger Subsidien weniger dringend bedürfe.

Dr. Heuser in Eppingen veröffentlicht in dem „Bad. landw. Wochenbl.“ Resultate seiner Anbauversuche mit californischen Kartoffeln. Nicht nur durch Ueppigkeit des Blattwuchses und Schönheit in Form und Farbe der Blätter, sondern auch durch hohen Ertrag zeichnen sich diese Kartoffelsorten vor allen anderen aus. Es gilt dies besonders von der frühen und späten Rosenkartoffel, der Pfirsichkartoffel und einer dritten unvergleichlichen Kartoffelart. Letztere ist eine weiße, ovale, etwas platte Sorte mit glatter Schale und flachen Keimen. Nach amerikanischen Berichten ist sie sehr mehlig, wiegt oft $^3/_4$—1 Kilo und ist außerordentlich ergiebig; außerdem hält sie sich sehr gut im Aufbewahrungsorte, so daß sie an die Spitze aller anderen Kartoffelsorten gestellt werden kann.

Charade.

(Zweisylbig.)

Kannst Du ein Hausgeräth mir nennen
Das in zwei Silben nur enthält
Für Männer, die in Liebe brennen,
Das größte Glück und Leid der Welt?

Auflösung des Logogryphs in Nr. 135:

Filz, Milz, Pilz.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 138. Speyer, Samstag, den 22. November 1873.

Die Bienenkönigin.

Erzählung aus dem Emsland von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

„Es ist hier nicht des Landes Brauch", entgegnete die Wittwe, „während des Advents laute Vergnügungen zu betreiben!"

„Oh, dio mio — ich verstoße nie gegen den Brauch des Landes, so werden wir während des Advents Tombola, Mora und Ball spielen. Und nun Addio, ich muß jetzt mit dem Zio Besuche und Besorgungen machen!" Daniel sprach in seiner frohen Erregung um so schlechter Deutsch und griff zu den milden Ausdrücken seiner Muttersprache.

Mit dem letzten Wort verschwand er grüßend und war schon mitten auf der Straße, ehe Zio Giuseppe noch die Steinstufen des Hauses hernieder hasten konnte. Die Frau Burgermeisterin drehte ihre Tabaksdose, erst rascher, dann gemessener. Mieke hatte sie natürlich von Allem, was eben vorgegangen, verändert und geredet war, auf's Genaueste in Kenntniß gesetzt. Sie zeigte sich in ihrer anscheinenden Ruhe noch schrecklicher als sonst, wo sie laut im Hause umhercommandirte. So wie sie mochte einst Katharine von Medicis im hohen Alter ausgesehen haben, berechnend — schonungslos.

„Agnes!" rief die Wittwe und das junge Mädchen trat sofort ein. Die Enkelin trug eine andere Frisur — war es diese, oder wie kam es, daß das Mädchen größer und blühender aussah als bisher; ihre Haltung sicherer und ihr Blick weniger mürrisch und ausdruckslos war? — Die alte Frau sah, daß ihre Enkelin ihr ungemein ähnlich werden würde und mit dieser Ueberzeugung kam die zweite, das Mädchen müsse jetzt gezwungen werden zur Unterwürfigkeit, ehe denn es zu spät dazu sei.

„Agnes, wer hat Dir geheißen, den Männern oben bei Ausräumung des Salons und bei der Umänderung von des — von meines Enkelsohnes Zimmer zu helfen?" fragte sie.

„Der Hausherr, Großmaman!"

Die Dose flog wie ein Feuerrad, Agnes stellte sich fest in die Schuhe, sie glaubte nicht anders, als ihre Vorfahrin müßte sie ob solcher Keckheit erwürgen, aber die Erbtochter van Steen trug die großen Ereignisse mannhaft, indeß ihr nur die geringfügigen auf die Galle fielen. Sie entgegnete einfach: „Ganz recht, schicke mir jetzt Mieke." Aber die treue Heuchlerin kam schon ungerufen. „Mamsell Agnes", sagte sie mit einem Ton, als wenn eine Holzsäge gefeilt wird, „Mamsel Agnes, da ist Fräulein Rieding, die Schneiderin, um Ihnen das Maß zu nehmen, der Herr Italiener schickt sie zu Ihnen!"

Agnes wurde roth über's ganze Gesicht vor Freude und Genugthuung und beeilte sich, die alten Menschenspinnen allein zu lassen.

„O, unser Haus wird zur Mörderhöhle!" winselte Mieke und rieb sich die Augen mit der Küchenschürze roth. Die Blike der Gebieterin hefteten sich wie spottend auf sie und ohne weitere Bemerkung reichte sie Mieke ein Schlüsselbund und sagte: „Gieb mir den Leinenbeutel mit den Pistolen!"

Die Pistolen der Großmutter waren keine Schießwaffen, sondern Goldstücke; aber sie traf damit recht gut in's Centrum, und das halbe Dutzend, das sie in der hohlen Hand zusammenhäufelte, das wußte sie, war auch nicht umsonst aus dem sicheren Schutz des alten Schreibtisches gerissen. „Trag das zu August Krei, sag' ihm, er soll Nachmittags seinen Kram schließen und hier mit den jungen Leuten guter Dinge sein, Nachtheil soll er nicht davon haben, wenn er ein Ort (Maß) Syrop weniger verkauft."

„Es ist viel!" seufzte Mieke.

„Ich wollte, ich könnte den ganzen Beutel voll hergeben und — aber sie sind nicht wie Krei!"

Daniel und sein Zio, „Onkel" Josef behielt den Namen bis an sein Lebensende, brachten es noch vor dem Mittags-Ave-Maria dahin, daß eine wunderliche Unruhe und Aufregung den üblichen Geistesschlummer der theueren und ehrsamen Mitbürger verscheuchte. Frauen blickten aus den Fenstern, wo sich der Italiener zeigte, vor den Läden standen die Jünglinge von der Elle mit frostrothen Händen und erzählten den Vorübergehenden, der „Italiener" habe ihren ganzen „Kram" durchsucht und umgekehrt und das Beste gekauft, was da gewesen.

Die Gast- und Schenkwirthe schauten mit bunten Hausmützen aus den geöffneten Luftscheiben der brauntapezirten Gaststuben und die Quasten der Mützen

tanzten im Winde. Abends war der sonst etwas stagnirende Herrenclub belebt wie eine ABC-Schule; man hörte das Durcheinanderreden deutlich die ganze Straße herunter. Manchmal entstand eine längere Stille, aber dieselbe schloß mit um so lebhafteren Acclamationen — Daniel hate Kartenkunststücke und allerhand Taschenspielergeschicklichkeiten zum Besten gegeben. Dann sang er italienische Opernarien und declamirte in seiner weichen, unvollkommenen Aussprache kleine deutsche Verse — endlich tanzte er mit dem Apotheker und der Thierarzt pfiff dazu, bis er vor Lachen keinen Ton mehr herausbrachte. Ein Gesangverein, ein Ballspielclub und eine Maskerade wurden schon heute beschlossen und die vorläufigen Einrichtungen entworfen. — Der nächste Tag brachte einen Spazierritt mit August; der arme Krei blickte auf dieses Vergnügen noch jahrelang wie auf ein Martyrium zurück, überhaupt war dieser Tag bedeutungsvoll in August's sonst so eintönigem Dasein. Als Abends Daniel seinen Citherunterricht mit Agnes begann und Beide ganz vertieft in sich und ihr Studium waren, weckte die Burgemeisterin den schlaftrunkenen August, der seine Augen möglichst groß über den runden, tiefrothen Wangen aufriß, und sprach, seine blaurothe, breite Hand fassend: „Mein Sohn! Du weißt zwar, daß ich gelobt habe, kein Pfennig meines Vermögens sollte auf die Kinder meiner Tochter erben, aber wegen des van Steen'schen Hauses, das für ein Geschäft sehr günstig liegt, wegen des Gartens, der Ländereien, des Tannenkamps und des Torfstiches bin ich durch kein Gelübde gebunden. Wenn Du wie jetzt folgsam und fleißig bist, werde ich Dir an Deinem Hochzeitstag Haus und Garten schenken und Dir das Uebrige testamentarisch verschreiben, falls Du in kindlicher Unterwürfigkeit verharrest! Still, sag' nichts, es bleibt unter uns!"

August war überwältigt von so viel Großmuth, doch fiel in dieselbe ein bitterer Tropfen Wermuth, als Mieke ihm nach Hause leuchtete durch die stockfinsteren Gassen und weinerlich sagte: „Ach, Sie armer Herr August, dieser fremde Ausländer ist zu unserm Unglück gekommen!"

„Daß ich nicht wüßte", entgegnete Krei, der ganz zufrieden war, „er ist gegen mich freundlich, beschenkt Agnes und verspricht — —"

Mieke lachte — es war wie ein schauerliches Eulengekrächz; das Colonialwaarengeschäft blieb wie angedonnert stehen. — „Hm — Mieke?"

„Aber Sie sind doch Kaufmann, Sie wissen doch, daß kein Mensch in der Welt Geld zahlt, wenn er nicht etwas dafür haben will; daß man Keinen mit Höflichkeit überschüttet, der uns nicht mit etwas dienen soll — und —"

„Nun, warum sollte ich meinem Vetter nicht gern wieder dienen, wo ich kann?"

„Von Herrn Krei will er nicht viel — nur seine Braut!" sagte Mieke und schnäuzte sich laut und energisch.

„Thorheit!" entgegnete August, „am Hochzeitstag bekommen wir ja das van Steen'sche Haus und wenn —"

„Na, gute Nacht, Herr August, desto besser für Sie, wenn's Ihnen recht ist!" August stand vor seiner Thür wie angenagelt und sah dem kleiner und kleiner werdenden Irrlicht in Mieke's Hand und in Mieke's verschlagenem Wesen nach, endlich murmelte er: „Daniel ist reich und liebt — Agnes — wenn ich reich wäre — Donnerwetter, ich muß die Augen aufhalten, sie ist doch so ein hübsches — nein, ein besonderes Geschöpf, Herr Gott, nein, ich gebe sie nicht her!"

Am nächsten Sonntag war die Aufmerksamkeit eines Theils der weiblichen Kirchenbesucher ungemein getheilt. Die Augen der Damen hafteten besonders oft auf dem mit dunklem Schnitzwerken und Schilden, in die das alte Hauszeichen eingegraben war, verzierten Kirchstuhl der Familie van Steen. Solche Aufmerksamkeit galt nicht etwa der frommen Lisette, sondern vielmehr dem Italiener, der in einem pelzverbrämten Rock dasaß, noch fast mehr aber der mit einem neuen Seidenkleid und einem Sammethut angethanen Agnes — es war ein unvernünftiger Staat, gewiß, aber man sieht doch: „Kleider machen Leute!" Während sie früher wie ein halbreifes Dienstmädchen dreinschaute, war sie heute ein so feines Fräulein, wie nur eines über die Straße geht! Auch August betete an diesem Morgen wenig, er starrte unverwandt zu Agnes hinüber und sah, wie der schwarze Schleier so leicht über ihr blondes Haar fiel und wie ihre Augen aus all' der dunklen Umhüllung und Umgebung hervorleuchteten — wie konnte das Alles nur so geworden sein? August würde sich sehr stolz fühlen, nur daß er Mieke's böse Worte nicht los werden konnte.

Die Natur rüstete auf weiße Weihnachten und Daniel, der von allen Dingen das Bouquet, das Aroma abschöpfte, ließ einen Schlitten erbauen und verschrieb ein Schellengeläut. Alle Herren des Clubs nahmen den regsten Antheil an Daniel's Unternehmungen, es war ein Schwung in die männliche Geselligkeit gekommen, der einen unterhaltenden Winter versprach. Zio Giuseppe ging überall mit voran, er war unmäßig stolz auf seinen Neffen!

(Fortsetzung folgt.)

---

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

So stand diese Sache, als 1870 der Minister des Innern Mr. Bruce ein neues Gesetz einbrachte, welches den Zorn der Brauer, Brenner und Schenkwirthe in äußerstem Maße erregt hat. Die wichtigsten Bestimmungen desselben sind: Ist die Communal-Behörde an einem Orte der Ansicht, daß dort eine hinreichende Zahl von Schenkstellen in Betrieb ist, so kann sie die Concession zu neuen ohne Weiteres

verweigern; hält sie umgekehrt die Eröffnung von mehr Schenken für wünschenswerth, so darf sie neue Concessionen ertheilen, doch so, daß in den Städten von 1500 — 3000 Einwohnern nicht mehr wie eine Schenke und eine weitere auf je 1000 Einwohnern kommen darf; auf dem Lande muß das Verhältniß so sein, daß auf je 6000 Einwohner nur eine Concession kommt. Die bisherige Taxe für die Concession ist geblieben, doch ist der Schankbetrieb mit einer neuen Steuer belegt worden. Sämmtliche Concessionen sowohl zum Bier-, als zum Branntwein-Ausschank haben nur für 10 Jahre Gültigkeit; ausgenommen sind Hotels, Garküchen und Restaurants. Dazu kommen noch besondere Verfügungen über Polizeistunden und die Errichtung einer besonderen Abtheilung bei der Polizei, welche etwaige Verfälschungen der Getränke zu überwachen hat. Durch diese Bestimmungen fühlten sich zunächst die großen Brauer und Brenner in ihren Interessen gekränkt. Auf dem Lande besteht die Gewohnheit, daß dieselben größere Branntwein- und Bierwirthschaften erbauen und einrichten und sie dann verpachten. In London pflegen sie den Schenkwirthen ein Capital zur Errichtung oder zum Betriebe ihres Geschäfts vorzustrecken, welches hypothekarisch eingetragen wird. Es handelt sich hierbei nicht nur um einzelne Fälle, sondern um einen über das ganze Land verbreiteten Gebrauch, und welche colossale Summen hierbei in Frage kommen, geht z. B. daraus hervor, daß allein ein einziges Londoner Spirituosen-Geschäft eine halbe Million Lstr. auf diese Weise ausgeliehen hat. Alle die Capitalien werden unsicher, sobald nach zehn Jahren sämmtliche Concessionen erlöschen, um vielleicht gar nicht, im besten Falle aber unter äußerst lästigen Bedingungen wieder erneuert zu werden. In den Städten möchte sich vielleicht der Absatz auf andere Weise wieder regeln; bei den Bauern auf dem Lande jedoch ist geradezu das Fortbestehen des ganzen Geschäfts in Frage. Die Aufregung ist deshalb auch hier ganz besonders groß, und die Volksvertreter in London sind schon durch manche Deputation aus dem Wahlkreise gequält worden. Der Gesetzgeber ist hier von der Ansicht ausgegangen, daß eine Verminderung der Zahl der Schenken und eine Vertheuerung des Getränks dem Laster der Trunksucht am wirksamsten steuern werde. Dies ist bis zu einem gewissen Grade wohl auch richtig, ebenso wie die Schließung der öffentlichen Spielbanken in Deutschland die Gelegenheit zum Hazardspiel vermindert und damit auch die Uebung dieser Leidenschaft erschwert hat. Die Schnapsläden jedoch, auch wenn ihrer nur wenige sind, bleiben in den Städten für den Trunkenbold immer erreichbar und gegen die Vertheuerung des Lieblingsgetränks wissen sich die arbeitenden Klassen durch Strikes zu schützen. Bei dem fortwährenden Steigen der Löhne auch in England hat darum, trotz dieser wohlgemeinten Präventivmaßregeln die Trunksucht nicht in bemerkbarer Weise abgenommen. Die Unzufriedenheit über dieses Gesetz und die weitverbreiteten Zweifel an dessen Ersprießlichkeit haben denn auch bereits nach drei Jahren wieder zu einem neuen Project geführt, das verdient, angeführt zu werden. Am 17. Juli, kurz vor Schluß der Parlaments-Session, brachten sieben schottische Mitglieder einen Antrag vor das Haus der Gemeinen, der das Uebel auf eine neue Weise zu bekämpfen sucht. Jedes Kirchspiel darf eine Commission (board) ernennen, welche einerseits die Zahl der zu ertheilenden Concessionen zum Schankbetrieb festzusetzen hat, andererseits die schon bestehenden concessionirten Schenken expropriiren und den Betrieb derselben auf eigene Rechnung führen darf. Das hierzu nöthige Kapital kann auf den Credit der Commune hin aufgenommen werden, der Profit aber muß, nach Abtragung der Schulden, zu communalen Zwecken verwendet werden. Man hofft auf einen so erheblichen Gewinn, daß damit die jetzt zur Armenpflege verwendete Ausgabe gedeckt wird, und, da Armuth und Trunksucht erfahrungsmäßig Hand in Hand gehen, so denkt man, beiden Uebeln zu gleicher Zeit zu begegnen. Die hier in Aussicht gestellte Ermäßigung der communalen Steuern, rechnet man, werde die Steuerzahler, welche jetzt von den unzufriedenen Schenkwirthen aufgehetzt werden, besänftigen. Der Kern dieses Vorschlags wäre also einfach der, den Verkauf berauschender Getränke zu einem Monopol der Commune zu machen, jedoch weniger des Gewinnes wegen, sondern in der Ueberzeugung, daß, so lange unmäßiges Trinken den Wirthen zum Vortheil gereicht, kein Strafgesetz der Welt streng und keine Polizeimacht stark genug ist, den Verlockungen dazu zu steuern. Uebrigens ist dieser Plan ursprünglich in Schweden entstanden. Dort wurde vor etwa 20 Jahren der unbeschränkte Handel mit Spirituosen aufgehoben, die Communal-Behörden erhielten Vollmacht, die Zahl der zu ertheilenden Concessionen festzusetzen, und hatten den Erlös aus den letzteren zu communalen Zwecken zu verwenden. In Gothenburg, wo die Trunksucht eine besonders schreckliche Höhe erreicht hatte, bildete sich seit 1865 eine Gesellschaft, die sich unter Zustimmung der Municipalität in Besitz der Mehrzahl der Concessionen setzte, Beamte mit festem Gehalt anstellte, welche Spirituosen nach Preisen, wie die Gesellschaft sie bestimmte, und außerdem andere Erfrischungen für eigenen Gewinn verkaufen. Einerseits wird so die Gelegenheit zum Genuß von Spirituosen nicht unterdrückt, andererseits aber streng darauf gehalten, daß keine Verlockung dazu stattfindet. Die Gesellschaft soll angeblich einen Profit von ungefähr 50 Procent machen und nach Abzug aller Auslagen jährlich 65,000 Thlr. in die Stadtkasse zahlen. Außerdem rühmt man, daß die Polizei berichte, wie seit sechs Jahren die Zahl der Fälle öffentlicher Trunkenheit um zwei Fünftel abgenommen habe. Ob es sich mit diesen glänzenden Resultaten wirklich so verhält, muß dahin gestellt bleiben. Jedenfalls ist vorauszusehen, daß, sollte dieser Gesetzentwurf in der nächsten Session wieder vorgelegt werden, derselbe zwei sehr erheblichen Gegnern zu widerstehen haben würde, nämlich erstlich den Anhängern des unbeschränkten Freihandels, die schwerlich geneigt sein dürften, den Verkauf

von Spirituosen zu einem Monopol der Communen zu machen, und sodann den Enthaltsamkeits-Vereinen, nach denen überhaupt jeder Genuß von Spirituosen verboten werden müßte und die den Verkauf solchen Giftes noch dazu durch die Behörden für ein Horrendum erklären werden. Daß sich die Fälle öffentlicher Trunkenheit seit dem nun dreijährigen Wirken des jetzt geltenden Gesetzes vermindert hätten, wurde erst vor wenigen Tagen noch durch den Vorsitzenden des in Norwich versammelten Social-Science-Congresses, Lord Houghton, entschieden in Abrede gestellt, und es ist auch wohl nicht zu erwarten, daß es mit diesem Uebel anders gehen werde, als mit andern derartigen Mißständen. Die Regierung thut das Ihre, wenn sie durch eine strenge und verständige Gesetzgebung das Laster einschränkt; aber ausrotten wird man es durch bloße Gesetze nicht können. Hier müssen noch andere Kräfte helfen, die Kirche, die Schule und alle solche Bestrebungen und Vereine, welche an der sittlichen und religiösen Bildung der unteren Volksschichten arbeiten."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Cassel, 16. Nov. Von hier aus ist folgender „Aufruf an die Frauen" ergangen: „Es ist constatirt, daß in den letzten Jahren die Preise der meisten Lebensmittel in den größeren Städten eine Höhe erreicht haben, welche den Mittelstand und besonders die unteren Volksclassen in mehr als empfindlicher Weise drückt. Mag auch die Ursache theilweis in den socialen Verhältnissen liegen, z. B. in der gesteigerten Entwerthung des Geldes, so ist sie doch auch andererseits nicht minder darin zu suchen, daß viele Verkäufer, von dem allgemeinen Schwindel unserer Zeit ergriffen: auf Kosten Anderer in Kurzem reich zu werden, das Publicum übervortheilen. Da nun nicht anzunehmen ist, daß die Verkäufer gutwillig ihre Preise billiger stellen werden: so muß schließlich den unbemittelten Classen die Wahl bleiben, entweder ehrlich zu darben, oder sich unehrlich zu ernähren — Umstände, die durchaus nicht zur Hebung des nationalen Wohles beitragen würden. Angesichts solcher Thatsachen und in vernunftgemäßer Anerkennung ihrer Folgen haben die Frauen Cassel's den Versuch gemacht, solchen Uebelständen abzuhelfen und der immer wachsenden Noth zu steuern. Sie glaubten den richtigen Weg eingeschlagen zu haben, wenn sie den der Selbsthülfe wählten. Es hat sich deshalb hier ein Verein von Frauen aller Stände gebildet, welche für die nothwendigsten Nahrungsbedürfnisse, als: Fleisch, Eier, Milch, Butter 2c. mäßige, aber den Verhältnissen angemessene Preise festgesetzt und sich gelobt haben, nicht einen Pfennig über den bestimmten Satz zu zahlen, um so durch consequentes, einträchtiges Vorgehen den maßlosen Forderungen der Verkäufer ein Ziel zu setzen. Bei hartnäckigem Beharren letzterer auf ihren hohen Preisen soll von den billigeren Offerten auswärtiger Producenten Gebrauch gemacht werden, und ist dies, wo nöthig, auch schon mit Erfolg geschehen. Obgleich der Verein erst wenige Wochen besteht, hat er doch erfreuliche Resultate erzielt und schon eine ansehnliche Mitgliederzahl. Noch größere Erfolge würden sich ergeben, wenn gleiche Vereine in anderen größeren Städten mit dem unsrigen Hand in Hand gingen. Dazu fordern wir die Frauen jener Städte auf, bitten sie, unserem Beispiele zu folgen, sich durch anfängliche Mißerfolge nicht abschrecken zu lassen und einen Uebelstand, der Alle gleich nahe angeht und den häuslichen Frieden zu zerstören droht, mit uns muthig zu bekämpfen — der Dank des Volkes wird ihnen nicht entgehen! Die Frauen Cassels." (Verdient allseitig Nachahmung.)

Im Jahre 1849 schloß Herr Hulot, Graveur in dem pariser Münzhause, mit der Postverwaltung einen Vertrag ab wegen Lieferung der Postmarken zu 1½ Francs für je 1000 Stück. Mit der Steigerung des Postverkehrs stiegen die Einnahmen des Unternehmers. Im Jahre 1850 wurden beispielsweise im Ganzen 21,523,175, im Jahre 1864 dagegen 382,655,450 Postmarken verbraucht. Im Jahre 1860 wurde der mit Herrn Hulot abgeschlossene Vertrag modificirt. Er mußte sich verpflichten, die ersten 200 Millionen Marken für je 1000 zu 1 Franc, die folgenden 200 Millionen zu 90 Centimes, weitere dagegen zu 80 Centimes zu liefern. Im Jahre 1867 erreichte die Anzahl der fabricirten Postmarken in Frankreich die respectable Höhe von 489 Millionen. Im Jahre 1869 mußte Hulot sich eine weitere Reduction gefallen lassen; er erhielt nur 60 Centimes für je 1000 Marken der ersten 5 Millionen und 50 Centimes für die weiteren. Außerdem erwarb der Staat das Eigenthumsrecht an allen Platten, Erfindungen und Verbesserungen, die dieses Fabricat betreffen. Auch wurde dem Unternehmer die Verpflichtung auferlegt, sich des besten Materials bei Anfertigung der Marken (Dinte, Gummi, Papier u. s. w.) zu bedienen, so wie die vollste Gleichförmigkeit zu bewahren um die Nachahmung und Defraudation zu erschweren.

Dem reisenden Publicum, besonders den Damen und kränklichen Personen, werden seit einiger Zeit auf einzelnen größeren Eisenbahnrouten gewisse Bequemlichkeiten geboten, welche noch bei Weitem nicht in dem Maße bekannt sind und benutzt werden, wie sie es verdienen. Es sind dies die sogenannten Schlafsalons, die von einer englischen Gesellschaft vorläufig für die Touren Berlin-Köln-Aachen-Brüssel-Ostende und zurück so wie Straßburg-Paris und Straßburg-München-Wien gestellt und verwaltet werden, später soll die Tour Berlin-Wirballen (nach Petersburg) noch dazu kommen. Diese Wagen gewähren alle die Annehmlichkeiten, welche man schon seit langer Zeit, namentlich in America, schätzen gelernt und für lange Reisen unentbehrlich gefunden hat. Im Sommer kühle, im Winter geheizte Räume zum Sitzen und Auf- und Abgehen, hängende, bequeme Schlafstätten, Closet, Toilette, kalt und warm Wasser, Erfrischungen, Kaffee, Thee, Zeitungen (die neuesten von allen Hauptstationen), Bedienung in jedem Waggon, und natürlich Beibehaltung desselben Wagens.

Charade.

(Dreisilbig.)

Schreibst Du meiner Silben Erste
Auf ein inhaltreiches Blatt,
Folget oft ein theurer Name,
Der Dein Herz gefangen hat.
Durch Jahrhunderte gedrungen
Ist der Letzten Dichterkraft.
Wer hat solche Höh'n und Tiefen,
Wer hat solcher Bilder Kraft?
Schreitest Du, wie thut mein Ganzes,
Geht Dir nicht der Athem aus,
Ruhig, lieblich schwebst Du weiter,
Nichts von wildem Saus und Braus.

Auflösung der Charade in Nr. 127:

Lichtschirm.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 139. Speyer, Dienstag, den 25. November 1873.

Die Bienenkönigin.

Erzählung aus dem Emsland von E. von Plackfage.

(Fortsetzung.)

August Krei machte daheim im Geschäft die schauderhaftesten Mißgriffe, er verwechselte Gegenstände, welche nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einander hatten, seine Gewichtstücke schienen sich mit raffinirter Tücke der tastenden Hand zu entziehen, so daß er immer ein falsches auf die Wagschale setzte. Die alten Bauernweiber, die Kaffee, Reis und Zucker gegen Butter und Eier eintauschten, schüttelten bedenklich den Kopf und meinten in ihrer plattdeutschen Offenherzigkeit: „Kaufmann August (zum Unterschied von seinem vor zwölf Jahren verstorbenen Vater Gerhart) müsse wohl etwas „verdwohlen" (etwas verirrt im Kopfe) sein. Die Eifersucht, angefeuert durch die Perspective auf das van Steen'sche Haus, wuchs indeß nicht allzu rasch in seinem Herzen empor; immer hatten Andere für ihn geurtheilt, erst sein Vater, dann sein Vormund, endlich die Burgemeisterin, so daß er sich nicht an diesen Gedanken- und Zeitaufwand gewöhnt hatte. Nebenbei ist ein reicher, junger Vetter mit Haus- und Grundbesitz nicht gerade die Person, der ein junges Colonialwaarengeschäft ohne Weiteres vor den Kopf stößt; aber nach und nach gerieth August doch in einen wehmüthigen Zorn, wenn er sah, wie Agnes in den neuen Kleidern so ganz für Daniel zu leben, zu denken schien, wenn sie mit ihm Ball spielte oder zierliche Tänze aufführte, wenn sie mit geläufiger Zunge italienische Worte und kleine Verse sprach, ja wenn sie ihm ein leichtes Lied auf der Cither begleitete — da konnte ihn ein wahrer Grimm erfassen — gegen die alte Großmutter, die das Alles ganz ruhig mit ansah, ja sich so benahm, als habe Daniel ihr jede Verantwortung für ihre Enkelin abgenommen.

Endlich trug er's nicht länger, er stellte sich der Alten keck gegenüber und stieß heftig hervor: „Großmutter, ist dies ein Betragen für eine Braut?"

„Das ist die Sache des Bräutigams!" entgegnete die Wittwe und bot ihm eine Prise an, nach welcher er so heftig nieste, daß der Kreis junger Leute, der am Tische Tombola spielte, in ein lautes Lachen und Hurrahrufen ausbrach. Es half nichts, August mußte seine Braut zur Rede stellen, obwohl er in letzter Zeit eine Scheu hatte, ihr irgend welche Vorschriften zu machen. Er paßte den Moment ab, wo sie das Zimmer verließ, um einige Flachen Wein zu holen, und erwischte sie draußen am Kleiderzipfel. „Agnes", sprach er mit zitternder Stimme, „Du bist wohl ganz andern Sinnes geworden, seit der italienische Vettersmann da ist, jetzt bin ich Dir zu schlecht!"

„Unsinn, es ist natürlich, daß ich ihm lieber zuhöre als Euch, das geht Jedermann so, aber ich weiß ganz gut, daß er die Wohlthaten, die er mir erzeigt, und seine Freundlichkeit mir nur aus Mitleid spendet, weil ich so ein armes, verachtetes, häßliches Mädchen bin!"

„Häßlich? Lieber Gott, ja ich wollte, Du wärst es noch, aber der Gerichtsvoigt und eine Menge anderer Honoratioren haben mir selbst gesagt, Du gingest auf wie eine Maisonne und ich würde die hübscheste Frau in der Stadt haben, wenn —"

„Nun, wenn —?"

„Ja", schloß August kläglich, „wenn Du mir treu bliebest — aber ich sehe es ja — mit eigenen Augen!"

„Was siehst Du, August?"

„Daß Du den neuen Vetter lieb hast!"

„Ja, das habe ich", sagte nach einem kurzen Schweigen Agnes aus tiefer Brust. „Wie könnte ich anders, ich war eine Sclavin und bin frei, ich war elend und bin froh!"

„Nun, als meine Frau sollst Du's wahrlich auch nicht schlecht haben, ich bin kein Tyrann!"

August wollte sie küssen, aber sie entschlüpfte ihm mit den Worten: „Nun, wir werden ja sehen!"

Am Tage vor Weihnachten öffnete sich bescheiden des philosophischen Zio Thür und Lisette schlüpfte in die blauen Rauchwolken, die sich ihr, einen Ausweg suchend, entgegenwälzten. „Doctor", sagte sie beklommen und athemlos, „ich bin sehr gelaufen, damit Mieke nichts merkt, ich gehe zu Dir — ich komme nämlich vom Dechanten und habe dort für den zweiten Weihnachtstag das Aufgebot bestellt, aber Niemand soll es wissen, ich bin ein Kind des Todes, wenn die Maman erfährt —"

„So schlage doch gleich ein Kreuzdonnerwetter in alle Weiberköpfe!" fluchte der Philosoph. „Ich sah ihr's schon an, daß irgend eine Unthat schwärmen

wollte, da haben wir's, in acht Tagen wäre ich gerüstet gewesen, aber es ist zu früh — zu früh —"

„Gerüstet, Bruder, Du willst doch nicht diese Heirath etwa hintertreiben?"

„Warum nicht? Ich hintertreibe womöglich Alles, was die Maman brauen möchte in ihrem Hexenkessel; das Kind soll wenigstens frei wählen können, wen sie heirathet — nun, das erste Aufgebot sagt noch nicht viel —!"

„Nicht viel, Doctor? Es wäre ein Schimpf darnach zurückzutreten, ohnehin hat Maman vom Consistorium die Erlaubniß erwirkt, alle drei Aufgebote in eines zu fassen — ach, Josef, mach' mich nicht unglücklich, daß ich das Alles verrathe!"

„Ich mache Dich nicht unglücklich, Deine Feigheit thut es — Du weißt, daß Du den armen Kindern ihre ganze Freude hinterlistig verdirbst und doch gingest Du!"

„Aber Josef, ginge ich nicht, so ginge Mieke oder Maman — was kommen soll kommt!"

„Freilich, geh' jetzt, ich muß einen reitenden Boten mit einem Telegramm auf die Station schicken. Sei ruhig, ich verrathe Dich nicht, wenn die Kinder Courage haben, mögen sie sich selbst vertheidigen!"

Die Kinder feierten ahnungslos ihren Christabend und Großmaman saß heiter und gutmüthig dabei, ja sie betheiligte sich am Spiele und billigte es freundlich, daß Daniel und Agnes nächsten Morgens früh in die Christmette gehen wollten. Daniel war, trotz seines nationalen Mißtrauens, fast überzeugt, der Zio habe arg gelogen, als er behauptete, Maman wäre ein Teufel in Menschengestalt. Die beiden jungen Kirchgänger erschienen, obschon es eine gar dunkle Winternacht war, gar pünktlich an der Hausthür, um die gemeinsame Wanderung anzutreten. Daniel schloß die Hausthür auf und Agnes leuchtete mit ihrem Laternchen, auf dem obersten Treppenstein stehend, hinaus und sagte: „O weh, es ist ein tiefer Schnee gefallen und nirgends Bahn!"

Kaum waren die Worte verhallt, als zwei kräftige Arme sie umfaßten und aufhoben. Sie wehrte sich nicht dagegen, daß er sie nun sichern Schrittes dahin trug, mit leisem Beben fühlte sie ihre zarte, junge Gestalt an seiner Brust ruhen, sie schlang ihren Arm um seinen Hals und legte ihre Stirn an seine Wange.

„Agnes!" flüsterte Daniel, „wirst Du jetzt noch zu August laufen, wenn sie Dich ängstigen und quälen, oder kommst Du zu mir, der Dich tragen und halten will, sein Leben lang?"

„Du weißt Alles, Daniel", entgegnete sie, „aber ich bin ein armes, verlassenes Mädchen, viel zu gering für Dich!"

„Oh cara mia — könnte ich denn ein unschuldigeres Herz finden als das Deine?"

„Nein, nein, Daniel, ich bin durch Großmutter böse und gottlos geworden, ich weiß es, ich weiß es und bin nicht so namenlosen Glückes würdig!"

„Agnes, ist meine Liebe denn so wenig für Dich, daß sie die Ungerechtigkeit der alten Frau nicht aufzuwiegen vermöchte?"

„O, Daniel, setz' mich zur Erde, daß ich niederknieen und Gott und Dir danken kann! Ja, ich will gut werden, ich will Deine Liebe wie eine Erlösung nehmen, ich will die Feindschaft der alten Frau mit Gehorsam und Liebe besiegen!" Seine Lippen schlossen ihren Mund mit herzinnigem Kusse: „Du bist jetzt keine verlassene Waise mehr!" sagte er und ließ sie sanft zur Erde gleiten, denn hier in der Nähe der Kirche eilten dunkle Gestalten an ihnen vorüber und es zog sich eine betretene Bahn längs der Häuser hin. Drin in dem alten Kirchstuhl saß das junge, glückselige Menschenpaar Hand in Hand, vor ihnen flimmerten die Lichtlein, welche sie mitgebracht hatten, und in ihnen brannte die läuternde Flamme einer ersten, tiefen Herzensliebe.

„Da sitzt August!" flüsterte zusammenfahrend Agnes. Sie hatte den armen Krei ganz vergessen.

„Wir werden versuchen ihn mit seinem Verlust zu versöhnen", erwiederte Daniel lächelnd, „ein Mann, der die Geliebte nicht schätzen kann, ist ihrer nicht werth!" Agnes glaubte und schwieg.

Das war ein still seliger Weihnachtstag! Die Liebenden wunderten sich, daß Lisette und Mieke es nicht von ihren Stirnen lasen, wie es stand, aber die sahen nichts als ihren eigenen Pfad, den sie wie zwischen rohen Eiern gehend, verfolgten, jedoch Großmaman sah es — sie sah es und lächelte. Agnes hätte vor ihr niedersinken mögen und ihr danken, danken für alle Härte und Lieblosigkeit, denn ohne solche Zurücksetzung würde Daniel ja nie auf Agnes geachtet haben. August kam erst spät Abends und schlief dann gleich ein, er war so früh aufgestanden und über Tag waren so viel einkaufende Bauern in seinem Laden gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

Zu den originellsten Erscheinungen Englands und Schottlands gehören die Straßenprediger. Viele derselben sind von den Mäßigkeitsvereinen gegen gute Bezahlung aufgestellt und predigen allsonntäglich an den Punkten, wo sich viel Volk versammelt, gegen die Trunkenheit. Andere suchen das Volk im allgemeinen zu heben und zum Kirchenbesuche zu veranlassen. In Glasgow schienen mir die Straßenprediger auch vielfach von der Freien Kirche, einer Art Volkskirche, aufgestellt zu sein. Diese hat sich nämlich von der presbyterianischen Staatskirche getrennt aus Anlaß des Streites über das Patronatsrecht. Die schottische Staatskirche ist calvinistisch und ihr gehören von den 3 Mill. Einwohner des Landes 2 Mill. an. Im Jahre 1711 führte die Regierung das früher viel umstrittene und 1690 ganz aufge-

hobene Patronatsrecht wieder ein, während bis dahin die Gemeinden die freie Wahl ihrer Geistlichen gehabt hatten. Von 1824 an gründete man, nachdem sich schon vorher dissentirende Gemeinden gebildet hatten, Vereine, welche das Patronatsrecht kauften und 1834 begann eine demokratische Bewegung, die mit dem Austritt aus der Landeskirche endigte. In ihrer Veto-Acte erklärte damals die Generalsynode, die Presbyterien sollten bei Besetzung einer Pfarrstelle die Ansicht der Familienhäupter einholen und darnach den Candidaten entweder bestätigen oder zurückweisen. Die Anhänger dieser Acte nannten sich Nonintrusionists, weil sie von einer Intrusion (Aufdrängung) der Geistlichen nichts wissen wollten. Abgekürzt nannten sie sich Nons; 1843 erklärten sie in der Landessynode ihren Austritt aus der Landeskirche und constituirten sich als free presbyterian church, als Freie Kirche. Jede Gemeinde wählt ihre Geistlichen selbst. Die Mitglieder dieser Kirche sind sehr zahlreich, denn zu Ende 1843 belief sich ihre Anzahl auf eine Million; 1859 betrugen ihre Fonds für kirchliche und Missionszwecke $2\frac{1}{2}$ Mill. Pf. St.

In dem eigentlichen *England* besteht eine ähnliche *Bewegung*, die Bildung der Lowchurch im Gegensatz zur Highchurch, der Hoch- oder Staatskirche; die Letztere war nämlich dem Volksleben lange Zeit sehr entfremdet, wie dies *V. A. Huber*, der bekannte nun verstorbene, conservativ protestantische Missions- und Arbeiterfreund, in seinen geistreichen und interessanten *Reisebriefen aus England* auseinander setzt. Doch hat sich dies in den jüngsten Jahren gebessert. So schreibt man der Kreuzzeitg. (1873, Nr. 215, Beil.) aus London: „In der Paulskirche fand lange Zeit alljährlich ein Gottesdienst für die Kinder der Armenschulen statt, die zu Tausenden die ungeheuren Räume der Kathedrale füllten. Gewöhnlich hielt dabei eine hervorragende kirchliche Persönlichkeit die Predigt, das Gotteshaus war mit Blumen geschmückt und der kindliche Gesang der kleinen Schaar in den hohen Hallen machte die ganze Feier zu einer ebenso lieblichen als erbaulichen. Im Frühjahr d. J. richtete ein Geistlicher der Vorstädte Londons in einem durch die „Times“ veröffentlichten Briefe an das Capitel von St. Paul die Anfrage: weshalb diese höchst anziehenden Kindergottesdienste seit einiger Zeit in Wegfall gekommen seien? Das Capitel antwortete, daß es nur nothgedrungen diese schöne Feier eingestellt habe, weil die Zurüstungen in Beschaffung von Bänken rc. so viel Zeit erfordert hätten, daß in Folge dessen der Gemeindegottesdienst mehrere Sonntage vor und nach dieser Feier habe ausgesetzt werden müssen. Da sich nun der Kirchenbesuch in den letzten Jahren derart gehoben habe, daß z. B. am letzten Osterfest etwa 13,000 Andächtige in der Paulskirche gezählt worden seien, so habe das Capitel sich fragen müssen, ob es recht sei, dieser einen schönen Feier wegen die Kirche der Gemeinde für mehrere Sonntage unzugänglich zu machen.“

Huber sagt in den erwähnten Reisebriefen, deren Lectüre wir nicht genug empfehlen können: Der englische Arbeiter habe nur zu sehr das Gefühl, daß Kirche und Gottesdienst blos für die Wohlhabenden seien; die anglicanische Kirche sei erstarrt, sie sei, weil Staatsanstalt, derart mit dem Weltlichen verquickt, daß sie ihren Einfluß auf die Arbeiter sehr eingebüßt habe; die oberste bischöfliche Gewalt ruhe thatsächlich im Parlament, dessen Glieder ja ihrer Mehrzahl nach entweder Andersgläubige oder Indifferente sein könnten. Dies wird vielleicht auch bald der Fall sein, denn religiöse Beschränkungen für die Mitgliedschaft am Parlamente gibt es nicht mehr; der Liberalismus nach continentaler Schablone gewinnt in England immer breiteren Boden, während gleichzeitig in der radicalen Bourgeoisie und den Arbeitervereinigungen die republicanische Idee stets mehr Boden findet. Huber, der ein scharfer Beobachter und ein guter Kenner der englischen Zustände ist (er hat auch ein Buch über die noch ganz mittelalterlich organisirten englischen Universitäten geschrieben), und der sich besonders gern in kirchlichen Kreisen bewegt, sagt ferner, wegen der Erstarrung der Hochkirche habe sich das calvinistische Element von ihr geschieden als Lowchurch, als die niedere Kirche, die Kirche des Volkes; so nehme das Dissenterwesen intensiv und extensiv zu; der Fehler der hochkirchlichen Geistlichkeit sei mehr Apathie als Glaubenslosigkeit; doch sei es inzwischen besser geworden; die englische Kirche beginne neuerdings stärker gegen den Unglauben zu reagiren; der Kirchenbau, der früher ganz darnieder gelegen, werde in neuerer Zeit von Seiten der anglikanischen Geistlichkeit eifrig gepflegt. In der englischen Literatur nimmt der Geist der Entfremdung vom Christenthum, vielfach auch der offenen Feindseligkeit gegen dasselbe zusehends überhand; allerdings tritt diese Richtung lang nicht so brutal und cynisch auf, wie in Deutschland, Frankreich und Italien; die Manie, unter dem Scheine der Erhöhung der Civilisation für den Unglauben Propaganda zu machen, ist dort weniger vordringlich, nimmt aber zu. Die sogenannten Gebildeten, besonders der jüngeren Generation, werden allmählig ganz rationalistisch.

Sehr interessant für unparteiische Beobachter der religiösen Entwicklung sind Briefe der Kreuzzeitung vom Sommer 1873 über die *Parteien innerhalb der englischen Hochkirche*. Der Verfasser beginnt mit der „Liberation-Society“, der Gesellschaft, welche die Hochkirche, wie dies in Irland vor einigen Jahren geschehen, auch in England der Verbindung mit dem Staate entkleiden und des größten Theiles ihrer Besitzthümer berauben will. Er sagt sodann: „Der Hauptgrund, weshalb in England (jenen Angriffen gegenüber) die Verbindung von Kirche und Staat energischer vertheidigt wird, (als dies in Irland geschehen), liegt in der Befürchtung, daß die Parteien, welche sich jetzt innerhalb der Kirche befehden, dann alle kirchliche Gemeinschaft unter einander aufgeben und sich als Secten constituiren möchten. Diese Befürchtung ist nichts weniger als ungegründet und hat sich in den letzten Monaten durch das Auftreten der puseyitischen Partei in der Beichtfrage noch gesteigert. An und für sich sind Parteien innerhalb

der Kirche kein so großes Unglück. In der anglicanischen Kirche scheint in dem Kampfe der Parteien, aber der sich neuerdings wieder mit furchtbarer Erbitterung erhoben hat, sich eine solche Kluft gebildet zu haben, daß das Bewußtsein, im letzten Grunde und in der Hauptsache im Streite wider den täglich sich mehrenden Abfall von allem Christenthum zu stehen, immer mehr verloren zu gehen droht. In demselben Maße, wie die Ritualisten nach Rom drängen, suchen die Evangelicals ihre Allianzen bei den Dissenters, besonders bei den Methodisten. (Forts. f.)

Vor und seit fünfzig Jahren.

(Statistisches aus der Pfalz.)

Die in „Palatina" Nr. 135 veröffentlichte Statistik der „Bevölkerung unserer pfälzischen Städte" veranlaßt uns zu einer Zusammenstellung des Standes der städtischen Bevölkerung unseres Kreises nach einem Schematismus des Jahres **1823**, um so die für manchen Leser interessante Bewegung unserer Stadtbevölkerungen innerhalb der letzten fünfzig Jahre hier folgen zu lassen:

	Bev. v. 1823	v. 1873	Zunahme	Abn.
Kaiserslautern	4741	17742	271,8 %	
		(excl. Militär)		
Speyer	7037	13300	89,0	
Neustadt	4737	9360	97,5	
Pirmasens	4920	8626	75,3	
Zweibrücken	6050	7986	32,0	
		(excl. Militär)		
St. Ingbert	2328	8375	259,7	
Ludwigshafen	—	7830	—	
Frankenthal	4770	6988	46,7	
Landau	5099	6131	20,2	
		(excl. Militär)		
Germersheim	2070	3944	90,5	
		(excl. Militär)		
Dürkheim	3852	5594	45,2	
Edenkoben	4206	4814	14,4	
Homburg	1987	3510	77,7	
Grünstadt	3210	3336	3,9	
Oggersheim	1431	3103	117,5	
Kirchheimbolanden	2725	3093	13,5	
Landstuhl	1245	3056	145,4	
Kusel	1632	2796	71,3	
Annweiler	2257	2752	21,9	
Deidesheim	2253	2721	20,7	
Otterberg	2216	2571	16,0	
Wachenheim	2466	2470	0,16	
Bergzabern	2409	2353		2,3
Blieskastel	1658	1549		7,9
Hornbach	1373	1509	9,9	
Obermoschel	975	1361	39,5	
Lauterecken	864	1285	48,7	

Miscellen.

Gegen den Schwamm in Gebäuden soll nach einer Notiz in der „Deutschen Ind. Ztg." kein Mittel so wirksam sein als Petroleum. Bestreiche man die mit solchem Schwamm bewachsenen Wände mit Petroleum, so würde derselbe schwarz und fiele ab. Vor drei Jahren sei eine solche Operation an einer solchen Stelle vorgenommen worden, in Folge deren der Schwamm verschwunden und bis heute nicht wieder gekommen sei.

(Ueber das Einsalzen des Fleisches.) Ueber das Einsalzen des Fleisches hat Dr. Neßler einige beachtenswerthe Mittheilungen gemacht. Zunächst warnt er vor der Anwendung einer zu großen Menge von Salpeter, weil dadurch das Fleisch hart, zäh, unschmackhaft und ungesund wird, dagegen ist ein Zusatz von Zucker sehr zu empfehlen, indem der Zucker das Fleisch weicher erhält. Man kann auf zweierlei Weise einsalzen, indem man entweder das Fleisch mit dem Salze *c.* nur trocken einreibt, oder das Salz *c.* in Wasser löst und das Fleisch in diese Lacke einlegt. Bei ersterem Verfahren, dem trocknen Einsalzen, ist das in England gebräuchliche Verhältniß zu empfehlen, wonach man auf 50 Kilo Fleisch eine Mischung von 3 Kilo zerriebenem Salze, 50 Gramm Salpeter und 1/2 Kilo Zucker anwendet und das Fleisch damit einreibt und bedeckt, wobei sich dann eine Lacke bildet. Hierdurch wird zwar das Fleisch trockner erhalten und zum Räuchern, wenn dieses später vorgenommen werden soll, geeigneter; dagegen wird dem Fleische beim trockenen Einsalzen der größte Theil der so werthvollen Flüssigkeit entzogen, welche an das Salz übergeht und mit diesem die Lacke bildet. — Bei dem zweiten Verfahren, dem Einsalzen mit Salzwasser, wird die obige für 50 Kilo Fleisch bestimmte Mischung von Salz, Salpeter und Zucker in 18 Kilo Wasser aufgelöst und das einzusalzende Fleisch in diese Lösung eingelegt. Wenn man darauf achtet, daß das Fleisch von der Lösung ganz gedeckt bleibt, so erhält man ein sehr günstiges Resultat, und es wird weniger von der Fleischflüssigkeit aus dem Fleische ausgezogen, nur wird dabei das Fleisch sehr naß und geht, wenn man es nachher räuchern will, leichter, bevor der Räucherungsprozeß genügend vorgeschritten ist, in Fäulniß über. Je nach dem Zwecke, den man beim Einsalzen beabsichtigt, wird man also dem Einsalzen auf trockenem Wege oder dem Einsalzen mit Salzwasser den Vorzug zu geben haben.

Konstantinopel, 10. Nov. Ueber den jüngst gemeldeten plötzlichen Tod des Generalgouverneurs von Albanien, Seiket Pascha, erfährt man jetzt folgendes nähere: An Freitagen pflegte der Generalgouverneur mit einem kleinen Gefolge Ausflüge in die Umgebung von Scutari zu machen. Für gestern bestimmte er einen Ritt nach dem eine Reitstunde entfernten Dorf Lubani, in dessen Nähe ein Steinkohlenlager entdeckt worden war. In Begleitung eines Ingenieurs und mehrerer Officiere und Gendarmen bestieg er um Mittag das Pferd, und kam in wenigen Minuten zum Flüßchen Kiri, das nach dem vorgestrigen Regen stark angeschwollen war und nur mit Vorsicht durchschritten werden konnte. Als er bemerkte, daß die Pferde der vorausreitenden Gendarmen vor dem reißenden Wasser, das sie durchwaten sollten, zurückscheuten, gab er seinem Pferde die Sporen, das alsogleich in den Fluß sprang und der Strömung folgte. Seiket Pascha wurde sogleich auf die Gefährlichkeit des Wassers aufmerksam gemacht und ersucht, das Pferd anzuhalten. Er ließ jedoch das Pferd die eingeschlagene Richtung nehmen und rief seiner Begleitung zu: ein Soldat darf vor keiner Gefahr zurückschrecken. In demselben Augenblick versank das Pferd in eine der zahlreichen von der Strömung ausgehöhlten Gruben des Flußbettes und blieb einige Secunden unter Wasser. Es tauchte ohne seinen Reiter auf, der in den Wellen verschwunden war, und erst nach 10 Minuten aufgefunden und ohne Besinnung aus dem Wasser gezogen wurde. Die von den Aerzten gemachten Wiederbelebungsversuche blieben ohne Erfolg. Am 8. Nov. um 10 Uhr Morgens wurde die Leiche nach türkischem Gebrauch ohne Feierlichkeiten beerdigt.

Die Opulenz der Berliner Gründer hatte im vorigen Jahre auch auf den Preis der Austern einen solchen Einfluß geübt, daß der Mittelstand sich diesen Genuß kaum erlauben konnte. Mit dem „Krach" ist es auch in diesem Artikel anders geworden, denn während die Austerbankinhaber bei der früheren Nachfrage die Preise beliebig in die Höhe trieben, sind sie jetzt froh, wenn sie die Austern überhaupt loswerden. Während das Dutzend im vorigen Jahre an Ort und Stelle mit 15 Sgr. verkauft wurde, ist dasselbe jetzt in Hamburg schon mit 9 bis 10 Sgr. zu haben.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 140. Speyer, Donnerstag, den 27. November 1873.

Die Bienenkönigin.

Erzählung aus dem Emsland von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

Am zweiten Weihnachtstage ging Großmutter in die Frühkirche, die Kinder mußten zum Hauptgottesdienst. Inzwischen saß sie in ihrem Lehnsessel und vor ihr lag die große goldene Uhr des wohlseligen Burgemeisters: „Jetzt, jetzt!" murmelte die Bienenkönigin, als der kleine Zeiger sich der Mitte zwischen Elf und Zwölf näherte: „Jetzt wird sie einsehen, daß sie zu früh triumphirte, wenn sie sich schon als Herrin dieses Hauses sah — Herrin des Hauses, in welchem ich regieren will, bis der Tod mich abruft. Die Alte hat die Trümpfe in der Hand, sie wird nicht zum Kinderspott!"

Ihr Gesicht erheiterte sich mehr und mehr. Spähend sah sie die Straße hinunter und murmelte dann, ihr Gesicht in ernste Falten legend: „Da kommen sie — es hat getroffen, sie hebt kaum die Füße auf und er ist blaß und gelb vor Aerger!"

„Die Thür flog auf, Daniel stand groß und drohend im Rahmen: „Wo ist das Kind", fragte Großmaman, „daß ich ihr Glück wünsche und sie mir für mein Christgeschenk dankt?"

„Alte Frau", sprach Daniel näher tretend und mit zornbebender Stimme, „heuchle wenigstens nicht — gestehe, daß Du wußtest, wie Du mir und Agnes in's Herz schnittest mit Deiner Hinterlist!"

Die Alte sah ihm fest in die funkelnden Augen und entgegnete: „Freilich wußte und wollte ich's; mich hintergeht Keiner, aber ich hatte das Recht so zu thun!"

„In diesem Hause hat Niemand das Recht Entscheidungen der Art zu treffen als ich!" rief der Enkel fest. „So wahr ich hier stehe, Großmutter, aus dieser Hochzeit wird nichts, soll und kann nichts werden, ich halte mein Recht gegen deines, Corpo di Bacco, wir werden sehen, welches am schwersten wiegt!"

Die Wittwe nahm eine Prise und erwiederte, den Tabak vom Kleide stäubend: „Natürlich das meine, denn Du hast noch gar kein Recht, außer demjenigen, welches ich Dir aus gutem Willen gab — wo sind die Papiere, unterschrieben und untersiegelt, die da bestätigen, Du seiest der Sohn des Architekten Amandus Wittfeld —? in Italien — nun da könnte Jeder kommen! Du hast gesungen und getanzt und geliebäugelt, statt sie in der Residenz beglaubigen zu lassen! Die Erbschaft und das Haus gehören mir, bis Du sie in aller Form angetreten hast, die Summen, welche Dir Josef einhändigte, gab er Dir auf seine eigene Verantwortung — denn wir haben keine Bürgschaft, daß Du Der bist, für den Du Dich ausgiebst und schweigen wirst Du, bis Du ein gesetzliches Recht hast zu reden!"

Daniel schlug sich ingrimmig vor die Stirn und taumelte gegen die Wand: „Großmaman", sagte er sich dann aufraffend, „ich büße schwer für meinen Leichtsinn, aber um der Barmherzigkeit willen, strafe Agnes nicht, schieb die Hochzeit hinaus, bis ich zurück bin!"

„Du hast hier im Hause gethan wie Dir beliebte, ich werde thun wie mir beliebt!"

Daniel murmelte einen Fluch und eilte zu Agnes, um ihr Lebewohl zu sagen, da er ungesäumt abreisen mußte: „Muth, armes Kind, halte Dich nur acht, nur vier bis sechs Tage standhaft und solltest Du vor dem Altar Nein sagen. Versuch' es August zu einem Aufschub zu bewegen, leider muß mich nun auch der Zio als Testamentsvollstrecker begleiten, versprich mir, daß Du fest bleiben willst!"

„Muß ich das versprechen, Daniel? Du findest mich frei — oder todt wieder!"

Eine halbe Stunde später zogen vier Extrapostpferde den Onkel und Neffen durch den immer dichter fallenden Schnee, welcher die Chaussée bereits an manchen Stellen fast unpassirbar gemacht hatte.

Agnes saß, den Tod im Herzen, in ihrer eisig kalten Kammer, sie, welche stets unbemerkt und unterdrückt nur wie ein höheres Hausthier geduldet wurde, war plötzlich zum Augenmerk der ganzen Stadt geworden. Aus ihrer seligen Sicherheit war sie unversehens mitten in die Wogen geworfen und neben der drohenden Feindin, welche heute ihre Streitmacht entfaltet hatte, stand ein verhülltes, erschreckendes Phantom — die Schuld gegen August. Aber August war so gut, vielleicht, o gewiß, trat er freiwillig zurück! Mit dieser Hoffnung im Herzen trat Agnes vor das Medusenangesicht der Großmutter. Diese schien vollkommen ruhig; als ihr Blick zufällig auf die Enkelin fiel,

sagte sie: „Es ist besser, Kind, daß Alles seinen richtigen Gang geht!“ und dann setzte sie sich mit gutem Appetit zu Tische.

Agnes war den Tag über wie verloren, es trieb sie auch ihrerseits, um ihr Schicksal zu kämpfen und doch auch wieder bäumte sich ihr Herz dagegen, als eine Bittende vor August zu treten. Endlich legte sie ihre Kapuze über's Haar, hüllte sich in einen Shawl und eilte durch die tief eingeschneiten Gassen, durch welche schmale Pfade, gleich Gräben, dahin liefen. August stand mit einer Laterne in seinem düstern, gefängnißartigen Waarenlager, zwischen Tonnen und Zuckerhüten, Kisten und Säcken. Er war ganz vertieft in Ueberzählung dieser Gegenstände, die er aufnotirte, und bemerkte Agnes deshalb nicht; als er sich einmal unterbrach im Auffummiren, geschah das mit den Worten: „Drei Tonnen Heringe, ich wußte, es mußten noch drei Tonnen sein!“ Das Mädchen hätte aufschreien mögen vor Schmerz, daß ihn seine Heringe beschäftigten in dem Augenblick, wo das Lebensglück dreier Menschen auf der äußersten, haarscharfen Grenze der Entscheidung stand. „August!“ rief sie fast drohend und wickelte sich fester in ihre Hülle.

„Sieh da, Agnes — na, endlich hat's die Alte doch zugegeben!“

„Ich komme, um Dir zu sagen, daß es nicht sein kann! August, Du hattest Recht mit Dem, was Du neulich sagtest, Du hast es eher eingesehen als ich selbst — ich kann Deine Frau nicht werden!“

„Ja mein Kind, damit kommst Du nun wie Mustart nach der Mahlzeit, das Bedenken ist vorbei, nach dem Aufgebot läßt sich nichts mehr ändern!“

„Wenn wir uns Beide weigern, wenn wir erklären, wir wollten nicht unglücklich werden —“

„Ich mich weigern? Das wäre doch die reine Tollheit, die Alte kündigt die Capitalien und ich bin ruinirt und weshalb solltest Du denn mit mir unglücklich werden, ich thue Dir wahrlich nichts Schlimmes!“

„Weil — o Du weißt es ja — weil ich Daniel liebe und er mich!“

„So — also doch — ja Agnes, das thut mir im Herzen leid, Du mußt Dir Mühe geben ihn zu vergessen!“ —

Agnes ging mit rascher Bewegung ein paar Schritte vorwärts, warf sich zwischen den Säcken und Kisten auf die Knie und schrie: „August, hab' Erbarmen, gieb mich frei, bei Gott, ich kann Deine Frau nicht werden!“

August antwortete nicht, er setzte sich auf eine Tonne, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und schluchzte wie ein Kind. Agnes rutschte auf den Knieen bis zu ihm hin und ergriff seine Hände:

„August — o, könnte ich Dir diesen Schmerz ersparen, ich kann es nicht — gieb mich frei!“

„Habe ich nicht Jahr und Tag für Dich gebetet, gearbeitet und gesorgt?“ schluchzte Krei; „erst hieß es: das Geschäft muß sich heben! gut, es hob sich. Dann: es sind theure Zeiten. Gut, sie wurden billiger, endlich: ja, wenn die alte Grete kündigt gut, sie kündigte mir zum Mai — und nun ich endlich so weit bin, kommt dieser Italiener, der nie etwas für Dich that, streckt die Hand aus und hat Dich.“ Er riß seine Hände aus den ihrigen.

„Ich muß jetzt gehen“, sagte Agnes sich erhebend, „überleg' es Dir; aber wisse auch, ich kann und darf nicht Ja sagen vor dem Altar!“ Krei drehte sein Gesicht der Wand zu und antwortete nicht, sie sah, wie er sich mühte, das Weinen zu unterdrücken. „Ach, wenn Daniel nur da wäre, er würde gewiß das rechte Wort finden!“

Im Sterbhause, neben der Großmaman, fand Agnes einige alte Bekannte der Wittwe; dieselben unterbrachen ihr Gespräch, um das Mädchen anzublicken: „Mein Gott“, rief die Schwester des Dechanten, „wie sieht mit einem Male Agnes ihrer Großmutter so ähnlich, das muß Dir doch selbst auffallen, Burgemeisterin —!“

Die Bienenkönigin nickte und entgegnete, auf ihre Enkelin blickend: „Was bei mir fester Wille ist, das ist bei ihr Trotz!“ und dann lächelte sie.

Zwei — drei Tage vergingen in völliger Ruhe. Agnes beobachtete Anfangs Stunde für Stunde alle häuslichen Symptome, aber keines deutete auf eine Gewaltmaßregel, nichts änderte sich in den alltäglichen Begebenheiten und Niemand schien sich sonderlich um das Mädchen zu kümmern. Sie ahnte nicht, wie prüfend Großmaman in ihren Augen las, wie zufrieden die Alte war, als der entschlossene Trotz neuer Hoffnung und jener Ermüdung wich, die großen Seelenkämpfen im Zustande der Ruhe zu folgen pflegt. August ließ sich nur flüchtig blicken, es gab so viel zu thun in dieser Zeit!

Am vierten Tage konnte Agnes sich dagegen nicht verhehlen, daß im Bienenkorb etwas Besonderes vorbereitet werde und zu Mittag erklärte die Burgemeisterin, wie etwas Selbstverständliches:

„Heute Abend ist Dein Kranzwinden, ich habe dazu zwölf von Deinen Schulkameradinnen einladen lassen!“ Ein Zittern lief über die junge Gestalt der Enkelin, aber sie sah ein, daß sie nichts thun könne als sich vorläufig ganz ergeben zu zeigen — wahrscheinlich kam Daniel heute oder morgen wieder, wenn nicht — Gott konnte sie ja nicht hülflos verlassen! Die zwölf Kameradinnen hatten Agnes immer still und unterdrückt gekannt, es fiel ihnen nicht auf, daß sie das auch bei ihrem Kranzwinden war. Der später erscheinende August benahm sich, dem Tage angemessen, sehr verlegen und aß und trank mit den Kranzjungfern um die Wette von den guten Dingen, an denen es bei Großmaman Wittfeld nie zu fehlen pflegte. Man sang gebührlicher Weise: „Wir winden Dir den Jungfernkranz“, und eine entfernte Cousine des Hauses declamirte mit trauriger Stimme ein scherzhaftes Gedicht und überreichte Agnes ein halbes Dutzend silberner Theelöffel. Es war ein recht vergnügter Abend, die jungen Damen bedauerten nur, daß der spaßige Italiener nicht da sei, dann würde es ganz anders, über Tische und Bänke gehen. Die

Brautführerinnen versprachen am nächsten Morgen recht früh zu kommen, um die Braut anzuputzen und dann hüllten sich die Kameradinnen ein und nahmen eine Viertelstunde Abschied und man hörte sie noch eine Zeit lang kreischen und lachen, nachdem sie endlich gegangen waren, denn sie stießen einander in die großen Schneehaufen, die hier und da zusammen geschaufelt waren.

(Fortsetzung folgt.)

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

„Die erstere dieser beiden Parteien verfügt augenblicklich über einen höchst bedeutenden Einfluß, und sie hat seit der Zeit ihres Entstehens in den dreißiger Jahren eine Energie entfaltet, die Angesichts der Feinde, die ihr entgegenstanden, bewundernswerth ist. Schon das erste Auftreten Puseys und Newmans begegnete einem allgemeinen Widerspruch. Nicht nur der stets vom Winde des Zeitgeistes getriebenen Masse erschien das hier gepredigte Zurückgehen auf Lehre und Ordnungen der primitiven Kirche ein Schlag ins Angesicht; von allen Seiten erscholl der in der englischen Geschichte so oft erhobene Schlachtruf: no popery! (Keine Papisterei!) So lange Lord Palmerston am Regiment war, wagte es nur selten ein Bischof, sich schüchtern zu dieser Richtung zu bekennen. Am meisten aber wurde die Partei bedroht durch das Auftreten der römischen Kirche. Als 1850 das Erzbisthum Westmünster, welches jetzt ein ehemaliger Archidiacon der englischen Kirche inne hat, errichtet und dann allmählig im ganzen Lande die römische Kirche neu organisirt wurde, entstand eine ungeheure Aufregung, deren Aeußerungen aber weniger der römischen Kirche, als den Puseyiten schadeten, die man als die Pioniere des Papstthums ansah, ein Urtheil, das seine Begründung nur zu sehr in den überaus zahlreichen Uebertritten von Gliedern dieser Partei aus dem höheren Adel und dem Klerus fand. Rechnet man doch, daß bis 1852 allein gegen 200 anglikanische Geistliche katholisch geworden sind. Die Partei saß dabei fortwährend auf der Anklagebank vor dem gerichtlichen Ausschusse des Privy Council und war nur selten in der Lage, ein günstiges Urtheil zu erstreiten. Trotz dieser gewiß erheblichen Widerwärtigkeiten aber kann von einer Erschöpfung ihrer Lebenskraft keine Rede sein; im Gegentheil ist ihr Einfluß und ihre Ausbreitung noch stets im Wachsen, besonders seit sie in Gladstone, der als Premier alle Bischofsstühle besetzt, einen entschiedenen Vertreter im Ministerium und Parlament gefunden hat. Diese Richtung ist es, die durch ihr jüngstes Auftreten das fernere Fortbestehen der Verbindung von Kirche und Staat ganz besonders in Frage gestellt hat. Ist es denkbar, sagt man, daß eine Kirche ihre gegenwärtige Gestalt behalten kann, in der sich so klaffende Spaltungen zeigen; in der auf der einen Seite die ganze römische Dogmatik ihren Einzug hält, während ein Bischof Colenso und Genossen die auf dem Continent wuchernde Neologie anpflanzen? In der ein Dr. Littledale die Reformatoren für die größten sittlichen Scheusale erklären kann, die je ein geistliches Gewand getragen, während den meisten Evangelicals die wahre Kirche überhaupt erst seit der Reformation besteht?

Während im Frühjahr die Convocation*) tagte, gelangte vor dieselbe eine von 483 Priestern der Kirche von England unterzeichnete Petition, in welcher u. A. gebeten wurde, die Versammlung möchte Angesichts des ausgedehnten Gebrauchs, welcher gegenwärtig von dem Sacrament der Beichte gemacht werde, die Erziehung, Auswahl und Ernennung geeigneter Beichtväter in Uebereinstimmung mit den Vorschriften des canonischen Rechts ins Auge fassen. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von der Aufregung zu machen, welche dieser Antrag hervorrief. Da die kirchlichen Fragen dort stets das öffentliche Interesse im höchsten Maße in Anspruch nehmen, so machte sich die Wirkung alsbald in allen Factoren des öffentlichen Lebens bemerkbar. In den Predigten, in den Spalten der Journale, im Parlament, bei den öffentlichen Meetings war von nichts die Rede, als von der Petition der 483. Zunächst ging die Sache die Convocation an, in der ein Bischof, nachdem man beschlossen, das Gesuch in Erwägung zu ziehen, erklärte, dasselbe sei nicht so kurzweg abzuweisen, denn eine Unterdrückung der Bewegung sei aussichtslos; ein Anderer, indem er sich nur gegen den Begriff des Sacramentalen verwahrte, sprach offen seine Zustimmung aus, weil ein geordnetes Beichtverfahren einerseits zur Beförderung des geistlichen Lebens dienen werde und andererseits einem Mißbrauch auf diesem Gebiete vorgebeugt werden müsse. Dies erhöhte die Aufregung noch und die „Times“ erklärte, wenn das so weiter gehe, werde das englische Volk mit der Staatskirche kurzen Proceß machen. Einen schweren Stand hatten die beiden Erzbischöfe von Canterbury und York, Dr. Tait und Dr. Thomsen. Bereits im Mai überreichte ihnen eine von Sir Harry Verney geführte Deputation eine von 60,000 Laien unterzeichnete Adresse, in welcher mit den stärksten Ausdrücken auf die Gefahr hingewiesen war, welche der englischen Kirche durch die Verbreitung römischer Lehren und Ceremonien drohe; man erinnerte den Episkopat an sein Ordinationsgelübde, „alle irrige und Gottes Wort widerstreitende Lehre fern zu halten und im Besonderen und öffentlich auch Andere dazu zu vermahnen.“ Sie erbaten sich Bedenkzeit und versprachen eine schriftliche Antwort. Diese, vom 16. Juni d. J. datirt, fiel für alle Theile ziemlich unbefriedigend aus. Während die Erzbischöfe zugestehen, daß die Grundsätze der Reformation in England augenblicklich sehr gefährdet seien, und daß namentlich die Einführung der

*) Ein aus zwei Häusern bestehendes geistliches Parlament, in dem aber nur der höhere und niedere Klerus Sitz und Stimme hat.

Privatbeichte eine Neuerung bringe, welche das größte Uebel herbeiführen müsse; während sie versprechen, ihr ganzes Ansehen anzuwenden, um diese Gefahren zu beschwichtigen, weisen sie andererseits darauf hin, daß es ihnen nicht zustehe, wegen jedes einzelnen Falles ein Proceßverfahren einzuleiten; eine Verfolgung in Sachen der Lehre und des Ritus sei an sich schon ein Uebel, selbst wenn es die Noth gebiete. Sie fordern dann die Laien auf, selbst das Ihrige zu thun, Kirchen, wo sich römische Mißbräuche fänden, nicht zu besuchen, oder durch die Kirchenvorstände auf die Geistlichen zu wirken. Uebrigens zieme es sich in einer protestantischen Kirche, weniger durch Handhabung der Auctorität, als durch stillen persönlichen Einfluß zu wirken.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Radolfzell, 19. Nov. Gestern Abend ereignete sich auf dem See ein schreckliches Unglück. Ungefähr um halb 10 Uhr wollten die Arbeiter Christian Wolf, Heribert Engesser, Johann Heliner von Iznang und Mathias Keller von Weiler bei herrschendem Ostwind in einem kleinen Nachen nach Iznang überfahren. Als sie eine Strecke vom Ufer entfernt waren, bemerkten sie, daß das Schiff Wasser fasse; bald darauf schlug das Schiffchen aus noch nicht aufgeklärter Ursache um. (Die „Freie Stimme" sagt: „Engesser wollte seine Kameraden bewegen, wieder umzukehren, allein diese glaubten nicht, daß es gefährlich werden könnte und fuhren weiter. Als das Wasser in der Gondel immer mehr wuchs, sprang Engesser zum Schiff hinaus. Durch diesen Sprung wurde das Schiff umgeworfen.") Man hörte am Lande die Hilferufe, mehrere Schiffe eilten zu Hilfe, verfehlten aber in der Dunkelheit die Richtung. Als Hr. Hutmacher Schäfle bei der umgestürzten Gondel ankam, fand er nur noch Wolf auf derselben und rettete diesen unter schwierigen Umständen. Keller sank wenige Minuten, ehe Hr. Schäfle ankam; auch er klammerte sich an das Schiff, aber eine Welle, die das Schiff wälzte, spülte ihn hinunter. Engesser, welcher den Feldzug mitgemacht hatte, war ein tüchtiger Schwimmer, suchte schwimmend das Land zu erreichen, aber vergeblich. Heliner scheint gleich untergesunken zu sein; derselbe war Hafner und hinterläßt eine Frau, die ihrer Niederkunft entgegen sieht, und zwei kleine Kinder. Der gerettete Wolf wurde in das hiesige Spital gebracht, wo er sich bis heute vollständig erholte. Der erschütternde Unglücksfall erregt allgemeine Theilnahme.

(Dörfer in der Luft.) Capitän Simpson besuchte, wie er in einem Bericht an das englische Parlament meldet, 1871 die Isabelleninsel (in der Solomongruppe des stillen Oceans) und fand dort drei eigenthümlich gebaute Dörfer. In den Zweigen gigantischer Bäume 80—120 Fuß hoch, sind die Häuser gebaut, zu welchen man auf einer Art Leiter hinaufsteigen kann. Die Leiter kann leicht hinaufgezogen werden, da die Zweige erst in einer Höhe von 50—100 Fuß über dem Boden sich ansetzen. Die Häuser selbst, sehr kunstvoll gebaut, können 10—12 Einwohner fassen; in denselben sind große Massen von Steinen aufgehäuft, welche die Einwohner mit großer Geschicklichkeit, sei es mit der Schleuder, sei es mit der Hand, zu werfen verstehen. Am Fuße des Baumes steht ebenfalls eine Hütte, in welcher die Familie am Tage sich aufhält. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist, einander aufzufressen und es ist ein Wunder, daß die Insel noch nicht ganz entvölkert worden. Dabei sind sie feige, nie stehen sich zwei Stämme in offenem Kampfe gegenüber, sondern nur wenn kein Risico dabei ist, fallen sie über das Opfer her. Die Männer haben langes Haar und tragen es wie die Frauen in Europa lose über den Rücken fallend oder in regelrechten Chignons. Die Frauen dagegen, deren Haar kürzer ist, tragen es lose und ungekämmt. Was die Kleider anbetrifft, so gibt es augenblicklich dort noch nichts, was im entferntesten einer europäischen Tracht ähnlich sieht.

Der Plan, nach welchem das große Ausstellungsgebäude in Philadelphia errichtet werden soll, ist bereits entgültig angenommen worden. 43 Architekten aus allen Theilen des Landes hatten ihre Zeichnungen zur Bewerbung eingeschickt, und aus diesen Plänen wurden nach reiflicher Erwägung zehn zu einer zweiten Bewerbung ausgewählt. Den zehn Autoren dieser Zeichnungen wurden die übrigen zurückgewiesenen zur Einsicht übergeben, damit sie etwaige Verbesserungen an den ihrigen daraus vornehmen könnten. Es fand hierauf eine zweite Prüfung der so verbesserten Pläne Statt und die Zeichnung der new-yorker Architekten Calvert Vaux und G. K. Radford mit Verbesserungen aus dem Plane von Sims und Brother aus Philadelphia wurde schließlich adoptirt. Das Gebäude wird ein 2040' langes und 680' breites Rechteck sein, dessen Weite im Centrum jedoch und an den Enden sich bis 862' ausdehnt. Das Ganze wird aus 65 Pavillons mit gewölbten Kuppeln, auf einer Fläche von 43 Acres, bestehen. Doch ist der Plan des Gebäudes derartig, daß man es beliebig vergrößern kann, ohne der Harmonie des Ganzen zu schaden. Als Baumaterial werden hauptsächlich Eisen und Ziegel benutzt werden. Die Kosten wurden auf 3,500,000 bis 4,000,000 Dollars veranschlagt. Außerdem soll noch eine architektonisch sehr zierliche „Gedenkhalle" errichtet werden, die dauernd bleiben soll. Sie wird als Kunstgallerie dienen und einen Raum von anderthalb Acres einnehmen. Man wird mit dem Bau sofort anfangen — ein Umstand beiläufig, der den wider Willen feiernden Arbeitern sehr zu Statten kommt — und hofft zeitig fertig zu werden, um am 19. April 1876, dem Gedenktage der Schlacht bei Lexington, welche bekanntlich den americanischen Unabhängigkeitskrieg einleitete, die Eröffnung vornehmen zu können. Von dem Hauptgebäude werden 36 Acres der Industrie-Ausstellung, zehn den Maschinen und fünf der Agricultur gewidmet werden. Der General-Director der Ausstellung ist Alfred J. Goßham.

Räthsel.

Bald lockt Dich meiner Töne Zaubermacht,
Bald freu'st Du Dich an meiner Farben Pracht,
Bald läßt mein Toben dröhnen rings die Luft,
Bald labst Du Dich an meinem süßen Duft.
Bald lauf' ich auf zwei Beinen rasch dahin,
Nur schade, daß ich dummer als ein Esel bin.
So groß die Erde ist, in jedem Land
Bin ich daheim und Allen wohl bekannt.
Hier haßt man mich, dort bin ich vielbegehrt,
Den Damen, Dichtern und Verliebten werth;
Denn Liebe, Poesie und Eitelkeit
Bedien' ich schon seit undenkbarer Zeit.
Ein kleines Stück von mir kauft man um theures Geld,
Obwohl man oft mich ganz umsonst erhält.
Es braucht mich Arm nnd Reich zu Schmuck und Zier,
Und selbst Gebäude schmückt man oft mit mir.

Auflösung der Charade in Nr. 137:

Handkorb.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 141. Speyer, Samstag, den 29. November 1873.

Die Bienenkönigin.

Erzählung aus dem Emsland von E. von Dincklage.

(Fortsetzung.)

August ergriff — zum ersten Mal nach dem zweiten Festtage — die Hand seiner Verlobten und flüsterte angstvoll: „Agnes, Du wirst mir nicht den Schimpf anthun und vor dem Altar „Nein!" sagen; versprich es mir!"

Agnes holte tief Athem und entgegnete: „Ich verspreche es Dir!"

„Es wird noch Alles gut!" dankte er mit einem zärtlichen Händedruck.

Die Großmaman mußte auch ihre besonderen Gedanken gehabt haben, denn Mieke blieb die ganze Nacht auf und schlich umher und lauschte, ob sich irgend etwas im Hause rühre. Alles blieb still, bis die Sonne roth und frostig über den weiten Schneeflächen emportauchte. Rechtzeitig kamen die Brautführerinnen und Agnes ließ sich anputzen, zerstreut und wortlos, auch etwas bleich — aber das muß so bei Bräuten sein. Dann ließ man sie allein, um sich dem Frühstück und den Gästen — nur die nächsten Verwandten der Wittfeld und August's waren eingeladen — zu widmen. Als es Zeit wurde zur Trauung aufzubrechen, fand man die Thür der Braut verschlossen, alles Rütteln und Rufen war vergebens. — August wurde herbei geholt, er entfärbte sich und rief: „Sie hat sich getödtet — sie sagte, sie wollte nicht lebend —"

Ein Blick der Bienenkönigin schloß seinen Mund: „Sie hat viel von mir", beruhigte die Wittwe, „sie wird sich kein Leides anthun, so lange sie sich noch wehren kann!"

„Aber Großmaman —!„

„Einfältiger Mensch, entweder sie hält sich irgendwo versteckt, oder ist die Straße hinaus geflohen, auf welcher sie Daniel erwartet! Mach' Dich mit Deinem Knechte auf, sie zu suchen, ich theile den Gästen mit, Agnes habe einen Fieberanfall bekommen und schicke zum Arzt, derselbe wird unbedingt bestätigen, was ich sage —! Nun, Mieke, war das Fenster auf?" fragte sie, als die Magd das verschlossene Zimmer von innen öffnete. Die Magd nickte: „Durch's Fenster ist sie in den Garten gesprungen und durch das Pförtchen hinaus, da hören denn die Spuren auf, weil die Hinterstraße betreten ist!"

Der Arzt kam und theilte alsbald den beunruhigten Gästen mit, Agnes habe einen Fieberanfall, der das Herannahen des — Typhus befürchten lasse, von der Hochzeit dürfe keine Rede sein. Die Gäste eilten von dannen, als brennte der Fußboden unter ihnen, die Freundinnen hatten jetzt alle schon etwas Besonderes bemerkt — o, sie waren nicht auf den Kopf gefallen, gestern wollten sie nur nichts sagen, aber sie wußten, es käme etwas Schreckliches.

Als August einige Stunden mit seinem Knechte umsonst in den bekannten Häusern und auf der verschneiten Straße gesucht hatte und es bereits zu dämmern begann, kehrte er, von Angst gehetzt, heim und holte sich Rath bei der Burgemeisterin. „Geh' zum Voigt, sag' ihm, Deine Braut habe im Fieberparoxismus die Flucht ergriffen und veranlasse ihn, die junge Mannschaft zum Suchen aufzubieten, namentlich durchstreift die Tannen und achtet auf die Scheunen, sie wird sich nahe an der Straße halten, um den Herzliebsten gleich zu sehen — wer weiß, sie mag, wenn sie hungrig wird, von selbst wiederkommen, die Närrin!"

August schluchzte in sein rothes Baumwolltaschentuch: „Ach, sie ist hin, das liebe, arme Kind — hin und todt, es schneit ja, daß man nicht fünf Schritte weit sieht und draußen im Felde sind haushohe Berge zusammen getrieben. — O Agnes, Agnes, ich bin Dein Mörder — ich wollte ich wäre auch todt!"

„Geh', Memme!" rief die Bienenkönigin, „pfui über Euch furchtsamen, einfältigen Männer!"

Die Wittwe verachtete alle Furchtsamkeit und Verzagtheit; sie kannte doch nur zwei Menschen, welchen sie wirklichen Muth zutraute, ihre beiden Enkelkinder! und diese gerade haßte sie, weil sie ihrer Herrschsucht im Wege standen.

Mit sinkender Nacht bewegten sich Fackeln durch die Straßen, man gab sich Hörnersignale und ergriff alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln, um die Verlorene zu entdecken und die Suchenden in ihrem nächtlichen Unternehmen zu unterstützen. August hatte sich das Revier zunächst der Landstraße vorbehalten und entwickelte eine staunenswerthe Umsicht und Ausdauer, indeß die meisten Anderen die Sache ziemlich lässig betrieben; denn entweder, sagten sie, hat das Mädchen

eine Unterkunft gefunden oder sie ist doch schon todt. Gegen Mitternacht waren von den zwanzig ausgezogenen Fackelträgern nur noch sechs mehr im Felde, die anderen waren heimlicher Weise nach Hause gekehrt.

Endlich ließen auch August's Kräfte nach, er hatte zu allen Aufregungen des Tages und zwölfstündigem Umhersteigen im Schnee den ganzen Tag so gut wie gar nichts gegessen — seine stets so rothen Wangen wurden aschfarben, er taumelte wie ein Betrunkener und sank besinnungslos in den Schnee. Eben stieg der Mond empor und das Wetter schien gleichfalls für diese Nacht mit seinem Unwesen ein Ende zu machen. Einige Menschen, welche noch in der Stadt aufgeblieben waren, um den Ausgang der Expedition zu erwarten, sahen, daß die zuletzt heimkehrenden Männer einen menschlichen Körper trugen und riefen aus den Fenstern: „Habt Ihr sie?" — „Nein", war die Antwort, „es ist der junge Krei, welcher in tiefe Ohnmacht gefallen ist!" — „Ein Unglück kommt doch nie allein!" bemerkte Dieser oder Jener und schloß das Fenster, denn ein scharfer Frostwind hatte sich aufgemacht.

Inzwischen hatten Daniel und der Philosoph ihre Rückreise mit innerer Unruhe angetreten, einer Unruhe, die um so peinlicher wurde, als der ungewöhnlich starke Schneefall die Eisenbahnzüge zwang, nicht nur langsam und unregelmäßig den Verkehr zu vermitteln, sondern sogar einen zwölfstündigen Aufenthalt in einer sehr unwirthbaren Gegend herbeiführte. Als die Reisenden nun gar nach dem Postverkehr fragten, an der Station, wo sie die Eisenbahn, zunächst der Heimat, verließen, da wurden die Achseln gezuckt und man mußte es ganz dem Wetter anheimstellen, wann und in wie langer Zeit die Landstraße losgeschaufelt werden könne. Daniel miethet einen leichten, hohen Korbwagen, ein gutes Gespann und drei handfeste Leute mit Schaufeln und so setzten die beiden Wittfeld Abends die Fahrt fort. Bis Mitternacht stellten sich zahllose Schwierigkeiten und Unfälle dem Fortkommen entgegen, als aber der Mond aufging und die dunklen Wolken sich zusammenballten und immer höher und weiter hinwegziehend ein Stück Himmel mit blitzenden Sternen frei ließen, da wurden die nächsten Meilen verhältnißmäßig rasch zurückgelegt und mit dem Schlage Zwei vom Kirchthurm hielt das Fuhrwerk vor dem Bienenkorbe und Daniel pochte eine Secunde später heftig an die Hausthür. Mieke öffnete nach wiederholtem Pochen und als der junge Mann die Zurückweichende am Arm faßte und sie wie mit eisernem Griff quetschend fragte: „Hat man Agnes gezwungen sich trauen zu lassen?" — da sagte Mieke: „Gott bewahre, nein, nein!" Schon wollte der junge Mann sich beruhigt niederlegen und trat nur noch hinaus, um erleichterten Herzens dem Zio „Gute Nacht!" oder scherzend: „Guten Morgen!" zu sagen, denn eine furchtbare Herzensangst war von ihm genommen: da plötzlich verstummten beide Männer überrascht. Um die Ecke bog die gebeugte, hagere Gestalt der alten Lisette und begrüßte in ihrer rathlosen Art die Heimgekehrten.

„Lisette", forschte der Doctor, „woher kommst Du, was ist vorgefallen?"

„Ich wurde zu August gerufen, gestern spät, August hatte eine tiefe Ohnmacht, ich gehe gleich wieder hin, ich wollte nur eine Medicin holen!" „Ist Agnes bei ihm?" fragte Daniel in aufflammender Eifersucht durch die Zähne, „leugne nicht, ist sie bei ihm, allein bei ihm? Ich schlage Thür und Fenster ein, ich dulde das nicht — —"

„Mein Gott", ächzte Lisette ihm in die Arme fallend, „sie ist nicht bei ihm!" „Wo ist sie denn?" fragte Daniel und seine weiche Stimme klang tief und grollend. „Ich weiß es nicht!" rang es sich von Lisetten's bebenden Lippen und dann setzte sie sich in den Schnee, der die Stufen vor dem Bienenkorbhause bedeckte.

Mieke wußte, daß ihre Herrin nicht lügen konnte und in der Ueberzeugung, daß sie selbst diese Kunst um so besser inne habe, sagte sie mit ihrer schrillen Stimme: „Die Mamsell bekam ein Fieber, garstiges Fieber nannte es der Menschendoctor und somit sprang sie aus dem Bett und zum Fenster hinaus!"

„Schweig, Mieke — kommt herein!" ließ sich die gebieterische Stimme der Burgemeisterin vernehmen. Daniel sprang die Stufen hinauf und stand ihr mit blitzenden Augen gegenüber. Die alte Frau hielt ein brennendes Licht in der Hand, sah fest in die wilden Augen des Enkels und sagte mit lautem Tone: „Agnes entfloh eine Stunde vor ihrer Trauung!" Im selben Moment fiel das Licht klirrend zur Erde, denn Daniel stürzte sich auf sie und umfaßte sie, als wolle er sie erwürgen. „Ich fürchte mich nicht!" gurgelte sie noch hervor und dann befreiten die drei Anderen sie von dem Wüthenden. „Ich fürchte mich nicht!" war ihr erstes drohend triumphirendes Wort. „Wenn Dir Dein Leben lieb ist", stieß Daniel mühsam hervor, „so verläßt Du mit jenem Satan von einer Magd noch in dieser Stunde dies Unglückshaus, Du sollst nicht über die arme Vertriebene triumphiren, ich würde Euch hinaus treiben, aber mich graut davor Euch anzurühren, oh Dio mio — Ihr hier und sie — sie —?" Er verbarg sein Gesicht in die Hände. „Ihr seid noch da?" schrie er nach einer Weile auffahrend. „Hier sind meine Papiere, ich, ich bin Herr dieses Hauses!" „Und ich verlasse es nicht!" rief die Wittwe. Lissette erzählte inzwischen fieberhaft, was Alles zu Agnes' Auffindung geschehen sei, sie hoffte Daniel, der stets gütig mit ihr war und vor dem sie daher keine Scheu hatte, abzulenken. (Forts. f.)

Cuba, die Perle der Antillen.

Habana — welche Fülle farbenreicher, lieblicher Bilder konnte dies *eine* Wort dem berückten Sinn vorzaubern, von den bildschönen Frauen mit den großen schwarzen Augen, bis zur unübertrefflichen Cigarre, deren Lob der Männer rauchend Geschlecht von einem Ende der Welt bis zu dem anderen singt. Erloschen fast ist augenblicklich der Glanz der „Perle,"

getrübt durch das Bürgerblut, welches seit einem halben Decennium in Strömen dort vergossen wird. Nicht nur Männer, Frauen und Kinder selbst werden erbarmungslos hingeschlachtet und es lohnt wohl die Mühe nachzuforschen, woher so gräßliche Feindschaft entsprossen. Zahlreich sind die Schriften, die früher und jetzt wieder über Cuba erschienen. Politiker wie Gallenga, Künstler wie Goodman, Poeten und Bummler wie der livländische Edelmann Jegor von Sievers und der Reichsgraf von Bruges haben die „Perle" aufgesucht und mit mehr oder minder Geschick ihre Erfahrungen vor dem Publicum ausgekramt. Vor Jahr und Tag sandte die „Times" einen „Specialcorrespondenten" jenen oben erwähnten Gallenga, nach Cuba, um einen glaubwürdigen Bericht über den wahren Zustand der Insel zu verfassen, da weder aus den lügenhaften Bulletins der spanischen Regierung noch aus den übertriebenen Schilderungen der Insurgenten und ihrer Freunde in den vereinigten Staaten auch nur das Geringste von Werth zu entnehmen war. Als Ergänzung gleichsam zu seinen Correspondenzen, welche in der ersten Hälfte dieses Jahres erschienen, hat Gallenga seine Erfahrungen in einem Büchlein niedergelegt und wenn dieselben auch nicht von so unbedingtem Werth sind wie die „Times" und nach ihr einige deutsche Blätter meinen, so wollen sie doch beachtet sein.

Der Haß, mit welchem die beiden Parteien, die eingeborenen Spanier und die Creolen, einander verfolgen, kennt keine Grenzen. Nicht eigentlich das Mutterland bekämpft die Rebellen, sondern die Partei der Spanier in Cuba, welche wiederum die Autorität des Mutterlandes nur nominell anerkennt und im Uebrigen eine Einmischung der Madrider Regierung so wenig duldet wie die Rebellenpartei. Das ist auch während der letzten Ereignisse wieder deutlich zu Tage getreten. Die herrschende Partei heißt die spanische oder Halbinsel- oder Negrero-Partei und besteht hauptsächlich aus Weißen, welche aus dem Mutterlande beständig einwandern. In ihrer Hand liegt thatsächlich die Regierung der Insel, aus ihrem Kreise ist die Armee der 60,000 Freiwilligen hervorgegangen, der Voluntarios de la libertad. Vor einigen Jahren zwangen sie den Gouverneur von Habana, 8 kaum dem Knabenalter erwachsene Creolen erschießen und 40 andere zu lebenslänglichen Galeeren verurtheilen zu lassen, weil dieselben das Grab des spanischen Journalisten und Patrioten Casanno beschimpft hatten. Der leiseste Verdacht, die geringste Denunciation genügte, um einem Creolen sein Haus, seine Plantagen, seine Reichthümer zu confisciren. Einem der reichsten Creolen Cubas wurde in dieser Weise sein Vermögen im Werthe von 20 Mill. Piaster von der Regierung fortgenommen. Sein Palast, der schönste in der Habana, dient jetzt als Kaserne und die spanische Flagge weht von seinen Zinnen. Der Gesammtwerth des confiscirten Gutes der Verfolgten beträgt Hunderte von Millionen Dollars und die Liste der Tausende proscribirter Rebellen umfaßt Millionärs, Geistliche, Rechtslehrer, Journalisten, Kaufleute u. s. w. Sehr selten ziehen die Voluntarios aus, um die Rebellen im freien Felde zu bekämpfen — diese dornenvolle Aufgabe überlassen sie den Truppen, welche die Madrider Regierung aus Spanien herübersendet; 80,000 Mann sind bereits seit dem Beginn des Aufstandes im October 1868 gelandet und man berechnet, daß im Ganzen 150,000 Mann dem Kriege und dem Klima schon zum Opfer gefallen sind. Als der Kriegsminister vor 2 Jahren im Senat abermals die Bewilligung von Soldaten für den Krieg in Cuba verlangte, rief Sennor Pavia: „Die 76,000 Mann, die Sie nach Cuba geschickt haben, sind nicht im Stande gewesen, den Krieg zu beenden, auch die verlangten 12- oder 14,000, nicht einmal weitere 20,000 werden es thun, denn die Rebellen sind viel stärker, als Sie glauben."

Die Negreros sind, wie schon ihr Name andeutet, mit Leib und Seele für Aufrechthaltung der Sclaverei in Cuba. Ihnen gegenüber steht die Gesammtheit der Creolen, von 700,000 wenigstens 500,000 an Zahl stark. Wenn sie auch nicht Alle an dem Kriege activ Theil nehmen, so unterstützen sie doch die revolutionäre Bewegung mit ihren Sympathien und da sie zerstreut im ganzen Lande wohnen, so können sie den Rebellen oft die wichtigsten Dienste leisten. Diejenigen, welche zu den Waffen gegriffen haben und seit 5 Jahren in den Schluchten des Gebirgs und auf offenem Felde kämpfen, treiben ihr Wesen insbesondere in den östlichen Departements, wo ihnen Santiago de Cuba als Mittelpunkt dient. Cuba zählt im Ganzen 3 Departements, von denen das volkreichste und wohlhabendste mit Habana bis jetzt fast ganz unberührt vom Kriege geblieben ist. Das Central-Departement, mit Puerto-Principe als Hauptstadt, ist erst in letzter Zeit der Schauplatz heftiger Kämpfe geworden, ein Beweis, daß die Aufständischen den Cordon, welchen die spanischen Truppen gegen Osten hin gezogen, durchbrochen haben. Die Verbindung zwischen Habana und Santiago ist seit langer Zeit eine sehr mangelhafte und diesem Umstande sind auch die oft widersprechenden Nachrichten zuzuschreiben, welche uns über die letzten Ereignisse zugekommen sind.

So auch konnte es geschehen, daß die Spanier fast in jeder Woche große Siege melden durften, während doch die Gegner immer weiter vordrangen, Nuevitas und Santa Cruz plünderten, Gibara und Manzanillo, alles befestigte Städte an der Seeküste, zu stürmen versuchen konnten. Im Uebrigen sind, wie schon erwähnt, Creolen und „Halbinsler" in ihrem Haß gegen das Mutterland Spanien einig, wobei es sonderbarer Weise wenig von Belang ist, daß die Kinder der eingewanderten Spanier Creolen werden. Im Augenblick hat der in Spanien Geborene die Macht in Händen, und er läßt es den Creolen bei jeder Gelegenheit empfinden, was für ein elendes Geschöpf er ist, wenigstens ihm gegenüber, dem die „durchaus spanische Insel" gehört. Allein die Creolen sind der Zahl nach stärker und immer mehr des Grandes und Bodens geht in ihre Hände über, so daß man schon jetzt mit Sicherheit behaupten kann,

daß das Land, welches heute noch den Halbinslern und Negrero's gehört, bald ganz in der Gewalt der Creolen sein wird, daß früher oder später die spanische Herrschaft völlig verschwinden und an ihre Stelle eine Creolen-Republik treten muß.

Außer den beiden genannten Bevölkerungsgruppen gibt es nun auf der Insel noch 700,000 „Farbige", Ganz-, wie Halb-Schwarze, von denen 300,000 Sclaven, und nach der niedrigsten Schätzung wenigstens 60 Mill. Dollars werth sind. Diese Neger nehmen an dem Kriege selbst keinen Antheil. Ihnen genügt es, lieber für sich fechten zu lassen, als selbst zu fechten. Und wenn der Neger einmal thätig eingreift, dann geschiehts in jener rohen Weise, welche den Krieg in Cuba bereits so viel blutiger gemacht hat, als der Krieg in unseren Tagen sonst zu sein pflegt. Die Creolen sind selbstverständlich für Emancipation der Schwarzen und Abschaffung der Sclaverei, weil dadurch ihre verhaßten Rivalen, die „Halbinsler", vollständig ruinirt würden.

So ist der Bürgerkrieg in Cuba zunächst eine Folge des Hasses zwischen zwei Classen der weißen Bevölkerung und die Negerfrage spielt dabei nur eine Nebenrolle, ist, wie in dem amerikanischen Bürgerkriege zu Anfang nur Vorwand. Dies ist so sehr der Fall, daß, wenn die Creolen heute oder morgen an die Stelle der jetzigen Machthaber treten, das letzte, woran sie dächten, sein würde, die Schwarzen zu befreien und lang währendes Unrecht so viel wie möglich wieder gut zu machen. Was endlich die Freunde der Aufständischen in den Vereinigten Staaten betrifft, so ist es auch nicht Liebe und Menschheit, was sie in die Reihen der Rebellen führt. In der großen Republik hat es immer Leute gegeben, die allezeit bereit sind zu fechten, wenn dabei sich etwas holen läßt. (Nach der Frankf. Ztg.)

Miscellen.

Dortmund, 24. Nov. Vom Monat October hat Friedrich Harkort wieder folgende Brutalitäts-Statistik zusammengestellt: „Hörde: Bergmann Große auf offener Straße tödtlich niedergestochen. Arenberg: Vor einer Schenke 13 Personen mit Messern und Revolvern im Gefecht. Folgen, 4 Messerstiche. Eine andere Partei Gefecht mit 4 Mistgabeln. Dortmund: Ein Vater im Hause seines Sohnes sticht dessen gesegnete Frau in die Seite. Ein Strolch verwundet einen Gendarm mit einem Steinwurf und einen Schneider mit einem Maßstock. Ein Hausfriedensbruch. Brakel: Eine Bande von 20 Mann demolirt die Wirthschaft Alberts, läßt das Bier aus dem Faß laufen. Essen-Borbeck: 4 junge Burschen überfallen einen ruhig gehenden Mann. Aufkommen bezweifelt. Wahlstreit. Stich mit dem Messer. Hardenberg: Ein junger Bursche ersticht mit dem Messer den Geliebten seiner Schwester. Werden: Einem Schneider der Kopf tödtlich zerschlagen. Crefeld: Tödtlicher Messerstich. Witten-Ardey: Ein Reservist mißhandelt seine alte Mutter so arg, daß Nachbarn einschreiten. Ein alter Mann ebenfalls gemißhandelt und gesteinigt. Appelhülsen: Streit um eine Cigarrenspitze, deren Besitzer der Bauch aufgeschnitten wird. Münster: Schwurgericht. 1 Fall Mord, 1 Fall schwere Körperverletzung, 1 Fall Aufruhr. Barmen: Auf dem Hatzfelde ein Weber mit 37 Messerstichen ermordet. Köln: Königshalle. Ein Mann ermordet. Ein Mann schwer verwundet. Neuwied-Rorbach: Ein Mann erstochen. Die achte Obduction in 1873. Wetter: Telegraphen-Bureau demolirt. Barop-Hombruch: 1 Fall Messerstich, Kopf und Rücken, 1 Fall bedeutende Schußwunden, 1 Fall bedeutende Schnittwunden, 1 Messerstich in den Unterleib, Tod an demselben Tage. Bemerkungen: Viele Fälle gelangen nicht zur Anzeige, wollen die Behörden gründliche Auskunft, so lasse man Aerzte, Wundärzte und Krankenhäuser namentlich berichten.

(Mac-Mahon-Anekdote.) Der „Figaro" erzählt Folgendes: Gestern ist der österreichische Graf Mensdorff, ein ehemaliger Adjutant des Erzherzogs Friedrich Karl (soll natürlich heißen: des Erzherzogs Karl, ein Name, welcher gleichwohl dem französischen Blatte bekannt sein sollte) in Paris eingetroffen. Dieser Fremde konnte einer hohen Persönlichkeit folgende hübsche Geschichte in Erinnerung bringen: Im September des Jahres 183 . . . kam ein junger französischer Capitän nach Wien und stieg im Hotel zum „Erzherzog Karl" ab. Er machte einen ersten Gang durch die Stadt und wandte sich, als er heimkehren wollte, an einen Vorübergehenden mit der Bitte, ihm den Weg zum „Erzherzog Karl" zu weisen. Der Wiener erbot sich mit landesüblicher Höflichkeit, ihn selbst hinzuführen und geleitete ihn von Straße zu Straße nach einem großen Hause, wo er ihn mit den Worten: „Hier ist es" verließ. Der Capitän trat ein und fand sich in einem Vorzimmer, aus welchem ihn mehrere in einfache Livrée gekleidete Bediente in ein Speisezimmer führten, wo etwa 20 Gedecke bereit gehalten waren. Der Capitän setzte sich an den Tisch und machte sich eben an die hors d'oeuvre, als die Thüre sich wieder öffnete und ein alter Herr von aristokratischem Aussehen in Begleitung einer reizenden jungen Frau, offenbar seiner Tochter, und dreier junger Leute im Alter von 17—21 Jahren eintrat, denen dann noch einige andere Gäste folgten. Der Franzose grüßte und setzte seine Mahlzeit fort. In der Gesellschaft entspann sich bald eine Unterhaltung, und der fremde Officier äußerte gegen seinen Nachbar das Bedauern, an dem Gespräch nicht theilnehmen zu können, da er des Deutschen nicht mächtig sei. Der alte Herr, welcher diese Bemerkung hörte, setzte die Conversation sogleich in französischer Sprache fort. Davon war der Fremde nicht wenig geschmeichelt, und nun rühmte er begeistert die Güte der Wiener Tables d'hôte. Bei diesem Worte flog über alle Gesichter ein Lächeln; das war aber auch Alles. Der alte Herr unterhielt sich noch lange mit dem jungen Officier, und als sie sich endlich von der Tafel erhoben, nannte der Capitän seinen Namen und Rang und entfernte sich. Er ging dann wieder lange in der Stadt herum und kehrte spät und sehr ermüdet in das Hotel zum „Erzherzog Karl" zurück, wo er sich sofort auf sein Zimmer führen ließ. Am andern Morgen erscheint bei ihm ein Adjutant des Erzherzogs, Graf Mensdorff. „Mein Herr," sagt er, „Sie haben gestern Seiner Kaiserlichen Hoheit die Ehre erwiesen, an Deren Familienmahl Theil zu nehmen. Seine Hoheit bittet Sie, sich während Ihres Aufenthalts in Wien als ihren Tischgast zu betrachten, wenn anders Ihnen die Gesellschaft und die schlichte österreichische Küche zusagen." Der französische Officier hieß damals Graf Mac Mahon; er ist heute Herzog von Magenta und Präsident der französchen Republik." (Wie er Blätter bezweifeln — wohl mit Recht — die Wahrheit des Vorganges.)

In Edinburg wurde auf Kosten der Baronin Burdett-Coutts zum Andenken an die Treue eines Dachshundes eine Fontaine errichtet. Sie ist 7 Fuß hoch, besteht aus Peterheader Granit und trägt die Bronze-Figur des Hundes. Auf dem Piedestal ist folgende Inschrift zu lesen: „Ein Tribut der liebevollen Treue des Greyfriars-Bobby." Im Jahre 1868 folgte dieser Hund den Ueberresten seines Herrn nach dem Greyfriars-Kirchhofe und verweilte in der Nähe des Ortes bis zu seinem Tode im Jahre 1872." Die Fontaine befindet sich in der Nähe des Kirchhofes, in welchem der treue Hund vier Jahre bei dem Grabe seines Gebieters zugebracht hat.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 142. Speyer, Dienstag, den 2. December **1873.**

Die Bienenkönigin.

Erzählung aus dem Emsland von E. von Dincklage.

(Fortsetzung und Schluß.)

Inzwischen hatte Josef wohl ein Dutzend lange, aufgesteckte Kerzen zusammengetragen, die noch von dem unglücklichen Hochzeitstage her in allen Zimmern harrend dastanden, er zündete eine nach der andern an und stellte sie vor der Maman im Halbkreise auf.

„Diese Papiere vertreiben mich nicht!“ rief die Alte, „ein langes, unbescholtenes Leben steht mir, meinen Mitbürgern gegenüber, zur Seite, die ganze Stadt wird gegen Dich auftreten, wenn Du es wagst, mich, ob auch nur für eine Stunde, denn Gott Lob bedarf ich keiner Almosen! obdachlos zu machen — —“

„Und Agnes, wurde sie nicht obdachlos?“ schrie Daniel.

„Ich bin entschlossen, in diesem Hause zu sterben und hinterlasse Euch, Dir und Josef, meinen Flu —“

„Halt!“ rief Josef, schob Mieke und Lisette unsanft zur Thür hinaus und schloß dieselbe hinter Beiden ab. Da standen die Zwei zitternd im dunklen Hausflur, Lisette betend, Mieke fluchend und Minute auf Minute verging, ohne daß die Thür sich öffnete, es schien drinnen todtenstill.

„Sie morden die Frau!“ knirschte Mieke.

„Nein — nein —“, besänftigte Lisette, „bete, bete!“

Wieder verrann die Zeit — Lisette kniete auf den eisigkalten Backsteinen — da öffnete sich die Thür, von drinnen strahlte es wie bei der Weihnachtsfeier und hervor aus dem Lichtkreis trat die Burgemeisterin, auf Josef's Arm gestützt.

„Mieke“, sagte Josef mit ruhiger Stimme, „hole den Pelz Deiner Frau, sie will den Bienenkorb verlassen!“ Mieke sah ihre Gebieterin an, diese nickte stumm mit dem Kopfe. „Mutter, ich folge Ihnen!“ rief Lisette mit hervorbrechenden Thränen. Die Alte legte ihre zitternde Hand auf den Scheitel der Knieenden und schritt mit dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft der Hausthür zu. Mieke kam mit dem Pelz und Josef führte seine Stiefmutter sorgsam auf die Straße: „Ohne Frage gehen Sie vorläufig zu August, wenn nicht meine Hütte — —“

„Zu August!“ sagte sie leise. Mieke folgte. Lisette schlüpfte in die Küche, um etwas „Warmes“ für die beiden Männer zu bereiten, sie stand so unberührt und harmlos zwischen den Parteien, daß sie unbeargwohnt Allen dienen konnte.

Und was hatte sich inzwischen im Zimmer zugetragen? Josef hatte ein Blatt vor die Alte gelegt und gesagt: „Kennen Sie diesen Namen?“ Die Wittwe fuhr auf und entgegnete mit unsicherer Stimme: „Ja!“

„Wohlan, es ist ein trauriger Name, Maman, und eine traurige Geschichte, die ich von dem Hause zu erzählen habe, das diesen Namen trägt; heitere Geschichten passiren dort überhaupt niemals, denn das Haus ist eine Irrenanstalt bei Amsterdam!“ Josef machte eine Pause, die Bienenkönigin saß mit stockendem Athem da.

„Vor vielen Jahren“, fuhr Josef fort, „sandte der hiesige Burgemeister van Steen seine sechzehnjährige Tochter Magdalene nach Amsterdam zu ihrer Ausbildung; sie lebte dort bei einer Verwandten, denn die van Steen stammen aus Holland. Da der Burgemeister, ein vermögender Mann, außer ihr noch einen ältern Sohn hatte, so fiel diesem des Vaters Besitzthum nach dessen Ableben, der Tochter aber nur eine mäßige Abfindung zu. Mademoiselle Magdalene hatte eine lebhafte Gemüthsart, sie verliebte sich in einen jungen Schiffscapitain, Aydolt Brookholt hieß er, Maman! und da die Amsterdamer Verwandten eben so wie der hochmüthige Burgemeister van Steen sehr gegen diesen Bewerber waren, so willigte das junge Mädchen ein, sich dem erwähnten Aydolt Brookholt heimlich antrauen zu lassen! Das geschah in einer kleinen, armen Kirche, Maman! Der Trauschein war jetzt, nach so vielen Jahren, nicht leicht zu erhalten, obwohl die Sache selbst in jener unruhigen Zeit keine große Schwierigkeit machte. Die Trauung geschah nach reformirtem Ritus.“ Josef machte eine kleine Pause.

„Die Sache blieb um so eher geheim“, nahm er das Wort wieder auf, „als Capitain Brookholt eine Seereise antreten mußte, die Jahr und Tag dauern konnte. — Mademoiselle van Steen kehrte in ihre Vaterstadt zurück, sie hatte einige Bewerber, aber keiner schien ihr gut genug. Nach einiger Zeit luden die Amsterdamer Verwandten die junge Dame aber-

mals dringend zu sich ein und sie blieb daselbst wohl ein halbes Jahr. Dies halbe Jahr war kein glückliches für sie, so befriedigend auch ihre Briefe in die Heimat lauteten, ein Sohn, dem sie, in einem Fischerdorfe verborgen, das Leben gab, starb nach einigen Monaten, ohne daß die junge Mutter, die inzwischen zu den Verwandten gegangen war, ihn hätte wiedersehen oder pflegen können. Das Schiff des Capitain Brookholt, Saturn hieß es, Maman, kam wieder, auch er kam wieder, aber als ein elender, unzurechnungsfähiger Mann. War es eine Gehirnerweichung, hatte die tropische Sonne ihm einen Sonnenstich zugezogen? — genug, er war nicht mehr fähig, seinem Berufe obzuliegen, ja, er erkannte kaum die Frau, welche er so sehr geliebt hatte, manchmal traten sogar bedenkliche Fälle von Gemüthsverirrung ein. Die junge Frau brachte ihn in die nächste Irrenanstalt und die Aerzte erklärten sein Leiden einstimmig für unheilbar, ja, sie beschränkten seine längste Lebensdauer auf höchstens zwei Jahre! So weit wäre Alles gut, Maman! nun kommt aber die Schuld! Ein Brief des Burgemeisters van Steen rief die Tochter schleunig in die Heimat, ein Nervenfieber grassirte in unserer Stadt und des Burgemeisters Sohn war bereits gestorben. Als Magdalene zu Haus ankam, war auch ihr Vater von der Seuche ergriffen und acht Tage darauf bettete sie ihn neben ihren Bruder, ach, neben so viele Andere, zu denen auch m e i n e arme Mutter gehörte! Werden Sie nicht ungeduldig, Maman; ich muß die Geschichte zu Ende erzählen, es wäre ungerecht, meine mühsam zusammengestellte Biographie der Correctur zu entziehen — uns unser Recht, Ihnen das Ihrige! Mein Vater wurde Burgemeister, da die Familie van Steen männlichen Stammes ausgestorben war. Man rieth ihm nach verflossenem Trauerjahr wieder zu heirathen und er erwählte ein ältliches Mädchen, die mir eine gute Stiefmutter sein sollte. Plötzlich tauchten allerhand Gerüchte über Mademoiselle van Steen auf und wurden dadurch bekräftigt, daß man behauptete, wenn Alles wäre wie es sein sollte, so würde ja der neue Burgemeister sie jeden Falls wieder heirathen. Von da ab machte sich die schöne und reiche Erbin an den gutmüthigen Mann, bis dieser seiner ersten Wahl entsagte und sich mit ihr feierlich verlobte. Die Hochzeit wurde unter allerlei Vorwänden hinausgeschoben, bis mein damals noch selbstständiger Vater ungeduldig wurde, dann fand die Vermählung statt; a c h t T a g e s p ä t e r starb nach langem Todeskampfe im Irrenhause der Capitain Aydolt Brookholt, man hatte schon zwei Wochen früher schreiben können, er liege im Sterben. Ich besitze seinen Todtenschein!"

Tiefe Stille in dem festlich erhellten Gemache, die Wittwe verbarg ihr Gesicht und Daniel stöhnte unter der Wucht seines ungeheuren Herzenskummers. „Du hast Dich gerächt!" sagte die Alte nach einer Pause und erhob ihr plötzlich gealtertes, beinahe todesmattes Antlitz: „Ich bin bereit, dieses Haus zu verlassen, wenn — —", sie vollendete nicht.

„Wenn ich schweige — ja, ich werde schweigen meines seligen Vaters wegen, dessen Namen Sie tragen!"

„Also hat mich der alte Doctor Scoper verrathen? Ich dachte, sein Mund wäre mit Gold versiegelt!"

„Nicht mit Gold, mit Erde, er ist lange todt, es lebt nur noch ein Wärter der Anstalt aus jener Zeit!"

„Und wie hast Du wissen können?"

Der Philosoph lächelte: — „Die Altvorderen bauten sich zerbrechliche Häuser und dagegen Leichenkammern von ungeheurer Festigkeit, sie opferten Reichthum und Kräfte diesem Zwecke — so baut auch ein böses Gewissen unablässig und sclavisch an der Pyramide, unter welcher es eine Schuld begraben hat — ich fühlte, daß Sie der Gegenwart nicht gehörten, Ihr besserer Theil lag mit der Schuld eingescharrt — wo? das verrieth eine einzige Silbe, die Sie bei Daniel's Auftauchen hervorstießen! Seitdem haspele ich an dem schwarzen Faden der Vergangenheit und erst auf dieser Reise erfaßte ich den Knoten — ich kann beweisen, daß die zweite Ehe meines Vaters eine ungiltige war, daß die ganze Wittfeld'sche Erbschaft mir allein zukäme, wenn ich sie noch gebrauchen könnte!"

„Ich verlasse das Haus!" sagte jetzt die Wittwe und erhob sich mühsam, so daß Josef sie zu stützen eilte.

Noch war das Krei'sche Haus nicht von der Burgemeisterin und Josef erreicht, als den langsam fortschreitenden nächtlichen Wanderern eine andere Gruppe begegnete. Mieke, die nicht durch eine schwere Vergangenheit befangen war, ahnte zuerst, was dieses ungewöhnliche Ereigniß bedeute und stieß einen so lauten Schrei aus, daß der unglückliche Daniel durch denselben aufgeschreckt und herbeigerufen wurde. Wildiebe hatten in einem Tannengehölz, ganz eingeschneit, Agnes gefunden, kalt und todt; sie war verzweifelnd geflohen und im Schneesturme verschmachtet. Als die Träger sie enthüllten, lag sie da wie ein schönes Wachsbild im Kranze und Brautschleier —! Daniel warf sich zur Erde, küßte die Leiche, redete zärtliche Worte in seiner Heimatsprache zu ihr und trug sie dann in seinen Armen liebevoll und sorgsam nach Hause. Die Burgemeisterin mußte sich nun auch noch auf Mieke stützen, so schwach wurde sie. Der von Josef herbeigerufene Arzt bestätigte, daß Agnes schon seit vielen Stunden keine Erdenbraut mehr sei. Daniel wich nicht von ihrer Hülle, bis man sie bestattete. Am Begräbnißtage schenkte der junge Italiener Haus und Garten der Wittfeld van Steen an die Stadt zu einer frommen Stiftung und nach den vollendeten Formalitäten verließ er die Stadt, um nie dahin zurückzukehren.

Der wirkliche Inhalt dieser Wittfeld van Steen'schen Familienereignisse wurde nie recht bekannt. Josef besorgte von da ab die finanziellen Geschäfte des letzten Stammhalters mit großer Umsicht und die Damen sagten, daß die alte brave Großmutter ihre Enkelin Agnes so sehr geliebt habe, daß des Mädchens Tod

sie ganz still und sanft gemacht hätte. Sanft und still war sie wirklich. Sie zog mit August Krei in das von Steen'sche Erbhaus und lohnte seine treue, kindliche Liebe durch ein entsprechendes Vermächtniß. Lisette blieb bei der Mutter und lebte förmlich auf, indeß Mieke alsbald entlassen wurde. Sie war die Einzige, welche beim Begräbniß der Bienenkönigin laut genug sagte: „Sie war eine böse, ungerechte Frau!"

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

„Der Eindruck, welchen dieser Bescheid bei den Evangelicals hervorrief, zeigte sich bald. Am 30. Juni waren die Räume von Exeter-Hall, dem bekannten Versammlungsorte dieser Partei, von Tausenden gefüllt, welche sich zu einem feierlichen Proteste gegen die Einführung des Beichtstuhls in der englischen Kirche vereinigt hatten. Lord Shaftesbury hielt eine Rede, welche an Leidenschaftlichkeit Alles übertraf, was je an dieser Stelle gesprochen worden war. Man sei zusammengekommen, um wider einen gottlosen Angriff gegen die Reinheit der englischen Kirche zu protestiren, entschlossen, keine Mühe zu scheuen, um dieselbe vor der tiefsten Verunreinigung zu bewahren. Dieser hassenswürdige Antrag sei in der Convocation von den Bischöfen entgegengenommen und berathen, ja selbst einer Commission überwiesen worden, und zwar in einer so milden Sprache, daß man ihn höchstens als „eine ernste Verirrung" bezeichnet habe. Was brauchten die Bischöfe darüber zu berathen? Die Bischöfe hätten recht gut gewußt, daß die Beichte mit dem Prayer-Book unverträglich sei. Warum riefen sie nicht: Hinweg mit diesem faulen Lumpen der H. . . von Babylon? Die Bischöfe hätten geschworen, die Ketzerei hinwegzutreiben; nun aber habe die Ketzerei sie hinweggetrieben, denn bei der ganzen Berathung hätten sie sich in einer wahrhaft verächtlichen Weise zaghaft benommen. Der Redner schloß mit der Erklärung, daß das englische Volk die Grundsätze der Reformation in aller ihrer Reinheit, Herrlichkeit und Kraft aufrecht erhalten, daß es auch zur Kirche von England stehen werde, so lange diese dem Worte Gottes treu bleibe; sollte sie aber in dieser Treue wanken und sich von der Reformation lossagen, dann fort mit ihr und mit allen ihren Bischöfen! — Oeffentliche Versammlungen der Art, namentlich in Zeiten kirchlicher Krisen, sind zwar in England sehr gewöhnlich, und der Einfluß, den sie ausüben, ist deshalb ein viel geringerer, als es auf den ersten Blick, selbst bei so erregten Reden, wie die vorstehende ist, scheinen möchte; dennoch aber scheint es, daß der Conflict jetzt so geschärft ist, daß eine mehr oder weniger durchgreifende Entscheidung erfolgen muß.

„Die nächste Folge jener stürmischen Verhandlung in Exeter-Hall war eine am 10. Juli abgehaltene Conferenz zwischen Evangelicals und Nonconformisten, besonders Wesleyanern. Lord Shaftesbury, welcher wiederum präsidirte, verwahrte sich zwar dagegen, als ob es sich um einen Versuch handele, die Kirche von England in ihrer Verbindung mit dem Staate zu beeinträchtigen; doch halte er es für möglich, daß in der gegenwärtigen gefährlichen Krisis sich für Anhänger der Kirche und Nonconformisten ein gemeinsamer Boden der Action finden lasse, um den fortschreitenden Versuchen des „Romanismus", sich der Staatskirche zu bemächtigen, erfolgreichen Widerstand zu leisten. Mit einer Reform der Convocation sei der Sache nicht genug gethan, obwohl er seinerseits bereit sei, die Hand zu einer so gründlichen Reform zu bieten, daß jene Versammlung vom Erdboden verschwinde. Alle Engländer, Kirchliche sowohl, als Dissenter, hätten ein Recht, dagegen zu protestiren, daß eine nationale Institution, wie die reich fundirte englische Staatskirche, ungerechter Weise zu einem Werkzeug für die Wiederherstellung des Papstthums gemacht werde. Die gemeinsame Action, zu der man sich entschloß, war die Ernennung eines von beiden Theilen zusammengesetzten Wachsamkeits-Comités. Wenn der Vorsitzende zum Schluß dieses gemeinsame Vorgehen als in der englischen Kirche epochemachend bezeichnete, so dürfte es damit seine Richtigkeit haben. Schon oft haben sich Dissenter und Glieder der Staatskirche zu gemeinsamem Handeln auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission vereinigt, noch nie aber, um innere Angelegenheiten der einen oder anderen Partei zu verhandeln. Hier fehlt es an einem gemeinsamen Boden. Der Dissent zieht einen großen Theil seiner Lebenskraft aus der mehr als hundertjährigen Opposition gegen die Staatskirche, gegen ihre Verfassung und ihre privilegirte Stellung. Das war es, wofür in früheren Zeiten so mancher Puritaner Verfolgung und Kerker erduldete. Sobald die Nonconformisten sich herbeilassen, die Grundfrage nach der Berechtigung einer Staatskirche bei Seite zu setzen und sich mit dem mehr oder weniger Romanisirenden im Dogma oder Ritus dieser Kirche zu beschäftigen, sind sie im Begriff, in vielleicht verhängnißvoller Weise von den alten Traditionen abzuweichen. Allerdings hat der Puritanismus in den letzten Jahrzehnten schon viel von seiner alten Härte verloren; er baut Kirchen im gothischen Styl, und „der Puritaner finstere Predigtstuben" werden sich vielleicht bald nur noch in den Schriften der Dichter und Geschichtschreiber einer vergangenen Zeit finden. Man stößt sich kaum noch an dem Gebrauch der Orgel, die früher ebenso, wie das Crucifix noch jetzt, mit unter die päpstlichen Mißbräuche gerechnet wurde; hier und da findet sich sogar etwas, was mit einer Liturgie Aehnlichkeit hat: das aber stand immer fest, daß die Staatskirche als solche kein Recht der Existenz habe, und man war so weit entfernt als möglich davon, ihr die Würde einer „nationalen Institution", wie Lord Shaftesbury sie nennt, zuzuerkennen. Entweder also dürfte zu erwarten sein, daß die nonconformistischen Glieder jenes Vigilanz-Comités von ihren Parteige-

nossen desavouirt werden, oder der Dissent macht Anstalt, seine ganze bisherige Geschichte zu verläugnen, was zu seiner corporativen Zersetzung nicht unerheblich beitragen dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Todesfälle.) Aus München trifft die Kunde von dem am 20. Nov. erfolgten Ableben des k. preuß. Geh. Hofraths Karl Waagen ein. Derselbe war 1800 geboren und erfreute sich als ausübender Künstler und Kunstkenner eines wohlverdienten Ruhmes. — Aus Franzensbad meldet man den am 23. v. M. erfolgten Tod des bei allen ehemaligen Curgästen in gutem Andenken lebenden, auch als Naturforscher bekannten ältesten Arztes des Ortes, Medicinalraths Dr. Palliardi. — Im Kloster La Trappe starb dieser Tage der Bruder Ambrosius, der früher einer hohen Stufe der Gesellschaft angehörte. Unter der Regierung Louis Philipps war er Botschafter Frankreichs in St. Petersburg und führte den Namen Marquis Emile de Beaumont de Montfla. — In Brüssel verschied am 22. v. M. Charles Leclercq, Richter am Tribunal erster Instanz. Die „Indép. Belg." sagt von ihm: „Er war einer der besten Menschen, die je gelebt." — Französische Blätter melden den Tod des Gründers von Mettray, der großen Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher und verwahrloste Kinder, Demetz. — Am Bord des nach England bestimmten afrikanischen Postdampfers „Ethiopia" starb am gelben Fieber Charles Livingstone, Bruder des berühmten Reisenden und britischer Consul in Fernando Po. — Aus England kommt die Nachricht von dem Hinscheiden eines der ältesten Marineofficiere, des Generalmajors John Montresor-Pilcher. Er wurde 90 Jahre alt. — In Berlin starb der Kammergerichtsrath Eichhorn, einer der bedeutendsten Mineralogen, der namentlich in der Kunde der Edelsteine Hervorragendes leistete. — In Pavia verschied der Mathematiker Fr. Cattaneo, Professor und Rector der dortigen Universität, und in Ogrodzon der Professor Wichereck. — Auf Schloß Ellischau in Böhmen starb Dr. Karl Graf Taaffe, Peer von Irland, und als solcher Viscount Taaffe von Corren und Baron von Ballymote. — In Pfarrkirchen (Bayern) starb der sich eines weit verbreiteten Rufes erfreuende Chirurg und ehem. Bürgermeister Raumer. (Allg. Z.)

Hamburg, 25. Nov. Dem Berliner Fremdenblatt wird gemeldet: „In vergangener Nacht wurden wir fortwährend durch Alarmkanonen geweckt, die mit jedem in Cuxhafen steigenden Fuß Wasser der Flut Warnungsschüsse abgaben. So erhielten wir denn das bedeutende Hochwasser von $14^1/_2$ Fuß. Da die Sturmflut, wenn sie von Cuxhafen gemeldet wird, hier $3^3/_4$ Stunden später eintritt, so konnten die niedrigen Stadttheile noch rechtzeitig gewarnt werden. Die Keller in diesen Theilen mußten sofort geräumt werden und kamen auch sämmtlich unter Wasser. Leider konnte in der Nacht um 3 Uhr eine Schleuse nicht rechtzeitig geschlossen werden, und so überflutete denn das Wasser auch mehrere Waarenlager, die sonst vom Hochwasser nichts zu befürchten hatten. Der Schaden, der von hier bis zur unteren Elbe angerichtet worden, ist, namentlich für die jungen Saaten auf hannoverischem und holsteinischem Ufer, erheblich. Auch den Schiffen wurde die hohe Flut gefährlich.

Auf eine neue Eigenschaft des Petroleums macht Herr Joseph C. Hatzegi in M.-Theresiopel aufmerksam. Er schreibt hierüber Folgendes: Ich habe durch öftere Beobachtung und kleinere Versuche, wie mir solche Zeit und Umstände erlaubten, die Ueberzeugung gewonnen, daß hochgradiges Petroleum ein vortreffliches Präservativmittel ist, um die der Feuchtigkeit und dem Wasser ausgesetzten Gegenstände vor dem Anhaften des Eises zu wahren; einige vor Jahren im Winter gemachte kleinere Versuche sind mir derart gelungen, daß ich mich zu behaupten getraue: die größten Gegenstände, wie hölzerne Wassermühlräder, Windmühlenflügel, Holzkähne ɛc. werden, wenn die der freien Luft oder dem Wasser ausgesetzten Theile im trockenen Zustande mit Petroleum getränkt werden, weder gefrieren noch Wasser, folglich auch keine Eisrindenbildung annehmen, wodurch zahlreichen Industriellen gewiß ein willkommener Dienst geleistet, und eine weittragende Calamität gezwungen wäre. Diese meine kleine Entdeckung dürfte vielleicht gar nicht mehr neu sein, und mögen gewiß schon der Einfachheit wegen Viele unbenutzt davon Gebrauch gemacht haben; aber ich werde deshalb auch nicht irren, wenn ich behaupte, daß die Sache der eingehendsten Versuche werth ist, da im Falle des Gelingens die unabsehbarsten Vortheile in zahllosen Fällen für die Industrie sich daraus entwickeln können.

Neues Verfahren bei der Zubereitung des Tabaks. Bisher konnte man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika nur den Tabak aus einigen Staaten, nämlich aus Connecticut, Pennsylvanien und Maryland zur Fabrication von Cigarren verwenden. Der Tabak aus den anderen Gegenden konnte nur zu Rauchtabak für Pfeifen und zu Schnupftabak benutzt werden. Man hat nun aber folgendes Verfahren aufgefunden, denselben zu verbessern. Man nimmt ein geeignetes Gefäß, am besten von Eisenblech und im Innern emaillirt, füllt dasselbe mit den gepreßten Tabaksblättern und bedeckt es mit einem Deckel, welcher den Gasen den Abzug gestattet. Man stellt das Gefäß dann in ein Sand- oder Wasserbad und erhitzt gelinde, so daß man nach 6 Stunden die Temperatur von 100° C. erreicht; in den ersten 3 Stunden darf die Temperatur 22° C. nicht überschreiten. Der Tabak ist nachher kraus geworden, hat an Gewicht abgenommen, und die Blätter, deren Farbe dunkler geworden ist, sind mit einem graulichen Staube bedeckt. Die Tabaksblätter erleiden bei dieser Operation keine Gährung, sondern blos ein anfangendes Backen, wodurch sie von den für Cigarren nachtheiligen Stoffen befreit werden. Sie sind nun zur Anfertigung von Cigarren ganz geeignet. Der so präparirte Tabak brennt gut, und wenn sein Rauch auch nicht so angenehm riecht, wie der Rauch des Havanna-Tabaks, so bringt er doch keine Uebelkeit mehr hervor. Es scheint, daß auch die Tabakssorten, welche man bisher schon zu Cigarren verwendet hat, durch die beschriebene Operation erheblich verbessert werden können, so daß sie Cigarren von besserer Qualität und besonders angenehmerem Arom liefern. Um die Farbe der vor der Reife gesammelten Tabaksblätter zu entwickeln und gleichmäßig zu machen, wendet man dieselbe Behandlung an; nur läßt man dieselbe in diesem Falle nur 2 Stunden lang dauern und erhitzt den Tabak während dieser ganzen Zeit auf 100° C. (Aus Chronique de l'Industrie, durch Chemisches Centralblatt. 1873. S. 862.)

(Frankreichs Weinexport im Jahre 1872.) Frankreich exportirte im Jahre 1872 3,427,071 Hectoliter Wein im Werth von 254,264,000 Frcs. Davon nahm England 171,518 Hectoliter Rothwein, 67,537 Liqueurweine (von diesem Artikel sind England und Belgien die bedeutendsten Abnehmer) — und 56,716 andere Weine. Es erscheint auffallend, daß das deutsche Reich, welches selbst viel Wein producirt, mehr Wein von Frankreich bezieht wie England. Die Einfuhr französischer Weine nach Deutschland im Jahr 1872 erreicht die Höhe von 207,377 Hectoliter Rothwein und 200,013 Hectoliter anderer Weine.

(Falscher Titel.) Vom Reichstags- und Landtags-Abgeordneten Dr. Karl Braun befinden sich die gesammelten Schriften (drei Bände) unter der Presse. So melden Berliner Correspondenten verschiedener Blätter. — Offenbar irrig, meint die „Rh. Ztg."; es soll nämlich wohl heißen „gesammelte Abschriften."

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 143. Speyer, Donnerstag, den 4. December 1873.

Auf falscher Spur.

Den Mittheilungen eines Polizeibeamten nacherzählt von
Otfrid Mylius.

Die Mehrzahl aller Polizei- und Criminalbeamten gewöhnen sich im Verlaufe der Zeit an, den Maßstab der Physiognomik an alle Menschen zu legen, mit denen sie in Berührung kommen, um aus dem Habitus derselben Schlüsse auf deren sittlichen Werth oder Gefährlichkeit zu ziehen. Solche Beamte aber, welche viel mit den gefährlichen Klassen der Gesellschaft in Berührung kommen, gehen zuweilen im Mißtrauen gegen die Menschen im Allgemeinen, im Vorurtheil gegen zufällige Aeußerlichkeiten an Anderen zu weit. Die alte Erfahrung, daß der Schein oft trügt, darf der Richter am wenigsten übersehen; und einen lehrreichen Fall dieser Art will ich hier aus meiner eigenen persönlichen Erfahrung erzählen.

Zu Anfang der sechsziger Jahre war ich Vorsteher der Criminalpolizei in der reizend gelegenen Provincialhauptstadt Neuheim, welche um ihrer gesunden heitern Lage und malerischen Umgebung, um ihrer Wohlfeilheit, ihres geselligen Lebens und ihrer trefflichen Lehranstalten willen damals sehr beeifert zum Aufenthalt von Ausländern und deren Familien gewählt wurde. Wir hatten damals einige Dutzend englischer, russischer, italienischer, ungarischer und polnischer Familien in Neuheim, welche dem geselligen Leben eine gewisse Mannigfaltigkeit und einen kosmopolitischen Anstrich gaben, der es hoch über das Niveau des socialen Verkehrs anderer Provincialstädte erhob. Allerdings hatte die Sache auch eine Schattenseite: neben mancher anständigen Familie siedelten sich auch bisweilen Abenteurer in Neuheim an, welche über kurz oder lang dann in Conflict mit den Gesetzen kamen und von mir auf mehr summarische als rühmliche Weise entfernt werden mußten, und allmälig mich ebenfalls gegen alle derartigen berufslosen Fremdlinge mißtrauisch machten. Um jene Zeit tauchte in Neuheim ein Herr Lambert auf, welcher vermöge seiner Erscheinung die Aufmerksamkeit der Leute auf sich zog. Er war ein Mann von etwa 36 Jahren, groß, schlank, wohlgebildet, von einnehmendem Wesen und den Manieren eines Weltmannes. Sein ernstes Gesicht war wohlgebildet und regelmäßig; aber wenn man ihn genauer betrachtete, so bemerkte man, daß die rechte Seite seines Gesichts kleiner und etwas verkümmert war, daß unter dem Vollbarte eine tiefe rothe Narbe, wie von einem Säbelhieb, vom Backenknochen über Wange und Mundwinkel bis zum Kinn herunter verlief und nur künstlich vom Barte verdeckt war und das Antlitz entstellte, sobald man diesen Schaden bemerkt hatte. Er lebte ziemlich bescheiden und zurückgezogen, kleidete sich einfach und beinahe ärmlich, aber stets sauber und reinlich, drängte sich nirgends auf, war im Gespräch nie anmaßend noch absprechend, suchte keine Unterhaltung, wußte aber, wenn man ihn zum Reden brachte, sehr gut zu erzählen, bewies dann, daß er weit in der Welt herumgekommen war und diese mit Nutzen gesehen hatte, und verrieth eine auffallende Belesenheit und vielseitige solide Bildung. Seine Haltung und sein Gebahren waren die eines ehemaligen Militärs, obschon er über diesen Punkt ein gewisses vorsichtiges Schweigen beobachtete und selbst bei Discussionen über militärische Gegenstände oder Kriegsgeschichte eine behutsame Zurückhaltung zeigte. Dabei erschien er launenhaft — oft bis zum Abstoßen wortkarg und schweigsam, gedankenvoll oder mürrisch; dann zu Zeiten wieder theilnehmend und mittheilsam, ja sogar gesprächig und lebhaft, namentlich wenn die Rede auf Italien kam, wo er lange gelebt hatte und das er sichtlich liebte, oder wenn es ihm vergönnt war, seinem Hasse gegen Napoleon III. Luft zu machen. Wenn er dann in der Unterhaltung sich aufregte, wurde er förmlich nervös und ein krampfhaftes Zucken seiner Gesichtsmuskeln und Augenlider ließ seiner Erscheinung etwas peinlich Unruhiges, was viele Leute unangenehm berührte und abstieß.

Mein Verkehr mit Herrn Lambert war seither ein ganz oberflächlicher und entfernter gewesen, indem ich ihm nur hie und da im Casino am Billard begegnet war, wo er als ein eben so leidenschaftlicher als geschickter Spieler sich bethätigte, wie er denn in Allem, was er trieb, nach der höchsten Vollendung zu streben schien. Da sollte mich mein Beruf zum ersten Male mit ihm in Berührung bringen. In dem Landhause der Frau Doctor Steinhauser, wo Herr Lambert wohnte, war ein Hausdiebstahl begangen worden: aus dem Salon der genannten wohlhabenden

Dame war eine Summe baaren Geldes und einiges Geschmeide aus einer Comode entwendet worden, und zwar aus einer Schublade, in welcher sich abgelegte kleinere Toilettenartikel wie Seidenbänder, künstliche Blumen, Handschuhe u. s. w. befanden. Eine seidene Bandschleife, welche Frau Steinhauser als ihr Eigenthum erkannte und in derselben Schublade verwahrt zu haben beschwören wollte, war in der Truhe eines ihrer Dienstmädchen gefunden worden, als die Dienstboten sich selber erboten hatten, ihre Effecten durchsuchen zu lassen, um sich gegen jeden Verdacht zu verwahren. Das Stubenmädchen Lisette, ein unschönes, verkümmertes, schwächliches Geschöpf, welches Frau Steinhauser aus dem Waisenhause aufgenommen und schon seit drei Jahren bei sich behalten hatte, wollte jene Schleife von gelb und weiß moirirtem Seidenband am späten Abend im Hausflur gefunden und als etwas Werthloses, das man vielleicht eben deßhalb weggeworfen hatte, mit sich genommen und in ihren Koffer gelegt haben, um es gelegenheitlich waschen zu lassen und dann als Cravättchen zu tragen. Das junge, unschöne, blatternarbige Mädchen war aber von dem Verdacht des Diebstahls, der hierdurch auf ihre Person gelenkt wurde, so sehr aus aller Fassung gebracht, daß es den Weinkrampf bekam und den Kopf ganz verlor, und durch ungeschickte Aeußerungen seine Lage noch wesentlich verschlimmerte. Frau Steinhauser, sonst eine herzensgute Frau, ward hierdurch mit dem größten Vorurtheil gegen Lisette eingenommen. Sie bot ihr an, sie möge das Geld — etwa 40 Thaler in grobem Geld und einem einzigen Goldstücke — behalten und straflos ihr Haus verlassen, wenn sie ihr nur die paar Juwelen wieder beischaffe, worunter ein schöner, kostbarer alter Brillantring war, der für die Besitzerin als Familienerbstück einen besonderen Affectionswerth hatte. Sie gab Lisetten hiezu über Nacht Bedenkzeit und drohte, sie am andern Morgen den Gerichten zu übergeben, falls die Juwelen nicht beigeschafft wären. Lisette erkrankte vor Alteration, ward am folgenden Morgen auf Antrag ihrer Herrin verhaftet und in Untersuchung genommen, ohne daß sich außer dem zufälligen Besitz der Bandschleife, die überdies unverkennbar von einem kothigen Stiefel getreten worden war, auch das Mindeste gegen das Mädchen erweisen ließ, das zwar nach den Aussagen der Hausgenossen unwahr, naschhaft und klatschhaft war, dem aber keinerlei sonstige gegründete Beschwerden nachzuweisen waren. Ich hatte die Untersuchung geführt und mich überzeugt, daß Frau Steinhauser in der Verwahrung der entfremdeten Gegenstände höchst fahrlässig gewesen, daß aber Lisette wohl kaum im Stande gewesen war, den Diebstahl zu begehen, da sie an dem betreffenden Tage, an dem das Reat begangen worden, mit einer Hauswäsche beschäftigt, von früh bis zum späten Abend, wo sie die Bandschleife beim Schlafengehen gefunden haben wollte, die Beletage, worin Frau Steinhauser wohnte, nicht betreten hatte. Ich erklärte daher der Dame, daß ich mich genöthigt sehe, die Verhaftete zu entlassen, falls keine stärkeren und überführenden Indicien gegen Lisette W. vorlägen. Da bat mich Frau Steinhauser nach einigem sichtlichen Zögern, die Angeschuldigte nicht eher zu entlassen, als bis ich ihren Hausgenossen, Herrn Alfons Lambert, noch zu Protocoll vernommen, da ihm einige Wochen früher ebenfalls eine Summe Geldes aus seinem Zimmer entwendet worden sei, das außer Lisetten selten Jemand vom Hause betrete. Demgemäß mußte ich Herrn Lambert vorladen, um ihn als Zeugen zu vernehmen.

Meine erste persönliche Berührung mit diesem Herrn war nicht eben geeignet, mich zu seinen Gunsten einzunehmen. Als Herr Lambert in mein Bureau trat, war er offenbar scheu, beklommen, verlegen und voll heimlicher Angst, und geberdete sich wie ein Mann von bösem Gewissen. „Darf ich bitten, welcher Ursache ich diese Vorladung zu Ihnen verdanke, Her Inspector?" hub er an, und das Zucken und Zwinkern seiner Gesichtsmuskeln und Augenlieder verrieth seine innere Aufregung noch mehr, als die fremdartige Betonung des Deutschen. — „Sie sollen die Freundlichkeit haben, einige Depositionen über einen Gelddiebstahl zu machen, welcher angeblich vor kurzem an Ihnen verübt worden ist", entgegnete ich ihm. — „Einen Diebstahl von Geld? an mir?" fragte er erstaunt. „Wer hat Ihnen dies gesagt?" — „Eine Dame, welche sich in ähnlicher Lage befindet und wahrscheinlich argwöhnt, daß beide Vergehen von derselben Person verübt worden sind." — „Und wer ist diese Dame, welche mich den Behörden denuncirt?" fragte er unmuthig. — „Ihre Hauswirthin, Frau Hofräthin Steinhauser, welche ebenfalls bestohlen worden ist." — „Aber woher kann sie wissen, daß ich bestohlen worden bin? Ich habe doch absichtlich nichts davon gesagt!" rief er lebhaft. „Ich finde dies unzart, und hätte große Lust, hierauf nicht zu antworten. Darf ich mir die Frage erlauben: ob ich gezwungen bin, mich vernehmen zu lassen?" setzte er ungeduldig hinzu. — „Es steht natürlich in Ihrem Belieben, ob Sie der Behörde von einem Diebstahl, welcher Sie betroffen hat, Anzeige machen wollen oder nicht, um zur Ermittelung und Bestrafung des Schuldigen beizutragen," erwiederte ich ihm ruhig. „Wenn Sie aber in einer Untersuchungssache als Zeuge benannt sind, so haben Sie unbedingt die Verpflichtung, den Behörden gegenüber der Wahrheit gemäß auszusagen, was Sie von dem concreten Fall wissen, selbst wenn es Ihnen vielleicht unliebsam ist, auf den Zeugeneid vernommen zu werden." — „Und werden Sie mich als Belastungs- oder Entlastungszeuge vernehmen?" fragte er lauernd. — „Hierüber habe ich Ihnen keine Auskunft zu geben," versetzte ich kalt. „Sie haben hier nur die Wahrheit zu sagen, — nichts als die volle Wahrheit. Darf ich bitten, Platz zu nehmen, damit Ihre Vernehmung beginnen kann!"

(Fortsetzung folgt.)

* Drei Tage in Schottland.

(Fortsetzung.)

„Die nicht beneidenswerthe Stellung, welche die beiden Erzbischöfe in dieser Bewegung einnehmen, zeigte sich wenige Tage darauf am 14. Juli in einer Sitzung des Oberhauses. Lord Cranmore, ein eifriger Evangelical, stellte den Antrag, eine Commission zu ernennen, welche Vorschläge darüber machen solle, mit welchen legislativen oder sonstigen Mitteln der gegenwärtigen Gefahr der Kirche zu begegnen sei. Zwar wurde der Antrag abgelehnt; doch warfen die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden auf die Zustände ein bedeutsames Licht. Die englische Kirche, bemerkte der Antragsteller, sei gegenwärtig eine Brutstätte papistischer Umtriebe, wie noch nie bisher. Die Conversionen nähmen in einen gefährlichen Grade überhand und die „Allgemeine Zeitung" habe Recht, England das Eldorado des Papstthums zu nennen. Nichts aber trage dazu so bei, als die in weiten Kreisen geübte Privatbeichte. Wo solle man Hülfe suchen? Bei den Bischöfen? Den Bischöfen fehle es vor Allem an gutem Willen. Der Einwand, daß ihre Machtbefugnisse zu gering seien, sei nicht erheblich; denn sie hätten ja sonst bei dem Parlament um Erweiterung derselben nachsuchen können. Allerdings sei kürzlich der Miall'sche Antrag auf Trennung von Kirche und Staat im Unterhause mit großer Majorität gefallen; aber diese Majorität sei eine durchaus protestantische, und wenn es so weiter gehe mit dem Ritualismus, so werde es sich bald zeigen, daß die Todtenglocke der Staatskirche geläutet habe. Der Erzbischof von Canterbury wußte diesem Angriff gegenüber eigentlich nur das zu wiederholen, was er jener Deputation der Church-Association erwidert hatte. Wenn auch die Bedeutung der Petition der 483 überschätzt werde, so sei die Lage der Kirche immerhin eine sehr schlimme. Aber die Bischöfe könnten da wenig thun. Die wichtigsten Lehrstühle an den Universitäten, die Bischofsitze und eine große Anzahl bedeutender Pfründen würden von der Krone, d. h. augenblicklich von dem hochkirchlichen Premier Gladstone besetzt. Seine Warnungen und Rathschläge auf diesem Gebiet hätten nicht die geringste Beachtung gefunden. Dazu kämen die zahlreichen Patronatsstellen des ritualistisch gesinnten hohen Adels. Bei der Weitläufigkeit und Kostspieligkeit des gerichtlichen Verfahrens sei es ihm unmöglich, gegen jeden Pfarrer, welcher sich ritualistischer Neuerungen schuldig mache, processualisch vorzugehen. Die Laien könnten da mehr thun, als die Bischöfe. Aehnlich sprach der Erzbischof von York. Beide kirchliche Oberhirten gewährten das Bild von Männern, denen die geistliche Leitung ihrer Heerde aus den Händen geglitten ist, und die nun, statt mit Festigkeit und Klarheit ihre Ueberzeugung auszusprechen, klagend dastehen und abwarten, nach welcher Richtung die gewaltigen Wogen der Strömung sich wälzen werden.

„Einer gründlichen und eingehenden Behandlung der vorliegenden ernsten Frage begegnet man augenblicklich nur selten in England. Die Privatbeichte, welche ja auch in Kreisen der evangelischen Kirche des Continents mehrfach eifrige Befürwortung gefunden hat, begegnet ganz unbestreitbar augenblicklich in England einem weit verbreiteten Bedürfniß, was auf das Klarste aus dem von allen Seiten zugestandenen reichlichen Gebrauch hervorgeht, der davon gemacht wird. Aber während gewiß in vielen Gemeinden eine gesunde Handhabung derselben stattfindet, wissen die extremen Ritualisten nichts Besseres zu thun, als die römische Praxis einzuführen, und die Evangelicals möchten die ganze Sache todtschreien, allein schon deshalb, weil das Wort Beichte nach Hierarchie und Papstthum schmeckt. Auf diese Weise haben sie auch verhindert, daß die Diakonissen-Sache in England Boden faßte. Die Diakonissen sind ihnen einfach Nonnen, und ohne sich die Frage vorzulegen, ob es denn nicht möglich sei, solchen der Handhabung christlicher Liebe gewidmeten Gemeinschaften auch in der englischen Kirche einen geordneten Wirkungskreis anzuweisen, wurde die urtheilslose Menge einfach mit dem angeblich dahinter lauernden römischen Gespenst geängstigt. Die Folge davon war, daß die Ritualisten allein solche Schwesterschaften pflegten, die jetzt freilich von römischen Orden nicht zu unterscheiden sind; hat sich doch sogar ein anglicanischer Benedictiner-Orden aufgethan, dessen Stifter, ein Geistlicher Namens Lyne, eine mehr als sonderbare Rolle spielt. Aehnlich wird es voraussichtlich mit der Beichtfrage ergehen. Ich bin weit entfernt, den großen Segen, welcher aus den Bemühungen der Evangelicals, besonders in den früheren Jahren ihres Auftretens, sich durch die Abschaffung des Sclavenhandels, die Neubelebung des großen Werkes der Heidenmission und durch die Erweckung mancher im tiefsten Schlafe liegenden Gemeinde auf die englische Christenheit ergossen hat, zu verkennen; aber die scharfe Einseitigkeit ihres jetzigen Auftretens kann ich nur als beklagenswerth und voraussichtlich für die Partei selbst verhängnißvoll bezeichnen; denn schwerlich wird das Auftreten Lord Shaftesburys die immer höher gehenden Wogen der römischen Propaganda besänftigen."

Am Nachmittage des Sonntags, den wir in Glasgow zubrachten, sahen wir Dutzende von Straßenpredigern. Man kann auch in London und anderen Städten Englands solche merkwürdige Erscheinungen treffen; in London werden sie mit einem Pfund sonntäglich bezahlt. Schottland überragt hierin wohl alles Uebrige. Diese öffentlichen Prediger wählen vorzugsweise die Eckpunkte besuchter Straßen und die öffentlichen Plätze zu ihrem Aufenthalte. In Glasgow sind sie besonders auf dem sogenannten Green, einem ausgedehnten, am Clyde gelegenen Rasenplatze, der Sonntag Nachmittags von Tausenden aus den niederen und mittleren Volksklassen belebt ist. Da kommen einige Männer, offenbar dem Arbeiter- oder niederen Bürgerstande angehörig, vielfach auch von einem oder einigen Frauenzimmern begleitet,

würdevoll und ernst einhergeschritten; sie stellen sich an einem Weg, am liebsten einem Kreuzweg auf, wo sich vielleicht sonst noch Niemand befindet; sie singen in einförmiger Weise einen Gesangbuchs-Vers, den sie vorher mit lauter Stimme deutlich recitirt haben; nach diesem Verse singen sie in gleicher Weise noch einige; sie heben die Stimme möglichst laut, ohne indessen zu schreien, ihr ganzes Wesen zeugt von Andacht und einer Hingabe an ihren Glauben, welche schon sehr stark an Fanatismus streift; hie und da findet sich auch unter ihnen Einer, der buchstäblich genommen die Augen verdreht. Allmälig sammeln sich die Leute um sie, zuerst bleibt ein Spaziergänger stehen, dann mehrere, es bildet sich nach und nach ein Kreis um die Sänger und wenn sie eine genügende Zuhörerschaft herbeigezogen haben, beginnt Einer zu predigen. Er behandelt biblische Stoffe und bewegt sich meist in dem Gedankenkreise der Tractätchen (tracts), die auf Eisenbahnen und Dampfschiffen in Menge gratis vertheilt werden. Die Prediger stellen den Leuten die Sündhaftigkeit des Menschen, die Gewißheit des Todes, die Strafe der Hölle, die Nothwendigkeit einer Besserung des Lebens und die Erlösung durch Christus vor; dann betonen sie, daß der Glaube allein genüge, um dieser Erlösung theilhaftig und um seelig zu werden, daß man daher glauben, und in die Kirche gehen müsse; andere ziehen die Nutzanwendung auf das Laster der Trunkenheit.

(Schluß folgt.)

Die „Virginius"-Affaire,

welche beinahe zu einem Kriege zwischen Nordamerika und der armseligen spanischen Republik geführt und dann jedenfalls mit der Annexion Cubas an die Vereinigten Staaten geendet hätte, hat folgenden Ursprung: Am 31. Oct. bekam die spanische Corvette „Tornado," die nahe den Aserrades kreuzte, einen Dampfer in Sicht, dessen Aeußeres ihr verdächtig erschien. Die Nordamerikaner lieferten den Aufständischen in Cuba stets Waffen und Kriegsmunition und dieses Schiff schien solchem Zwecke zu dienen. Der „Tornado" begann um halb 3 Uhr sofort die Jagd. Da er 14 bis 15 Knoten die Stunde segelte, so kam er dem Dampfer stündlich immer näher. Die Nacht brach herein, aber der Mond ergoß sein Licht über die Wellen, und ließ die Umrisse beider Schiffe genau unterscheiden. Die Verfolgung dauerte bis 10 Uhr, zu welcher Stunde der „Virginius" nur noch einen Kanonenschuß vom „Tornado" entfernt war. Letzterer gab Feuer, als Aufforderung zur Uebergabe; aber man nahm keine Notiz davon. Es folgten noch drei bis vier Salven, dann war der Fang gemacht, ganz nahe an der Küste von Jamaica, etwa 20 Seemeilen davon, nach Angabe des Commandeurs der Corvette. Die Leute an Bord des „Virginius" setzten den Angreifern nicht den geringsten Widerstand entgegen; sie wurden Alle zu Gefangenen gemacht und an Bord des „Tornado" gebracht. Die Spanier behaupten, als Bernabe Varona an Bord des „Tornado" gekommen sei, habe er den Capitän zu sprechen verlangt, und zu ihm gesagt: „„Ich gratulire Ihnen zu dem Fange, den Sie gemacht haben, und dessen Bedeutung Sie augenblicklich wohl selbst nicht recht begreifen können. Sie wissen nicht, was wir an Bord geführt haben, und haben keine Ahnung davon, welche Wirkung es gehabt hätte, wenn es über die Insel verbreitet worden wäre. Die Gefangennahme des „Virginius" wird das Ende des cubanischen Aufstandes sein."" Während der Verfolgung warf der „Virginius" alles, was er entbehren konnte, über Bord; Schinken, Talg und Petroleum wurden in die Oefen geschüttet in der vergeblichen Mühe um die Flucht. Dadurch ist der Werth der Prise natürlich bedeutend gesunken. Am 1. November um 5 Uhr Nachmittags langte der „Tornado" mit seinem Gefangenen im Schlepptau in Santiago de Cuba an. Die Aufregung, die hier herrschte, kann man sich denken. Die Leute wußten gar nicht, was anfangen, um so weniger, als man solcher Trophäen ungewohnt war. Das Volk johlte, die Dampfer ließen ihre Dampfpfeifen erschallen, alle Glocken wurden geläutet; allmälich hißten alle spanischen Schiffe im Hafen so viele Flaggen auf, als sie nur auftreiben konnten. Der „Virginius" trug die wehende spanische Flagge; die amerikanische Flagge, die er während der Verfolgung aufgehißt hatte, hatte man um das Hackbord geschlungen. Er war so leck, daß man sich genöthigt sah, nach der Rückkehr nach Santiago ihn ans Land zu bugsiren. Ein Kriegsgericht hat am Morgen des 2. das Verhör der Gefangenen begonnen. Ueber das Weitere meldet ein Telegramm aus Santiago vom 3. Nov.: Gestern Nachmittag um 5 Uhr wurden die Gefangenen unter kriegerischer Bedeckung an die Küste gebracht, von da an wurden sie durch Freiwillige ins Gefängniß begleitet. Die Gefangenen gingen zu viert in einer Reihe mit verbundenen Augen, in Hemdärmeln und sahen ziemlich schäbig aus. Alle gingen jedoch festen Schrittes, den Kopf hoch empor gerichtet, mit sorglosen Mienen. Viele lächelten sogar. Keiner schien durch seine Lage besonders angegriffen. Am Abend waren die Promenaden erleuchtet, und Musikbanden durchzogen dieselben. Der Circulo Espannol und die Union S. Carlos gaben den Officieren des „Tornado" ein Festmahl, wie in der Einladung ausdrücklich bemerkt war, wegen Wegnahme des Insurgentenschiffs „Virginius." In Habana war große Freude, die Straßen waren beflaggt, man brachte dem Gouverneur und dem Admiral Serenaden, und Alles war voller Jubel.

Miscellen.

(Todesfälle.) In Büdingen starb am 21. v. M. die Prinzessin Adelheid zu Ysenburg und Büdingen nach kurzem Krankenlager. Dieselbe war am 11. März 1805 geboren. — Aus Biarritz meldet man den Tod des ehemaligen türkischen Ministers Daud Pascha. Er war einer der tüchtigsten Staatsmänner der Pforte und Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. — In Genf verschied die Gräfin Christine von Fontanes, Tochter des unter Napoleon I. bekannten Schriftstellers. Sie stand mit den hervorragendsten Geistern des Anfangs dieses Jahrhunderts in Verbindung. — Aus Obernfelde (Westfalen) trifft die Nachricht ein von dem Tode des Erbmarschalls des Fürstenthums Minden und Seniors des Domcapitels zu Brandenburg, Frhr. Karl v. d. Reck-Stockhausen. — In Wien starb der letzte Nachkomme aus dem Geschlechte der Zwingli, die Frau des Professors Bernaleken. — Der Senior der theologischen Facultät zu Rostock, Dr. Otto Krabbe, starb am 14. v. M. 68 Jahre alt. — Aus Neapel läuft die Kunde von dem Tode des bekannten Operncomponisten Vincenzo Battista ein. — Am Comer See verschied der viel genannte Tonkünstler Castagneri. — Zu Nimes starb 84 Jahre alt Pierre Guizot, Vetter des bekannten Staatsmannes. — In Saint begrub man den Romanschriftsteller, Eigenthümer und Chefredacteur des „Indépendant de la Charente Inférieure," Victor Vallein, und in London das Parlamentsmitglied Thomas Baring, Chef einer der größten Bankfirmen der Weltstadt.

Das in Wien ausgestellt gewesene schwedische Schulhaus, welches wegen seiner zweckmäßigen Einrichtung, besonders der Anordnung der Schulbänke, von Fachmännern so äußerst vortheilhaft beurtheilt wurde, ist von der Stadt Baden in Oesterreich unter der Enns angekauft.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 144. Speyer, Samstag, den 6. December 1873.

Auf falscher Spur.

Von Ottfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Herr Lambert setzte sich mit einer Geberde mühsam verhaltenen Unmuthes, und ich begann mein Protocoll in der gesetzlich vorgeschriebenen Weise mit der Feststellung seiner Persönlichkeit. Er antwortete mir offen, obschon nicht mit voller Willigkeit: er heiße Alfons Lambert Wienert, sei früher österreichischer Officier gewesen und lebe seit 1851 als Privatmann theils von den Renten eines kleinen Vermögens, theils von dem Ertrag der Unterrichsstunden in Mathematik, Zeichnen, Aquarellmalerei und modernen Sprachen, die er ertheilte, theils von literarischem Erwerb, Uebersetzungen aus fremden Sprachen, theils von dem Erlöse seiner Aquarellgemälde. Wegen des Uebrigen verweise er mich auf seinen Paß, der in der Ordnung sei und auf der Polizeidirection liege. Meine Zwischenfrage: warum er sich Lambert nenne, anstatt Wienert, beantwortete er kurzweg dahin: daß er aus Rücksicht auf seine frühere militärische Stellung den Familiennamen unterdrückt habe, seit er theilweise von seiner eigenen Arbeit lebe. Auf den Gegenstand seiner Vernehmung selbst übergehend, deponirte er kurz und bündig: er habe kurz nach Neujahr eines Tages einen Geldbrief mit 50 Thalern von einem Kunsthändler in Leipzig für verkaufte Aquarellbilder seiner Fertigung erhalten, von diesem Gelde 33 Thaler zur Deckung verschiedener Rechnungen zu sich gesteckt und die übrigen 17 Thaler im Original-Briefcouvert, worin er sie erhalten, in seinen Tischkasten gelegt. Zeugen davon seien seine Schüler Edmund v. Galyani und Franz v. Barenski gewesen, mit denen er seine Wohnung verlassen, um erst spät Abends nach einer Soiree wieder nach Hause zu kommen. Am andern Morgen habe er jene 17 Thaler im Tischkasten vermißt und trotz des Durchstöberns der ganzen Schublade nicht mehr gefunden, obschon er sich auf das Bestimmteste erinnert, das Geld dort verwahrt zu haben. Um aber hierüber ganz sicher zu sein, habe er den jungen Herrn v. Barenski gefragt: ob er nicht gesehen, daß er jenes Geld dort verwahrt, und dieser habe es nicht nur bestätigt, sondern auch den Verdacht ausgesprochen: wenn das Geld fehle, so müsse Jemand, der mit den Localitäten bekannt sei, es mittelst Nachschlüsseln entwendet haben. Herr von Barenski habe ferner in ihn gedrungen: er solle Anzeige bei der Polizei machen oder wenigstens Frau Steinhauser Nachricht davon geben. Hierauf aber habe er, Lambert, erklärt: wenn ihm das Verschwinden des Geldes auch eben so unangenehm wie räthselhaft sei, so könne er es doch nicht über sich gewinnen, wegen eines solchen Betrages großes Aufsehen zu machen, die Dame vom Hause zu beunruhigen, viele unschuldige Personen zu verdächtigen oder in Unannehmlichkeiten zu bringen und sich selber vielleicht eine Reihe von unliebsamen Aussagen und Vorladungen vor Gericht zuzuziehen. Er, Lambert, habe Herrn von Barenski gebeten, über die Sache zu schweigen und sie auf sich beruhen zu lassen, da der Verlust nur eine Warnung sei, sein Geld künftig besser zu verwahren. Herr v. B. habe auch zu schweigen versprochen und Lambert sonst gegen keine Seele etwas über den Diebstahl geäußert. Schließlich bat er mich, Barenski hierüber zu vernehmen. Er selbst gestehe, daß der Diebstahl bei ihm leicht zu effectuiren gewesen sei. Er bewohne nämlich eine Art Pavillon, der zwar mit dem Wohnhaus der Frau Steinhauser durch einen bedeckten Gang in Verbindung stehe, sonst aber eine eigene Treppe habe; und der Schlüssel zu seinem Pavillon, der ihm Atelier, Wohn- nnd Schlafzimmer zugleich vertrete, hänge auf dem Vorplatz an der Innenseite der Thüre zum Heizwinkel, da ein Dieb für gewöhnlich bei ihm nicht eben viel Gegenstände finden würde, welche die Habsucht reizen könnten. Wenn die Dame vom Hause den Diebstahl der 17 Thaler erfahren habe, so könne und müsse sie es nur durch den jungen Barenski erfahren haben, welcher mit der Familie Steinhauser in freundschaftlichem Verkehr stehe und dessen Bekanntschaft er, Lambert, auch durch die Familie gemacht habe.

Aus meinen weiteren Fragen mußte Herrn Lambert klar werden, daß Lisette W. beargwöhnt werde, auch ihn bestohlen zu haben. Dies berührte ihn sehr unangenehm und er äußerte seine Ueberzeugung dahin, daß er dieses arme Geschöpf, das in jenem Hauswesen die Rolle eines Aschenbrödel und eines Marterholzes spiele, für unschuldig und für zu beschränkt halte, um die beiden Diebstähle begangen zu haben, die man ihr zur Last lege. „Das unglückliche hilflose Geschöpf

mag sich oft auf Nothlügen und Näschereien ertappen lassen", sagte er; „aber dies ist einfach nur die Folge der drückenden sclavischen Abhängigkeit, worin sich diese schutz- und heimathlose Waise gegenüber von zwei oder drei anderen Dienstboten befindet, welche ihr alle Plackerei und alle Arbeit aufbürden und allen Unmuth an ihr auslassen. Es ziemt mir nicht, hierüber in Details einzugehen oder die Art und Weise, wie Frau Steinhauser ihr Hauswesen leitet, kritisiren zu wollen; allein ich halte es für meine Pflicht, hier unaufgefordert zu erklären, daß dieses unscheinbare, manchmal mißhandelte Geschöpf weder undankbar noch boshaft, sondern für liebreiche Behandlung und freundliche Worte voll Anerkennung und gutem Willen ist, und daß ich Lisette eines Diebstahls für unfähig halte."

Herr Lambert gab es mir anheim, ob ich dies in's Protocoll aufnehmen wolle oder nicht, und seine Vernehmung war hiermit zu Ende. Er verließ mich ruhiger als er gekommen war, und mit der Bitte: ich möge mich nicht gegen das Mädchen einnehmen lassen, das — noch ein halbes Kind — der herbsten Behandlung und geistigen Verkümmerung ausgesetzt sei. Ich hatte noch am selben Tage den jungen Barenski zu vernehmen, der die Aussagen Lambert's bestätigte. Hierauf ward durch Gerichtsbeschluß Lisette W. in Freiheit gesetzt, weil die beigebrachten Indicien nicht zureichten, um sie der beiden Diebstähle zu überführen, und die Sache selber schwand mir aus dem Gedächtniß.

Nicht so aber war es mit den Personen, die ich hierbei kennen gelernt hatte. Frau Steinhauser lud mich zu einer ihrer Abendgesellschaften ein, welche ihrer heitern Geselligkeit willen gefeiert waren, und schien es darauf abgesehen zu haben, sich in meinen Augen zu rechtfertigen wegen ihres Vergehens gegen die arme Lisette W. Sie erzählte mir, daß sie dem Mädchen den Antrag gemacht, in ihrem Hause zu bleiben, nachdem sie aus dem Arrest entlassen sei; Lisette aber habe nur ein Zeugniß verlangt und sei dann ausgetreten und in den Dienst einer armen Gärtnersfamilie gegangen, und sie habe sich verpflichtet gesehen, bei der städtischen Sparkasse eine Summe für Lisette zu deponiren, um sie schadlos zu halten. Die reiche Dame glaubte damit ihr Gewissen entlastet zu haben. In ihrem Salon lernte ich ihre beiden Töchter Alwine und Dora kennen, zwei feingebildete weltgewandte Mädchen von 18 und 20 Jahren, deren jüngeren der junge Barenski augenfällig huldigte, während Lambert wie ein väterlicher Freund Alwinens und ihrer Freundin Lea v. Barenski erschien und in einer unbefangen traulichen Weise mit den jungen Damen musicirte und zeichnete und so harmlos verkehrte, als wäre er über die Jahre hinaus, wo ein Mann noch einen Eindruck auf ein Mädchenherz machen kann. Ich ward hier ferner dem alten Herrn v. Barenski vorgestellt, der auf seinem Landgute Linsenberg, eine Stunde von Neuheim, mit seiner Tochter Lea lebte und für sehr reich und feingebildet galt und jedenfalls einen ganz anregenden und hochgebildeten Umgangskreis von Herren und Damen um sich versammelte.

Dieser Herr v. Barenski hatte seit der Zeit, wo er sich in der Gegend angekauft, viel von sich reden gemacht. Er führte den Titel eines kaiserl. russischen Hofraths und mehrere Orden, war reich, gastfreundlich, weltgewandt und gewinnend. Er hatte eben so sehr die Spitzen der Gesellschaft von Neuheim, die höheren Adeligen, Militärs und Beamten an sich zu ziehen gewußt, wie die geistig hervorragenden Männer der Stadt und Umgebung, ohne Rücksicht auf Stand und politische Anschauung. Er trug einen gewissen Freisinn und Freimuth offen zur Schau und verkehrte nicht nur gerne mit den Männern der localen demokratischen Partei, sondern berief sich gerne auf seine mehr oder minder intimen Beziehungen zu den Führern der Bewegungspartei in den verschiedenen Großstaaten Europa's. Er war ein sehr schöner Mann und trotz seiner sechszig Jahre noch äußerst beweglich und lebhaft. Von mittlerer Größe und wohlgeformt, fiel er durch den kühnen Schnitt und orientalischen Typus seiner Züge, durch den pechschwarzen Schnurrbart und das reiche Lockenhaar, in das noch kein einziger Silberfaden sich mengte, und seinen schönen Teint auf. Er war nicht ohne Eigenliebe und hörte es eben so gerne, wenn man ihm das Compliment machte, er erscheine nur wie der ältere Bruder seiner beiden Kinder, oder wenn man seine Gewandtheit im Gebrauch mehrerer Sprachen und seine große Belesenheit bewunderte. Er war freigebig und zeichnete für alle milden oder gemeinnützen Zwecke nahmhafte Summen. Er setzte etwas darein, daß alle irgend wie bedeutenden Persönlichkeiten, welche Neuheim berührten, sein Haus besuchten, das nie von Gästen leer ward, und er liebte seine Kinder so zärtlich, als nur ein Vater es vermochte. Seine Tochter Lea war eine höchst interessante und pikante junge Dame, etwa 24 Jahre alt, zwar über den Schmelz der Jugend hinaus und nicht eben schön, aber anmuthig, gewinnend, enthusiastisch, gebildet, treffliche Sängerin und Klavierspielerin und allen Künsten hold, dabei aber anspruchlos und gegen alltägliche Huldigung und Courtoisie, die ihr natürlich von vielen Seiten dargebracht wurde, eher abweisend als empfänglich. Sein Sohn Franz dagegen war ein bildschöner Junge von etwa 22 Jahren, leichtlebiger Weltmann, phlegmatischer Genußmensch und Selbstsüchtling, immer fröhlich und lächelnd, allen Damen den Hof machend, besonders aber der reichen hübschen Dora Steinhäuser, der gute Kamerad der ganzen Jeunesse dorée von Neuheim, und grinsend freundlich gegen Jeden, der ihm in guter Gesellschaft vorgestellt wurde. (Forts. f.)

* Drei Tage in Schottland.

(Schluß.)

Die Leute sprechen meist mit großer Begeisterung und aus tiefster Ueberzeugung. Dies muß ihnen

selbst der Gegner dieser Einrichtung zugeben. Sie „arbeiten“ im Sommer buchstäblich im Schweiße ihres Angesichtes, schreien sich heiser und kommen in die höchste rhetorische Ekstase. Vielfach leuchtet in ihren Augen ein Feuer des Fanatismus, der an die schrecklichsten Zeiten der Religionskriege erinnert, die in Schottland zuerst zwischen Katholiken und Protestanten und dann noch blutiger zwischen Anglicanern und Presbyterianern hausten, als England die schottische Kirche zu einem Theil der Hochkirche machen wollte. Um die Redner herum sammelt sich das Volk, bald andächtig, bald mit den gleichgiltigsten Gesichtern; die Letzteren verziehen sich bald wieder und es bleibt doch stets ein Häuflein aufmerksamer Zuhörer. Bei besonders beliebten Predigern sitzt das Volk im Viereck umher, die hinten Stehenden gruppiren sich möglichst eng und so lauschen oft mehrere hundert Menschen andächtig einem Redner, so daß man ein kleines Bild von der Bergpredigt des Evangeliums erhält. Zwischen diesen großen Massen stehen über das „Green“ vertheilt kleinere Gruppen des Volkes, in denen mit ruhiger Stimme Discussionen gepflogen werden. Wir bemerkten auf dem „Green“ in Glasgow wenigstens 20 solcher großen und kleinen Gruppen, in denen gebetet, gesungen und gepredigt wurde. In den Straßen der Stadt trafen wir auf einem einzigen Gange durch die lange Argylstraße, die Hauptader des Verkehrs, gewiß noch ein Dutzend Straßenprediger. Auf dem Green war es auch, wo eine Frau, nachdem ein Mann sich seiner Aufgabe entledigt und sie eifrig mitgesungen hatte, das Wort ergriff; sie sprach mit großem Feuer und jener leidenschaftlichen Begeisterung, welche das weibliche Geschlecht oft entfaltet, wenn es sich für eine Sache enthusiasmirt hat. In der einen Hand die Bibel, in der andern ihr Taschentuch, mit dem sie sich zeitweilig den Schweiß abwischte, stand sie inmitten der aufmerksamen Menge und predigte. Sie sprach langsam und mit sehr deutlicher Betonung, weßhalb ich sie besser verstand, als die übrigen Redner. „Ich fürchte mich vor keinem Geistlichen (Churchman*); ich stehe hier allein mit meiner Bibel!“ rief sie mit der höchsten Energie in das Volk hinein.

Auf der Rückreise nach dem Continent begegnete uns in Portsmouth, wo wir uns Sonntags aufhielten, des Vormittags vor der Kirche wieder die Erscheinung der Straßenprediger. An einer Ecke stand eine Gruppe ernster Männer, nach Art der höheren Stände, gentlemenlike, gekleidet; auch ein Mädchen war unter ihnen. Sie sangen zuerst und dann predigte Einer, nachdem ein Anderer ihn gewissermaßen bei dem Publicum eingeführt hatte. Der Redner sprach ziemlich deutlich und, wie alle, die ich gehört hatte, sehr fließend. Er wandte sich besonders an die Arbeiter und der Sinn seiner Rede war ungefähr: Das Blut Christi hat uns erlöst, Christus wird uns retten und zur Seeligkeit führen; der Genuß dieser Güter kostet uns nicht das Mindeste, Jeder hat freien Zutritt, er braucht nur zu kommen und an Christus zu glauben; darum seien sie hierher gekommen, um die hier versammelten lieben Brüder und Freunde einzuladen, in die Kirche zu gehen.

*) Damit werden meist die Geistlichen der anglicanischen Kirche bezeichnet.

Abgesehen von solchen interessanten Erscheinungen ist der englische Sonntag der langweiligste Tag. In London stockt an diesen Tagen der Eisenbahnverkehr von 10—1 Uhr und auch die public houses, auf welche die meisten Fremden und viele Einheimische in jener ungeheuren Stadt angewiesen sind, werden erst um 1 Uhr geöffnet. Zwei Stunden später aber schließen sie wieder und erst des Abends um 7 Uhr kann man dort wieder Leibesstärkung empfangen. So kann es Einem in London des Sonntags leicht geschehen, daß man Stunden lang umher irrt, ohne im Stande zu sein, seinen Hunger zu befriedigen, seinen Durst zu löschen. Noch schlimmer ist dies in Schottland, wo vielfach noch der strengste puritanische Geist herrscht. Dort sind die Wirthshäuser des Sonntags über ganz geschlossen. Da wir die Aufwärterin unseres Temperenzhotels nicht noch einmal zur Befriedigung unseres Durstes an dem heißen Julitage in Verlegenheit setzen wollten, so klopften wir an jenem Nachmittage in Glasgow da und dort an, fanden aber überall geschlossene Thüren. Selbst nach dem Abendgottesdienste wurde nicht, wie es in London Sitte ist, geöffnet. Des Scherzes halber fragte ich verschiedene Policemen, wie es der Fremde machen müsse, um in Glasgow des Sonntags nicht vor Hunger und Durst zu sterben. Ein Lächeln überflog die ernsten, wenn auch immer höflichen Amtsmienen der Männer, aber auch sie wußten uns keine bessere Antwort als ein public house aufzusuchen, das offen sei, oder ein Hotel. In der langen Argylstraße, der Hauptverkehrsader der Stadt, war an jenem Nachmittage eine einzige Restauration geöffnet und als wir sie betraten, war sie bereits buchstäblich leer gegessen. Unter diesen Umständen fand endlich doch das Temperenzhotel Gnade; wir ließen uns dort Beefsteaks machen und Bier holen, das wir auf unserem Zimmer tranken. Dabei vergaß ich, der Aufwärterin sogleich das Geld für das Bier zu geben und als wir die Rechnung bezahlten, fanden wir das Bier als Limonade verzeichnet! Denn unmöglich darf Bier auf der Rechnung eines Temperenzhotels stehen. Wenn später vielleicht ein ächter Temperenzler im Hotelbuch auf die beiden Fremdlinge stößt, die für mehrere Schillinge Limonade gezecht, wird er sicher seine helle Freude an den unbekannten Gesinnungsgenossen haben.

Auch in allem Uebrigen ist die Sonntagsheiligung, der Sabbath, wie der ächte Puritaner sagt, in Schottland noch weit strenger, wie in dem eigentlichen England und in London. In letzt genannter Stadt kann man doch Ausflüge machen und gerade Sonntags strömen unabsehbare Menschenmassen aus dem ungeheuren Steinhaufen hinaus in die schöne Umgebung. Die Droschken und Omnibus verkehren in London an Sonntagen wie gewöhnlich. In Glasgow aber sieht man an jenem Tage keinen Fiaker,

keine Pferdeeisenbahn, keinen Omnibus; wir erblickten den ganzen Tag über nur zwei Fuhrwerke, einen Leichenwagen und eine Privatkutsche. Die Eisenbahnzüge gehen blos früh Morgens und spät Abends, so daß selbst Ausflüge unmöglich sind, wenn man sie nicht Samstags oder schon in der Morgendämmerung des Sonntags antritt. Eine derartige Sabbathheiligung geht über jede vernünftige und religiöse Berechtigung hinaus. Auch entspricht der Stand der Sittlichkeit durchaus nicht den Erwartungen, die man bei einer so strengen Feier des Sonntags hegen könnte.

Dr. E. Jäger.

Miscellen.

♀ Aus der Südpfalz, 2. Dec. Der Landwirthschafts-Kalender für das Jahr 1874 ist erschienen und den Mitgliedern des landwirthschaftlichen Vereins bereits gratis zugestellt wordrn. Der Kalender ist diesmal außerordentlich reichhaltig an belehrenden Aufsätzen und verdient seines gemeinnützigen Inhalts wegen nicht blos den Landwirthen, sondern Jedermann zur Anschaffung empfohlen zu werden. Außer dem astronomischen Theil enthält der Kalender: eine Tabelle zum Richten der Räderuhren nach der Sonnenuhr; Genealogie des kgl. Hauses Bayern; Genealogie der europäischen Regenten; Verzeichniß der Jahr-, Vieh- und Fruchtmärkte in der Pfalz; Tabelle über die Reduction der bayerischen Maße und Gewichte in die metrischen und umgekehrt; Eintheilung und Dislocation der k. b. Armee; Verzeichniß der Futtermittel mit ihrem procentalischen Gehalt an Nährstoffen; die landwirthschaftliche Buchhaltung; Nachtrag zu den Monatsbildern (Hühner); Kleidung und Hautpflege; Werth der Reinheit von Wasser, Boden und Luft; Klee-Gras; das Austrocknen neu gebauter Wohnräume; Instruction über die Anlage und Unterhaltung der Vogelfutterplätze im Winter; einige Eigenschaften und Anwendung des Jodes; der Ammerling an den Landmann im Winter; Stallordnung; über Kalbfleisch-Consum in Deutschland; von der Anpflanzung der Obstbäume; Einiges über Fabrication und Anwendung künstlicher Dungmittel; Saatmenge bei Anlage von Wiesen und Weiden; über Gras- und Kleesaaten; die Wurzeln der Pflanzen; die Kalidüngung bei den Reben; wie lange sollen wir Hühner halten? Hauptregeln für die Grünfütterung und den Weidegang; Kleegrassaat im Herbste; welche Traubensorten soll man in kälteren Lagen, wo kein Wein gebaut wird, anpflanzen? über Maschinen in der Landwirthschaft; Landwirthschaft und Gartenbau; Mähemaschinen; die Cultur drs Sandbodens im Allgemeinen; für bäuerliche Hausfrauen; die amerikanische Melkmaschine; das Pferd im Stalle; Rathschläge eines erfahrenen Landmannes; die Blindschleiche; Jagd-Kalender; Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse vom 1. August 1872 bis 31. Juli 1873. Inhaltsverzeichniß der gemeinnützigen und belehrenden Mittheilungen im Kalender für die Jahre 1867—1872. Ueberdies enthält der Kalender noch viele Illustrationen, sowie eine Uebersichtskarte der Eisenbahnen von Mitteleuropa.

Paris, 27. Nov. Der in dem Duell von Fontainebleau gefallene Fürst Nikolaus Ghika war, wie sich jetzt herausstellt, ein dreiundzwanzigjähriger junger Mann, der noch vor wenigen Jahren mit seinen drei Brüdern das Lyceum Saint-Louis besuchte. Sein Gegner, der Fürst Soutzo, zählt einige dreißig Jahre, und hat, nachdem er die Officiersschule von Metz besucht, kurze Zeit in der französischen Armee gedient. Zwischen beiden Familien soll schon von Alters her Feindschaft bestanden haben. Fürst Soutzo ist in einem Ehescheidungsproceß begriffen, und man sagte ihm, daß die Fürstin die Absicht habe, sobald sie von ihm getrennt sei, dem jungen Nikolaus Ghika die Hand zu reichen. In Folge dessen lauerte er kürzlich eines Abends seinem vermeintlichen Nebenbuhler in der Rue de la Pépinière auf, und schlug ihn mit einem Stock so heftig, daß der junge Mann Blut spie. Dieß war der Ursprung des Duells. Nikolaus Ghika, der mit keiner Waffe vertraut war, wählte die Pistole, obgleich er wissen konnte, daß sein Gegner ein sehr geübter Pistolenschütze war; als Zeugen dienten ihm sein Vetter Gregory Ghika und Hr. Edmund Costazzi, die nun beide verhaftet sein sollen. Von den Zeugen des Fürsten Soutzo, welche mit diesem verschwunden sind, wird nur der eine, Hr. Mauromichalis, namhaft gemacht. Die Leiche des unglücklichen Ghika wurde gestern nach vollzogener Obduction provisorisch in Fontainebleau beigesetzt. Sie soll nächste Woche nach Paris gebracht, hier in der russischen Kirche eingesegnet und dann nach der Walachei abgeführt werden.

London, 2. Dec. Die Kunde von dem Untergang des Dampfers Ville du Havre hat hier tief erschüttert. Wie der Zusammenstoß mit dem schottischen Schiffe hat Statt finden können, ist beinahe ein Räthsel, denn das Wetter war klar, wenn schon das Unglück bei Nacht sich ereignete. Da der Loch-Earn, welcher den französischen Dampfer in Grund bohrte, ein britisches Schiff ist, hat die Admiralität sich veranlaßt gefunden, sofort eine Untersuchung anzuordnen, welche den Vorgang klar stellen wird. Die Ville du Havre gehört nach dem Great Eastern zu den größten Schiffen, die je gebaut worden. Es maß 5100 Tonnen. Mit 141 Passagieren und 172 Officieren und Mannschaften, zusammen 313 Personen an Bord, verließ es am 15. November New-York auf der Fahrt nach Brest. Bis zum 20. war das Wetter neblich und die Luft ungewöhnlich dick. Am genannten Tage aber klärte es sich gänzlich auf und wurde hell. Am 22. früh gegen 2 Uhr, als das Schiff in bester Ordnung, mit vorschriftsmäßigen Lichtern, an den Azoren vorbeisegelte, anscheinend in voller Sicherheit, wurden die Reisenden durch einen mächtigen Stoß überrascht, worauf das Schiff sogleich zu sinken begann. Das glasgower Segelschiff Loch-Earn war mit solcher Wucht gerade gegen die Mitte der Breitseite angefahren, daß sein Bug zehn bis zwölf Fuß tief in die Ville du Havre eindrang. Nach vorn wie nach rückwärts klafften Oeffnungen von 25—30 Fuß Länge, bis unter das Wasser hinabreichend. Natürlich drang das Wasser schnell ein und es blieb wenig Zeit zum Besinnen. Der Anblick soll herzzerreißend gewesen sein. Wohl waren acht Boote an Bord, die mit Hülfe derer des Loch-Earn sicher zur Rettung ausgereicht haben würden. Allein die Masten fielen quer über das Deck und zertrümmerten mehrere. Auch war die Zeit so kurz, die Verwirrung so groß, daß nur zwei flott gemacht werden konnten, und auch diese kamen zu spät ins Wasser, als die Opfer schon mit den Fluthen kämpften. Der Capitän blieb bis zuletzt an Bord und wurde darauf nach dreiviertelstündigem Schwimmen aufgegriffen und gerettet. Glücklicher Weise war die See zur Zeit still und ruhig, oder es wären Wenige dem Tode entronnen. Der Loch-Earn leistete alle mögliche Hülfe und rettete 87 Personen, wovon nur 27 Passagiere sind (10 Damen); sechs sind Schiffsofficiere, die übrigen Mannschaften. Denselben Tag begegnete der Loch-Earn dem americanischen Dampfer Tremontain auf der Fahrt nach Cardiff, der die Geretteten gastfreundlich aufnahm und nach jenem Hafen brachte, wo sie gestern anlangten. Wie bedeutend der erlittene Schaden ist, läßt sich daraus ersehen, daß der Seeversicherungsgesellschaft aus dem Untergang des Schiffes allein eine Einbuße von zwischen 80- und 90,000 Pfd. St. erwächst, ungerechnet den Werth der Ladung und der Lebensversicherungen. Dieser Schaden trifft keine französischen Gesellschaften, da die Ville du Havre in London und Liverpool versichert war. (Köln. Ztg.)

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 145. Speyer, Dienstag, den 9. December 1873.

* Heimkehr.

Aus der Ferne müde kehre ich zurück,
Suche meine Fluren und mein Jugendglück:
In die liebsten Augen hab' ich froh geschaut;
Du mein Wald bist's wieder, du mein Bächlein traut!

Aber als ich in das stille Kirchlein trat,
Das wie eine Mutter mich empfangen hat,
Wann ich sonst als frommer Knabe zu ihr kam,
Heil'ger Gaben viel aus ihren Händen nahm:

Blickten mir die Bilder ernst und kummervoll.
„Wehe dir, deß Herz von eitler Hoffart schwoll!
„Sichern Glauben gaben, als Du fortgereist,
„Wir zur Wanderung Dir und des Friedens Geist —

„Sag' wo hast Du unsre Spenden hingethan?
„Leichten Sinns der Welt verkauft für lust'gen Wahn!
„Gute Engel weinen deiner Wiederkehr!"
Schweigend blickt' ich in dem lieben Raum umher;

Sah die Blumen prangen, sah der Fahnen Zier,
Und die silbern glänzenden Altäre hier,
Dort den schlichten Betstuhl, wo, bevor ich schied,
Andachtsvoll die Mutter noch mit mir gekniet,

Dacht' des Tages, da ich Gott empfing als Gast —
Und das starre Herz erdrückte Wehmuth fast.
Bitter weinend hab' ich mich in mich gewandt
Und der ungetreuen Seele Schuld bekannt.

Mutter Kirche, nimm mich liebend in den Arm,
Daß bei dir ich selig ruhe, frei von Harm!
Denn im Leben stürmt es sonder Ende fort,
Und in dir alleinig ist des Friedens Port!

Claus Einsiedel.

Auf falscher Spur.

Von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Unter den gewöhnlichen Leuten vom Bürgerstand, welche nicht in gesellige Berührungen mit Herrn v. Barenski kamen, sondern ihn nur von weitem beobachteten oder als Handwerker und Lieferanten Geld von ihm verdienten, galt es als erwiesene Thatsache, er sei ein „russischer Spion". In der bessern Gesellschaft dagegen wollte man wissen: Herr v. Barenski sei früher einer der ersten Aerzte von Moskau und St. Petersburg gewesen, ein getaufter polnischer Jude, der sich ein kolossales Vermögen verdient, dann den Verdacht der russischen Regierung wegen allzu liberaler Gesinnungen auf sich gezogen und einen Zwangspaß in's Ausland auf unbestimmte Zeit erhalten habe. Der Umstand, daß er von Rußland immer nur Gutes sprach und mit großer Sachkenntniß in Bezug auf Land und Leute und Geschichte, daß er hie und da von der Möglichkeit einer Rückkehr auf seine Besitzungen in Rußland sprach und daß sein Sohn Berg- und Hüttenwesen und Technologie zum Gegenstand eines angeblichen Studiums gemacht hatte, schien auch diese Auffassung der persönlichen Verhältnisse des Herrn v. Barenski senior zu bestätigen, und Niemand von der guten Gesellschaft nahm Anstand, in dem gastlichen Hause von Linsenberg aus- und einzugehen, wenngleich Herr v. Barenski für sich selber Gegeneinladungen nur selten annahm und nicht erwartete, da er immer von seiner ausgedehnten Correspondenz und andern Geschäften vollauf in Anspruch genommen zu sein vorgab. Meine eigenen Beziehungen zu dem etwas räthselhaften Russen beschränkten sich darauf, daß ich ihn im Laufe des Winters einige Male in Gesellschaften sah, oder ihm in den Lesezimmern des Casino begegnete. Meist sah ich ihn in Gesellschaft des Herrn Lambert, auf welchen die ganze Familie Barenski große Stücke zu halten schien. Da brachte mich mein Amt unversehens in eine wenigstens mittelbare Berührung mit ihm.

Es war etwa um die Osterzeit, als mir eines Tages von einem der geachtetsten Anwälte der Stadt die Bitte zukam, einen geheimen Spielklub aufzuheben, welcher in dem Zimmer Nro. so und so viel eines Hotels allnächtlich sich versammle und worin einem jungen Engländer eine bedeutende Summe unter höchst verdächtigen Umständen abgenommen worden sei. Sobald ein Theil der Schuldigen zur Haft gebracht worden sei, werde eine förmliche Klage mit ausreichendem Material zur Verurtheilung der Schuldigen eingereicht werden. Da der Denunciant einer der eifrigsten und ehrgeizigsten Führer der demokratischen Partei war, so beauftragte mich mein Chef mit der Untersuchung der Sache, und noch in der darauffolgenden Nacht hoben wir das Nest aus, welches aus einem angeblichen Capitän de Carbonnel — einem unverkennbaren Abenteuerer, — aus Herrn Franz v. Barenski, einigen Officieren und jungen Adeligen bestand, welche man in flagranti beim edlen Lanzknecht um hohe Einsätze

ertappt hatte. Meiner Weisung gemäß nahm ich die Herren vom Civil in Haft — die Militärs, die nicht unter unserer Jurisdiction standen, wurde ihren Vorgesetzten denuncirt und die vorhandene Bank mit Beschlag belegt. — Am folgenden Morgen fand ich auf meinem Bureau die Herren v. Barenski Vater und Lambert vor, welche mich erwarteten und sich anboten, die Sache in aller Stille niederzuschlagen. Ich verkehrte darüber mit meinem Chef, und dieser, dem die Sache um verschiedener Betheiligten willen sehr unbequem war, verwies mich an den Advokaten Kniffig als Denuncianten, welcher denn sofort gerufen wurde und aus der Sache bedeutendes Capital in socialer und politischer Hinsicht zu machen wußte, auch in einer Weise plaidirte, die eine innige Freude über den sothaner Weise eingebrocken öffentlichen Skandal verrieth. Herr v. Barenski ward von der Sache so unangenehm berührt, daß er heftig und leidenschaftlich wurde, worauf Lambert mit vielem Tacte ihn um eine Vollmacht bat, den schmutzigen Handel mit Herrn Kniffig auszutragen. Diesen Vorschlag nahm Herr v. Barenski an und entfernte sich, und nach einer Unterhandlung, in welcher ich eben so sehr die Ruhe und Sicherheit, wie die Umsicht und Klugheit Lambert's als Bevollmächtigten bewundern mußte, willigte Herr Kniffig ein, die Klage, die er bereits mir übergeben hatte, zurückzuziehen, wenn Mr. Georges Thompson, Sohn des Maschinenfabrikanten Tomas Thompson in Birmingham, jene 1200 Pfd. St., welche er im Rausch an die Herren Franz v. Barenski, Carbonnel und Consorten verspielt habe (es war eine Zahlung, welche er am selben Tage für die Firma seines Vaters aus der Concursmasse eines Fabrikgeschäfts in Neuheim eingenommen), in einem guten Wechsel auf London zurückerhalte, und wenn Herr v. Barenski Vater sich verpflichte, die auf Hazardspiel stehende Geldstrafe zu erlegen. Im andern Falle wollte Lambert die Verhaftung des Mr. Georges Thompson beantragen und es auf sich nehmen, den Fall in britische Zeitungen zu berichten, und das Gesetz sollte dann seinen Lauf haben. Herr Kniffig erbat sich eine Bedenkzeit, um mit seinem Clienten sich zu benehmen, und ging dann bereitwillig auf den gemachten Vorschlag ein. Die Sache ward niedergeschlagen, da die Väter mehrerer Betheiligten ihren Einfluß geltend machten. Der Fiscus erhielt die Geldbuße und die weggenommenen Baarmittel. Herr Franz v. Barenski und einige andere der Betheiligten machten sich für einige Zeit unsichtbar und mein Chef legte schlauerweise das Odium der Abfassung der Schuldigen vor meine Thüre, wie dies in derlei Fällen nicht ungewöhnlich ist — es war übereilter Eifer eines jungen untergeordneten Beamten!

Der Frühling und Sommer vergingen. Ich sah mich angefeindet von Manchen; die Officiere der Garnison wichen mir aus oder mißachteten mich in beinahe verletzender Weise — man wollte mich veranlassen, meine Versetzung zu fordern, aber ich gab nicht nach, denn ich hatte nur nach meiner Pflicht gehandelt, und blieb trotz aller Anfeindung. Nur der Hofrath v. Barenski und seine Tochter ließen mich nicht entgelten, was ich gezwungen gethan hatte, und begrüßten mich bei jeder Begegnung freundlich. Mir selbst aber schien es geboten, ihr Haus trotz wiederholter Einladungen nicht zu betreten. Im Hochsommer gingen Herr v. Barenski und seine Tochter in's Bad und auch Herr Lambert verschwand mir aus den Augen — es hieß, er sei nach Griechenland gegangen, um Skizzen zu sammeln.

Der October war in's Land gerückt und ich hatte Fräulein Lea v. Barenski und ihren Vater schon einige Male begegnet, und zwar in Begleitung eines Mannes, der als politischer Flüchtling und Revolutionssoldat eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte und den ich Oberst Pini nennen will. Meine Russen hatten ihn in Italien kennen gelernt, wo sie im Spätsommer gewesen waren, und als ihren Gast mitgebracht. Im Herrenhause zu Linsenberg waren Lambert und Oberst Pini einander begegnet und vorgestellt worden; Beide waren einander aber so kalt begegnet, daß man unschwer erkennen mußte, sie begegneten einander nicht zum ersten Male und kannten einander aus früherer Zeit. Lambert hatte dem Fremden den Platz geräumt und sich von den Barenski's mit dem Vorgehen verabschiedet: er habe eine geschäftliche Reise von einigen Tagen an den Rhein vor. Auch Franz war in aller Stille zurückgekommen, vermied es aber, sich in Neuheim zu zeigen. Am 10. October Morgens traf eine schriftliche Anzeige bei unserer Behörde ein, daß im Herrenhause des Gutes Linsenberg durch Erbrechung eines Schreibtisches eine namhafte Summe in Gold und Papiergeld gestohlen worden sei, und daß Herr v. Barenski bitte, die Sache von Polizeiwegen zu untersuchen und das Erforderliche einzuleiten. Ich fuhr sogleich hinaus und ermittelte Folgendes. Am vergangenen Nachmittag hatte der Bankier Violet Herrn v. Barenski durch einen vertrauten Commis die Summe v. 6000 Thaler gesandt, welche der Gutsherr zur Zahlung eines Waldcomplexes, der am 10. Vormittags in einem Nachbardorfe versteigert werden sollte und auf dessen Erwerbung er zur Abrundung seines Besitzthums ausging, bedurfte. Herr v. Barenski hatte über diese Summe quittirt und sie im Beisein des Ueberbringers in eine eiserne Cassette in seinem Schreibtisch eingeschlossen. Dann waren Besuche gekommen und der Hausherr hatte sein Studirzimmer verlassen, das im ersten Stockwerke lag und und mit einer Loggia in Verbindung stand. Darüber war der Abend eingebrochen und Herr v. Barenski hatte sich auf sein Zimmer begeben, um Toilette zu machen, da er seinem Gaste Oberst Pini zu Ehren ein Souper gab. Die beiden Zimmer, welche Oberst Pini bewohnte, lagen gerade über dem Studirzimmer des Hausherrn, und Pini's Schlafzimmer hatte ein Fenster nach der Westseite des Hauses, wo das Lustgehölz bis auf wenige Schritte an das Herrenhaus herantrat. Pini hatte sich am Nachmittag etwas schläfrig gefühlt und auf eine Chaiselongue gelegt, war eingeschlafen und erst erwacht, als es bereits Nacht war. An's offene Fenster tretend blickte er hinaus, ermunterte sich

allmälich und glaubte nun in der Loggia drunten ein leises Flüstern zu hören, das ihm auffiel. Als er das Fenster ziemlich laut schloß, so verstummte das Geflüster plötzlich und alles ward stille. „Vielleicht zwei verliebte Domestiken, die sich ein heimliches Stelldichein gaben!“ dachte er, schloß auch das andere Fenster, klingelte und erbat sich von dem kleinen Zimmermädchen Licht, kleidete sich für die Gesellschaft an, ging hinunter und wohnte der Soiree und dem Souper bei. Dieses währte beinahe bis Mitternacht, und als Hr. Pini dann in sein Zimmer zurückkehrte, fühlte er sich von Wein und Hitze so aufgeregt, daß er noch nicht zu Bette ging, sondern sein Licht löschte und in seinen Schlafrock gehüllt bei geöffnetem Fenster noch eine Cigarre rauchte und allmälig duselnd einnickte. Da trafen plötzlich seltsame gedämpfte Töne sein Ohr — ein schriller Klang, wie wenn eine Feile oder Säge auf Metall sich riebe, drang von unten zu ihm herauf, verstummte dann und ließ sich wieder aufs neue hören. Er horchte und lauschte, er beugte sich aus dem Fenster, hörte und sah aber nichts mehr. Endlich hörte er wieder ein Flüstern in der Loggia, dann gedämpfte Schritte. Jetzt war sein Argwohn rege und er eilte in sein Schlafzimmer, wo er seine Reisepistolen hatte, die er ergriff. Er hatte jedoch nicht bedacht, daß er noch Stiefeln an den Füßen trug, und wie er sich anschickte, die Pistolen zu laden, da hörte er ein Geräusch unter dem Fenster seines Schlafzimmers, öffnete einen Flügel desselben und glaubte nun im Mondschein eine dunkle Gestalt an der Wand hinter der Loggia hinuntergleiten und mit einigen Sätzen sich in den Schatten des Lustgehölzes schlagen zu sehen, vernahm noch die gedämpften vorsichtigen Schritte eines Davoneilenden und — erwog sich dann, was dieses nächtliche geheimnißvolle Aussteigen zu bedeuten habe. Die Lösung davon erhielt er am folgenden Morgen, als der Einbruch entdeckt wurde. Die Schublade des Schreibtisches war mit Nachschlüsseln geöffnet, die Cassette mittelst Durchsägung der Scharnierbänder gesprengt, das darin vorhandene Geld in Silber, Gold und Papier gestohlen, Staatspapiere und Anlehensloose zurückgelassen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Malaga unter der Herrschaft der Commune.

Von Professor Dr. **Moritz Willkomm**.*)

Unter Blitz und Donner, bei strömendem Regen verließ ich am 4. Juli Nachts um 2 Uhr den Bahnhof von Granada, um mich nach Malaga zu begeben. Wie war ich begierig, diese Stadt wiederzusehen, wo ich vor beinahe einem Menschenalter Monate zugebracht und mir Freunde erworben hatte, von denen ich nicht wußte, ob sie noch lebten oder, wie fast alle meine Bekannte n in Granada, gestorben oder verschollen waren! Aber auch die politischen Zustände dieser Stadt machten mir ihren Besuch wünschenswerth. Waren doch Malaga und Cadiz damals die beiden einzigen Punkte in Europa, wo die Internationale, welche später so schweres Unglück über den Süden Spaniens gebracht hat, zur Alleinherrschaft gelangt war und eine communistische Regierung eingesetzt hatte, von welcher man nur den Umsturz alles Bestehenden erwarten durfte. Granada gehorchte damals noch so leidlich der republikanischen Centralregierung, doch erwartete man auch dort eine communistische Schilderhebung, die wenige Wochen später auch wirklich erfolgt ist. Sonst war damals in der alten maurischen Königsstadt von den Errungenschaften der Revolution, welche Spanien über Nacht in eine Republik umgewandelt hatte, kaum etwas zu bemerken, außer in den Cafés, wo fast zu jeder Tageszeit Offiziere der in allen Provinzen organisirten „voluntarios de la libertad“ in bunten Phantasieuniformen mit vielem Säbelgerassel sich herumtrieben, und alles schien den alten gewohnten Gang zu gehen.

Schon im Bahnhof von Malaga hatte ich ein wildes Treiben zu finden erwartet, aber zu meiner Verwunderung schien völlige Ordnung zu herrschen. Von uniformirten Beamten oder Polizisten war allerdings nichts zu bemerken, aber ebenso wenig von verdächtigem Gesindel. Wie überall boten auch hier Kofferträger und Hotelagenten den Ankommenden ihre Dienste an, und so stieg ich in einen Miethwagen und ließ mich nach einer am Hafen gelegenen Fonda fahren. Beim Durchfahren der Vorstadt de la Trinidad, wo eine große Zahl von Fabriken liegt und welche daher vorzugsweise von Arbeitern bewohnt und überhaupt der Sitz des Proletariats ist, fielen mir allerdings einzelne vor Weinschenken stehende oder lagernde Gruppen von Bewaffneten auf, welche die rothe phrygische Mütze als Glieder der von der communistischen Regierung errichteten Volksmiliz kennzeichnete, doch kümmerten sich dieselben nicht im Geringsten um die Vorübergehenden oder Vorüberfahrenden. Ebenso lungerten auf der prächtigen Alameda und am Hafenkai dergleichen theils mit Revolvern, theils mit Säbeln, theils mit Flinten oder Büchsen bewaffnete Kerle herum, die jedoch niemanden belästigten; von Soldaten, Gensdarmen oder Polizisten war auch hier keine Spur zu bemerken. Auf dem Zollamte am Hafen, wo das Gepäck der zu Schiff ankommenden Reisenden revidirt wird, wehte nicht die spanische (rothgelbe) Flagge, sondern die neue von der Internationale erfundene Trikolore (blau-roth-gelb); sonst schien Malaga die gewöhnliche Physiognomie einer großen spanischen Hafen- und Handelsstadt darzubieten und alles in Ordnung zu sein. Als ich gegen Abend einen Spaziergang über die Alameda und durch die Stadt machte, hatte sich die Scene allerdings wesentlich verändert, namentlich auf der Alameda. Während früher um diese Tageszeit hier hunderte von elegant gekleideten Damen und Cavalieren, namentlich auch viele Offiziere, auf und nieder promenirten und auf den Fahrbahnen zu beiden Seiten des breiten Haupt-

*) „Aus allen Welttheilen.“

weges Reihen offener Equipagen mit dem feinsten Damenflor der reichen Kaufleute und Patrizier sich auf und nieder bewegten, war jetzt nicht eine Dame, nicht eine Uniform, nicht eine Equipage zu sehen, sondern nur einzelne Herren, vielleicht der Mehrzahl nach Fremde, und sonst blos Proletarier, darunter auch viele in die Stadt gekommene Feldarbeiter, welche theils müßig umherschlenderten, theils auf den Marmorblöcken saßen oder lagen, theis gruppenweise in lebhaftem Gespräche beisammenstanden, besonders an den Ecken der einmündenden Straßen, vor den Cafés und Erfrischungsbuden. Auch von diesen Leuten, von denen keiner das malerische andalusische Nationalkostüm, welches leider auch in Granada und Sevilla fast ganz verschwunden ist, trug, sondern schmucklose Tuchjacken oder Kattunblousen, waren einzelne bewaffnet, meist mit Revolvern. Viele trugen ebenfalls die rothe phrygische Mütze. Und anstatt der Aguadores, welche sonst Wasser, Eislimonade und andere Erfrischungen mit lauter Stimme anboten, hörte man Zeitungscolporteure Flugblätter mit den neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze (dem Kampfe gegen die Carlisten) und von der (von den Communisten nicht anerkannten) Madrider Regierung ausrufen. Bisweilen bildete sich um einen solchen Kolporteur eine Gruppe, in welcher ein des Lesens mächtiger Arbeiter oder sonst wer ein solches Flugblatt vorlas, wo dann von den Zuhörern unter lebhaften Gesticulationen viel geflucht und „mueran los Carlistas! mueran los curas (die Priester), viva la libertad, viva el pueblo"! (das Volk) gerufen wurde. Bisweilen huschte eine Tartana (zweirädriger Planwagen, dessen man sich gern zu Ausflügen auf das Land bedient) mit heruntergelassenen Vorhängen, welche irgend einen Kaufmann oder dessen Angehörige nach seiner außerhalb der Stadt gelegenen Hacienda bringen sollte, in raschem Trabe vorüber, und manche wurde von den müßig beisammen stehenden und rauchenden Arbeitern mit Flüchen, Spott- und Schimpfreden, drohenden Blicken, wohl auch geballten Fäusten begrüßt. Einen ähnlichen Anblick boten die Straßen der Stadt und die Umgebungen des Hafens dar. Vor und in den zahlreichen Weinkneipen und Kramläden mit Eßwaaren standen und saßen Gruppen von Arbeitern und anderen Proletariern zechend, rauchend und spielend, doch kümmerten sich auch diese nicht um die vorübergehenden Personen. Ich bemerkte auf diesem Gange auch, daß alle Posten, welche früher von Soldaten, Guardias civiles (Gendarmen) oder Carabineros (Zollsoldaten) besetzt zu sein pflegten, von „Voluntarios" besetzt waren, im verschiedensten Costüm, in der verschiedenartigsten Weise bewaffnet und ohne ein anderes allgemeines Erkennungszeichen, als die phrygische Mütze. Ich ließ mich mit einem solchen Söldner der Commune, einem anständig gekleideten jungen hübschen Manne, welcher nachlässig neben dem Schilderhaus lehnend gemüthlich eine Cigarette rauchte und als Waffen ein Seitengewehr und einen Hinterlader mit Haubajonnet führte, nachdem ich denselben um Feuer zum Anzünden einer Cigarette gebeten, in ein Gespräch ein. Er antwortete mit der üblichen andalusischen Artigkeit und Redseligkeit, erzählte mir, daß er ein Bürgerssohn und seines Zeichens ein „ebanista" (Kunsttischler) sei, es aber vorgezogen habe, in die Reihen der Voluntarios zu treten, da er als solcher täglich 3 Pesatas (etwa 26 Sgr.) Löhnung erhalte und nicht zu arbeiten brauche.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Am 28. Nov. hatte ein Theil der Häuser in Berlin geflaggt zu Ehren der Königin-Wittwe, welche an diesem Tage vor fünfzig Jahren ihren Einzug als Kronprinzessin von Preußen hielt. Für die Berliner ist dieser Tag freilich von dem omindsesten Andenken. Am Vormittag des 28. Nov. 1823 ereignete sich durch das Gedränge bei dem Commandantur-Gebäude ein schreckliches Unglück. In dem Menschenknäuel, der der jungen Prinzessin zujubeln wollte, wurde eine große Anzahl Personen zerquetscht und zertreten. In Folge dessen ließ der damalige Gouverneur für die abendliche Illumination die Weisung ertheilen, daß die eigentliche Schloßbrücke nicht passirt werden dürfe, sondern daß die hölzerne Brücke, welche damals den Kupfergraben mit dem Packhofe verband, statt dessen benutzt werden sollte. Die Katastrophe, welche durch den Zusammensturz der Brücke herbeigeführt wurde, lebt noch in dem Gedächtniß der älteren Generation. Ganze Familien fanden dabei einen grauenvollen Tod.

Mozart. — Nachstehendes Poëm aus der Feder des im Jahre 1861 in Darmstadt verstorbenen Koncertmeisters August Müller verdient, daß es der Vergessenheit nicht anheimfalle.

Mozart war ein Musikus — Extraordinarius; — Dieses weiß man überall — Auf dem ganzen Erdenball. — Mozart war indeß dabei — Außerdem noch mancherlei; — Was er noch gewesen sei, — Meldet diese Litanei. — Mozart war ein Tischlermeister. — Fremd zwar war ihm Leim und Kleister; — Aber Fugen konnt' er machen, — Daß davon die Wände krachen. — Mozart war ein Drechslermeister — Und dazu ein vielgereis'ter; — Denn bei ihm ist bis auf's Und — Ohne Ausnahm' Alles rund. — Mozart war ein Schlossermeister. — Dies Paradoxon beweis't er, — Weil er, ohne sich zu zwingen, — Leicht mit Schlüsseln um konnt' springen. — Mozart war ein Schmiedemeister; — Zwar nicht Stahl noch Eisen schweißt' er; — Doch wie mancher Notenknopf — Traf den Nagel auf den Kopf! — Mozart war ein Klempnermeister; — Doch als solcher Geizhalz heißt er. — Denn er ging — wer schilt ihn d'rum? — Mit dem Blech sehr sparsam um. — Instrumentenmacher gar — Mozart auch wie Keiner war. — Hat ein And'rer existiret, — Der Zauberflöten fabriciret? — Mozart war auch Diplomate — Und dies in sehr hohem Grade. — Noten von ihm ausgestellt — Gelten in der ganzen Welt. — Ebenso war er im Fechten — Keiner etwa von den Schlechten; — Denn mit Terzen und mit Quarten — Konnt' er jederzeit aufwarten. — Als Friseur bleibt wie mich däucht, — Mozart gleichfalls unerreicht. — Einen Titus wie der seine — Bracht' noch Keiner auf die Beine. — Todtengräber excellent — War der Mozart noch am End'. Ein Leichentuch wie's Requiem — Wer wär' nicht stolz, wenn er's bekäm'! — Nach dem, was hier vorgetragen, — Kann mit Recht man wahrlich sagen: — Daß der Mozart ganz und gar — Aechter Tausendkünstler war.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 146. Speyer, Donnerstag, den 11. December 1873.

* Die Moorjungfrauen.

Die Hörner locken, die Fiedel klingt,
Es tanzen die Dörfler leichtbeschwingt.
Darunter glänzen drei Mägdelein
So wonnig und klar wie Frührothschein.

Sie drehen voll Anmuth sich im Kreis,
Von Seide strahlen die Schleier weiß,
So züchtig kleidet ihr Silbergewand
Und artig reichen sie Tänzern die Hand.

Die Fräulein sind es vom düsteren Moor,
Nur einmal steigen sie jährlich empor,
Wenn die Hörner locken zur Kirmeßzeit
Und die Hütten schallen von Fröhlichkeit.

Sie tanzen mit holder jungfräulicher Scham;
Wer wäre den sanften Wesen gram,
Daß die Bursche holen sie oft zum Tanz,
Daß die Locken schmückt ein Lilienkranz?

Wohl mancher Bursche mit Sehnen schaut
Und wünscht sich Eine der Jungfern zur Braut,
Doch keinem gelang das süße Wort
Noch je beim Kirmeßfeste dort. —

Doch wenn die Glocke verkündet bald
Mitternachtstunde über den Wald,
Verlassen die Fräulein wieder den Saal
Und wandeln singend in's Quellenthal.

Sie ziehen hinab über Schlucht und Steg,
Eine weiße Taube zeigt den Weg,
Eine weiße Taube ist ihr Geleit
Durch die schaurigstille Waldeinsamkeit!

Johannes Hüll.

Auf falscher Spur.

Von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Von meinem Büreau aus ging Oberst Pini nach einem Kaffeehaus, um dort den Wagen zu erwarten, den ihm Herr v. Barenski entgegenschickte, um ihn wieder nach Linsenberg abzuholen. Pini speiste in dem Kaffeehaus und sah Herrn Lambert, der ebenfalls hier gespeist hatte; er erfuhr von Lambert, den er halb gezwungen begrüßte, daß dieser schon seit mehreren Tagen von seiner Reise zurück sei, und Lambert erkundigte sich nach den näheren Umständen des Diebstahls, von dem er gehört und der in der Nacht nach seiner Rückkehr vorgefallen sei. Lambert erschien eigenthümlich aufgeregt und beklommen, und entfernte sich nach dem kurzen Gespräche rasch. Einige andere Gäste an den nächsten Tischen unterhielten sich bei ihrem Kartenspiele nach Kleinstädterweise über Lambert, und einer dieser Schwätzer erzählte nun ganz zuversichtlich, er habe am Abend des 9. October, just am Vorabend des Diebstahls, auf der Rückkehr von der Jagd Herrn Lambert nahe bei dem Parkthore von Linsenberg im Schatten einer Hecke mit der reichen Lea v. Barenski in angelegentlichem Gespräche gesehen, und wisse aus guter Quelle, daß dieser arme Schlucker und Abenteurer auf dem besten Wege sei, die reiche Russin zu heirathen! Auf den Oberst Pini machte diese unerwartete Eröffnung einen höchst erschütternden, peinlichen Eindruck, denn ihm selbst war Lea nicht gleichgiltig, und er wähnte auch ihr einiges Interesse eingeflößt zu haben. Zugleich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, daß der Mann, den er in jener Nacht entspringen gesehen, die auffallendste Aehnlichkeit mit Lambert habe. Und dieser Lambert, den er längst kannte, dieser mehr als zweideutige Mensch, welcher möglicherweise ein Dieb war, sollte jenes stolze Mädchen heirathen? Niemals! Als Freund des Vaters und der Tochter mußte er ihn entlarven! Was Pini nun that, das zeugt mehr für den wilden Rachedurst und die glühende Leidenschaft eines excentrischen Gemüths, als für den Charakter eines braven Soldaten, eines sich selbst beherrschenden Republikaners, und hat einen Menschen nahezu um Alles gebracht, was ein ehrlicher Mann sein nennen kann.

Es war an jenem 16. October schon 7 Uhr Abends, und ich saß noch auf meinem Büreau und fertigte einige Vorführungsbefehle aus, als Oberst Pini und Baron Galyani zu mir eintraten und mich baten, ihnen in einer wichtigen Angelegenheit Gehör zu schenken. Beide waren in einer ungewöhnlichen Gemüthsbewegung. Galyani war ein ungarischer Gutsbesitzer, der wegen verschiedener Conflicte mit der österreich. Regierung damals in Neuheim lebte und als ein liebenswürdiger Gesellschafter und feiner Cavalier in großem Ansehen stand. Er begleitete den Oberst Pini, seinen alten Freund, um mir zu erklären, daß er für die Wahrhaftigkeit der Aussagen Pini's sich zu verbürgen erbötig wäre, und bat mich, denselben unbefangen anzuhören, was ich versprach.

Pini erzählte mir ungefähr Folgendes. Er hatte früher in einem östereich. Cavallerieregiment gedient und den Lieutenant Wienert auf dem Schlachtfelde gesehen, wie er unter den Todten und Verwundeten herumsuchte. Es war beobachtet worden, wie er die Leiche eines kaiserlichen Offizieres durchsucht hatte — er war ein Leichenräuber. Man hatte ihm dies vorgehalten und ihn gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Galvani konnte das bestätigen, denn er hatte davon gehört, obschon er Wienert nicht persönlich gekannt und daher denselben auch in Lambert, den er häufig in Linsenberg getroffen, nicht wieder erkannt hatte. Und nun als Oberst Pini mir diesen Zug aus Lambert's Vergangenheit erzählt hatte, vervollständigte er seine früheren Angaben durch die Behauptung, daß er nun für bestimmt in dem nächtlichen Flüchtling und Einbrecher den ehemaligen Lieutenant Wienert, alias Lambert, erkannt habe, und seine Deposition beschwören wolle. Ich war ordentlich verblüfft über diese Denunciation, nahm dieselbe aber auf Verlangen des Obersten zu Protocoll, ließ ihn unterzeichnen und eilte dann zu meinem Chef. Auch dieser war erstaunt, aber er hatte längst ein Vorurtheil gegen diesen Menschen gehegt, und beauftragte mich, Lambert zu verhaften und sogleich eine Haussuchung bei ihm vorzunehmen. — Die furchtbare nervöse Erschütterung Lambert's bei seiner Verhaftung, die sich bald in ohnmächtiger Wuth, bald in finsterer dumpfer Verzweiflung äußerte, zeugte gegen ihn. Man fand bei ihm eine bedeutende Summe in Gold und ein Dolchmesser. Er schwieg beharrlich zu dem Vorhalt, daß er am Abend des 9. October mit Lea v. Barenski in der Nähe des Parkthores gesehen worden sei; er verweigerte beharrlich jede Antwort. Doch ward constatirt, daß er an jenem Nachmittag schon gegen 4 Uhr mit dem Bahnzuge in Neuheim angekommen, aber erst Morgens gegen 6 Uhr in seine Wohnung zurückgekehrt sei. Alle Fragen über sein Verbleiben während dieser vierzehn Stunden ließ er unbeantwortet, aber das Zucken und Blinzeln in seinem Gesicht und der entsetzensvolle Ausdruck seiner tief eingesunkenen Augen war ein einschneidendes Zeugniß gegen ihn.

Die Kunde von Lamberts Verhaftung war wie ein Lauffeuer durch die Stadt gegangen und auch nach Linsenberg hinausgelangt. Schon am folgenden Mittag erschien Herr v. Barenski auf meinem Büreau, um den Gefangenen loszubürgen, und war ungehalten, als ich dieses Anerbieten ablehnte. „Ich kann Sie versichern, daß Sie irren, mein Herr," sagte er mit dem aufrichtigsten Schmerze, „Herr Lambert ist kein Dieb, geschweige denn ein Leichenräuber. Oberst Pini hat sich geirrt; wir haben uns über diesen Fall entzweit und der Oberst hat mein Haus verlassen; allein trotzdem wird er nicht anstehen, seine übereilte Beschuldigung zu widerrufen. — Ich bin reich genug, um jenen Verlust zu verschmerzen, aber nicht reich genug, um einen erprobten Freund zu verlieren, wie Lambert es mir war. Ich bin bereit, mein halbes Vermögen für ihn zu opfern; nur geben Sie ihn frei! nehmen Sie eine Caution von mir an!" — „Das ist gegen das Gesetz, mein Herr!" erwiederte ich. — „Ein schönes Gesetz das, wenn die Aussagen des ersten besten Mannes seinen Nächsten um Freiheit und Ehre bringen können!" rief er bitter. „Ich werde mich an die allerhöchsten Personen wenden!" — Ich zuckte die Achseln, und Herr v. Barenski ging, erschüttert und verbittert, kam aber nach einer Stunde wieder und bat um die Erlaubniß, den Gefangenen sprechen zu dürfen. Auch diese Bitte mußte ihm versagt werden.

Am andern Morgen erhielt ich ein anonymes Billet von einer Frauenhand, worin mich die Schreiberin dringend bat, mich um ein Uhr Mittags bei Frau Steinhauser einzufinden, um einige Eröffnungen in Sachen des verhafteten Lambert entgegenzunehmen, welche denselben vielleicht entlasten werden. Ich zeigte es meinem Chef und wollte seine Ansicht hören; er verbot mir hinzugehen, mit dem Bemerken, daß er ein ähnliches Billet erhalten habe. Der arme Bursche habe natürlich die Frauen für sich, die an eine solche Verworfenheit nicht glauben könnten; aber wir Beamten dürfen keinerlei Rücksichten bei der Erfüllung unserer Pflicht walten lassen. Während wir noch mit einander über den Fall sprachen, ward Caplan Frei, der geistliche Pfleger des Waisenhauses, gemeldet, welcher meinen Chef um eine Unterredung bat. Ich begegnete ihm unter der Thüre, um ihm Platz zu machen, aber er bat mich dazubleiben, und eröffnete uns nun: vor einer Viertelstunde sei Lisette W. bei ihm gewesen und habe ihm mitgetheilt, sie habe vergangene Nacht den Backofen bei ihrer Herrschaft geheizt und sei eben im Begriff gewesen, zu Bette zu gehen, als sie einen leisen Pfiff hinter der Mauer um das Grundstück des Gärtners Barth, in dessen Diensten sie stehe, gehört, worauf dieser Pfiff vom Hinterhause aus beantwortet worden. Voll Angst, es könnte sich hier um einen Raubanfall handeln, habe sie in's Haus eilen wollen, um Lärm zu machen; da sei schon eine Männergestalt auf dem Hofe erschienen, und sie, die glücklicher Weise noch im Schatten gestanden, habe nun nichts anderes zu thun gewußt, als sich hinter dem Holzschoppen nieder zu thun. Darauf habe der eine Mann geräuschlos das Pförtchen in der Mauer geöffnet und bald darauf mit einem fremden Mann eine längere Unterredung mit gedämpfter Stimme gehabt, die schließlich heftig geworden und wobei der eine größere Mann immer gedroht habe, er wolle das Garn am Boden laufen lassen und den Herrn auch mit in die Tinte bringen. Nach längerem Feilschen und Dingen habe sie dann gehört, wie die beiden Männer hinter der Mauer Streichhölzer anzünden versucht, was aber des Sturmes und Regens wegen nicht thunlich gewesen sei. Dann habe der Eine das Knistern im Backofen gehört und den Vorschlag gemacht, dort vor dem Ofen ihre Sache abzumachen. Und als sodann Beide zum Ofen getreten seien und die steinerne Thüre etwas zurückgeschoben, habe sie gesehen, daß der Eine, Kleinere, dem Anderen, Größeren, Geld, viel Geld auf die Hand gezählt und dieser immer mehr verlangt habe, bis der Kleinere sich hoch und theuer verschworen,

er habe keinen Pfennig mehr bei sich; dann aber habe er dem Größeren noch Uhr und Kette gegeben; als er, um die lange Kette beim Abnehmen sich über den Kopf zu streifen, seine Kapuze zurückgeschlagen, habe Lisette W. in ihm den jungen Herrn v. Barenski erkannt, der sehr verstört und aufgeregt ausgesehen und auf die Drohungen des Andern noch Versprechungen gegeben, dagegen aber verlangt habe, daß derselbe Neuheim mit dem ersten Morgenzuge verlasse und nach Paris gehe, wo sie wieder zusammentreffen wollten, denn auch er werde verschwinden, so lange man noch den Lambert eingesperrt halte und für den Thäter ansehe. Darauf haben die Beiden die Ofenthüre wieder vorgeschoben und seien weggegangen; sie aber, Lisette, sei mehr todt als lebendig in ihrem Versteck geblieben und erst lange hernach in ihr Bett geschlichen, voll Angst, daß der größere Spitzbube sie noch ereilen und dann umbringen würde. Am Morgen aber sei sie in die Stadt gegangen, habe gehört, daß Herr Lambert im Arrest sei, und sei dann zu ihm gekommen, um die gemachte Wahrnehmung zu erzählen. — Das herbeigerufene Mädchen wiederholte dann ihre Aussage und bat, sie einstweilen auch in Arrest zu nehmen, damit sie der Strafe nicht entgehe, falls sie gelogen, denn den jungen Herrn v. Barenski kenne sie sehr gut, da derselbe so oft im Hause ihrer ehemaligen Dienstherrschaft und bei Herrn Lambert aus- und eingegangen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Malaga unter der Herrschaft der Commune.

Von Professor Dr. **Moritz Willkomm.**

(Fortsetzung.)

Auf mein Befragen, von wem die Voluntarios ihren Sold erhielten und woher dazu das Geld käme, erwiederte der junge Mann, von der „Regierung", gleichgiltig hinzufügend: woher diese das Geld nehme, wisse er nicht, das gehe ihn nichts an, wenn er nur bezahlt werde. Die Regierung werde wohl wissen, woher sie Geld bekommen könne, es seien ja in Malaga viele reiche Leute, welche Geld hergeben könnten und, wollten sie nicht, dazu gezwungen werden müßten. Der Unterschied zwischen Reichen und Armen müsse doch endlich einmal aufhören 2c. Da hatte ich also einen Communisten vor mir, aber immerhin noch einen sehr harmlosen und gemäßigten, denn der gute Bursche, dem offenbar nur an einem gut bezahlten Faullenzen gelegen war, schien doch noch nicht von der erhabenen Idee, daß „Eigenthum Diebstahl sei", durchdrungen zu sein. Nach dem Hotel zurückkehrend, begegnete mir am Hafenkai eine Abtheilung Voluntarios, welche in Reihe und Glied marschirten und ein republikanisches Lied nach der Melodie der Marseillaise brüllten. Ich bemerkte unter ihnen sowohl graubärtige Männer als bartlose Jungen von 14 oder 15 Jahren, welche natürlich am ärgsten mit zum Theil noch in der Mauser liegenden Stimmen schrieen. Die Bewaffnung war auch hier sehr verschieden, obwohl die meisten Percussionsgewehre mit gewöhnlichen Bajonetten zu tragen schienen. Einige waren nur mit Piken bewaffnet, alle in beliebigem Kostüm und ohne jegliche militärische Haltung. Die Führer trugen Schleppsäbel und Revolver, sonst aber kein Abzeichen.

Ein zweiter Gang durch die Stadt am andern Morgen führte mir immer wieder dieselben Scenen vor die Augen. Einzelne Häuser, vielleicht Versammlungsorte von Clubs oder Wachtlokale, waren mit der schon erwähnten Tricolore geschmückt. Hier und da sah man aber auch die alte spanische Flagge; die ausländischen Consuln hatten ihre Nationalflagge ausgesteckt. Am westlichen Rande des Hafens, wo sich die Bank von Malaga befindet, standen einige Kanonen aufgefahren, sammt dem Bankgebäude von Voluntarios bewacht. Ob jene Geschütze zur Vertheidigung dieses Gebäudes, wo den Voluntarios täglich ihr Sold ausgezahlt wurde, dastanden, oder als Drohung gegen die auf der entgegengesetzten Seite des Hafens längs des Molo ankernden Kriegsschiffe (ein spanisches, ein französisches und ein deutsches), konnte ich nicht ermitteln. Allerdings waren ihre Mündungen gegen den Hafen gekehrt, ebenso die Geschütze des hochgelegenen Castells Gibralfaro, welches, wie ich vom Molo durch mein Opernglas deutlich erkennen konnte, auch von Voluntarios besetzt war. Auf dem ehemaligen Constitutionsplatze, jetzt „Freiheitsplatz" benannt, exercirten einige hundert Voluntarios, doch schien mir auch diese ebenfalls ganz bunt equipirte Truppe sehr wenig disciplinirt zu sein. Sehr lästig waren die Bettler, welche sich gleich Erinnyen an die Fersen der Fremden hefteten und die man nicht los werden konnte. Sie hielten sich auch für völlig berechtigt zur Bettelei; hatte doch die Commune jedes Gewerbe, auch das schmutzigste, freigegeben! — Auf dem Rückwege trat ich in die Kathedrale ein. Es wurde eben Messe gelesen, aber außer einigen alten Weibern und zerlumpten Bettlern, welche mich selbst hier anfielen, war in den weiten Marmorhallen dieses stolzen Siegesdenkmals des Katholicismus (es steht an der Stelle der ehemaligen Hauptmoschee) kein Mensch zu sehen. Die Communisten brauchten keinen Cultus und keine Religion. Hatten sie doch den tollen Einfall gehabt, die ganze Kathedrale zum Verkauf auszubieten! Selbstverständlich hatte sich kein Käufer gefunden.

Am letzten Nachmittage meines Aufenthaltes in Malaga machte ich zu Wagen einen Ausflug nach dem am südlichsten Vorsprunge der Sierra de Mijas auf steilen Felsterrassen über dem Meer gelegenen Flecken Torremolinos, um alte Erinnerungen aufzufrischen. Eine neugebaute Chaussee führt fast schnurgerade dahin durch die Vega von Malaga und die weite vom Guadalhorce bewässerte Ebene, welche vor 28 Jahren noch mit Sümpfen und Wüsteneien bedeckt war, weshalb man damals einen weiten Umweg über Chariana machen mußte. Ich war nicht wenig ererstaunt, diese ganze Ebene cultivirt und zwar vorzugsweise von wohlbewässerten Zuckerrohrfeldern eingenommen zu sehen. Der Anbau des Zuckerrohrs

hat um Malaga und längs der Küste von Granada einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen; die Zuckerrohrfelder von Malaga allein sollen jährlich einen Reingewinn von $1^1/_2$ Millionen Realen abwerfen. Aber es befremdete mich, daß ich auch nicht einen Arbeiter weder in den Zuckerrohrfeldern, noch in den Weingärten, noch an der großartigen Wasserleitung, welche Malaga mit frischem Wasser aus Torremolinos versehen soll, beschäftigt sah; dagegen begegneten uns Schaaren von Feldarbeitern, welche, obwohl erst 4 Uhr vorüber war, müßig nach der Stadt schlenderten. (Forts. f.)

Anna Bödler.

* Am 24. Juni 1872 verschwand die $4^1/_2$jährige Anna Bödler, Tochter des Domänenpächters Bödler auf Treuen (Reg.-Bez. Stralsund). Man hatte anfangs geglaubt, das Kind sei von Zigeunern entführt worden; alle Nachforschungen bei herumziehenden Banden waren vergeblich, bis man endlich am 3. Juni d. J. die Leiche des Kindes in einem entleerten Scheunenfache zu Treuen selbst in der Erde vergraben vorfand. Der Kopf war vollständig vom Rumpfe getrennt, ebenso die Händchen von den Armen und der rechte Fuß aus dem Gelenk gelöst. Die gerichtliche Obduction vermochte weder eine Spur äußerer Verletzung, noch die Ursache der Todesart mit Bestimmtheit festzustellen. In Folge dessen stand nun der Hofgänger (Taglöhner) Fritz Schütt am 4. Dec. vor dem Kreisgericht in Greifswalde. Die Anklage behauptet nämlich, dem Kinde sei in der Scheune Gewalt angethan, dann sei es zur Verheimlichung des Verbrechens erwürgt und sofort verscharrt worden; sie schließt dies aus den Blutspuren, aus dem zerrissenen Hut und Kamm des Kindes, welche unter der Leiche lagen, und aus der gekrümmten Lage der Leiche, in welche der Körper nach Eintritt der Leichenstarre nicht mehr hätte gebracht werden können. Daß Schütt der Mörder sei, schließt die Anklage aus folgenden Umständen: An jenem 24. Juni waren nur drei männliche Personen auf dem Hofe anwesend: der Viehfütterer Drews, der ab und zu vom Felde hereinkam, der Dachdecker Güse, ein Sechziger, der das Dach der Scheune IV neu eindeckte und während des ganzen Nachmittags nicht vom Dach herunterkam, und endlich der Angeklagte Schütt, der dem Güse die Materialien zureichte und sich dabei frei auf dem Hofe bewegte. Schütt hatte sich thatsächlich mit der Anna Bödler unmittelbar vor ihrem Verschwinden beschäftigt. Gegen 4 Uhr Nachmittags ließ sich das Kind von der Mutter ein Butterbrod geben und ging damit nach dem dicht beim Hofe gelegenen Dorfteich, wo sie der kleinen Entenhüterin von ihrem Vesperbrod abgab. Dort traf Schütt, der für den Dachdecker Weiden aus dem Teiche holte, mit ihr zusammen; er erzählte ihr, er wisse ein Vogelnest mit fünf Jungen, sie solle mitkommen, er wolle ihr einen kleinen Vogel abgeben. Darauf gingen Beide nach der Scheune zu — und die kleine Anna ward lebend nicht mehr gesehen.

Der Angeklagte ist ein kleiner schmächtiger Bursche von nicht unschönen Gesichtszügen, die weder einen Schluß auf seine Charakter-Eigenschaften, noch auf seine Geistesfähigkeiten zulassen. Im reinsten neuvorpommerschen Plattdeutsch antwortet er auf die Fragen des Vorsitzenden, er sei am 11. März 1856 zu Loitz geboren, habe schon früh seine Mutter verloren, aber noch eine Stiefmutter am Leben. In der Stadtschule zu Loitz habe er beten und lesen, auch ein Bischen rechnen gelernt. Confirmirt sei er von dem Superintendenten zu Loitz, auf welche Confession wisse er aber nicht. Nach der Einsegnung sei er zu verschiedenen Herrschaften in Dienst, zuletzt zu Martini 1870 zu dem Domänenpächter Bödler nach Treuen, als Kutscherjunge gekommen, wo er es recht gut gehabt, nur daß er sich mit dem Kutscher nicht gut vertragen konnte. Da Schütt noch nicht das vom Strafgesetzbuch vorgeschriebene Alter von 18 Jahren erreicht hat, fanden die Verhandlungen nicht vor dem Schwurgericht, sondern vor der Criminaldeputation des Kreisgerichts statt. Der Angeklagte bestand das Inquisitorium mit großer Gewandtheit, jede unbequeme Frage mit der stereotypen Redensart abwehrend: „Dat weet ick nich!" Er leugnet das ihm zur Last gelegte Verbrechen. Den Vorfall am 24. Juni erzählt er folgendermaßen: Als er an den Dorfteich gekommen, habe ihn Anna gefragt, ob er kein Vogelnest wisse. Anfangs habe er Nein geantwortet, auf wiederholte Frage des Kindes aber Ja, und sei dann mit ihm nach der Dornenhecke am Hofthor gegangen, wo er es stehen ließ, als er kein Vogelnest fand. Eine Viertelstunde später habe er mit dem Dachdecker im Gesindehause gevespert; er wisse aber nicht mehr, wie er mit demselben dort zusammentraf. Am 27. Oct. war seine Zeit auf Treuen um und er zog zu dem Statthalter Mandelkow nach Alt-Plestlin; daß er sich dort immer scheu über die Vorfälle auf Treuen ausgesprochen, nach dem Auffinden der kleinen Leiche auffällig die Gesellschaft seiner Kameraden gemieden und seinen sonst sehr regen Appetit verloren, sei ihm nicht bewußt. Auf die Frage, warum er denn bei der Nachricht von dem Auffinden der Leiche so sehr blaß geworden, antwortet er höhnisch, das könne er nicht wissen, er könne sich doch nicht selber in's Gesicht sehen. Einige verdächtige Aeußerungen zu dem Wirthe in Loitz, wie: die in Treuen würden das Kind im Leben nicht wiedersehen, das sei zu gut verborgen, bestreitet er gleichfalls. Als ihn Criminal-Commissarius Leue aus Berlin einmal nach Loitz transportirte, schlug er unterwegs die angebotenen Erfrischungen aus, weil er trotz des zweistündigen Marsches keinen Appetit verspürte; es sei jedoch unwahr, daß er seinen Kameraden hinterher erzählte, der Herr aus Berlin wollte ihn betrunken machen, aber so pfiffig sei er auch, denn er würde sonst wohl etwas erzählt haben, worüber die in Treuen sich wundern würden. Schließlich betheuerte er auf's lebhafteste, „der Anna nichts zu nahe gethan zu haben".

Die Zeugen bestätigten die Ausführungen der Anklage. Die Aerzte, welche den Obductionsbefund aufnahmen, erklärten, die Trennung einzelner Körpertheile vom Rumpf könne aus den verschiedensten Ursachen hergeleitet werden, Fäulniß, Ratten &c. könnten dazu beigetragen haben, allein auf äußere Gewalt sei daraus noch nicht zu schließen. Die Leiche könne ebensogut gleich nach dem Tode, wie auch mehrere Tage später, nachdem die Leichenstarre geschwunden, in die zu kurze Grube gethan worden sein; wahrscheinlicher sei jedoch, daß es unmittelbar nach dem Tode geschah, denn sonst würde die Einwirkung der atmosphärischen Luft die Verwesung mehr beschleunigt haben. Der Mangel des Leichengeruchs in der Scheune erkläre sich sowohl aus der dichten Bedeckung der Leiche (mit darüberlagerndem Stroh), wie aus dem jeder Scheune eigenthümlichen dumpfen Geruch. Domänenpächter Bödler erklärte: Das Loch, in welchem die Leiche lag, war viel zu klein für dieselbe und offenbar mit einer Schaufel ausgestochen. Daß sich die Anna im Todeskampfe gegen ihren Mörder gewehrt, ging deutlich aus dem zerrissenen Hut und dem zerbrochenen Kamme hervor. „Du mut doch dat weeten, Junge?" wandte sich Bödler an den Angeklagten. „Dat weet ick nich!" antwortete dieser hohnlachend. Die Viehfütterin Drews kam am 25. Juni Morgens in die Scheune und sah dort an der Putzmühle eine Schaufel stehen, deren Vorhandensein an dieser Stelle sie sich nicht erklären konnte. Sie fragte den Schütt: „Fritz, wo kommt denn die Schaufel her?" „Ich habe sie gebraucht", antwortete derselbe. — „Aber wozu hast du sie denn gebraucht?" forschte sie weiter. „Ich habe sie nur ein Bischen gebraucht", war die kurze, abweisende Antwort.

Der Entlastungsbeweis, den der Vertheidiger zu führen versuchte, hatte keinen Erfolg, der Gerichtshof sprach das Schuldig über den Angeklagten aus und verurtheilte ihn zu der in Anbetracht seines Alters gesetzlich höchsten Strafe, zu 15 Jahren Gefängniß.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 147. Speyer, Samstag, den 13. December 1873.

Das goldene Kalb.

Seht ihr dort das Kalb aus Gold?
Wie das gleißt und wie das blinkt,
Lockend und verheißend winkt!
O dem Gold, ja dem Gold
Ist die große Menge hold!
Wie die Augen gierig blitzen!
Wie die Thoren sich erhitzen,
Wie sie rennen, keuchen, schnaufen!
Laßt die tollen Narren laufen!

Laßt sie laufen nach dem Gold,
Denn für ernste Warnung taub
Jagen lüstern sie nach Raub.
Denn dem Gold, ja dem Gold
Ist die große Menge hold.
Mögen sie denn Leib und Leben
In den Dienst des Mammon geben
Und die Seelen ihm verkaufen.
Laßt die tollen Narren laufen!

All ihr Sinn steht nur nach Gold;
Jung und Alt und Groß und Klein
Tanzt um's Kalb den Götzenreihn,
Denn dem Gold, ja dem Gold
Ist die große Menge hold,
Und es jagt durch's Land der Schwindel
Hoch zu Roß, und mit dem Bündel
Folgt ihm ein betrogner Haufen.
Laßt die tollen Narren laufen!

Eitel Knechtschaft bringt das Gold,
Und der Kummer und die Schmach
Folgen den Betrognen nach.
Doch dem Gold, ja dem Gold
Bleibt die große Menge hold.
Bis der Herr es endlich füget,
Daß ein Leichenhemd genüget
Für den goldbegier'gen Haufen.
Laßt die tollen Narren laufen!

Julius Sturm.

Auf falscher Spur.

Von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Mein Chef war sehr geneigt, die Aussage des Mädchens leicht zu behandeln. Die geheimnißvolle nächtliche Unterhandlung zwischen dem jungen Barenski und einem Fremden war allerdings verdächtig und mochte von seltsamen Reden begleitet gewesen sein, aber lag darin irgend eine Andeutung, daß die Sache mit dem Diebstahl in Linsenberg zusammenhing? Eher deutete die Sache wieder auf eine heimliche Spielgeschichte, bei welcher diesmal der junge Barenski tüchtig gerupft worden war. Forschten wir der Sache näher nach, so kamen vielleicht wieder Dinge auf, welche uns zu gesetzlichem Einschreiten nöthigten und viel Staub aufwarfen. So äußerte sich mein Chef, dem die damalige Aufhebung der Spielgesellschaft noch wie ein Würgbissen im Halse steckte. Mit dem Auftrag, die Aussage der Lisette W. einstweilen zu Protocoll zu nehmen und vorerst zu den Acten zu legen, bis sich deutlichere Indicien ergeben, entließ er mich. — Ich bat Caplan Frei, bei der Deposition Lisettens anwesend zu sein, und nahm über dieselbe ein umständliches, durch mancherlei Querfragen noch eingehender gemachtes Protocoll auf, in dessen Verlauf ich erfuhr, daß Herr Lambert, der damals aus der Untersuchungshaft entlassenen unschuldig verdächtigten Lisette die Unterkunft bei dem Gärtner Barth verschafft und sie diesen einfachen wackeren Leuten dringend empfohlen, sich auch seither sorglich um sie bekümmert und ihr immer ein wahrhaft väterliches Wohlwollen gezeigt habe, welches das arme, unscheinbare Mädchen ihm nie vergessen werde. Auf meine Frage: ob Hr. Lambert ihre Dankbarkeit niemals durch Gegenleistungen auf die Probe gestellt habe, erschrak Lisette sichtlich, zauderte mit der Antwort, bis der Caplan sie aufforderte, die volle Wahrheit zu sagen; und so erzählte sie denn, daß sie auf Herrn Lambert's Geheiß mehrfach Pakete und Briefe, auch Blumensträuße zwischen Herrn Lambert und Fräulein Lea v. Barenski heimlich hin und her befördert habe. Endlich brachte ich aus ihr heraus, daß sie den letzten Auftrag dieser Art am Abend des 9. Octobers von Herrn Lambert erhalten, der sie Abends nach 8 Uhr bis an das Parkthor von Linsenberg begleitet, sich dann bis nach der nahebei vorüberführenden Landstraße zurückgezogen und sie dort erwartet und bis an das Barth'sche Haus in der Vorstadt zurückbegleitet habe. Ihr Auftrag an Fräulein Lea sei damals gewesen, derselben ein Billet von Herrn Lambert persönlich zu übergeben, wogegen sie ein kleines schweres Päckchen für Herrn Lambert in Empfang genommen und diesem übergeben habe. Auf dem Rückwege aus dem Park sei ihr ein Diener in Livree, welchen sie sonst niemals im Herrenhause zu Linsenberg gesehen habe, nachgeeilt und habe sie mit

Zudringlichkeiten verfolgt, so daß sie demselben nur mit einer plötzlichen Kraftanstrengung sich entwunden habe und dann entsprungen sei. Jener zudringliche freche Lakai in Livree und der Mann, welcher am Backofen das Geld von dem jungen Barenski erhalten habe, seien eine und dieselbe Person. Gestalt und Größe stimmten genau; auch die Stimme. Nur habe der Mann am Backofen eine Pelzmütze und einen dicken gehäkelten Shawl von dunkler Wolle um den Hals getragen, statt der weißen Kravatte von damals und der reichen, bunten, silbergalonnirten Livree. Ja, je mehr sie sich die beiden Männer, beleuchtet vom Feuerschein aus dem geöffneten Schieber des Backofens, wieder in's Gedächtniß rufe, desto deutlicher glaube sie die Identität des Lakaien und des geheimnißvollen Unbekannten am Backofen wieder zu erkennen, für welche sie vielleicht damals in ihrer Angst nicht so empfänglich gewesen sei. — Letztere Aussage bezüglich der Identität der beiden Personen hatte allerdings in meinen Augen wenig Gewicht, denn wie häufig sind derartige Täuschungen und Verwechslungen. Dagegen häuften die Aussagen Lisettens die Indicien sowohl gegen Lambert, wie gegen den jungen Barenski und den unbekannten Dritten. Ich entließ Lisette mit der eindringlichsten Mahnung, über alle ihren Angaben das strengste Stillschweigen zu beobachten, und versprach ihr, sie solle wieder von mir hören, da sie vielleicht mit ihren Aussagen ihrem Beschützer Lambert einen eben so wichtigen Dienst leiste wie mit ihrem allfälligen unverbrüchlichen Schweigen darüber gegen Dritte.

Kaum war ich allein, so berief ich meine beiden gewandten Criminalpoliziciſten, sandte den einen mit Weisungen voraus nach Linsenberg, und begab mich, in einiger Entfernung gefolgt von dem anderen, in die Wohnung des Gärtners Barth. Hier erfuhr ich, daß seit einigen Wochen in dem Hintergebäude über dem sogenannten Kalthause bei einer armen Schustersfamilie wirklich ein gewisser Valère Röſching gewohnt, der sich für den Diener des jungen Herrn v. Barenski ausgegeben habe und mit demselben von Paris gekommen sei, ein leichtsinniger liederlicher Bursche, der übrigens seit dem frühen Morgen verschwunden sei. Als ich nun das Stübchen öffnen ließ, welches Röſching inne gehabt hatte, fand sich das Nest leer, der Koffer verschwunden, und auf dem Tisch nur ein mit Bleistift gekritzelter Zettel, daß er, Röſching, im Auftrag des Herrn abgereist sei und seine Miethsleute wegen der Miethe an seinen Herrn verweise. Ich sandte nun meinen Begleiter nach der Polizei zurück mit dem Auftrage, den Paß Röſching's mit Beschlag belegen, oder aber wenn ein solcher Paß sich nicht vorfinde, Röſching selbst sogleich telegraphisch auf dem Wege nach Paris verfolgen und anhalten zu lassen, da wir nun sein Signalement hatten.

Eine Droschke brachte mich dann rasch nach Linsenberg, wo ich übrigens wenig Erfolg hatte. Der alte Herr v. Barenski war in die Residenz gereist, um irgend etwas zu Gunsten des verhafteten Lambert zu erzielen; Frln. Lea und ihr Bruder Franz waren nach Neuheim gefahren und wurden erst Abends zurückerwartet. Von der alten Wirthschafterin, einer ehrbaren umsichtigen Frau, erfuhr ich aber, daß der Diener des jungen Herrn, der Monsieur Valère, wirklich am Abend des 9. October in Linsenberg anwesend gewesen sei und beim Serviren geholfen habe, daß derselbe aber nach dem Weggehen der Gäste sich mit seinem Herrn entfernt habe, um angeblich denselben auszukleiden, und daß derselbe in jener Nacht in einem Speicherstübchen im Seitenflügel unweit der Zimmer seines Herrn geschlafen habe. Verschiedene theilnehmende Fragen über die einzelnen Glieder der Familie Barenski von meiner Seite machten die Wirthschafterin mittheilsam, und sie gestand mir, daß der Diebstahl und die spätere Verhaftung des Herrn Lambert, der hier im Hause so wohl gelitten sei, auf Alle einen tief erschütternden und verstimmenden Eindruck gemacht habe. Der alte Herr und Frln. Lea seien zuvor schon eigenthümlich verstimmt gewesen, und die Heimkehr des Franz habe zu einigen heftigen und unangenehmen Auftritten zwischen dem sonst so zärtlichen Vater und dem Sohne, sowie zu Vermittlungsversuchen von Seiten Fräulein Lea's und zu heimlichen Unterredungen zwischen Schwester und Bruder geführt, welche über Fräulein Lea offenbar noch mehr Wehmuth und Seelenangst verhängt hätten, als sie schon wegen des Schicksals des Herrn Lambert gehabt; Herr Franz sei in den letzten Tagen umhergegangen, wie ein verscheuchtes Huhn, und habe heimliche Unterredungen mit verdächtigen Leuten, mit Wucherern u. s. w. gehabt und dergl. m., und sein Diener sei wegen ungebührlichen Benehmens entlassen und von Linsenberg ausgewiesen worden.

Das Resumé, zu welchem ich auf dem Heimwege kam, war einfach das: der junge Barenski, mit seinem Vater zerfallen, in Geldnöthen, im Verkehr mit Wucherern, hatte dennoch Mittel gehabt, seinen Diener mit einer bedeutenden Geldsumme zu versehen und nach Paris zurückzuschicken. Gleichwohl bereute ich beinahe, jenem Röſching auf so vage Verdachtsgründe hin einen telegraphischen Verhaftsbefehl nachgesandt zu haben, und wollte denselben gerade zurücknehmen, als mir bei der Rückkehr auf mein Büreau ein amtliches Schreiben in die Augen fiel, das auf meinem Pulte lag. Es war von meinem Chef geöffnet und mit der Bemerkung: „zu sofortiger Insinuation an den Betreffenden" versehen worden; ich erkannte nun aus dem Inhalte, daß es ein Requisitionsschreiben vom Handelsgerichte in K. an unsere Behörde war, dem Franz v. Barenski, Bergingenieur, heimathberechtigt in Rußland, ansässig im Bezirk Neuheim, das in contumaciam gefällte Urtheil des Oberhandelsgerichts in K. zu verkündigen, welches ihn in einer Wechselklagsache von Isidor Jonas Frankfurter und Genossen zur Zahlung des Betrags eines Wechsels von 25,000 Franken nebst Zinsen und Gerichtskosten verurtheilte, mit dem Bemerken, daß der Verurtheilte sich dem verhängten Wechselarreste durch die Flucht entzogen habe, weßhalb den Klägern die Verfolgung ihrer aus diesem Urtheil

erfolgenden Ansprüche von den Gerichten im Domicil des ꝛc. Barenski anheimgegeben, die diesseitigen Behörden aber gebeten seien, dem Barenski oder eventuell dessen Eltern oder Vormündern von diesem Urtheil amtliche Kunde zu geben. — Dieses Actenstück übte auf mich eine überwältigende Wirkung. Ich konnte mich des Argwohns nicht entschlagen, daß der junge Barenski selbst es möglicher Weise gewesen sei, der im Complott mit dem Diener Rösching den Schreibtisch des alten Herrn erbrochen und das Geld gestohlen habe. Es war ein Gedanke, der mir wie ein Blitz durch den Sinn gefahren war, und trotz seiner Kühnheit und schwachen Motivirung mit unglaublicher Zähigkeit in mir haftete und von Minute zu Minute überzeugender wurde. Ich war mehr als halb geneigt, zu Frau Steinhauser zu gehen und dem anonymen Billet zu folgen; aber ich wäre dann gegen meinen Chef ungehorsam gewesen. Einstweilen sandte ich durch den Gerichtsboten eine Vorladung für Franz v. Barenski nach Linsenberg hinaus und gab einigen der Polizeiagenten den Auftrag, in der Stadt nach dem jungen Herrn zu fahnden und ihn bei Betreten sogleich mir vorzuführen, denn ich hatte das instinctive Gefühl, daß wenn wir uns der Person des jungen Roué versicherten, wir den Schlüssel zur ganzen Lösung der Sache erst in Händen haben würden.

(Fortsetzung folgt.)

Malaga unter der Herrschaft der Commune.

Von Professor Dr. **Moritz Willkomm.**

(Fortsetzung.)

Die erwähnte Wasserleitung schien erst vor kurzem in Angriff genommen worden zu sein. Hunderte von etwa ⅓ Meter weiten gußeisernen Cylindern, welche in den großen Eisengießereien Malaga's gefertigt werden, lagen längs der Straße neben dem bereits streckenweis ausgeführten Graben, in welchen sie hineingelegt werden sollten. Auch war hier noch heute gearbeitet worden, doch nicht ein einziger Arbeiter mehr zugegen.

Auf dem hohen Balkon der Fonda von Torremolinos stehend, weidete ich meine Augen noch einmal an dem prächtigen Anblicke der schönen, von der untergehenden Sonne in die farbenreichsten Tinten getauchten Landschaft. Da lag jenseit der grünen Ebene die weiße Häusermasse von „Malaga, der zauberischen“, überragt von dem hohen Kuppelthurme der Kathedrale und dem hochthronenden Gibralfaro, dahinter das goldiggrüne rebenbedeckte Gebirge, dessen zahllose Thäler und Schluchten in duftiges Violettblau gehüllt erschienen, und dahinter emporsteigend die rosig angehauchten Felsstirnen der fernen hellblauen Sierren von Alhama und Tejeda. Wie viele glückliche Tage und Wochen hatte ich dereinst in jener Stadt verlebt! Und wie ehedem, so auch jetzt lag diese ganze zauberische Landschaft so friedlich, so sonntagsstill vor meinen Blicken ausgebreitet! Und dennoch, wie trügerisch war diese Ruhe, wie eine Windstille vor dem bevorstehenden Sturme! Wer konnte wissen, ob nicht in den nächsten Tagen die reichste und blühendste Handelsstadt Spaniens in Trümmer fallen und rothe Feuergluth und schwarzer Petroleumdampf das reizende Gemälde, welches jetzt noch so heiter und lieblich dalag, düster färben würde? — Ein später ausgebrochener zweitägiger Kampf machte der Herrschaft der Communisten ein blutiges Ende, ohne daß sie zum Petroleum griffen.

Ich war so glücklich, alle meine alten Freunde und Bekannten in Malaga noch am Leben und der Mehrzahl nach in glücklichen Verhältnissen anzutreffen, Spanier wie Deutsche. Von ihnen erfuhr ich Näheres über die herrschenden Zustände, die allerdings trostlos genug waren. Schon seit dem 8. März, also länger als drei Monate, waren Malaga und seine Provinz der Willkürherrschaft des rohen Pöbels preisgegeben, von dem die besitzenden Klassen beim geringsten Widerstande Raub und Plünderung, Mord und Brand zu gewärtigen hatten. War es bis dahin noch nicht so weit gekommen, ja bisher die communistische Bewegung glimpflich abgelaufen, so war dies einestheils der andalusischen Harmlosigkeit, anderntheils und vorzüglich dem Umstande zu verdanken, daß die republikanische Centralregierung in ihrer damaligen Machtlosigkeit weder einen Versuch zur Unterdrückung der communistischen Schilderhebung gewagt noch der vorhandenen republikanischen Partei, zu der jedenfalls ein bedeutender Haupttheil der besitzenden Klassen gehörte und welche allein der Commune hätte die Spitze bieten können (wie das später wirklich geschehen ist), irgendwelche Unterstützung hatte angedeihen lassen. Endlich mochte auch die Gegenwart fremder Kriegsschiffe (die freilich erst nach Malaga gekommen waren, als die dortigen Zustände gefahrdrohend für die andern Nationalitäten angehörenden Einwohner zu werden schienen) die Communisten zur Mäßigung mahnen. Immerhin war es schon schlimm genug hergegangen. Am oben genannten Tage, dem die Proclamation der Republik und die voreilige und thörichte Erklärung, daß das stehende Heer abgeschafft werden müsse, vorausgegangen war, hatten die in Malaga stehenden Truppen, welche schon seit geraumer Zeit von Emissären der Internationale bearbeitet worden sein mögen, mit dem „Volke“ fraternisirt und, nachdem sie ihre eigenen Offiziere fortgejagt, ihre Waffen an das „Volk“ ausgeliefert und sich hierauf zerstreut. Die in großen Massen in die Stadt gekommenen Arbeiter und Proletarier, auf diese Weise Herren der Situation geworden, hatten sich unter der Leitung ihrer internationalen Führer sofort des Castells Gibralfaro und der Hafenbatterien mit der gesammten Artillerie und Munition, sowie der Regierungsgebäude und Kassen bemächtigt, ohne den geringsten Widerstand zu finden, da zum Schutze des Staatseigenthums keinerlei bewaffnete Macht zugegen war und die gutgesinnten Bürger sich voll Angst in ihre Häuser zurückgezogen hatten. So kam eine befestigte Stadt von nahezu 100,000

Einwohnern ohne Schwertstreich, ohne einen Flintenschuß in die Gewalt eines Pöbelhaufens, dessen Führer sofort eine Schreckensherrschaft inaugurirten. An die Spitze der saubern Gesellschaft trat ein Triumvirat, aus drei communistisch gesinnten Spaniern bestehend, von denen Palanca, ein Advocat, zur Zeit meiner Anwesenheit als Cortesdeputirter für Malaga in Madrid, für den befähigtsten, aber auch für den gefährlichsten galt. Irre ich nicht, so war auch Edoardo Carvajal, welcher später (im Juli) mit 600 Freiwilligen von Malaga aus seine ebenso abenteuerlichen als frechen Streifzüge zur Insurgirung der andalusischen Provinzen und zur Begründung eines unabhängigen Staates Andalusien unternahm, Mitglied jener provisorischen Regierung oder Befehlshaber der von derselben organisirten Volksmiliz. Die Commune decretirte nämlich sofort allgemeine Volksbewaffnung und Errichtung eines Volksheeres aus Freiwilligen (welche ebenfalls den hochstrebenden Namen voluntarios de la libertad erhielten), außerdem Befreiung der arbeitenden Klassen von jeglicher Besteuerung, Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit auf die Hälfte der bisher üblichen Dauer unter gleichzeitiger Erhöhung des bisher üblichen Tagelohnes um das Doppelte(!) u. s. w. und nahm die Civil- und Militärverwaltung nicht allein der Stadt sondern der ganzen Provinz in die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* Taschen-Kalender für Haus- und Landwirthe auf das Jahr 1874. Herausgegeben von Dr. William Löbe, Redakteur der Illustrirten Landwirthschaftlichen Zeitung. Sechszehnter Jahrgang. Elegant und dauerhaft in Leinwand gebunden mit leinenen Seitentaschen und Goldverzierung. Obschon dieser Kalender vorzugsweise für den Landwirth — und zwar sowohl für den größeren als für den kleineren Grundbesitzer — bestimmt ist, so eignet sich derselbe aber auch in Folge seiner Gestaltung und seines Inhalts für jeden Geschäftsmann ohne alle Ausnahme, und hat sich derselbe bereits vielfach bei Beamten, Geschäftsreisenden, Kaufleuten, Handwerksmeistern 2c. eingebürgert.

(Ein scherzhafter Zwischenfall) ereignete sich in einer der letzten Sitzungen des Zuchtpolizeigerichts in Zabern. Ein Beschuldigter aus einer der Gemeinden des Kantons Schirmeck tritt vor die Schranken des Tribunals. Der Präsident, in der Meinung, der Beschuldigte rede nur französisch, fragte ihn: Vous ne parlez pas allemand? Hierauf Schweigen des Beschuldigten! Der Präsident wiederholt die Frage und nun erfolgt zur nicht geringen Erheiterung des Auditoriums die Antwort: „Nei, i red bitsch."

Haag, 28. Nov. Sämmtliche Diamantarbeiter Amsterdams haben die Arbeit eingestellt. Diese Leute, welche eigenthümlicherweise fast ausschließlich zur israelitischen Religion gehören, bilden nämlich seit einiger Zeit eine Art Innung, welche darüber wacht, daß nur unter gewissen Bedingungen der Diamantarbeit neue Kräfte zugewendet und der Lohn auf einer gewissen (seit der Entdeckung der Diamantfelder Afrika's bis zu einer fast unglaublichen Höhe gestiegenen) Norm erhalten werde. Nun scheint einer der Arbeiter letzterer Bestimmung entgegengehandelt zu haben, und es verlangten seine Cameraden in Folge dessen seine Verbannung von sämmtlichen Fabriken, wie die Collectiv-Werkstätten heißen, deren Director jedem übrigens selbstständigen Arbeiter eine, mittelst Dampf getriebene, zum Diamantschleifen erforderliche Scheibe zur Verfügung stellt. Sämmtliche Directoren widersetzten sich aber der Ausführung des betreffenden Beschlusses, worauf die Arbeiter ihre Thätigkeit einstellten. Und das Ende des Strike ist nicht abzusehen, da die während der letzten Jahre unaufhaltsam zugeflossene Arbeit dem Arbeiter zu einem seltenen Grade des Wohlstandes, manchmal selbst des Reichthums, verhalf. Beispiele von früheren Hausirern, welche sich in einigen Jahren bis zum reichen Hauseigenthümer emporschwangen, gehören keineswegs zu den Seltenheiten.

Der Granit-Sarkophag, den die Königin Victoria der Kaiserin Eugenie zur Aufnahme der Ueberreste des verstorbenen Kaisers geschenkt hat, ist von Aberdeen in Chislehurst angekommen und in der Todten-Kapelle aufgestellt worden. Der Stil dieses Gebäudes, welchem sehr viel Kunst und Sorgfalt gewidmet wurde, ist gothisch. In die Kapelle werden zwei Eingänge, ein öffentlicher von der Kirche, und ein Privateingang führen. Das ganze Werk, die farbigen Fenster mitgerechnet, wird um Weihnachten fertig sein.

Der Untergang der „Ville du Havre" bring die Zahl der seit 1840 auf dem Atlantischen Ocean unter erheblichem Verlust an Menschen verunglückten größeren Schiffe auf 14. Der „Governor Fenner" macht am 19. Februar 1841 bei Holyhead den Anfang. Mit ihm gingen 122 Menschen unter. Im August 1848 sank der „Ocean Monarch" bei Great Ormes Head mit 178 Menschen. Am Weihnachtsabend 1852 verbrannte der „St. George" auf hoher See mit 50 Menschen. Am Neujahrstage 1855 ging der „George Canning" mit 96 Personen unter. 1856 folgte der „Pacific" — der erste Dampfer, welcher den Atlantischen Ocean in weniger als zehn Tagen kreuzte — mit 186 Menschenleben. — Am 13. September 1858 verbrannte die „Austria" auf hoher See mit 421 Menschen an Bord. Im folgenden Jahre, am 21. November, sank der „Indian" unweit Neufundland mit 27 Menschen. Im Februar 1860 ging der „Hungarian" bei der neuschottischen Küste unter und mit ihm 205 Menschen. Am 27. April 1863 verunglückte der „Anglo-Saxon" bei Cape Race mit 240 Menschen. Was aus der „City of Boston" im Februar 1870 geworden ist, wissen wir heute noch nicht. Sie hatte mehrere Hunderte von Menschen an Bord, die sämmtlich verschollen sind. Im vergangenen December büßten 24 an Bord der „Germania" ihr Leben ein. Die „Northfleet" sank im vergangenen Jan. mit 350 Personen, der „Atlantic" folgte am 1. April mit 560, und nun kommt die „Ville du Havre" mit 226 dazu.

Charade.

Ein heiteres lieblich Empfinden
In süße Töne gewebt
Ist, was in meinem Ganzen
Als feuriger Pulsschlag lebt,
Doch streichst Du zwei Zeichen am Kopfe
Und drehest den Rumpf dann behend,
Im Reiche der Tonkunst erscheinet
Das edelste Instrument.

M. O.

Auflösung der Charade in Nr. 138:

Andante.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 148. Speyer, Dienstag, den 16. December 1873.

* Ehre dem Ehre vonnöthen.

Es saß der Graf bei'm Festbankette,
Die Flaschen knallten um die Wette;
„Holt mir auch", ruft er, „den Magister!
Zwar wortkarg und verschlossen ist er,
Doch schmeckt er diesen Wein, ich glaube,
Besingt er laut den Sohn der Traube."
Es stellt sich Baculus zum Feste,
Man schenkt ihm ein das Allerbeste,
Er trinkt und trinkt und sagt kein Wort.
Das wurmt den Edeln. „Allsofort",
So raunt er zu der Diener Einem,
„Gebt ihm von den geringsten Weinen!" —
Er trinkt und gleich beim ersten Trank:
„Gott sei für solche Reben Dank!
„Vorzüglich, ausgezeichnet gar;
„Solch Weinchen macht berühmt sein Jahr!"

Der Graf erstaunt: „Den lobst du hoch,
Und das verdiente der erste doch!"
„Ei Gnaden", wispert Bacul fein,
„Der gute Wein
„Hält sich von selbst schon oben —
„Jedoch der schlechte der braucht Loben!"

Claus Einsiedel.

Auf falscher Spur.

Von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Es war mittlerweile Nachmittag geworden und ich ließ den verhafteten Lambert vorführen, der ernst und düster, aber gefaßt und entschlossen vor mir erschien. „Herr Lambert", hub ich an, „ich wünsche Sie über einige Punkte zu vernehmen, welche nothwendig aufgeklärt werden müssen, da sie auf die ganze Diebstahlsgeschichte von Linsenberg ein neues Licht werfen können. Meine Fragen werden Sie vielleicht in einen gewissen Conflict mit Ihrer Discretion und mit Rücksichten auf dritte Personen bringen; allein ich gebe Ihnen zu bedenken, daß ich Sie in diesem Augenblick nicht als Angeschuldigten, sondern als Zeugen vernehmen will. Wollen sie mir daher so antworten, wie es Ihr Zeugeneid von Ihnen fordert?" — „Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Inspector!" erwiederte er bitter. „Als Zeuge müßte ich eigentlich auf freiem Fuße sein. Man hört so viel von Suggestivfragen und ähnlichen Mitteln der Criminalistik und Polizistik, daß ich es für rathsam erachte, auf meiner Hut zu sein. Ich will mich nicht in irgend welche gravirende Aussagen verlocken lassen." — „Solche haben Sie auch von mir nicht zu befürchten, vielmehr können Ihre offenen Antworten auf gewisse Fragen, die ich Ihnen stellen werde, nur dazu führen, daß ich Ihnen die Freiheit wieder geben darf. Sie haben seither mir nicht geantwortet und dadurch Ihre Sache verschlimmert, während es nur von Ihnen abhing, durch Offenheit Ihre Lage zu verbessern." — „Der Einzelne unterliegt immer der Mehrheit, und ich sehe ein Complott gegen mich angezettelt," versetzte er finster. „Ich habe nichts zu meiner Rechtfertigung, als mein gutes Gewissen und mein männliches Selbstgefühl." — „Sollten Sie es daher auch Ihren Freunden schuldig sein, durch Offenheit eine schmachvolle Verdächtigung zu entkräften und diesen Gelegenheit zu geben, für Sie offen zu wirken, wie sie es schon unter der Hand thun? Kennen Sie diese Handschrift?" fragte ich und reichte ihm das anonyme Billet von Damenhand, das ich am Morgen erhalten hatte. — „Edles Mädchen!" murmelte er und eine leichte Röthe überglühte sein Gesicht, ein Strahl von Rührung und Freude blitzte aus seinem tiefliegenden Auge. „Und Sie haben sie gesehen?" — „Nein; es würde dies gegen meine Pflicht sein, Herr Lambert; aber ich bin nun überzeugt, daß Sie mir Aufschlüsse über Manches geben können, was ich Sie zu fragen habe, und daß Ihnen diese Aufklärungen leichter werden, als jener Dame. Ich kann Ihnen sogar sagen, daß Ihr Freund, Herr Hofrath v. Barenski, auf dem Wege nach der Residenz ist, um Ihre Freilassung gegen Caution zu bewirken, und daß ohne jene furchtbare Anschuldigung des Leichenraubs, die ohnedem unerwiesen ist, noch mancher wackere Mann offen zu Ihnen halten würde!"

Lambert's Gesichtsmuskeln zuckten wieder krampfhaft, wie immer in Momenten der Erregung, aber er erwiederte mit schwachem Lächeln: „Wenn jene Verdächtigung wirklich so schwer wiegt, so kann ich sie leicht widerlegen. Ich bin in Italien geboren und erzogen, obschon Sohn eines deutschen Kaufmanns. Meine Mutter war eine Italienerin und glühende Patriotin, eine hochgebildete, etwas excentrische Frau. Durch sie war ich, ein junger Officier, in eine geheime Gesellschaft eingeführt und deren Mitglied geworden, wie damals viele kaiserliche Officiere von italienischer Nationalität. In der Schlacht von Novara sah ich einen Hauptmann fallen, welcher ein

hervorragendes Mitglied jenes geheimen Bundes war. Ich wußte, daß sich in seiner Brieftasche Papiere befanden, deren Auffindung vielleicht ein halbes Hundert Männer ins Unglück stürzen konnte. Dies zu verhüten, suchte ich seine Leiche, nahm ihm die Brieftasche ab und verbrannte jene verhängnißvollen Papiere. Als man mir es zum Vorwurf machte, die Taschen des Hauptmanns Castelli durchsucht zu haben, mußte ich verschweigen, aus welchen Motiven ich es gethan, mußte meine Entlassung nehmen, obschon man Uhr und Börse noch bei der Leiche gefunden hatte, mußte die ganze Schmach jener unverdienten Anschuldigung tragen, — mußte Jahre lang unter fremdem Namen das Brod der Verbannung essen und mich von meiner Hände Arbeit nähren. Ich rettete das Leben von Männern, die, wie Oberst Pini mir nun so lohnten!"

Es lag ein Gepräge von Wahrheit und Aufrichtigkeit in diesem demüthig-entsagenden Bekenntniß, welches mich überzeugte. Vor meinem geistigen Auge gingen lange Jahre eines einsam getragenen Fluches, einer furchtbaren prüfungsvollen Seelenpein vorüber und zeigten mir die Widerstandskraft einer stolzen Seele in dieser Ausdauer gegen eine gewaltige Sühne. „Ich glaube Ihnen", sagte ich und hatte Mühe, Herrn Lambert meine Bewegung zu verbergen. Dann hielt ich ihm aus dem Protocoll über die Aussagen der Lisette W. Dasjenige vor, was seine persönlichen Beziehungen zu Lea v. Barenski betraf, und bat ihn um Aeußerung darüber. Noch während meiner Erörterung der einzelnen Punkte ward er wieder düster und zurückhaltend und maß mich mit ernsten Blicken. — „Muß ich Ihnen hierauf antworten?" fragte er mich wiederum. — „Ich kann Sie nicht zwingen, aber Sie müssen sich selber sagen, daß Schweigen in diesem Falle beinahe schlimmer ist als Leugnen!" — „Gleichviel; so lassen Sie mich lieber schweigen und die Folgen tragen, als Dinge erzählen, die nicht mein Geheimniß allein sind," erwiederte er mit kalter Entschlossenheit. „Meine Unschuld an dem mir zur Last gelegten Diebstahl muß über kurz oder lang offenbar werden; einige Tage Gefängniß mehr oder weniger wiegen nicht schwerer, als die ganze unwürdige Verdächtigung überhaupt!" — „Aber Sie gehen vielleicht in Ihrem Edelmuth und Opfer zu weit", entgegnete ich ihm. „Sie opfern Sich vielleicht für einen Unwürdigen, Herr Lambert." — „Wie meinen Sie das?" fragte er aufblickend und fixirte mich forschend.

Ich war etwas verdutzt, denn dieser Einwurf war mir beinahe wider Willen entschlüpft und der immer bestimmter in mir hervortretende Verdacht gegen den jungen Barenski hatte mich hingerissen. „Lesen Sie dieses Actenstück!" sagte ich und reichte ihm das Urtheil hin, welches ich dem jungen Roué insinuiren sollte. Wider Willen beobachtete ich Lambert scharf, während er es las. Er erschien nicht überrascht, noch bewegt; nur ein flüchtiger Schatten, wie von einer bitteren Enttäuschung, flog über seine Züge hin. — „Ein Sohn, der der Erziehung und dem Charakter seines Vaters wenig Ehre macht!" erwiederte Lambert. „Der unglückliche Hofrath! Es wird ihm beinahe das Herz brechen — nicht des Geldes wegen, sondern um all der schönen Hoffnungen willen, die er auf diesen seinen einzigen Sohn gesetzt hat!" — „Und Sie glauben Sich selbst noch jetzt verpflichtet, den jungen Mann zu schonen?!" fragte ich vorwurfsvoll. — „Ich habe mit Franz v. Barenski nichts zu thun", erwiederte er kalt. „Nicht die Rücksicht auf ihn schließt mir den Mund, sondern mein Ehrgefühl, meine Mannespflicht der Discretion. . . ."

In diesem Augenblick trat der Gerichtsbote ein und behändigte mir eine Visitenkarte, auf welche einige Zeilen mit Bleistift geschrieben standen, deren Inhalt mich unwillkürlich tief ergriff. „Herr Lambert, ich muß Ihre Vernehmung auf einige Minuten unterbrechen, um Jemand Gehör zu schenken," sagte ich ihm möglichst ruhig. „Hölzel, führen sie Herrn Lambert einstweilen in das Parthienzimmer, bis ich klingle!" Ich ließ beide durch ein Seitenzimmer abtreten, öffnete dann selbst die Thüre zum Vorzimmer und winkte einer tiefverschleierten Dame, bei mir einzutreten. Die Dame war so gewaltig bewegt, daß sie in den Stuhl sank, den ich ihr anbot, und mit einer halben Ohnmacht kämpfte. Es war mir bei ihrem Anblick, als müßte ich das laute heftige Pochen ihres Herzens hören. „Bitte, fassen Sie sich, mein gnädiges Fräulein! Ich begreife vollkommen, wie viel Ihr Gang Sie kostet, den ich Ihnen gern erspart hätte, wenn es in meiner Befugniß läge," hub ich dann sanft und freundlich an. Die Dame schlug den Schleier zurück und erhob langsam das Haupt. Lea's große braune, beredte Augen voll Thränen schauten mich mit einem unsäglich rührenden Blicke an. „Ich danke Ihnen und will Ihnen glauben," flüsterte sie, nach Fassung ringend. „Doch würden Sie mir, da Sie wohl in mir die Schreiberin des Billets erriethen, einige Stunden Folterqual vergeblichen Harrens, namenloser vager Befürchtungen durch eine einzige Zeile der Nachricht, daß Sie nicht kommen dürfen, erspart haben. Ich wäre dann hier erschienen, wie jetzt! doch Vergebung! ich wollte Ihnen keinen Vorwurf machen. . . . Du lieber Himmel, womit soll ich nur beginnen? Ich wollte Sie sprechen wegen . . . wegen eines unschuldig Angeklagten, eines Mannes voll Edelmuth und Seelengröße . . . da wird, auf dem Wege hierher, mein Bruder Franz an meiner Seite verhaftet, auf Ihren Befehl. . . ."

„Mit nichten, mein Fräulein! nicht verhaftet," fiel ich ihr lebhaft in die Rede. „Herr Franz v. Barenski soll nur vorgeführt werden, um ihm eine gerichtliche Insinuation zu machen. Aber wo ist er?" — „Franz bat mich, vorauszugehen zu Ihnen, wo er mich treffen wolle," erwiederte Fräulein Lea. „Er wollte nur seinen Paletot holen, den er bei einem Freunde liegen gelassen. Aber der Polizist folgte ihm auf Tritt und Schritt. . . . Oh, bitte, bitte, sagen Sie mir, was steht meinem Bruder bevor? Seien Sie barmherzig! Nehmen Sie mir diese peinvolle Angst von der Seele! — Was es auch immer sei, die volle Wahrheit wird mein Gemüth leichter ertragen, als diese zerfleischende vage Unruhe!" (Forts. f.)

Malaga unter der Herrschaft der Commune.

Von Professor Dr. **Moritz Willkomm.**

(Fortsetzung.)

Die von der republikanischen Regierung eingesetzten Behörden (der Civilgouverneur, der Alcalde mayor, welcher später vor dem Ausbruch des Kampfes zwischen den Communisten und Republikanern von ersteren ermordet worden ist u. a. m.) fuhren zwar fort zu functioniren, aber, da ihnen jede Macht gebrach, nur unter der Aegide der Commune. Diese erhob in bisher üblicher Weise die Zölle und trieb in Stadt und Land die Steuern von den besitzenden Klassen ein, lieferte aber natürlich nicht einen Centimo an die madrider Regierung ab, sondern behielt alles Geld für sich. Bald reichte dieses nicht mehr hin zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Kosteten doch die Voluntarios allein täglich Tausende von Pesatas. Da schritt das Triumvirat zu einer Zwangsanleihe bei der Einwohnerschaft von Malaga, welche es in ebenso einfacher als drastischer Weise in Scene setzte. Eines Morgens war die ganze Stadt von den Söldnern der Commune und von bewaffneten Arbeitern cernirt, welche keinen Menschen herausließen, selbst nicht Aerzte, die zu Kranken in die Umgegend gerufen worden waren. Ebenso wenig durfte jenen ganzen Tag lang ein Eisenbahnzug, eine Post, eine Diligence die Stadt, oder irgend ein Schiff den Hafen verlassen (es war dies vor der Ankunft der Kriegsschiffe gewesen). Hierauf wurden die spanischen Capitalisten, unter denen es in Malaga mehrere Millionäre gibt, — an die deutschen Großhändler, in deren Händen der größte Theil des Exportsgeschäfts sich befindet, die aber sämmtlich deutsche Unterthanen geblieben sind, sowie an andere fremde Capitalisten hatte sich die Commune doch nicht gewagt — zu einer „Berathung" in das Duanagebäude beschieden, beziehentlich durch Bewaffnete unter Androhung von Mord und Plünderung gewaltsam dahingeschleppt, dort in einen Saal eingesperrt und bedeutet, daß sie nicht eher wieder hinaus gelassen werden würden, als bis sie die angeblich zum Ankauf von Waffen geforderte Summe zu zahlen sich anheischig gemacht hätten. Nach mehrstündigem Sträuben und Protestiren hatten die Eingesperrten, denen von dem bewaffneten Pöbel, welcher alle Zugänge des Saales und des Duanagebäudes besetzt und dieses selbst cernirt hielt, nicht einmal gestattet worden war, zur Verrichtung einer Nothdurft den Saal verlassen zu dürfen, dem Verlangen der „Regierung" zu willfahren sich verpflichtet. Die geforderte Summe war eine mäßige, nur 14,000 Dollars oder spanische Thaler, in der That eine Kleinigkeit für die reichen Capitalisten Malaga's; aber lag nicht die Vermuthung nahe, daß die Commune das einmal gelungene Experiment demnächst in vergrößertem Maßstabe wiederholen und mit einer viel unverschämteren Erpressung hervortreten würde, die natürlich ebenfalls hätte gezahlt werden müssen? — Weit schlimmer jedoch, als diese und jede Zwangsanleihe war die unsinnige Herabsetzung der Arbeitszeit und die Verdoppelung des Tagelohnes, denn diese Maßregel lastete gleich schwer auf allen Arbeitgebern und wirkte lähmend auf den Betrieb der Fabriken, auf Handel und Ackerbau, wie auf jegliches Gewerbe. Um 4 Uhr Nachmittags stellten alle Arbeiter ihre Arbeit ein und gingen ihrer Wege. Deshalb war ich bei meinem Ausfluge nach Torremolinos so vielen Arbeitern auf der Straße begegnet und hatte keinen einzigen auf den Feldern und sonst wo gesehen. Am Morgen gingen sie um 8 Uhr (statt wie früher um 6) an die Arbeit, mußten aber nicht allein ½ Stunde Zeit zum Frühstück (um 10 Uhr) und eine Stunde zum Mittagessen (um 2 Uhr), sondern auch noch zwei „Cigarren", d. h. Zeit, um zwei Cigaretten während der Arbeit zu rauchen, also noch ½ Stunde, bekommen, so daß sie in Wirklichkeit nur 6 Stunden (statt wie früher 12) an der Arbeit waren. Die Fabrikbesitzer, Großhändler, Weinbergseigenthümer und andere Gewerbtreibende, welche viele Arbeiter brauchten, waren zur Zeit meines Aufenthaltes bereits in der größten Verlegenheit, wie sie ihre Geschäfte fortführen sollten. Die Arbeiter zu entlassen war unthunlich und höchst gefährlich, denn andere waren nicht zu erlangen, ja bei etwaiger Engagirung fremder importirter Arbeiter war der sofortige Ausbruch eines Kampfes, sowie Brandlegung und Plünderung zu gewärtigen. Bereits fürchtete man die Traubenernte, welche dieses Jahr überaus reichlich auszufallen versprach, sowie die Wein- und Rosinenbereitung gar nicht zur Ausführung bringen zu können; schon blieben viele Weizenfelder aus Mangel an Arbeitern ungeerntet, andere nach erfolgter Ernte unbestellt; bald mußten alle Fabriken ihren Betrieb einstellen, da dessen Kosten in gar keinem Verhältniß zu dem Ertrage standen und dann, wo einige Tausende von Arbeitern brodlos wurden, mußte es zum Aeußersten kommen. Zugleich wirkte das viele Geld, welches die Arbeiter täglich oder wöchentlich erhielten, die sich persönlich dabei natürlich äußerst behaglich befanden, im hohen Grade demoralisirend auf dieselben ein. Denn anstatt den ungewohnten Ueberschuß ihren Familien zu geben, verpraßten sie denselben in wüsten Bacchanalien bei Trunk und Spiel in den zahlreichen Kneipen und Lasterhöhlen der Stadt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

⚘ Aus der Südpfalz, 9. Dec. (Ueber Kaninchenzucht.) In neuerer Zeit wird der Kaninchenzucht immer mehr das Wort geredet und zu diesem Zwecke insbesondere das sogenannte französische Kaninchen (Lapin) empfohlen. Wie seinerzeit französische Kriegsgefangene die Zucht des Kaninchens in England gesehen und sie nach Frankreich verpflanzten, so scheint dieselbe auch auf gleiche Weise durch deutsche Soldaten, die den letzten Krieg mitmachten, in Deutschland Eingang und Verbreitung zu finden. In Frankreich werden hauptsächlich zwei Racen gezüchtet: lapin belier und

lapin garrenne. Herr Districtsthierarzt Carl Bauwerker in Alsenz, welcher mit Vorliebe das französische Kaninchen züchtet, empfiehlt die letztgenannte Race ihres schmackhafteren Fleisches und ihrer größeren Fruchtbarkeit wegen besonders zur Zucht. Das Garenne-Kaninchen ist wildhasengrau mit weißgrauer Färbung am Bauch und mitunter weißen Abzeichen am Kopf und am Hals, hat auffallend lange und breite stehende Ohren (Löffel), kurze und schmale Vorder- und längere kräftigere Hintergliedmaßen (Läufe) mit stark entwickelten zum Graben geeigneten Klauen. Es wird ausgewachsen 10 bis 12 Pfd. schwer und darüber, ist sehr fruchtbar, nicht wählerisch im Futter und liefert nach dem Urtheil Aller, die schon davon gegessen, ein sehr schmackhaftes Fleisch — für unsere Soldaten im letzten Kriege wahre Leckerbissen. —

Ueber den rationellen Betrieb der Zucht schreibt nun Hr. C. Bauwerker in den landwirthschaftl. Blättern, Nr. 22 l. J. wie folgt:

Erste Bedingung ist, daß die zuchtfähigen Thiere nach Geschlechtern getrennt gehalten werden und daß sie nicht frei in den Ställen herum laufen wie unsere gewöhnlichen Stallhasen. Da sie nämlich sehr zahm sind, werden sie von den größeren Hausthieren todt getreten und es ließe sich die Zucht auch nicht gehörig überwachen. Sie würden den Stall unterwühlen, Hunde und Katzen würden sich die alten, Wiesel und Ratten die jungen Hasen schmecken lassen und die Zucht würde ohne Erfolg sein. Sie werden deßhalb am besten in eigenen Ställchen gehalten, in denen sich die Zucht wohl überwachen und der nöthige Schutz vor ihren Feinden bieten läßt. Um solche Ställchen billig herzustellen, verwendet man am besten große Packkisten, wie man sie bei jedem Kaufmann trifft, von ungefähr 1 □ Meter Bodenfläche; die Vorderseite wird durch eine von Drahtgeflecht hergestellte Thür verschlossen. Der Boden wird entweder mit leichtem Zinkblech ausgelegt oder mit einer Cementdecke versehen, um die Bretter vor der Einwirkung des sehr scharfen Urins zu schützen. Die Kästen werden etwas erhöht vom Boden und so geneigt nach vorne gestellt, daß der Harn ablaufen kann; bringt man an der tiefsten Stelle Rinnen oder Abzugsröhren an, so kann man den Urin auffassen und es wird alle unangenehme Unreinlichkeit vermieden. In dem großen Kasten wird noch ein kleinerer aufgestellt, der eine Länge von ca. 40, eine Höhe und Breite von ca. 24—30 Centimeter und ein Schlupfloch von solcher Größe hat, daß die trächtige Häsin bequem aus- und einschlüpfen kann; der Deckel des kleinen Kästchens wird zum Auf- und Zuklappen eingerichtet, damit man jederzeit nach den Jungen sehen kann. — In diesem Kasten setzt die Häsin 30 Tage nach der Begattung ihre Jungen ab, nachdem sie ihnen aus Stroh oder sonstigem Material ein Nest bereitet und mit Haaren ausgefüttert hat, die sie sich an der Brust und an dem Bauch selbst ausrupft. — Die Jungen kommen nackt und blind zur Welt, werden von der Mutter blos zur Nachtzeit gesäugt und sollen in den ersten 8—10 Tagen nicht berührt werden, da manche Häsinen ihre Jungen sonst verlassen. Die meisten derselben stopfen übrigens den Setzkasten und das Schlupfloch bei Tage fast vollständig mit Stroh rc. zu. — Hat die Häsin ihre Jungen 3—4 Wochen gesäugt, während welcher Zeit sie sehr gut gefüttert werden muß, so läßt man sie wieder 1 oder 2 Tage zum Männchen, nicht aber umgekehrt das Männchen zur Häsin, da viele Männchen die Jungen verfolgen und tödten. Das Männchen bekommt während der Paarzeit etwas Hafer. Fressen die Jungen allein, so werden sie — getrennt von der Mutter — in einem gemeinschaftlichen Raum (ich benütze dazu einen Schweinstall) gehalten und, 3—4 Monate alt, nach Geschlechtern getrennt. Unbedingt nothwendig ist eine öftere Reinigung der Ställchen; den Thieren ist die größte Reinlichkeit Bedürfniß, was sie schon dadurch beweisen, daß sie sich, selbst wenn ihrer mehrere beisammen sind, ein eigenes Plätzchen halten, an dem sie Koth und Urin absetzen. — Frisches Wasser bedürfen die Kaninchen im Sommer bei großer Hitze und im Winter bei der Trockenfütterung. — Im Winter ruht die Zucht. Die zum Schlachten bestimmten Thiere werden einige Zeit vorher in einen kleineren Kasten, in dem sie weniger Bewegung haben, gesetzt und gemästet. Die Männchen werden vorher castrirt. Das Fleisch soll einen angenehmeren Beigeschmack bekommen, wenn man dem Futter während der Mast Wachholderbeeren, wilden Quendel, Thymian und sonstige aromatische Kräuter zusetzt. Bezüglich der Frage, ob man die Thiere während des Winters im Freien halte, weise ich auf das Beispiel Frankreichs hin, wo sie fast überall im Freien gehalten werden. Allerdings ist dort das Klima größtentheils milder wie bei uns, allein da die Kaninchen sich erfahrungsgemäß leicht in alle neuen Verhältnisse finden, so ist anzunehmen, daß sie auch bei uns im Freien überwintern, wenn man ihnen nur reichlich Stroh zur Streu gibt und sie vor Nässe und scharfem Nord- und Ostwind schützt. Kann man ihnen einen Platz im Stalle, in der Scheune, in einer gedeckten Halle, (Schoppen) oder auf einem Gang anweisen, so ist es um so besser.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Zucht des französischen Kaninchens Jedermann zu empfehlen ist, der mit billigem, mitunter sogar unbenützt verloren gehendem Futter und etwas Lust und Liebe zur Sache sich wohlfeiles Fleisch verschaffen will. Sie verdient deßhalb auch bei uns die weiteste Verbreitung.

Freiburg, 1. Dec. „Nebenverdienst“ heißt die Ueberschrift eines neuerdings durch die Blätter laufenden Inserats der „Deutschen Universal-Agentur in Heidelberg“. Diese Firma ist vielversprechend, wenn uns auch ein Personen-Name dabei lieber wäre und es soll auch gar nicht in Abrede gestellt werden, daß das betr. Inserat einen Nebenverdienst eben dieser „Deutschen Universal-Agentur“ bildet. Anders verhält sich die Sache für diejenigen, welche besagten „Nebenverdienst“ suchen. Sie erhalten nach einiger Zeit unter Nachnahme von baaren 1 fl. 24 kr., Porto extra, einige Nummern einer sogenannten „Kleinen Gartenlaube“ (wie niedlich!), gedruckt bei Adolph Emmerling in Heidelberg, und die Nachnahme bildet eben das Aequivalent für dieses Blättchen. Gratis beigelegt ist ein Circular mit der Angabe, wie man als „Geheimer Agent“, sei es für Abonnements auf das Blättchen, sei es für Stellen rc. Provision von der Universal-Agentur bekommen kann. Schreiber dieses will Niemanden beirren, aber er macht sich ein „Nebenverdienst“ daraus, das Geheimniß zu enthüllen. (Bad. B.)

Räthsel.

Sie haben mir Ihr Wort gegeben;
Wie glücklich macht mich Ihre Hand!
Und treue Liebe für dies Leben
Gelob' ich bis zum Grabesrand,

„Sie irren sich — es ist verzeihlich —
Ich reicht' zum Kusse nur die Hand;
Daß ich Sie achte, sagt' ich freilich,
Von Liebe hab' ich nichts bekannt.

Und hätte ich's gethan, so wäre
Es nur das Wort im schlechtern Sinn;
Denn glauben Sie — ich sag's auf Ehre —
Daß längst ich es im bessern bin.“ —

Auflösung des Räthsels in No. 140:

Strauß.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 149. Speyer, Donnerstag, den 18. December 1873.

Auf falscher Spur.

Von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mit einigen erklärenden und entschuldigenden Worten reichte ich Fräulein v. Barenski das Actenstück, dessen Inhalt ich ihrem Bruder zu eröffnen hatte. Sie brach nach dem Lesen in lautes Weinen aus und schlug die Hände vor die Augen. Ich ließ sie ruhig gewähren bis sie sich gefaßt hatte. „Und darf ich mir die Frage erlauben, welche Folgen dieses Erkenntniß für meinen Bruder haben wird?“ hub sie nach einer Weile mit mühsam errungener Fassung an. „Sie werden ihn verhaften lassen, nicht wahr?“ — „Nur in dem Falle, wenn die Wechselgläubiger bei den diesseitigen Gerichten auf Grund jenes Erkenntnisses die Verhängung von Schuldhaft beantragen, bis sie befriedigt sind. Diese Verhängung gehört jedoch nicht in mein Ressort.“ — Dieser Bescheid schien die junge Dame einigermaßen aufzurichten. „Es ist also nur eine Geldfrage?“ forschte sie. — „Zunächst und in der Hauptsache — ja!“ — „Nun denn,“ fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, der ihr Herz zu erleichtern schien, — „so lassen Sie uns von der andern Person reden, um deren willen ich an Sie schrieb, und denken Sie nicht gering von mir, wenn das Schicksal meines... meines unglücklichen verblendeten Bruders scheinbar einen Moment zwischen Herrn Lambert und mich trat.... Die beunruhigendsten, widersprechendsten Gerüchte über den Grund seiner Verhaftung, über sein Gebahren gegenüber der Untersuchung schwirren durch die Stadt. Oh, um's Himmels willen, mein Herr, geben Sie mir Gelegenheit, etwas für den armen, unschuldig verfolgten Mann zu thun. Zwar ist mein Vater...“

„Nach der Residenz gereist, ich weiß es, mein gnädiges Fräulein! Aber das wird wenig helfen! Herr Lambert Wienert ist wohl unschuldig an dem gemeinen Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt — nämlich in jener Octobernacht einen Einbruch und Gelddiebstahl in Linsenberg begangen zu haben — aber der Umstand, daß er am Vorabend jenes Diebstahls, angeblich um die Stunde der Dämmerung, in der Nähe des Parkthores im Zwiegespräch mit einer — Dame gesehen worden, daß er notorisch in Begleitung der Lisette W. nach 8 Uhr Abends in Linsenberg war und sowohl hierüber, wie über seinen Verbleib in den nächsten Stunden jener verhängnißvollen Nacht jede Auskunft verweigert, setzt ihn wenigstens einigem Verdacht aus...“

„Halten Sie ein — Niemand begreift besser als ich das Opfer, welches Hr. Lambert durch sein Schweigen bringen will, allein ich kann und darf es nicht annehmen, denn es ist zu groß!“ rief Fräulein Lea lebhaft, der schon während meiner Erläuterung eine Gluthwelle um die andere über das Antlitz geflogen war. „So wissen Sie denn, daß Herr Lambert an jenem Abend mit mir verkehrte, daß er mein Geld und meine Juwelen erhielt, um meinen Bruder Franz aus einer Verlegenheit zu reißen, die... die er meinem Vater nicht gestehen durfte! Erfahren Sie, daß Herr Lambert in jener Nacht einen Marsch von mehr als zwei Meilen machte, um meine Juwelen bei einem israelitischen Geldwechsler in Wehrau zu verpfänden, um mir gefällig zu sein und meinem Bruder zu helfen... Franz wird es Ihnen bestätigen, sobald er hier erscheint — er muß sich demüthigen, muß alle Folgen seiner Unbesonnenheit auf sich nehmen, um einen der edelsten, treuesten, besten Menschen von dem unwürdigsten Verdacht zu entlasten! Ich werde Ihnen morgen die Beweise beibringen: Lambert's Briefe über diese Sache, den Legeschein des Geldwechslers, den Postschein für die abgeschickte Geldsumme.... Oh, meine unselige Selbstsucht, die mich veranlaßte, ihn solchen Gefahren, solchen Beschimpfungen preiszugeben!... Lassen sie mich sehen, ob Franz noch nicht gekommen ist...“ — „Bitte, mein Fräulein, ich bedarf des Zeugniß Ihres Bruders nicht“, erwiederte ich. „Es gibt ein einfacheres Mittel, die Wahrheit zu ermitteln — ersuchen Sie Herrn Lambert selbst, ja befehlen Sie ihm nöthigenfalls, Das auszusagen, was Sie so eben deponirt haben, und Herr Lambert ist entlastet, denn er vermag ein Alibi nachzuweisen!“ — „Darf ich ihn also sprechen?“ rief sie, von freudiger Ueberraschung beinahe übermannt. „Noch in dieser Minute und hier, wenn es Ihnen beliebt,“ sagte ich und zog an der Klingelschnur.

Wenige Sekunden später trat Lambert ein. Ich hatte meine Gaslampe angezündet und der volle Schein derselben fiel auf Lea, die bei seinem Anblick aufsprang und ihm um den Hals fallen wollte. Einen Moment lang kämpfte Lambert mit seinem Gefühl, dann erfaßte er sanft Lea's beide Hände und flüsterte: „Nicht

also, mein Fräulein! Sie vergessen, daß Sie einen Gefangenen, Angeschuldigten vor sich haben!...“— „Nein, einen Helden, einen Märtyrer!“ rief sie und sank vor ihm in die Kniee. „Lambert, Verzeihung, Gnade! Ich bin es, die Sie in diese furchtbare Lage gebracht hat! Nur um meinetwillen trugen Sie diese Schmach stillschweigend! Das ist zu viel, das drückt mich zu Boden! Oh, reden Sie offen! erzählen Sie Alles, wie ich es bereits gethan habe, wenn sie nicht wollen, daß ich lebenslang unglücklich sei. Oh Lambert, geliebter Freund! ich beschwöre Sie, brechen Sie mir nicht das Herz!“

Lambert hob sie sanft auf und blickte ihr mit unsäglicher Innigkeit ins Gesicht, allzu bewegt, um Worte zu finden. Ich winkte dem ganz verdutzt darein schauenden Gerichtsboten Hölzel, und wir Beide verließen das Zimmer, denn ich fühlte deutlich, daß diese beiden Menschen in einem solchen Augenblick allein sein mußten. — Als ich nach einer Viertelstunde etwa eintrat, hing Lea noch am Halse ihres Freundes, der sie sanft löste und in den Stuhl drückte. Auf meine Frage, ob Lambert nun zur Fortsetzung seiner Vernehmung bereit sei, nickte er bejahend, und ich bat Fräulein v. Barenski, einstweilen ins Parthienzimmer zu treten, bis ich ihrer bedürfe, um ihre gemachten Aussagen zu unterzeichnen. Lambert gab nun in bündiger Weise Auskunft über alle diejenigen Punkte, welche er seither zu erörtern verweigert hatte. Lea hatte von ihrem Bruder einen Brief erhalten, daß er in K. in Wechselhaft sei und noch wegen einer andern dringenden Forderung verfolgt zu werden fürchte; Franz hatte die Schwester beschworen, ihm zu helfen, den Vater milde zu stimmen. Da aber Herr v. Barenski den jungen Verschwender in den jüngst vergangenen Monaten mehrmals mit bedeutenden Summen losgeeist hatte, so war er unerbittlich gewesen. In Verzweiflung über das Schicksal, das Franz bedrohte, hatte Lea Herrn Lambert, welcher schon im Sommer sich als Bevollmächtigter ihres Vaters um die Schlichtung von Franz's Verlegenheiten verdient gemacht hatte, ins Vertrauen gezogen. In ihrem Auftrag war er nach K. gegangen, hatte Franz im Schuldarrest besucht und mit dem andern Gläubiger ververhandelt und einen Aufschub nachgesucht und erhalten, war dann nach Neuheim zurückgekehrt und hatte, theils aus eigenen Mitteln, theils mit den Ersparnissen Lea's und dem Ertrage von dem verpfändeten Schmuck ihrer Mutter, der nun ihr Eigenthum war, die Summe zusammengebracht, welche den andern Gläubiger befriedigte. Die ganze Darstellung harmonirte mit der Eröffnung, welche Lea mir gemacht hatte, und die Zeugnisse der übrigen Betheiligten, auf welche er sich berief, mußten — die Erweisbarkeit der Wahrheit vorausgesetzt — Lambert von jedem Verdacht an der Urheberschaft oder Mitschuld des Diebstahls entlasten. Noch während der Vernehmung Lambert's sandte mir Fräulein v. Barenski eine Karte herein, worauf sie mir mittheilte, sie sei schnell nach Linsenberg hinausgefahren, um die Documente zu holen, von welchen sie mir gesprochen.

Als ich mit Lamberts Vernehmung zu Ende war, kam der Geldwechsler Aaron Fischbein aus Wehrau, um sich wegen der gegen Lambert vorliegenden Anschuldigungen zu erkundigen. Er hatte gerüchtweise von dessen Verhaftung gehört, und hatte bange, daß er unrechtmäßig erworbenes Eigenthum Lambert's als Depositum angenommen. Ich beruhigte den ängstlichen und vorsichtigen Mann, erfuhr aber von ihm und nahm zu Protocoll, daß Lambert Abends nach 11 Uhr zu ihm gekommen und bis Morgens 2 Uhr bei ihm geblieben sei, bis die Nacht-Postkutsche nach Neuheim abgegangen war. Auch daß er das Geld an die angegebene Adresse in K. zur Post gegeben habe, wie es Lambert befohlen, ging aus seinen Aussagen hervor. — Als er mich verließ, erschienen die von mir vorgeladenen Herren Pini und Galyani, denen ich nun aus dem Protocoll vorlas, was Lambert bezüglich des angeblichen Leichenraubs deponirt hatte. Als Oberst Pini den Namen jenes Geheimbundes, der Fratelli azzurri, des Hauptmanns Castelli und die näheren Umstände hörte, ward er sehr betreten und nahm nicht nur freiwillig seine Aussagen gegen Lambert Wienert zurück, sondern bestand darauf, demselben eine mündliche Ehrenerklärung zu geben und ihn für einen braven Kerl zu erklären. Da ich aber glaubte, daß hiemit dem Herrn Lambert in seiner dermaligen Stimmung kein Gefallen geschehen würde, so gab ich Herrn v. Galyani einen Wink, daß es vielleicht eine bessere Manier der Ehrenerklärung wäre, wenn er Herrn Lambert losbürgte, wozu er sich auch bereitwillig verstand. Ich ließ ihn das betreffende Cautionsinstrument unterzeichnen und nahm es zu mir. Als hierauf mein Protocoll über die Aussagen des Fräulein v. Barenski fertig und von dieser unterschrieben war, brachte ich sämmtliche Acten sammt den von Fräulein Lea beigebrachten Belegen meinem Chef, welcher darauf hin Herrn Lambert aus der Untersuchungshaft entließ.

In den nächsten Tagen nahm die Untersuchung des Einbruchs und Gelddiebstahls zu Linsenberg eine Wendung, welche genugsam darthat, daß wir seither auf falscher Spur gesucht hatten. Valère Rösching war auf der Reise nach London in Brüssel verhaftet und an unsere Behörde zurückgeliefert worden. Franz v. Barenski war an dem Abend, wo ihn einer meiner Polizeiagenten hätte mir vorführen sollen, auf eine schlaue Weise in der Wohnung eines ihm befreundeten Offiziers entwischt und seither verschwunden. Der Verhaftete Rösching wurde bald überwiesen, daß er in jener Octobernacht im Auftrag seines Herrn und im Complott mit demselben den Schreibtisch und die Cassette des alten Herrn v. Barenski erbrochen, und gestand, daß er von dem gestohlenen Gelde etwa 1200 Thaler bekommen hatte. Außerdem aber fand sich bei ihm ein kleiner Koffer, welcher Eigenthum seines Herrn war und in welchem sich außer verschiedenen Kleidungsstücken des jungen Herrn v. Barenski noch folgende Dinge fanden: die Enveloppe eines Geldbriefes über 50 Thaler mit der Adresse an den Maler Lambert in Neuheim, die goldene Fassung

eines alterthümlichen Brillantrings nebst einigen ausgebrochenen Steinen, sodann einige andere Juwelen, welche Frau Steinhauser als die ihr vor Jahr und Tag gestohlenen Werthobjecte erkannte; ferner einige Orden und Juwelen, die offenbar nicht auf rechtmäßige Weise in Franz's Besitz gekommen waren. Franz war also ein Dieb und eine Criminaluntersuchung mußte gegen ihn eingeleitet, ein Steckbrief erlassen werden. Aus verschiedenen Erhebungen über seine Vergangenheit ging hervor, daß er schon in jüngeren Jahren in Pensionaten 2c. sich am Eigenthum seiner Mitschüler vergangen hatte, daß der Wechsel, welchen Lambert im Auftrage Lea's gedeckt hatte, gefälscht gewesen war, und daß Lea das Verbrechen ihres Bruders, das er ihr gestanden, auch darum zu verdecken gesucht hatte, weil es dem Vater das Herz gebrochen und ihn bei seinem strengen Rechtsgefühl bewogen haben würde, den Sohn zu verstoßen und zu verfluchen. Rösching gestand sein Verbrechen ein, sowie daß er aus Furcht vor Entdeckung über London nach Amerika habe entkommen wollen; er verbüßte seine Strafe im Correctionshause. Franz blieb verschollen. Sein Vater, ein gebrochener Mann, verließ mit Lea und Lambert nun Neuheim und das Landgut Linsenberg ward verkauft. Etwa zwei Jahre später erhielt ich ein schwarz geränderte s gedrucktes Circular aus Paris, worin der Maler Lambert Wienert und seine Frau Lea ihren Freunden und Bekannten nach der üblichen französischen Sitte den Tod des kaiserl. russischen Hofraths Dr. v. Barenski anzeigten. Da dieses Circular von dem Sohne Franz nicht mitunterzeichnet war, so glaubte ich mich zu dem Schlusse berechtigt, daß der ungerathene Sohn, vom Vater verläugnet und verstoßen, auf den stürmischen Wogen des Lebens Schiffbruch gelitten habe, da er ohne Zweifel nicht mehr die sittliche Kraft zur Besserung besessen hatte. So gönnte ich dem vielgeprüften Lambert sein spätes Glück und gelobte mir, künftig vorurtheilslos und umsichtig genug zu sein, um nicht mehr „auf falscher Spur" zu suchen.

Malaga unter der Herrschaft der Commune.

Von Professor Dr. **Moritz Willkomm.**

(Schluß.)

Nicht minder demoralisirend wirkten auf das Proletariat die Volksversammlungen, wo von Emissären der Internationale den leichtgläubigen, unwissenden und leidenschaftlichen Massen die unsinnigsten Versprechungen und Hoffnungen geweckt und die Umsturzlehren des Communismus eingeprägt, unter andern der krasseste Atheismus und die cynischste Unsittlichkeit gepredigt worden sein mag. Infolge dessen standen die Kirchen leer und wagten sich die Priester, gegen welche der Pöbel ganz besonders erbittert war, im Ornat nicht auf die Gassen (ebensowenig die Offiziere des spanischen Kriegsschiffes in Uniform ans Land.) Ja die Kirchen waren schon wiederholt zu Schauplätzen tempelschänderischer Handlungen geworden. So hatte z. B. an mehreren Festtagen der eingedrungene Pöbel den Gottesdienst gewaltsam absichtlich gestört, die Priester verhöhnt und den Heiligenstatuen phrygische Mützen aufgesetzt *).

Daß diese tolle Communistenwirthschaft entweder zu Plünderung, Brandlegung und Demolirung, welche den reichen spanischen Capitalisten schon angedroht worden war, zum Ruin des Handels, Ackerbaues, der Industrie und Gewerbe und zur Zerrüttung aller bestehenden Verhältnisse oder zu einem blutigen Ende nach verzweifeltem Kampfe führen müsse: das sah jeder Verständige ein, und deshalb zitterten die besitzenden und dabei fast wehrlosen Klassen vor der Zukunft. Es lag über der blühenden, reichen, sonst so lebenslustigen und harmlosen Stadt trotz der heitern Junisonne eine beängstigende Schwüle, die bei den spanischen, nicht zu den Anhängern der Commune gehörenden Einwohnern keine rechte Heiterkeit und Unbefangenheit im Verkehr aufkommen ließ. Jeden Tag fürchtete man neue Gewaltmaßregeln. Während ich eines Tages bei meinem alten Freunde, dem Apotheker Prolongo war, trat ein Mann in die Offizin und überreichte demselben einen Zettel. Mein Freund entschuldigte sich sehr höflich, daß er wegen fortgesetzter Kränklichkeit dem an ihn gestellten Verlangen nicht Folge geben könne, worauf sich der Eingetretene mit kurzem kaltem Gruß wieder entfernte. Es war ein Abgesandter des Triumvirats gewesen, welches Prolongo — bereits zum dritten Male — aufgefordert hatte, irgend ein Ehrenamt, ich weiß nicht mehr was für eines, zu übernehmen. Bei der stadtkundigen Kränklichkeit meines Freundes hatte derselbe keine Gewaltmaßregel zu befürchten; aber andere, welche sich gegen dergleichen Ansinnen ebenfalls gesträubt hatten, waren schließlich durch Bewaffnete fortgeschleppt und zur Uebernahme des ihnen zugedachten Amtes gezwungen oder ihnen ein Strick mit dem Bemerken zugeschickt worden, daß, wenn sie nun sich nicht der Regierung zur Verfügung stellten, sie in ihrem eigenen Hause aufgehängt werden würden. Unter solchen Verhältnissen war ich, obwohl bisher keinem Fremden ein Haar gekrümmt worden, und so wohl ich mich in der schönen Stadt im Kreise alter und neuer Freunde und Bekannten fühlte, doch recht froh, als ich am vierten Tage nach meiner Ankunft den Staub von den Füßen schütteln und an Bord eines Dampfers gehen konnte, welcher nach Marseille fuhr. Welche Furcht die spanischen Capitalisten in Cadiz und Ma-

*) Schlimmer ist es in Cadiz und Barcelona zugegangen. In ersterer Stadt haben die Communisten die Kirchen geplündert, unter anderm die Kostbarkeiten der Kathedrale geraubt und verkauft. In Barcelona, wo sie zwar nicht zur Herrschaft gelangt sind, aber doch eine sehr mächtige Partei bildeten, weil sie sich auf die Fabrikarbeiter stützten, deren es dort wohl an 20,000 gibt, hatten sie sich dreier Kirchen bemächtigt und dieselben in Club- und Wachtlokale umgewandelt. Am Frohnleichnamstage, an welchem ich mich auf der Rückreise dort befand, veranstaltete diese jeder Scham bare Partei zur offenbaren Verhöhnung des Cultus und der Religion in jenen drei Kirchen, wo sie den Heiligenstatuen und selbst dem gekreuzigten Christus die phrygische Mütze auf das Haupt gesetzt hatten, öffentliche Bälle der gemeinsten und schmutzigsten Art! Erinnern diese Vorgänge nicht an die Zeiten der ersten französischen Revolution vor dem Beginn der Schreckensherrschaft?

laga vor den Plünderungsgelüsten der Communisten hatten, bewies die Thatsache, daß dieser Dampfer, wie mir sein Capitän unterwegs mittheilte, über 2 Millionen Dollars in spanischem Gold Privateigenthum an Bord hatte, welche in die Bank von Marseille gebracht werden sollten. Das wäre ein Fang für die Communisten gewesen, aber sie besaßen damals noch keine Kriegsschiffe.

Der Dampfer legte unterwegs in Almeria, Cartagena, Alicante, Valencia und Barcelona an, wo ich überall ans Land ging. So sah ich auch das stark befestigte, damals noch der republikanischen Regierung ergebene Cartagena und alle jene dort vor Anker liegenden Kriegsschiffe, welche später den Insurgenten in die Hände fielen. Damals hätte ich wahrlich nicht geglaubt, daß Cartagena mit seinem starkbefestigten Arsenal, seinen vollständig ausgerüsteten Kriegsschiffen und seinen 13 mit den besten Geschützen armirten, Stadt, Hafen und Umgegend beherrschenden Forts wenige Wochen später den Communisten ebenfalls in die Hände fallen würde, in deren Gewalt sich dieser Platz noch gegenwärtig befindet.

(Gegen Gewitterfurcht.) Die Unzahl derjenigen, welche beim Heraufziehen von Gewitterwolken sich vor Angst nicht zu fassen wissen, werden dankbar sein, wenn sie von den Beobachtungen hören, die ein Amerikaner angestellt hat. Nach demselben sind im Jahre 1870 in ganz Amerika nur 202 Personen vom Blitze getödtet worden. Den Damen, die ja besonders ängstlich sind, sei zum Troste gesagt, daß auch der Blitz galant sein kann, da er nur 54 weibliche Opfer, dagegen 148 männliche verlangt hat. Es läuft nach den gegebenen Ziffern unter 190,893 Personen nur eine einzige die Gefahr, vom Donnergotte umgebracht zu werden. Der Blitz hat eine merkwürdige Vorliebe für Herren und Damen im Alter von 10 bis 30 Jahren und ganz besonders für junge Herren und Backfische von 10 bis 15 Jahren. Daß er aber auch mit sehr wenigen selbst von dieser Sorte zufrieden ist, geht aus der nur geringen, oben gegebenen Gesammtzahl der Getödteten aus allen Altersstufen hervor. Die Sonne — sollte man es glauben? — ist weit gefährlicher als der rollende Donner und zuckende Blitz, denn sie, die heiter strahlende, hat in demselben Jahre, da der Blitz 202 Personen tödtete, 397, also beinahe doppelt so viele Opfer gefordert. Gefährlicher als Blitz und Sonne dem einzelnen Individuum ist dieses sich selbst. Denn 1395 Menschen begingen im Jahre 1870 Selbstmord.

Die Times bringt einen leitenden Artikel über die Verfälschung des englischen Nationalgetränkes, wie man Portwein und Sherry wohl nennen darf. Die Engländer pflegen dem Ausländer, der sich an ihren schweren Wein nicht gewöhnen kann, auseinanderzusetzen, daß ihr feuchtes und nebliches Klima ihnen solche edle und feurige (generous) Weine zum Bedürfniß mache. Der Kenner der Geschichte weiß es besser. Er weiß, daß nicht aus einem innern Bedürfniß die Engländer anfingen, statt der leichten französischen Weine die schweren Weine aus Portugal und Spanien zu trinken. Es waren die Kriege, die England gegen Ludwig XIV. führte, welche ihm den Bezug der französischen Weine abschnitten, und die englischen Squires schimpften auf die Siege von Marlbourough, weil sie durch den Krieg genöthigt wurden, sich an die südlichen Weine zu gewöhnen, die ihrem Gaumen Anfangs nicht besser behagten als dem unsrigen. Neuerdings werden auch französische und deutsche Weine in großer Menge eingeführt, aber Port und Sherry haben noch immer bei Weitem die Oberhand. Da ist es denn freilich eine unangenehme Entdeckung, daß das unter jenem Namen verkaufte Getränk zum großen Theil gar kein Wein ist, sondern in Cette, Hamburg und andern Orten aus Alkohol, Wasser und chemischen Flüssigkeiten zurecht gebraut wird. Eine solche Brauerei wird freilich dadurch leichter gemacht, daß auch der echte, unverfälschte Wein, wie er aus Oporto, Lissabon, Cadiz u. s. w. eingeführt wird, kein reines Traubenblut ist. Er wird auch an Ort und Stelle für Alt-Englands abgestumpfte Kehle künstlich genug zubereitet. Auch dieser echte Wein enthält nicht nur 35 bis 50 pCt. Spiritus, sondern auch unter Anderm eine beträchtliche Quantität Schwefelsäure. Die Times meint, daß hiergegen etwas geschehen könne und müsse, namentlich durch die Gesetzgebung selbst. Wenn das, was unter dem Namen Wein in England eingeführt wird, auf seinen Zusatz von Spirituosen geprüft und dieser Zusatz nach Gebühr besteuert wird, so möchte seine mehr oder weniger gesundheitsschädliche Fabrication sich beträchtlich vermindern und aus Spanien und Portugal ein wirklicher Wein zur Verschiffung kommen. Denn daß er eine Verschiffung nicht so gut wie die Weine anderer Länder vertragen sollte, ist ein Vorurtheil. Wenn in England ein minder überreizter Geschmack sich ausbildet, so werden auch die Weine von Deutschland und Frankreich dort einen größeren Absatz finden und die alten Aristokraten weniger vom Podagra leiden.

New-York, 29. Nov. Tweed ist zu 12 Jahren Zuchthaus und zur Zahlung von 12,750 Doll. verurtheilt worden; damit ist das Drama von den großartigen Unterschleifen im Haushalte der Gemeinde Newyork vorläufig beendigt. Als Richter Davis das Urtheil der Geschworenen verkündete, richtete er unter Anderem folgende Worte an den „großen Dieb“: „Sie haben — im Besitze eines hohen öffentlichen Amtes, geehrt und geachtet von einer zahlreichen Bevölkerungsclasse der Gemeinde, in welcher Sie lebten, und wie ich auch glaube, auch geliebt von Ihren Genossen, — Sie haben im Besitze all dieses Vertrauens und aller Gelegenheit, durch treue Pflichterfüllung Ehre einzulegen und die Achtung der ganzen Gemeinde zu erringen — es vorgezogen, die Ihnen ertheilte Gewalt auf eine so infame und empörende Weise zu mißbrauchen, wie sie in der Geschichte der civilisirten Welt noch nicht vorgekommen. Statt das Publicum zu schützen, haben Sie dasselbe beraubt. Statt dort, wohin das Gesetz Sie gestellt hat, Wache zu halten — über die Casse Ihres County's — haben Sie dieselbe weit aufgethan, nicht blos zur Befriedigung der eigenen Raubsucht, sondern auch zur Befriedigung der Habsucht Ihrer Genossen, unter Umständen, aus denen hervorgeht, daß ein wohlangelegtes Complott für Plünderung der County-Casse zu dem Zwecke bestand, Sie und Ihre Genossen im Verbrechen zu bereichern. Die Beweise hierfür lassen keinen moralischen Zweifel an Ihrer Schuld aufkommen. Am 5. Mai traten Sie Ihr Amt an, der Board of Audit wurde organisirt, der Beschluß über die Art und Weise, wie die Prüfung der Rechnungen und das Auszahlen derselben vorzunehmen sei, wurde gefaßt; und schon Tags darauf begann Ihre Laufbahn des Kassenraubes. Es liegt der vollgiltige Beweis vor, daß vom 6. Mai an, die ganze Zeit hindurch, bis 190 Rechnungen geprüft, beglaubigte Zahlungsanweisungen ausgestellt und die betreffenden Summen ausgezahlt waren, das Verfahren vollständig darauf eingerichtet war, einen genau entworfenen Plan zur Bereicherung Ihrer selbst und Ihrer Genossen in Ausführung zu bringen. Wenn es an allen anderen Beweisen fehlte — meiner Ansicht nach würde als vollgiltiger Beweis die Thatsache zu gelten haben, daß Ihr Antheil an dem Raube bei jeder der bewilligten und befriedigten Forderungen ein gleichmäßiger war, offenbar festgesetzt auf 24 Procent, und daß Ihre Verbündeten einen ähnlich festgesetzten Antheil hatten. Es ist unmöglich, anzunehmen, daß bei der Vertheilung in diesen 190 Fällen Ihr Antheil stets genau 24 Procent betragen hätte, wenn nicht vorher das Uebereinkommen getroffen worden wäre, daß ihr Antheil an den, dem County zu stehlenden Geldern auf diesen Betrag fixirt sein solle.“

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 150. Speyer, Samstag, den 20. December 1873.

Miggles.

Von Bret Harte.*)

Autorisirte Uebersetzung von Sophie Verena.

Wir waren acht Personen mit dem Kutscher. Während der letzten Meilen, seitdem das Rasseln und Stoßen des schweren Wagens auf holprigen Wegen das letzte poetische Citat des Richters unterbrochen, hatten wir nicht mehr gesprochen. Der große Mann neben dem Richter schlief, er hatte seinen Arm durch den an seiner Seite hängenden Halter geschoben und seinen Kopf darauf gelegt, und bot den Anblick eines ganz hülflosen, zusammengesunkenen Körpers, als habe er sich erhängt und sei zu spät abgeschnitten. Die Französin auf dem Rücksitz schlief auch, doch mit einer halb bewußten Wohlanständigkeit und Anmuth der Stellung, die sich selbst in der Art aussprach, wie sie ihr Taschentuch gegen die Stirn gedrückt, das dabei ihr Gesicht halb verschleierte. Die Dame aus der Stadt Virginia, welche mit ihrem Manne reiste, hatte in einem bunten und wilden Chaos von Bändern, Pelzen, Shawls und Schleiern schon lange jede Individualität verloren. Es war kein anderer Laut hörbar, als das Rollen der Räder und das Klappern des Regens auf dem Verdeck des Wagens. Plötzlich hielten wir an und ein Geräusch von Stimmen traf unser Ohr; der Kutscher war in einem sehr eifrigen Zwiegespräch mit Jemanden auf dem Wege und einzelne Worte, wie „Brücke abgerissen" — „zwanzig Fuß hohes Wasser" — „könnt nicht weiter" — machten sich über den Sturm hin vernehmbar. Dann trat Stille ein und die geheimnißvolle Stimme rief noch im Scheiden dem Kutscher den guten Rath zu: „Versucht es bei Miggles!"

Wir sahen beim Umwenden des Wagens einen schwachen Schimmer von unserm Kutscher Yuba Bill und von einem Reiter, der im Regen verschwand, und befanden uns höchst wahrscheinlich auf dem Wege zu Miggles.

Wo und wer war Miggles? Der Richter, unsere Autorität, konnte sich des Namens nicht erinnern, und er kannte doch die ganze Gegend genau. Der Washoe Reisende meinte, Miggles sei gewiß ein Gasthausbesitzer. Wir wußten nur, daß wir durch Hochwasser auf allen Seiten am Vorwärtskommen verhindert wurden und Miggles unser Fels der Zuflucht war. Nachdem wir zehn Minuten auf einem sich windenden schmalen Seitenweg, kaum breit genug für den Wagen, durch Wasserlachen dahingefahren, hielten wir vor einer geschlossenen Pforte an, die in einer vielleicht acht Fuß hohen Steinmauer angebracht war. Offenbar befanden wir uns bei Miggles, und offenbar hatte Miggles kein Gasthaus. Der Kutscher stieg ab und rüttelte an der Pforte, die aber nicht zu öffnen war. „Miggles! O, Miggles!" — Keine Antwort. — „Migg — ells! Ihr, Miggles!" rief er von Neuem mit aufsteigendem Aerger. — „Migglesy!" mischte sich der Conducteur recht überredend hinein. „O, Miggy! Migg!"

Aber keine Antwort kam von dem anscheinend gefühllosen, unverständigen Miggles. Der Richter, welcher endlich das Fenster herabgelassen, steckte seinen Kopf hinaus und that eine Reihenfolge von Fragen, die, wenn sie kategorisch beantwortet wären, das ganze Geheimniß aufgeklärt haben würden, die aber der Kutscher kurz abschnitt mit der Erwiederung: wenn wir nicht Lust hätten, die ganze Nacht im Wagen zu sitzen, thäten wir besser auszusteigen und mit ihm nach Miggles zu rufen. Demzufolge verließen wir den Wagen und vereinigten uns im Chorgesang nach Miggles, den wir dann wieder einzelnstimmig anriefen. Als wir fertig waren, ließ ein Irländer, ein Mitreisender vom Verdeck der Kutsche, seine Stimme nach: „Maygells!" erschallen, worauf ein allgemeines Gelächter folgte. Während wir noch lachten, rief der Kutscher: „Still!" Wir lauschten. Zu unserm größten Staunen wurde der Chorus von Miggles selbst mit dem letzten und ergänzenden: „Maygells!" auf der andern Seite der Mauer wiederholt. „Außerordentliches Echo!" bemerkte der Richter. — „Außerordentlich verd — Dickfell da innen!" schrie der Kutscher verächtlich. „Kommt doch heraus, Miggles! und laßt Euch sehen! Miggles, seid ein Mann. Verbergt Euch nicht im Dunkel; ich thät' es nicht an Eurer Stelle, Miggles!" fuhr Yuba Bill fort, jetzt in einem Anfall von Wuth umherstürmend oder die Pforte mit seinen Fäusten bearbeitend. „Miggles!"

*) Bret Harte ist ein junger und viel gefeierter Dichter und Schriftsteller Nordamerikas. Die vorliegende Erzählung ist seinen Tales of the Argonauts entnommen und in deutscher Uebersetzung dem „Salon" entliehen.

wiederholte die Stimme. „O, Miggles!“ — „Mein guter Mann! Herr Myghail!“ sagte der Richter, die Schärfe des Namens so sehr als möglich sänftigend. „Bedenken Sie, wie unfreundlich es ist, in einem solchen Wetter Reisenden, unter denen sich Damen befinden, die Gastfreundschaft zu verweigern. Wirklich, mein lieber Herr“. — Aber eine neue Sturmpetition nach „Miggles!“ in einem schallenden Gelächter endend, unterbrach des Richters wohlgesetzte Rede und übertönte seine Stimme.

Yuba Bill's Geduld war zu Ende. Mit einem großen Stein, den er vom Wege nahm, sprengte er das Schloß der Pforte und trat in Begleitung des Conducteurs in die Umfriedigung ein. Wir folgten. Niemand war zu sehen. Alles, was wir in der Dunkelheit unterscheiden konnten, war, daß wir uns in einem Garten befanden — die süßduftenden Rosensträuche warfen uns bei jedem Schritt von ihren Blättern einen feinen Sprühregen zu — und vor einem langen, hölzernen Gebäude standen. „Kennt Ihr diesen Miggles?“ fragte der Richter Yuba Bill. „Nein, es verlangt mich auch gar nicht danach“, entgegnete Bill kurz, denn er fühlte die Pionier-Postwagen-Gesellschaft in seiner Person durch diesen halsstarrigen Miggles beleidigt. „Aber, mein lieber Freund“ — warf der Richter ein, an die verschlossene Pforte denkend. „Mein Herr“, entgegnete Bill mit feiner Ironie, wollen Sie nicht lieber wieder in den Wagen steigen und darin sitzen bleiben, bis Sie diesem Miggles vorgestellt sind? Ich gehe hinein“, und er stieß die Thür des Gebäudes auf.

Ein langer Raum, nur durch die verglimmenden Kohlen eines auf einem großen Herde verlöschenden Feuers erleuchtet, die Wände in wundersamer Weise tapeziert, wie ein hin und wieder aufflammender Lichtschein zeigte, und Jemand in einem großen Armstuhle beim Kamine sitzend — das war der Anblick, der sich uns bot, als wir hinter dem Kutscher und dem Conducteur in das Zimmer traten. „Holla! seid Ihr Miggles?“ fragte Yuba Bill den einsamen Bewohner. Die Gestalt sprach weder noch bewegte sie sich. Yuba Bill schritt ärgerlich auf sie zu und ließ das volle Licht seiner Wagenlaterne auf sie fallen. Wir sahen ein Männerantlitz, vorzeitig gealtert und voller Runzeln, mit sehr großen Augen, in denen ein Ausdruck unendlicher Feierlichkeit lag, wie ich ihn zuweilen in den Augen der Eulen bemerkt. Die großen Augen wandten sich von Bill's Gesicht auf die Laterne und blieben auf diesem leuchtenden Gegenstand ohne ein weiteres Erkennungszeichen haften.

Bill hielt nur mit großer Anstrengung einen Zornesausbruch zurück. „Miggles! Seid Ihr taub? Stumm seit Ihr hoffentlich nicht“, und Yuba Bill schüttelte die unbewegliche Gestalt bei der Schulter. Zu unserm Schrecken fiel, als Bill seine Hand fortzog, der ehrwürdige Fremde zusammen, sank auf die Hälfte herab, zu einem nicht zu unterscheidenden Bündel von Kleidern. „Na, das geht doch zu weit!“ sagte Bill, hülfesuchend nach uns blickend, indem er den Kampf als hoffnungslos aufgab.

Der Richter trat hinzu und wir brachten die geheimnißvolle, wirbellose Gestalt wieder in die vorige Lage zurück. Bill wurde mit seiner Laterne hinausgeschickt auf Recognoscirung, denn es war doch klar, daß bei der gänzlichen Hülflosigkeit dieses Mannes Menschen zu seinem Beistand in der Nähe sein mußten. Wir anderen gruppirten uns um das Feuer. Der Richter, welche seine Autorität wiedergewonnen und seine unterhaltende Liebenswürdigkeit gar nicht verloren hatte, redete uns — sich mit dem Rücken gegen den Herd stellend — als eine imaginäre Jury folgendermaßen an: „Es ist ersichtlich, daß unser außergewöhnlicher Freund hier entweder den Zustand erreicht hat, welchen Shakespeare als „das dürre gelbe Blatt“ bezeichnet, oder an irgend einer frühzeitigen Abnahme seiner geistigen und körperlichen Kräfte leidet. Ob er wirklich der Miggles —“ Hier wurde der Redner unterbrochen durch „Miggles! O Miggles! Migglesy! Mig!“ in der That durch die ganze Reihenfolge in demselben Tone, wie wir sie schon vernommen.

Einen Moment blickte Einer den Andern erschrocken an, besonders der Richter änderte seine Stellung schnell, da die Stimme direct über seiner Schulter erklang. Die Urheberin derselben wurde bald in einer großen Elster entdeckt, die auf einem Brett über dem Kamin zusammengekauert saß und augenblicklich in ein grabähnliches Schweigen zurückfiel, welches gegen ihre frühere Redegeläufigkeit seltsam abstach. Es war ohne Zweifel diese Stimme gewesen, welche wir draußen auf der Straße gehört, und unser Freund im Armstuhl hatte sich nicht der Unhöflichkeit schuldig gemacht. Yuba Bill, der nach einem erfolglosen Suchen und Spähen draußen in das Zimmer zurückkehrte, war noch nicht so recht geneigt, diese Erklärung als vollgiltig anzunehmen, und betrachtete den hülflosen Mann noch immer mit einem gewissen Argwohn. Bill hatte einen Schuppen gefunden, in dem er seine Pferde untergebracht, er selbst kam regentriefend und übler Laune zurück und brummte: „Meilen in der Runde ist kein Mensch zu erspähen und dieser saubere Patron dort weiß es.“

Aber die Mehrzahl theilte nicht diesen Glauben. Bill hatte kaum mit seinem Grollen aufgehört, als ein schneller, leichter Schritt in der Halle vernehmbar erschallte, die Thür aufgerissen ward und eine junge Frau mit einem gänzlichen Mangel an Ceremoniell oder Mißtrauen eintrat, die Thür schloß und sich athemlos dagegen lehnend, endlich sagte: „Ich, wenn's gefällig ist, bin Miggles!“

(Fortsetzung folgt.)

Ein französischer Lieferungsvertrag vom Jahre 1870.

In der Sitzung vom 4. Mai vorigen Jahres war es, als der Herzog d'Audiffret-Pasquier jenen berühmt gewordenen Bericht über die kaiserliche Militärverwaltung erstattete, der derselben als einem Sy-

stem der bodenlosesten Unfähigkeit im Verein mit der ehrlosesten Betrügerei ein unvergängliches Brandmal aufprägte. Die Commission, als deren Referent der Herzog damals fungirte, hat inzwischen ihr Werk fortgesetzt; unter der Regierung der nationalen Vertheidigung war die Corruption allerdings nicht so stark. Wie ganz wunderliche Dinge freilich auch hier vorgekommen sind, beweist der dieser Tage erschienene Bericht der Deputirten de Segue. Derselbe behandelt hauptsächlich Vorkommnisse, die sich im November und December 1870 abspielten, als es sich um die Organisirung der Volksbewaffnung im Nord-Departement handelte.

Für Ausrüstung und Bewaffnung von 30,000 Mann Mobilgarden hatte der Generalrath des Departements die Summe von 15 Millionen bewilligt. Die Präfecturverwaltung war denn auch sofort mit allem Eifer ans Werk gegangen. Bis zum 16. December waren wirklich 26,559 Mann ausgerüstet; die darauf verwendeten Kosten betrugen 17,650,000 Frcs., pro Kopf also 670 Frcs. Man sollte nun glauben, bei einem so ansehnlichen Betrag hätte Montirung wie Bewaffnung nichts zu wünschen übrig lassen können. Wenn man indeß bedenkt, daß von den an der Spitze der Ausrüstungs-Commission stehenden Beamten der eine total unfähig war, so daß er beispielsweise für allzu leichtfertig ausgestellte Zahlungsanweisungen nachträglich zur Rückerstattung von ungefähr 1/4 Million Frcs. verurtheilt wurde, der andere wegen betrügerischen Einvernehmens mit Lieferanten 3 Jahre Gefängniß erhielt, so wird man sich nicht wundern, wenn die Thätigkeit dieser Herren im Bunde mit einem gleichartigen Personal von Unterbeamten die kläglichsten und schmählichsten Ergebnisse zur Folge hatte. Vollends wird man das ziemlich natürlich finden, wenn man hört, daß unter den Lieferanten, mit welchen die wunderbare Verwaltung für Lieferung von Uniformen und Waffen contrahirt hatte, Leinwandfabrikanten, Shawlhändler, Teppichfabricanten, Commis-Voyageurs, Pianofabrikanten, endlich ein Meerschaumpfeifenhändler in erster Reihe erscheinen. Man weiß genugsam, wie es bei den Abschlüssen solcher Lieferungsverträge selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen zuzugehen pflegt; daß die gleichen Erscheinungen sich hier noch in viel schärferer Weise bemerkbar machten, braucht kaum bemerkt zu werden; erwähnt sei darum nur, daß den oberen Beamten in der Regel 3—5 Procent der gezahlten Summen zufielen, daß aber auch die niederen in absteigender Linie ihren Antheil am Geschäft erhielten, hätte derselbe auch nur in einem Paar Hosen für den letzten Unteroffizier bestanden.

Daß diese Beträge doppelt und dreifach auf den Preis der gelieferten Waaren geschlagen wurden, ist selbstredend. Welche Preise aber dabei herauskamen, lehren folgende Zahlen: Während für einzelne bestimmte Uniformstücke ein der Regel höchstens 25 Frs. gezahlt wurden, kosteten sie im Nord-Departement 41 1/2 Frs. und mehr. Hemden wurden ungefähr 15, Strümpfe 50, Gewehre 40 Procent theurer bezahlt, als überall anderswo. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich bald eine Menge speculativer Köpfe fanden, die diese Conjunctur bestens ausnutzten. Ja noch mehr: Lieferungsstücke, die anderswo von den Commissionen zurückgewiesen worden waren, weil sie sich als absolut unbrauchbar erwiesen, wurden hier glücklich untergebracht und zwar nicht etwa um den ursprünglichen, sondern, wie mehrfach constatirt, um einen 50 Procent höhern Preis. Daß ferner statt der bestellten 60,000 Paar Schuhe 113,000 geliefert und bezahlt wurden, sei nur nebenbei erwähnt.

Nun aber gar die Qualität der gelieferten Monturen und Waffen! Sie überstieg in der That Alles, was Lieferanten-Scharfsinn bis dahin geleistet hatte. Röcke und Hosen hielten gewöhnlich und zwar im besten Falle und bei trockenem Wetter acht Tage, immer vorausgesetzt, daß ihr Träger nicht etwa einmal eine etwas bruske Bewegung und damit die ganze Uniform an allen Ecken und Enden platzen machte. Daß bei Regenwetter die Rockärmel sich plötzlich um 10 Centimeter verkürzten oder auch auseinander fielen, war nur eine weitere vortreffliche Eigenschaft dieser Fabrikate. Aehnlich verhielt es sich mit allen übrigen Monturstücken; unter anderm zeichneten sich die Hemden durch Kürze, die Halsbinden durch Enge aus. Das größte, geradezu unvergleichliche Meisterstück der Lieferungen bestand aber in dem Schuhwerk. Der Untersuchungsbericht theilt dasselbe auf Grund einer genauen Expertise in folgende äußerst interessante Kategorien ein: Sprungbrett-Schuhe, d. h. solche, deren Sohlen durch ein im Innern angebrachtes Stück Weidenholz eine äußerst ansprechende Elasticität erhielten. Ausgestopfte, d. h. solche, bei denen statt der Weide ein härteres Holz zur Anwendung gebracht war, in Folge dessen die Krümmung der Sohle etwas widerstandsfähiger erschien. Scharnier-Schuhe, jene Sorte, bei der die Sohle mit Leichtigkeit in zwei Theile gebrochen oder nach Belieben wie um ein Scharnier gedreht werden konnte. Panama-Stiefel, bei welchen Hobelspäne oder Baumrinde statt Brandsohle verwendet wurden. Mosaik-Schuhe, solche nämlich, derer Sohlen bei heftiger Berührung in Stücke ähnlich Schachbrettfeldern auseinander fielen. Drainir-Stiefel, deren Sohlen durch Pappdeckel ersetzt waren. Trottoir-Schuhe endlich, bei welchen die Sohlenhöhlung mit einem Füllsel von Fetzen alter, übrigens vorsorglich mit verdorbenem Schiffstheer getränkten Leinwand ausgefüllt war.

Was aber sämmtliche Klassen charakterisirte, war ihre außergewöhnliche Haltbarkeit. War eine Compagnie Soldaten nur eine Stunde durch ein feuchtes Tairain marschirt, so nahm das Schuhwerk den ausgeprägten Charakter eines Schwammes an, um nach einer weiteren Stunde sich in Fetzen aufzulösen und auseinander zu fallen. Genau so verhielt es sich mit den Leibriemen, die sehr bald einem Hanfgurt glichen, wie mit den Sätteln, die eine merkwürdige Verwandschaft mit Zündschwamm oder Kautschuk zeigten, aber auch offenbar wegen dieses Vorzuges 30—50 Procent über den gewöhnlichen Preis bezahlt wurden. Aehnliche Preise wurden für 10,000 Tornister gezahlt; dieselben befanden sich schon bei der Ankunft in einem

solchen Zustande, daß sie fast auseinander fielen; sie wurden nach dem Kriege für 39 Centimes pro Stück verkauft, und man behauptete, der Käufer habe noch einen äußerst hohen Preis dafür gewährt.

Genau so verhielt es sich mit den Waffen. Unter anderm beschaffte man um theures Geld 15,000 Ausschußgewehre, die ursprünglich für die Neger des Senegal bestimmt waren, in französischen Händen aber hartnäckig den Dienst versagten. Daß die Patronen abwechselnd zu groß oder zu klein, oder wenn passend, zur Hälfte verdorben waren, daß die Bajonette nicht an den Gewehren festhielten, daß die Säbel unbrauchbar und dergleichen mehr, alles das paßte vortrefflich zu dem Uebrigen.

Als man einem der damaligen improvisirten „Generale" diesen Sachverhalt auseinandersetzte, meinte der Edle: „Nun wenn wir nicht schießen können, machen wir einen Bajonnetangriff. Wenn aber die Bajonette nicht halten, so gehen wir mit dem Kolben drauf!" In Wirklichkeit stellte sich die Sache freilich anders. Erwähnt sei zum Schlusse nur noch, daß in der Schlacht bei Bapaume über tausend Gefangene gerade aus den Reihen der Mobilgarde gemacht wurden, die, buchstäblich genommen, nicht weiter konnten, da ihnen die Schuhe von den Füßen fielen. (Rh. Z.)

Miscellen.

Berlin, 16. Decbr. Ueber einen neuen Raubmord, der am Sonntag verübt wurde und leider als der dritte seit wenigen Tagen registrirt werden muß, herrscht in unserer Stadt eine wirkliche Aufregung. Das Opfer der neuesten Bluthat ist die 53jährige Gattin des Handelsmanns Springer, Straußbergerstraße 18, 2 Treppen hoch, wohnhaft. Springer ging nach Art der jüdischen Althändler täglich, mit Ausnahme des Sonnabends, Morgens gegen 8 Uhr auf den Handel und kam gegen 4 Uhr Nachmittags nach Hause zurück. So auch am letzten Sonntag. Anfangs fiel es dem bejahrten Manne nicht weiter auf, daß seine Gattin anscheinend im tiefem Schlummer auf dem Sopha saß, obwohl er mit Mißfallen bemerkte, daß in der sonst reinlich sauberen Wirthschaft eine starke Unordnung herrschte. Da die Frau auf seinen wiederholten Anruf aber nicht aufwachte, trat er näher hinzu und sah nun zu seinem Entsetzen, daß Mörderhand ihr Leben gewaltsam geendet hatte. Ein tiefer Schnitt in den Hals, der den Kopf fast vom Rumpfe trennte, hatte sie getödtet; um das grausige Ereigniß dem Heimkehrenden auf einen Augenblick zu verbergen, hatte der Mörder die klaffende Wunde mit einem Tuch verdeckt. Vor dem Sopha, von dem davorstehenden Tisch verdeckt und mit einer blauen Küchenschürze dem ersten Blicke entzogen, breitete sich eine große Blutlache aus. Das Motiv der That zeigte sich sofort: aus dem Spinde fehlten die Ersparnisse der alten Leute, eine Summe von 200 Thlrn. Sofort wurde auf die Anzeige des Springer die Staatsanwaltschaft und die ganze Criminalpolizei auf die Beine gebracht, und ihren rastlosen Bemühungen scheint es bereits gelungen zu sein, die Thäter dingfest zu machen. Begreiflicherweise entziehen sich genauere Angaben darüber aus amtlicher Quelle vorläufig noch der Oeffentlichkeit; was man erfährt, ist Folgendes: Frau Springer, gegen Fremde im höchsten Grade mißtrauisch, öffnete in Abwesenheit ihres Mannes nur höchst selten die Corridorthür, so daß sogar der Briefträger oft unverrichteter Sache abgehen mußte. Desto mehr war ihre Nichte verwundert, als sie bei einem Besuche am Sonntag Mittag zwei fremde, gut gekleidete Männer in der Springerschen Wohnung antraf, welche ihr von der Tante als Landsleute, ein Schneider und ein Barbier, vorgestellt wurden, die eine kleine Schuld aus früherer Zeit abtragen wollten. Um bei dem Geschäfte nicht zu stören, entfernte sich die Nichte wieder, um ihre Tante nicht mehr lebend zu sehen. Was in der Zwischenzeit bis zur Nachhausekunft des Mannes vorgegangen, ist zur Zeit noch nicht aufgeklärt; der genauen Personalbeschreibung, welche die Nichte von den beiden Männern gab, ist es jedoch zu danken, daß die Criminalpolizei noch am Sonntag Abend die beiden Verdächtigen aufspürte und verhaftete. Das Haus Straußbergerstr. 18 war am Montag fortwährend von einer Menge Neugieriger umlagert, die zu einem großen Auflauf anwuchs, als Mittags eine Gerichtscommission erschien, um den Thatbestand an Ort und Stelle aufzunehmen und die Ermordete nach dem Obductionshause schaffen zu lassen. Die Verwandten und Freunde der Todten stimmten auf der Straße ein schreckliches Wehklagen an, als der Leichnam in den polizeilichen Leichenwagen gehoben wurde.

Ueber das Unglück auf der Karlstadt-Fiumaner-Bahn liegt nun ein ausführlicher Bericht vor, der auch die Ursache desselben in eingehender Weise erörtert. Wir entnehmen demselben: „Sonntag, 7. d., um 7 Uhr 20 Min. früh, war der Zug von Fiume abgegangen und um 7 Uhr 58 Min. glücklich in Buccari angelangt. Auf der Weiterfahrt passirte der Zug den Mejaer Tunnel; als er von da heraus auf den 30 Meter hohen Damm kam und bei einer scharfen Biegung nach der Mejaer Station fahren wollte, wurde er plötzlich von einer Bora ergriffen, die vor Allem sämmtliche Lampen von den Waggons gegen den letzten Waggon hinfegte, in demselben Augenblicke aber diesen letzten Waggon rückwärts aus den Schienen hob und nach der Tiefe hinschleuderte. Dieser Waggon riß auch die übrigen nach sich, mit Ausnahme des ersten Waggons, in welchem der Zugführer sich befand und der nur umgeworfen wurde, und mit Ausnahme der Locomotive, die ihr eigenes Gewicht auf dem Geleise festhielt. Die übrigen Wagen rollten in die enorme Tiefe hinab, wo sie alle zusammenbrachen und die Passagiere großentheils unter sich begruben. Todt blieben bei dieser Gelegenheit ein Gendarm aus Delnicze, ein Kaufmann aus Scherlievo und ein armes Weib; schwer verwundet wurden 4, leicht verwundet 17 Personen. An der Stelle, wo das Unglück geschah, macht die Bahn eine scharfe Biegung, über welche die Waggons nur in einer schiefen Stellung hinüberkommen können, und nur in solch' schiefer Stellung konnten sie von der Windsbraut der Bora, welche sie ebenda überraschte, aus den Schienen gehoben werden. Solche Wirbelwinde sind in den Annalen der Schifffahrt nichts Seltenes; vorigen Sommer erst wurde das Fiumaner Marine-Akademiegebäude durch einen solchen ansehnlich beschädigt; aber unter gewöhnlichen Umständen vermöchte eine Bora doch nicht Waggons umzustürzen, wie denn auch wirklich auf der St. Peter-Triester Linie, welche mitten durch die Bora-Gegend geht, ein solcher Fall noch nie vorgekommen ist. Es mußte also bei der gegenwärtigen Katastrophe der besonders unglückliche Umstand hinzukommen, daß die Bora den Zug eben in dem Momente, als er eine schiefe Stellung hatte, überraschte und da auch zunächst leere und leichtere (Passagier-) Waggons emporheben konnte. Man darf also nicht etwa glauben, daß dergleichen Ereignisse öfter vorkommen können und daß die Bahn gefährlich oder gar unfahrbar wäre. Uebrigens wird man in Zukunft wahrscheinlich zur größern Sicherheit schwere Gepäckswagen am Ende des Zuges anhängen; auch ist bereits die Anordnung getroffen worden, daß von den der Bora am meisten ausgesetzten Punkten jedesmal Behufs der nöthigen Veranstaltungen die Stärke des Windes nach den nächsten Stationen signalisirt werde.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 151. Speyer, Diensiag, den 23. December 1873.

* Weihnachtstraum.

Ich sah die Himmelsleiter
In wunderſel'gem Traum,
Zum Himmel roſig heiter
Ragt ſie aus dunk'lem Raum.

Der Himmel war erſchloſſen,
D'raus ſchwebt der Engel Heer
Hernieder lichtumfloſſen. —
Ich kniet' und weinte ſehr.

Ich hört' aus ihrem Munde
Ein Lied ſo hehr, ſo ſüß,
Das brachte ſel'ge Kunde
Vom offnen Paradies.

„O weine nicht, beſchieden
Iſt Dir, was Du begehrt,
Der Herr mit Gnad' und Frieden
Iſt bei Dir eingekehrt.

Nun ruht Sein Wohlgefallen
Auf Dir, und himmelan
Wirſt Du zur Heimath wallen,
Er macht Dir Weg und Bahn."

Als mich erweckt vom Traume
Der Freude Ueberſchwang
Da ging vom Himmelsſaume
Durch tief're Nacht mein Gang.

Hoch über meinem Haupte
Erglänzt' ein Wunderſtern,
Ich folgte ihm und glaubte,
Er führte mich zum Herrn.

Nun weiß ich die Erfüllung
Des Traum's, die nie zerrinnt,
Und aller Sehnſucht Stillung
Im heil'gen Weihnachtskind.

Ch. Böhmer.

Miggles.

Von **Bret Harte.**

Autoriſirte Ueberſetzung von Sophie Verena.

(Fortſetzung.)

Wie die dunklen Augen leuchteten, die weißen Zähne zwiſchen den rothen Lippen blitzten! Dies alſo war Miggles! dieſe klaräugige, hübſche, junge Frau, deren naſſes Kleid von grobem, blauem Stoff die Schönheit der weiblichen Formen, welche es umhüllte, nicht verbergen konnte; von dem zu einer Krone aufgeſteckten, kaſtanienbraunen Haar, das ein Matroſenhut von Wachstuch bedeckte, bis zu den kleinen, in Knabenhalbſtiefeln ſteckenden Füßen war Alles Anmuth und Grazie an ihr — dies war Miggles, uns in der freimüthigſten, ſorgloſeſten, zutraulichſten Weiſe anlächelnd. „Bedenkt, Ihr Leute", ſagte ſie ganz athemlos, wobei ſie eine ihrer kleinen Hände gegen ihre Seite drückte, ohne weiter unſere ſprachloſe Verwirrung zu beobachten, noch die vollſtändige Niederlage Yuba Bill's, deſſen Geſicht trotzdem einen Ausdruck grenzenloſer, einfältiger Fröhlichkeit trug — „bedenkt, Ihr Leute, ich war faſt zwei Meilen von hier entfernt, als Ihr unten auf der Straße dahin fuhret, und ich dachte mir, Ihr könntet vielleicht hier anhalten, ſo rannte ich den ganzen Weg zurück, da doch Niemand als Jim hier war — und — und — das hat mich außer Athem gebracht."

Jetzt nahm Miggles ihren triefenden Hut ab und mit einer muthwilligen Schwenkung ſpritzte ſie einen Schauer von Regentropfen über uns hin, dann verſuchte ſie eine gelöſte Flechte ihres reichen Haares aufzuſtecken, ließ bei dem Bemühen zwei Haarnadeln fallen, lachte und ſetzte ſich neben Yuba Bill, ihre gefalteten Hände in den Schooß legend. Der Richter fand zuerſt ſeine Faſſung wieder und verſuchte ihr ein ſehr überſchwängliches Compliment zu machen. „Ich bitte, mir jene Haarnadel dort aufzuheben", ſagte Miggles ernſt. Ein halbes Dutzend Hände ſtreckten ſich dienſtfertig aus, die fehlende Nadel wurde der ſchönen Eigenthümerin zugeſtellt und die Flechte aufgeſteckt. Dann durchſchritt Miggles das Zimmer, blieb bei dem Kranken ſtehen und blickte prüfend in ſein Geſicht. Die feierlichen Augen ſchauten ſie mit einem Ausdruck an, den wir vorher nicht darin wahrgenommen. Leben und Geiſt ſchienen ſich zu bemühen, in das verwüſtete Antlitz zurückzukehren. Miggles lachte wieder — es war ein eigenthümlich beredtes Lachen — und wandte ihre ſchwarzen Augen und weißen Zähne uns wieder zu. — „Dieſer arme Leidende iſt?" fragte der Richter zögernd. „Jim", erwiederte Miggles. „Ihr Vater?" „Nein." „Bruder?" „Nein." „Gatte?" Miggles warf einen ſchnellen, halb trotzigen Blick auf die beiden Damen unſerer Geſellſchaft, die, wie ich bemerkte, die allgemeine Bewunderung der Männer für die reizende junge

Frau nicht theilten, und sagte ernst: „Nein, es ist Jim."

Eine beklemmende Pause folgte. Die Damen rückten näher zusammen; der Gatte der einen starrte unverwandt in das Kaminfeuer; der große Mann schien seinen Blick nach innen zu richten, als werde er dort die Kraft finden, ihn einem so sonderbaren Ereigniß gegenüber aufrecht zu erhalten. Aber Miggles' Lachen, das etwas sehr Ansteckendes hatte, unterbrach das peinliche Schweigen. „Kommt", sagte sie kurz. „Ihr müßt hungrig sein. Wer will mir helfen Thee zu bereiten?" Es fehlte ihr nicht an Freiwilligen. Nach einigen Minuten trug Yuba Bill, gleich Caliban, Holz für diese Miranda herbei. Der Conducteur mahlte draußen auf der Veranda Kaffee. Mir selbst war das wichtige Amt zugefallen, Schinken zu schneiden, und der Richter ging von Einem zum Andern, ihm in seiner launigen, redseligen Weise guten Rath ertheilend. Nachdem Miggles mit Hülfe des Richters und unseres Irländers „vom Verdeck" die Tafel hergerichtet, waren wir alle in eine sehr heitere Stimmung gekommen, trotz des gegen die Fenster schlagenden Regens, des im Kamin tobenden Sturmes und des bedeutungsvollen Geflüsters der beiden Damen, in deren Unterhaltung die Elster ab und zu eine ergänzende sarkastische Bemerkung von ihrem hohen Standpunkt hineinwarf. Bei dem jetzt hell auflodernden Feuer sahen wir, daß die Wände des Zimmers mit Blättern aus Zeitungen und illustrirten Journalen tapezirt waren, aber mit weiblichem Geschmack und Geschick arrangirt. Die Möbels waren extemporirt, aus Kasten und Gepäckkisten hergestellt und mit hellem buntem Kattun oder irgend einem Thierfell bedeckt. Der Armstuhl des gelähmten Jim war ein Kunstwerk aus einer großen Mehltruhe hergerichtet. Es herrschte überall Sauberkeit; ja sogar ein pittoresker Geschmack in der Ausstattung des langen Gemaches.

Die Mahlzeit war nicht nur ein culinarischer Erfolg, mehr als das, ein socialer Triumph ausschließlich, wie es mir schien, Dank dem außerordentlichen Tact von Miggles, welche die Unterhaltung führte, indem sie allein alle Fragen that, und doch einen so vollkommenen Freimuth zeigte, der den Gedanken, als wollte sie ihrerseits etwas verbergen, gar nicht auftauchen ließ; so daß wir von uns selbst, unseren Vorhaben, Aussichten, von der Reise und dem Wetter sprachen, vom Allem und Jedem — außer von unserem Wirth und unserer Wirthin. Es muß eingeräumt werden, daß Miggles' Redeweise weder elegant, noch immer gramatikalisch war, und daß sie zuweilen Ausdrücke gebrauchte, welche man gewöhnlich den Männern überläßt. Aber wenn sie dieselben gebrauchte, leuchteten die schönen Augen dabei so hell, die kleinen Zähne blitzten zwischen den rothen Lippen hervor und jenes ihr eigenthümliche Lachen folgte, das so frisch, freimüthig und ehrlich war, daß es die moralische Atmosphäre zu klären schien.

Während unserer Mahlzeit hörten wir plötzlich ein Geräusch, wie das Reiben eines schweren Körpers gegen die Wände des Hauses; ihm folgte sehr bald ein Kratzen und Schnaufen an der Thür. „Das ist Joaquin", sagte Miggles als Antwort auf unsere fragenden Blicke, „möchtet Ihr ihn sehen?" Ehe wir antworten konnten, hatte sie die Thür geöffnet und einen halb ausgewachsenen Bären eingelassen, der sich sogleich auf seine Hinterbeine setzte und die Vordertatzen in der populären Weise hängen ließ, welche als die bittende Stellung bezeichnet wird, wobei er Miggles voll Bewunderung anblickte, in seinem ganzen Wesen eine eigenthümliche Aehnlichkeit mit Yuba Bill zeigend. „Das ist mein wachsamer Hofhund", erklärte Miggles. „O, er beißt nicht", fügte sie hinzu, als die beiden Damen sich in eine entfernte Ecke flüchteten. „Nicht wahr, Du beißest nicht, mein alter Toddy, das thust Du nicht, wenn Deine Herrin dabei ist." Der kluge, weiße Bär schaute sie verständnißvoll an. „Aber das muß ich sagen, Ihr Leute", fuhr Miggles fort, nachdem sie ihren Gefährten gefüttert und fortgeschickt, „Ihr habt Glück gehabt, daß Joaquin nicht in der Nähe war, als Ihr heute Abend hier einfielet." „Wo war er denn?" fragte der Richter. „Bei mir. Mein Himmel, er begleitet mich stets im Dunkel auf meinen Wegen."

Wir schwiegen und lauschten auf das Aechzen des Windes. Vielleicht schwebte uns Allen dasselbe Bild vor — Miggles durch die Wälder wandelnd mit ihrem wilden Beschützer an ihrer Seite. Der Richter sagte etwas von Una und ihrem Löwen, aber Miggles nahm es wie jede ihr gespendete Artigkeit mit ruhigem Ernst hin. Ob sie der allgemeinen Bewunderung, die sie erregte, ganz unbewußt war — kaum konnte ihr Yuba Bill's Anbetung entgehen — das weiß ich nicht; aber ihr unendlicher Freimuth, ihre große Unbefangenheit schien eine vollkommene Gleichheit der Geschlechter anzunehmen, die für die jüngeren Glieder unserer Gesellschaft demüthigend war.

Der Zwischenfall mit dem Bären hatte die Damen in ihrer Meinung über Miggles nicht günstig gestimmt. Als die Mahlzeit vorüber war, ging von den beiden weiblichen Reisenden eine Kälte aus, welche durch keine Tannenzapfen und Holzstöße, die Yuba Bill als Opfergaben auf dem Herde anhäufte, ganz verscheucht werden konnte. Miggles fühlte den eisigen Hauch sich über die erst so fröhlige Stimmung lagern, und indem sie plötzlich erklärte, es sei Zeit für uns Alle, die Ruhe zu suchen, bot sie den beiden Damen an, sie nach ihrer Lagerstatt in den anstoßenden Raum zu führen. „Ihr, meine guten Burschen, müßt schon hier so gut es geht beim Feuer campiren, denn wir haben nur das eine Zimmer."

Unser Geschlecht — unter welchem ich natürlich, lieber Herr, die stärkere Hälfte der Menschheit verstehe — wird gewöhnlich nicht der Neugier oder des Hanges zum Schwatzen beschuldigt; dennoch sehe ich mich genöthigt zu bekennen, daß sich kaum die Thür hinter Miggles geschlossen, als wir zusammenrückten und flüsternd, kichernd, lächelnd unsere Ansichten, Bemerkungen, Voraussetzungen, Ueberzeugungen und Gedanken über unsere reizende Wirthin und ihren seltsamen Gefährten austauschten. Ich fürchte, daß wir

selbst den stumpfsinnigen Gelähmten nicht verschonten, der gleich einem stimmlosen Memnon in unserer Mitte saß, mit der heitern Gleichgiltigkeit der Vergangenheit in seinen leidenschaftslosen Augen auf unsere Berathung blickend. Inmitten einer aufregenden Erörterung öffnete sich die Thür wieder und Miggles erschien.

(Schluß folgt.)

---

* Das Ludwigshafen-Straßburger Canal-project

ist in der jüngsten Zeit wieder in der Presse behandelt worden. Während die Officiösen im Anfange das Project mit besonderer Wärme besprechen mußten, sind sie demselben jetzt gerade nicht sehr freundlich gesinnt. Man wollte offenbar mit dem Aufgreifen jenes Planes einen wichtigen Theil der Bevölkerung in dem erworbenen Reichslande für die neue Regierung gewinnen: dasselbe Manöver wurde auch seinerzeit mit den Holsteinern aufgeführt, als man 1864 ihnen von Berlin aus die Erbauung des Eider-Canals als Lockspeise für die Annexion in Aussicht stellte. Man hat sogar 1871 den Elsässern von dem Ausbau des Straßburger Münsters durch Errichtung des fehlenden zweiten Thurmes gesprochen. In allen drei Fällen meinte man es an entscheidender Stelle offenbar nicht recht ernst und so kämpft nun der Elsässer Handelsstand einen vorläufig wenigstens aussichtslosen Kampf für das Project eines Canals zwischen Straßburg und Ludwigshafen.

Eine große Anzahl von Straßburger Gewerbtreibenden hat unlängst an die dortige Handelskammer eine Eingabe gemacht, in welcher sie die Handelskammer ersuchen, sie möge bei der Regierung darum einkommen, „daß die Vorarbeiten zur Errichtung eines Canals unverzüglich vorgenommen werden und daß, sobald dieselben beendigt sind, der Canal dem bestimmten Versprechen der Regierung gemäß, eine concurrenzfähige Wasserstraße zu gründen, möglichst schnell hergestellt werde." Die Eingabe ist in folgender Weise begründet:

Der Bezirkstag des Unter-Elsasses hat in seiner letzten Session einstimmig den Wunsch ausgesprochen, daß die schon so lange schwebende Frage wegen des Canals zwischen Ludwigshafen-Mannheim und Straßburg endlich baldmöglichst gelöst werden möge. Diese Frage ist in der That für unsere Provinz von der größten Bedeutung, und die Lösung derselben um so dringlicher, als die concessionirte Tauerei-Gesellschaft ausdrücklich dagegen protestirt, daß man ihr einen Tarif und Transportbedingungen auferlege, wie dies die Handelskammer in ihrer Eingabe vom 15. October 1872 an Se. Exc. den Hrn. Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen fordert. Inzwischen ist uns nun der Tarif der Tauerei-Gesellschaft zugekommen, die seit dem Monat Mai 1873 zwischen Emmerich und Duisburg auf eine Entfernung von 10 Meilen oder 75 Kilometer die Stromschifffahrt besorgt. Die Frage hat demnach einen großen Schritt ihrer Lösung entgegen gethan; aus der Theorie ist sie in die Praxis übergetreten und kann jetzt von ihrem wahren Gesichtspunkte aus untersucht und besprochen werden. Wenn wir nun den uns vorliegenden Tarif prüfen, bemerken wir vorweg, daß die concessionirte Gesellschaft die flußabwärtsgehenden Transporte gänzlich bei Seite läßt und ausdrücklich erklärt, es liege ihr nicht ob, die Schiffe bei der Thalfahrt zu bugsiren, daß aber, wenn sie sich in gewissen Fällen entschlösse, dies vorzunehmen, der Fahrpreis wahrscheinlich nur die Hälfte desjenigen der Bergfahrt betragen werde. Die Gesellschaft darf also ganz nach Belieben verfahren, das heißt, die Transporte abwärts annehmen oder verweigern. Sucht man genauer nach dem Grunde dieser Beschränkung, so entdeckt man leicht, daß das Flußabwärtstauen bedeutende Schwierigkeiten bietet, und zwar in Folge des allgemeinen Reglements über die Rheinschifffahrt. Nach § 8 des Tauerei-Reglements nämlich darf ein Tauer nur mit einem fest an seiner Seite angebrachten Schiffe abwärtsfahren; woraus für die Gesellschaft die Unmöglichkeit erwächst, die zur Bergfahrt verwendeten Schiffe wieder zurückzuschaffen. Bei der Thalfahrt müßte man also für jedes Schiff einen Tauer haben, während bei der Bergfahrt ein einziger genügt, um fünf, sechs und selbst mehr Schiffe zu bugsiren. Dies ist der Grund, warum die Gesellschaft in ihrer Denkschrift vom Juni 1871, Seite 20, auf jede Einnahme durch die Thalfahrt verzichtet; sie gesteht hiemit selbst die Unmöglichkeit ein, in dieser Richtung hin Waaren zu verschiffen. Es erhellt aus diesen Thatsachen, daß jenes Unternehmen nicht mehr die Bedingungen darbietet, die für ein Verkehrsmittel unentbehrlich sind, welches bestimmt ist, den Eisenbahnen Concurrenz zu machen. Handel und Industrie waren in Folge dessen immer genöthigt, für ihre von Süden nach Norden gehenden Waaren sich der Eisenbahnen zu bedienen. Es wäre in der That unmöglich auf dieser Strecke des Rheins (zwischen Straßburg und Ludwigshafen) an eine Fahrt mit gewöhnlichen einzeln fahrenden Schiffen zu denken; eine solche Fahrt würde viel kostspieliger werden, als die Eisenbahnfahrt; der Beweis davon ist, daß die Schiffer sie gänzlich verlassen haben. Wenn so hinlänglich nachgewiesen ist, daß die concessionirte Gesellschaft rheinabwärts keine Transporte zwischen Straßburg und Mannheim unter den gegebenen Bedingungen auszuführen vermag, so bleibt uns noch übrig, die Bergfahrt zu untersuchen. Bevor wir jedoch diesen Punkt berühren, dürfte es wichtig sein, den Unterschied in der Länge der drei hier in Frage kommenden Verkehrswege hervorzuheben: Es haben Eisenbahn 146 Kilometer, Rhein 185 Kilometer, der projectirte Kanal 125 Kilometer. Daraus geht hervor, daß der Rheinweg der längste, der Kanalweg der kürzeste ist. Der gegenwärtig in Kraft stehende Tarif zeigt uns, daß die Tauerei sich einerseits für das leere Schiff bezahlen läßt und andererseits für die Waaren, die in demselben transportirt werden. Für Waarentransport entrichtet man ohne Unterschied 2 Silbergroschen per Meile für 100 Centner. Die leer gehenden Schiffe hingegen bezahlen je nach ihrer Größe; die großen also verhältnißmäßig weniger als die kleinen. Ein Schiff von 2000 Centnern Tonnengehalt bezahlt per Meile 84 Silbergroschen; eines von 4000 Ctrn. 132 Sgr., während eines von 6000 Ctrn. nur 180 Sgr. und eines von 12,000 Ctrn. nur 324 Sgr. bezahlt. Dieser Unterschied, welcher auf dem Niederrhein, wo große Schiffe ohne Schwierigkeit fahren können, ganz in der Natur der Sache liegt, würde für unser Land, wo die Schifffahrt nur für kleine Schiffe möglich ist, gerade das entgegengesetzte Resultat haben für solche, welche 2000 bis 6000 Centner tragen und den Transport immer theurer machen.

Das Tauen eines mit 4000 Ctrn. beladenen Schiffes stellt sich zwischen Ludwigshafen und Straßburg, wie folgt: Länge des Weges: 185 Kilometer oder 25 Meilen. 4000 × 2 Sgr. × 25 Meilen = 2000 Sgr.; hiezu das Schiff 26 × 132 Sgr. = 2300 Sgr. Summa 5300 Sgr. oder 662 Fr. 50 C. Wenn zwischen Ludwigshafen und Straßburg ein Canal existirte, würde das nämliche Schiff, durch 2 Pferde gezogen, zu dem Preise von 1 Fr. per Kilometer nur 125 Fr. kosten, also 537 Fr. 50 C. weniger. Für ein Schiff von 6000 Ctrn. würde die Differenz zu Gunsten des Kanals noch weit beträchtlicher werden. Das Schiff würde bei der Tauerei kosten: 6000 × 2 × 25 = 3000 Sgr.; hiezu das Schiff: 25 × 180 = 4500 Sgr. Summa 7500 Sgr. oder 937 Fr. 50 C. Dasselbe Schiff auf dem Canal ganz leicht durch 2 Pferde gezogen, würde gleichfalls nur 125 Fr. kosten, also

812 Fr. 50 C. weniger. Auf dem seit 1866 im Betrieb sich findenden Saarkohlencanal tragen die Schiffe wegen der engen Schleusen und des 1 M. 60 starken Tiefgangs höchstens 4000 Ctr.; 2 Pferde ziehen dieselben, für die man 80 C. bis 1 Fr. 20 C. per Kilometer bezahlt, so daß der oben angenommene Mittelpreis von 1 Fr. per Kilometer ganz richtig ist. Was die alleinigen Zugskosten des Schiffes betrifft, ist also die Tauerei rheinaufwärts 5¹/₃ mal kostspieliger als auf dem Canal für Schiffe von 4000 Ctrn. und 7¹/₃ mal für Schiffe von 6000 Ctrn.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Berlin, 14. Dec. Der dritte Sohn des Kaisers von Rußland, Großfürst Alexis Alexandrowitsch, welcher erst vor kurzem von einer mehrjährigen Reise um die Welt auf der Fregatte „Swetland" nach Rußland zurückgekehrt ist, hat, wie aus St. Petersburg gemeldet wird, Befehl erhalten, sich zu einer neuen Reise um die Welt fertig zu machen. Es scheint demnach, daß die Hoffnungen auf eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und seinem Sohne sich als irrig erweisen. Ueber den Grund der Mißhelligkeiten in der kaiserlich russischen Familie erfahre ich von wohlorientirter Seite, daß dieselben durch eine heimliche Vermählung entstanden sind, welche Großfürst Alexis ohne Wissen seiner Eltern mit der Hofdame Alexandrine Schukowski, einer Nichte des russischen Finanzministers v. Reutern, eingegangen ist. Als der Kaiser Nachricht von dieser Mesalliance seines Sohnes erhielt, war er auf's Aeußerste erzürnt und setzte Alles in Bewegung, um die Ehe annulliren zu lassen. Doch die beiden Neuvermählten hielten fest an ihren Verpflichtungen. Die junge Frau befand sich in Nizza, als Graf Peter Schuwaloff, der Vertraute des Kaisers, beauftragt wurde, die frühere Hofdame zur Lösung ihrer Ehe mit dem Großfürsten zu bewegen. Die Mission des Grafen Schuwaloff scheiterte. Die Hofdame, welche eines Knaben genesen war, blieb standhaft. Der Kaiser schickte seinen Sohn auf eine Reise um die Welt, in der Hoffnung, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Doch dem scheint nicht so gewesen zu sein. Denn der Großfürst soll fest entschlossen sein, seine Ehe mit Alexandrine Schukowski aufrecht zu erhalten.

* Gypsen der Kleefelder vor und im Winter. Auf Grund gegebener Anregungen sind viele vergleichende Versuche über den Unterschied des im Herbste oder vor Winter und des im Frühjahre auf Kleefelder gebrachten Gypses angestellt worden. Es wird berichtet, daß der früh gegypste Klee im Frühjahre ein üppigeres Wachsthum entfaltet und höheren Ertrag geliefert habe, als der spät gegypste Klee. Bei drei Versuchen hat der Mehrertrag im Kleeheu pro Morgen im Durchschnitte 15¹/₃ Centner betragen, ein Gewinn, der bei den heutigen hohen Futterpreisen wohl verlockend genug ist, um auch diejenigen, die gar zu gerne im Gleise des althergebrachten Schlendrians wandeln, für die bessere Verfahrungsweise zu interessiren.

Der Nebel, welcher vom 8. bis 10. über London lagerte, ist seit Jahren nicht mehr so arg gewesen. So dicht war derselbe, daß es zuweilen unmöglich war, mehr als einige Fuß vorauszusehen. Die Dampfer auf der Themse stellten ihre Fahrten ein und auf den Straßen mußte die größte Vorsicht im Verkehr beobachtet werden. Die Bahnzüge aus den Vorstädten verspäteten sich alle, da die Locomotivführer nur mit großer Schwierigkeit die Signale sehen konnten. Gegen Mittag mußte wegen der zunehmenden Dichtheit des Nebels auch der Tramway-Verkehr suspendirt werden. Die Omnibusse gingen den Schneckengang und die Droschken und Cabs verschwanden fast gänzlich von den Straßen. Die Kutscher stiegen vom Kutschbock und führten die Pferde am Zügel. Die Straßenlampen in der City und im Westende wurden schon um 3 Uhr angezündet, während in den Läden, in Comptoirs und Häusern den ganzen Tag Gas gebrannt werden mußte. In einigen Theilen des Westendes wurde es sogar nöthig, zu Lichtern Zuflucht zu nehmen, da die Gaswerke außer Stande waren, dem unerwarteten Consum Genüge zu leisten. Am Abend wagte sich Niemand ohne Laterne oder Fackel auf die Straße. Am 9. gegen Mitternacht schien es, als ob der Nebel weichen wollte, aber am 10. mit Tagesanbruch war die Riesenstadt wieder in dichtes Grau gehüllt. Von allen Seiten liegen Berichte über Unfälle vor, die durch den Nebel verursacht wurden. Sehr viele Personen wurden überfahren, während andere bei Collisionen auf der Themse ertranken. Das Schlimmste an dem Nebel diesmal war, daß er so lange andauerte. Der letzte große Nebel am Lord Mayorstage 1870 währte nur einige Stunden.

Aus Alexandrien wird geschrieben: Ein Juwelier in Cairo muß reich sein, wenn er Geschäfte machen will. Und in der That, Rochmann und Frères war eine der reichsten Firmen Cairo's und daher der Zielpunkt aller Gauner der ägyptischen Hauptstadt. Doch all' der Liebe Müh' war vergebens: Rochmann war ein zu geriebener Patron; des Nachts schliefen zwei handfeste Wächter im Gewölbe und einer vor der eisenfesten Thür, ja sogar des Tages, während der Essenszeit, war ein Wächter daselbst. Eine Gauner-Gesellschaft errichtete nun etwa dreißig Meter von dem Laden entfernt eine Holzbaracke zum Weinverschleiße. Der gute Wein ging auch reißend ab, und anscheinend leere Fässer wurden fast täglich fortgeführt. Sie enthielten aber Erde. Die Gauner gruben zuerst einen senkrechten, dann einen horizontalen Gang bis genau unter das Gewölbe des Juweliers, und eines Tages während der Essenszeit wurde eingebrochen und das Gewölbe ausgeraubt. Rochmann soll 40,000 Pfund Sterling verloren haben. Den Stollen und die hölzerne Baracke fand man leer.

(Australisches Fleisch.) Gegenwärtig bestehen in den Colonien Australiens nicht weniger als 53 Fleischpräservirungsanstalten, davon 22 in Victoria. Die Zahl von Hornvieh betrug daselbst im Jahre 1871 4,810,851 Stück, die Zahl der Schafe 53,680,752 Stück. Im Verhältniß zur Bevölkerung, welche nur 1,919,303 Seelen beträgt, kommen daher 30 Stück Vieh auf jeden Kopf, während in Großbritannien dieses Verhältniß nur 1 : 1 ist. Noch ist aber das australische Fleisch in Europa beinahe gänzlich unbekannt; allein wir zweifeln nicht, daß, wenn die Bevölkerung einmal die Erfahrung macht, daß dasselbe nicht allein eben so gut als das einheimische, sondern auch bedeutend billiger ist, der Export bei der noch ungeschwächten Productionskraft der genannten Länder bald weitaus bedeutendere Dimensionen annehmen wird.

(Dingler Journal Bd. 210, p. 231.)

Räthsel.

Aus 12 Buchstaben kann man folgende sechs Worte bilden: 1 3 8 6 9 8 eine himmlische Tugend; 2 4 4 2 ein männlicher Vorname; 3 9 9 3 7 ein weiblicher Vorname; 4 10 6 ein dicker Strick; 5 6 1 2 ein männlicher Vorname: 3 7 1 3 11 9 12 7 1 eine Käferlarve. Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines großen deutschen Dichters und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen den Namen eines französischen Componisten, der das Meisterwerk des Erstern in Musik gesetzt hat.

Auflösung der Charade in Nr. 147:

Allegro, Orgel.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nr. 152. Speyer, Samstag, den 27. December 1873.

Die Kinder im Schnee.

Ein Winterabend still und kalt. —
Drei Kinder wandern durch den Wald.

Sie gingen schon oft den Weg allein —
Heut flimmert der Wald in irrem Schein.

Der Pfad, der sonst so kurz nach Haus, —
Heut mündet er nimmer zum Wald hinaus.

Die kleinen Beinchen schreiten voran.
Da ragt empor der finstere Tann.

Sie laufen zurück und hin und her —
Sie finden im Schnee den Weg nicht mehr.

Es weinen die Kleinen, wohl irrten sie weit.
Kalt ist die Nacht, und Schlafenszeit.

Sieh dort, unter Wurzeln ein trocknes Hohl,
Da bettet das Schwesterchen Beide wohl.

Trägt Moos und Laub zu ihrer Ruh
Und deckt mit dem eig'nen Tüchlein sie zu

Die Nacht ist kalt, vom Mond erhellt, —
Es funkeln die Sterne am Himmelszelt.

Man hat sie gesucht mit Rufen und Schrei'n,
Man hat sie gefunden bei'm Morgenschein.

Die beiden Kleinen, sie schlafen fest,
Aneinandergeschmiegt im warmen Nest.

Den Arm gerafft voll Laub und Moos,
So fand man die Andre bewegungslos.

So lag sie im Schnee — die Wangen roth,
Die hatte geküßt der eisige Tod.

Heinrich Seidel.

Miggles.

Von **Bret Harte**.

Autorisirte Uebersetzung von Sophie Verena.

(Schluß.)

Aber allem Anschein nach nicht dieselbe Miggles, welche vor einigen Stunden uns wie ein heller freundlicher Strahl entgegengeleuchtet. Ihre Augen waren gesenkt und als sie einen Moment, mit einer Decke über dem Arm, zögernd auf der Schwelle stand, schien sie all' die freimüthige Unerschrockenheit, welche uns vorhin so entzückt, zurückgelassen zu haben. Sie trat langsam in's Zimmer, zog einen niedrigen Schemel zum Armstuhl des Kranken, warf die Decke um ihre Schulter und sagte: „Es kann Euch ja gleichgiltig sein, Kinder, da das Haus etwas voll ist, werde ich diese Nacht hier bleiben.“ Sie nahm des Leidenden welke Hand in ihre Rechte und starrte in das Kaminfeuer. Ein instinctives Gefühl, daß dies nur die Eröffnung zu weiteren vertraulichen Mittheilungen sein werde und wir uns vielleicht später unserer frühern Neugier zu schämen haben würden, ließ uns in Schweigen beharren. Der Regen schlug noch auf das Dach nieder, einzelne daherziehende Windstöße machten die Flamme auf dem Herde ab und zu in hellerm Leuchten aufflackern. Bei einer im Aufruhr der Elemente eingetretenen Stille erhob Miggles das Haupt, warf ihr Haar zurück und, uns ihr Gesicht zuwendend, fragte sie plötzlich: „Ist Einer unter Euch, der mich kennt?“ Es erfolgte keine Antwort. „Besinnt Euch. Ich lebte im Jahre 53 in Marysville. Jeder kannte mich dort und Jeder hatte ein Recht dazu. Ich war die Besitzerin des Polkasaales, bis ich ihn aufgab, um mit Jim zu leben. Das ist sechs Jahre her; vielleicht habe ich mich seitdem etwas verändert.“

Daß Niemand von uns sie kannte, schien Miggles etwas zu verwirren. Sie wandte wieder ihr Gesicht dem Feuer zu und es vergingen einige Secunden, ehe sie von Neuem und jetzt viel schneller sprach. „Nun, ich dachte es müßte irgend Einer von Euch mich gekannt haben. Aber es thut nichts. Was ich sagen wollte, war dies: Jim hier“ — sie nahm während sie sprach, seine Hand in ihre beiden Hände — „kannte mich und gab eine Menge Geld für mich aus; ich glaube, Alles, was er besaß. Und eines Tages — es werden sechs Jahre in diesem Winter — trat Jim in mein Hinterzimmer, setzte sich auf's Sopha und wurde, wie er da sitzt, so daß er sich nicht wieder ohne Hülfe bewegen konnte. Er war vom Schlage getroffen und schien gar nicht zu wissen, was ihm geschehen, noch was ihm fehle. Die Aerzte kamen und erklärten, es sei eine Folge seines Lebenswandels — denn Jim war stets mächtig wild und lustig und unvorsichtig gewesen — und er könne nie wieder besser werden, er würde es auch nicht mehr lange machen. Sie riethen mir, ihn nach Frisco in's Hospital zu

schicken, er vermöchte fortan Niemand mehr zu nützen, sei ein hülfloses Baby für sein noch übriges Leben. Vielleicht lag etwas in Jim's Augen, vielleicht kam es, weil ich nie ein Baby gehabt, ich sagte „Nein.“ Ich war damals reich, denn ich war sehr populär; Gentlemen wie Sie, Herr, kamen in mein Haus; und ich verkaufte mein Geschäft, kaufte dafür diesen ganz abgelegenen Platz und brachte mein Baby her.“

Mit dem einer echten Frau innewohnenden Tact und der ihr eigenen Poesie hatte Miggles, während sie sprach, langsam ihre Stellung verändert, und während sie selbst sich in den Schatten zurückzog, die regungslose Gestalt des Leidenden zwischen sich und ihre Zuhörer gebracht, als ob sie dieselbe als eine schweigende Entschuldigung für ihre Handlungsweise hinstelle. Stumm und ausdruckslos, wie Jim war, er sprach trotzdem für sie, hülflos und vom göttlichen Blitzstrahl getroffen, legte der Unglückliche doch noch, wenn auch unsichtbar, seinen schützenden Arm um sie.

Im Dunkel verborgen, aber seine Hand noch immer haltend, fuhr sie fort: „Es dauerte lange, ehe ich in der Umgebung und den Verhältnissen hier heimisch zu werden vermochte, denn ich war an Gesellschaft und Zerstreuung gewohnt. Eine Frau zu meiner Unterstützung konnte ich nicht bekommen und einem Manne traute ich nicht; aber da die Indianer hier herum mir ab und zu die grobe Arbeit thun und gern eine hülfreiche Hand leihen, und mir außerdem alle Lebensbedürfnisse von North Fork geschickt werden, haben Jim uns ich und doch so leidlich durchgeholfen bis jetzt. Der Doctor aus Sacramento kommt ab und zu mit vor, um nach „Miggles' Baby“ zu sehen, wie er Jim nennt, und als er fortging, sagte er einmal: „Miggles, Ihr seid ein Prachtkerl — Gott segne Euch!“ Von da an schien es mir hier nicht mehr so einsam zu sein. Aber das letzte Mal, als er hier war, sagte er in der Thür: „Wißt Ihr, Miggles, Euer Baby wird bald wieder ein Mann werden und seiner Mutter Ehre machen; doch nicht hier Miggles, nicht hier!“ Und mir schien als gehe er betrübt von dannen — und — und —“ Miggles Stimme erstarb, ihr Haupt verlor sich ganz im Dunkel.

„Die Menschen sind hier recht gütig“, fuhr Miggles nach einer Pause fort und kam etwas mehr zum Licht zurück. „Die Männer aus North Fork machten sich Anfangs stets herum etwas zu schaffen, bis sie einsahen, sie wurden nicht gebraucht, und die Frauen sind gütig — sie kommen nicht. Ich war recht allein, bis ich eines Tages Joaquin im Walde fand, als er nicht größer war als so, und ihn mitnahm und lehrte um sein Mittagessen zu bitten; und dann habe ich Polly — die Elster — die hat so viel lose Streiche im Kopf und macht es Abends mit ihrem Plaudern ganz gemüthlich hier, oft ist's, als hätte ich Gesellschaft bei mir und so fühle ich mich nicht mehr so vereinsamt und als sei ich das einzige lebende Wesen auf dem Gehöft. Und Jim hier“ — sagte Miggles mit ihrem alten herzigen Lachen, indem sie wieder zum Lichte kam — „Jim, ich versichere Euch, Ihr Burschen, Ihr würdet Euch wundern zu sehen, was er Alles weiß und versteht für einen Menschen in seiner Lage. Zuweilen bringe ich ihm Blumen und er blickt sie so natürlich an, als kennte er sie gut und freue sich; und wenn wir Abends allein beim Kaminfeuer sitzen, lese ich ihm die Geschichten da von den Wänden vor. Mein Himmel!“ rief Miggles lachend, „diesen Winter habe ich ihm diese ganze Seite des Hauses vorgetragen. Es giebt gar keinen Mann so für's Lesen, wie Jim.“ — „Weshalb“, fragte der Richter, „heirathen sie nicht den Mann, dem Sie Ihr jugendliches Leben weihen?“

„Nein, es schien mir nicht recht, wollte ich aus Jim's Hülflosigkeit Nutzen ziehen“, entgegnete Miggles. „Und dann, wenn wir Mann und Frau wären, wüßten wir Beide, daß ich gebunden wäre zu thun, was ich jetzt freiwillig thue.“

„Aber Sie sind jung und anziehend —“

„Es ist spät“, sagte Miggles ernst, „und Ihr thut Alle wohl daran, zu schlafen. Gute Nacht, Kinder!“ Sie schlug ihre Decke um sich und legte sich neben Jim's Armstuhl nieder, ihr Haupt auf den niedrigen Schemel lehnend, auf dem seine Füße ruhten. Das Feuer erstarb langsam auf dem Herde, wir Alle wickelten uns schweigend in unsere Decken und bald hörte man keinen andern Laut in dem Zimmer, als das Klappern des Regens auf dem Dache und die schweren Athemzüge der Schläfer.

Es war fast Morgen, als ich aus einem wirren Traum erwachte. Der Sturm hatte sich gelegt, die Sterne leuchteten vom Himmel und über die hohen feierlichen Fichten draußen blickte der Vollmond durch die unverhüllten Fenster in's Zimmer. Er berührte die arme eingesunkene Gestalt im Armstuhl mit sanftem, mitleidsvollem Strahle und wob einen Glorienschein um das gesenkte Haupt der Frau, deren Haar, wie in der alten lieblichen Geschichte die Füße des Mannes, den sie liebte, umfloß. Ja, selbst Yuba Bill's rauhe Erscheinung wurde durch den Mondschein mit einem Hauch der Poesie bekleidet, Yuba Bill, der, sich auf seinen Ellenbogen stützend, zwischen unseren Wirthen und seinen Passagieren lag und mit seltsam geduldigem Ausdruck in seinen wilden Augen Wache hielt. Dann schlief ich wieder ein und erwachte erst bei hellem Tageslicht, als Yuba Bill mir zurief, „daß Alle auf wären!“

Der Kaffee wartete unser auf dem Tisch, aber Miggles war verschwunden. Wir durchsuchten das Haus nach ihr und zögerten immer noch mit der Abfahrt, als die Pferde längst angespannt waren, doch sie kehrte nicht zurück. Es schien uns klar, daß sie ein formelles Abschiednehmen vermeiden wollte, daß wir gehen sollten, wie wir gekommen waren. Nachdem wir den Damen in den Wagen geholfen, traten wir noch einmal in das Haus und nahmen feierlich Abschied von Jim, ihn nach jedem Handschütteln wieder eben so feierlich aufrichtend. Dann blickten wir uns noch einmal in dem langen, niedrigen Zimmer um, unsere Augen weilten auf dem Stuhl, auf welchem Miggles gesessen — und dann nahmen wir

langsam unsere Plätze in dem auf uns harrenden Wagen ein. Die Peitsche knallte, fort ging es.

Als wir aber die große Straße erreichten, zügelte Bill's geschickte Hand die sechs Pferde mit einem schnellen Griff, daß der Wagen im Moment still hielt, denn auf einer kleinen Anhöhe am Wege stand Miggles, ihr Haar flog im Winde, ihre Augen leuchteten, ihre weißen Zähne blitzten, ihr weißes Tuch wehte uns ein letztes „Lebewohl" zu. Wir schwenkten unsere Hüte als Erwiederung. Und dann, als ob Yubg Bill fürchtete, dem Zauber dieses reizenden Weibes noch mehr zu verfallen, hieb er wie wahnsinnig auf seine Pferde los, daß wir alle auf unsere Plätze zurückfielen und der schwere Wagen nur so dahin flog. Wir sprachen nicht eine Silbe bis wir North Fork erreichten und vor dem Wirthshause hielten. Dann traten wir Alle, geführt von dem Richter, in die Gaststube und setzten uns ernst um den Schenktisch. „Sind Ihre Gläser gefüllt, meine Herren?" fragte der Richter, indem er feierlich seinen Hut abnahm. Sie waren es. „So, dies Glas zu Ehren von Miggles! Gott segne sie!"

Vielleicht hat Er sie gesegnet. Wer weiß es?

* Das Ludwigshafen-Straßburger Canal-project.

(Schluß.)

Es bleibt also vom commerciellen Gesichtspunkte aus zu untersuchen, was der Waarentransport von Ludwigshafen nach Straßburg kosten würde durch die Tauerei, vermittelst des Canals und endlich der Eisenbahn; zu den Zugskosten der Schiffe gehören noch die folgenden Unkosten, die wir als gleich groß für den Canal annehmen, nämlich die Zeit für das Einladen, das Ziehen und das Ausladen, 8 Tage: Miethe für ein Schiff 8 Tage à 5 Fr. 40 Fr.; ein Führer nebst seinem Gehilfen für 8 Tage à 6 Fr. 48 Fr.; Seil- und Takelwerk für jede Reise 60 Fr. Zusammen 148 Fr. Für ein mit 4000 Centnern beladenes Schiff haben wir also:

1. Durch Tauerei: Zugskosten wie oben angegeben 662 Fr. 50 C.; Nebenauslagen 148 Fr. Zusammen 810 Fr. 50 C. oder 4 Fr. 5 C. per Tonne von 1000 Kilogramm.

2. Auf dem Canal: Zugskosten 125 Fr.; Nebenausgaben 148 Fr. Zusammen 273 Fr. oder 1 Fr. 36½ C. per Tonne.

Für ein Schiff mit 6000 Centnern:

1. Durch Tauerei: Zugskosten 937 Fr. 50 C.; Nebenausgaben 148 Fr. Zusammen 1085 Fr. 50 C. oder 3 Fr. 62 C. per Tonne.

2. Auf dem Canal: Zugskosten 125 Fr.; Nebenausgaben 148 Fr. Zusammen 273 Fr. oder 91 C. per Tonne von Ludwigshafen bis Straßburg. Die oben für die Fahrt auf dem Rhein sowohl als auf dem Canal angegebenen Kosten beziehen sich blos auf die zu machenden Auslagen, der Gewinn des Schiffers ist dabei nicht inbegriffen. Wir glauben denselben auf etwa 50 C. für die Tonne anschlagen zu müssen. Dasselbe ist der Fall mit den Assecuranzkosten, welche sich für die Tonne auf etwa 25 C. belaufen mögen. Auf der Eisenbahn beträgt der niedrigste Tarif für vollständige nicht gedeckte Wagen von 200 Centnern, auf welchen die Rohstoffe (Steinkohlen, Steine, Holz) transportirt werden, zwischen Ludwigshafen und Straßburg 5 Fr. 50 C. per Tonne.

Fassen wir nun Alles zusammen und stellen wir eine Vergleichung an: Schiffe von 4000 Centnern Gehalt: Zugskosten 4 Fr. 5 C., Gewinn des Schiffers 50 C., Assecuranz 25 C., zusammen 5 Fr. 80 C. Unterschied 70 Cent. zu Gunsten der Tauerei für die Fahrt von Ludwigshafen nach Straßburg. Dieser an sich schon unbedeutende Unterschied zu Gunsten der Tauerei reducirt sich nothwendigerweise auf Null, wenn man bedenkt, daß die Schifffahrt auf dem Theile des Rheins, mit dem wir zu thun haben, immer schwieriger und kostspieliger sein wird, als auf dem Unterrhein. Es steht also zu erwarten, daß das Tauereisystem, weit entfernt, seine Tarife zu ermäßigen, im Gegentheil genöthigt sein wird, sie bedeutend zu erhöhen. Da die Strömung des Rheins zwischen Straßburg und Mannheim viel stärker ist, als unterhalb letzterer Stadt, so versteht sich von selbst, daß es dem Tauer schwer fallen wird, mehr als die Hälfte des Gewichtes fortzuschaffen, welches er zwischen Mannheim und Rotterdam bewältigt. Die Transportkosten werden daher nothwendigerweise größer sein und immer mehr zunehmen, je mehr man das zu transportirende Quantum vermindern muß, um fahren zu können, und werden sicher die Eisenbahntarife beträchtlich übersteigen.

In gleicher Angeleg nheit schreibt eine kundige Feder der Straßb. Ztg.:

„Die Güter, welche per Bahn von Mannheim nach Straßburg auf Grund des Specialtarifes befördert werden, kosten 5 Fr. 50 C. per Tonne; dahingegen steigt der Preis für die Beförderung durch die Dampfschiffe auf 10 Fr. Es ergibt sich also zu Gunsten der Eisenbahn eine Differenz von 4 Fr. 50 C. oder mit anderen Worten: Der Stromweg ist um 82 % theurer als der Schienenweg. In obigen Sätzen sind, so weit es den Stromweg betrifft, die Flußassecuranz und die Krahnengebühren noch nicht inbegriffen. Aus Vorstehendem erhellt, daß bei Benutzung des Stromweges im buchstäblichen Sinne für alle Güter unthunlich ist, die in großen Mengen verschickt werden. Mit Rücksicht auf die Stückgüter, die immer nur in kleinen Partheien verschickt werden, liegt es in der Natur der Sache, daß in einem erst seit Kurzem zu Deutschland gehörigen Lande noch keine so lebhaften Beziehungen zu den Bewohnern des rechten Rheinufers haben Platz greifen können, daß durch sie einem Dampfschifffahrtsdienste die genügende Nahrung zugeführt würde. Es werden voraussichtlich noch manche Jahre in's Land gehen, bevor an die Erlangung eines derartigen Resultates zu denken ist. Wenn aber nun die Dampfschifffahrtsgesellschaft nicht in der Lage ist, durch Einnahmen aus dem Personenverkehr und aus den Frachtsätzen für Stückgüter auf ihre Kosten zu kommen, warum geht sie nicht dazu über, sich durch Beförderung von Massengütern (Schiffsladungen) schadlos zu halten, ein Dienst, der zwischen Mannheim und Rotterdam zu so hoher Blüthe gelangt ist? Hierauf kann von 3 Unterstellungen nur eine zutreffen: 1. die Ungeschicklichkeit in der bisherigen Geschäftsführung; 2. das Vorhandensein eines vom Staate geleisteten Zuschusses, welcher ein bestimmtes Minimum der Einnahmen garantirt; 3. die enormen Kosten, welche durch eine Schifffahrt erwachsen, die mit einem starken Strome einerseits und mit niedrigem Wasserstande andrerseits beständig zu kämpfen hat, wodurch man zu dem Resultate gelangt, daß es vortheilhafter ist, sozusagen leer zu fahren, als Massengüter so billig zu befördern, daß durch den Frachterlös die erwachsenden Kosten nicht gedeckt werden.

Da wir nun durchaus nicht zu der Annahme berechtigt sind, daß eine der beiden ersten Unterstellungen zutreffe, so bleibt uns nur die dritte übrig, und sind wir vollständig davon überzeugt, daß lediglich der angeführte Gesichtspunkt die Dampfschifffahrts-Verwaltung veranlaßt hat, auf den Massentransport von Gütern Verzicht zu leisten. Beeilen wir uns übrigens hinzuzufügen, daß dieser Entschluß ein durchaus weiser war, und daß wir an ihrer Stelle gerade so gehandelt haben würden.

Vergleichen wir nunmehr die Transportpreise für Schiffsladungen von Rotterdam und Mannheim mit denen zwischen Mannheim und Straßburg. Unter Zugrundelegung des Petitions-Entwurfes an den Reichkanzler Fürst Bismarck, in Folge dessen die bekannte Versammlung auf dem hiesigen Rathhause

stattfand, sehen wir, daß, während der Wasserweg stromaufwärts von Mannheim um 85 % theurer ist als der Tarif der Eisenbahnen, dieser letztere auf der Strecke unterhalb Mannheim bedeutend theurer ist als die Benutzung der Wasserstraße, **und zwar um 58 % für die Bergfahrt und um 195 % für die Thalfahrt.** Kann es uns unter diesen ungünstigen Umständen Wunder nehmen, wenn unser Handelsstand die Wasserstraße nur in ganz geringem Maße benutzt, und wenn der Rhein zwischen hier und Mannheim einer Einöde gleicht, während zwischen Mannheim und Rotterdam eine große Anzahl von Schiffen hinauf und hinunter seine Wogen durchfurchen. Schließlich erklären wir ganz formell: **So lange die Schifffahrt es nicht dahin bringt, dem Handel treibenden Publicum für die Strecke zwischen Straßburg und Mannheim die gleichen Vortheile zu gewähren, wie sie unterhalb der genannten Stadt bestehen, so lange können wir den Wasserweg auf dem Rheine nicht als einen mit der Eisenbahn „concurrenzfähigen" betrachten.**

„Wir können niemals zugeben, daß man mit Rücksicht auf die Concurrenzfähigkeit die Tauerei ernstlich mit einem Canaldienste vergleichen darf, denn die Tauerei kann nur in **einer** Richtung (stromaufwärts) wesentliche Dienste leisten, während der Canal nach jeder Richtung hin ausgenützt werden kann. Nehmen wir beispielsweise den Fall an, die Regierung wolle in Ludwigshafen oder Mannheim Befestigungen anlegen lassen und dazu Steine aus der Straßburger Gegend verwenden. Das einseitige Tauereisystem würde nun und nimmermehr in der Lage sein, die immensen Quantitäten an Steinmaterial herbeizuschleppen. Wäre hingegen ein Canal nach Ludwigshafen vorhanden, so würde der Transport auf demselben sich etwa auf 1¼ Centimes per Tonne und Kilometer stellen oder, die Länge des Canals von hier nach Ludwigshafen zu 125 Kilometer angenommen, auf 1 Fr. 65 C. per Tonne nach Ludwigshafen gelegt. — Verhältnißmäßig hoch stellen sich auch die Beförderungskosten für die zu den Befestigungen von Straßburg bestimmten Steine aus dem Lützelburger Thale von Arschweiler an. Sie kosten bei einer Entfernung von annähernd 60 Kilometern 2¾ Centimes nach Straßburg gelegt. Wenn man aber bedenkt, daß diese kleine Strecke die theuerste in unserm elsaß-lothringischen Canalnetze ist, weil auf derselben 51 Schleusen zu passiren sind (im Durchschnitt kommt eine Schleuse auf je 1176 Meter), und daß durch das Ein- und Ausladen gerade so viel Zeit in Anspruch genommen wird, wie durch die Fahrt selbst, so wird man sich nicht mehr über die hohen Preise wundern können. Will man sich von der **Billigkeit der Canalstraßen** eine richtige Vorstellung machen, so muß man andere Beispiele wählen, wie etwa die Kreide, welche von Chalons an der Marne bis Straßburg (eine Strecke von 342 Kilometer) zum Preise von 6 Fr. per Tonne befördert wird, was 1¾ Centimes per Tonne und Kilometer ausmacht, Assecuranz inbegriffen."

Miscellen.

(**Eine technische Erfindung.**) Einer Meldung der „N. Z. Z." zufolge hat Herr Knecht in Glarus eine Erfindung gemacht, durch welche die Gotthard-Durchbohrung bedeutend gefördert und jedenfalls vor Ablauf der Vertragszeit — man spricht von zwei Jahren vorher — vollendet würde. Herrn Knecht soll es nämlich glungen sein, eine Stahlverhärtung zu produciren, welches alles Aehnliche und bis jetzt Bekannte hinter sich läßt und im Stande ist, eine kleine Revolution in der Technik hervorzurufen. Mit diesem verhärteten Stahl hat man in Göschenen Löcher durch andern Stahl hindurchgeschlagen und bei den Tunnelbohrungen hofft man in Zukunft wenigstens das Doppelte zu leisten als bisher.

London, 18. Dec. (Der Sturm.) Berichte liegen vor aus dem ganzen von Glasgow und Nottingham auf der einen und von Aberdeen und dem Wash auf der andern Seite begränzten Theile Großbritanniens über die verheerenden Wirkungen des Orkans vom 16. ds. Me[illegible] nach welcher seine Hauptstärke in **Sheffield** concentrirt zu haben scheint. Der angerichtete Schaden ist enorm, und Verluste von Menschenleben werden aus fünf weit von einander entfernt liegenden Orten gemeldet. In Sheffield sind nicht weniger als acht Fabrik-Schornsteine, die eine Höhe von 120—380 Fuß hatten, eingestürzt, und haben im Sturz viele Läden zerstört und Menschen getödtet. Ein einziger solcher Schornstein hat den Tod von fünf und die schwere Verletzung von neun Arbeitern zur Folge gehabt. Der ganze Umfang des angerichteten Schadens ist noch nicht bekannt; ebensowenig weiß man jetzt schon wie viele Menschen eigentlich umgekommen sind. Der Orkan tobte mit gleicher Wuth auf dem Lande wie in den Städten, und von den letzteren wurden namentlich heimgesucht außer Sheffield noch die größeren Provincialorte Leeds, Halifax, Aberdeen, Perth, Edinburg und Glasgow. In dem letztgenannten Ort wurde ein Knabe vom Sturm ergriffen, gegen ein Thor geschleudert und sofort getödtet. Dieses Factum wird vielleicht mehr als das bisher Erzählte eine deutliche Vorstellung von der Gewalt des Orkans geben. In Darlington trieb der Sturm einen auf den Schienen stehenden leeren Eisenbahnwagen sechs englische Meilen vor sich her, und eine Locomotive mußte dem Deserteur nachgeschickt werden. Wie aus dem Gesagten hervorgeht, darf man nicht mit Unrecht behaupten, daß der Orkan vom 16 d. zu den verheerendsten gehörte, die seit vielen Jahren Schottland und England heimgesucht haben.

Ein Telegraphenkabelfeind. Es ist schon mehrfach vorgekommen, daß die submarinen Telegraphenkabel von Seethieren beschädigt worden sind, jedoch hat man bisher nie genau erforschen können, zu welcher Gattung dieselben gehörten und hatte bald die Seeschildkröten, bald die Hai- oder andere Fische, oder wohl gar gewisse Insecten in Verdacht, den polizeiwidrigen Unfug in der gendarmerielosen Meerestiefe auszuüben. Ganz neuerdings hat man aber den Feind genau erkannt; zwar hatte er keine Visitenkarte hinterlassen, wohl aber war ein Stück seines lieben Ichs im Kabel sitzen geblieben, so daß kein Zweifel über seine Familienabkunft bleiben konnte. Die Construction des Kabels ist folgende: Um die sieben zur Leitung des elektrischen Stromes dienenden Kupferdrähte ist eine starke Guttaperchahülle gelegt und darüber ein dickes Hanfgewebe gewunden, welches schließlich noch von dünnen Eisendrähten, die wiederum mit Guttapercha überzogen sind, umgeben ist. Das Loch ging durch die ganze Masse des Kabels hindurch; drei der Kupferdrähte waren mit durchschnitten, in der Oeffnung aber steckte ein knochiges Stück, welches zweifellos einer der Zähne eines Sägefisches war. Nach der Meinung eines bei der Untersuchung betheiligten Naturforschers ist nun die Sache wahrscheinlich in folgender Weise vor sich gegangen. Ein Sägefisch suchte sich seine Mahlzeit, wobei er gewohnheitsmäßig mit seiner scharfzackigen Kinnlade, wie mit einer Sense, im Schlamme nach rechts und links mähte, um so das darin versteckte, ihm mundgerechte Gethier aufzustöbern. Bei dieser Beschäftigung kam er dem auf dem Grunde liegenden Telegraphenkabel zu nahe, hieb hin, fühlte sich gefangen, wurde zornig, hieb stärker und immer wuthiger, noch stärker, bis der Zahn durchging und schließlich abbrach. Auf solche Weise wurde der Telegraphenverkehr zwischen Singapore und Penang gestört.

Auflösung des Räthsels in No. 148:

Versprochen.

Redaction von Dr. Eugen Jäger. Druck der Jäger'schen Druckerei in Speyer.









